Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received June 1886.
Accessions No. 31185 Shelf No.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1884.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Digitized by Google

APR
1884

31185

Digitized by Google

Schiffbruch.

Novelle

von

E. Vely.

I.

Die Mittagssonne fiel durch die Kuppel der kleinen Villa nahe dem Englischen Garten Münchens, in welcher David Haslau, der berühmte Archäologe, wohnte; es war die heiße, schwüle Sonne eines Julitages, welche die Marmor- und Gipsgestalten, welche die Rotunde unter derselben füllten, in blendender Weiße erstrahlen ließ.

Sie waren alle da, die Lieblinge des wunderlichen Alten; der ganze Olymp hatte sich bei ihm versammelt, und diesen hehren Gestalten gehörte recht eigentlich das Häuschen vor dem Thore; nur so gelegentlich erinnerte sich der Professor, daß noch zwei Kinder einen Raum in demselben beanspruchten neben Zeus und Diana, Venus und Mercur. Hätte seine frühverstorbene Gattin ihm zwei Marmorgestalten hinterlassen, statt der kleinen Menschen aus Fleisch und Bein, so wäre es ihm weit leichter und angenehmer gewesen, für sie zu sorgen — vielleicht auch hätte sie öfter ein zärtlicher Blick gestreift, als es so geschah; denn David Haslau weilte häufiger bei seinen schweigenden Hausgenossen als in dem Gemach, wo das heranwachsende Zwillingspaar über den Schulbüchern saß.

Heute schob sich durch den braunrothen Vorhang, welcher den Eingang verdeckte, die Gestalt eines etwa vierzehnjährigen Mädchens; vorsichtig auf den Fußspitzen trippelte es über die alte Mosaik, die ein paar Faustkämpfer darstellte, bis in die Mitte der Rotunde und schaute dann mit den großen blauen Augen in dem grell beleuchteten Raume umher. Da standen eine Juno Sospita, der Abguß des Apoll von Belvedere, eine Ceres, der Faun vom Capitol in Bronze, ein antiker Bacchus, das Hauptstück von des Professors Originalstatuen, und endlich eine Nachbildung des Hermes aus dem Vatican. Auf den fiel der Blick des Kindes zuletzt — und wie erschreckt.

Die Rotunde war seit Jahren vor ihr verschlossen worden; denn die alte Haushälterin hatte ein Grauen vor den Abgöttern ihres Herrn.

Des Hermes wunderbar schöne Gestalt, sein vornehm edler Gesichtsausdruck wirkten auf das blonde Kind; zugleich aber empfand es schmerzlich den Mangel der Arme und hob die seinen in die Höhe.

Digitized by Google

„O, warum fehlen nur die dir?“ fragte es, und blickte an der Statue empor und schüttelte den Kopf mit dem Lockengewirr und stand dann wieder still und fügte mit trauriger Stimme hinzu: „Wenn das nicht wäre — o, so wärest du wol gar zu schön — und ganz vollkommen, sagt der Vater, kann nichts sein.“

Eine Weile stand sie noch und sah außer dem Hermes nichts mehr um sich, und endlich schlüpfte sie seitwärts, wo ein Marmorblock mit einer schwer zu entziffernden Inschrift lag, den man erst heute hereingeschafft, damit David Haslau seine Kunst daran erprobe, und setzte sich darauf nieder, faltete die schlanken Hände im Schos und blieb in stille Bewunderung des Gottes versenkt.

Die Schwüle wurde drückender, die Sonne brannte durch das Glasdach auf den blonden Scheitel; tiefer und tiefer sank das Köpfchen auf die Brust.

Mit einer gewaltsamen Bewegung, als wolle sie sich gegen den Zauber wehren, hob sie den Kopf wieder.

„Das haben ja Menschen gemacht“, sagte sie halblaut, „vor so viel tausend Jahren, ich weiß es wol — und heute, heute gibt es ebensolche kunstreiche Menschen, die das auch können! Aber damals betete man zu solchen Göttern — und heute ist es Sünde.“

Der kleine rothe Mund zuckte. „Brigitta sagt, es ist schon sündlich vom Vater, daß er diese Steingestalten so sehr liebt — aber schön finden, was schön ist, das sollte doch nicht unrecht sein!“

Unter der Stirn, die fast zu hoch und durchbildet für das jugendliche Alter erschien, wollte es nicht klar werden über diesen Widerspruch, und deshalb senkte sich das Köpfchen aufs neue.

Der Professor hatte einen Gast aus dem Norden, welcher ihm mit einem Empfehlungsbriefe gesandt war, durch sein Haus geführt und betrat nach einer Weile mit demselben die Rotunde. Der Bacchus, für welchen ihm schon große Summen geboten waren, blieb sein Hauptstück, das sparte er stets bis zuletzt auf. Und sich demselben mit seinem Gast zuwendend, erzählte er die Geschichte des Fundes ausführlich. Geduldig und interessirt zugleich hörte der Fremde zu. Er war eine schlanke Gestalt, jugendlich noch mit einem ausdrucksvollen Kopf und lebendigen braunen Augen. Sorgfältig erläuterte der alte graue Herr jede Einzelheit; fast zärtlich berührte er mit den Fingerspitzen Arme und Gewand, zeigte die muthmaßliche Stellung des rechten Fußes, welcher fehlte, und den ergänzen zu lassen er sich nicht entschließen konnte, und so aufmerksam sein Gast auch anfangs lauschte, endlich begannen seine Blicke doch von dem Bacchus seitwärts zu schweifen — und dann stieß er plötzlich einen Laut der Ueberraschung aus und faßte nach des Professors erhobenem Arm.

„O sehen Sie doch — Natur und Kunst — nein, das ist entzückend.“

David Haslau schob seine Brille weit über die Augenbrauen empor und unterbrach seinen Vortrag mit einem beinahe ärgerlichen: „Nun aber, was denn?“

„Psyche zu Hermes Füßen — nein, welch ein liebliches Bild!“ Diesmal flüsterte es der Fremde, um den Schlaf des Kindes nicht zu stören, das, auf dem Marmorblock sitzend, mit dem Oberkörper gegen das Postament der Hermesstatue gesunken war; die blonden Locken, wie klares Gold in dem Sonnenschein erglän-

Digitized by Google

zend, flossen über die Füße des Gottes; die Arme waren vom Schoße herabgeglitten, die Lippen halb offen, ein glückliches Lächeln spielte um dieselben.

„Aber das ist ja Ada — und noch dazu ist es den Kindern streng verboten, hier einzutreten", sagte der Professor und hustete trocken, schob seine Brille wieder herab und fuhr fort: „Sehen Sie einmal nach der rechten Hüfte — nein, bitte so, da haben Sie einen bessern Ueberblick —"

Aber nur der Höflichkeit genügend war fortan die Aufmerksamkeit des Fremden; seine Blicke glitten immer wieder seitwärts, um die Schläferin zu betrachten.

Jetzt dehnte sie sich ein wenig, die rothen Lippen sprachen stammelnd einige Worte, der Kopf hob sich — David Haslau hatte seinen Vortrag beendet und wandte sich nach links; es mochte das Geräusch der Schritte sein — die blauen Augen öffneten sich und starrten verwirrt den Fremden an; dann schüttelte sie die Locken aus dem Gesicht und sagte: „Du hattest ja vorhin keine Arme — oder träumte ich das nur?"

Der Fremde verstand den Sinn der Worte nicht; der Professor aber bog sich nieder, und so ärgerlich, als er zu sprechen vermochte, klang es zu dem Kinde hinab: „Ada, was hast du hier zu thun?"

„Hermes", stammelte sie, noch immer nicht ganz ermuntert; dann aber starrte sie nach dem Fremden, sprang empor, stieß einen leisen Schrei des Schreckens aus und murmelte: „Daß es den noch einmal gibt und in Fleisch und Blut"; dann aber überzog glühende Röthe ihr Gesicht, die Lippen zuckten und sie schwieg verlegen.

„Geh zu Brigitte", gebot der Professor; der andere aber legte seine Hand auf den blonden Scheitel, sah tief in die träumerischen blauen Augen und sagte leise: „Psyche — Psyche — und wer die einmal weckt!"

Als wäre die Hand heiß und schwer gewesen, welche doch nur so leicht die goldenen Haarfäden berührt hatte, bebte das Kind zusammen und entfloh geräuschlos, wie ein verschüchterter Vogel.

David Haslau wandte sich an seinen Begleiter, stieß zweimal ein krächzendes „Hm! Hm!" hervor und meinte: „Das ist aber sonderbar, wie Sie dem armelosen Burschen dort auf dem Postament gleichen — das ist ja rein lächerlich! Verzeihung, ich habe ihn gern, gewiß gern, sonst hätte ich sein ziemlich mangelhaftes Abbild nicht hier — aber alles zu glatt, zu conventionell, wenn ich so sagen soll. Der Schelm ist ja ganz recht charakterisirt — der Diplomat des Olymp, ja, ja; aber meinen ur- und naturwüchsigen Bacchus, den gäbe ich nicht für den vaticanischen Höfling."

Der rothe Vorhang, durch welchen Psyche geschlüpft war, bewegte sich noch leise. Der braunlockige Mann warf kaum einen Blick auf den Olympier, welchem er so sehr glich; es mochte ihm wol auch nicht zum ersten mal gesagt sein, denn in seinem Wesen lag etwas von Selbstbewußtsein und Siegesgewohnheit — er sah nach dem Ausgang zurück und seufzte leise.

Das blonde Kind schlich wie ein ertappter Verbrecher durch den Corridor.

Als sie die Thür des Wohngemaches öffnete, rief ihr eine frische Knabenstimme entgegen:

Digitized by Google

„Wo steckst du wieder, Ada? Ich warte auf dich; du weißt doch, ich muß einen Aufsatz machen!" Und ein Peitschenstiel, mit welchem er gespielt, flog dabei in eine Ecke. „Und es ist so schwer — über die griechischen Götter sollen wir schreiben."

„Da sind Jupiter und Apoll, Bacchus und Hermes", antwortete sie, fast zaghaft den letzten Namen hervorbringend.

„Aber das ist ja der Gott der Lüge", lachte Rafael, „den soll ich doch nicht verherrlichen?"

Sie senkte beschämt den Kopf, faßte dann aber Muth und setzte hinzu: „Er war noch so vieles andere, so wichtig für den Olymp."

Ada zog einen Stuhl heran und schaute zögernd in die Höhe.

„Wenn du mich nun nicht hättest?"

Rafael lachte. „Ich habe dich aber, Schwesterlein, und das ist genug. Und Schwestern sind für die Brüder da — und die Weiber überhaupt —"

„Nun?" fragte Ada.

Rafael schwang seinen Bleistift in die Luft: „Zum Dienen und Dulden, wie Brigitte sagt, wenn sie auf die Männer schimpft."

Die Schwester antwortete nicht; sie legte das Papier zurecht und tauchte die Feder ein.

Eigentlich hatte Rafael recht, die Schwestern sind für Brüder da; sie war immer für ihn dagewesen, er hatte ja keine Mutter. Dann aber schüttelte sie den Kopf. Dulden und Dienen, das war kein guter Spruch, und auch wol nicht immer wahr — so wenig berechtigt, als wenn man Hermes einzig nur den Gott der Lüge heißen wollte! Doch sie hätte es noch lieber gehabt, diese Bezeichnung wäre ihm gar nicht zugekommen.

II.

Wenige Tage darauf war's, als seien die Ruhe und der Respect vor der nothwendigen Einsamkeit des Professors für immer aus der kleinen Villa verscheucht; und doch hatte nur eine einzige Frauengestalt die Schwelle derselben überschritten: David Haslau's Schwester, Cornelie.

Sie war im Norden an einen Staatsbeamten verheirathet gewesen, und dann, zur Witwe geworden, wollte sie ein ihr streng zugeschnittenes, fast klösterliches Alltagsleben rächen, indem sie ungebunden von Ort zu Ort reiste, ein großes Vermögen willkürlich verstreuend.

Mit ihrer südlichen Lebendigkeit und Naturwüchsigkeit, welcher sie im Norden künstliche Fesseln hatte anlegen müssen, brachte sie nie geahnte Unruhe in das stille Gelehrtenheim, wo man ihrer jahrelang nicht gedacht. Aber sie selber erklärte: „Gerade recht bin ich gekommen, gerade zur Zeit! Lieber Himmel, was hätte denn sonst aus dem armen Ding, der Ada, werden sollen?"

Der Professor hatte einen Blick nach dem Abbild der Juno Ludovisi hinübergeworfen, der Psyche von Capua zugelächelt und geseufzt: „Freilich, Cornelie, freilich!"

Digitized by Google

Dann hatte sich die Frau Geheime Oberjustizräthin installirt, leicht und geräuschvoll, ohne Rücksicht auf andere. Im kleinen Saal, wo Apollo mit den neun Musen stand, schrieb sie ihre Briefe, las sie Zeitungen und Romane; in dem Cabinet, wo von einer Säule herab das schmerzdurchwühlte Antlitz der Medusa Rondanini sah, schlug sie ihr Bett auf — Träume beängstigten deshalb nicht ihren Schlaf — und in des Professors geweihtem Schreibgemach ließ sie Wollknäule, Stricknadeln und Musterblätter liegen.

Ada führte plötzlich ein Wanderleben im väterlichen Hause; die alten Folianten in Schweinsleder, in denen sie sonst studirt, wurden verbannt, moderne Dichter gelesen, bei deren Liebesliedern Tante Cornelie verstohlene Thränen trocknete und seufzte: „O, meine Jugend!"

Nach vier Wochen aber erklärte die Unruhige, daß sie nun dem häuslichen Leben des Professors genug Opfer gebracht habe und reisen müsse.

„Freilich, freilich!" erwiderte David Haslau, diesmal mit einem erleichternden Seufzer — und dasselbe Wort hatte er, als Cornelie behauptete, natürlich werde Ada sie begleiten, da sie deren Erziehung nun einmal übernommen habe. Und so reisten sie. Beide hagern Hände des Professors legten sich auf seines Kindes Haupt, dann nickte er und sagte: „Acht geben! Villa Albani, Relief Hermes und Eurydice! Und den großen Velasquez im Palazzo Doria grüßen!"

Und Ada fühlte, daß die Regung des Bedauerns, nicht auch seine Lieblinge sehen zu können, mächtiger bei ihm war als der Gedanke des Scheidens von seinem Kinde.

Die Briefe des Professors, welche dem Kinde in die Fremde folgten, waren kurze, abgerissene Sätze, diejenigen Rafael's unorthographische Klagelieder über die Lehrer und Brigitta — er neidete die Schwester, welche sich in ungebundener Freiheit bewegen durfte.

Zwei Jahre war die lebhafte Witwe mit Ada auf Reisen gewesen, als die Nachricht von einer schweren Erkrankung des Professors eintraf. Man kam noch eben rechtzeitig, um den alten Griechenfreund selber einem Steinbild gleich in der Rotunde schlafen zu sehen; zu seinen Häupten stand der lachende Bacchus, den Thyrsusstab schwingend.

Als Ada an seinem Sterbebett auf die Knie sank, erinnerte sie sich voll Wehmuth seiner Abschiedsworte — und ein heißes Sehnen zog durch ihr Herz, daß sich die starren Hände noch einmal heben möchten, um sich segnend auf ihr Haupt zu legen, wie es andere Vaterhände zu thun pflegen.

Umsonst! An des Vaters Leiche fühlte sie, welch ein einsam Kind sie gewesen, fühlte sie, daß sie ein einsam Mädchen war.

„Zu den Göttern versammelt sein", das war für den alten heidnischen Professor der Tod, vor dem er sich nie gescheut. Aber nicht einmal mußte er daran gedacht haben, was das Leben wol mit seinen Kindern beginnen könne. Alltägliche Sorgen hatten ihn nie bekümmert. Sein einst großes Vermögen war verstreut worden im Ankauf von Kunstgegenständen — als jetzt sein Bacchus, seine Torsi, Bronzen und Münzen verkauft wurden, erzielten sie doch nur eine beschei-

Digitized by Google

dene Summe. Er hatte mit Passion erworben; ein Verkauf, der Nothwendigkeit halber, rächte dieselbe.

„Ich bin da, heute, immer! Wir verstehen uns!“ sagte Cornelie zu dem blonden, ernsten Mädchen, und wenn Ada auch damals schon wußte, daß weder sie die unruhige Frau verstand, noch daß jene ein Verständniß für sie haben könne, faßte sie doch dankend die kleine, energische Hand, welche sich ihr entgegenstreckte.

Aber wie sie wieder aufschaute, sah sie Rafael's Blicke fragend auf sich gerichtet, und heiße Röthe überzog ihr Gesicht. Sie ließ Frau Corneliens Hand sinken und eilte auf den Bruder zu.

„Vergib, Rafael!“

„Was?“ sagte der schlanke Knabe mit trotziger Miene, „daß du an dich allein denkst? Und ich brauche auch wol weder dich noch die andere!“

Verschüchtert und beschämt zugleich stand das blonde Mädchen neben dem Zwillingsbruder. Sie wußte, derselbe sei Frau Cornelie unbequem, seine noch nicht vollendete Erziehung würde ihre Freiheit eingeengt haben. Ueberdies hatte der Vormund ihn für eine juristische Laufbahn bestimmt — eine neue Trennung war unausbleiblich.

„Die Kunst!“ war das Losungswort der Witwe; sie behauptete, nach ihr gedurstet zu haben all die Jahre ihrer Ehe, an der Seite eines Mannes, der nicht einmal einsah, wozu dieselbe existire. „Ich hätte selber Talente gehabt“, setzte sie hinzu, und dann war es leuchtend über ihr Gesicht geflogen. „Es liegt in unserer Familie, und du, Ada, du mußt auch ein Talent haben — es kommt nur darauf an, es zu entdecken. Du bist aufgewachsen in einer Atmosphäre, die das bedingt.“

Vergebens hatte Ada verneint. Sie besaß Verständniß und Liebe für die Kunst; sie zog Marmor und Bild jeder lebenden Gesellschaft vor — aber eigenes Talent, selber schaffen? Nein, der Drang hätte sich geltend machen müssen, lange bevor Frau Cornelie in der Isarstadt aufgetaucht war.

Es half nichts, es mußte geforscht werden. Die Professoren wurden befragt, ob Ada's Zeichnungen nicht Genie verriethen; sie nannten sie aber nur verständige Versuche zur Enttäuschung Corneliens; da lernte sie einen Bildhauer kennen, welcher so gefällig war, Ada auf sein Gebiet zu verweisen, ja, zur Schülerin anzunehmen.

Cornelie Heidenfeld war entzückt. Sie behauptete, nun habe sie einen Lebenszweck, aus Ada eine große Künstlerin zu machen.

„Kind, das ist noch ein Feld! Da ist weniger Rivalität wie bei der Malerei! Denke, die unzähligen Malerinnen; man kann sich ihrer Staffeleien halber kaum in den Galerien bewegen. Du wirst groß werden.“

Und sie begleitete die junge Kunstschülerin unermüdlich in das Atelier des Professors. Ada hatte eine gewisse Neigung, eine große Geschicklichkeit, emsigen Fleiß für das einmal Begonnene; aber ihr Lehrer zuckte nach Monaten die Achseln: „Sie legt ihre Seele nicht hinein!“

Frau Cornelie brachte ihrer Natur nach das größte Opfer: sie blieb drei Jahre an dem gleichen Ort, um die Studien Ada's nicht zu unterbrechen. Sie

Digitized by Google

that das alles im Hinblick auf die Zukunft. Wenn das blonde Mädchen eine berühmte Künstlerin wurde, so war sie es, welche sie entdeckt, geführt hatte. Sie besaß das Talent zu einer Theatermutter im höhern Sinne.

Da trat Rafael eines Tages unerwartet über die Schwelle — ein schlanker, junger Bursche, einem jugendlichen Apoll vergleichbar, voll kecker, welttrotzender Haltung, sprühende Lebenslust in den Augen.

„Der Jurisprudenz habe ich Valet gesagt; wie du mich da siehst, Ada, bin ich ein längst der Schule entlaufener Flüchtling, ein angehender Kunstjünger — was gilt's auch, bin ich doch Rafael getauft."

Rafael! Frau Cornelie schnellte aus ihrer Sofaecke empor und starrte den blonden Jüngling an.

Rafael hieß er — konnte es ein besseres Omen geben? Und er hatte die Genialität gehabt, den Schulbänken zu entfliehen — und welch ein kecker, schöner Bursche er war; der kam schon allein gut durch die Welt mit seinem Antlitz, seiner Gestalt.

So wurden denn Ada's ängstliche Fragen für philiströse Anwandlungen erklärt, und noch keine halbe Stunde war vergangen, da hatte Tante Cornelie Rafael ihren Liebling genannt und ihm die Mittel zu seiner künstlerischen Ausbildung versprochen, welche ihm der strenge Vormund verweigerte.

Als eine heftige Krankheit Rafael monatelang daniederwarf, blieben Ada's Studien unberücksichtigt, und als unermüdliche Pflege und Sorgfalt den Jüngling dem Tode entrissen, erklärte Frau Cornelie selber, daß Ada am Ende gut thue, auf eine eigene künstlerische Laufbahn zu verzichten, um ganz dem Bruder zu leben, bis sie sich zu einer Heirath entschlösse.

Auf dies letzte Wort hin hatte das ernste Mädchen nur ein Kopfschütteln gehabt; bisher war ihr niemand genaht, der sie begehrt hätte, und ihr kein Mann begehrenswerth erschienen. Rafael aber sprang empor.

„Heirathen?" rief er. „Aus einer Freien eine Unfreie werden? Gib deine Hand her, Ada, wir trennen uns nicht. Du bist eigens für mich, für den Bruder auf die Welt gekommen!"

Und Cornelie seufzte und dachte der eigenen schweren Ehe und schlug die Blicke nach der Zimmerdecke empor und sagte:

„Allerdings, im Ruhme des Bruders leben — das ist groß, ideal!"

Auch auf einer Studienfahrt nach Rom begleiteten die beiden Frauen Rafael; dann aber, als sie nach Deutschland zurückgekehrt waren, löste sich Corneliens Verhältniß zu den Geschwistern vorläufig. Diesmal hatte sie einen Dichter entdeckt, für dessen Zukunft sie Pläne machte und mit welchem sie endlich sogar eine Reise nach der Levante antrat.

Rafael wollte nun selbständig arbeiten und siedelte mit der Schwester nach der Hauptstadt des Deutschen Reiches über.

Ada begann das Leben und die Menschen zu verstehen, und in ihre Brust schlich sich der Zweifel an Rafael's würdiger Berufung zur Kunst, und die blauen Augen, welche einstmals so fragend in die Welt geschaut, blickten suchend um sich, das zu erkennen, was die Menschen Glück oder auch nur Zufriedenheit nennen.

Digitized by Google

Sie trug den Durst nach Glück in sich, nach dem unfaßbaren Etwas, das jeder Philosoph in anderer Gestalt sieht und welches dem, der es erreicht zu haben meint, als ein farbloses Nichts zwischen den Händen zerstiebt.

III.

Rafael Haslau sah aus wie der jugendliche Van Dyck in dem kurzen braunen Sammtrock, dem Spitzenjabot und dem kleidsamen Baret auf dem Lockenhaar; alle seine Bewegungen waren von einer graziösen Lebendigkeit, und das große Atelier bildete eine phantastische Umrahmung für seine zierliche Gestalt.

Frische und trockene Palmen, Gobelins und echt türkische Teppiche, Bronzen und Waffen, Renaissance- und Rococomöbel, Torsi und Reliefs, Vasen und Hermen, dazwischen alte und neue blitzende Goldrahmen — eine bunte Anhäufung alles dessen, was zum Schmuck einer modernen Künstlerwerkstätte dient; man vergaß eigentlich, was doch die Hauptsache sein sollte, sich nach den eigenen Schöpfungen des Künstlers umzuschauen.

Heute aber war Rafael beschäftigt, alle seine großen und kleinen Staffeleien hervorzurücken, aus dem Hintergrunde hervor Skizzen, ganz und halb vollendete Bilder zu holen und hier und dorthin in das günstigste Licht zu stellen. Vergessene Hindumädchen, italienische Knaben, eine Dryade, eine Judith wurden seit langer Zeit zum ersten mal wieder herumgedreht; sie hatten rücklings an der Wand gelehnt. Das gab plötzlich dem Atelier einen Anstrich, als ob darin emsige Thätigkeit herrsche. Am längsten beschäftigte sich der Maler mit einer riesigen Staffelei, welche ein halbfertiges großes Bild trug, um für dasselbe die beste Beleuchtung zu finden; als er lange an den Vorhängen des Fensters gezogen, nickte er wohlgefällig, rieb sich die weißen Finger, welche halb von Spitzenmanschetten verdeckt wurden, legte die Palette mit frischen Farben auf einen niedern Schemel daneben und wandte sich nach der Thür des anstoßenden Wohnzimmers.

„Ada, willst du nicht auf einen Augenblick hereintreten?"

Das schlanke Mädchen kam langsam, fast theilnahmlos heran. Sie sah bleich aus in dem lichtblauen Morgengewande, das mit langer Schleppe den Boden streifte; ihre reichen blonden Haare hingen aufgelöst über die Schultern herab. Rafael liebte diese Tracht und hatte ein Bild von ihr begonnen, das sie so darstellte. Es war nie vollendet — sie aber hatte es wie eine Gewohnheit behalten, seinen Neigungen äußerlich zu folgen.

Die hohe Stirn war von leichtem Haargekräusel umgeben, welches für ein Frauengesicht den strengen Ausdruck derselben minderte. Die zierliche Nase mit den beweglichen Flügeln, der etwas volle, kleine Mund, die großen tiefblauen Augen: das alles hätte ein Maler noch für das Antlitz einer Psyche benutzen können, wäre nicht der herbe Zug um die Lippen gewesen, der verächtlich von Lebenserfahrung sprach: ihr selber wenigstens, wenn sie ihre Züge prüfte und ihr inneres Leben überschaute.

Als sie die Blicke hob und gewahrte, daß er seinem Atelier den Anstrich einer

Digitized by Google

wirklichen Arbeitsstätte gegeben, welchen es so lange verleugnet hatte, flog ein erstauntes Lächeln über ihre Züge, und mit leicht ironischem Ton fragte sie: „Tante Cornelie kommt doch nicht zurück?"

Rafael lachte auch. „Nein, diesmal gelten all die Vorbereitungen einem andern Mäcen! Sag', ob sie gut sind, Ada!"

Sie machte ein paar Schritte voran, legte die Hand auf eine Leiste der großen Staffelei und sagte dann: „So täuschend gut, daß man glauben könnte, der Besitzer dieses Raumes bringe mindestens sein halbes Dasein arbeitend darin zu."

Er entnahm den Worten nur, was ihm angenehm war — rückte ein Taburet zur Seite und sagte: „Diesmal danke ich den zu erwartenden wichtigen Besuch einem Freunde aus der Gesellschaft der «Sorglosen». Ich weiß, du bist gegen dieselben eingenommen, und unser Kriegsgeschrei «Sorglos!» scheint dir gleichbedeutend mit «erfolglos». Wir sind aber mehr und besser, als du glaubst, Ada — wir warten nur die rechte Stunde ab."

Die rechte Stunde! Die rechte Idee! Ja, das waren die Worte, welche er stets im Munde führte, womit er sich über die Gegenwart hinhalf und einer unklaren Zukunft überließ. Sie fragte nicht einmal, wen er erwarte, für wen er sich all diesen Vorbereitungen unterzogen, sondern sie trat langsam vor das große Bild und schaute prüfend darauf hin.

Es stellte das stürmisch erregte Meer dar; ein Fischerboot schaukelte halb zersplittert auf den Wellen; ein schlanker, junger Mann war hinausgeschleudert und trieb als Beute auf den Wogen, und aus einer derselben hob in liegender Stellung ein schlankes Weib die Arme nach seinem Halse empor, ihm den Kuß zu geben, welcher ihn dem Tode weihte — „Wellenkuß" hatte Rafael das Bild genannt.

Es war in einer flotten Manier begonnen, das Meer bereits vollendet, die Farbentöne vom Schwarzgrau bis zum lichten durchsichtigen Grün, aus welchem das Weib sich emporhob, prächtig und wahr; die „küssende Welle" graziös behandelt, der sterbende Fischer aber nur erst skizzirt — bei ihm hatte Rafael die Geduld verlassen.

Während Ada lange still vor der Staffelei stand, besah jener sein hübsches Haupt in einem venetianischen Spiegel und trat dann erst wieder an ihre Seite.

„Nicht wahr, Kunstgestrenge, das hätte etwas werden können?" fragte er leichthin.

„Nein", sagte sie ernst, „es wird etwas, wenn du dich zu wirklicher Arbeit entschließest!"

„Als ob es nur an der Arbeit läge", lachte er. „Aber ich glaube nicht recht mehr an das Sujet. Er geht mir zu willig in den Tod — selbst für den Kuß einer solchen Welle ist's ein hoher Preis! «Das Leben ist doch schön!» würde ich rufen und mich an die Bootstrümmer klammern und nach oben zu retten suchen."

Ada warf den Kopf zurück und ein zorniger Blitz zuckte aus ihren Augen:

„Das ist die rechte Art! Sich selber anzweifeln, heißt die Kunst tödten; solange man schafft, muß man die Hoffnung, die Ueberzeugung haben, ein Meister-

Digitized by Google

werk zu vollenden. Wer mit Spott herantritt, hat keine Ahnung von rechter, wahrer Kunst — von ihrer Heiligkeit!"

„Bravo!" sagte Rafael, nicht im mindesten getroffen. „Ich wollte, ich hätte diesen Gesichtsausdruck gleich für meine Welle: er strebt nach oben; sie, zornerfüllt, zieht ihn nach unten — es wäre noch besser als ein Kuß!"

Ada ging zur Thür zurück; sie kannte ihn ja und seine Art. Was half es, mahnen, zürnen — und vielleicht war er bei alledem der Klügere! Für ihn hatte das Leben Genüsse, für sie nur Seufzer.

„Ach, Ada, noch Eins!" rief der Maler, „mach' eine passende Toilette, ich bitte dich, ich möchte dir den Freiherrn vorstellen. Es macht einen guten Eindruck, an eines Künstlers Seite ein liebenswürdiges weibliches Wesen zu sehen — und wenn all meine Collegen mit Aufträgen überhäuft sind und den Ruhm der ganzen Welt einheimsen, eine Schwester, einen Kameraden wie ich hat keiner."

Er sagte es mit einem fröhlichen Stolz; Ada wußte, er empfand auch so — und doch stimmte es sie traurig.

„Ich wollte, Rafael, du müßtest das andere den andern nicht so völlig überlassen!"

„Bah! Sieh sie an, welch grämliche, nüchterne Hausväter sind sie dabei — nimmt einer das Leben von der fröhlichen Seite wie ich? Und wir sind jung, sehr jung noch, Ada — es hat auch der Lorber noch Zeit zu sprießen; ein ganzer Wald kann dann geplündert werden für deinen Helden!"

Ihr Held! Das war ein schneidendes Wort — ihr Held konnte er nimmer sein, er war ihr ja schon weniger als ein guter Gesellschafter geworden, er, der ihr ein Gott, ein Kamerad, ein Beschützer hätte sein sollen.

„Der Freiherr soll eine Menge künstlerischer Pläne haben — vielleicht liegt da mein Ruhm. Warten wir nur ab!" Er schüttelte seinen Blondkopf und setzte lachend hinzu: „Weißt du, für die Millionen, die er besitzt, gäbe ich all mein künstlerisches Bewußtsein hin und würde mich auf das Mäcenatenthum beschränken! Rafael Haslau klingt gut; aber ich bin so eingebildet, die Bezeichnung Freiherr von Velda, zehnfacher Millionär, noch hübscher zu finden."

„So heißt er — Velda?" fragte Ada halblaut, wartete aber keine Antwort ab, sondern schritt in das Wohnzimmer hinüber. Dort stand sie eine Weile, die Hände verschlungen, sinnend, als müsse ihr eine Aufklärung aus sich selber werden. „Das — das ist nur ein Zufall!" sagte sie endlich aufathmend, „Namen wiederholen sich oft. Und jener war wol ein Künstler — und solche pflegen nicht gerade Millionen zu erwerben." Und dann machte sie eine heroisch abweisende Bewegung: was brauchte sie über den Unbekannten nachzudenken, für dessen Anwesenheit Rafael sein Atelier geordnet? Das war auch nicht zum ersten mal! Wer wirklich Kunstverständniß besaß, der sah an ihres Bruders Arbeit das vorhandene Talent so gut wie die Mängel in der Ausführung, und mancher Besuch, den Rafael mit hochfliegenden Träumen empfangen, war mit den höflichsten Worten gegangen — das war alles gewesen.

Sie drückte die kleine Tapetenthür auf, welche in das winzige Toilettenzimmer führte, und begann ihr Haar zu ordnen. Aber indem sie in den Spiegel blickte,

Digitized by Google

mußte sie doch aufs neue jenem Namen nachsinnen, und endlich sanken ihre Hände in den Schoß; sie war ganz die Beute ihrer Gedanken. . . .

Nach Rom zurück flogen ihre Erinnerungen, es war bei der zweiten Anwesenheit dort. Rafael sollte daselbst fleißig Studien machen, Frau Cornelie und ihre Begleiterin reisten bald hier-, bald dorthin; am blauen Meer wünschte sich die unruhige Witwe auf Bergeshöhen, und dort seufzte sie nach Galerien und Menschenstaffage. Mit einer stillen Ueberlegenheit ertrug Ada die wechselnden Launen ihrer Beschützerin; manchmal hätte sie jedoch weniger abhängig sein mögen, in sich gern die Kraft gefühlt, selber etwas zu schaffen. Man hatte ihr Talent hübsch, ihren Fleiß hervorragend genannt; doch die wahre Kunst will mehr, will, was sie ihr nicht zu geben vermochte, eine ganze Seele.

Sobald sie Rom wieder betreten, erinnerte sie sich der letzten Worte, welche sie von den Lippen des Vaters vernommen — und eilte, sein Andenken zu ehren, indem sie vor dem berühmten Bilde von Innocenz Velasquez ihre stille Huldigung brachte, die ganze Wahrheit der Behauptung nachfühlend, daß der große Meister nur dies eine Bild hätte zu schaffen brauchen, um der Unsterblichkeit sicher zu sein.

Am Nachmittag wanderte sie allein der Villa Albani zu — nicht unzufrieden darüber, daß sich Frau Cornelie mit Kopfschmerz entschuldigte. Gerade dort hatte das rastlose Geplauder der Dame sie oft gestört — und es gab doch so viel innen und außen nachzusinnen und zu träumen: zwischen den immergrünen Eichen an Winckelmann zu denken, den großen Pfadfinder, welchen ihr Vater so sehr verehrt, und daneben die elegante Gestalt seines Mäcens, des Cardinals Alessandro Albani, auftauchen zu sehen, der so recht eigentlich den stillen deutschen Gelehrten entdeckt hatte — wofür zum Lohn die Kunstgeschichte auch immerdar den kunstliebenden Mann der Kirche neben jenem nennen wird — und all das Völklein des Olymps zu schauen, in Farben und Stein von den Mengs'schen Musen an bis zur ernsten Pallas, Roma stolz auf Trophäen thronend, Faustina und Scipio Africanus — welch eine Welt tritt da mit einem Blick vor die Seele!

Sie war müde geworden unter den Cypressen und Eichen draußen und hatte sich endlich zu des Vaters vielgeliebtem Relief, Hermes die Eurydice aus der Unterwelt zurückführend, geflüchtet — das Zimmer war fast leer — sie rückte ein Taburet heran und saß still versunken vor der herrlichen Composition. Wie lange, das wußte sie selbst nicht — bald wanderten ihre Gedanken in das ferne Deutschland, und sie sah das stille Aelternhaus mit seiner Marmor- und Gipsbevölkerung wieder; bald dachte sie, wie schön es gewesen wäre, wenn Apollo, der dort im Nebengemach mit Mnemosyne unter den Musen thronte, auch ihr den Weihekuß gegeben.

Lange Zeit hatte das Kommen, Verweilen, Gehen, Plaudern anderer Schaulustiger um sie gewährt; dann war es still und stiller geworden, wohlthuend ruhig — und endlich fuhr sie fast erschreckt empor; beängstigend schien ihr plötzlich die völlige Lautlosigkeit. War sie denn nur noch allein hier in den Räumen? Hatte sie das Fortgehen vergessen, einen Ruf, ein Zeichen überhört? War sie selber vergessen worden hier vor Hermes und Eurydice? Sie stieß einen leisen

Digitized by Google

Schreckensruf aus; daß man sie hier eingeschlossen, war vielleicht nicht das Aergste — daß man sie hier fand, konnte wunderlich gedeutet werden. Sie wollte nach der Ausgangsthür eilen, rütteln, rufen: hörte man sie dort nicht, so blieb nur übrig, ein Fenster zu öffnen, um nach dem Garten hinaus sich bemerkbar zu machen. Noch wanderten bis zum Einbruch der Dunkelheit zahllose Fremde dort auf und nieder — sie war dann immer zum mindesten dem Spott derselben ausgesetzt. Wie sie auch auf sich selbst zürnen mochte, zum ersten mal hatte sie die Empfindung, daß in Tante Corneliens Gesellschaft ihr das nicht geschehen wäre. Noch stand sie zögernd, fast schamhaft mit sich selber kämpfend, als unter der Thür des Nebenzimmers ein schlanker Herr erschien.

Mit einer hastigen Bewegung hob sie die Hände:

„Ich — ich habe mich selbst hier vergessen und die Stunde des Schließens.“

Er hatte ein freundliches Lächeln auf den Lippen und sagte mit einer unendlich wohlklingenden Stimme: „Aber Sie sind nicht vergessen worden — ich hatte hier im Nebenzimmer das Vergnügen, Ihre stille Andacht vor dem attischen Relief zu beobachten, bemerkte, daß Sie von Zeit und Ort keine Empfindung mehr hatten, und nicht gewahrten, daß man sich entfernte. Welch ein Frevel wäre es gewesen, Sie zu stören! Ich bin ein Bekannter des Hauses, und so war es keine Heldenthat, Signor Checco, den kleinen Hüter dieser obern Räume, zu bewegen, Sie so lange Ihrer Träumerei zu überlassen, als dieselbe anhielt.“

Checco, ein etwa dreizehnjähriger Bursche, zeigte dabei sein gebräuntes Gesicht, seine schwarzen, lachenden Augen und blitzenden Zähne hart an der Holzbekleidung der Thür, unter welcher der Fremde stand. Es wäre ihm sicher ungemein langweilig gewesen, noch über die bestimmte Zeit hinaus Hüterdienste zu versehen, hätte der Signore seinen Wunsch nicht mit einem Papierzettel unterstützt, welchen der braune Knabe in seiner linken Hand schwenkte.

Ada fühlte eine Röthe in ihre Wangen steigen, als sie, die Blicke senkend, erwiderte:

„Das war sehr, sehr gütig, mein Herr, einer Unbekannten, Achtlosen gegenüber“, worauf er mit einer leichten Verbeugung und einem Aufblitzen seiner großen, dunkeln Augen sagte:

„Es gibt ein Bündniß, welches das Erdenrund umfaßt: Künstler und Kunstliebhaber sind überall Verwandte, und zu der einen der beiden Species zählen Sie und ich.“ Er trat zurück in die Galleria grande, um ihr Platz zu machen, und überhörte vielleicht absichtlich ihr warm geflüstertes „Ich danke Ihnen herzlichst“, indem er nach dem Deckengemälde emporwies: „Der Parnaß und die Musen haben mich beschäftigt — man sagt, Mengs habe lebende Schönheiten nachgebildet; nicht jede davon würde ich mir zum Modell gewählt haben.“ Dann zeigte er auf das Fenster: „Kennen Sie die Aussicht auf die Berge von hier?“

„Ja“, sagte sie, und ohne auf seine einladende Armbewegung näher heranzukommen, setzte sie hinzu: „Ich habe die Pflicht der Eile Ihnen gegenüber!“

„O nicht doch“, lachte er, „Sie müssen in mir nur einen jener zahllosen Nichtsthuer mehr sehen, welche die Roma eterna bevölkern — und Checco ist auch geduldig, wie ich vermuthe.“

Digitized by Google

Als der seinen Namen hörte, schwang er seinen Lirezettel und betheuerte: „Checco hat immer Zeit und Geduld!“

Ada aber ging dem ovalen Saale zu, wo Apoll auf dem Dreifuß sitzt.

„Der arme, abgedankte Orakelgott“, sagte der schwarze schlanke Mann; „was mir am wehesten für ihn thut, ist, daß alte Weiber heutzutage seine Rolle übernommen haben.“

Er hatte plötzlich ein reines, nordisches Deutsch gesprochen. Ada sagte erstaunt: „Woraus schlossen Sie, daß — wir Landsleute sind?“

Er lachte wieder, und das stand ihm gut. „Ich wußte es, seit ich Sie dort so andächtig gewahrte. Das vermag nur die Deutsche, so selbstvergessend zu träumen — die Französin würde flüchtig über das Relief hingeblickt und gar nichts daran ihrer Bewunderung werth gefunden haben; die Engländerin wäre von ihrem Buch oder ihrem Führer darauf aufmerksam gemacht worden, hätte es mit einem «Indeed» betrachtet, wie das nächste Bemerkenswerthe, alles, weil man es sehen muß. Die Deutsche ist durch Sie repräsentirt — freilich die kunstgebildete, gefühlvolle, für welche ich nebenher den englischen Begriff «Lady» borge.“

Es klang das absichtslos und trieb doch das schöne Mädchen zu einer ablehnenden Erwiderung:

„Es ist für mich kein Verdienst, ich wuchs in der Welt der Antike auf, mein Vater war Archäologe.“

„Die Umgebung thut nichts, wenn sie sich im Innern nicht spiegeln kann, mein gnädiges Fräulein.“

Sie war erstaunt darüber, daß er sich nicht mit einer allgemeinen Bezeichnung half, auch das entging ihm nicht.

„Hermes und Eurydice planderten, mein Fräulein! Sie betrachteten die zurückkehrende Gattin nicht mit einem Ausdruck theilnehmenden Mitgefühls, sondern hatten mehr Freude an der Arbeit selber.“

„O“, lachte sie, „Sie beginnen ein Dichter zu werden.“ Dann aber stockte sie, als habe sie eine Taktlosigkeit begangen; wer sagte ihr denn auch, daß der schöne Mann mit dem classischen Kopfe nicht ein Poet sei?

Checco riß die Thür auf, sie eilte der Treppe zu, hörte, wie der Fremde ihr folgte, und wandte sich erst unten wieder um:

„Erlauben Sie mir, Ihnen nochmals zu danken!“

„Meine Ritterpflicht, wenn Sie mir die Bezeichnung gestatten, endet erst an der Pforte draußen.“

So gingen sie miteinander weiter, absichtlich wol führte er sie an Winckelmann's Kolossalbüste vorüber. „Der Arme“, sagte er, „ein Leben hier unter Göttern und Eichen und Cypressen, und ein Ende unter den Dolchstichen jenes Elenden in der Locanda grande zu Triest. Und sein halbverschollenes Grab daselbst bei San-Giusto! Hierher, unter die Eichen sollte man ihn gebettet haben, von wo sein Ruhm ausging.“

Seine Worte erwärmten ihr Herz; es freute sie, über den Mann so reden zu hören, welchen ihr Vater warm verehrt hatte, und sie hätte beinahe, dem lebhaften Impulse folgend, ihm die Hand gereicht; rechtzeitig besann sie sich noch. Tante

Digitized by Google

Cornelie, die in vielen äußern Dingen jetzt norddeutschen Formen huldigte, würde das für gänzlich unpassend erklärt haben.

„Anfang und Ende", entgegnete sie, „wie contrastirend sind sie meistens im Leben" — und es war ihr plötzlich, als überriesele sie ein leichter Schauder, als sehe sie über den grünen Baumwipfeln eine brennende Frage — die nach dem, was ihr die Zukunft bringen würde. Im Anfang stand sie — aber Leben, Ende?

„Es wird kühl", meinte ihr Begleiter, der ein scharfes Auge für jede Bewegung und Regung hatte.

Sie nickte. „Für uns bald für immer wieder — wir gehen in den Norden zurück."

„Und ich südwärts", antwortete er leise, und seine Blicke ruhten fest auf ihr, „und wir begegnen uns nun wol nicht wieder!"

Welch eine Antwort hätte sie darauf geben sollen.

„Die Welt ist weit — und eng", fuhr er fort, „je nach den Schicksalsfügungen. Ich trinke heute Abend aus der Fontana Trevi Sehnsucht nach Rom — und Lethe zugleich in mein Herz."

Welch ein eigenthümlich bestrickender Mensch das war! Ihr war, als habe sie ihn immer gekannt, sogar die Stimme — aber sie schalt sich im gleichen Moment, wo sie dies dachte.

Mitsammen gingen sie aus der Pforte; er winkte einen der auf Fahrgäste aus der Villa wartenden Wagen heran und half ihr hinein. Dann lehnte er sich noch eine Secunde auf den Schlag und blickte zu ihr empor.

„Die Sitte unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes würde erheischen, daß ich mich Ihnen jetzt vorstellte. Verzeihen Sie mir, wenn ich es nicht thue! Sie würden mir Ihren Namen sagen — und ich habe Lust, Sie selber mit einem nach meiner Phantasie zu taufen."

„Dann hätte ich das Recht, das Gleiche zu thun."

Er verbeugte sich stumm.

Wieder zuckte es in ihrer kleinen Hand; wieder erinnerte sie sich, daß man Fremden dieselbe nicht reiche, und legte sie fest auf das Seitenpolster des Wagens; aber nur eine Secunde fanden die kleinen Finger dort Rast, dann waren sie ergriffen und in ihrer grauen Hülle an seine Lippen geführt.

„Ade, Psyche!"

„Psyche!"

Sie wußte nicht, hatte sie es selber laut nachgesprochen. Sie war im Wagen emporgesprungen, es wurde plötzlich so heiß in ihr, um sie — „Hermes!"

Das hatten ihre bebenden Lippen wirklich gestammelt, denn nun hatte sie ihn erkannt, wie er damals an des Vaters Seite gestanden und auf sie herabgeschaut hatte; dasselbe Wort war ja in ihre Ohren geklungen.

„Hermes!" sagte sie noch einmal, er freilich hörte es nicht, zwei Herren riefen vom Thor her ihm auch einen andern Namen zu: „Velda, wo bleiben Sie denn?"

Sie sank auf den Sitz zurück und sah, daß er nochmals ehrfurchtsvoll den Hut zog, ehe er sich den Wartenden zuwandte.

Digitized by Google

„Wohin befiehlt die Signora?“ fragte der Kutscher; sie gab ihm keine Antwort und er fuhr vorläufig davon.

Sie betrachtete ihre Hand. Welch eine gewaltthätige Art das gewesen war — sind Götter so gewaltsam?

Des Vaters erstaunte, unwillige Miene, die bedrückende Luft, die weiße Gestalt auf dem Postament — wo war sie nur?

„Wohin, Signora?“ fragte der Kutscher diesmal dringlicher; das machte sie doch endlich umschauen und rief sie in die Gegenwart zurück.

Nein, es war nicht in des Vaters sonnenüberstrahlter Rotunde — sie fuhr an grauweißen Mauern hin, über welche Cypressen und Pinien ragten; aber Hermes war dagewesen, erst in Marmor und dann wie damals in Fleisch und Blut — und Psyche hatte er sie wieder genannt — und der Klang der Stimme!

Und Rafael, der Knabe, hob den Kopf und sagte: „Hermes ist ja der Gott der Lüge!“

Sie richtete sich empor, als müsse sie etwas Lästiges von sich abschütteln; dann warf sie sich wieder in die Wagenecke zurück und kräuselte beinahe verächtlich die Lippen: „Bah, wozu auch ein Name? Wir werden uns nie wiedersehen!“ . . .

Sie war vom Toilettentisch aufgesprungen, hatte ihr Morgengewand mit dem einfachsten schwarzen Hauskleide vertauscht, und war wieder in das Wohnzimmer getreten. Dort stand sie und sah hinab auf die sich langdehnende Straße — dort gingen und kamen Menschen, lauter Unbekannte und Gleichgültige. So war es ein Wandern im Leben nebeneinander hin, oder aneinander vorüber — selten, daß einmal jemand auftaucht, für den es sich der Mühe lohnt, einen kurzen Halt zu machen, sich ein Weilchen zu unterhalten. Er — war ein Mensch gewesen, um den es sich gelohnt hätte, stehen zu bleiben. Sie hatte ihm noch manches mal im Geiste nachgeschaut — heute nun auch so lange. War er wirklich der Fremde damals an des Vaters Seite gewesen? Velda! So hieß der reiche Mann, welchen Rafael erwartete, auch — und das eben hatte ja all diese Erinnerungen zurückgerufen — ein einziges Wort. Die beiden Menschen mochten einander so fremd sein, wie ihre Namen gleich waren! Nein, ein drittes mal würde der „Gott des Zufalls“ ihnen nicht günstig sein! — sie nicht narren, setzte Ada jetzt plötzlich hinzu. Ein kurzes, hartes Lachen klang von ihren Lippen. Wenn Hermes sie hätte wiederfinden wollen — niemand geht in der Welt so verloren, daß er nicht wiederzufinden wäre! Es war ein kleines Reiseabenteuer gewesen, wie andere sie zu Hunderten haben, das ihr nur wichtig erschien, weil sie stets in einer eigenartigen Abgeschlossenheit gelebt hatte.

IV.

Ein Klang von Stimmen im Atelier — der Erwartete war wol schon eingetreten. Sie war fest entschlossen, ihn nicht zu sehen, sie wollte ins Freie — was lag daran, wenn Rafael dem Fremden sagen mußte, daß sie ausgegangen? Sie wußte ja zuvor, wie solche Luftschlösser ihres Bruders zusammenbrachen; die Leute empfahlen sich mit höflichsten Complimenten, der Maler wartete in

Digitized by Google

gehobener Stimmung einige Tage auf einen Verkauf, einen Auftrag — und tröstete sich dann ebenso schnell wieder mit seinem Lieblingswort: „Auch meine Zeit wird noch kommen!“ Ehe sie indeß das Zimmer verlassen konnte, wurde die Atelierthür geöffnet, und Rafael trat mit seinem Besucher ein.

„Ada!“ Sie mußte sich umdrehen — „Freiherr von Velda! Meine Schwester!“

Zehn Jahre lagen zwischen der Begegnung in der Villa Albani, aber sie erkannten einander auf den ersten Blick — Hermes und Psyche standen einander gegenüber. Er noch ebenso schlank, so schön, trotzdem sich zwischen seine schwarzen Haupt- und Barthaare die ersten weißen Fäden mischten — sie gereift zu vollerm Frauenthum. Seine Blicke tief in die ihren senkend, verneigte er sich; ihre Augen nicht abwendend, erwiderte sie seinen Gruß. Dem unbefangenen Beobachter war damit genügt — es war wie eine stillschweigende Uebereinkunft, nicht zu verrathen, daß sie einander schon begegnet waren.

„Sie sehen mich beschämt“, sagte Velda zu Rafael gewandt; seine Stimme hatte auch noch den alten sonoren Klang — „ich bin aber stets so lange ein Zweifler, bis man mich durch Beweise überführt.“

Der Maler lachte: „Herr von Velda sah deinen Kopf — drüben das unvollendete Bild. Auf meine Bemerkung, daß es ein Porträt meiner Schwester sei, erhielt ich ein spöttisches Lächeln und die leise Frage: „Wol mit etwas dichterischer Zugabe!“

„Der Beweis der Wahrheit schlägt mich“, begann Velda wieder, „und nur dem gnädigen Fräulein selber steht es zu, mich für meine Zweifelsucht zu bestrafen.“

Ada wußte, weshalb er beim Anblick ihres Bildes gefragt hatte; zu derselben Zeit war's ihm vor die Augen gekommen, als sie sich mit Gedanken an ihn beschäftigt hatte. Jetzt lächelte sie ein wenig:

„Bei genauem Vergleich werden Sie sehen, daß der Maler seinen Pinsel doch in etwas zu warme Farben tauchte — das Bild wurde vor Jahren begonnen.“

Velda strich mit der schlanken Hand über seinen Bart.

„Ein Zeichen, daß Herr Haslau sehr überhäuft war mit Arbeiten — und der Gedanke, das lieblichste Modell stets in der Nähe zu haben, ist auch ein Grund, der ihm zu statten kommt. So geht es mit dem Sehenswerthen in der Heimat — da übereilt man sich ebenfalls nicht. Aber nun begleitet uns die Gnädige wol bei der fernern Umschau?“

Ada ging schweigend voraus. Sie hatte in diesem Augenblick ein tief demüthigendes Gefühl! Er war ein großer Kunstkenner, sie wußte das ja — und nun mußte sie ihm zugestehen, daß ihr Bruder nichts über die Mittelmäßigkeit hinaus leistete! Sie hätte Jahre ihres Lebens darum geopfert, hätte sie Velda zur Bewunderung vor irgendeiner Schöpfung Rafael's zwingen können — um stolz in seine Augen blickend ihm zu sagen: „Dem gehört mein Leben!“

Sie zwang sich zu einem stillen Heldenmuth, sie trug ein unwahres Selbstgefühl zur Schau. Lieber sollte er sie für unbedeutender halten, als daß er sie bemitleidete.

Ob das dem feinen Menschenkenner entging? Er machte es ihr leichter, als sie gedacht; denn er brach nicht in enthusiastische Lobeserhebungen aus, welche ihr

Digitized by Google

Mistrauen gegen seine Wahrheitsliebe hätten erwecken können, er hob nur an dem einen Bilde dies, an dem andern jenes hervor, fand hier ein freundliches Wort für eine genialer ausgeführte Skizze, dort lobte er eine weise Beschränkung. Endlich standen die drei gemeinsam vor dem großen Bilde. „Wellenkuß!" sagte Rafael.

Velda betrachtete es lange aufmerksam. „Ein poetischer Name allerdings, aber warum tragen Sie einem so realistischen Ereigniß nicht Rechnung? Trotz der personificirten Welle dürfte es «Schiffbruch» heißen! Stimmen Sie mir bei, gnädiges Fräulein? Der Empfang, welchen der Schiffer dort in den weißen Armen findet, macht sein Los nicht eben gar zu beklagenswerth."

„Schiffbruch" — wiederholte Ada. „Sie haben recht, Herr von Velda; es kann gar nicht anders heißen, jene Bezeichnung war erzwungen, effecthaschend!"

Des Freiherrn Augen blitzten einen Moment über sie hin; in dem Aufleuchten lag eine Art wilder Freude, an die eines Raubthieres gemahnend, das eine willkommene Beute erblickt. Dann aber sagte er mit sanfter Stimme:

„Sie sollten mir nicht so schnell zustimmen, mein Fräulein! Ich hätte auch geduldig Ihren Widerspruch ertragen!"

„Es wäre kindisch, ihn herausfordern zu wollen", gab sie zurück.

Rafael bog sein lachendes Gesicht herüber. „Wahrhaftig, Herr von Velda, Sie wissen nicht, welch ein rebellischer Geist hinter der weißen Stirn meiner Schwester wohnt. Aus dieser Probe nicht — am erstauntesten bin ich. Die Idee und der Titel des Bildes sind eigentlich von ihr — und sie liebt es sonst keineswegs, widerstandslos sich einer andern Meinung zu beugen. Wenn Sie Physiognomiker sind, Herr Baron, so wird das energische Kinn, der entschlossene Zug um den Mund für mich reden."

Ada hatte sich abgewandt, um einen ehemaligen Altarbehang, der jetzt als profane Tischdecke diente, gefälliger zu ordnen.

„Lassen wir meine Persönlichkeit, Rafael", sagte sie mit leisem Misklang in der Stimme. „Ich denke, es wird Herrn von Velda mehr interessiren, dein Slowakenmädchen zu sehen."

Wenn Velda Physiognomiker ist — hatte Rafael gesagt; wenn er wüßte, daß dieser Mann noch mehr konnte, als in den Gesichtszügen lesen; wenn er wüßte, daß er Gedanken errieth und in Seelen las. Sie wußte es — freilich! Und es war ihr, als liege gar nicht der große Zeitraum zwischen der Stunde in der Villa Albani und dem Heute. Aber je größer und bedeutender ihr der Mann erschien, um so kleiner Rafael — dort drüben stand ein Abguß des farnesischen Hercules, das war er — und womit verglich sie den stets lächelnden, sorglosen Rafael? Dort dem Rococoschäfer aus meißener Porzellan, welcher zwischen antiken Reliefstücken auf dem Kamin stand.

Velda sprach von seinem Schloß unweit der Residenz.

„Da ist der Festsaal — ich möchte ihn mit Fresken geschmückt sehen, und ich werde mir Ihre Künstlerschaft dazu erbitten, Herr Haslau, sofern Sie geneigt sind, dieselbe dem Gegenstande zuzuwenden. Das Wie und Was finden wir wol

Digitized by Google

gemeinsam — ich werde Sie in allernächster Zeit einmal nach Helenenlust hinausführen."

Rafael gab die wärmste Zusicherung seiner Bereitwilligkeit. „O! und Ideen, Ideen werden wir schon finden!"

Der Freiherr schritt rasch auf das schöne Mädchen zu.

„Und Sie begleiten uns vielleicht? Ich weiß ja nun, daß Sie eine Mitarbeiterin Ihres Herrn Bruders sind!"

Das verletzte sie fast, und sie war froh, daß Rafael's rasches Einfallen sie einer Antwort überhob:

„Die Decorirung eines Festraumes, der nicht für die Allgemeinheit bestimmt ist, der vornehm nur Familienfesten dient, das war längst mein Wunsch!"

„Sie bereiten mir ein Vergnügen durch diese Aeußerung", entgegnete Velda in seiner gewinnenden Art.

Ada's rechte Hand lag auf der Platte eines Tischchens aus Giallo antico, welches eine Gipsgruppe trug, die ihr Werk war — Dejanaira sich zu dem verwundeten Centauren herabbiegend, um seine Rathschläge zu hören. Es war ihre letzte Schöpfung gewesen, sie hatte niemand eingestehen wollen, daß sie damit um ihr Sein und Nichtsein in der Kunst ringe. Als der Director der Akademie die Gruppe lange betrachtet, hatte er sanft seine Hand auf die ihre gelegt, ihr in die Augen geblickt und gesagt:

„Wenn die Hände mit dem Kopfe fortkönnten! Wahrhaftig, um das Wollen und Denken könnte Sie mancher von uns beneiden! Aber es ist eine dumme Phrase, daß Rafael ohne Arme auch ein großer Maler geworden wäre!"

Sie hatte mit zuckenden Lippen gefragt: „Nicht wahr — die Kraft fehlt?"

„Kind", war die Antwort gewesen, „es ist nun doch einmal ein Unterschied, der selbst auf dem Kunstgebiet nicht wegzuleugnen ist."

Später war der Gruppe ein Platz in Rafael's Atelier geworden — und jetzt betrachtete sie Velda aufmerksam. Ihr war's ein unbehagliches Gefühl, sie athmete fast beängstigt — und doch wußte er ja nicht, daß sie die Schöpferin war.

„Das müßte, in Lebensgröße ausgeführt, sehr wirksam sein", meinte er dann. „Der Centaur gefällt mir besser als die weibliche Gestalt, nur —"

„Nur mangelt demselben die Kraft, er ist trotz allem zu weichlich", fiel Ada ein, vielleicht um weitere Erörterungen abzuschneiden.

Rafael war wie immer auch hier der unberufene Plauderer.

„Wissen Sie, daß meine Schwester sich selber damit kritisirt? Sie hatte eine Zeit lang die Phantasie, eine berühmte Bildhauerin zu werden!"

„Aber nur — die Phantasie", setzte Ada hinzu und erhob sich so heftig, daß Velda's Hände den Tisch mit dem Centauren vor dem Umstürzen retten mußten.

„Um Verzeihung", meinte er und sah ihr fest ins Gesicht, „es war doch wol mehr — als Phantasie — es war Berechtigung."

„Nein!" erwiderte sie hart, „und ich bin für immer von solch unmotivirten Träumereien curirt!"

„Sie thun unrecht", sagte der Freiherr, „am meisten gegen sich selber."

Digitized by Google

„Wenn nur ich in Frage komme — so werde ich auch mit der Antwort für mich selber fertig!"

Es war zum zweiten mal, daß er ihr widersprach: jetzt zeigte sie aber schroffe Entschlossenheit — und er ließ das Thema fallen, sich dem Maler wieder zuwendend:

„Also nächstens nach Helenenlust! Sie glauben nicht, wie mich die Beschäftigung mit Kunstideen erquicken wird — die Alltäglichkeit mit ihren Anforderungen wirkt so erdrückend auf meinen Geist!" Dann verabschiedete er sich fast flüchtig von dem schlanken Mädchen.

Rafael geleitete den Gast; Ada hatte ein bitteres Lächeln um die Lippen, als sie vor sich hinsagte:

„Zum dritten mal einander begegnet — blinder Zufall ist das passende Wort — und doch, er wie ich werden darüber nachdenken!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zwei Balladen.

Von

Rudolf von Gottschall.

1. Bei Langensalza.

Die Rosse scharren, es wandelt die Wacht
Mit dröhnendem Schritt durch die stille Nacht.

Der Unstrut Fluten rauschen von fern;
Am nächtigen Himmel kein freundlicher Stern!

Zwei Führer der Reiter von hohem Rang,
Sie sprechen ernst beim Becherklang.

Am Lagerfeuer sitzen die zwei:
„O käm' nur der Tag des Kampfes herbei!

„O Sanct-Georg auf dem weißen Roß,
Sei du mein Held und Kampfgenoß!

„Beschütze der Welfen Glück und Ruhm,
Des blinden Königs Königthum!

„Doch drüben halte die weiße Frau
Der Brandenburger die Heeresschau;

„Die Fahne schleudre ihr Fluch in den Staub,
Entreiße dem gierigen Adler den Raub!

„Der Friedriche Ruhm im zertrümmerten Reich
Sei nur ein Gespenst, ihr selber gleich."

Der eine spricht's mit grimmigem Drohn,
Aufspringt er, als ging's zum Kampfe schon.

Schwermüthig schaut der andre drein
Und wirft ein Scheit in die Glut hinein:

Digitized by Google

„O Qual der Zeit, o tückischer Geist
Des Zwiespalts, der uns das Herz zerreißt!

„Da drüben seh' ich das Morgenroth,
Das um die feindlichen Fahnen loht.

„Was ich ersehnt so lang, so lang:
Der Adler trägt es in seinem Fang.

„Es steigt empor aus des Krieges Brand
Ein starkes, ein einiges Vaterland."

Aufsteigt der Tag, losbricht die Schlacht,
Der Donner der Geschütze kracht.

Ihr Reitergeschwader, bald ist es Zeit!
Auf, seid zum Sturm und zum Sieg bereit!

Jetzt durch die Flut, wie wild sie braust,
Voran, den Säbel in der Faust!

Die Waffen so blitzend, die Mähnen so wild!
Ein fliegendes Feuer jagt durchs Gefild.

Doch Flammen speit das nächste Quarré,
Da peitscht der Tod die metallene See.

Ein Wogenschlag hinauf, hinab —
Und Roß und Reiter verschlingt das Grab.

Der Führer sinkt: das ersehnte Heil,
Willkommener Tod wird ihm zutheil.

Fort über ihn stürmt des Kampfes Getos,
Da ringt's von erbleichender Lippe sich los:

„Dem König mein Schwur und mein Leben zugleich,
Doch meine Seele — dem Deutschen Reich!"

Digitized by Google

2. Am Rhein.

Es hat der rebenumkränzte Rhein
Sein silbernes Haupt erhoben;
Er plaudert so gern im Mondenschein
Mit der stolzen Jungfrau droben.
Da steht sie mit dem Schwert auf der Wacht,
Hoch auf des Berges Rücken,
Und alle Sterne der ewigen Nacht,
Sie scheinen ihr Haupt zu schmücken.

„O ragen wirst du zum Himmelsdom
Auf dem granit'nen Kothurne,
Solang' ich gieße den mächtigen Strom
Aus unerschöpfter Urne.
Du hast mir ein langverlorenes Land
In meinen Kranz gewunden;
Es hat die Krone in deiner Hand
Den würdigen Kaiser gefunden.

„An deinem Sockel regt es sich,
Als ob ein Nebel walle;
Ein Geisterschwarm umflutet dich,
Die Fürsten und Völker alle.
Da löst sich's von den Bildern los,
Die Reihen sind festgeschlossen:
Du aber führst sie riesengroß,
Siegsgöttin, in Erz gegossen!

„Du schützest den friedlichen Besitz
Und alle Friedenskronen;
Doch naht der Feind, dann schmettert dein Blitz
In seine Legionen.
Ich grüße dich, Germania,
Auf deiner Bergeshalde!
Fest steht das Reich wie du selber da,
Erzbild vom Niederwalde."

Und rastlos weiter rollt jetzt der Rhein
Durch Klippen die strudelnden Wellen,
Vorbei am ragenden Felsgestein,
An dem sie schäumend zerschellen.

Digitized by Google

Da steht auf der Höh' ein blasses Weib,
Verhüllt in graue Schleier,
So schattenhaft der schöne Leib,
Klanglos in der Hand die Leier.

Sie wird von flatterndem Gewand
Wie von dunklem Gewölk umflogen;
Sie neigt sich herab vom Felsenrand,
Bereit zum Sprung in die Wogen.
Der Locken Gold so erbleichend und matt,
Vom silbernen Gram durchwoben:
Die Leier vorauszuschleudern hat
Sie hoch die Hand erhoben.

Da ruft der Rhein ihr ein mächtiges Halt
Aus grollender Flut entgegen:
„Verzweifle nicht an der Lieder Gewalt,
Die dir im Herzen sich regen!
O neidlos sieh auf das erz'ne Weib,
Das sie begeistert feiern.
Noch Tausende lockt dein süßer Leib
In traumhaft wehenden Schleiern.

„Noch Tausende wird dein holdes Wort
Mit stiller Gunst beglücken:
Die Herzen reißt es im Taumel fort
Zu seligem Entzücken.
Solang' ich vorbei an Burg und Dom
Und Rebenhügeln gleite,
Rauscht auch des deutschen Gesanges Strom
Gewaltig mir zur Seite.

„O singe das Lied, das muthig und frei
Von Herz zu Herzen wand're!
Dein ist das Wort, o Lorelei;
Doch sprachlos steht die andre:
Die Göttin der That, so stolz und kühn
Blickt sie auf die Lande nieder;
Doch neben deutschen Thaten blüh'n
Ja ewig die deutschen Lieder!"

Digitized by Google

Die Insel Ischia.

Von

Professor Karl Fuchs.

Eine große Katastrophe, hervorgerufen durch ein in Europa wenigstens nicht gar häufiges Naturereigniß, hat erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf Ischia, eine der herrlichsten Inseln des Mittelmeeres, gelenkt. Von dem großen Fremdenstrome, der alljährlich Italien durchzieht und von Neapel aus regelmäßig zahlreiche Besucher an das benachbarte Capri abgibt, trennten sich meist nur kleine Bruchtheile ab, um die reizenden, mit dem ganzen Zauber süditalienischer Vegetation geschmückten Landschaftsbilder von Ischia zu genießen. Nur seine heißen Quellen haben ihm seit jeher von Neapel, und in den letzten Jahren auch aus entferntern Provinzen im Sommer zahlreiche Gäste zugeführt, und auch als eine der vielen rasch emporblühenden italienischen Seebadestationen schien ihm eine Zukunft gesichert.

Der an großartigen und lieblichen Bildern so reiche Golf von Neapel, mit Recht die Perle des Mittelländischen Meeres genannt, verdankt seine Entstehung im wesentlichen der vulkanischen Thätigkeit unserer Erde. Nur ein kurzer, den Golf von Salerno von dem von Neapel trennender Höhenzug, bekannt durch die wunderbar schöne, an seinen steilen Kalkfelsen von Castellamare nach Sorrent sich hinziehende Straße, schließt sich an die Apenninenkette als einer ihrer weit vorspringenden Ausläufer an. Die äußerste, durch das Meer davon abgetrennte Spitze ist die vielbewunderte Insel Capri.

Von dieser Gebirgserhebung abgesehen, ist das Land rings um den Golf vulkanischer Natur. Doch waren es zwei verschiedene, voneinander ganz unabhängige Eruptionscentren, welche durch Ablagerung ihrer massenhaft aus der Tiefe heraufbeförderten Producte hier dem Meere Boden abgewannen und den durch die Fruchtbarkeit seines Erdreiches, ebenso wie durch sein Klima begünstigten Landstrich ins Dasein riefen. Der Vesuv im Südosten ist das eine von ihnen, das andere im Nordwesten sind die Phlegräischen Felder. Da, wo das Gebiet dieser beiden Vulkansysteme sich berührt und ihre verschiedenartigen Producte sich mischen, breitet sich die Stadt Neapel aus.

Zur Linken der Stadt hat sich die vulkanische Thätigkeit mehr concentrirt und nur einen mächtigen Kegelberg, den Vesuv, aufgebaut. Zur Rechten, in den Phlegräischen Feldern, hat sie sich zersplittert und nach und nach eine große Zahl

Digitized by Google

vielgestaltiger Berge von geringerer Höhe auf einem bedeutenden Flächenraum erzeugt. Selbst in einiger Entfernung von der Küste haben ihre Laven- und Schlackenmassen im Meere Inseln angehäuft, deren äußerste und auch von der am weitesten in die See hineinreichenden Landspitze, dem Cap Misenum, entfernteste eben Ischia ist.

Während aber der Vesuv noch heute das wunderbare Schauspiel seiner Thätigkeit entfaltet, oft Tausende von glühenden Schlacken raketengleich in den dunkeln Nachthimmel schleudert und glühende Lavabäche den steilen Eruptionskegel wie mit feurigen Reifen umspannen, sind die zahlreichen Krater der Phlegräischen Felder zwar noch meist vollkommen unversehrt; aber seit vielen Jahrhunderten haben dort die vulkanischen Ausbrüche ganz aufgehört, und nur in der jetzt leicht zugänglichen Solfatara von Puzzuoli entsteigen einzelnen Spalten noch unter zischendem Geräusch Dämpfe und schweflige Gase. Alles deutet darauf, daß diese Vulkangruppe wirklich längst erloschen ist.

Diesem Gebiet gehört Ischia an, worauf seine von dem Vesuv durchaus abweichende geologische Beschaffenheit, ebenso wie seine geographische Lage schon hinweisen. Mag Capri durch seinen alten, durch Kaiser Tiberins begründeten historischen Glanz, durch den Ruhm seiner Blauen Grotte und seine am ganzen Golf sichtbaren malerischen Umrisse bestechend wirken, so hat doch auch Ischia, das sich von Neapel aus, mit Ausnahme einiger hochgelegener Punkte, wie San-Elmo, durch die Höhen des Posilip und Cap Misenum dem Blicke ganz entzieht, seine besondern, wenn auch vielleicht bescheidenern Vorzüge. Reich bedacht mit den Reizen italienischer Natur, nur vom ersten Hauch der nahen afrikanischen Küste berührt, entwickelt sich auf dieser bevorzugten Insel eine solche Abwechselung der Bodengestaltung und der Gesteinsarten, wie sie auf so kleinem Raum selten zu treffen ist. Gewaltige Lavaströme, zum Theil an der Grenze der historischen Zeit entstanden, bergehoch aufgethürmte Schlackenmassen, große, tiefe Krater, zahlreiche heiße Quellen, entrollen vor dem Auge des Geologen ein klares Bild der Vergangenheit, in welchem die ganze Entwickelung der Insel, von den ersten Anfängen bis zur Ausbildung ihrer gegenwärtigen Gestalt, treu wiedergegeben ist.

Ischia ist heutzutage ein bergiges Eiland mit steil aus dem Meere aufsteigenden Küsten, weit vorspringenden felsigen Vorgebirgen und zahlreichen vielgestaltigen Buchten, deren ruhige Wasserfläche lebhaft contrastirt mit dem offenen, von der schaumgekrönten Brandung bespritzten Uferrande.

Der Epomeo oder Monte-San-Nicola bildet die Hauptmasse des Ganzen. In seiner beherrschenden Lage drückt sich schon geograpisch auch die geologische Abhängigkeit der ganzen Insel von diesem Mittelpunkt aus.

Der Epomeo ist ein mächtiger, schon in ferner vorhistorischer Zeit erloschener Vulkan. Davon ist freilich wenig mehr zu sehen. Seine Masse, ein weicher und zäher Tuff, ursprünglich aus den feinsten Auswurfsproducten, der vulkanischen Asche und Sand, entstanden, konnte den zerstörenden Einwirkungen der langen, seit seiner Existenz verflossenen Zeit keinen genügenden Widerstand leisten. Gegenwärtig bildet er einen schmalen Bergrücken in einem gegen Süden geöffneten,

Digitized by Google

flachen Bogen, und es gehört schon ein geübtes Auge dazu, um darin die Reste des einstigen mächtigen Kraterwalles zu erkennen, der das weite Kraterbecken umschloß. Der kahle und äußerst schmale Kamm des Bergrückens besteht nur noch aus einer dünnen, vielfach gezackten Wand, die durch Verwitterung und Regen immer mehr abbröckelt.

Der höchste, etwas mühsam zu erreichende Punkt liegt am westlichen Ende. Hier erhebt sich eine steil abstürzende Tuffwand, in der sich das Heiligthum von San-Nicola, nach dem der ganze Berg genannt wird, befindet. Schon im 14. Jahrhundert wurden die Kapelle und die Wohnräume des sie bedienenden Einsiedlers in der weichen, aber zähen Masse des Felsens ausgehöhlt, in ähnlicher Weise, wie man auch am Posilip den weichen Tuff zur Anlage von Wohnungen benutzt hat. Wirklich weltentrückt ist diese hochgelegene, der Ueberlieferung nach von einem mit den kaiserlichen Heereszügen nach Italien gekommenen Deutschen gegründete Behausung, und manchmal leben ihre Bewohner jahrzehntelang darin, ohne andere Verbindung mit dem Weltgetriebe als durch die einzelnen Fremden, welche diesen Gipfel ersteigen, oder die dem Einsiedler Lebensmittel zutragenden Bauern der Insel.

Der eigentliche Gipfel ist nur dadurch zugänglich, daß im Innern des Felsens, von der Klause aus, eine Treppe hinaufgeführt wurde.

Dieser 759 Meter hohe Punkt überragt weit alle übrigen Berge der Insel und gewährt dadurch die freieste Rundsicht. Wie ein Relief breitet sich das vielgestaltige Eiland zu den Füßen aus, reich belebt an der Nordküste, wild und einsam auf der entgegengesetzten Seite. Darüber hinaus erstreckt sich der blaue Spiegel des Meeres gegen Westen in unabsehbarer Ferne; nur in schwachen Umrissen tauchen weit draußen die Ponzainseln auf. Das italienische Festland überschaut man im Osten vom Vorgebirge Circello und deren lieblichen Busen von Gaëta an bis zum Golf von Salerno und bis Pästum. Die Apenninenkette, aus der deutlich einige Schneespitzen der Abruzzen hervortreten, schließt auf dieser ganzen Strecke den Horizont ab. Unmittelbar aber vor dem Beschauer öffnet sich der herrliche Golf von Neapel, die Inseln Procida zur Linken, Capri zur Rechten des Einganges, im Hintergrunde der majestätisch dampfende Kegel des Vesuv und, einer Perlenschnur vergleichbar, die Städte Castellamare, Torre dell' Annunziata, Torre del Greco, Portici, bis an die Thore der Hauptstadt sich ausdehnend.

Um den Epomeo gruppirt sich eine Anzahl meist kegelförmiger Erhebungen, die noch auf dem untern Theile seines Abhanges ruhen, deren Gipfel aber die Höhe seines Kammes lange nicht erreichen. Auf der Ostseite sind sie am zahlreichsten und dicht gedrängt; die Mehrzahl, Toppo, Arce, Trippiti, besteht aus einer Aufschüttung schlackenförmiger Producte aller Eruptionen, und jeder von ihnen zeigt noch heute die Stelle eines vorhistorischen Ausbruches an, indem die Krater von den Schlacken verschüttet wurden und die von hier abgeflossenen Lavaströme darunter tief begraben liegen. Ersteigt man die steilen Kegel, so hat man sich durch unglaubliche Massen des leichten, schaumigen Bimssteins durchzuarbeiten, der stellenweise in kleinen, erbsengroßen rundlichen Stücken, anderwärts in großen, schwammig aufgeblähten Schollen aufgehäuft ist. Nur wo die Regengüsse in der

Digitized by Google

langen, seit der Entstehung dieser Laven verflossenen Zeit einen Theil des Materials weggeschwemmt haben, werden die mächtigsten Ströme, wie am Garofali, theilweise darunter sichtbar.

Die vulkanische Natur des Berges tritt auch dem Unkundigen am Monte-Rotaro am deutlichsten entgegen. Von Casamicciola, dem am häufigsten besuchten Punkte der Insel, ist dieser nahezu 300 Meter hohe, an den steilen Nordabhang des Epomeo sich anlehnende Bergkegel ein leichter Spaziergang. Zu seinem Gipfel gelangt man über gewaltige Massen von glänzendschwarzen Obsidianstücken, gemengt mit den zarten schaumigen Bimssteinen, einem Material, das stets den Eindruck seiner Feuergeburt lebhaft hervorruft. Oben sieht man einen noch vollkommen wohlerhaltenen kreisrunden Kraterkessel in die Schlackenmassen eingesenkt, unter dem in geringer Tiefe ein aus einem schönen Trachyt bestehender hoher Lavastrom entspringt und sich bis ins Meer erstreckt. Gegenwärtig trägt er den Namen Monte-Tabor. Wer ihn bis zur Küste verfolgt, findet dort mehrfach Stellen, wo er über Thonschichten geflossen ist, an denen die Wirkung seiner Glut in überraschender Weise noch kenntlich ist. Der Thon ist nämlich an den Berührungsstellen mit der Lava roth und vollständig hart gebrannt, anderwärts aber ganz unverändert. In der zu Ziegeln gebrannten Rinde, welche die Lava umgibt, finden sich auch noch einzelne der im Thon vorkommenden Pflanzenreste, aber in verkohltem Zustande, sodaß sich daraus ergibt, daß der Lavastrom selbst hier dicht am Meere, als er in die Fluten eindrang, noch glühendheiß gewesen ist.

Der Epomeo mit den ihn umgebenden kleinern Bergkegeln bildet allerdings den Kern der Insel; doch hat dieselbe dadurch noch einen größern Umfang gewonnen, daß vom Fuße der centralen Bergmasse zahlreiche niedrige Erhebungen, fast strahlenförmig, nach allen Seiten ausgebreitet sind und zwischen ihnen flachere Landstreifen, nahezu der einzig anbaufähige Boden, sich angelegt haben. Diese Erhebungen reichen meist weit in die See hinein, sodaß sie wellenbrechend das flache Land schützen. Einige von ihnen, wie der Marecocco, Monte dell' Imperatore und die Punta San-Angelo bilden prächtige steile Vorgebirge, welche stille Buchten umschließen. Besonders die scharfgeschnittenen Umrisse des weit vorspringenden Monte dell' Imperatore sind durch ihre malerische Wirkung eine Zierde der Insel. Für den Geologen bieten aber seine schroffen, stets abbröckelnden Hänge noch ein besonderes Interesse, weil sie durch den mehrfachen Wechsel von Lavaschichten und Bimssteingerölle einen Einblick in den Aufbau dieser Gegend gewähren.

Die zwischen den Vorgebirgen gelegenen flachen Küstenstriche besitzen eine geringe Breite. Nur an den Südabhang des Epomeo lehnt sich eine etwas ausgedehntere, sanft zum Meere sich abdachende und dort plötzlich abbrechende niedrige Hochebene an. Boote finden hier, wegen der Klippen, nur selten Gelegenheit zu landen, und das ganze Gebiet ist wol das rauheste und wildeste auf dem Eilande infolge seiner geologischen Beschaffenheit. Im Niveau des Meeres bildet eine harte Lavaschicht die Unterlage, welche die Masse lockerer Schlacken trägt, aus der das Ganze besteht. Die nach Gewittern von der Höhe herabstürzenden Wildbäche haben zahlreiche tiefe Schluchten eingerissen und dadurch den Zusammenhang gänz-

Digitized by Google

lich zerstückelt. Alle Feuchtigkeit sickert durch die Schlacken und fließt in den Rinnsalen ab, wodurch nur spärlicher Pflanzenwuchs sich entwickeln kann. Selbst eine Wanderung über diesen Inseltheil ist äußerst beschwerlich; man ist gezwungen, in die Schluchten an steilen Wänden unter massenhaft nachrollenden losen Schlacken hinabzusteigen und ebenso mühsam die entgegengesetzte Seite zu erklimmen, die gewöhnlich nur ein schmaler Kamm von der folgenden Schlucht trennt. Wohnungen finden sich in diesem District, zwischen den kleinen Orten Panza und Barano, fast gar nicht.

Um so mehr ist dagegen der, wenn auch viel schmälere nördliche Küstenstrich bevölkert. Hier liegt zunächst der stattliche Hauptort Ischia mit nahezu 6000 Einwohnern. Das Castell, auf hohem Lavafelsen im Meere erbaut, gereicht ihm zur besondern Zierde, und gewährt einen prächtigen Ueberblick über die längs der Küste sich ausdehnende Stadt.

Am äußersten Ende derselben wird der von Ischia nach Casamicciola führende Weg von einem breiten Lavastrom durchschnitten. Die Verwitterung des Gesteins, dessen Oberfläche von einem wilden Durcheinander großer Schollen und Schlacken bedeckt wird, ist noch so gering, daß es fast ganz vegetationslos erscheint und den lebhaften Eindruck der Verwüstung durch eine erst kürzlich vorgekommene Eruption hervorruft. Es ist dies auch wirklich der jüngste Lavaerguß gewesen, den der Epomeo vor seinem Erlöschen noch lieferte.

Etwas weiter führt die Straße an dem kreisrunden, nur durch einen schmalen Schlackenwall vom Meere getrennten Lago del Bagno vorüber. Auch dies ist ein trefflich erhaltener, von eingedrungenem Seewasser erfüllter Krater. Neuerdings hat man die ihn vom Meere scheidende Wand durchstochen und auf so einfache Weise an der sonst nur mit Rheden versehenen Küste einen Sicherheitshafen hergestellt.

Der Weg führt weiterhin, nach etwa 10 Kilometer, nach Casamicciola. Obgleich nicht Hauptstadt, war dies doch vor seiner Zerstörung der wichtigste Ort der Insel. Hier war der Brennpunkt des Fremdenverkehrs, aus dem der Hauptverkehr für die ganze Landschaft floß. Schon in alter Zeit bildeten die zahlreichen heißen Dampfquellen einen Anziehungspunkt, und seit der Erbauung eines neuen und eleganten Badeetablissements vereinigte sich hier mehr und mehr das Badeleben zum Nachtheil der früher ebenfalls stark besuchten Bäder von Ischia. In neuester Zeit wurde Casamicciola außerdem noch Seebad und Sammelort für „Sommerfrischgäste", wozu es sich durch seine den Seewinden offene Lage und den Schatten zahlreicher alter Kastanienbäume, wenigstens den Bewohnern des nahen heißern Festlandes, empfahl.

Der Ort zerfiel vor seiner Zerstörung in zwei Gruppen, den auf dem Hügel gelegenen Theil und den untern, an der Küste, oder die Marina. Diese Art der Ansiedelung findet sich sehr häufig auf der italienischen Halbinsel. Sind die Seealpen oder die Apenninen überschritten, so trifft man sie überall da, wo das Gebirge sich der Küste nähert. Der Hauptort breitet sich in steil ansteigenden Gassen über den Berg, oft bis zum Gipfel hin aus. Das Bedürfniß nach Trinkwasser, die frische Luft, besonders aber die leichtere Vertheidigung solcher Niederlassungen

Digitized by Google

gegen die früher so überaus häufigen Einfälle der Seeräuber mögen zu der Wahl derartiger Wohnplätze geführt haben; Fischfang und Schiffahrt veranlaßten aber einen Theil der Bevölkerung, sich unten am Meere anzubauen, woraus dann die zum Hauptort gehörende Marina entstand.

So lagen auch in Casamicciola unten an der Marina die Fischerwohnungen, zu denen in den letzten Jahren einige Hotels für Seebäder hinzugekommen waren. Der eigentliche Ort erhob sich dahinter auf einem Hügel. Aber nur um den Dom, das Hospital und die Bäder drängten sich die Häuser dichter zusammen; sonst standen sie in Gärten über den ganzen Hügel zerstreut und, besonders die zahlreichen Hotels, in freier aussichtsreicher Lage. Zwischendurch schlängelte sich der Weg unter den die Gartenmauern hoch überragenden baumartigen Cacteen, an dem hochgelegenen, an arabische Bauart erinnernden Hotel Gran-Sentinella vorbei, zu einem alterthümlichen Kirchlein, unter dessen Porticus sich plötzlich ein entzückender Blick auf den nordwestlichen Theil des Eilandes aufthat. Da sah man die breite, weinreiche Westküste mit dem von 6500 Seelen bevölkerten Städtchen Forio, und die gewaltigen, in schön geformte Vorgebirge auslaufenden Lavaströme des Marecocco und Zale; zu Füßen breitete sich das freundliche Lacco aus, durch das letzte Erdbeben nun ebenfalls zu trauriger Berühmtheit gelangt.

Lacco, obgleich dem verkehrsreichen Casamicciola so nahe, genoß doch fast ungestörter idyllischer Ruhe. Trachten, Gebräuche, Volksfeste haben sich bei der Bevölkerung, deren ursprünglich griechischer Typus leicht auffällt, noch erhalten. Der Ort besitzt ebenfalls heiße Quellen; als sein größter Schatz gilt aber Santa-Restituta, die auf der ganzen Insel am meisten verehrte Heilige. Am 17. Mai wird ihr Fest in dem wunderlichen Kirchenbau gefeiert und auf dem freien Platz davor entwickelt sich alsdann ein lebhaftes Jahrmarktstreiben. Bunte Nationaltrachten fanden sich dort stets in Menge, und häufig sah man die Tarantella tanzen, welche sonst, ebenso wie unsere Alpentänze, immer seltener wird oder nur für Fremde veranstaltet zu werden pflegt.

Die historische Vergangenheit der Insel wird in der ältesten Zeit nur durch gelegentliche Notizen in Werken der auf uns gekommenen Schriftsteller erhellt. Später hatte das kleine Eiland keine eigene Geschichte mehr, sondern nahm an den Geschicken des nachbarlichen Festlandes theil oder ließ sie vielmehr über sich ergehen.

Um so vollständiger ist dagegen der allmähliche Ausbau der Insel selbst zu entziffern. Durch Benutzung aller zu Gebote stehenden Hülfsmittel geologischer und geschichtlicher Natur läßt sich ein klares Bild ihrer Vergangenheit entwerfen, und nur selten wird es gelingen, einen so vollständigen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte eines Landes zu gewinnen wie bei Ischia.

Die Entstehung der Phlegräischen Felder, zu deren Gebiet Ischia gehört, fällt in eine sehr ferne Vergangenheit, wo das Land noch ganz andere Grenzen hatte als heute, und der Golf von Neapel in seiner gegenwärtigen Gestalt noch nicht bestand.

Den Anfang machten Eruptionen im Meere, tief unter seiner Oberfläche,

Digitized by Google

deren Producte allmählich den Boden anfüllten und auf diese Weise einen Theil der neuen Vulkane mit dem festen Lande vereinigten. Nur die äußersten von ihnen blieben getrennt und erscheinen jetzt als Inseln. Es sind dies Procida und Ischia.

Ob der erste dieser vulkanischen Ausbrüche gerade an der Stelle des heutigen Epomeo erfolgte, oder ob es noch frühere an andern Punkten gab, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls ist der Berg einer der ältesten Eruptionscentren dieser Gegend, wie er auch den am vollständigsten entwickelten Vulkan der ganzen Gruppe darstellt.

Der Beginn seiner Thätigkeit fiel wahrscheinlich in die Zeit nach dem Ende der Tertiärperiode. Er bestand ohne Zweifel in einem sogenannten submarinen Ausbruch, indem die Dämpfe und Gase des Vulkans den Meeresboden zerklüfteten und durch die Fluten hindurch die Schlacken und Aschenmassen in die Luft emporschleuderten. Der größte Theil dieser, aus der Höhe wieder herabfallenden Producte sammelte sich auf dem Meeresboden um die Ausbruchsstelle herum an. So entstand tief unter dem Wasser ein Eruptionskegel, wie er sich auch auf dem Lande bei neuen Vulkanen zuerst bildet. Durch Anhäufung immer neuer, aus dem Erdinnern gelieferten Massen erreichte der unterseeische Kegel endlich eine solche Höhe, daß sein Gipfel über dem Meeresspiegel auftauchte und als neue Insel erschien.

Derartige, aus einem submarinen Vulkan bestehende Inseln gibt es viele im Ocean, und man hat deren Entstehung in neuerer Zeit mehrfach beobachten können. Sie besitzen der Regel nach die charakteristische Gestalt eines großen, ein weites Kraterbecken umschließenden Ringwalles, der sich mehr oder weniger hoch über die Wasserfläche erhebt. Da oft nur lockere Schlacken die Neubildung zusammensetzen, so vermag die Brandung zuweilen die am wenigsten festgeformte Seite zu durchbrechen und das Wasser füllt dann das Innere des großen Kraterkessels, sodaß nur ein halbmondförmiger, eine kreisrunde Bucht einschließender Höhenzug übrigbleibt.

Auch der Epomeo hat diese Entwickelung aus einem ursprünglich einfachen, nur mit seinem Gipfel über die Wasserfläche emporragenden Vulkankegel durchgemacht. Der heute sogenannte Berg besteht nur noch aus einem Bruchstück des den gewaltigen Krater umschließenden Ringwalles, dessen größerer Theil zu einer Zeit, als er noch nicht gehoben war, von den Wogen zerstört wurde. Daß der Vulkan wirklich einst theilweise unter dem Meeresspiegel lag, und erst durch allmähliche Hebung zu seiner jetzigen Höhe gelangte, läßt sich durch eine den vulkanische Tuff, aus dem er besteht, bis zu einer gewissen Höhe bedeckenden Thonschicht nachweisen, da diese von den Fluten angeschwemmt wurde und aus dem Meere stammende Conchylien einschließt, die man noch in bedeutender Höhe wiederfindet.

In der submarinen Periode ergoß der Vulkan auch schon zahlreiche mächtige Lavaströme, und große Massen von Bimsstein und Obsidian wurden von dem Krater ausgeworfen. Die Laven breiteten sich auf dem Meeresboden aus, und indem Lavabänke und Bimssteinschichten mehrfach sich übereinanderschichteten, entstand jener aus einer regelmäßigen Wechsellagerung von Bimsstein und Lava aufgebaute und früher beschriebene Inseltheil, der aber zu jener Zeit noch tief

Digitized by Google

unter dem Meere lag. Damals bestand eben der sichtbare Theil von Ischia nur aus der etwa 230 Meter über die Wasserfläche emporragenden Spitze des Epomeo. Erst später hob sich allmählich der Meeresboden um 450 Meter, wodurch der Berg seine gegenwärtige Höhe erreichte und die früher gleichfalls submarinen Inseltheile trocken gelegt wurden. Nur die Grenzen des Eilandes veränderten sich dadurch, daß die aus lockern Massen bestehenden Küsten von der Brandung weggespült wurden und blos so weit erhalten blieben, als sie von harten Lavaschichten geschützt waren. Die Umrisse der Insel gewannen so mannichfaltige Gestaltung durch Vorgebirge und Buchten, die sie heute so reizend erscheinen läßt.

Die vulkanische Thätigkeit setzte sich auch nach der Hebung des Vulkans fort. Die dieser spätern Periode entstammenden Laven erkennt man daran, daß sie auf den Meeresthiere einschließenden Schichten liegen; sie fallen aber auch meist schon durch helle Färbung von den dunkeln Laven der submarinen Periode auf.

Zu den ältesten, nach der Hebung eingetretenen Eruptionen scheinen die an der Ostseite des Epomeo zu gehören. Der große Hauptkrater auf dem Gipfel des Berges war damals wol schon erloschen und theilweise zerstört; deswegen erfolgten die Ausbrüche tiefer unten am Abhang und erzeugten die früher genannten Bergkegel Toppo, Trippiti, Vetta, Garofali.

Nach und nach hörten sie aber in dieser Gegend auf und bahnten sich mehr am Nordabhang des Hauptvulkans ihren Ausweg. Die dort befindlichen Krater, Laven und Schlackenberge gehören demnach hauptsächlich der letzten vorgeschichtlichen und der historischen Zeit an.

Die in alten griechischen und römischen Schriftstellern enthaltenen Andeutungen über die vulkanische Thätigkeit auf Ischia sind so unbestimmt und verworren, daß man daraus allein die Kenntniß der Vorgänge in dieser Zeit nicht schöpfen darf. Die geologische Untersuchung vermag jedoch glücklicherweise diese Berichte zu ergänzen und mit großer Wahrscheinlichkeit die darin erzählten Ereignisse zu deuten.

Die erste historische Eruption findet sich bei Plinius*) erwähnt. Das Ereigniß war für den Historiker bemerkenswerth, weil die älteste Stadt dadurch zerstört und ein See neu gebildet wurde. Daß mit dem letztern nur der an der Küste gelegene Kratersee Lago del Bagno gemeint sein kann, ist augenscheinlich, denn ein anderer existirt nicht. Aus diesem Nebenkrater und aus dem nahen Monte-Montagnone, der noch jetzt den größten und besterhaltenen Krater der ganzen Insel aufweist, scheint die Eruption erfolgt zu sein, und die an der Punta San-Alessandro und Punta San-Pietro zum Vorschein kommenden Laven können die damals ergossenen Ströme sein. Die ungeheuern, die ganze Landschaft bis zum Monte-Tabor bedeckenden Schlackenmassen stammen ebenfalls zum Theil davon her, sie sind jedoch gemengt mit jüngern Auswürflingen benachbarter Krater.

Die geschichtliche Zeit wird für Ischia durch die Gründung einer griechischen Colonie daselbst unter Megartenes und Hypocles eröffnet. Nach Paterculus**)

*) Vgl. „Naturgeschichte", Thl. 1, Buch 2, Kap. 88.
**) Vgl. „Römische Geschichte", Buch 1, Kap. 4.

Digitized by Google

kamen die Einwohner aus Eretria und Chalkis auf der Insel Euböa. Ein von Strabo erwähnter Aufstand führte zur Trennung, wonach die Chalkiden die Insel verließen und auf dem Festlande zuerst Cumä, später Neapel gründeten. Ihre Gegner blieben allein im Besitz der Colonie auf Ischia. Diese Ansiedelung der Eretrier wurde aber nach Strabo durch eine vulkanische Eruption zerstört und die Bewohner wurden zur Auswanderung genöthigt.

Die Annahme liegt nahe, daß der von Plinius berichtete, den Untergang einer Stadt herbeiführende Ausbruch derselbe ist, von dem Strabo erzählt. Danach hätte die Colonie der Eretrier nahe dem heutigen Ischia gelegen und diese wäre es gewesen, deren Vernichtung der Ausbruch des Monte-Montagnone veranlaßte.

Nachdem diese älteste griechische Colonie zu Grunde gegangen war, ließen sich später, auf Befehl des Tyrannen Hiero I., Syrakusaner daselbst nieder. Aber auch diese Ansiedelung mußte wegen der vulkanischen Ereignisse wieder aufgegeben werden.

Die Lage dieser zweiten Colonie wird man an der Westküste zu suchen haben. Die von Syrakus kommenden Schiffe fanden dort zuerst Ankergrund und culturfähigen Boden. Durch Gunst der Lage und eine treffliche Rhede ist auch in unserer Zeit das Städtchen Forio daselbst der völkerreichste Ort der Insel geworden. Begründet ist die Voraussetzung, daß die Syrakusaner in der Nähe des heutigen Forio sich angebaut haben, durch einen nicht weit davon gefundenen Stein mit darauf zu deutender Inschrift, der zu den begonnenen Befestigungen gehört zu haben scheint. Die Eruption trat vor der Vollendung dieser Bauten ein und zerstörte alles.

Sind die Annahmen richtig, dann muß dieser zweite historische Ausbruch an jener oberhalb Lacco gelegenen Eruptionsstelle eingetreten sein, aus der die großen Lavaströme des Marecocco und Zale hervorbrachen. Die Entwickelung von heißen Dämpfen bei San-Lorenzo aus den Spalten dieser prächtigen Trachytlaven, sowie die Hitze des Bodens, die man an der Küste von Lacco an vielen Stellen schon in geringer Tiefe, selbst in dem vom Meere bedeckten Sand antrifft, beweisen außerdem, daß diese Laven einer der jüngsten, also einer historischen Eruption angehören müssen.

Hiero I. regierte von 478 bis 467 v. Chr. Berücksichtigt man, daß von der Gründung bis zur Zerstörung der Niederlassung so kurze Zeit verfloß, daß die Befestigungen nicht vollendet werden konnten, so wird die Eruption etwa ins Jahr 470 v. Chr. verlegt werden können.

So war die Insel wieder verlassen, denn von Eingeborenen, mit denen die Griechen zusammengestoßen wären, ist nirgends die Rede.

Die Nachricht von einer weitern Eruption ist durch Timäus auf uns gekommen. Wir besitzen darin die ausführlichste Schilderung von allen auf Ischia stattgehabten Naturereignissen der Art.

Es muß nach diesen Andeutungen eine der furchtbarsten Eruptionen gewesen sein, in welcher alle Schrecknisse eines großen Ausbruches zusammentrafen, sodaß selbst die Bewohner der gegenüberliegenden Küste flohen. Erdbeben machten den Anfang, worauf eine Explosion folgte, die den früher verschlossenen Krater geöffnet

Digitized by Google

zu haben scheint, und alsdann begann der die Umgebung weithin bedeckende Aschenregen. Wie bei vielen großen Erdbeben zog sich auch hier das Meer anfangs von der Küste zurück und kehrte dann als hohe, über die flachen Strecken der Insel verwüstend hereinbrechende Woge wieder.

Da Timäus zu Taormina im Jahre 352 geboren wurde und das von ihm erzählte Ereigniß kurz vorher stattgefunden haben soll, so gehört dasselbe jedenfalls der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts an, zwischen 400 und 352 v. Chr. Von den Eruptionskegeln, die ihrer Beschaffenheit nach den jüngsten vulkanischen Ausbrüchen ihre Entstehung verdanken, bleibt — nachdem der Monte-Montagnone als die Stelle der ältesten Eruption, Marecocco und Zale als die der zweiten bestimmt worden sind — nur der Monte-Rotaro übrig. Sein Krater ist noch sehr deutlich, und ein großer Lavastrom, der Monte-Tabor, bricht aus seiner Seite hervor. Es ist das jene Lava, welche den aus der submarinen Periode stammenden Thon zu einer harten Ziegelmasse gebrannt hat. Auch heiße Dämpfe steigen noch an vielen Punkten aus ihren Spalten auf.

Eine spätere Eruption ereignete sich um 89 unserer Zeitrechnung. Wir finden darüber nur eine kurze Erwähnung bei Julius Obsequens; allein es ist der erste Ausbruch von Ischia, für den sich eine bestimmte Jahreszahl angeben läßt, indem die damals amtirenden Consuln genannt sind. Dagegen fehlt jede Andeutung über die davon betroffene Gegend der Insel.

Noch unter Antoninus Pius, zwischen 138 und 161, und unter Diocletian, zwischen 284 und 305, machte sich die vulkanische Thätigkeit auf Ischia bemerklich. Aus den nachfolgenden Jahrhunderten ist keine Ueberlieferung darüber erhalten.

Hingegen hat man von dem letzten daselbst eingetretenen Ausbruch Kenntniß. Er fällt ins Jahr 1301 und dauerte ungefähr zwei Monate. Die noch wohlerhaltene Eruptionsstelle liegt am untern Abhang des Epomeo, etwa 130 Meter über dem Meere. Solche seitliche Ausbrüche, nahe dem Fuße eines größern Berges, treten zuweilen ein, wenn die regelmäßigen Auswege des Vulkans fest verstopft sind und die den Eruptionsproducten den Weg bahnenden Dämpfe unten durch Verwitterung oder Spaltung der Gesteine leichtern Durchbruch finden. Viele werden sich noch der schönen Vesuveruption von 1861 erinnern, die sich ebenfalls tief unten, nahe bei Torre dell' Annunziata und Pompeji, abspielte, ohne daß der auf dem Gipfel gelegene Krater ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete.

Der vom Epomeo 1301 erzeugte große Lavastrom trägt den Namen „Arso". Seine Entstehung war von einem ungeheuern Schlackenregen begleitet, welcher die Umgebung überschüttete. Besonders um die Ausbruchsstelle der Lava herum haben sich die braunen und schwarzen Schlacken zu einem hohen Wall angesammelt und sehen noch ganz frisch aus. Die Lava floß gegen die Küste hinab und erreichte auf diesem etwa $1\frac{1}{2}$ Miglien langen Lauf einen Theil der Stadt Ischia, der zerstört und unter der glutflüssigen Masse begraben wurde. Auch die Lava ist noch vollkommen frisch, wie an einem activen Vulkan, und niemand wird ihr das halbtausendjährige Alter ansehen.

Mit diesem Vorgange war die Thätigkeit des Vulkans von Ischia, dessen Ge-

Digitized by Google

schichte wir von seinen ersten Anfängen an verfolgt haben, beendigt. Seit 1301 ist er erloschen. Es ist dies der einzige große Vulkan Europas, der in geschichtlicher Zeit noch in Thätigkeit war und diese seitdem eingestellt hat. Wer aber auch seine Vergangenheit nicht kennt, erblickt doch noch in den überaus zahlreichen heißen Quellen und den an den verschiedensten Stellen, besonders am Schauplatz der jüngsten Eruptionen, hervorbrechenden heißen Dämpfen die Zeugen der in der Tiefe verborgenen Kräfte.

Unter den vielen, noch gegenwärtig die vulkanische Natur des Bodens verrathenden heißen Quellen sind folgende die berühmtesten:

1) Die Quellen der Bäder von Ischia, mit einer Temperatur von + 59° C. und reichlicher Entwickelung von Kohlensäure, und die Quellen von Castiglione mit + 75° C. Diese beiden Gruppen liegen bei der Stadt Ischia.

2) Gurgitello, die bedeutendste von allen, entspringt in Casamicciola. Durch die in großen Blasen aus dem Wasser aufsteigende Kohlensäure scheint die Quelle zu sieden, sie erreicht aber nur 52—59°. Unter den darin gelösten Salzen herrscht der kohlensaure Kalk vor; seine Menge ist so groß, daß er sich durch einen starken Niederschlag in der Wasserleitung zu erkennen gibt. Von den zahlreichen andern Quellen dieses Ortes ist das + 38° C. warme Bagno fresco durch seinen großen Natrongehalt bemerkenswerth, der ihm im wesentlichen den Charakter einer Sodaquelle verleiht.

3) Von den bei Lacco entspringenden, kochsalzhaltigen Quellen Santa-Restituta und Citara war besonders letztere im Alterthum schon hochberühmt. Beide besitzen eine Temperatur von 50—51° C. Der Boden ist jedoch in dieser ganzen Oertlichkeit von heißem Wasser durchdrungen, und im Ufersande, dicht am Meere, kann man eine Bodenwärme von + 65° und mehr finden.

Wenn darum auch der Vulkan seit Jahrhunderten erloschen ist, so erkalten die feuergeborenen Massen in der Tiefe doch nur langsam. Die Gesteine haben dort seit jenen Eruptionen eine hohe Temperatur bewahrt, und das durch sie hindurchsickernde Wasser wird darum so erwärmt, daß es als heiße Quelle auf der Oberfläche wieder erscheint. Auch seinen Gehalt an gelösten mineralischen Stoffen hat es auf diesem Wege erhalten, indem es von den im Gestein vorhandenen Salzen auflöste. Werden Stücke der verschiedenen Lagen fein gepulvert und mit heißem Wasser behandelt, so erhält man Lösungen, die mit den natürlichen Quellen vollständig übereinstimmen. Diese Versuche beweisen hinreichend den einfachen Proceß, durch den die Mineralquellen entstehen.

Wo geringe Wassermengen durch stark erhitzte Theile der Laven sickern, da werden dieselben vollständig in Dampf verwandelt, der dann durch feine Spalten an die Oberfläche steigt. Die Dampfquellen von Castiglione haben nur + 56° C., aber in ihrer Nähe erhebt sich die Temperatur des Bodens auf + 75° C. Aus den Laven des Monte-Tabor kommen Wasserdämpfe von + 68° C. in großer Menge; doch scheint hier, wie an vielen andern Punkten der Insel, sowol die Zahl der Dampfquellen als ihre Temperatur häufigem Wechsel unterworfen, was sich ebenfalls leicht durch den größern oder geringern Wasserzufluß erklärt.

Digitized by Google

Auch von Erdbeben war Ischia zu keiner Zeit ganz verschont. Am 2. Febr. 1832 trat eins, gerade wie das jüngste in Casamicciola, so heftig auf, daß dadurch bedeutender Schaden angerichtet wurde (es soll dabei 30 Todte gegeben haben). Später erhielten sich die Erdstöße vom 7. Juni 1852 und vom 16. Aug. 1867 durch ihre Stärke lange im Andenken der Bewohner.

Uebrigens ist wohl zu beachten, daß Ischia an das Vesuvgebiet grenzt und die stärkern, von diesem thätigen Vulkan ausgehenden Erschütterungen sich leicht bis dahin fortpflanzen können. Nicht alle derartige Ereignisse dürfen darum den auf der Insel sich vollziehenden Naturprocessen zugeschrieben werden, doch hat es gerade in neuerer Zeit unzweifelhaft auch solche gegeben. Darunter war jenes vom 4. März 1881 eins der bedeutendsten.

Am genannten Tage hörte man in Casamicciola um 1 Uhr 5 Minuten abends unterirdisches Getöse, dem sogleich eine 7 Secunden dauernde heftige Erderschütterung folgte. Die Bewegung war ruckweise und so stark, daß sie in dem aufblühenden Orte große Zerstörungen anrichtete, obgleich sie sich auf den von dem Städtchen eingenommenen Hügel und den gegen Lacco gewendeten Abhang beschränkte. Eine bedeutende Zahl von Häusern und die Kathedrale stürzten zusammen. Glücklicherweise waren zu dieser Stunde die meisten Einwohner außerhalb der Häuser, doch kamen gegen 150 Menschen um. Um 4 Uhr folgte noch ein zweiter Stoß, der zwar den Einsturz einiger schon beschädigter Mauern herbeiführte, aber keinen neuen Schaden that. In den nächsten Tagen, nämlich am 6., 7., 17. und 27. März, folgten schwächere Erschütterungen ohne erhebliche Bedeutung nach. Der letzte Stoß, mit dem dieses Erdbeben seinen Abschluß gefunden zu haben scheint, wurde in Casamicciola und Lacco am 18. Juli 1881, abends 8½ Uhr, gespürt.

Schon nach kurzer Zeit wurde dieselbe Gegend noch schwerer heimgesucht. Die Zeitungen haben das entsetzliche Ereigniß vom 28. Juli 1883 so ausführlich geschildert, daß wir uns an dieser Stelle auf das zum Verständniß Nothwendige beschränken können.

Kurz vor 10 Uhr abends war es, als man in dem zwischen Casamicciola und Barano gelegenen Theile der Insel ein heftiges Erdbeben empfand. Unter furchtbarem Getöse brachen mit einem Ruck die Gebäude zusammen. Die Zerstörung war eine so gründliche, daß von dem ganzen Städtchen Casamicciola nur fünf Häuser übrigblieben. Die massiven Hotels, die Kirchen und öffentlichen Gebäude ebensowol wie die leichter gebauten Häuser der ärmern Bewohner lagen in Schutt und Trümmer. Außerhalb Casamicciola erstreckte sich die Verwüstung, wenn auch in geringerm Grade, auf Lacco, Forio und Barano, wo ebenfalls zahlreiche Häuser und Menschen zu Grunde gingen. Von der furchtbaren Katastrophe war die Bevölkerung überrascht worden, und obgleich sich die anfangs gemeldeten Verluste an Menschenleben übertrieben erwiesen, ist die Zahl der Opfer doch eine unerhört große.

Nach officieller Mittheilung gab es

Digitized by Google

in Casamicciola	922	Todte	und	206	Verwundete
„ Lacco	128	„	„	87	„
„ Forio mit Panza	305	„	„	63	„
„ Barano	10	„	„	15	„
	1365	Todte.		371	Verwundete.

Es wäre jedoch ein Irrthum, wenn man das Erdbeben von Casamicciola zu den großen, durch die Menge und Heftigkeit der Erderschütterungen ausgezeichneten Ereignissen der Art zählen wollte. Nur durch seine furchtbaren, dem Zusammentreffen ungünstiger Umstände zuzuschreibenden Folgen verdient es die ihm gewordene ungewöhnliche Theilnahme.*) Selbst in Europa hat es in den letzten Decennien viel größere Erdbeben gegeben. Jenes von Belluno am 29. Juni 1873 erstreckte sich z. B. von München bis Florenz, und viele Hunderte von Erderschütterungen folgten einander. In Belluno selbst und in mehrern Dörfern der Umgebung wurden ganze Straßen zerstört und auch zahlreiche Menschenleben fielen zum Opfer. Bei dem Erdbeben von Chios im April 1873, demselben Gebiet, das auch jetzt wieder im October 1883 so schwer heimgesucht ward, war die Bewegung eine so heftige, daß der Boden förmlich zu tanzen schien und zahlreiche Ortschaften in Trümmer fielen. Menschen kamen dabei 4181 um und etwa 10000 wurden verwundet. Unter der großen Zahl der beobachteten Stöße waren gegen 40 von solcher Heftigkeit, daß jeder für sich allein schon die furchtbarsten Verwüstungen hätte anrichten können. Auf Ischia dagegen war die Wirkung deshalb eine so entsetzliche, weil der Sitz der Bewegung zufällig genau unter dem Städtchen lag und weil bei der vorgerückten Abendstunde fast die ganze Bevölkerung schon in den zum Theil mit steinernen Dächern versehenen Häusern sich befand.

Immerhin mußte ein Naturereigniß von solcher Bedeutung allgemeines Interesse erregen und die Aufmerksamkeit auf seine mögliche Veranlassung lenken. Handelte es sich doch auch um die Entscheidung darüber, ob die vom Untergange Geretteten sich dem Boden, der in drei Jahren sich zweimal so trügerisch erwiesen, nochmals anvertrauen dürften, oder ob auf einen Wiederaufbau der alten Heimat verzichtet werden solle. Wir sehen zwar einen Kranz blühender Städte um den Vesuv herum, die, beständig bedroht und oft schwer geschädigt, stets aus ihren Ruinen sich wieder erheben; allein eine so vollständige Zerstörung, wie sie jetzt Casamicciola erlitten, war dort seit undenklicher Zeit nicht vorgekommen. Glaubten doch viele, daß der Vesuv nun die alten Bahnen seiner Ausbrüche zu verlassen und den erloschenen Vulkan auf Ischia neu zu beleben versuche, wodurch den Bewohnern das Schicksal von Pompeji und Herculanum drohe. Die großen Erdbeben von 1881 und 1883 konnten die Vorläufer einer neuen Periode vulkanischer Thätigkeit sein, wie sie im Jahre 63 dem ersten, den völligen Untergang jener Städte herbeiführenden Ausbruch des bis zum Jahre 79 vollständig ruhenden Vesuv vorausgegangen waren.

*) Das größte und an Menschenleben verlustreichste Erdbeben unserer Zeit breitete sich vom 13. bis 16. Aug. 1868 über Peru, Bolivia und Ecuador aus. Die Zahl der Umgekommenen ward auf über 70000 berechnet.

Digitized by Google

Man hat darum in weiten Kreisen mit Spannung die sich bekämpfenden Ansichten über die der Katastrophe von Casamicciola zu Grunde liegende Ursache verfolgt. Selbst die hervorragendsten Forscher Italiens konnten sich darüber nicht einigen. Während Herr de Rossi in Rom sie für eine ungewöhnlich heftige, aber local doch nicht beschränkte Wirkung der vulkanischen Kräfte des Erdinnern erklärte, hat Herr Palmieri in Neapel richtig erkannt, daß diese Bodenbewegungen nichts mit den von ihm beobachteten Erderschütterungen des Vesuv zu thun hatten. Er sprach deswegen die Ansicht aus, daß Einstürze unter der Erdoberfläche die darüber liegenden Schichten erschütterten und daß man es deshalb nicht mit einem wirklichen Erdbeben zu thun habe.

Zu den Naturerscheinungen, deren vulkanischen Ursprung noch viele für unzweifelhaft halten, gehören die Erdbeben. Die Leser dieser Zeitschrift haben jedoch aus einem frühern Aufsatz von mir*) ersehen, daß es sowol vulkanische, mit der Thätigkeit der Feuerberge in Verbindung stehende, als auch nichtvulkanische, von den verschiedensten Ursachen herrührende Erdbeben gibt. In einem vulkanischen Gebiet, wie dem von Ischia, können beide Arten vorkommen, und es wird darum an solchen Orten bisweilen sehr schwierig, sie zu unterscheiden. Erdbeben zweifellos vulkanischen Charakters sind daselbst unter anderm am 16. Aug. 1867, dann mehrfach zwischen dem 24. und 27. Juli 1879 und am 27. Juli 1880 eingetreten: alle waren sie die Ausläufer der gleichzeitigen Erdstöße in nächster Umgebung des Vesuv. Gerade die neuesten, den Einwohnern so verhängnißvoll gewordenen tragen dagegen deutlich den Charakter nichtvulkanischer Erdbeben. Schon die Beschränkung der verhältnißmäßig starken Erschütterung auf einen engbegrenzten Raum zwingt zu dieser Entscheidung. Die angeführten, viel schwächern vulkanischen Erdbeben erschütterten den ganzen Golf von Neapel in weitem Umkreise, während man bei der großen Katastrophe vom 28. Juli 1883 in Neapel und an der so nahen Küste gar nichts empfand. Nicht einmal die ganze Insel wurde von ihr betroffen. Die Stadt Ischia, nur wenig über eine Stunde von Casamicciola entfernt, blieb gänzlich verschont; der Erschütterungskreis beschränkte sich auf das nordwestliche Ufergebiet. Am 4. März 1881 waren die Erdstöße sogar noch mehr localisirt; sie machten sich nur auf dem Hügel der Stadt geltend, und schon im untern Stadttheile, der Marina, waren sie kaum bemerkbar. Daraus geht aber klar hervor, daß man es mit einem Ereigniß rein localer Natur zu thun hat.

Die Umgebung von Casamicciola birgt eine Menge heißen, in zahlreichen Quellen hervorbrechenden Wassers; besonders der den bevölkertsten Stadttheil tragende Hügel ist wie ein Sieb davon durchlöchert. Die Stelle, wo der Sitz jener localen Erdbeben angenommen werden muß, weist unzweideutig auf einen Zusammenhang mit dem Quellgebiet hin; denn gerade da, wo die Quellen am reichlichsten sprudeln, war der Mittelpunkt aller neuern Erdstöße. Schon am 4. März 1881 lag das Centrum der Bewegung da, wo die Hauptquellen ent-

*) „Die Erdbeben und deren Entstehung nach der Statistik von 1865 bis 1880" („Unsere Zeit", 1881, I, 212 fg.).

Digitized by Google

springen, unter der Straße del Purgatorio, die auch mit den angrenzenden Straßen am vollständigsten verwüstet wurde, und am 28. Juli 1883 ging die große Katastrophe sowol wie die zahlreichen spätern localen Erschütterungen von demselben Punkte aus.

Bedenkt man, daß das heiße Wasser seit Jahrhunderten und Jahrtausenden den Boden des Hügels unterspült, daß die Quellen ohne Unterlaß eine Menge von Stoffen, kohlensauren Kalk, kohlensaures Natron, Chlorverbindungen, schwefelsaure und kieselsaure Salze in gelöstem Zustande aus der Tiefe, wo diese Bestandtheile den Gesteinen entzogen wurden, heraufbefördern, so begreift sich leicht, daß die tiefer liegenden Felsarten ausgelaugt wurden. Durch diesen Stoffverlust und die dadurch bedingte Abnahme der Masse werden die Unterlagen der einzelnen Gesteinspartien unsicher und können sich schließlich nicht mehr gegenseitig stützen und tragen, sondern es müssen Senkungen und Verschiebungen so lange eintreten, bis sich das Ganze wieder in gesicherte Lage gerückt hat.

Eine von derartigen Ursachen herrührende Erschütterung der Erdoberfläche ist aber ein wirkliches, echtes Erdbeben. Es würde von sehr beschränkter Kenntniß dieser Naturerscheinungen zeugen, wollte man nur vulkanische Erdbeben annehmen; die nichtvulkanischen sind mindestens ebenso zahlreich und viel mannichfaltiger in Bezug auf ihren Ursprung. Im vorliegenden Falle weisen, wie schon angedeutet, alle Umstände auf die heißen Quellen als Ursache hin. Man braucht jedoch nicht gleich an einen unterirdischen „Einsturz" großer Hohlräume zu denken, dessen Spuren Herr Palmieri seinen Gegnern wol schwerlich, weder auf der Erdoberfläche noch in der Tiefe, dürfte nachweisen können. Unter dem Eindrucke einer Katastrophe wird ja leicht das Urtheil beeinflußt, sodaß die erregte Phantasie auf eine dem angerichteten Unheil entsprechende großartige Ursache schließt. In der Natur sehen wir jedoch häufig gerade aus kleinen Ursachen mächtige Wirkungen hervorgehen.

Auch bei den durch die Quellthätigkeit erzeugten Erdbeben können Fälle eintreten, wo geringfügige Ursachen im Erdinnern gewaltige Folgen auf der Oberfläche herbeiführen. Vergebens wird man unter dem Hügel von Casamicciola nach eingetretenen Veränderungen, nach Verschiebung im Bau der Gesteinsmasse, denen wir die Katastrophe zuschreiben, suchen; sie können völlig unscheinbar und unmeßbar sein und auf seiner Oberfläche doch die heftigsten Erschütterungen bewirken, den Boden zerspalten und die daraufgebauten Häuser in Schutthaufen verwandeln. Man darf sich nur an die Wirkung einer wenig erschütterten Tischplatte erinnern; ohne daß die etwa durch einen Stoß verursachte Erschütterung eine sichtbare Bewegung der Platte hervorbringt, kann sie doch unter den daraufstehenden Gegenständen das größte Durcheinander anrichten.

Die Erfahrung lehrt, daß ein derartiges Naturereigniß selten mit einem einzelnen Ruck oder Stoß abschließt. Ist einmal das Gleichgewicht im Bau der Schichten gestört und eine Verschiebung eingetreten, so wird dadurch meist nicht sogleich wieder ein dauerhafter Zustand erzielt. Mancherlei Hindernisse halten die sich senkenden Massen für kurze Zeit auf, bis das Schwergewicht jene beseitigt. Die Massen verschieben und rücken sich so lange zurecht, bis, vielleicht erst nach sehr zahlreichen Erderschütterungen, ein längere Zeit währender Zustand geschaffen ist.

Digitized by Google

So war auch das Ereigniß vom 28. Juli 1883 nur ein Glied in einer ganzen Kette gleichartiger Vorgänge. Schon am 13. Juli 1875, morgens 1 Uhr 30 Minuten, erfolgte unter lautem Getöse ein äußerst heftiger, aber ganz auf Casamicciola beschränkter Stoß. Von derselben Art war dann das viel heftigere Beben am 4. März 1881, dem schon ein Theil des Städtchens erlag und das eine ganze Reihe von „Nachbeben", am 5., 16., 17., 27. März und am 18. Juli desselben Jahres, hatte. Am 28. Juli 1883 trat dann die gewaltige Katastrophe ein, die ebenfalls von Nachbeben, unter anderm am 3. und 12. Aug., am 4., 9. und 22. Sept., gefolgt war.

Danach scheint sich die Frage aufzudrängen, ob damit das ganze Erdbeben abgeschlossen sei. Allein hier soll die Wissenschaft ihre Unzulänglichkei bekennen. Dürfen wir auch nach den beim Studium der Erdbeben gesammelten Erfahrungen für die hier gegebene Erklärung als die wahrscheinlichste eintreten, so läßt sich daraus doch der weitere Verlauf nicht bestimmen. Ob die nach Ruhe und Sicherheit strebenden Massen schon jetzt wieder einen dauernden Zustand erreicht haben oder ob sie erst nach weitern, schwächern oder stärkern Erschütterungen zum Ziele gelangen, können nur die Ereignisse selbst lehren. Wer in derartigen Fällen, wo die Entwickelung vom Zusammenwirken der verschiedenartigsten, nicht vorher festzustellenden Einflüsse abhängt, die Zukunft voraussagen will, überschreitet die Grenzen der Wissenschaft. Wie jeder Prophezeiung, wird man auch der Vorhersagung der vulkanischen Ereignisse und der Erdbeben Mistrauen entgegenbringen müssen.

Digitized by Google

Die modernen Erlöser.

Eine zeitgenössische Studie aus dem englischen Leben

von

Leopold Katscher.

I.

Im Juni 1883 enthielten die londoner Tagesblätter das folgende Telegramm aus Genf: „In Neufchâtel nimmt die Agitation gegen die «Salvation Army» zu. Ein im Hause eines Akademieprofessors abgehaltenes Erlösungsmeeting wurde gestört; die Redacteure derjenigen Zeitungen, welche die «Armee» auf Grund des Religionsfreiheitsprincips begünstigen, erhielten Drohbriefe. Die Einwohner unterzeichnen eine Bittschrift, in der von den Behörden energisches Einschreiten gegen die Seligmacher begehrt wird." Und drei Wochen darauf hieß es: „Die Regierung von Neufchâtel hat der Seligmacherarmee das Abhalten von Versammlungen verboten." Die genfer Behörden hatten dies schon früher gethan und verurtheilten Ende Mai einen dortigen Advocaten zu einer Geldstrafe, weil er in seinem Landhause Erlösungsmeetings abhalten ließ. Am 9. März 1883 erschien in den Morgenblättern der Themsemetropole die telegraphische Nachricht, daß in Bombay ein „Major" und 18 andere „Offiziere" der „Salvation Army" zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt wurden, weil sie trotz des behördlichen Verbotes daselbst Straßenumzüge mit Musik und Bannern veranstaltet hatten. Vom März 1882 bis zum April 1883 fehlte es keinen Tag an Zeitungsberichten über Straßenkrawalle und Schlägereien, zu denen die Processionen der „Seligmacher" Anlaß gaben. Kurz, diese Vereinigung macht in England sehr viel von sich reden und spielt seit etwa drei Jahren in der Sittengeschichte und dem Religionsleben Großbritanniens eine recht bedeutende Rolle. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahres hat sie sich auch nach mehrern Ländern des europäischen Continents und der Neuen Welt verpflanzt, nachdem sie schon Mitte 1881 eine große Zweigniederlassung in Britisch-Ostindien begründet hatte. Sie gibt fünf englische Wochenschriften sowie eine französische Monatsschrift heraus, und eine bereits ziemlich umfangreiche Broschüren- und Buchliteratur wird theils von ihr selbst veröffentlicht oder inspirirt, theils von Unbetheiligten über sie, für und wider, geschrieben; wir haben einen ganzen Haufen davon vor uns liegen.

Digitized by Google

Was ist die „Salvation Army"? Wie ist sie entstanden? Welche Ziele verfolgt sie? Mit welchen Mitteln sucht sie ihre Zwecke zu erreichen? Wie ist sie organisirt? Welche Bedeutung hat sie? Stiftet sie Gutes oder Böses? Welche Zukunft steht ihr bevor? Bei dem Umstande, daß die von ihr getragene Bewegung gewaltige, täglich wachsende Dimensionen angenommen hat, und daß in Deutschland — wohin diese interessante Bewegung noch nicht gedrungen ist, und wo sie wol auch keinen fruchtbaren Boden finden würde — darüber nur Oberflächliches und nichts Genaues bekannt ist, dürfte eine ausführliche und unbefangene Beantwortung jener Fragen willkommen sein.

1) Wesen und Ursprung.

Die Salvation Army ist eine militärisch organisirte Missionsanstalt, die nicht Heiden, Türken oder Juden, sondern Christen zum Christenthum bekehren will, aber nicht zu einer bestimmten Sekte, einem positiven, dogmatischen Glauben, sondern nur zu einem „christlichen, gottgefälligen Lebenswandel", zur Christusverehrung, zum Gottvertrauen, zur Sittlichkeit. Wie ihr Name besagt, will sie „Seelen retten", und zwar „aus den Klauen des Teufels".

Der Begründer dieses seltsamen Verbandes, an den die merkwürdigste und umfassendste Religionsbewegung des 19. Jahrhunderts geknüpft ist, war William Booth, jetzt als „General" Booth weit bekannt. Im Jahre 1829 als Sohn hochkirchlicher Aeltern geboren, ließ er sich im Alter von 14 Jahren in den Schos der Wesleyanischen Methodistensekte aufnehmen. Im Laufe der Zeit errang er als Prediger so große Anerkennung, daß seine Kirchenbehörde ihn zum Missionar machte. Allein später entstanden zwischen ihm und der genannten Behörde Meinungsverschiedenheiten, infolge deren er sich wieder ausschließlich den gewöhnlichen gottesdienstlichen Verrichtungen hätte widmen und auf seine Missionsthätigkeit verzichten sollen. Er zog es vor, seine Stelle niederzulegen und auf eigene Faust Missionar zu werden (1861). Vier Jahre darauf wurde er eingeladen, in den östlichen Armenvierteln Londons eine Reihe von Religionsversammlungen abzuhalten. Die Einblicke ins hiesige Volksleben, die er bei dieser Gelegenheit gewann, ließen ihn erschrecken vor der Sündhaftigkeit und der religiösen Gleichgültigkeit eines großen Theiles der hauptstädtischen Bevölkerung. Cardinal Manning sagt:

„Wie viele christlich geborenen Bewohner dieses reißenden, tollen Strudels sind nie getauft, nie im christlichen Glauben unterrichtet worden! Wie viele haben nie eine Kirche betreten! Wie viele leben unbewußt in der Sünde; wie viele übertreten die Gesetze Gottes geflissentlich! Wie viele werden von der Trunksucht verblendet, verblödet oder wahnsinnig gemacht! Wie viele Sünden aller Art werden Tag und Nacht begangen! Man kommt der Wahrheit nahe, wenn man sagt, daß wol die Hälfte der Bewohnerschaft Londons ohne einen Gedanken an Christus und Gott dahinlebt."

Auch Booth erkannte, daß eine ungeheuere Anzahl von Londonern außerhalb des Bereiches der christlichen Kirche lebe und trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit außerhalb desselben bleibe. Diese Erkenntniß bewog ihn zu dem Entschluß,

Digitized by Google

sein Leben der „Seelenrettung" seiner Landsleute zu widmen, namentlich derjenigen, die von den gewöhnlichen „Stadtmissionen" und der Geistlichkeit überhaupt nicht erreicht werden können. Alsbald begann er, auf einem unbenutzten Stück Landes regelmäßig zu predigen. Seine ernste, eindringliche Redeweise verschaffte ihm bald einen Hörerkreis; ein Theil desselben unterstützte ihn in seinen Bestrebungen, und so kam der „Ostlondoner Christliche Wiederbelebungsverein" zu Stande. Als die Anzahl der Mitglieder wuchs, wurde der Name „Christliche Mission" angenommen. Es fehlte nicht an einem gewissen Erfolge, allein derselbe dünkte Booth nicht groß genug. Das große Publikum bekümmerte sich nicht um seine Bemühungen. Ein gewaltiger Umschwung trat ein, als er 1878 den Bekehrungsverein in eine „Armee" umwandelte.

Die „Wiederbelebungsgesellschaft" hatte auf patriarchalischer Grundlage beruht; die „Christliche Mission" war radical-demokratisch-repräsentativ eingerichtet gewesen. Booth fand, daß beides verfehlt und mit endlosen Schwierigkeiten verbunden war. „Die gottesfürchtigsten und ergebensten unserer Arbeiter im Weinberge des Herrn zeigten sich am wenigsten geneigt zu Debatten und bloßem Gerede", heißt es in einem von ihm herrührenden Zeitungsartikel; „das Ergebniß der Berathungen, Ausschußsitzungen u. dgl. war Ruhmredigkeit, Trägheit, Hemmniß. Wirkliche Soldaten fragen wenig danach, wer sie anführt oder wie sie marschiren, solange es nur Sieg gibt. Wir finden, daß wir am besten ohne jene auskommen, die es für nöthig halten, über alles, was sie thun, zu berathen und abzustimmen. Erst seitdem es festgestellt ist, daß jedes Corps unter seinem Kapitän, jede Division unter ihrem Major, und die ganze Armee unter ihrem General steht, und daß keine Agitation gegen die Vorgesetzten auf Erfolg rechnen kann: erst seit dieser Zeit erfreuen wir uns innerhalb unsers Verbandes allgemeiner Ruhe und allgemeinen Friedens." Booth erwies sich als kluger Menschenkenner, indem er an die streitbaren Instincte appellirte, die, sei es offen oder latent, ein so starkes Element des menschlichen Wesens bilden. Ist doch das ganze Leben ein Kampf!

2) Ziele und Bestrebungen.

In dem vom „General" herausgegebenen „Buch der Weisungen" heißt es: „Wir bezwecken, ein Evangelisirungssystem zu bieten, das besonders den verworfensten und gottlosesten Elementen der Bevölkerung angepaßt sein soll. Wir wollen die Sklaven der Sünde befreien, in Kinder Gottes verwandeln und soweit wie möglich zu Seelenrettern machen." Das vor etwa einem halben Jahre erschienene, anonyme, vom „Hauptquartier", herausgegebene Büchlein „Katechismus der Salvation Army" gibt als Zweck der Armee an: „Sie ist eine Armee von bekehrten Männern und Weibern, welche beabsichtigen, alle Menschen zu veranlassen, den Ansprüchen Gottes an ihre Liebe und Verehrung gerecht zu werden oder doch wenigstens Gehör zu schenken."

Wäre die weitaus größte Mehrzahl der Leute religiös und glaubenseifrig, so hätte die Booth'sche „Armee" keinerlei Existenzberechtigung; wo keine geistliche Dürre vorhanden ist, bedarf es keiner Missionsbewässerung. Es ist nun allerdings recht fraglich und streitig, ob Religiosität und Glaubenseifer besser und werthvoller

Digitized by Google

sind als Indifferentismus; allein das ändert nichts an der Thatsache, daß der Indifferentismus vorhanden ist und daß die Salvation Army somit ein reiches Feld zu bebauen hat, sowol in London als im ganzen Vereinigten Königreich. Es gibt Millionen Menschen, bei denen man, wenn man ihnen eindringlich von „Tod, Jüngstem Gericht, Himmel, Hölle" spricht, wunde Punkte berührt; diese für den gebildeten Freidenker bedeutungslosen Worte schlagen gar häufig an die Seelenthür verkommener Sünder, wenn man's nur versteht, ihm dieselben in geeigneter Weise vorzuhalten. Die Masse mag äußerlich gleichgültig scheinen; im tiefen Innern jedoch schlummert latent der Glaube an ein Jenseits mit Strafen und Belohnungen. Das bildete im vorigen Jahrhundert die Stärke Wesley's, und bildet jetzt die Hauptstütze Booth's.

Die von den modernen Seligmachern ins Auge gefaßten Kreise sind, wie gesagt, ungemein zahlreich. Nicht nur das ärgste Gesindel, sondern auch der gewöhnliche Durchschnittsarbeiter besucht nie eine Kirche, sondern ist zumeist ein Sklave der Trunksucht. Sein Weib ist oft noch ärger. Der Sonntagsmorgen wird im Bett zugebracht, bis die Wirthshäuser geöffnet werden. Dort bleibt man bis 3 Uhr, um welche Zeit die Schließung erfolgt. Sodann nimmt man das Mittagsbrot ein; dann faulenzt man entweder auf dem Bette oder durchschlendert die Straßen, bis die Schnapsläden wieder offen sind. Das zweite Trinkgelage dauert bis zur Sperrstunde und den Schluß bildet nur zu häufig eine Schlägerei zwischen dem berauschten Ehemann und seiner vielleicht ebenso angeheiterten „bessern" Hälfte. Auch die Feierstunden der Wochentage werden auf ähnliche Weise todtgeschlagen, und der durch schwere Arbeit verdiente Lohn wird elend vergeudet. Welchen Jammer die Trunksucht im Gefolge hat, weiß man überall; in England geschieht seit einem halben Jahrhundert großartig viel auf dem Gebiete der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung, und wenn man die „Seligmacherarmee" in jeder andern Hinsicht verwirft, in diesem einen Punkte, daß sie auf die Herabminderung der Trunksucht hinarbeitet, muß man ihr Anerkennung zollen.

Der Booth'sche Verband will also verkommene, sündhafte Halunken in anständige Menschen, Saufbolde in Wassertrinker, irreligiöse oder gleichgültige Leute in gute, aufopferungsfähige, selbstlose, begeisterte Christen verwandeln, die dann das an ihnen gelungene Werk ihrerseits an andern versuchen sollen. Ehe wir auseinandersetzen, durch welche Mittel und mit welchen Ergebnissen und Erfolgen dies geschieht, betrachten wir der Salvation Army

3) Organisation und Finanzen.

Alles, was damit im Zusammenhang steht, hat militärische Bezeichnungen und einen militärischen Anstrich. Es gibt da einen General, einen Generalstab, einen Krieg, ein Hauptquartier, ein „Kriegsgeschrei" (das Hauptorgan des Verbandes), Uniformen, Militärmusik, Kasernen, Fahnen, Fähnriche, Majore, Kapitäne, Lieutenants, Sergeanten, Cadetten, Soldaten, Kanonaden, „schweres Geschütz", Bombardements, Corps, Divisionen, Exercirübungen u. s. w. Das französische Preßorgan der Armee heißt „Vorwärts!" und das Motto der letztern lautet: „Blut

Digitized by Google

und Feuer!" — d. h. das Blut der Erlösung und das Feuer des Heiligen Geistes im Kriege gegen den Teufel.

Natürlich kann keine Armee ohne strenge Disciplin bestehen; darum handelt es sich auch hier ausschließlich um Commando und Gehorsam; der „Soldat" gehorcht dem „Sergeanten", der „Lieutenant" dem „Hauptmann" u. s. w. Alle aber sind dem „General" blinden Gehorsam schuldig, und sie gewähren ihm denselben; Booth sagt in dieser Beziehung: „Tausende sind auf ein Wort hin bereit, gleich den Soldaten eines wirklichen Heeres, alles im Stiche zu lassen, um sich mit Leib und Seele unsern Zwecken, d. h. der Erlösung Sündiger, zu widmen." In der Person des Generals ist die ganze Bewegung verkörpert, er hält alle Fäden in der Hand. Sein Einfluß reicht von der obersten bis zur untersten Sprosse der Stufenleiter. Er ist ein absoluter Monarch. Er hat sich seine Monarchie selbst geschaffen; die Organisation und das ganze Drum und Dran der „Armee" sind seinem Hirn entsprungen. Er übersieht die geringsten Details, er verwaltet das Verbandsvermögen, er ernennt die Offiziere, versetzt sie und enthebt sie nach Belieben ihrer Stellen. Er verfaßt alle Instructions- und Reglementsbücher und entscheidet alle Streitigkeiten; kurz, er ist ein unbewußtes Plagiat des Jesuitengenerals, womit übrigens nicht gesagt sein soll, er sei ein Jesuit, obzwar ihm manche das zum Vorwurf machen. Selbstverständlich kann nur ein Mann von geistiger Bedeutung eine so gefährliche, schwierige und verantwortungsvolle Stellung erfolgreich bekleiden. Booth nun erfreut sich allerdings der hierzu erforderlichen Geistesgaben, namentlich tüchtiger Organisationsfähigkeit und gründlicher Menschenkenntniß. Kräftig unterstützt wird er bei seiner umfangreichen Aufgabe von seiner bei der „Armee" ganz besonders beliebten, mit außergewöhnlicher Rednergabe und einnehmenden Manieren ausgerüsteten, ungemein energischen Gemahlin, sowie von seinen drei Söhnen und drei Töchtern; die älteste der letztern, ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen, leitete die „Operationen" der „Armee" in Paris und später in der Schweiz; aus diesem Lande wurde sie ausgewiesen.

Die höchsten wie die niedrigsten Grade in der Seligmacherarmee stehen dem weiblichen Geschlecht ebenso offen wie dem männlichen. Die weibliche Uniform besteht aus Kleidern und Hüten der denkbar einfachsten und schmucklosesten Art, die männliche aus einem dunkelblauen, ebenfalls höchst einfachen, mit rothen Schnüren eingefaßten Gewand, dessen Rock nur bis zur Hüfte reicht und dessen Kragen auf jeder Seite ein messingenes S trägt, das „Salvation" bedeutet, von den Gegnern der Bewegung aber als „Satan" ausgelegt wird. Unter der Jacke tragen die Männer, wenn sie wollen, ein hochrothes „Garibaldihemd". Das ganze Land ist nach der neuen Erlösergeographie in 13 „Divisionen" getheilt, deren jede einem „Major" untersteht, dessen Aufgaben in der Leitung und Ueberwachung der „Operationen" aller zur Division gehörigen „Corps", sowie in der Ausdehnung des „Krieges" auf neue Orte und in der Abberufung von Offizieren bestehen, die für ihre Stellungen ungeeignet geworden sind. Jedes Corps steht unter dem Befehl eines „Hauptmanns", welchem oder welcher ein oder zwei „Lieutenants" an die Hand gehen. Die Kapitäne und die Lieutenants sind verpflichtet, die Processionen, Gottesdienste und Versammlungen zu leiten, die neuen Offiziers-

Digitized by Google

candidaten zu belehren und Pläne zu neuen und angemessenen Mitteln der Seelenrettung auszuhecken und durchzuführen. Jeder Kapitän oder Lieutenant wird ungefähr aller sechs Monate versetzt, damit nicht die Gefahr eintrete, daß sie in einen „alten Schlendrian", in eine Schablone verfallen oder „für Personen oder Orte eine stärkere Zuneigung fassen als für Gott und den Erlösungskrieg".

Die „Offiziere" gehen aus den Reihen der „Soldaten" hervor. Die Kapitäne empfehlen dem „Hauptquartier" die erprobtesten Soldaten, die dann von dem Major der betreffenden Division geprüft werden; berichtet dieser günstig, so müssen sie noch eine vom General selbst gestellte lange Reihe von Fragen beantworten. Gelingt ihnen dies zu Booth's Zufriedenheit, so werden sie in die „Schulungskaserne" nach Clapton (im Nordosten Londons) geschickt; dort untersteht die Abtheilung für Männer dem zweiten Sohne, die für Weiber der zweiten Tochter des Generals. Der dickleibige Jahresbericht des „Hauptquartiers" (betitelt „Der Erlösungskrieg 1882") enthält eine ausführliche Schilderung der Einrichtung dieser Anstalt; wir heben einige Stellen heraus:

„Um 6 Uhr morgens kann man das Hifthorn hören, das durch die Gänge tönt, um die Insassen zu wecken und zur Pflicht des Tages zu rufen. Da jede Person ein eigenes Schlafzimmer hat, kann sie sich eine halbe Stunde allein sammeln, ehe sie an die Arbeit schreitet. Dann wird die christliche Wahrheit eine Stunde lang ernstlich studirt. Nach dem Frühstück wird Hausarbeit gethan. Die Betten werden gemacht, die Fenster gereinigt, die Fußböden gefegt oder gescheuert, die Schuhe geputzt und das Eßgeschirr gewaschen.... Das Scheuern von Fußböden und andere harte Arbeit gewöhnt die künftigen geistlichen Führer des Volkes an eine strenge Disciplin.... Natürlich kommt es zuweilen vor, daß diese Probezeit einem Candidaten nicht behagt und ihn veranlaßt, seine Bewerbung zurückzunehmen; wer Offizier werden will und als solcher ein müßiges Leben führen zu können glaubt, wird hier sofort enttäuscht. Eine Stunde später beginnt das Bibellesen mit Erläuterungen, die Verbesserung der Handschrift und der Schreibweise, der Unterricht in den Lehren und Grundsätzen der Salvation Army, die militärischen Uebungen und die Unterweisung im Musiciren.... Der Nachmittag wird mit Kriegsübungen ausgefüllt, wie z. B. dem Besuch von Soldaten, dem Verkauf des «Kriegsgeschrei», dem Scheinbombardement eines naheliegenden Bezirkes oder Dorfes, bei welch letzterm Manöver sich die belagernde Schar in mehrere Compagnien theilt, deren jede von einem der Cadetten befehligt wird. Dadurch wird es den Zukunftsoffizieren später leicht und zur Gewohnheit, wirkliche bisher unangegriffene Städte zu beschießen."

Nach sechswöchentlichem bis dreimonatlichem Aufenthalt in der Nationalen Schulungskaserne wird der Cadet als Probelieutenant „ins Feld" geschickt. Erweist er, oder sie, sich als „untauglich", so erfolgt sofort die Rückversetzung in die Reihen der „Gemeinen" („Soldaten"); doch wird bei der Auswahl von Cadetten so streng verfahren, daß diese Nothwendigkeit nur selten eintritt. Die meisten eintretenden Offiziere geben einen häuslichen Herd oder eine Stellung auf, die vom weltlichen Standpunkte aus bequemer und einträglicher sind als die Seligmacherei. Diese nimmt die ganze Zeit und Kraft der Angestellten in Anspruch. Die Be-

Digitized by Google

treffenden treten vollständig in die Dienste des Generals und werden aus den Armeefonds bezahlt, allerdings recht dürftig. Die Maximalentlohnung eines ledigen Kapitäns beträgt 21, eines weiblichen 15, eines verheiratheten Hauptmanns 27 Mark wöchentlich; im letztern Falle wird für jedes Kind 1 Mark wöchentlich hinzugefügt. Und was haben die Leute für diesen geringen Salair zu leisten! Jeder Offizier muß wöchentlich 19—25 gottesdienstliche Versammlungen in der Dauer von 30—35 Stunden leiten und 18 Stunden dem Hausbesuch Neubekehrter und zu Bekehrender widmen, abgesehen von den vielen andern Obliegenheiten, die mit seinem neuen Berufe zusammenhängen. Von Sinecuren ist also keine Rede; dieser Umstand läßt annehmen, daß egoistische, selbstsüchtige, Geld und Bequemlichkeit liebende Personen nicht in erheblicher Anzahl Offiziere werden. Beim Aufgeben seiner frühern Beschäftigung muß ein Offiziersaspirant um so aufopferungsfähiger sein, als er weiß, daß, falls er eine gewisse Probezeit nicht gut besteht, er keine Anstellung erhält und daß er im bessern Falle, wie gesagt, alle sechs Monate versetzt wird. Uebrigens mag es bei alledem vorkommen, daß mancher als Candidat auftritt, weil er arbeits- oder stellenlos ist und der geringe pecuniäre Ertrag der Seligmacherei ihm diesfalls, bis sich etwas Besseres findet, besser dünken mag als gar nichts. Aber auch das halten wir für unwahrscheinlich.

Eine Obliegenheit der Offiziere, auf die viel Gewicht gelegt wird und in der sie in der Schulungskaserne möglichst genau unterrichtet werden, ist das Abfassen von wöchentlichen Berichten ans londoner Hauptquartier, betreffend ihre Thätigkeit, den Stand der Corps- oder Divisionsfinanzen u. s. w. Die meisten dieser, fast immer in siegesbewußtem Tone gehaltenen Berichte kommen im Hauptvereinsorgan („War Cry") zum Abdruck und gewähren ein fortlaufendes Bild der Ausbreitung der Verbandswirksamkeit. Vor einiger Zeit gab das Hauptquartier ein umfangreiches Buch („Der Erlösungskrieg 1882") heraus, das wir weiter oben bereits erwähnt haben und das eine ausführliche Darstellung der ausgedehnten Thätigkeit, hauptsächlich auf Grund der Offiziersberichte, enthält. In diesem ebenso interessanten wie seltsamen Werke finden wir unter anderm eine Reihe von hauptmännischen Berichten über die „Eroberung" verschiedener Städte in England, Indien und Amerika. Um zu zeigen, wie gut die Armee organisirt ist und wie gut ihre Angestellten auf das militärische Drum und Dran eingeübt sind, citiren wir im Folgenden wörtlich eins dieser begeisterten Schriftstücke, das überdies für das ganze Wesen und die Verfahrungsweise der Salvation Army höchst bezeichnend ist:

Eroberung Shipleys (Grafschaft Yorkshire); Vertreibung des Feindes.

Diese Stadt war ein starkes Bollwerk des Teufels, der eine große Anzahl von Männern, Weibern und Kindern niedermetzelte. Zum Himmelsthron stiegen Gebete auf, in denen der König um sofortige Befreiung angefleht wurde. Wir erhielten den Befehl, zu avanciren. Am 11. Febr., als unsere Pikets herbeiströmten, herrschte große Aufregung, und in der ganzen Gegend sprach man davon, daß Shipley tags darauf fallen werde. Am Sonntag morgens lächelte der Himmelskönig auf uns herab und die himmlische Feuerwagenartillerie umgab uns; vor dem Thron auf unsern Knien liegend, gelobten wir, unsere Pflicht zu thun, und müßten wir dafür sterben.

Digitized by Google

Starke Ladung der Erlösungsinfanterie.

Um 9½ Uhr ließ sich das Hifthorn vernehmen, und bald war jeder Soldat auf seinem Posten. Die bradforder Bande spielte während des Angriffs. Die Cadres, 200 Mann stark, bestanden aus den Corps Nr. . . . und . . . Wir marschirten auf den Marktplatz, bestiegen die Anhöhen, worüber die versammelten großen Volksmassen sich höchlich erstaunt zeigten. „Amen"-Salven erzielten große Wirkung. Sodann sangen wir ein Kriegslied. Wir fühlten, daß Gott uns die Stadt in die Hände liefern werde.

Aufhissen der Signale.

Sieben- bis achttausend Menschen hatten sich versammelt, jeder verfügbare Raum war besetzt; von Fenstern, Balkonen, hohen Wänden, Telegraphenstangen und Hausdächern aus schwenkten Männer und Weiber ihre Taschentücher und freuten sich, daß wir zu ihrer Errettung herbeigekommen waren. Wir schwenkten unsere Taschentücher triumphirend ihnen entgegen.

Der Feind streckt die Waffen.

Während wir gegen den Teufel loszogen und seine Pläne zur Verbrennung von Leib und Seele enthüllten, lauschte die Menge mit gespannter Aufmerksamkeit. Als wir Erlösung von aller Sünde unter der Bedingung anboten, daß die Uebergabe erfolge, und als viele unserer Soldaten von ihrer eigenen Befreiung erzählten, traten vielen Thränen in die Augen. Wir mußten den ganzen Vor- und Nachmittag im Freien bleiben. Gleichzeitig ließ ein von Kapitän D., Lieutenant D. und Sergeant S. angeführtes Detachement in der überfüllten Kaserne ein lebhaftes Kanonenfeuer gegen den Feind spielen. Es herrschte die beste Ordnung. . . .

Waffenstillstand behufs Verwundetenpflege.
(D. h. Pause, um dem Publikum Zeit zu lassen, sich zu sammeln.)

Am Abend war die Kaserne lange vor der festgesetzten Zeit voll; Tausende mußten unverrichteter Dinge fortgehen. Nun kam der Hauptangriff und das große Blutbad. Die Wahrheit traf die Herzen gleich einer Bombe, die da explodirt und eine Legion von Teufeln vernichtet. Ganze Gruppen von Männern und Weibern flehten um Gnade und freueten sich ob ihrer Rettung vor dem Feuer.

Verkündigung des Friedens.

Sodann bestiegen sie die Plattform und verkündeten, was Gott für ihre Seelen gethan. Ein Mann erzählte, er sei unzähligemal im Kerker gewesen, und ein dienstthuender Polizist fügte hinzu, er selbst habe ihn fünfmal eingesperrt.

Nach einwöchentlicher Beschießung legten 148 Personen die Waffen der Empörung nieder. Tausende hätten uns gern gesehen und gehört, doch war nicht genug Raum vorhanden.

Weitere Nachrichten von der Front des Kriegsschauplatzes folgen nach.

Major Cadman.

Ein anderer Major begann seinen Bericht über die „Erstürmung" der Stadt Tamworth mit den Worten: „Großer Sieg! 120 Kriegsgefangene am ersten Tag, 322 in der ersten Woche!"

Doch es ist Zeit, daß wir diesen Abschnitt mit der Betrachtung der „Kriegsfinanzen" beschließen.

Die Armee ist in finanzieller Beziehung gut organisirt. Ihr Einkommen setzt sich hauptsächlich aus drei Quellen zusammen: a) Locale Beiträge der Soldaten

Digitized by Google

und Offiziere, sowie Sammlungen bei den Erlösungsmeetings; die solchergestalt einlaufenden Gelder dienen zur Bestreitung der localen Kosten jedes einzelnen Corps, wie z. B. Bezahlung von Saalmiethen, wo die Armee nicht selbst ein Gebäude besitzt, von Gehältern der localen Offiziere u. s. w. (Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß den letztern die Gehälter nicht garantirt werden; sie müssen bei Dienstantritt schriftlich erklären, daß sie an das Verbandsvermögen keinen juristischen Anspruch haben; doch wird stillschweigend angenommen, daß, falls die localen Corpseinnahmen nicht hinreichen, das Hauptquartier die Salaire ergänzt, solange Fonds vorhanden sind; übrigens genügen die Localgelder fast immer zur Bestreitung aller laufenden Ausgaben.) b) Jahresbeiträge und Einzelspenden, die von Freunden der Bewegung im Publikum ans Hauptquartier eingesandt werden. Diese Gelder werden zur Bestreitung der allgemeinen Kosten des Unternehmens verwendet, als da sind: Gehälter und Kosten des Generalstabes (d. h. der im Hauptquartier arbeitenden höhern Beamten) und der Majore, die ersten Kosten der Eröffnung neuer Stationen, der Unterhalt der Cadettenschule, die Reiseauslagen der Offiziere, der Druck der Verbandsveröffentlichungen u. s. w., vornehmlich aber der in großem Maßstabe betriebene Ankauf und Bau von Gebäuden für Versammlungszwecke, für die Errichtung von Buchläden, Bureaus, „Kasernen" u. s. w. c) Der Erlös der Armeepublicationen (Zeitungen, Bücher und Broschüren); dieser Posten findet dieselbe Verwendung wie b.

Der General verwaltet das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Salvation Army; alles ist unter seinem Namen eingetragen, doch besteht eine beim Kanzleigerichtshofe hinterlegte Urkunde, die das Vermögen dem Verbande sichert. Die Bücher des Hauptquartiers, die eine genaue Verrechnung der Einnahmen und Ausgaben enthalten, und die von jedermann aus dem Publikum eingesehen werden können, unterliegen der Controle einer bekannten Revisorenfirma, die somit von allen Details unterrichtet ist. Diese Firma bezeugt, daß weder Booth noch seine Frau seit dem Beginn des Unternehmens — womit in diesem Falle ein Zeitraum von 18 Jahren gemeint ist, also seit dem Bestande der „Wiederbelebungsgesellschaft" — auch nur einen Penny Gehalt bezogen haben. (Sie haben ihren Lebensunterhalt, wie es in einer Broschüre des Generals heißt, „aus einer gänzlich unabhängigen Quelle" bestritten.) Die Hauptrevision der Geschäftsbücher aller Corps einer Division geschieht durch den betreffenden Major sowie durch Abgesandte des Hauptquartiers. Die Localfinanzen werden durch einen Corpskassierer gehandhabt, die Bücher vom Corpssecretär geführt; auch der Kapitän muß von allen Einzelheiten unterrichtet sein. Das Hauptquartier gibt alljährlich einen beglaubigten Bilanzausweis heraus.

4) Lehren und Grundsätze.

Es ist nicht leicht, die religiösen Lehren des Erlöserheeres klar und bündig darzulegen. Wir glauben am besten zu thun, einige Stellen aus verschiedenen Schriften des Generals anzuführen: „Wir halten uns an das altmodische Evangelium der Erlösung von wirklicher Schuld und von der wirklichen Gefahr, die uns von einer wirklichen Hölle droht, durch Ihn, der den wirklich Reuigen und

Digitized by Google

allen, die Ihm ihr Herz wirklich weihen und auf Ihn vollkommen vertrauen, wirkliche Verzeihung gewährt." „Wir lehren, Sünde sei Sünde, wer sie auch immer begehe, und Sünde müsse von göttlichem Unwillen begleitet sein. Alle Menschen sind für ihre Annahme oder Ablehnung der vollständigen Befreiung von der Sünde durch unsern Herrn verantwortlich." „Wir sollten unser Leben der Erlösung unserer Mitmenschen widmen." „Wir predigen Reue vor Gott, Bekennung der Sünden, Gutmachung des den Menschen etwa zugefügten Unrechts, Aufgeben des weltlichen Sinnes und aller irdischen Thorheiten. Ferner: Ohne den Glauben an Jesus kann man nicht selig werden. Dieser Glaube zeugt immer Früchte des Gehorsams gegen Gott während eines recht heiligen Lebens; hierunter ist für den Anfang nicht die gänzliche Heiligung, wohl aber eine stetig wachsende Frömmigkeit vom Beginn an zu verstehen. Schlägt einem dies fehl, hört man also auf, zu wachen, zu beten und im Lichte zu wandeln, so wird man im Glauben und im Gewissen Schiffbruch leiden und ein Verdammter sein." „Das ist unser Evangelium. Diese Lehren haben Myriaden einem bessern Leben zugeführt; sie sind nicht neu, sondern so alt wie die Episteln Pauli und Johannis."

In minder geistlicher Sprache haben wir irgendwo die folgende kurze Zusammenfassung des Glaubensbekenntnisses der Anhänger William Booth's gelesen: „Der Mensch ist ein Sünder, Christus ist ein Erlöser; er starb für jedermann, folglich auch für dich. Er hat mich erlöst, folglich kann er auch dich erlösen. Komm daher an die Erlösungsquelle, sie ist kostenfrei, unentgeltlich." Mit geringen Aenderungen dreht sich in der That die ganze Doctrin um diesen Kernpunkt. Hinsichtlich aller übrigen Religionsanschauungen und Sektendogmen bleibt jedem Mitgliede der Armee der freieste Spielraum; er darf die Lehren der Kirche, der er ursprünglich angehört hat, beibehalten, und hat er sich früher um gar kein Bekenntniß gekümmert, so steht es in seinem Belieben, dies auch fernerhin nicht zu thun. Seine theologischen Meinungen würden ihm in keinem Falle von Nutzen sein, da der General das Nachdenken darüber nicht begünstigt und das Streiten darüber geradezu verbietet: „Das Einzige, was wir bezüglich rein theologischer Fragen lehren, ist, daß dieselben thunlichst zu vermeiden sind." Das Klügeln, das Argumentiren, das Polemisiren verpönt er; kommt man einem seiner Seligmacher mit kirchlich-dogmatischen Einwendungen, so antwortet er einfach: „Es ist so, wie ich sage. Wer es glaubt, wird selig; wer nicht, bleibt verdammt." Auch gegen die Bibel erklärt sich Booth, „sofern ihre Lehren blos theoretisch, speculativ und polemisch sind"; nur diejenigen Theile der Bibel, welche die praktische Thätigkeit seiner Schöpfung berühren, beachtet er, und diese Theile legt er zuweilen in einer seltsamen Weise aus, wie vor ihm niemand sie ausgelegt hat; so z. B.: „Die Saat des Weibes wird das Haupt der Schlange zerdrücken"; während dies bisher auf Christi Sieg über den Teufel bezogen wurde, meint Booth, es bedeute, daß die Hallelujas seiner Soldatinnen die Schnapshäuser vernichten werden! Die Hölle der Salvation Army ist ein See voll brennenden Schwefels; sie bildet eine gewichtige Waffe in ihrer Rüstkammer. Um die Sakramente bekümmert sich Booth nicht; er verbietet sie weder, noch befürwortet er sie. Diejenigen Soldaten, die

Digitized by Google

das Sakrament der Taufe von früher her respectiren, dürfen ihre Kinder nach Belieben in irgendeiner Kirche oder bei einem Erlösungsmeeting durch einen männlichen oder weiblichen Kapitän taufen lassen; aber die Taufe wird weder als Nothwendigkeit noch als Pflicht hingestellt. Auch das Communiciren bleibt ausschließlich der persönlichen Neigung jedes einzelnen anheimgestellt. Kurz, der General hat einmal in einer Rede ausdrücklich erklärt, er betrachte die Sakramente nicht als wesentliche Vorbedingungen der Erlösung.

Einige der vorstehenden Mittheilungen werden vielleicht manchen Leser zur Annahme verleiten, die Seligmacher seien eine Sekte. In Wirklichkeit ist dem jedoch nicht so, und Booth betont fortwährend, es sei ihm dringend darum zu thun, zu verhüten, daß seine Armee sich je zu einer Sekte krystallisire. Ob ihm dies, einen längern Bestand der Bewegung vorausgesetzt, auf die Dauer gelingen wird, kann man natürlich nicht wissen; das Beispiel Wesley's im vorigen Jahrhundert spricht gegen die Wahrscheinlichkeit des Gelingens; doch ist's ja möglich, daß Booth seine Sache besser verstehen wird. Das Fernhalten theologischer Untersuchungen und das vollständige Ignoriren der Differenzen zwischen den vorhandenen Kirchensekten (der General sagt: „Wir können uns nicht mit der Besprechung von Fragen abgeben, über welche die größten Theologen uneinig sind") dürfte jedenfalls geeignet sein, die unerwünschte Krystallisirung mindestens eine Zeit lang hintanzuhalten. Die Außerachtlassung der theologischen Details der verschiedenen Kirchenlehren besagt übrigens nicht, daß die Leiter der modernen Erlöser von den Kirchen überhaupt nichts wissen wollen. Im Gegentheil, sie sind von jeder Rivalität weit entfernt; sie erkennen jeden Versuch, der auf dieselben Ziele gerichtet ist, d. h. auf die Seelenrettung von Sündern, freudig an, von welcher Seite immer er ausgehen mag; das ist eine in der Religionsgeschichte vielleicht ganz neue Erscheinung und ein solcher Mangel an Eifersucht und Mistrauen verdient Anerkennung, abgesehen davon, daß er zeigt, es sei den Leuten wirklich nur um die „Erlösung" möglichst großer Menschenmassen zu thun. Auch ist es den Soldaten gestattet, Mitglieder beliebiger Sekten zu bleiben oder zu werden. In der Broschüre „Das Drum und Dran der Erlösungsarmee" heißt es: „Mehr als 400 von uns bekehrte und geschulte Personen sind von verschiedenen andern Religionsanstalten als Prediger, Missionare, Evangelisten, Studenten, Colporteure, Sonntagsschullehrerinnen u. dgl. angestellt worden." Anderswo finden wir den folgenden Ausspruch: „Unser einziges Ziel ist das Seelenheil der Menschen; es ist uns egal, ob dieses von uns oder von andern herbeigeführt wird. Wir wären Heuchler, wollten wir uns nicht ob aller echten Missionsarbeit freuen; wir glauben an jede Bethätigung des Heiligen Geistes." Der Unterschied ist nur, daß die andern sich mehr an Juden, Heiden und laxe Christen der mittlern Schichten wenden, während die Armee die niedrigsten Klassen zu gewinnen sucht, die den andern unzugänglich sind.

Da Booth glaubt, die Mehrzahl der Menschen eile blindlings einem Schicksal ewiger Höllenpein entgegen, und da es ihm infolge dessen auf eine möglichst große Quantität von Seligmacherei ankommt, lehrt er, daß jeder Neubekehrte nichts Besseres thun könne, als möglichst viel Zeit an die Bekehrung anderer zu wenden; jede Stunde, die mit andern Dingen ausgefüllt werde, sei daher verschwendet, der

Digitized by Google

„guten Sache" entzogen. Darum dürfe man keine Geselligkeitsvereine bilden, nicht ins Theater gehen, keine Vergnügungslocale besuchen, sich keinem Club anschließen, keine weltlichen Studien treiben. Vom Standpunkte der Gottgefälligkeit allein sind diese von jedem Menschenfreund als höchst schädlich und beklagenswerth betrachteten Abmahnungen nicht zu erklären, denn man kann all dies thun und dabei fromm, ja orthodox-religiös sein; der Grund liegt also, wie gesagt, in der vermeintlich alles an Dringlichkeit übertreffenden „Erlösung" anderer. Weit eher zu billigen als die Verpönung geistiger Genüsse, im Gegensatz zu geistlichen, ist die Unterdrückung möglichst vieler materieller Bedürfnisse; sie steht auch mehr im Einklang mit den althergebrachten Begriffen von einem christlichen Lebenswandel. Booth verlangt keine Ascese, sondern nur die auch von Wesley empfohlene Einfachheit. Die Kleidung muß schmucklos sein; essen können die Soldaten und Offiziere schon vermöge ihrer niedrigen Löhne und Gehälter nicht allzu viel; das Rauchen und der Genuß geistiger Getränke sind ihnen aufs strengste untersagt, desgleichen das Spielen von Zufallsspielen, die Theilnahme an Jagden, Wettrennen u. dgl., das Lügen, das Fluchen, die Unehrlichkeit, jede Gemeinheit und List im Geschäfts- wie im Privatleben, jede Unreinheit im Handeln und Denken. Ferner wird ihnen eingeschärft, ihren „Krieg" nie vom geistlichen Gebiete aufs physische zu übertragen; deshalb lassen sie sich körperliche Angriffe seitens des Straßenpöbels gefallen, ohne ihrerseits physischen Widerstand zu leisten.

Einer der obersten Grundsätze im Booth'schen „Buche der Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln" (Abschnitt „Weisungen für befehligende Offiziere") ist das Streben nach Oeffentlichkeit. Zunächst soll die Aufmerksamkeit der Zeitungspresse fortwährend auf die Bewegungen, die Erfolge und das ganze Thun der Armee gelenkt und wach gehalten werden, da hierdurch das große Publikum für die Sache interessirt werde, was bei den gewöhnlichen Missionsanstalten nicht der Fall sei. Der General wußte gar wohl, was er wollte, als er schrieb: „Es liegt in unserm Interesse, so oft als möglich in den Zeitungen zu stehen, sei es in welcher Weise immer." Die günstigen Erwähnungen sind natürlich werthvoll, die feindseligen aber noch werthvoller, da sie lieber gelesen werden und zu Debatten und zur Polemik Anlaß geben. Wie wir schon eingangs andeuteten, ist den Seligmachern vollständig gelungen, ihr Dasein und ihre Wirksamkeit in ganz hervorragender Weise zur Kenntniß zu bringen. Nur der häufigen Beschäftigung der Blätter mit der Salvation Army hat diese die lebhafte moralische und materielle Unterstützung zu danken, die sie im Publikum gefunden. Die Gegnerschaft, deren sie sich mindestens in ebenso hohem Grade „erfreut" — buchstäblich —, ist einer andern Art von Oeffentlichkeit zuzuschreiben, nach welcher der Verband strebt, um die zu bekehrenden Massen anzulocken. Die Art und Weise, wie er dies thut, wie er seine Ziele zu erreichen trachtet, sei in dem folgenden Abschnitt auseinandergesetzt.

5) Mittel und Wege.

Um das Publikum zu ihren Erlösungsversammlungen heranzuziehen, ist den Seligmachern kein Mittel zu ungewöhnlich, zu stark, zu grell. Je auffallender, desto besser, weil voraussichtlich und erfahrungsmäßig wirksamer. Kommen sie in

Digitized by Google

eine Stadt, in der sie vorher nicht gewesen, so kündigen sie sich schon einige Tage vorher durch die sonderbarsten, in Farbe, Sprache, Druck gleich excentrischen Plakate an, auf denen Worte wie „Krieg", „Blut und Feuer", „Erstürmung" u. dgl. eine so große Rolle spielen, daß es thatsächlich schon vorgekommen ist, daß altmodische, unwissende Leute in dem Glauben, es würden in der Nacht wirkliche Metzeleien vorkommen, zeitweilig in eine andere Stadt übersiedelten und daß man der Armee den Einzug auf Grund solcher Befürchtungen gewaltsam verwehren wollte, wodurch dann wirklich blutige Schlägereien zu Stande kamen. Instrumentalmusik und lärmender Gesang haben viel mit der Gewinnung neuer Garnisonsorte zu thun, aber ebenso viel mit der fortdauernden Besetzung der bereits eingenommenen. Ist eine Stadt einmal „gefallen", so siedelt sich die Armee daselbst endgültig an, erwirbt ein Gebäude oder miethet einen Saal und setzt den Feldzug gegen den Teufel eifrig fort. Täglich durchziehen „Detachements" die Stadt oder den Bezirk in Processionen, die den Zweck haben, das Publikum zum Besuch der „Erlösungsversammlungen" aufzufordern. An der Spitze schreiten gewöhnlich ein weiblicher und ein männlicher Kapitän, die rückwärts gewandt einhergehen und als Kapellmeister fungiren. Einige Musikanten beiderlei Geschlechts bearbeiten mit mehr Energie als Wohlklang verschiedene Instrumente. Viele friedliche Bürger beklagen sich über diese unmusikalische Musik; die Leiter des Seligmacherbundes wenden mit Wesley ein, der Teufel müsse nicht lauter gute Musik haben, sondern auch etwas schlechte. Dem „Orchester" folgt eine mehr oder minder große Schar von Soldaten, abwechselnd einige Reihen Weiber und einige Reihen Männer, welche jubilirenden Tones Hymnen und christliche Lieder, die in ziemlich burschikosen Knittelreimen abgefaßt sind, zu leichten, lebhaften Melodien, die vielfach Operetten, Singspielhallencouplets u. s. w. entnommen sind, singen, gewöhnlich kann man sagen brüllen, wobei die Kapitäne oft die verrücktesten Geberden und Gesten machen, während die Soldaten nicht selten ernst und zielbewußt dreinblicken. Die Procession schreitet rasch vorwärts und scheint gar nicht zu wissen, daß sie von den Passanten beobachtet wird, oder daß ihr ein Troß folgt, oder daß Gassenjungen recht profane Liedchen pfeifen und singen; auch die unsaubern Gegenstände, mit denen man die Soldaten recht oft bewirft, werden von diesen nicht beachtet. Von Zeit zu Zeit bleibt der Zug an einer Straßenecke stehen, was dann natürlich auch der Troß thut. Die Seligmacher bilden einen Kreis, worauf die Menge beträchtlich anwächst. Einer der Offiziere stellt sich inmitten des Kreises auf und fängt an, mit gravitätischem Gesicht, heftigen Gesticulationen und gemeinem Dialekt in äußerst volksthümlicher, häufig ungemein burschikoser, greller und excentrischer Weise zu „predigen". Das Folgende ist ein mildes Beispiel:

„Freunde! Gott sei Dank, ich bin auf dem Wege in den Himmel. Aber ich mag nicht allein dahin reisen; ich will von euch begleitet sein, von jedem einzelnen unter euch! Wollt ihr mitkommen? Ich frage nochmals, ob ihr wollt. Ich versichere euch, ihr könnt mitkommen, selbst der Aergste kann in den Himmel gelangen. Vor einem Jahre war ich ein ebenso schlimmer Lumpenkerl wie irgendeiner von euch. Das Saufen brachte mich oft dem Wahnsinn nahe, aber Jesus zeigte mir

Digitized by Google

den gähnenden Höllenschlund und — noch besser! — bewies mir seine Liebe. Er reinigte mich in seinem Blute und erlöste mich. O Freunde, laßt ihn dasselbe für euch thun, heute, sofort! Er sehnt sich danach. Kommt in unsere Versammlung in der . . . -Halle und höret dort von seiner Erlösung!"

Die Soldaten begleiten jeden Satz mit Ausrufen, wie „Halleluja!" „Amen!" „Ei freilich!" „Ja wohl!" „Gepriesen sei der Herr!" u. dgl. Nach Hersagung eines kurzen Gebetes ordnet sich die Procession wieder, stimmt abermals einen Gesang an u. s. w., wie oben. Einmal hörten wir eine Hymne singen, die etwa folgenden Inhalt hatte: „Wir wollen unser Banner hoch tragen, das Erlösungsbanner hoch tragen. Wir werden für dasselbe kämpfen, bis wir sterben und unsere himmlische Wohnung beziehen." Die verschiedenen Gesangbücher der Salvation Army, deren einzelne Lieder und Hymnen von den heterogensten Autoren, zumeist aber von Mitgliedern des Verbandes herrühren*), zerfallen in sechs, mit militärischen Titeln versehene Abtheilungen. Die erste liefert die während der Umzüge zu singenden Lieder und heißt „Aufforderungen zur Uebergabe"; die zweite, welche auf den Erlösungsmeetings anfänglich benutzt wird, heißt „Schweres Geschütz"; aus der dritten und vierten („Parlamentärfahnen" und „Salutschüsse") schöpft man bei diesen Gottesdiensten nach gethanem Bekehrungswerk, und der Inhalt der zwei letzten („Königliche Märsche", „Kriegsrufe") kommt auf den nicht fürs Publikum bestimmten, von uns bald zu erwähnenden „Heiligkeitsversammlungen" der Seligmacher zur Anwendung. Uebrigens begnügt sich die Armee nicht mit den Processionen, ihre Mitglieder suchen die niedrigen Klassen auch in aller Stille in den schmuzigsten Gäßchen, in den Wohnungen, den Wirthshäusern u. s. w. auf und reden ihnen zu, sich auf den Gottesdienstmeetings Erlösung zu holen; dabei kommen sie freilich nicht selten übel weg, indem sie durchgeprügelt oder mit Unrath beworfen werden, aber sie lassen sich das in ihrem Fanatismus nicht anfechten. Im Gegentheil, sie nehmen ihre Aufgabe desto ernster, je mehr sie darunter leiden. Sie versuchen alles Erdenkliche, um die Leute zum Besuche ihrer Versammlungssäle zu überreden. Sind dieselben einmal dort, so thun sie wieder ihr Möglichstes, um sie dazubehalten und sie zum Wiederkommen zu veranlassen.

Dies bringt uns endlich auf die bereits so oft erwähnten Erlösungsmeetings oder Gottesdienstversammlungen, auf denen die Armee stets neue Rekruten wirbt und — findet. Vor dem Eingang der Versammlungslocale hängen Laternen mit Inschriften, wie: „Kommt! Erlösung! Vollständige und unentgeltliche Seligkeit! Erlösung jetzt und später!" Diese Laternen ähneln, die Inschriften ausgenommen, denen, die vor den Thüren der unzähligen englischen Wirthshäuser zu sehen sind. Die Säle sind zumeist riesig, in allen Fällen ganz schmucklos und zu drei Vierteln mit Zuschauerbänken erfüllt, die bei jedem Meeting dicht besetzt sind. Der übrige Raum wird von einer Plattform mit amphitheatralisch erhöhten Bänken, von der eine grellrothe, das Motto „Blut und Feuer" aufweisende Fahne herabweht, eingenommen; diese sind für die Soldaten bestimmt. In manchen Sälen befindet sich auf der Platt-

*) Der „War Cry" enthält in jeder Nummer einige neue Beiträge zur Erlösungspoesie.

Digitized by Google

form ein einfacher Tisch mit Hymnenbüchern, Bibeln und einem Wasserkrug, der allen als gemeinsamer Erfrischungsquell dient. Die Wände sind zum Theil mit Bibelstellen bedeckt. An der Thür draußen stehen ein bis zwei Portiers, die dafür sorgen, daß möglichst wenig feindselig aussehende Elemente in den Saal gelangen. Im Innern bieten einige Seligmacher die neuesten Nummern der Verbandszeitungen feil. Der Gottesdienst (die Rekrutirung) beginnt stets um 8 Uhr abends und dauert ungefähr zwei Stunden; Sonntags jedoch finden in jedem Local zwei Meetings statt: um 3 und um 7 Uhr.

Die Versammelten dürfen nach Belieben plaudern oder lachen, bis der Kapitän, dem gewöhnlich ein Lieutenant zur Seite steht, das Zeichen zum Beginn gibt, was er, oder sie, durch das Erheben einer Hand thut. Den Anfang macht eine stehend und schleunig gesungene Hymne, etwa: „Mein Erlöser litt am Baum; Ruhm dem blutenden Lamm; o kommet und preiset den Herrn mit mir, Ruhm dem blutenden Lamm; ich weiß, daß all meine Sünden mir vergeben sind und daß ich auf dem Weg zum Himmel bin", u. s. w. Oder: „Wir werden an jenem großen Tag den Richter herabsteigen sehen und himmlische Musik süß durch die Luft tönen hören; wir werden den Donner rollen hören; wir werden den Erlöser kommen sehen; wir werden unsere Aeltern kommen sehen; wir werden unsere Kinder kommen sehen; dann wird es zum Bereuen zu spät sein, denn es wird keinen Pardon geben; dann werdet ihr wünschen, ihr wäret bekehrt worden; o, ihr werdet wünschen, ihr wäret Soldaten gewesen." Oder: „Ihr thätet gut, zu Jesus, zu Jesus, zu Jesus zu kommen, solange ihr könnt; arme Sünder, wendet euch ihm zu, um dem ewigen Höllenfeuer zu entgehen; ihr werdet die ganze Welt brennen sehen; ihr werdet die Bösen jammern hören; ihr werdet die Frommen jubeln hören; warum zögern?" Jede Hymne hat einen Brüllrefrain, der nach jeder Strophe mit der größten Begeisterung wiederholt wird; der Refrain des ersten unter den soeben citirten Liedern z. B. lautet:

Das Lamm, das Lamm, das blutende Lamm!
Ich liebe den Klang des Namens Jesu;
Derselbe versetzt meinen Geist in Feuer.
Ruhm und Preis dem blutenden Lamm!

Während der letzten Strophe knien die Soldaten nieder und legen einen erhöhten Andachtseifer an den Tag; ein großer Theil der mitsingenden Zuhörerschaft fühlt sich gleichsam moralisch verpflichtet, den Nacken ein wenig zu beugen; viele aber bleiben ostentativ aufrecht stehen oder sitzen; manche lachen und machen spöttische Bemerkungen, wie z. B.: „Wo bleibt die Minzsauce?" (in England wird Lammbraten nämlich stets nur mit Minzsauce genossen) oder: „Ich bin nicht erlöst und will es nicht sein" u. dgl. Am höchsten steigt der Enthusiasmus der „Krieger" während des letzten Refrains; sie schreien, als ob sie gespießt würden, schwenken ihre Taschentücher und Gesangbücher; wir haben sogar die Flagge aus ihrer Befestigung reißen und wüthend schütteln sehen, und die auf der Plattform spielende Corpsmusikbande — die Blasinstrumente und die Trommeln werden von Männern, die Tamburins von Mädchen gehandhabt — steigert ihre schon vorher genug geräuschvollen Begleitungsmisklänge zu einer vollends ohrenzerreißenden Höhe. Per-

Digitized by Google

sonen von Bildung und Geschmack, nüchterne und kritische Geister werden von diesen Vorgängen unangenehm, ja peinlich berührt; aber die Meetings sind eben nicht für solche Personen bestimmt. Die Gesichter der Seligmacher, die vor dem Beginn müde und abgespannt aussehen, nehmen während des Singens einen freudigen Hoffnungsschimmer an. Nach dem strahlenden Antlitz zu urtheilen, gibt es keinen glücklichern Menschen als einen Booth'schen Soldaten während des Erlösungswerkes.

Nachdem der Brüllrefrain zum Ueberdruß oft wiederholt worden — auf die ins Auge gefaßten Kreise scheint übrigens gerade diese sich immer erneuernde Kraftäußerung einen mächtigen Eindruck zu machen — werden kurze Gebete gesprochen, wobei man sich nach Art der polnischen Juden hin- und herschüttelt. Außerdem ballt man die Fäuste, gesticulirt lebhaft, spricht sehr laut und sucht sich und das Publikum in Aufregung zu bringen. Die Gebete ähneln einander recht sehr; eins, das wir hörten, lautete folgendermaßen: „Herr, wir wünschen, daß du bei uns seist. Sei jetzt bei uns, Herr! Wir bedürfen der Stärke; schicke unserer Versammlung Stärke. Du siehst, wie diese lieben Menschen durch ihre Sünden zu Grunde gehen; Herr, hilf ihnen! Rette sie, Herr! Erlöse sie alsbald, denn vor Mitternacht können sie in der Hölle sein. O Herr, komm herab und mache sie selig. Wir glauben, daß du es kannst; wir glauben, daß du es willst. Komm, Herr; komm jetzt und du wirst den ganzen Ruhm haben." Dazwischen regnet es „Amen", „Hallelujas" u. dgl. Während der Gebete pflegen nicht selten Störungen durch höhnische Ausrufungen oder andern Lärm vorzukommen. Einmal spielten zwei halbtrunkene Männer mit einem Hunde und reizten ihn auf dem Gipfelpunkte der Begeisterung zu wüthendem Gebell. In solchen Fällen stimmt der „gutgesinnte" Theil des Publikums, um Balgereien zu verhüten, populäre Gassenhauer an, während deren Absingung die Störenfriede in aller Stille hinausgeschafft werden.

Nach jedem Gebet wird wieder eine Hymne gesungen, wobei häufig gekniet wird und Taschentücher u. s. w. geschwenkt werden. Von steifer Würde ist keine Spur vorhanden; ein Offizier wechselt im Vorsingen und Vorbeten mit dem andern ab, und in den Pausen zwischen Gebeten und Liedern plaudert man. Einmal hörten wir einen Kapitän zum Auditorium sagen: „Singet es alle; singet das Ganze ungenirt. Oeffnet den Mund gehörig, das wird euerer Brust von Nutzen sein", und später: „Gott ist gut — nicht wahr, er ist es?" An demselben Abend versuchte ein Zuhörer einem der Thürsteher ein Halstuch zu stehlen; als der entstehende Wortwechsel die Aufmerksamkeit des Publikums erregte, sagte der Hauptmann: „Es gibt da nichts zu sehen; die Sache ist nur, daß der Teufel versucht, jemand zu erwischen."

Das nächste Stadium ist, daß eine Hymne sitzend gesungen und Zeile um Zeile von einem Offizier erläutert wird. Wir hörten z. B. singen:

Ich gehe zum Kreuze,

und den Kapitän daran die folgende Bemerkung knüpfen: „Wer kommt zum Kreuze? Wer nicht wirklich die Absicht hat, es zu thun, sage nicht, daß er es will. Ist es euch aber ernstlich darum zu thun, so sprecht euch aus. Kommt

Digitized by Google

herbei und ihr werdet mit einem Willkommen empfangen werden, wie es euch nie zuvor geworden." Zweiter Vers:

Ich bin arm, schwach und blind.

Commentar: „Ja ihr seid arm; die Trunksucht macht euch arm. Ihr seid schwach; ja, hierfür sorgt Satan. Ihr seid blind; allerdings seid ihr das, aber es gibt jemand, der euch Licht bringen kann. Ihr seid roh und rauh, allein es gibt jemand, der euch glätten kann." Dritter Vers:

Ich werde gänzliche Erlösung finden.

Commentar: „Lasset euch nicht halb erlösen, auch nicht zu drei Vierteln, sondern gänzlich. Ihr bedürft dessen — nicht wahr? Nun denn, kommt herbei!"

Jede Strophe wird von den Soldaten mit der größten Begeisterung wiederholt, nach Belieben auch vom Publikum. Damit ist der eigentliche Gottesdienst abgeschlossen. Nun sammeln einige der „Hallelujamädchen" (Tamburinschlägerinnen, die während der Gespräche und Ansprachen recht fleißig „Amen" und „Halleluja" rufen) in Schalen oder Büchsen Geld ein; während ihres Rundganges hörten wir einmal den humoristisch gestimmten diensthuenden Hauptmann sagen: „Wer im Zweifel ist, ob er eine halbe Krone ($2^1/_2$ Sh.) oder einen Shilling geben soll, gebe getrost eine halbe Krone." Doch werden zumeist nur Kupferstücke gegeben. Einen andern Kapitän hörten wir bemerken: „Werfet nur ja kein falsches Geld hinein, wie es neulich ein Mann that, der ein falsches Goldstück hineinwarf; wenn ihr kein gutes Geld gebt, kommt ihr in die Hölle."

Jetzt beginnt die eigentliche „Rekrutirung". Einer der Offiziere fordert die Soldaten auf, „Zeugenschaft" abzulegen, d. h. öffentlich zu erzählen, welche Veränderungen in ihrem Gemüthsleben seit ihrer „Erlösung" eingetreten sind. Wer da will, steht auf und theilt mit, wie glücklich er sich seit seiner Seligmachung fühlt. Nach je einem, zwei oder drei Sprechern wird eine Strophe eines Armeegesanges gesungen. Sodann hält der Kapitän eine angemessene Ansprache, die sich auf das Seelenheil der Sünder bezieht und möglichst eindringlich und gemeinverständlich gehalten ist. (Bei dem Umstande, daß diese „Geistlichen" lauter Leute aus dem Volke sind, fällt es ihnen leicht, den richtigen Ton zu treffen.) Er kniet nieder, was auch die meisten andern thun, verrichtet ein stilles Gebet, ersucht das Publikum, ihm nachzuahmen, und fordert „die Sünder" auf, hervorzutreten, um der Erlösung theilhaftig zu werden; d. h. diejenigen, welche die gepredigten Lehren Christi, die Gebete und Hymnen der Seligmacher auf sich haben einwirken lassen und die fühlen, daß sie durch einen frisch gewonnenen Glauben an Jesus „von ihrer Sündenlast befreit" seien, mögen, wie es im officiellen „Buch der Weisungen" heißt, „den Anwesenden sagen, was der Herr für sie, die Neubekehrten, gethan", und dann sich der Armee anschließen. Das Knien und das in sich gekehrte Beten verhindern das peinliche Anstarren der Heiligkeitscandidaten, die sonst vielleicht vor der Oeffentlichkeit zurückschrecken würden. Da anfänglich sich gewöhnlich niemand hervorwagt, läßt der Hauptmann abermals Liederrefrains singen und richtet von neuem eindringliche Ermahnungen an die „Andächtigen". Allmählich verlassen einige Männer und Weiber ihre Sitze, um sich zu der vor der Plattform

Digitized by Google

angebrachten „Sünderbank" zu begeben, wo sie niederknien, das Gesicht in die Hände vergraben und — weinen. Mehrere Offiziere und Soldaten beugen sich zu ihnen herab, sprechen ihnen Trost und Muth zu, beten mit ihnen und sagen ihnen, daß sie, falls sie wirklich selig werden wollen, von jetzt ab aller Sünde entsagen müssen, nachdem ihre bisherige Sündhaftigkeit durch ihre Buße von ihnen genommen sei. Bei manchem Meeting melden sich nur ein, zwei, drei Rekruten, bei manchem aber auch Dutzende. Den Beschluß des Abends bildet die Verkündigung ihres neuen „Glücks in Christo" seitens der soeben Bekehrten. Viele werden dabei furchtbar vom Lampenfieber geplagt und sind kaum im Stande, ein paar schüchterne Worte zu stammeln, während andere sich zu Erklärungen wie die folgende aufraffen können: „Hier gebe ich mich dir hin, mich, meine Freunde, mein irdisches Sein, um mit Leib und Seele dir anzugehören, gänzlich dir auf immerdar. Lebet wohl, meine alten Kameraden, ich will nicht mit euch zur Hölle fahren; ich will bei Jesus Christus weilen. Lebet wohl, lebet wohl!"

Um den neugeborenen Proselyten zu verhindern, eine vielleicht nur in augenblicklicher Gefühlsanwandlung an den Tag gelegte Begeisterung rasch wieder verfliegen zu lassen, wird alles gethan, um ihn zur praktischen Bethätigung seines öffentlichen Bekenntnisses zu bewegen. Ehe er den Saal verläßt, wird ihm ein metallenes S (= „Salvation" oder „saved") an den Rockkragen geheftet, und schon tags darauf muß er sich öffentlich als Mitglied der Armee zeigen — wofür er oft genug von seinen Arbeitsgenossen verspottet wird, an den Straßenumzügen theilnehmen und auf einem Meeting dem Publikum von seiner Errettung aus den Klauen des Teufels erzählen. Daher kommt es, daß Offiziere, die durchaus als Fremdlinge eine neue „Station" eröffnen, gewöhnlich schon nach wenigen Tagen in der Lage sind, ansehnliche Processionen von neuen Rekruten zusammenzustellen. Zeigt sich ein Rekrut standhaft, so muß er bald abwechselnd den Straßenverkauf der Verbandzeitungen besorgen und während der Meetings als Thürsteher fungiren. Vor allem wird sein Name und seine Adresse ins Rekrutenbuch eingetragen und er selbst unter die Ueberwachung eines Sergeanten gestellt, der darauf zu sehen hat, daß jener seinen neuen Obliegenheiten gerecht wird, widrigenfalls er ihn in seiner Wohnung aufsucht. Ein Rekrut, der sich drei Monate lang trotz aller Versuchungen und aller Verhöhnungen seiner alten Kameraden tapfer hält, ohne in seine frühere Lebensweise zurückzufallen, wird nach Ablauf dieser Frist Soldat; als solcher empfängt er einen Schein, der, solange der Mann sich gut aufführt, jedes Vierteljahr erneuet wird. Er geht tagsüber seinem gewöhnlichen Beruf nach und widmet blos seine Abende dem „Dienste des Herrn". Anders wird es, wenn er als Offiziersaspirant das Glück hat, gänzlich in die Dienste des Generals zu treten.

Zu den gewöhnlichen Erlösermeetings steht jedermann, der den Thürstehern nicht verdächtig vorkommt, der Eintritt ohne weiteres frei. Predigt oder spricht jedoch der General oder seine Frau, so kann man nur gegen Billet hineinkommen; Seligmacher erhalten solche unentgeltlich, während das Publikum in der Regel eine Kleinigkeit zu entrichten hat. Zu den „Holiness Meetings" („Heiligkeitsversammlungen") haben überhaupt nur Mitglieder der Armee Zutritt. Diese

Digitized by Google

Gottesdienste haben nämlich nicht den Zweck, Sünder zu bekehren, sondern den Verbandsangehörigen Gelegenheit zur Erbauung und zu Frömmigkeitsübungen zu geben. Gewöhnlich werden sie Sonntags um 11 Uhr vormittags abgehalten, also zu einer Zeit, da das Publikum der „Erlösungsmeetings" noch im Bett liegt, sowie wöchentlich einmal am Abende eines Werktages. Auf diesen Heiligkeitsversammlungen geht es ruhig zu; es mangelt da gänzlich an dem Tänzeln, dem Fußstampfen und dem wilden Lärm, den wir von den Erlösungsmeetings her kennen. Die hier gesungenen Hymnen sind für ernste Christen berechnet. Auch werden Bibelstellen gelesen und erläutert. Ein Kapitän ermahnt die Hörer, ein höheres Lebensideal, Entsagungsfähigkeit, Selbstverleugnung u. s. w. anzustreben. Schließlich knien die Soldaten in der „Sünderbank" nieder, diesmal aber nicht um „erlöst" zu werden, sondern um sich vom Himmel „die Segnung eines reinen Herzens" zu erbitten — so nennen die Seligmacher den geistlichen Zustand, der auf die Befreiung von aller Sünde folgt. Es gibt auch „Heiligkeits"-Gottesdienste, welche die ganze Nacht hindurch dauern; bei diesen herrscht eine so furchtbare Aufregung, daß oft Männer in convulsivische Zuckungen gerathen und Weiber hysterisch werden. Bei einer solchen Gelegenheit im Juli 1882 fielen in einem liverpooler Saale nicht weniger als 150 Personen bewußtlos um. Ob hier nur Begeisterung im Spiele war oder ob nicht auch die große Hitze und die verdorbene Luft in den die ganze Nacht überfüllten Sälen etwas damit zu thun hatte, wagen wir nicht zu entscheiden.

Das Bestreben der Leiter der „Army", die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese zu lenken und die Soldaten bei der Arbeit der Seelenrettung zu ermuntern, zeigt sich in zahllosen, oft drolligen Details; zur Erreichung dieses Zweckes wird keine Mühe, kein Scharfsinn gespart. Wir wollen hier nur einige charakteristische Einzelheiten erwähnen. Die Vorrede zu dem blutroth broschirten Jahresbericht: „Der Erlösungskrieg im Jahre 1882", lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

Lesset alles!

Wer da glaubt, daß in diesem Buche etwas Unrichtiges steht, möge sich an uns wenden, ehe er irgendwem davon spricht; er gebe uns Gelegenheit, ihm zu erklären, was er nicht versteht.

Wer aber die Ansicht hegt, daß es sich hier um eine richtige Darstellung unserer Leistungen handelt, helfe uns nach Thunlichkeit.

Wir suchen

50,000000 Personen, die für dieses Buch 6 Pence bezahlen und es zu Ende lesen mögen;

5,000000 Leute, die erklären sollen, der Inhalt sei wahr und wir verdienten Beistand;

500000 Menschen, die es wagen mögen, dies öffentlich zu behaupten und uns im laufenden Jahre 500000 Pfd. St. zu geben;

50000 Personen, welche jedermann auf all dies aufmerksam machen und uns dadurch helfen sollen, die Welt zu erwecken;

5000 Leute, die sich verpflichten würden, uns mit voller Kraft stets an die Hand zu gehen und zu unterstützen;

500 Menschen, Angehörige aller Klassen, Nationalitäten und Stände, die unsere Darlegungen im Lichte Gottes betrachten, alles andere aufgeben und sich als Offiziere des Erlösungsheeres dem Dienste des Herrn widmen wollen.

Digitized by Google

Seit kurzer Zeit werden vom „Hauptquartier" innen und außen bedruckte Couverts ausgegeben, die officiell „Briefe vom König" (d. h. Jesus Christus) heißen und höchst originelle Nachahmungen der officiellen Briefumschläge der britischen Regierungsämter sind. Im Innern findet sich eine Zusammenstellung von Bibelstellen, die auf Erlösung, Jüngstes Gericht, Jesus Christus u. dgl. Bezug haben; das Aeußere ist eine geschickte Sammlung von geistlichen Sprüchen in Gestalt von Poststempeln, nebst Nachahmungen von auf Briefumschlägen üblichen postalischen Bemerkungen, wie: „Im Dienste des Königs" (statt des staatlichen „Im Dienste der Königin"), „Dringend", „Antwort durch Christus erbeten", „Ewigkeit", „Gnade" u. s. w.

Der „Salvation-Army-Wandalmanach für 1883", den das Hauptquartier herausgibt, enthält ausschließlich Erinnerungen an Vorfälle im Schoße des Verbandes, Aussprüche des Generals und Ermahnungen an die Soldaten, fast alles in lebhaftester Sprache; z. B. 4. Jan.: „Zusammentrommeln der Sünder mit einer großen Trommel in Salford"; 5. Jan.: „Kapitän Cooper redet seinen Regenschirm an und lockt dadurch eine Menge herbei"; 19. Jan.: „Verzweifelter Angriff auf die Kaserne in Bethnal-Green zurückgeschlagen"; 20. Jan.: „Eßgeschirr mit der Inschrift: «Blut und Feuer», fertig gestellt"; 8. Dec.: „Ein kleiner Soldat zu Aberdeen sagte, er habe das Sirupstehlen aufgegeben"; 27. Dec.: „Die Wirthshäuser in Keighly stehen ganz leer." Oder: „Sprich so, daß du verstanden werdest, sprich mit Blut und Feuer"; „Für Gott geh' auch im schlechtesten Wetter aus"; „Unser Krieg ist ein echter Krieg; mit weniger ist der Teufel nicht auszutreiben"; „Durch den Glauben, nicht durch Gelehrsamkeit oder Verstand (sagt Frau Booth)". In demselben Geiste gehalten sind die „Für 1883 nöthige Besserungen" betitelten Weisungen, die im Wandkalender die Stelle der sonst üblichen Stempelscala oder Postvorschriften einnehmen und die wir anführen, weil sie für das ganze Wesen der Seligmacherarmee ungemein bezeichnend sind; sie sind für die Soldaten bestimmt:

„1) Ihr sollt Gott und die Menschenseelen noch mehr lieben und euch noch mehr Mühe geben, es zu zeigen. 2) Ihr sollt die Sünder noch schwerer beschießen, um sie zum Zittern zu bringen. 3) Ihr sollt Worte, die ins Herz schneiden, noch deutlicher und lauter singen. 4) Wir brauchen noch zehnmal mehr Instrumente, die geschickt und geräuschvoll zu spielen wären. 5) Wir wollen jeden Soldaten täglich in einer auffälligen Uniform sehen. 6) Wir wollen das «Kriegsgeschrei»" (damit ist das Vereinsorgan gemeint) „jedermann überall täglich aufgedrängt sehen. 7) Jeder Bekehrte sollte von Sergeanten gut überwacht werden. 8) Jeder Deserteur sollte verfolgt und wieder eingefangen werden. 9) Jeden Sonntag sollte in jeder Kaserne ein tüchtiger Sonntagsthee stattfinden können. 10) Jeder Soldat möge täglich so viele Stunden als möglich hart arbeiten. 11) Jeder Offizier sollte von Gott erfüllt sein und einen nach Tausenden zählenden Anhang haben. 12) Wir brauchen mehr vom Haß und weniger von der Freundschaft der Welt."

Digitized by Google

Eine Reise durch Litauen nach Kurland und Riga.

Von

J. von Dornetz.

I.

Wieder einmal besuchte ich meine alte Heimat, das „Gottesländchen" Kurland. Bei der von mir projectirten Landtour durch Litauen paßte es am besten, daß ich von Königsberg aus mittags mit dem berlin-petersburger Jagdzug abreiste. Ich erhielt im Coupé für Nichtraucher nur eine Russin zur Gesellschaft, welche allerlei in Bezug auf die furchtbare Strenge erzählte, mit welcher die russischen Zollofficianten die Reisenden behandeln sollten, weil die argwöhnische Regierung zur Zeit in jedem Reisenden einen Nihilisten witterte. Unvorsichtig genug knüpfte sie daran Bemerkungen über die vielfach gerechtfertigte Unzufriedenheit der mittlern und niedern Stände im Russischen Reiche, welche leicht zu ihrem Nachtheil hätten ausgebeutet werden können. Auch kam es nahezu bedauernd über ihre Lippen, daß jetzt an der russischen Grenze selbst mit Bestechung nichts auszurichten wäre. Ich sah sie blasser und blasser und immer aufgeregter werden, je mehr wir uns der Douane näherten; doch verrieth sie nicht, ob sie zollpflichtige Gegenstände schmuggeln wollte.

An der Grenze bei Verballen stiegen russische Beamte in die Wagen, um die Pässe in Empfang zu nehmen, wobei sie den Reisenden in der allerhöflichsten Weise begegneten. Vor der Station angelangt und ausgestiegen, begaben sich die Passagiere in die Halle, wo ihre Pässe visirt und ihre Colli revidirt werden sollten. In der Mitte des weiten Raumes, längs dessen Barrière das Reisegepäck aufgestapelt wurde, befand sich ein langer Tisch, an welchem jetzt zwei oder drei Beamte die Revision der Pässe vornahmen. Wie der Zufall diese aufeinandergepackt, wurden sie hingenommen, visirt, dann von den Dienstthuenden ausgerufen und dem Besitzer zurückgestellt; alles rasch, geregelt, und ohne nur die Möglichkeit zu bieten, dem Ueberbringer etwas in die Hand zu drücken. Darauf folgte die Prüfung der Reiseeffecten; die Koffer und Taschen wurden geöffnet, der Beamte griff vorsichtig hinein, mit der Frage: „Haben Sie etwas Steuerpflichtiges, Taback, Spielkarten, Spielsachen, neue Kleiderstoffe, verbotene Bücher?" Auf eine Verneinung wurden die Schlüssel wieder abgezogen und die Sache war erledigt. Ein gleich humanes Verfahren hatte ich seither noch nie beim Passiren der russischen Grenze erlebt. Auch ist es leider noch mancher Douane des westlichen

Digitized by Google

Europa fremd. Uebrigens darf man mit Recht annehmen, daß auch die heutigen russischen Angestellten, die so oft mit verdächtigen Menschen und mit zu confiscirenden Waaren zu thun haben, ihre liebenswürdige Berücksichtigung der Reisenden nur da hervortreten lassen, wo ihnen ein Mistrauen nicht am Platze zu sein scheint. Meine Reisegefährtin hatte noch rasch Gelegenheit gefunden, sich sammt ihren Colli einer vornehmen russischen Familie anzuschließen, mit welcher sie unbehelligt weiter reiste.

Der köstliche Abend lockte mich ins Freie, um die Umgebung Verballens näher kennen zu lernen. Ueber diese läßt sich indessen nicht viel mehr sagen, als daß sich jenseit der Schienengleise ein ganz freundlicher Bahnhofsgarten ausbreitet, während auf der andern Seite der Station, nach Norden zu, zwei Reihen Wohnhäuser sich hinziehen und eine hübsche russische Kirche ihre blau- und weißgestreiften Thürme über dunkle Laubgruppen erhebt. Die Häuser der jungen Ansiedelung sind aus Holz oder Stein erbaut und gehören den wohlhabendern Klassen. Unter den Besitzern befinden sich auch Deutsche, wie ja immer an den Grenzen zweier Reiche die Bevölkerung eine gemischte ist. Das Land umher zeigte sich flach, fruchtbar, aber wenig cultivirt.

Am andern Morgen 8½ Uhr bestieg ich wieder den Zug. Wenige Werst hinter Verballen laufen die Bahngleise in den Wald, der sich früher in dichtem Bestand bis Kowno hinzog. Heute gewahrte ich auf dieser Wegstrecke eine neue Rechtfertigung des im Litauischen landläufig gewordenen Wortes: „Die Eisenbahn frißt unsere Wälder.“ Auch hier haben die Aufkäufer der großen Holzhändler zufolge des ihnen gebotenen bequemen Transports per Schienen in dem herrlichen Baumreiche ein so wüstes Vernichtungswerk betrieben, daß selbst der junge Anwuchs bis zur Wurzel abgehauen ist. Dadurch ist zu beiden Seiten der Gleise eine Lichtung von der Breite bis zu 8 und 10 Werst entstanden, welche nach Südost mit kurzen Unterbrechungen, den Blick frei läßt auf die sich erschließenden weiten Strecken von Feld-, Wiesen- und Weideland, wie es sich um die Dorfschaften gruppirt. Welche nachtheilige Folgen eine solche Ausrottung der Wälder aber gerade für diese Gegenden haben muß, läßt sich leicht ermessen, zieht man einerseits die hier herrschenden langen kalten Winter in Betracht, andererseits die im Sommer häufig sich einstellende Dürre. Bereits machen sich diese Uebelstände geltend, zunächst namentlich in der erhöhten Trockenheit der heißen Jahreszeit und den damit verbundenen Epidemien.

Auf meiner Fahrt hatte ich volle Gelegenheit, auch die Liebenswürdigkeit der russischen Eisenbahnbeamten kennen zu lernen, welche mir bereits auf der Station durch ihre kleidsame Nationaltracht, ihre stramme und doch nicht steife Haltung und durch ihre freundliche Dienstwilligkeit angenehm aufgefallen waren. Ihr Anzug besteht bei kalter Witterung aus dunkelm Tuch, bei heißer aus gebleichtem Leinen. Blankgewichste Stiefel reichen kniehoch über die Beinkleider hinauf; der Rock schließt bis zur Taille glatt an und geht dann in einen gefalteten Schoß über, durch einen handbreiten Gürtel über den Hüften zusammengehalten. Dazu kommt eine pelzverbrämte Mütze. Bei aller Einfachheit macht sich die Kleidung sehr geschmackvoll.

Digitized by Google

Auf den Rath guter Freunde hatte ich ein Billet erster Klasse genommen, und fand mich nicht nur allein in dem mir angewiesenen Coupé, sondern in dem ganzen Wagen, zu dem es gehörte. Für die russischen Bahnen war damals noch die Zeit, wo auf 50 Hinausreisende 1 Hereinreisender kommt. Umgekehrt ist es im Herbst, wenn die Bade- und Vergnügungstouristen heimwärts ziehen. Mir wurde indessen meine Soloexistenz nicht langweilig, indem ich, durch keine Rücksicht gehindert, mich von einer Abtheilung in die andere, von einem Fenster an das andere begeben durfte, und so von allen Seiten den Blick auf das Land genoß, welches mich lebhaft interessirte, obschon es nur Litauen war. Wiederholt trat nämlich die Frage an mich heran, wie es hier wol aussähe, wenn das Land gemäß dem Gelöbniß des Königs Myndow dem Deutschen Orden als Erbe zugefallen wäre?

Die Acta borussica liefern uns aus dem XI. Buche der Historie des ehemaligen culmischen Kanzlers und herzoglichen Rathes Lucas David drei alte Documente, in deren erstem von 1257 Myndow bekennt: „daß er aus göttlichem Erbarmen, auf Rath des Meisters und der Brüder in Liefland von der Finsterniß zum Licht gebracht, getauft und von dem allerheiligsten Herrn und Vater Innocentius IV. zum König von Polen gekrönt worden sei, welcher seine Person sammt dem Reiche und Gütern in Schutz genommen. Ob nun gleich der Orden für die ihm versprochene Hülfe die ewige Seligkeit davontrage, so übergebe er doch demselben als eine Auffrischung zu neuem Beistand:“ — es folgen die Namen der Landstriche.

Am 7. Aug. 1259 vermehrte Myndow die Schenkung um Bedeutendes, „damit der Orden ihn und seine rechtmäßigen Erben beim Reiche schützen möge. Schließlich vermacht er, im Fall er ohne Erben abgehen sollte, das ganze Königreich Lithauen nebst allen herumliegenden Ländern mit Genehmigung seiner Erben und edeln Männer an den Orden, doch ohne Nachtheil der bischöflichen Rechte und Länder 1260. Gegeben auf dem königlichen Schlosse Lithauen, mitten im Junius“. Als Zeugen sind angeführt: der Bischof von Culm, des Königs Schwestermann Langutin, verschiedene Ordensritter und Geistliche.

„Bald begann aber Myndow seine übertriebene Freigebigkeit an den Orden zu bereuen. Dazu kam, daß ihm der Samoyiten-Anführer Tarmate seine Thorheit ernstlich verwies. Hierauf brach Myndow los 1267, ließ alle Christen in seinem Lande niedermachen und rückte auch vor Wenden, verwüstete das ganze Land und ließ die Spuren einer Grausamkeit hinter sich, wie sie nur ein abgeschworener Feind des christlichen Namens verüben konnte.

„Myndow ward von seines Bruders Sohn Tarmaten im Bett ermordet, und von seinen Erben ward kein einziger am Leben gelassen. Der Ordensmeister (Werner von Breithausen) fand es nicht für gut, dessen ehemaliges Testament zu vollziehen. Es war aber auch niemand, der etwas herauszugeben gesonnen war.“*)

So ist denn Litauen vor dem Lose bewahrt geblieben, welches Ignatjew und

*) Vgl. „Liefländische Chronik, herausgegeben von Herrn Johann Daniel Gruber, Halle in Magdeburg, gedruckt bei Johann Justinus Gebauer, 1747“.

Digitized by Google

Anhang als ein so entsetzliches schildern, vor dem Lose, gleich den baltischen Provinzen noch heutigentags unter dem grausamen sklavischen Joche der deutschen Herren seufzen zu müssen.

Ich hatte Litauen früher in seinem nördlichen Gebiete kennen gelernt und war neugierig, zu sehen, ob nicht diesseit mit den Eisenbahngleisen auch ein weniges mehr von der westlichen Cultur ins Land gezogen war. Das war nun keineswegs auffällig. Die Bezeichnung „ein armer Litauer" schien nach wie vor gerechtfertigt zu sein, obschon der Bauer bei Aufhebung seiner Leibeigenschaft zugleich mit freiem Landbesitz beschenkt worden ist. Die Dörfer, welche rechts und links von der Bahn liegen, öfter in der Nachbarschaft eines Herrenhauses oder einer Kirche, zeigten lauter armselige, niedrige Wohnungen, ängstlich verkrochen unter eingesunkenen oder zerfetzten Strohdächern. Auch fehlte der Schmuck der Gärten und der gepflegten Baumgruppen. Nur hin und wieder unterschieden sich von diesen Dörfern sehr vortheilhaft einzeln gelegene Wohnungen, aus zwei bis drei bescheidenen Gebäuden bestehend und nebst einem Complex gut cultivirten und reichlich tragenden Ackerlandes sorgfältig umzäunt: sie gaben sich als die neugegründeten Heimstätten der strebsamern unter den freigegebenen Bauern zu erkennen. Immer aufs neue drängte sich mir die Betrachtung auf, wie viele Tausende, ja Millionen von Menschen hier unter andern Verhältnissen den weiten Strecken uncultivirten Erdreiches ein behäbiges Dasein abzugewinnen vermöchten, wo jetzt eine spärliche, weitzerstreute Bevölkerung sich nur an dem nöthigsten Brot genügen zu lassen scheint.

Der Consolidirung des bäuerlichen Besitzes steht in Litauen übrigens noch das hier herrschende unglückliche System der Parcellirung des Bauerlandes unter die Erben entgegen. Jeder Bauerssohn erhebt Erbansprüche an den väterlichen Acker und erhält seinen Antheil. Dieser Antheil wird von seinen Söhnen wiederum parcellirt und so fort. Natürlich entsteht dadurch die verwirrendste Buntscheckigkeit. Zugleich verhindert es manchen kräftigen Burschen, sich anderwärts ein reichliches Brot zu suchen, statt mit dem von seinem Feldstückchen — freilich in trägster Bequemlichkeit — gewonnenen kaum seinen Hunger zu stillen. Auch veranlaßt dies Theilungssystem zahllose Streitigkeiten und Processe, über welchen der litauische Bauer nicht selten mit dem Rest seines Arbeitstriebes den Rest seiner Habe einbüßt.

Wie sollte es aber anders sein? Die lange Herabwürdigung des litauischen Volkes zu einer Knechtschaft, welche es wenig besser, häufig kaum so gut wie das dienstthuende Thier behandeln ließ, gestattet jetzt nur ein langsames Emporarbeiten aus dem gewohnten Sumpfe des physischen und geistigen Daseins. Als ich bei meinem ersten Besuche in Litauen, Mitte der funfziger Jahre, so viele Dörfer erblickte, deren Wohnungen kaum die Größe bequemer Hundehütten überstiegen, aus welchen die Menschen mit tiefgekrümmtem Rücken heraus- und hineinkrochen, da mußte ich mir sagen, daß der Bauer hier nicht besser wohne als das Vieh. „Der litauische Bauer ist selbst nicht besser als ein Stück Vieh", bemerkte ein junger Edelmann. Gleichzeitig wurde ich mit dem cynisch-humoristischen Sprichwort bekannt gemacht: „Der litauische Bauer ist es gleich dem Aal ge-

Digitized by Google

wohnt, daß ihm die Haut über die Ohren gezogen wird." Auch bei den heldenmüthigen Kämpfen um ihre Befreiung von der russischen Tyrannei dachten die polnisch-litauischen Edeln nicht daran, ihrem eigenen Volke die Freiheit zu geben. Für Volksschulen wurde auch nicht gesorgt. So blieben den litauischen Bauern von Generation zu Generation als einzige Vertraute und Bildungsinterpreten der Jude und der katholische Priester.

Die Nachkommen Abraham's, welchen die Ansiedelung im übrigen Russischen Reiche verboten blieb, haben seit lange in dessen westlichen Provinzen, namentlich in denen des frühern Königreiches Polen, eine um so größere Rolle gespielt, mag sie uns auch eine bescheidene dünken. Während dem gemeinen Litauer die Unterordnung unter fremdes Denken und Wollen zu einer Daseinsgewohnheit wurde, lernte der Jude im fortdauernden harten Ringen um seine oft bestrittene Existenzberechtigung Auge und Ohr immer offen halten, lernte jeden Vortheil wahrnehmen und keine Mühe scheuen, galt es einen „Profit". In einem Lande aber von so geringer Bevölkerung, und in welchem es noch so sehr an großen Heerstraßen und an bedeutenden Handelsstädten mangelt, wie Litauen, wurde der Jude für die Herrensitze wie für die Bauerwohnungen zum willkommenen Vermittler mit der Außenwelt und ist es bis heute geblieben. Es ist keine Waare, welche er nicht herbeizuschaffen vermöchte, es ist keine, die nicht bei ihm Absatz fände. Dabei ist keine Witterung so schlecht, daß ihr der Jude auf seinem Wege nach Gewinn nicht Trotz böte; keine Straße so abscheulich, kein Berg so steil, daß nicht die skeletartige „Juden-kobbel" unter dem Geschrei und den Schlägen ihres Herrn alle Mühseligkeiten überwände. Der Jude begibt sich im Auftrage des Oekonomen zu den Handelsherren der Stadt und bringt bei ihnen dessen Getreide, Holz, Wolle u. s. w. an; der Jude kauft selbst von dem Gutsherrn altes Eisen, Felle, den Fischfang seiner Teiche u. s. w. Der Hausfrau verschafft er passende Dienstboten und erhandelt von ihr und ihren Dienstmädchen die abgetragenen Kleider. Vom Herrenhause wandert er ins Dorf und findet auch hier in jeder Wohnung etwas, das er zu verwerthen vermag, in jeder ein Begehr nach Waaren, die er in seinen Ballen mit sich führt. Zugleich bringt er überallhin irgendeine Neuigkeit, für die er auf Interesse rechnen darf, Mittheilungen vom Thun und Treiben in andern Herrenhäusern, andern Dörfern, Klatsch- und Mordgeschichten, hin und wieder auch eine wichtige politische Nachricht, welche auf den abgelegenen Wohnsitzen bei deren schwierigen Postverbindungen mit Ueberraschung begrüßt wird. Dazu kommt, daß der Jude als Pachter fast aller Krüge und Schenken in Litauen in steter Mitwisserschaft der Vorgänge im Dorfe bleibt und die beste Gelegenheit hat, bei dem von den Litauern arg betriebenen Branntweinschmuggel den Hehler abzugeben. Hat er aber das höchste Ziel seines Strebens erreicht, sieht er das leuchtende Traumbild realisirt, das schon dem acht- oder zehnjährigen Judenjungen beim Schnüren seines ersten Ränzels vorschwebt, ist er Budenbesitzer im Städtchen geworden, so weiß er am besten, was den Bauern „in die Augen stechen" muß; er weiß sie glauben zu machen, daß er ihnen „nur um der alten Bekanntschaft willen", „ganz allein weil sie es sind", diese und jene

Digitized by Google

Waare so spottbillig überläßt. In dieser Weise hat sich der Jude in Litauen nahezu unentbehrlich gemacht; ja, das litauische Landvolk möchte sich noch heute für existenzunfähig halten ohne Juden, weshalb bei den neuerdings in Scene gesetzten Judenhetzen unter den auf den litauischen Dörfern lebenden Israeliten nur einzelne geschädigt worden sind. Ist aber der litauische Jude trotz alles Schacherns arm geblieben, so liegt die Hauptschuld in der frühen Verheirathung seiner Söhne und Töchter. Kaum hat ein Mädchen die Reife dazu erlangt, wird sie unter die Perrüke gebracht. Denn die russischen Juden erkennen es noch als Gesetz, der Braut bei der Verheirathung die Haare abzurasiren, den Kopf mit Honig einzureiben, und darüber die Perrüke zu kleben; bei ganz armer Leute Kind ein schwarzseidenes Käppchen auf den Hinterkopf nebst einem Haarscheitel über der Stirn, welcher unter der darüber getragenen Haube oder dem Kopftuche hervorguckt.

Diese Auffassung der frühen Eheschließung als Pflicht und Ehrensache verschuldet es, daß die jüdische Jugend trotz aller Mühen keine gesicherte Existenz zu erreichen vermag, daß es ihr vielmehr nur zu oft an Feuerung, Kleidung und Brot für ihre Sprößlinge fehlt. So kommt zum Schachern das Betteln, und wie bei den Edelleuten, wird bei den Bauern das Mitleid ausgenutzt und der Jude wird, dem Sprichwort gemäß, häufig zum Blutegel der letztern.

Wie bei dem Juden in irdischen Angelegenheiten, hat der litauische Bauer bei dem katholischen Priester in den himmlischen ein halbes Jahrtausend hindurch sich Rath erholt, und ist auch immer in dem Glauben erzogen worden, daß die Verkürzung der Fegfeuerqualen, welche auch den Frömmsten bedrohen, und die Gewinnung dereinstiger Seligkeit durch nichts sicherer zu erlangen sei als durch Opferung des irdischen Besitzes an die Kirche und ihre Diener, wogegen ihm zur Tröstung und Erheiterung schon hienieden die vergnügliche Unterhaltung mit den anbetungswerthen Bildern geboten ist.

Katharina II. setzte gleich nach der ersten Theilung Polens den Austritt von mehr als einer Million Katholiken aus der römischen Kirche durch, um die „unirte" zu bilden. Unter Kaiser Nikolaus I. erhielt diese „unirte" Kirche mehr und mehr das Gepräge der griechischen, bis 1839 ihre völlige Aufnahme in die „allein rechtmäßige" erklärt wurde, trotz alles Widerspruches seitens des „unfehlbaren Hauptes" der „alleinseligmachenden", welche Art Bekehrungswerk infolge des letzten Aufstandes in Polen mit neuem Eifer in Wiederangriff genommen wurde. Immerhin hat die katholische Bevölkerung der russisch-litauischen und polnischen Provinzen in jenen „Proselyten" nur den kleinern Bruchtheil eingebüßt, auch ist in den letzten Jahren in vielen Fällen wieder ein milderes Verfahren gegenüber der katholischen Kirche eingetreten. Ja, die angesichts der socialen Wirren 1882 mit dem Vatican wieder aufgenommenen und jetzt dem Abschluß nahen Verhandlungen sichern die Wiederbesetzung einzelner, seit Jahrzehnten erledigter Bisthümer, vor allem des Bisthums zu Warschau. Auch ist dem 1863 nach Sibirien verbannten Erzbischof von Warschau, Monsignore Felinsky, gestattet worden, sich in Jaroslaw niederzulassen. In den russisch-katholischen Seminaren soll nach wie vor die russische Sprache und die russische Geographie gelehrt werden; das Predigen in russischer Sprache soll aber nicht obligatorisch sein. Der katholische Geistliche hat

Digitized by Google

aber weit mehr Gelegenheit und Macht als der protestantische, seine Gemeinde zu beeinflussen. Auch gibt es zweifellos gar manchen, in welchem diese ihren besten Berather und Trostspender besitzt. Die große Zahl der Festtage jedoch, die vielen Wallfahrten bald zu dieser, bald zu jener heiligen Stätte, die fast täglich sich wiederholenden Bußübungen im Hersagen so und so vieler Gebete, kurz alle die Forderungen, welche die katholische Kirche an ihre Gläubigen stellt, berauben die Arbeit des gemeinen Mannes um so leichter jeder Weihe, als er meist in mehr oder minder nothwendiger Dienstbarkeit lebt. Der litauische Bauer ist nun freilich ein freier Mann geworden; die heutige Generation ist aber zum Theil noch in den Banden der Leibeigenschaft erwachsen, hat noch keine Zeit gehabt, die Segnungen zu erproben, welche auf der freien Arbeit ruhen, und schleppt diese Arbeit weiter als eine Last, die, Dank sei es den Einrichtungen der Kirche, zuweilen niedergelegt werden darf, gemäß dem Erbfluch aber, welcher fast seit Anbeginn der Welt auf der Menschheit, und insbesondere auf den armen litauischen Bauern ruht, nie ganz abgeworfen werden kann. Nur allmählich vermag des Litauers Ausdauer zu erstarken, wenn zu dem Gewinn der selbständigen Existenz die Verantwortlichkeit des Handelns mehr ins Bewußtsein dringt.

Rechnen wir jetzt mit den angeführten Factoren, so kann es uns nicht wundernehmen, daß wir in Litauen nur die Kirchen und Heiligenschreine gut im Stande finden, während die menschlichen Wohnungen durchschnittlich ein verwahrlostes Aussehen haben, Felder und Wiesen umher im argen liegen.

Die Gegend wurde zugleich anmuthiger und belebter, je mehr wir uns Kowno näherten. An der Wegseite fand sich in großen Lagern Bau- und Brennholz aufgestapelt, der Versendung harrend, anderes, eben hinzugeführtes, wurde geschichtet. Gruppen von Bauern und Bäuerinnen zogen zur Stadt, die Weiber mit blendendweißen Kopftüchern und Hemdärmeln, einzelne in der polnischen Tracht. Die Gegend wurde wellig, die Erdwellen erhoben sich zu Hügeln, die Hügel bildeten Ketten und in einem weiten, von zwei Reihen solcher Hügel eingefaßten Thal, durchströmt von der Wilia und dem Njemen, die sich hier vereinigen, breitete sich die alte polnisch-litauische Stadt Kowno aus, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements. Es war ein höchst malerisches Bild. Unsere Hoffnung jedoch, von der Station aus eines nähern Anblickes der alten Capitale zu genießen, sah sich getäuscht, indem der Bahnhof 20—30 Minuten entfernt von der Stadt liegt. Auf dem Perron sahen wir übrigens zu unserer Ernüchterung die mehr als zur Hälfte aus Israeliten bestehende Einwohnerschaft Kownos in jüdischen Lumpen und jüdischem Schmuz reichlich vertreten.

Hinter Kowno behielt die Gegend einen anmuthigen Charakter bis zum freundlichen Städtchen Radziwilischek, wo wir 4 Uhr nachmittags eintrafen. Hier erwartete mich die Equipage der Gutsherrschaft, bei welcher ich zunächst einige Tage zu verbringen gedachte. Die Söhne und Töchter des Hauses waren mir entgegengekommen und verkürzten mir durch ihre Unterhaltung die Fahrt, die übrigens nicht länger als zwei Stunden währte. Die Landschaft trug auch hier den vorher geschilderten Charakter. Fruchtbarer, aber ungenügend cultivirter Boden, ganze

Digitized by Google

Dörfer, wie einzeln liegende Bauerwohnungen, welche eine Reihe schief und krumm gewordener Wände mit schmuzigen, meistens zerbrochenen kleinen Fensterscheiben unter schornsteinlosen, zerfetzten und verfaulten Strohdächern aufwiesen; zuweilen mitten unter diesen jämmerlichen Behausungen ein besser aussehendes, weiß übertünchtes Haus mit Schornstein, das sich damit als einen „Krug" kenntlich machte, aber auch Krüge, die sich durch nichts als eine Einfahrt auszeichneten und von meinen Begleitern die „Höhlen der Pferdediebe" genannt wurden: das war die Scenerie. Nur zwei der Dörfer, durch welche wir kamen, zeigten besser erhaltene und neu errichtete Wohnhäuser mit durchsichtigen Fensterscheiben und anstoßenden freundlichen Gärtchen, welche nebst einigem feinern Gemüse einzelne Obstbäume und einzelne Blumen enthielten. Die litauischen Herrenhäuser, an denen wir vorüberfuhren, trugen durchschnittlich dasselbe Gepräge der Vernachlässigung und des Verfalls wie die Bauerhäuser. Unser Kutscher mußte vor drei oder vier Brücken anhalten, um erst eine herausgelöste und zur Seite geworfene Bohle, oder die Stücke einer zerbrochenen über die entstandenen Lücken zu fügen, ehe Pferde und Wagen hinüberkonnten.

Das wurde alles anders, sobald wir die Grenze meines kurländischen Verwandten passirt hatten. „Hie Deutschthum" riefen mir Feld, Wald, Wiesen und Weg zu; und „hie deutscher Fleiß und deutsche Ordnung". Wohin ich jetzt blickte, verrieth alles den schaffenden und pflegenden Geist eines thätigen, umsichtigen deutschen Landwirthes. Jetzt fuhren wir längs dem Parke hin und kehrten in den weiten Hof ein. Wie stattlich lag das große Herrenhaus mit seiner Veranda und dem geräumigen Balkon vor uns. Links gruppirten sich die neuerbauten, mit rothen Ziegeldächern geschmückten Wirthschafts- und Beamtengebäude, alle ohne Fehl; rechts schlängelten sich sauber gehaltene Kieswege in den Garten und den Park. Wir fuhren um den mit mehrern Blumenbeeten bestandenen Rasenplatz und hielten vor der Freitreppe. Ein herzliches „Willkommen" begrüßte mich.

Es waren nur wenige Tage, die ich in dem gastlichen Hause verbringen durfte, doch werden sie meiner dankbaren Erinnerung nicht entschwinden. Gleich beim Eintritt hatte mich eine Empfindung friedlich-heitern Behagens überkommen, welche uns leider in dem regen und oft aufregenden Treiben einer Großstadt meistens fremd bleibt. Die Treppe mit dem polirten Geländer und den blankgebohnten Stufen, welche mich zu den Wohnräumen des ersten Stockes hinaufführte, die beiden Reihen hoher, heller Zimmer mit nicht glänzender, aber bequemer Einrichtung, die reich ausgestatteten Bücherschränke und mit den neuesten Zeitschriften, wie „Daheim", die „Rundschau", „Ueber Land und Meer", „Gegenwart", „Unsere Zeit" u. s. w. bedeckten Tische, der Flügel von Errard, die Oelgemälde und Kupferstiche: dies im Verein machte sofort den Eindruck, daß hier im Versteck eines litauisch abgeschlossenen Landaufenthalts neben dem Gemüthsleben auch Wissenschaft und Kunst eifriger Pflege genossen. In reizender Weise sorgten meine Freunde dafür, daß ich auch etwas von der nächsten Umgegend kennen lernte. So machten wir uns eines Tages in einer sogenannten Familiendroschke auf den Weg. Solch eine Droschke bietet eine einzige lange, gepolsterte Bank mit ebenso langem Tritt von beiden Seiten und läßt eine Gesellschaft von 8—10 Personen Rücken

Digitized by Google

an Rücken Platz nehmen. Der Kutscher sitzt quer vor. Es gab eine köstliche Fahrt durch fruchtbares Feld, Wiesen und Waldland mit darüber zerstreuten bäuerlichen Einzelwohnungen. Auch behielt alles, solange wir uns auf dem Gebiete des kurländischen Barons befanden, das Gepräge der Ordnung und der guten Bestellung des Bodens. Die Bediensteten trugen sich sauber, den hübschen, freundlich blickenden Wohnhäusern entsprechend, welche der jetzige Besitzer hatte errichten lassen an Stelle der früher hier stehenden, in sich zerfallenen. Die Damen durften den großen Hof überall ungefährdet mit ihren feinen Zeugstiefeln beschreiten. Das junge Zugvieh, welches sich, gut gefüttert, innerhalb einer Einfriedigung seines sorglosen Daseins erfreute, sah blank wie gebürstet aus, und das „Fasel", mit welchem Namen man in Kurland das Federvieh in der Gesammtheit bezeichnet, lief munter umher und pickte den ihm genießbaren Abfall auf.

Zwei bis drei Werst weiter kamen wir durch ein litauisches Dorf, dessen freundliche Wohnhäuser mit guten Nebengebäuden und jungen Gartenanlagen mein Auge erfreuten. Da hörte ich, daß auch dieses Dorf eine Schöpfung des Kurländers sei, der es ganz neu hätte erbauen lassen und dann seine einzelnen Wohnhäusern nebst zugehörigen Feldern den jetzigen Bewohnern in Pacht gegeben hätte. Wo die Machtvollkommenheit des Kurländers nicht mehr hinreichte, traf ich, wie vor einigen Tagen auf dem Wege von der Bahnstation nach R—n, alles in Unordnung und Verfall. So fuhren wir an zwei Gütern vorbei, welche denselben Besitzer hatten. Der eine Hof hatte ein ärmliches Wohnhaus ohne irgendwelche Gartenanlagen, der andere einen Garten mit den Ruinen des vor mehr denn einem Jahrzehnt abgebrannten Wohngebäudes. Der Gutsbesitzer reist jedes Jahr mit seiner Gattin auf mehrere Monate ins Ausland, um dessen Natur- und Kunstschönheiten zu genießen, und verbringt den übrigen Theil des Jahres gelassen in dem gartenlosen ärmlichen Wohnhause. Der freundschaftliche Verkehr mit dem stattlich eingerichteten, rührigen kurländischen Gutsherrn stört diese Gelassenheit nicht.

Nach Zurücklegung von fast zehn Werst erreichten wir in dem Städtchen Rosalin das Ziel unserer Fahrt. Hier sollten wir aber zu unserm Bedauern erfahren, daß wir damit nicht zugleich unsern Zweck erreicht hatten. Es war unsere Absicht gewesen, unsern Besuch einem heiligen Steine abzustatten, welcher durch die Sage merkwürdig geworden ist, daß die Jungfrau Maria vor „12—1500 Jahren!" auf einer Wanderung nach Jerusalem auf demselben ausgeruht und ihm damit eine wunderbare Heilkraft verliehen habe. Im Städtchen angelangt, vernahmen wir zu unserm Leidwesen, daß der heilige Stein nicht im oder beim Städtchen selbst, wie man uns erzählt hatte, sondern zwei bis drei Werst hinter demselben gelegen war, weshalb wir uns bei der bereits sehr vorgerückten Abendstunde veranlaßt sahen, die Besichtigung dieser Merkwürdigkeit aufzugeben. Ich mußte mir genügen lassen an den Berichten, daß jährlich eine große Zahl Kranker vermittels Berührung des heiligen Steines die Gesundheit wiedererlange, ja, daß bei Verhinderung des persönlichen Besuches die Sendung eines Kleidungsstückes, welches über den Stein gebreitet wird, die von demselben ausströmende heilende Kraft auf den Leidenden übertragen könne. Darauf hin hatte

Digitized by Google

auch die katholische Dienstmagd einer Schwester des kurländischen Barons ein Taschentuch ihrer Herrin heimlich hingetragen, und hatte dies die gehoffte Wirkung nicht, so war die trauernde Magd versichert, daß solches allein durch die lutherische Ketzerei ihrer sonst vortrefflichen Gebieterin verschuldet war.

Statt des Wundersteins besahen wir jetzt die stattliche Kirche des Städtchens, welche mit abseitsstehendem Glockenthurm innerhalb eines umfangreichen, mit vielen Kreuzen bestandenen Friedhofes liegt. Es fand gerade die Abendmesse statt, und war es auch nur Werkeltag, so hatte sich doch eine große Anzahl Andächtiger versammelt, welche übrigens weniger das weite Schiff der Kirche selbst, als die geräumige Vorhalle füllten. Sie genossen auch hier einen vollen Blick auf die drei großen Hauptaltäre mit ihren Bildern und sonstigem goldenen und buntfarbigen Schmucke.

Dicht am Eingange aus der Vorhalle ins Schiff der Kirche bemerkten wir einen riesigen Feldstein mit eingemeißelter Höhlung, welche das Weihwasser enthielt. Alle, die sich des Weihwassers bedienten, küßten dann die darüber gerade mundgerecht angebrachten Füße eines lebensgroßen Christus am Kreuze. Man konnte es dem Volke wol ansehen, daß sein Leben im Kirchendienste gipfelt. Ebendeshalb wird es auch als eine unendliche Wohlthat empfunden, daß die Regierung wieder die Erlaubniß zur Errichtung neuer Heiligenfiguren und Kreuze an der Straße und inmitten der Felder gewährt hat, nachdem solches viele Jahre hindurch streng verboten war; jetzt sieht man zwischen völlig in Verfall gerathenen Heiligenschreinen und Crucifixen andere in voller Neuheit glänzen.

Uebrigens nährt die Priesterschaft natürlich auch die Frömmigkeit durch mancherlei Sagen und Erzählungen, welche den schlagenden Beweis liefern, daß keine Verspottung der heiligen Kirche der ewigen Strafe entrinnt. So lebt im Volke dieser Gegenden die Geschichte eines Herrn von Zirginsky als eins der warnendsten Beispiele fort.

Zu Upiti, welcher Ort sich nicht weit vom Städtchen Ponjewesch befindet, erhebt sich inmitten eines Morastes ein Hügel mit eingesunkenem Gipfel und dicht bewachsen mit verwilderten Erdbeerstauden, Johannisbeer- und Stachelbeerhecken, die darauf hinweisen, daß sich hier einmal ein großer Garten ausbreitete. Auch stand zu Anfang des 17. Jahrhunderts an der Stelle, wo sich jetzt eine wüste Vertiefung befindet, auf einem weithin sichtbaren Berggipfel ein großes Herrenhaus, das viele schöne, kostbar eingerichtete Säle enthielt, ein Speisezimmer, an dessen Tafel 100 Personen Platz fanden, und dazu viele Gastzimmer, zur Aufnahme der Schar von Fremden, welche der Besitzer gern um sich versammelte. Dieser Besitzer war ein Herr von Zirginsky, der aber seine Macht und seine Schätze nur dazu verwandte, mit Verachtung jeder himmlischen wie irdischen Gerechtigkeit sich in wüsten, höchst sündhaften Ausschweifungen zu ergehen. Im Archiv des Gutes Pokroy, welches zu den fünf bis sechs Gütern dieser Gegend gehört, die seit einigen Jahrzehnten im Besitze kurländischer Barone sind, befindet sich noch ein Brief des Herrn von Zirginsky an den damaligen litauischen Herrn von Pokroy, welcher mit vielen frommen Sprüchen beginnt und mit der Aufforderung endet, der pokroysche Herr wolle mit ihm, Herrn von Zirginsky, gemein-

Digitized by Google

schaftliche Sache machen, um die benachbarten Gutsbesitzer auszuplündern, ihre Felder abzumähen u. s. w. Einmal geschah es denn auch, daß Herr von Zirginsky um die Weihnachtszeit ins benachbarte Städtchen kam, nicht aber, um dort, eingereiht in die heilige Procession, das Christfest mitzufeiern, sondern um sich mit ein paar wilden Genossen den allerunchristlichsten Orgien hinzugeben. Er ließ sich aus diesen durch kein Glockengeläute und keinen Kirchengesang, auch nicht durch die freilich schüchtern hervorgebrachten Ermahnungen seitens des Wirths aufschrecken. Dabei hatten zwei Diener, die er mitgenommen, dafür zu sorgen, daß der Wein nicht fehlte und den geladenen Dirnen gleichwie den Cavalieren immer reichlich eingeschenkt würde. Endlich aber hatte auch er diese Gelage satt und machte sich auf den Rückweg. Es gab bei starkem Froste eine gute Bahn, und der leichte, pelzverbrämte Schlitten fuhr mit Herrn von Zirginsky und seinen Dienern vogelschnell durch die lichte Winterlandschaft. Da verfinstert sich plötzlich der Himmel, die Erde beginnt zu beben, ein Blitz gleich einem Feuerstrome fährt herab und erschlägt den Herrn und seine Diener. Zu gleicher Zeit gewahren die entsetzten Dorfbewohner, wie sich der Gipfel des Hügels, welcher das prächtige Schloß des Herrn von Zirginsky trug, spaltet und das Schloß mit furchtbarem Gekrach ins Innere des Berges versinkt. Die Leiche des Herrn wurde hernach auf dem Felde gefunden, während die Leichen der Diener mit dem ganzen Gespann verschwunden waren und blieben. „Die Erde weigerte sich, den verfluchten Wüstling aufzunehmen, die Würmer wollten ihn nicht fressen.“ Herr von Zirginsky's Leichnam trocknete zu einer Mumie aus; „die Haut wurde wie hartes Handschuhleder, die Knochen wurden wie Lindenholz und der 6 Fuß lange Mann wog nicht mehr als 6—7 Pfund“. Weil ihn kein Priester bestatten wollte, wurde er einfach in ein Gewölbe gesteckt, ohne hier Ruhe zu finden. Denn bald wurde es Gebrauch, daß ihn die Krüger der Umgegend holen ließen, um ihn als Merkwürdigkeit den Gästen zu zeigen, bis die Knechte, welche geheißen waren, ihn hin- und herzubringen, alles Grauen vor dem Verkehr mit dem Todten verloren hatten. Am meisten verdienten sie dabei von den jüdischen Krügern, weil diese nach ihren Satzungen den Leichnam nicht über Nacht bergen durften, während die christlichen Krüger denselben öfter zur Ersparung der Transportkosten mehrere Tage hintereinander in irgendeiner Rumpelkammer oder Scheuer aufbewahrten. Erst im Jahre 1848 sollte der todte Wanderer sein Grab erhalten. Die Veranlassung war, daß unter den russischen Truppen, die damals durch Litauen nach Ungarn zogen, ein roher Offizier bei Besichtigung des Leichnams diesem vermittels einer energischen Ohrfeige den Schädel einbrach mit der unsinnigen Aeußerung: „Hättest du nicht gelebt, wäre Polen nicht aufgestanden, und wäre Polen nicht aufgestanden, müßten wir jetzt nicht nach Ungarn in den Krieg ziehen.“ Diese rohe That wurde von einem andern Offizier als so beschämend empfunden, daß er sie gut zu machen suchte, indem er dafür sorgte, daß die Gebeine des Herrn von Zirginsky, nachdem sie bald anderthalbhundert Jahre herumgezerrt worden waren, endlich ihre schützende Gruft erhielten. Indessen hat die Seele des Verfluchten noch immer nicht Ruhe gefunden; das bezeugt neuerdings das Erlebniß des Böttchers aus Czadow. Dieser kam vor kurzem mit einem Freunde nach Upiti.

Digitized by Google

Hier trennte er sich von letzterm, weil sie verschiedenen Besorgungen nachzugehen hatten, und kam auf seinem Wege auch auf eine Brücke. Da begegnete er einem Herrn im Frack, welches Kleidungsstück natürlich das untrüglichste Zeichen seiner Vornehmheit war. Dieser Herr schloß sich ihm an und geleitete ihn im Gespräche auf den Gipfel des bewußten Hügels, auf welchem sich einst das Schloß des Herrn von Zirginsky erhob. Hier stampft er auf den Boden, worauf sich dieser öffnet und der erstaunte Böttcher einen höchst merkwürdigen Anblick hat. Er schaut in eine Reihe silberner und goldener Säle hinab, in welchen sich lauter vornehme Herren im Frack und lauter geputzte Damen bewegen, auch theilweise um eine Tafel Platz genommen haben. Der Böttcher erkennt aber bald, daß diese lauter Teufelchen sind, an den Schwänzen, die zwischen den Frackschößen hervorgucken. Da ruft er im frommen Grauen inbrünstig Gott und die Heiligen an und sieht sich plötzlich wieder auf die Brücke zurückversetzt. Und er ist nicht betrunken gewesen, sonst hätte man argwöhnen können, die ganze Geschichte sei nichts anderes als ein Phantasiebild des Rausches gewesen. Er ist nicht betrunken gewesen, das behauptet er selbst steif und fest, das behauptet sein Freund, dem er sofort den erlebten Vorgang erzählt hat.

Am folgenden Nachmittag machten wir einen Spaziergang auf anmuthigem Pfade zwischen Feld und Wald, die erquickende Luft und den Anblick der freundlichen Gegend genießend. Das Ziel unserer Wanderung war diesmal die Wohnung eines lettischen Knechtsweibes, welches vor zehn Jahren mit ihrem inzwischen verstorbenen Manne und drei Kindern auf das R—nsche Gebiet übergesiedelt war, und mit ihrer lettischen Einrichtung auch die lettische Lebensweise inmitten der litauischen Umgebung bewahrt hatte. Ihre Häuslichkeit befand sich mit zwei andern Knechtswohnungen unter demselben Dache, welches Dach, was in Litauen auffällt, einen Schornstein hatte. Vor jeder Wohnung stand ein Haufen Brennholz, da man hier mit Kohlen nichts zu schaffen hat. Hühner suchten in freundnachbarlichem Verhältniß bald auf dieser, bald auf jener Grenze ihr Futter. Die Kühe und Schafe kamen erst kurz vor unserm Weggehen heim. — Die Lettin hatte uns durch die offen stehende Thür erblickt und eilte uns nun entgegen. Sie war eine sauber aussehende, noch in den besten Jahren stehende Frau mit freundlich-heiterm Gesichtsausdruck. Sie begrüßte uns, Erwachsene sowol wie Kinder, mit einem Kusse auf den Arm. Die Töchter des Barons, in Litauen erzogen, waren der lettischen Sprache nicht mehr ganz mächtig, weshalb es uns sehr gelegen war, daß ich dieselbe trotz meiner langjährigen Abwesenheit nicht vergessen hatte. Das Weib erzählte mir vertrauensvoll, daß es sich in seiner jetzigen Heimat im Dienste des kurländischen Barons sehr zufrieden fühle; doch würden sie und ihr Mann es niemals gewagt haben, in das Gebiet eines litauischen Herrn überzusiedeln; bei einem solchen wäre man niemals sicher, sein Hab und Gut zu behalten. Ich wies als Entgegnung darauf hin, daß ja die neuen Gesetze, welche der Kaiser Alexander II. zu Gunsten der Bauern erlassen, diese in allen erwünschten Freiheiten und Gerechtsamen gegenüber etwaiger Willkür ihrer Gutsherren schirmten. „Ja, ja, so heißt es wol", sagte das Weib, „wo findet man aber

Digitized by Google

sein Recht? Hier ist es anders als in Kurland, wo ein gerechtes Gericht herrscht; hier wissen die Leute nicht, wohin sie sich mit ihren Klagen wenden sollen."

Inzwischen hatten wir die Behausung der Lettin betreten. Das kleine Vorhaus war in Verschläge getheilt, von denen der eine allerlei Koch- und Gartengeräthe aufbewahrte, ein größerer aber die Vorrathskammer bildete, welche, außer ein paar Tonnen mit Mehl und Salz und verschiedenen Webeutensilien, auch die bessern Anzüge aufbewahrte, namentlich mehrere neue wollene Röcke, roth und schwarz gewürfelte, roth und weiß und grau und weiß gemengte, die einen guten Geschmack bezeugten. Erst nach Besichtigung dieser Herrlichkeiten gelangten wir rechts vom Vorhause in die Wohnstube. Hier erblickte ich einen mächtigen Kachelofen, in welchem ein „Plattkäse" dörrte, während im Vordergrunde desselben auf einem Dreifuße über wenigen Holzkohlen ein Wasserkessel siedete. Am Fenster befand sich der wichtige Webstuhl in Gesellschaft zweier Spinnrocken. Längs den Wänden standen drei sauber gehaltene Betten, und ein paar Bänke vollendeten das Mobiliar. Auf einer Bank am Ofen hatte die zehn- bis zwölfjährige Tochter der Lettin eine irdene Schüssel gestellt, in welcher sie Butter knetete. Die Mutter bemerkte, sie habe drei Töchter, von welchen die zweite durchaus einmal bei einer der herrschaftlichen Damen dienen wolle.

Ein eben herbeifahrender Einspänner mit drei Insassen, welcher vor einer der schrägüberliegenden litauischen Knechtswohnungen hielt, lenkte unsere Aufmerksamkeit dahin. Wir erfuhren, die Ankömmlinge seien Hochzeitsgäste; drüben heiratete die älteste der Töchter einen benachbarten, recht wohlhabenden litauischen Bauern. Wir begaben uns darauf zur Gratulation nach dem Hochzeitshause. Die Braut und ihre Schwester waren eben herausgetreten. Sie begrüßten uns, indem sie den herrschaftlichen Personen wie der Lettin Hände, Knie und Fußgelenke küßten. Die Braut war eine auffallend zierlich gewachsene, hübsche Brünette, welcher der Brautputz sehr gut stand. Sie trug ein dunkles Kleid mit höchst buntblumiger Schürze und ebenso buntblumigem großem, aber anmuthig umgeschlagenem Tuche; den Hals zierten mehrere Reihen rother Perlen, den Kopf schmückte ein breites Band, weiß mit Silber durchwirkt, und mit Weinraute, der litauischen Myrte, verziert. Die Schwester war fast ganz gleich gekleidet, nur daß ihr die Weinraute fehlte. Hier galt es nun, litauisch sprechen, weshalb ich in Schweigen verfiel, während meine Begleiter die Braut vermittels scherzhafter Bemerkungen aus dem hergebrachten Weinen zum Lachen zu bringen suchten.

Die Aeltern der Braut kamen, uns ins Hochzeitshaus zu laden, wo wir wieder von allen Anwesenden mit Hand- und Knieküssen begrüßt wurden. Zum Glück waren erst wenige Gäste eingetroffen und von diesen nicht alle in der Stube. Letztere bot einen Raum von kaum 5 Fuß Breite und 12—14 Fuß Tiefe und war zum Feste fast ganz ausgeräumt worden. Nur gegenüber dem Eingange befand sich eine Eckbank mit einem Tische davor, und rechts in der Tiefe des Raumes, dem einzigen, links vom Eingange befindlichen Fenster gegenüber, stand ein ungepflegtes Bett. Auf dem Tische erblickten wir einen Krug mit sauerm Bier und ein halb ausgetrunkenes Glas; daneben Brot und Butter. Wir mußten Platz nehmen und wurden genöthigt, aus dem erwähnten Glase einander Bescheid

Digitized by Google

zu thun. Dann holte die Wirthin uns zu Ehren noch aus ihrer Vorrathskammer ganz frisches Weißbrot und den von ihr bereiteten Plattkäse hervor, welches beides sich als vortrefflich erwies. Inzwischen war die Braut gegangen, die Brüder ihres Bräutigams und einige Mädchen, welche unter demselben Dache wohnten, einzuladen, während der Bräutigam die Einladungen unter den Bediensteten des Barons besorgte. Meine Frage, wo alle die noch aus der Ferne erwarteten Gäste zur Nachtruhe ihr Unterkommen finden würden, wurde dahin beantwortet, daß man bei dieser Gelegenheit gar nicht ans Schlafen dächte: es würde die ganze Nacht hindurch getanzt in den Morgen hinein, bis es Zeit wäre, zur Kirche zu fahren, und nach der Kirche würde wieder getanzt. So ist es Sitte in Litauen.

Leider war mir die Zeit zu kurz gemessen, als daß ich auch diesmal wie bei frühern Gelegenheiten den gastlichen Einladungen der benachbarten deutschen Gutsherrschaften hätte Folge leisten können; doch waren einzelne alte Bekannte so liebenswürdig, mich bei meinen Verwandten aufzusuchen, darunter auch ein polnisch-litauischer Edelmann. Ich sah den sonst so stattlichen Herrn an der Krücke wieder. Der Arme hatte sich das Bein gebrochen und dessen völligen Gebrauch nicht wiedergewonnen. Meine Verwandten behaupteten indessen, dieser scheinbare Unfall sei für den Mann ein besonderes Glück gewesen; denn mit gesunden Gliedern hätte auch er sicherlich nicht der Versuchung zu widerstehen vermocht, sich an den letzten polnisch-litauischen Unruhen persönlich zu betheiligen, und hätte damit nur das Los der als Revolutionäre Gerichteten auch auf sein Haupt herabbeschworen. Dieser Umstand war aber auch den deutschen Grundherren zugute gekommen, indem der auf dem benachbarten Wohnsitz verbleibende, ihnen seit langen Jahren befreundete litauische Edle mehrfach Gelegenheit fand, eine ihnen von den Aufständischen drohende Gefahr abzuwenden.

Die Deutschen waren hier in dieser Zeit überhaupt am übelsten dran. Bald waren es russische, bald polnische Detachements, welche ins Haus kamen, um Contributionen zu fordern und zugleich Nachrichten über den Feind. Den Heimgesuchten blieb nichts übrig, als jeder Partei die Verfügung über Wohnung und Vorräthe preiszugeben. Ihre Loyalität konnte keinen andern Unterschied machen, als daß sie den russischen Offizieren das Verlangte zubrachten, während sie den litauischen Bandenführern erklärten: „Wir können nicht hindern, daß ihr nehmt — geben werden wir euch nichts.“ Diese nahmen dann, was ihnen nützlich schien; doch rühmten meine Verwandten, daß sie es mit ausgesuchter Höflichkeit nahmen. Eines Tages erfuhr der Herr auf Czadow mit Bestürzung, daß auch ein junger Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, ein gewisser Herr von Bojeilsky, sich hatte bestimmen lassen, einem neuformirten Cadre von 80 Mann seinen Namen und seine Führung zuzusagen. Den ersten Besuch mit seinen 80 Mann stattete Bojeilsky dem deutschen Baron ab. Seine Schar war ein zusammengelesenes Volk, darunter sich funfzehn- und sechzehnjährige Jungen befanden. Der greise Schloßherr durfte in dem aufständischen Bandenführer den frühern Bekannten nicht wiedererkennen. Bojeilsky forderte Kleider und Waffen. Auch ihm wurden

Digitized by Google

sie nicht gegeben, auch er nahm sie. Seine Führerschaft hatte bald ein Ende. Bei dem ersten Zusammentreffen mit einem russischen Regiment wurde Bojeilsky's Truppe auseinandergesprengt; er selbst suchte durch die Flucht zu entkommen, kehrte aber in einem Kruge ein, wo ihn der verfolgende Feind bald auffand. Hier wurde er zum Gefangenen gemacht, ehe er noch die in Gebrauch genommene Panzerrüstung abgelegt hatte. Kurze Zeit darauf war sein Haupt nach dem Spruch des Kriegsgerichts gefallen.

Von meinen Verwandten begleitet, verließ ich nach angenehmem Aufenthalte den schönen Edelsitz und bestieg den Eisenbahnzug zur Fahrt nach Kurland. Wie schlug mein Herz, als mich der Zug an dem Häuschen vorbeiführte, welches an der Grenzlinie zwischen Litauen und Kurland einen Haltepunkt bildet. Kurland! Mit dem nächsten Umschwung der Räder war ich auf seinem Boden, auf dem Boden der alten theuern Heimat! Rauschte nicht der Nachtwind stärker durch den Wald? Bogen sich die Zweige nicht tiefer winkend herab? Vernahm ich nicht deutlich das Geflüster: „Willkommen! Die Heimat, alle deine Lieben senden dir ihre Grüße entgegen; tausendmal willkommen!"

Als wir aus dem Walde herauskamen, gestattete aber gleich der erste Blick in das sich vor mir aufthuende freie Land, den Unterschied zwischen der Lebensweise der hiesigen und der litauischen Bevölkerung wahrzunehmen. In Litauen wohnt der Bauer in Dörfern zusammen; in Kurland lebt er in Einzelgehöften, in welchen mit dem Besitzer oder Pächter zwei ihm untergebene Knechtsfamilien hausen. Dort lugt die Armseligkeit nahezu aus jedem Fensterrahmen; hier gewahren wir die Pflege des Besitzes. Dort verrathen Acker- und Weideländereien, welche sich um die Dörfer ausbreiten, den Mangel an rationeller Verwerthung; hier erfreuen wir uns an ihrer sorgfältigen Cultur. Dort fehlt es überall an dem Schmucke der Baumgruppen und Gärten; hier finden wir Obst- und Blumenzucht. Wenn die Slawophilen dessenungeachtet immer aufs neue den deutschen Herren die „furchtbare Knechtung" des Volkes zum Vorwurf machen, so können wir darin nur schmeichelhafte Eifersucht auf den Vorrang erblicken, den die deutschen Provinzen durch Fleiß, Ordnung, Gerechtigkeit und Wohlhabenheit vor allen andern Provinzen des Reiches haben: eine schmeichelhafte Eifersucht, so unselig die Folgen ihres wahnwitzigen Tobens sein mögen.

Auf der Station Friedrichshof erwartete mich die Equipage des Pastors B. Die drei raschen Pferde ließen mich in wenig über einer Stunde den Weg von zehn Werst bis zum Pastorat zurücklegen. Es war eine herrliche Fahrt auf der ebenen Chaussee in der mond- und sternenhellen Sommernacht. Rechts und links blieben stattliche Höfe liegen, Herrenhäuser mit hübschen Nebengebäuden und ausgedehnten Gartenanlagen. Auf meine Frage nach den Besitzern erhielt ich meistens vom Kutscher die Antwort: „Der Hof gehört einem Letten" — „das Haus hat sich ein Lette erbaut". — „Es freut mich, zu sehen, wie sehr in dieser Gegend die Bauern vorwärts gekommen sind", entgegnete ich; denn diese Wohnsitze glichen durchaus nicht mehr Bauergehöften, auch den reichsten Deutschlands nicht; sie wetteiferten mit den hübschesten freiherrlichen. „Das ist jetzt noch ganz anders

Digitized by Google

mit den Letten, als es vor zehn bis zwölf Jahren der Fall war", fügte der Kutscher hinzu.

Um 12½ Uhr trafen wir im Pastorat ein. Der Pastor war mit seiner Frau zu meinem Empfange aufgeblieben. Am folgenden Morgen trat ich sogleich ans Fenster, um in die Landschaft hinauszuschauen. Ich fühlte mich aufs angenehmste überrascht durch die reizende Lage des Pastorats mit dem Blicke auf das zwei Werst entlegene hübsche Städtchen und der darüber hinwegragenden Ruine der alten Comthurei Doblen. Ich befand mich hier auf geschichtlichem Boden. Auf dem Hügel, von welchem jetzt die Schloßruine ernst herüberschaute, stand einst eine der festesten Burgen der Semgallen, welche, wie vorher allen Stürmen der Litauer und Kuren, später auch allen Angriffen und Belagerungen seitens der deutschen Ritter Widerstand leistete, bis schließlich, nicht der Feinde Schwert, sondern der Hunger die Besatzung besiegte und sie die Burg verließ und nach Litauen zog „ins Elend". Mit Doblen war eine der letzten Festen des Landes in die Hand der Deutschen gefallen und deren Herrschaft besiegelt. An Stelle der hölzernen Lettenburg erhob sich nun ein Schloß aus Stein und Mörtel, welches erst als Sitz eines Comthurs, hernach als herzogliches Besitzthum Jahrhunderte hindurch die Umgegend beherrschte, um endlich gleich der semgaller Feste nicht sowol der Hand des Feindes als der Verlassenheit zur Beute zu werden. Macht und Reichthum zogen aus den Mauern fort; die Oede nahm mehr und mehr Besitz von denselben, bis die Bürger des zugehörigen Fleckens die sich aus dem einst so festen Gefüge lösenden Steine zu Privatzwecken verwandten und der stattliche Bau zur Ruine wurde. In neuer Zeit ist die Pietät für die Vergangenheit wieder erwacht: eine namhafte Summe ist ausgesetzt worden zur Wiederherstellung der in Trümmern liegenden Mauern, wonach man zur Hoffnung berechtigt ist, daß das herrliche Denkmal alter Zeiten in seiner jetzigen Gestalt der Nachwelt erhalten bleibe.

Zum Frühstück eingeladen, mußte ich eine Reihe von sechs großen Zimmern durchschreiten, um in den Speisesaal zu gelangen, von dessen langem Kaffeetische her mir so viele Augen neugierig musternd entgegenschauten. Unwillkürlich drängte sich mir dabei ein Vergleich mit den bescheidenen Dimensionen unserer deutschen Pastorhäuser auf. Durchschnittlich ist die Stellung der Pastoren in den baltischen Provinzen derjenigen wohlhabender Gutsbesitzer zu vergleichen, ihre Einnahmen belaufen sich, abgesehen von der freien Wohnung und dem Gartenlande, auf 1200—3000 Rub. Silber. Das hier erwähnte gehört zu den bestdotirten.

Mich fesselten des Pastors Mittheilungen über die Stellung, welche seit neuerer Zeit der Lette gegenüber dem Deutschen einzunehmen begonnen hat.

Bekanntlich hat die russische Regierung in den baltischen Provinzen entschieden für die lettisch-estnische Bauernbevölkerung Partei ergriffen, und begünstigt deren Aufstreben in der willfährigsten Weise. Diesem Princip gemäß haben auch die Letten in Kurland die Kronsgesinde (Bauerhöfe der Domäne) zu Spottpreisen in Pacht erhalten, zugleich mit der Verheißung, sie nach einer Reihe von Jahren durch möglichst erleichterten Ankauf erblich an sich bringen zu dürfen, mit welchem Ankauf zur Zeit der Anfang gemacht worden ist. So sind viele früher

Digitized by Google

wohlhabende Knechte binnen kurzem zu reichen Herren geworden, namentlich in der mitauischen Gegend, wo man für den Ertrag der fruchtbaren Felder und gepflegten Gärten nie um den Absatz verlegen zu sein braucht. Der Lette entwickelt aber nicht allein lebhaften Sinn für sein materielles Wohl, er offenbart auch das Streben, sich zum Niveau der vornehmen Culturvölker zu erheben. Im Jahre 1881 erschienen in Riga bereits acht lettische Zeitungen; jetzt liefern die kleinen Provinzialstädte wol noch ein halbes Dutzend neugegründeter Tagesblätter. Die Direction des lettischen Theaters thut ihr Möglichstes, um das Institut zu fördern. Und neuerdings hat der Professor der charkowschen Musikschule, Jurjan (wol ein geborener Lette), eine komische Oper componirt, zu welcher Ad. Allunau den lettischen Text geliefert hat. Am 31. Aug. 1881 feierte der Lettenverein in Mitau zugleich mit des Kaisers Namenstag „die Erinnerung an die Aufhebung der Leibeigenschaft der Letten", wobei 3000 Festgenossen zugegen waren und an dem Tage circa für 8000 Rub. Silber verzehrten. Dagegen brachte eine lettische Theateraufführung dem Verein 2300—2400 Rub. Silber ein. Mit dem Emporkommen der lettischen Nationalität ist auch der lettische Nationalstolz gewachsen, und der Lette, der sich bis vor kurzem glücklich und gehoben fühlte, wenn er der deutschen Sprache so mächtig geworden war, um sich gelegentlich für einen Deutschen ausgeben zu können, setzt jetzt eine Ehre darein, den Gebrauch seiner Muttersprache aufrecht zu erhalten. Im Hinblick auf diese rasche Entfaltung lange schlummernder Geisteskräfte verdiente die russische Regierung um der hierbei gewährten Unterstützung willen gewiß die rühmlichste Anerkennung, wenn nur nicht mit der außerordentlichen Begünstigung des lettischen wie estnischen Bauernstandes die schlimmsten Hetzereien gegen den deutschen Adels- und Gelehrtenstand verbunden wären. Der Haß gegen die Deutschen wird so genährt, daß selbst die Prediger, welche seither bei ihren Gemeinden als väterliche Berather die höchste Achtung und das vollste Vertrauen genossen, jetzt mit Mistrauen angesehen werden, „weil die deutschen Pastoren doch wol nichts anderes wollen als die Germanisirung der Bauern". Gewissenlos werden die Leute der Kirche und ihrer religiösen Unterweisung entfremdet. Auch mein geistlicher Freund hat darunter zu leiden, obschon er sich ganz besonders um das Lettenthum verdient gemacht hat, indem er es gewesen, der die erste vollständige lettische Grammatik zusammengestellt, der zuerst die bis dahin nur in der Tradition fortlebenden lettischen Volkslieder zu einem übersichtlichen Buche gesammelt, und in den letzten Jahren auch seine neue vortreffliche Uebersetzung der Bibel ins Lettische vollendet hat, nachdem die seither verlegte vielfach unverständlich geworden war: Arbeiten, die ebensowol einen ausdauernden Fleiß bei außerordentlicher Sprachkenntniß, als Liebe für die gestellten großen Aufgaben bezeugen.

Oefter hört man die Beschuldigung, daß das ganze Verhalten des livländischen Gouverneurs von Uexküll die antideutschen Wühlereien unter den Letten und Esten außerordentlich gefördert habe. Doch bedurfte es noch solcher Sappeure, wie Manasseïn und seine Beamten, um binnen Jahresfrist die Unzufriedenheit ihre gegenwärtigen Dimensionen erreichen zu lassen. Bezüglich der Pastoren erweist es sich, daß die Anklage, sie strebten danach, ihre Gemeinden zu germanisiren, noch heute bei dem größten Theil des Volkes keinen rechten Zorn zu entzünden vermag; da-

Digitized by Google

gegen kommt man leicht zum Ziele mit der Verdächtigung, daß sie gemeinsam mit den deutschen Edelleuten gegen die Interessen der Letten und Esten intriguiren, wogegen Manasseïn und seine Beamten das Ohr des Kaisers der Stimme „der Unterdrückten" immer offen zu erhalten suchen. Danach sollen die Bauern allein zu den Herren Revisoren Vertrauen haben. Diesen sollen sie aber auch ohne Bedenken jede beliebige Klage gegen die Deutschen vortragen: dem Kaiser soll die geringfügigste wie die größte unterbreitet werden. Manasseïn's Beamte und Sendboten besuchen die einzelnen Bauergehöfte und berufen große Bauernversammlungen, um jeden Grund zu etwaiger Klage über deutsche Beamte, deutsche Gutsherren, deutsche Pastoren, um jede Beschwerde und Bittschrift, auch des revolutionärsten Inhalts, entgegenzunehmen.

Wissen die Bauern sich aber durchaus nicht zu besinnen, worin die ihnen abgefragten erlittenen Ungerechtigkeiten, harten Entbehrungen, kurz, worin ihr Elend im allgemeinen bestehe, so wird ihnen klar gemacht, daß ihnen jedenfalls zu ihrem Glück gerade so viel Land fehle, als die Deutschen noch innehaben.

Die Reden der „großen russischen Herren" werden durch die Reden russischer Arbeiter und Soldaten unterstützt, welche ihr Publikum in den Knechtsstuben finden. Auch hier heißt es: „Euch muß recht geschehen, auch ihr müßt eigenes Land haben, und ihr könnt gerade so viel gebrauchen, wie euere deutschen Edelherren und Pastoren innehaben." „Der Edelherren bedürfen wir freilich nicht", entgegnet wol einer oder der andere der Angeredeten; „aber ohne Pastoren können wir nicht auskommen, sie müssen uns doch Gottes Wort auslegen." „Gottes Wort", spotten die Russen, „was lehren euch denn die Pastoren? Unsere orthodox-russische Kirche, das ist die älteste und die einzig rechtgläubige. Die Katholiken haben wenigstens noch die Oelung bei der Taufe beibehalten, ihr habt aber auch die Oelung nicht. In euern Stuben erblickt man kein einziges Heiligenbild, keine einzige geweihte Lampe; und in euern Kirchen sieht es wie in euern Stuben aus. Was habt ihr für Religion? Ihr habt ja nur die deutsche Religion. Ihr seid ja gar keine ordentlichen Christen. Treibt nur euere Pastoren fort, hernach könnt ihr zu uns in unsere Kirche kommen; da seht ihr beim ersten Blick, daß ihr in ein Heiligthum tretet."

Die Letten und Esten lassen sich durch solche Reden freilich nicht für die griechisch-orthodoxe Kirche gewinnen; nachdem sie aber an der lautern Gesinnung ihrer Prediger irre geworden sind, werden sie auch an dem von diesen gelehrten Glauben irre und damit empfänglicher für jede Andeutung, in welcher Weise sie am schnellsten Gutsherren und Pastoren aus dem Lande treiben können. Nichts verträgt aber der Mensch weniger als Rauch und Feuersglut; demzufolge flammen bald hier, bald dort die Schadenfeuer auf, welche deutsches Hab und Gut vertilgen und deutsches Leben bedrohen. Den Deutschen wird dabei nur der zweifelhafte Trost, daß immer häufiger auch die lettischen Grundbesitzer ihre gefüllten Scheuern, selbst ihre Wohnstätten infolge böswilliger Brandstiftung in Feuer aufgehen sehen, womit der Beweis gegeben wird, daß der von den Panslawisten gepflegte Haß gegen die deutsche Rasse sich in den Haß der Besitzlosen gegen die Besitzenden umwandelt, um die gesegneten baltischen Provinzen mit Schmach und Verwüstung zu bedrohen.

Digitized by Google

Diese systematisch betriebene Feindseligkeit gegen die Deutschen muß nach der Ansicht meines Freundes schließlich zu einer wachsenden Beeinträchtigung und endlichen Verdrängung des Deutschthums führen. Wäre aber damit dem Lettenthum wirklich gedient? Ich kann vielmehr in jedem Vorgehen der Letten gegen die deutsche Rasse nur ein blindes Wüthen derselben Letten gegen ihre eigene, zur Zeit so übermäßig geschätzte Nationalität erkennen. Dieser Volksstamm, welcher im heutigen Kurland und im westlichen Livland bis hinter Riga, sonst nur noch mit wenigen Familien längs dem preußischen Grenzlande seßhaft ist, kaum anderthalb Millionen Individuen umfaßt und auf gar keiner eigenen culturhistorischen Basis fußt, muß schließlich in einer der großen ihn umgebenden Nationalitäten aufgehen. Verwirft der Lette jetzt das Deutschthum, so wird ihm nächstens das Russenthum octroyirt. Ich konnte mich übrigens bei meinem spätern Aufenthalt in der Provinz davon überzeugen, daß es vornehmlich die Umgegend der größten Städte ist, wo die Hetzereien gegen die Deutschen Boden finden; im Innern des Landes hält das Volk noch durchschnittlich zu ihnen. „Ach, daß mein Sohn, der alles, alles dem Herrn zu danken hat, der ohne unsers Herrn Güte heute die Heerden hüten würde, statt Gymnasiallehrer in Dorpat zu sein, daß er es so mit den «Jungletten» halten kann, das ist mein größter Kummer.“ So klagte mir ein alter Viehpächter, der seit 40 Jahren dieselbe Stelle versehen hatte. Und so klagt noch mancher Lette über einen Sohn oder einen Freund. Auch erwächst manchem mit der Erweiterung seiner Kenntnisse zugleich die Erkenntniß, daß selbst das deutschfeindliche Rußland seine Cultur zumeist aus deutschen Quellen hergeleitet hat. Man findet deshalb in vielen städtischen deutschen Schulen, trotz aller Deutschenhetzerei, ebenso viele, auch mehr lettische Schüler als deutsche, welche bei dem den Letten angeborenen Sprachtalent es häufig den deutschen Kindern gleichthun, oder sogar diese überflügeln. Und die eben in Mode kommenden Privatbibliotheken der lettischen „Herren“ bestehen zumeist aus deutschen Classikern und einzelnen deutschen populär-wissenschaftlichen Werken.

Es war mir lieb, im Pastorat noch den Johannisabend zu verleben; doch sollte ich an demselben eine Enttäuschung erfahren. Vergebens lauschte mein Ohr dem wohlbekannten Refrain des alten lettischen Volksgesanges, dem „Liko Janite“, entgegen; vergebens harrte ich auf das Herannahen des Zuges von Weibern und Mägden, welche der Herrschaft ihr Ständchen bringen und dann den Johanniskuchen empfangen wollten: hier war solche Feier nicht gebräuchlich. Mir ist sie mit den heimischen Erinnerungen fest verflochten. Auch ist sie in Kurland weit verbreitet, „Liko Janite“ bedeutet nicht dem Worte, wohl aber dem Sinne nach „Hoch Johanni“, und ist der Refrain, welcher am Johannisabend bei den in den Flußgebieten der Abau und Windau heimischen Letten ertönt. Nach ihm werden auch seine Sänger die Liko Janite genannt. Ueberall, wo das „Liko Janite“ bekannt ist, werden auf den Gütern und Pastoraten schon mehrere Tage vor Johanni die „Tuchkäse“ geknetet, statt der sonst gangbaren „Knappkäse“, wobei mehr oder weniger Flott enthaltende dicke Milch, mit Kümmel untermischt, in leinenen Lappen zu Broten geformt und an der Luft, resp. im Backofen, getrocknet wird. Am Morgen des 24. Juni ist aber die Köchin mit ihren Mägden eifrig mit dem

Digitized by Google

Backen der „Leute-Schmandkuchen" beschäftigt: runde, große Kuchen mit einem Guß von süßem Flott. Zu den Tuchkäsen und den Leute-Schmandkuchen kommt noch der Branntwein, und zum Empfange der Liko Janite ist alles bereit. Das interessirt die Kinder natürlich ganz besonders. Und wissen sie auch nach mehrjähriger Erfahrung, daß die Liko Janite meist erst um 9 oder 9½ Uhr abends zu erwarten sind, so beginnen sie doch jedesmal wenigstens eine Stunde vorher ängstlich dafür zu sorgen, daß die bestimmten Eßwaaren zum Empfange des erwarteten Zuges auf die Freitreppe geschafft werden, und es gibt ein aufgeregtes Hin- und Herlaufen und Aufhorchen und Nachschauen, ob er nicht kommt. Endlich heißt es, daß die Weiber und Mägde, von der Arbeit heimgekehrt, sich in ihren Sonntagsanzug gekleidet haben und bald erscheinen werden. Darauf läßt sich ein abgebrochenes, leises Probesingen vernehmen; denn heute, wie alljährlich, gilt es, der Herrschaft mit neuen Versen aufzuwarten. Jetzt ist der Zug auf dem Wege, die Vorsängerin an der Spitze. Wer Lust dazu hat, schließt sich an. Oefter thun dies auch die deutschen Jungfern; ebenso oft sind sie zu stolz dazu. Die höchste Sangeskunst beruht auf dem langen Aushalten des einen Tones „ko". Mir verging oft beim Zuhören der Athem. Jetzt schreitet der Zug auf die Freitreppe zu und stellt sich vor derselben auf. Er kommt nicht mit leeren Händen; ein jeder in demselben ist beladen mit Kränzen, Blumensträußen und Bündeln frisch gemähten oder auch getrockneten Grases. Die Vorsängerin singt erst einzeln die bestimmte Strophe, dann wird dieselbe vom Chor wiederholt, zum Anfang und zum Schluß vom Refrain „Liko Janite" begleitet. Die Verse sind der Gelegenheit angepaßt. Zuerst werden der Herr und die Herrin besungen und alles Gute, was sie ihren Bauern im allgemeinen wie dem einzelnen unter ihnen erwiesen haben. Es wird ihnen Dank gesagt und des Himmels Segen für sie erfleht. Darauf kommen die Kinder an die Reihe. Gibt es unvermuthet fremde Anwesende, so improvisirt die Vorsängerin rasch auch für diese einen Vers. Manche Anzüglichkeit, manche Neckerei müssen sich die Herrschaften dabei gefallen lassen. Nach dem Absingen einer jeden Strophe folgt das Zuwerfen eines Kranzes, eines Straußes oder eines Büschels Heu. Das bereitet der Jugend besondern Spaß. Das Heu und die oft recht hart gewundenen Kränze werden zurückgeworfen, fliegen hin und wieder, und die Freitreppe wird bald der Schauplatz eines heitern Kampfes. Die Vertheilung der Eßwaaren soll die Ruhe herstellen, bringt aber oft nur eine kurze Unterbrechung in den Tumult, den der eine oder andere mit einem heimtückischen Wurf neu beginnt. Entfernt sich schließlich der Zug mit seinem weithin klingenden „Liko", so liegt die Freitreppe voll zerrissener Kränze und voller Gras- und Heumassen, und die herrschaftliche Jugend zeigt lachend, wie Antlitz und Hände mit auffallend rothen Flecken bedeckt sind.

Das „Liko Janite" fehlte mir am Johannistage im Pastorat; die Johannisfeuer sah ich aber auch hier auf allen Höhen längs dem Horizont aufflammen. Am schönsten machte sich der Schloßberg, auf dessen Umkreis Theertonnen, auf dessen Ruinen Pechfackeln angebracht waren, die ihr gelbrothes Licht über die Reste der Thürme mit ihren tiefängigen Fensternischen, und über die noch in weiter Ausdehnung bei mehr als halber Höhe erhaltenen Ringmauern, über die

Digitized by Google

Baumkronen des Parkes und weit hernieder über den freien grünen Abhang ergossen, während auf allen Fußwegen desselben eine Menge Volkes heranzog, um mit Singen, Jauchzen und Böllerschüssen Johanni zu feiern.

Wer gedachte heute der Zeiten, wo der glühende Schein verheerender Brandstiftungen diesen Schloßberg erhellte und Weh- und Jammergeschrei aus den flammenden Hütten das Entsetzen wach rief; wer gedachte der Kämpfe, welche um den von Wald umstarrten Hügel an der Bährse geschlagen wurden! In der lauten Lustigkeit des heutigen Johannisabends schäumten jugendliche Kraft und harmloser Uebermuth, und gern erfreute auch ich mich wieder einmal des fröhlichen kurländischen Johannisfestes.

Ich nahm aus dem D.schen Pastorat bei allen freundlichen Eindrücken, welche ich in seinem Familienleben erhalten, die beunruhigende Erkenntniß mit fort, daß der Kampf, welchen in den baltischen Provinzen das Deutschthum um seine Existenz zu führen hat, in den letzten Jahren unleugbar einen weit bedrohlichern Charakter angenommen hat. Von der Entscheidung seiner autochthonischen Bevölkerung wird es abhängen, ob die baltischen Provinzen, welche noch die deutschen heißen, dem Deutschthum erhalten bleiben, oder für immer dem Russenthum verfallen sollen. Geräuschlos, doch bedeutungsvoll vollzieht sich hier eine Umgestaltung, welche einst die Stellung von ganz Europa beeinflussen könnte.

Digitized by Google

Ritt nach dem Todten Meer.

Aus meinem Tagebuche.

Von

Ferdinand Gregorovius.

26. März 1882. Wir werden unsern Ausflug nach dem Todten Meer heute ins Werk setzen. Der Brief des griechischen Archimandriten an den Abt von Mar Saba, wo wir Nachtrast halten wollen, ist uns zugestellt. Als Schutzwache wird uns ein Sohn des Schechs von Abu-Dis dienen, eines Araberhäuptlings, welcher von der türkischen Regierung das Recht gepachtet hat, Reisenden nach dem Jordan das Geleit zu geben. Für die Sicherheit einer Gesellschaft unserer Art genügt die Begleitung eines einzigen Beduinen; denn auf den Straßen zum Todten Meer und in den Jordanwüsten, wo die Araber des Ghôr wandern, wird der Salvaconduct jenes Schechs anerkannt.

Der Führer unserer kleinen Karavane ist Francesco Marûn, ein christlicher Araber, ein schöner Mann von einigen 30 Jahren und von den gefälligsten Manieren. Er erscheint mir als das Muster dieser merkwürdigen Klasse von Menschen, die man Dragoman nennt und welche der Reisende im Orient nicht entbehren kann. Sie sind alles für ihn: Dolmetscher, Cicerone, Makler, Diener und Gesellschafter. Das Institut der Dragomane ist vielleicht so alt wie der Verkehr der Europäer im Morgenlande, und etwas ihm Aehnliches mag schon zur Zeit des Strabo bestanden haben. Der Umgang mit gebildeten Reisenden jeder Nation drückt diesen gewandten Menschen ein kosmopolitisches Wesen auf; sie reden mehrere Sprachen, immer italienisch und französisch.

Wir haben einen Pact mit Marûn gemacht in Bezug auf Pferde, Diener, Unterhalt und Nachtlager; dies erinnert mich an die Zeit, wo das gar nicht verächtliche Institut der Vetturine in Italien noch in Blüte stand. Wir wollen den Hinweg über Mar Saba, den Rückweg über Jericho nehmen. Zelte brauchen wir nicht, da wir unter Dach schlafen werden.

Um 1 Uhr nachmittags ruft man uns Deutsche aus dem Hospiz der Johanniter ab; denn die Karavane versammelt sich in der Christenstraße. Wir sind acht Mann zu Pferde, drei Deutsche, zwei Römer, der Dragoman, ein arabischer Koch und ein Neger als Packknecht. Erst in Mar Saba wird der Sohn des Schechs zu uns stoßen, denn bis dort hin sind die Straßen sicher.

Digitized by Google

Wenn die Empfindungen meiner Gefährten den meinigen gleichen, so ist der Stimmung eines jeden von uns etwas feierlich Erwartungsvolles beigemischt. Die Vorstellung, den Jordan und das Todte Meer zu erreichen, ist vielleicht aufregender als die Spannung auf andere in der Welt berühmte Orte. Unsere Phantasie hat sich seit der Kindheit Bilder von ihnen gemacht, und diese sind grelle Gegensätze; denn der Gedanke an jenen biblischen Strom zaubert uns ein Gemälde voll Sanftmuth und Schönheit vor, während wir im Todten Meer alle dämonischen Schrecknisse einer Unterwelt vereinigt glauben.

Wir reiten zum Jaffathor hinaus, hinunter ins Thal Ben Hinnom, die Gehenna des Alten Testaments. Diese Schlucht umfaßt die West- und Südseite Jerusalems. Der Berg Zion steigt über ihr steil empor. Sie mündet in das Bett des Kidron oder das Thal Josaphat, welches längs der Ostseite herabkommt, eine weite und tiefe Einsenkung, voll wunderbarer Grabmonumente. Die Mauern Jerusalems am Tempelplatz stehen hoch über diesem herrlichen Thal, und auf der andern Seite neigen sich zu ihm die grünen Hänge des Oelberges und die Felshöhen Siloas.

Der Frühling blüht jetzt hier: scharlachrothe Anemonen sind wie Flammen ausgestreut, und Feigen, Granaten und Pfirsichbäume erinnern an die Königsgärten, die einst hier gelegen waren. Zwar ist der Kidron jetzt ganz wasserleer, aber das Thal tränken die lebendigen Quellen Aïn Silwân und Aïn Sitti Maryâm.

Wo sich beide Thäler vereinigen, liegt der Hiobsbrunnen (Bir Eiyûb), welchen die Christen Nehemiahbrunnen nennen, weil dieser Prophet nach dem Exil das heilige Feuer dort wieder hervorgeholt haben soll. Es ist die alte Walkerquelle Rogel, einst der Grenzpunkt der Stämme Juda und Benjamin. Der Brunnenschacht soll 118 Fuß Tiefe haben; er ist ausgemauert und von einem Gewölbe bedeckt. Neben ihm steht eine kleine Moschee in Ruinen. An den steinernen Wassertrögen tränken die Fellahin ihre Esel und Kamele.

Aussätzige, wahrscheinlich vom nahen türkischen Hospital, sitzen in Gruppen am Wege und strecken uns mit kläglichem Geschrei ihre verstümmelten Hände entgegen. Diese Bilder menschlichen Elends sind hier so alt wie die Geschichte Jerusalems, und sie sind auch die einzigen unveränderten Ueberlieferungen der Vergangenheit.

Die Kidronschlucht macht plötzlich eine scharfe Biegung gegen Südost; sie bezeichnet unsere Straße nach Mar Saba. Von dort setzt sie sich unter dem Namen Wadi-en-Nar, das Feuerthal, weiter fort und mündet endlich beim Vorgebirge Ras-el-Feschkah in das Todte Meer. Solche Wadis durchreißen die Uferterrassen des Asphaltsees als ein System von Erdspalten, die von Abgrund zu Abgrund niedersinken und die Zugänge zu jenem Becken sind. Sie haben meist kein Wasser, außer wenn sie die Regenströme des Winters durchbrausen. Auf der arabischen Seite des Todten Meeres gibt es einige Bäche, wie El Mezraah im Wadi Beni Hamed, den Arnon im Mojeb, und die von Josephus beschriebene Kalirrhoe im Zerka Maïn.

Wir lassen rechts den Berg des Bösen Raths (auf ihn verlegt man für die

Digitized by Google

Pilger das Landhaus des Kaiphas) und links den Mons offensionis, wo Salomo durch den Götzendienst der Astarte dem Herrn ein Aergerniß gegeben hat. Wir folgen dem Lauf der Kidronschlucht, die sich weiterhin immer mehr zu einem tiefen Erdspalt verengen wird. Die Oelbäume verschwinden auf diesen öden Halden; den Boden deckt kärgliches Kraut, Thymian, Salbei und Dorngestrüpp.

Zum letzten mal betrachten wir, uns umwendend, das erhabene Stadtgemälde Jerusalems; dann versinkt es hinter fahlen Bergen, an deren Flanken wir immer tiefer niedersteigen. Da der Tempelberg 760 Meter über dem Mittelmeer steht, und das Todte Meer, der tiefste Abgrund der Erde, 394 Meter unter dessen Niveau gelegen ist, so haben wir bis zu ihm 1154 Meter hinabzureiten.

In der trostlosen Bergwildniß sind weder Dörfer noch Zeltlager sichtbar, nur hier und da Kamele und schwarze Ziegenheerden, welche Beduinenkinder hüten. Am Wege kriechen große Eidechsen und lange schwarze Würmer ekelhaften Ansehens. Nicht alles Leben ist hier abgestorben. Aber wovon nähren sich in diesen Steinwüsten Schakale und Hyänen? Sie hungern; denn sonst würden sie nicht Leichen aus den Grüften scharren. Die öden Gefilde um Rom sind Paradiese im Vergleich zu den steinigen Wildnissen, welche Jerusalem umgeben. Keine Spur von Menschenwerken ist hier, außer in Nekropolen und Felsengräbern; kein Denkmal erinnert an die Könige und großen Männer Israels. Wenn man nur eine Stunde weit von der heiligen Stadt sich entfernt, befindet man sich in Urwildnissen, die nie eine Geschichte gehabt zu haben scheinen.

Unsere Karavane zieht über Höhen und Thäler schweigend abwärts auf Pfaden, die von Beduinen und Pilgern ausgetreten sind. Ich sehe einen seltsamen Reiterzug vor mir sich fortbewegen, und in seiner Mitte eine schöne, melancholische Frauengestalt. Sie zieht dieselbe Straße, die uns nach Mar Saba führt. Es ist Athenaïs, die Kaiserin Eudokia, die ihr eifersüchtiger Gemahl Theodosius nach Jerusalem verbannt hat. Sie reitet die Kidronschlucht entlang, um den Seher der Wüste Euthymius aufzusuchen, dem sie ihr von religiösen Zweifeln gequältes Herz ausschütten will. Ein Luftbild der Wüste, eine Fata Morgana, und nur ich allein sehe sie.

Wir sind drei Stunden lang durch diese einförmigen Bergländer fortgeritten und nur noch 30 Minuten von Mar Saba entfernt. Jetzt kommen wir der Kidronschlucht ganz nahe. Ein guterhaltener Weg führt hart an ihrem Rande hin. Der Blick in den Abgrund erregt mir Schwindel. Ich verhülle die linke Seite meines Gesichts mit dem Schleier und überlasse mein Leben dem armenischen Pferde, welches fehllos einherschreitet. Der Erdspalt glüht in dunkelrothen Farben. Er heißt hier mit Recht das Feuerthal. Eine passende Pforte, die zum Meer von Sodom hinabführt. Lothrechte Kalksteinwände steigen aus dem Schlunde auf, wild zerrissen und zerklüftet. Ich sehe Neger dort umherklettern mit Flinten, um Tauben oder Rebhühner zu schießen, und ich möchte sie für wirkliche Teufel halten, welche dem gähnenden Höllenrachen entstiegen sind.

Soweit man die lange Kluft verfolgen kann, sieht man in ihrem Gestein Höhlen und Grotten, oft in Stockwerken übereinander. Es sind längst verlassene Anachoretenzellen, wol die ältesten Palästinas, und vielleicht waren sie schon von

Digitized by Google

Essenern bewohnt. Hier hausten während mancher Jahrhunderte Einsiedler gleich den Hyänen in Felsenhöhlen, und zwar zu Tausenden. Einen so schauerlichen Ort konnten Büßer kaum in den Steinwüsten der Thebais finden. Und doch wurden viele dieser Menschen, nachdem sie die Schrecken der Einsamkeit überwunden hatten, steinalt. Makrobioten muß man unter Anachoreten und Beduinen suchen. Qual wurde hier Bedürfniß, das Furchtbare süße Gewohnheit. Keiner dieser verwilderten Heiligen würde seine Grotte mit dem Königspalast Salomo's vertauscht haben, und auch kein Beduine möchte sein Wüstenzelt dafür hingeben. Wir haben keinen Begriff mehr davon, wie ein ägyptischer Antonius, ein Euthymius und Sabas ausgesehen haben. In ihrer Zeit hatten sie ein Recht des Daseins und jeden Anspruch auf Bewunderung. Aber uns heutigen Menschen erscheinen sie nur wie eine Art von Petrefacten aus einer moralischen Tertiärzeit.

Die Wüste hat scharfe Contraste, neben der starren Unbeweglichkeit die rastlose Unruhe. Wenn die Troglodyten in ihren Erdhöhlen eingemauert sitzen, schweifen die Beduinen schrankenlos umher. Gleiche Naturbedingungen, Oede, Einsamkeit, Sonnenglut, Hunger, Freiheit von allen Banden der Gesellschaft können bei diesen wie jenen die Phantasie bis zu demselben Siedepunkt erhitzen. Wenn ein Prophet sie fanatisirt, erobern die Beduinen Länder und Reiche. Wenn ein Dogma sie in Wuth versetzt, brechen Heere von Anachoreten aus ihren Schluchten hervor. Als zur Zeit der Athenaïs die monophysitische Streitigkeit die Kirche des Ostens spaltete, sind die Einsiedler vom Kidron und andern Wadis zu Tausenden nach Jerusalem gerückt, und sie haben die heilige Stadt erstürmt und ganz Palästina mit Mord und Raub erfüllt.

Mar Saba ist eine der Urzellen des Mönchthums, einer der Grundstöcke seines Korallenbaues im Orient. Dies merkwürdige Kloster entstand aus der Vereinigung erst getrennter Einsiedlergrotten zu einer Gruppe, was man Laura nannte. Es war eine solche unter Euthymius, dem Freunde der Athenaïs, und dann ein Kloster unter seinem Schüler Sabas aus Kappadocien. Dieser Vater der Wüste starb hier, 100 Jahre alt, um 530. Auf dem Aventin in Rom steht eine Kirche, die seinen Namen trägt.

Das Kloster liegt vor uns. Es sieht sonderbar genug aus, fast wie ein organischer Bestandtheil der Kidronschlucht, in die es bis auf den Grund hinabreicht. Zwei alte Wachtthürme stehen über ihr, einen Pistolenschuß voneinander entfernt. Von dem mir nächsten zieht sich eine doppelte Mauer bis auf die Sohle der Schlucht. Große Strebepfeiler, welche reihenweise aus dem Abgrund aufsteigen, tragen die mit phantastischen Gebäuden bedeckten Terrassen. All dies ist castellartig ummauert, eine uralte Festung des Christenthums in Feindesland.

Ein gepflasterter Weg führt abwärts zur Klostermauer, in der sich eine kleine verschlossene Pforte befindet. Zwei schwarze Mönche blicken schweigend auf uns nieder. Der Sohn des Schechs von Abu Dis und ein paar Beduinen empfangen unsere Pferde. Weder die Körperkräfte noch die Waffen unsers Schutzmannes werden auch nur einen Anfänger im edeln Räuberhandwerk der Wüste in Schrecken setzen. Musa ist ein Bursche von 18 Jahren, dürr wie eine Mumie aus dem Thal Josaphat. Er ist gehüllt in einen schlechten Beduinenmantel, und sein gelbes

Digitized by Google

Gesicht umflattert die Kefijeh, welche mit einem Strick um den Kopf befestigt ist. Ein Zug von Gutmüthigkeit in seinen Augen flößt mehr Vertrauen ein als das Spielzeug eines Sarazenensäbels und Revolvers, womit er sich bewaffnet hat.

Ich setze mich auf einen Stein und zeichne den schönen Thurm am Kloster ab. Die Tradition nennt ihn „Thurm der Eudokia". Der zweite steht abgesondert über dem Feuerthal. Ich besuche auch ihn, und von hier aus übersehe ich die ganze Klosterburg: ein unbeschreiblich bizarres Labyrinth von Zellen und gemauerten Terrassen, von Kapellen und arabischen Würfeln mit flachen Dächern: alles klein, übereinandergeschoben und an den Felsen hängend. Der Mittelpunkt ist ein gekuppeltes Achteck mit einem Glockenstuhl davor. Ich sah ein Bild des Wallfahrtsortes Saint-Michel in der Normandie; es erinnert an dieses hier ohne das Meer. Man hat Mar Saba ganz richtig mit einem Haufen von Schwalbennestern verglichen, die an den Kidronspalt angebaut sind. Ringsumher eine glühende, starre Steinwüste in schauerlichem Todesschweigen. Kein Jordanpilger zieht hier vorüber, ohne in den Heiligthümern zu beten.

Tief gebückt durchschreiten wir die schwarze Pforte, steigen dann Treppen nieder und gelangen durch eine zweite Thür auf einen gepflasterten Hof. In seiner Mitte steht die Grabkirche des Sabas. Ein paar Mönche begrüßen uns mit Zurückhaltung. Etwa 50 dieser Höhlentheologen bewohnen das Kloster, meist Griechen von Nation. Sie gleichen in ihrer schwarzen Tracht allen andern Basilianern.

Die größte Terrasse trägt Kirchen und Kapellen, das Refectorium und einige Wohnräume. Auf andern liegen kleine Gärten. Es gibt hier auch Feigenbäume und Granaten. Eine uralte Palme ist, wie Prometheus, mit einer Kette an die brennende Felswand festgeschmiedet. Vermoderte Zellen, meist aus Grotten in die freie Luft hinausgebaut, hängen wie vergitterte Käfige überall umher. Auf morschen Leitern kann man zu ihnen gelangen.

Die Klosterkirche und die Kapelle des heiligen Nikolaus starren von barbarischem Schmuck an Gold und Silber und vielen Heiligenbildern. Man zeigt uns hinter einem Gitter Hunderte von Schädeln: Reliquien der im Jahre 614 von den Persern hier erschlagenen Mönche. Damals hat Kosroes die Anachoreten im Kidronthal ausgerottet. Wie viele kostbare Handschriften mögen bei dieser Plünderung Mar Sabas untergegangen sein! Das Kloster erlitt in der Sarazenen- und Türkenzeit mehrmals ähnliche Schicksale, und noch im Jahre 1832 haben es die Beduinen ausgeraubt. Der Schmuck seiner Heiligthümer ist daher meist neu und zwar ein Geschenk des Kaisers von Rußland. Kein Beduine darf Mar Saba betreten, aber die hungerigen Söhne der Wüste erpressen Brot und Oel an der Klosterpforte. Die Mönche selbst darben. Jeden Freitag schickt ihnen der Patriarch von Jerusalem eine Ladung Brot.

Wir werden durch einen langen Felsengang zur Grotte des Sabas geführt, welche als Kern des Klosters gelten kann. Der Heilige theilte sie mit einem Löwen, ihrem rechtmäßigen Besitzer, der mit einer Ecke demüthig fürliebnahm. Die Legende deutet die Genossenschaft der Anachoreten und der Höhlenthiere an. Löwen gibt es hier nicht mehr, aber Tiger durchschweifen noch die Wüsten am

Digitized by Google

Jordan und Todten Meer. Man zeigt uns auch die Zellen des Euthymius und Cyrillus, und das Grab des Kirchenvaters Johannes Damascenus.

Im ganzen bestätige ich das Urtheil des Duc de Luynes, daß in Mar Saba nichts wirklich Merkwürdiges zu sehen ist. Nur Lage und Bauart sind ganz wunderbar, und das hohe Alter macht diese Stiftung ehrwürdig.

Wir besteigen den Thurm der Eudokia, einen schönen Bau aus Kalksteinwürfeln. Die Front hat ein Rundbogenfenster; das Gesims ist in Trümmern. Ich habe in der Geschichte der Athenaïs erzählt, daß diese Kaiserin in der Wüste Ruban einen Thurm erbaute, um sich mit Euthymius ungestört unterreden zu können. Doch die Lage jener Wüste ist unbekannt. Wenn nun die Tradition vom Thurme hier begründet wäre, so würde er das einzig erhaltene Denkmal des Lebens der berühmten Kaiserin in Palästina sein. Zwar sind kürzlich vor dem Damascusthor Jerusalems die Fundamente einer Kirche aufgegraben worden, welche man für die von ihr erbaute Stephanskirche hält; jedoch diese Ansicht ist nicht zweifellos. Nun aber sehe ich eine schöne lateinische Inschrift auf dem Thurme, welche besagt, daß er vom Kaiser Justinian im Jahre 529 (also 69 Jahre nach dem Tode der Athenaïs) erbaut worden sei, und durch dieses Zeugniß wird die Tradition beseitigt.

Im Thurmgemach ist eine kleine Bibliothek aufgestellt, von Büchern, nicht von Handschriften, denn diese werden unten im Kloster verwahrt. Es gibt darunter griechische, arabische, syrische, koptische Pergamentschriften. Nach der Angabe Sepp's fand man 1806 und 1834, als man diese Schätze untersuchte, Handschriften des Aristoteles, Hippokrates und Libanius, und 380 Codices der Kirchenväter. Drei Palimpseste hat noch Tischendorf im Jahre 1859 herausgefunden. Die Einsiedler hier studiren nicht mehr, wie einst Johannes Damascenus. In der brütenden Einsamkeit Mar Sabas kann ein denkender Mensch eher wahnsinnig werden als gelehrt.

Der Thurm steht 270 Meter über dem Mittelländischen Meer; und doch kann ich von seiner Plattform das 780 Meter unter uns gelegene Todte Meer nicht erblicken. Das Thermometer zeigt hier oben um 5½ Uhr abends nur 15° R.

Ein Mönch gesellt sich zu uns und redet uns in gebrochenem Deutsch an. Er ist ein Sachse aus Siebenbürgen und vor Jahren in diese freudenlose Wüste verschlagen. Wir folgen ihm auf eine Terrasse, die etwa 200 Fuß hoch über dem Abgrunde schwebt, und hier will er uns ein seltenes Schauspiel zeigen. Diese unglücklichen Anachoreten unterhalten noch, wie ihre Vorfahren in der Kidronschlucht, ein freundschaftliches Verhältniß zu ihren Schicksalsgenossen, den Thieren der Wildniß. Sie erlauben nicht, daß man auch nur einen Schakal tödte. Auf ihren Ruf kommen Vögel aus der Luft herbei und nehmen furchtlos das Futter aus ihren Händen. Füchse und Schakale schleichen in der Dämmerung unten an die Klostermauern und betteln, wie die Beduinen oben an der Pforte, um einen Bissen in Oel getränkten Brotes. Es ist nach 6 Uhr. Wir beugen uns über den Rand der Terrasse und spähen in die Tiefe, wo die Höhlen im Gestein und die Pfade des Wildes noch erkennbar sind. Ein Schakal kommt herab; es schleichen drei und mehr herbei; sie nähern sich, und der Mönch wirft ihnen mit stillem Lächeln Stücke Brot hinunter. Dies ist eine fromme menschliche Handlung, die

Digitized by Google

ich in Mar Saba erfahre. Auch der heilige Franciscus hat alle Thiere seine Brüder genannt.

Unterdeß hat Marûn für uns selbst den Tisch servirt. Die Schwelgerei setzt sich an das Mahl, welches reichlicher ist als das der Mönche, die nur Pflanzenkost genießen. Selbst in dieser Wüste haben uns fremde Länder ihren Tribut geliefert. Der Europäer verschlingt die ganze Welt. Dies ist unser Küchenzettel von Mar Saba: Hühner von Gaza, Hammel von Jerusalem, Thunfisch von Livorno, Käse aus der Schweiz, Aprikosen aus Damascus, Orangen von Jaffa, Rosinen aus Gelad jenseit des Jordan, Salz von Sodom, Senf aus Bordó, Pfeffer aus Indien, Salat von Siloa, Oel aus Palästina, Brot von Jerusalem aus Mehl von der Krim, weißer Wein von Hebron, Wasser aus den Cisternen Mar Sabas, Kaffee aus Arabien, Cigaretten aus Aegypten. Mitten auf der Tafel steht ein Strauß wilder Anachoretenblumen der Kidronschlucht. Alles dies hat der Dragoman besorgt, und er servirt das Abendessen mit dem Bewußtsein eines Hausherrn, der seine Gäste zu ehren weiß.

Die Nacht verbringen wir auf Polstern, in Furcht vor schlimmer Einquartierung, welche etwa Pilger hier zurückgelassen haben. Um Mitternacht höre ich das Klosterglöckchen. Es ruft mir Erinnerungen an ähnliche Nachtlager zurück, in Trifulti und Monte-Casino. Lynch erzählt, daß er die Klänge des Glöckchens von Mar Saba mit Andacht gehört habe, als er unten am Todten Meer im Zelte lag; da habe ihn die Vorstellung getröstet, daß es noch Menschen gebe, die für ihre leidenden Brüder Gebete gen Himmel schicken.

27. März. Der Morgen ist frisch und der Himmel wolkenlos. Einige Mönche sind im Hofe versammelt, uns Pilgerandenken zum Verkaufe darzubieten, Holzschnitzereien und Stäbe aus Agnus castus, der Jordanweide. Um 6 Uhr 15 Minuten steigen wir zu Pferde mit dem frohen Bewußtsein, bald in den Salzwogen des Todten Meeres zu baden. Nach der Berechnung Van der Velde's ist dieses von Mar Saba 4 Stunden 35 Minuten entfernt. Am vereinzelten Wachtthurm reiten wir in das Feuerthal hinab, um dann auf das andere Ufer der Schlucht zu gelangen. Einöden wechseln mit Strichen, wo Weide zu finden ist. Wir treffen ein Beduinenlager von schwarzen Zelten. Männer, Weiber und Kinder, worunter auch Neger sind, starren uns an, ohne auch nur mit dem Geschrei Bakschisch uns zu belästigen. Sie danken für eine Gabe mit dem Rufe Katachêra! Ein Feuer brennt, woran sie etwas zu kochen scheinen. In der Nähe Ziegen und Kamele. Es ist schrecklich, zu denken, daß Jahrtausende an dem Zustande dieser Wanderstämme nichts verbessert haben. Wie sie hier lebten zur Zeit Abraham's und Lot's, ganz so leben sie noch heute. Was Europa den Beduinen an Culturbedürfnissen mitgetheilt hat, beschränkt sich auf Schießpulver und Taback. Sie bereiten Pulver aus dem Schwefel der Wüste am Todten Meer. Aber da es nicht immer zu beschaffen ist, bleibt die wahre Waffe des Beduinen die Lanze, welche nie versagt.

Wir reiten von Terrasse zu Terrasse, wie auf einer ungeheuern Treppe nieder. Wenn wir Reihen von Bergstufen zurückgelegt haben, thürmen sich andere vor

Digitized by Google

uns auf. Bisweilen müssen wir absteigen und unsere Pferde am Zügel führen. An einer Stelle reißt das Berggeschiebe auseinander, und aus der Tiefe sendet das Todte Meer einen düsterblauen Schein herauf. Dann verschwindet es hinter gelben Kreidemassen. Wir kommen auf eine Halde, die vom Frühling grünt. Dieser Anblick scheint den jungen Musa zu begeistern. Er ist vor uns hergeritten, in sich versunken, unablässig ein eintöniges Lied gurgelnd, welches er von einem Schakal gelernt zu haben scheint. Plötzlich läßt er sein Pferd galopiren; der römische Ingenieur fordert ihn zu einer „Fantasiya" auf, und beide sprengen um die Wette über die Fläche hin.

Am Rande eines Wadi sind Steinhaufen aufgerichtet, als Marken, um den Mohammedanern den Punkt zu bezeichnen, wo ihr Wallfahrtsort Nebi Musa sichtbar wird. Zur Linken zeigen sich eine halbe Stunde entfert weiße Mauern und Thürme, die ihre Spitzen über lichtgelbe Berge erheben. Dort liegt das vermeintliche Grab des Moses. Während die Juden, der Ueberlieferung folgend, das Mosesgrab jenseit des Jordan suchen, haben es die Mohammedaner ins Gebirge Juda und in die Nähe Jerusalems verlegt, wahrscheinlich aus derselben Bequemlichkeit, welche die Christen in Damascus veranlaßt hat, den Ort der Bekehrung des Paulus vor die Thore dieser Stadt zu legen. In einigen Tagen werden die Moslems ihre große Derwischprocession nach Nebi Musa beginnen. Der Islam erkennt Moses und Jesus als Propheten an; denn der Koran hat aus beiden ihm voraufgegangenen semitischen Religionen Ueberlieferungen aufgenommen.

Wir befinden uns auf dem Höhenzuge, welcher das Vorgebirge Ras-el-Feschkah absenkt, doch nehmen wir eine nordöstliche Richtung. An Kreidehügeln vorüber, die so geformt sind wie die Thonhügelreihen bei Siena, gelangen wir auf die letzte Stufe des Gebirges Juda, und vor uns liegt die große Jordanebene, das Ghôr, und der Abgrund des Todten Meeres. Sein dunkelblauer Spiegel ruht in einem Rahmen bronzefarbiger Gebirge. Weißer Dunst verschleiert sein Südende. Nordwärts das Ghôr mit Bergzügen und auftauchenden Kuppen. Den Lauf des Jordan verhüllen grüne Streifen, und diese sind von gelben Wüsten eingefaßt.

Ich sah glanzvollere Landschaftsgemälde, doch keins von so fremdartig feierlicher Schönheit. Sie ergreift wie der dunkelglühende, tief schwärmende Geist des Alten Testaments. Es ist in Wahrheit ein Hohes Lied der Natur. Staunen muß hier jeden fühlenden Menschen erfassen, und ehrfürchtige Scheu, als ob vor seinen Blicken plötzlich ein göttliches Geheimniß entschleiert ist. Die Linien und Formen der Gestade, majestätisch und voll düsterer Pracht, die finstere Bergwand Moabs, die Purpurflut des Meeres, die bleichen Wüsten und dieser flammende Himmel würden das Schauspiel zauberisch machen, auch ohne die Vorstellung von den Mythen der Urzeit, die den See von Sodom umschweben. Todesstille ruht auf ihm, öde Verlassenheit von Jahrtausenden. Hinter jenen Gebirgen liegt das räthselhafte Land Arabien.

Unsere Vorstellungen vom Todten Meer sind ganz irrig. Wenn Gott in seinem Zorn die blühenden Thäler, durch welche einst der Jordan zwischen Palmenhainen herabströmte, vernichtet hat, so war noch sein Fluch schöpferisch, da er an ihre Stelle eins der wunderbarsten Gemälde der Erde gesetzt hat. Der furchtbare

Digitized by Google

Salzsee strahlt in Irisfarben, wie nur ein Golf Siciliens, oder der Meerbusen von Korinth. Aber sein Schein ist dunkler, wie von geschmolzenem Metall, seltsam und geisterhaft. Ich würde es natürlich finden, wenn plötzlich der Vogel Phönix aus seinem Vaterlande Arabien über dieses Meer geflogen käme. Seine Wellen ruhen nicht in bleierner Unbeweglichkeit, sondern sie ziehen, wie jedes andere Meer, weiße Schaumbrandungen um die Küsten. Wenn ich noch den Glauben habe, daß kein Vogel über seine todbringenden Fluten zu streifen wagt, so zerstört auch diesen der Anblick von Schwalben, die über dem Wasserspiegel munter daherziehen. Auch einen Habicht sehe ich über die Ufer fliegen. Daß die Natur hier nicht erstorben ist, zeigen die Küsten auf der Seite Judäas, welche stellenweise von Pflanzenwuchs grünen. Ich sah Maremmen Etruriens, die trostloser erscheinen als diese Gestade des Todten Meers. Ueberall hier lebt die schaffende Natur in schönen Formen der Felsenufer. Die Welle bespült den Strand wie im Mittelmeer in Zwischenräumen von drei bis vier Minuten. So wenigstens hat das Oskar Fraas beobachtet.

Wir reiten hinab im Wadi-en-Dâbr, und über die Bergflanken, welche zum Gestade absinken. Hier sind Luftniederschläge wirksam; denn dem Boden entsprießen Kräuter, Crocus, rother Mohn und Margeriten, doch kümmerlich und sparsam. Zerstreute Federn eines Rebhuhns verrathen das Leben der Thierwelt. Weiter unten empfängt uns ein djungelartiges Gebüsch von Binsen, Tamarisken und feinblätterigen Sträuchern, die mit weißen oder rosigen Blüten bedeckt sind. Brackige Quellen tränken sie und bilden sumpfartige Moore. Sobald wir das Gebüsch verlassen, gelangen wir in einigen Minuten an den mit Kies und Rollsteinen bedeckten Strand. Es ist 11 Uhr vormittags.

Die Stelle, auf der wir uns befinden, ist die Nordwestecke des Todten Meeres, nördlich von Ras-el-Feschkah. Weiter unten fließt die Quelle Aïn-Feschkah in einer Oase üppigen Grüns. Dort hatte die amerikanische Expedition zur Erforschung des Todten Meeres am 18. April 1848 ihr erstes Lager aufgeschlagen. Wo es Quellen an den Ufern gibt, sind diese auch bewohnt gewesen. Solche sind am Westende des Sees in südlicher Richtung außer Feschkah Aïn-Guwier, Aïn-Terabet und Aïn-Jeddy in dem einst gepriesenen Palmenthal Engeddi.

Der Strand macht eine Biegung nach Osten, wo die flache Jordanmündung nicht sichtbar ist. Die südliche Hälfte des Sees verhüllt ein Schleier; denn dies große Becken hat keinen Abfluß, sondern entleert sich in der tropischen Sonnenglut nur durch Verdunstung. Auch wir sind in dieselben Salzdunstwolken eingehüllt, ohne sie zu gewahren. Das Westufer bildet eine Reihe von Caps, die niedrig erscheinen und es sind im Verhältniß zu den 2000 Fuß hohen Felsengebirgen Moabs im Osten. Wenn man von den Gipfeln jener Berge eine westliche Horizontlinie über Palästina zieht, so würden sie nur wie geringe Erhebungen das Niveau des Mittelländischen Meeres überragen. So tief liegt das Todte Meer versenkt. Da Robinson die Salzberge Sodoms (Usdum) noch vom Nordende desselben erblicken konnte, so muß auch ich sie hier sehen, doch bezeichnen kann ich sie nicht. Ein Kundiger würde mir auch die Spitze Costigan auf der großen Halbinsel des Sees zeigen können.

Digitized by Google

Ich suche den Berg Nebo. Er muß ostwärts in Moab jenseit des Jordans stehen. Der Duc de Luynes hat diesen Mosesberg, einen Gipfel des Pisga, bestiegen, und in dem Atlas seines posthumen Reisewerks finden sich Ansichten davon. Aber der ruhige Robinson hat daran verzweifelt, den Nebo in jenen gleichförmigen Bergwänden Moabs herauszufinden. Nur die Richtung des Pisga Jericho gegenüber steht durch die Angaben des Alten Testaments fest.

Moses vom Nebo niederschauend auf das verheißene Land, welches er nicht betreten darf, und dann sterbend, ist wol die großartigste aller Gestalten der religiösen Mythenbildung, und er ist nicht blos Mythe, wie Prometheus auf dem Kaukasus. Der Herr hat ihm verboten, den Jordan zu überschreiten; er zeigt ihm vom Nebo das gelobte Land, das ganze Gilead bis gen Dan und Naphtali, und ganz Ephraim und Manasse, und ganz Juda bis an das äußerste Meer, und die Palmenstadt Jericho bis gen Zoar. Ein bescheidenes Ländergebiet, und sollte nur das die Zukunft Israels sein? Nein! Der Blick des Sehers dringt über Kanaan hinaus in die endlosen Fernen der Zeit, in welcher Jerusalem, Athen und Rom nur Wanderstationen der Menschheit sind. Ein Schwindel erfaßt ihn. Er stirbt. Er verschwindet wie Oedipus und wird entrückt wie Romulus. Gott selbst begräbt ihn „im Thal, im Lande der Moabiter, gegen dem Hause Peors. Und niemand hat sein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag". Man zeige in den Dichtungen der Völker eine Mythe von gleicher Erhabenheit!

Man muß die Weisheit der Juden bewundern. Würde nicht der Menschheit vieles erspart worden sein, wenn auch das Grab Jesu niemand erfahren hätte bis auf den heutigen Tag?

Das Ufer ist von Kies und Thon bedeckt und voll von Natronniederschlägen. Gerippe von Balsampappeln, Erdbeerbäumen und Tamarisken liegen umher, oder strecken halbversunken ihre kahlen mit Salzkrystallen umzogenen Aeste gespensterhaft in die Luft. Es sind Treibhölzer, die der Jordan und andere Zuflüsse in den See führen und seine Wellen bei Sturm an den Strand auswerfen. Ich möchte das Todte Meer im Gewittersturm sehen, wenn die Blitze Jehovah's die schwarzen Wogen umflackern. Lynch hat einen solchen Sturm beschrieben. Die bleiernen Wellen, die an sein Boot schlugen, schienen wie Hammerschläge auf einen Amboß zu fallen.

Aber jetzt lockt der Salzsee gerade so sirenenhaft wie der Golf von Bajä. Selbst unsere Pferde sind von dieser blauen Flut berückt. Eins taucht sein Maul hinein, um zu trinken, und zieht es mit einer Grimasse des Entsetzens zurück, was das laute Gelächter der ganzen Karavane erregt. Wir Franken stürzen uns furchtlos in den Pfuhl des Lot. Kein merkwürdigeres Bad kann man auf der Erde nehmen. Sollte diese geheimnißvolle Salzwoge nicht Zauberkräfte haben, etwa wie der Styx, als Thetis ihren Sohn in ihn hinabtauchte? Das Wasser ist krystallhell, farblos und geruchlos. Es ist nur eine Fabel, daß es betäubenden Dunst aushaucht. Die Soldaten des Pompejus und Titus haben sie im Abendlande verbreitet, und daher hat Tacitus vom Todten Meer gesagt, daß es durch seinen Geruch den Anwohnern giftbringend sei und nie vom Winde bewegt werde („Hist.", V, 6). Kein lebender Organismus ist in ihm entdeckt worden. Wenn Fische aus dem Jordan sich ins Todte Meer verlieren, sterben sie sofort. Weder

Digitized by Google

vegetabilische noch animalische Substanzen können durch Fäulniß seine Atmosphäre verderben. Nur Salze, Magnesia und Soda sind in ihm bis zur vollsten Sättigung aufgelöst. Das Wasser ist so dicht und schwer, daß ich mich nur mit Mühe in ihm bewegen kann; es hebt den Körper und stellt ihn aufrecht. Der Grund ist schlüpfrig wie Seife. Wenn ich mit der Hand davon heraufhole, ist es wie zäher weißlicher Lehm. Die Bitterkeit des Wassers ist wirklich schauderhaft. Die Augen schmerzen, wenn sie von ihm berührt werden. Das Thermometer zeigt 16° R., die Luft hat 17°. Nach dem Bade haben wir das Gefühl der Erfrischung, und keiner von uns spürt ein Brennen auf der Haut. Nur sind wir alle mit einer Salzkruste überzogen.

Wir frühstücken am Ufer. Die Orangen von Jaffa glänzen auf dem öden Strande wie wahre Goldäpfel der Hesperiden. Noch eine Stunde ist uns vergönnt, das wunderbare Schauspiel zu betrachten. Wenn ich irgendwo begreifen kann, was Entdecker trotz Todesgefahren in unbekannte Länder treibt, so ist es hier am Todten Meere. Seine Umwanderung ist mühevoll und wegen der schweifenden Kriegeraraber schwierig. Dort südwärts am Westufer liegt das Thal Engeddi, weiter die Ruine von Masada, wo der letzte Act des furchtbaren Rachekriegs unter Titus gespielt hat. Flavius Silva erstürmte die Burg, und die verzweifelten Hebräer, die Sicarier des Eleazar gaben sich wie die Numantier selbst den Tod. Weiter unten liegt Sodom, heute Usdum, wo die hohe Salzsäule des Lot am Ufer steht. Im Südosten steigen die Berge der Felsenfeste Kerak auf, wo christliche Araber wohnen. Von dort würden wir längs des Ostufers zum Arnon gelangen, zu den heißen Quellen Kalirrhoe und der Felsenfestung Machärus, welche Pompejus zerstören und Herodes wieder aufbauen ließ. Johannes der Täufer wurde dort hingerichtet und sein Haupt der Herodias in einer Schüssel gebracht. Die Römer des Titus haben auch Machärus zerstört.

Die Küsten des Todten Meeres sind seit dem Beginn dieses Jahrhunderts erforscht worden und dennoch ein fast unbekanntes Land geblieben; denn alle Reisenden haben sich hier nur flüchtig aufgehalten. Zuerst war Seetzen hier, im Jahre 1807, bald nach ihm Burckhard, welcher bis Kerak gelangte. Dann folgten Forscher vieler Nationen. Der Amerikaner Robinson lernte im Jahre 1838 nur das Westufer kennen, und auch dieses nicht ganz. Zehn Jahre nach seiner epochemachenden Forschung in Palästina rüsteten die Vereinigten Staaten eine Expedition nach dem Todten Meere aus unter dem Lieutenant Lynch. Sie fuhr vom See Tiberias auf kupfernen Booten den Jordan hinunter und durchschiffte dann den See nach allen Richtungen. Vor Lynch war darauf Costigan verunglückt. Man fand ihn sterbend an der Küste, und auch Molineux, welcher nur 20 Stunden auf dem Todten Meere gewesen war, erlag dem Fieber. Lynch vollendete seine Umschiffung in 22 Tagen. Seinen Bericht hat er niedergelegt im „Official report of the U. S. expedition to explore the Dead See and the Jordan" (Baltimore 1852). Ihm verdanken wir die erste genaue Untersuchung des Jordanstromes und des Todten Meeres. Sein Tagebuch wird man mit derselben Spannung lesen wie die Journale der Afrikaforscher. Es ist außerdem oft mit dem Griffel Xenophon's geschrieben.

Digitized by Google

Wir reißen uns gewaltsam los und brechen auf, die Jordanfurt el-Helu zu erreichen. Sie liegt nordostwärts $1^1/_2$ Stunde entfernt. Gleich am Strande beginnt die wüstenartige Ebene von salzigen Thonlagern, welche moorige Striche unterbrechen. Niedrige Reihen von weißen Hügeln umfassen das weitere Ufergebiet des Jordan, und in der Mitte deutet ein Strich grüner Cultur die fruchtbaren Terrassen seiner Ränder an. Noch Josephus sah die Jordanufer mit Palmen besetzt, wie die Ufer des Nil. Dies ganze Thal des Ghôr, dessen Fortsetzung das Todte Meer ist, hat das Klima Aegyptens. Es ist die tiefste Senkung der Erde. Man redet von dem kühnen Plane, den Jordan und das Todte Meer durch einen Kanal mit dem Rothen Meere zu verbinden. Nichts ist dem Menschengeiste unmöglich, aber die Wüste setzt doch der Cultur ihre Schranken. Die Hitze im Ghôr soll tropisch sein, doch in dieser Jahreszeit empfinden wir nichts davon. Es gewittert im Norden und ein feiner Regen fällt. Wir gelangen zu Gebüschen: Pappeln, Tamarisken, Oleander, Weiden (Agnus castus), dichtes Rohr und viele blühende Bäume, die ich nicht zu benennen weiß. Wir hören den Gesang des Bulbul, der Jordannachtigall, welche diese Djungel bewohnt.

Gegen 3 Uhr erreichen wir die Furt. Der Fluß kommt voll und heftig daher, um eine 30 Fuß hohe Wand biegend, die aus schwärzlichem Thonschiefer zu bestehen scheint. Sie bildet sein östliches Ufer, während das westliche flach und von Gebüsch bedeckt ist, welches an einer Stelle einen großen Raum freiläßt. Hier pflegen die Pilger zu baden. Der Strom fließt reißend, wie der Rhône bei Avignon. Wenn hier der Uebergang des Volkes Israel stattfand, so bedurfte es allerdings jenes Wunders, welches das Buch Josua erzählt.

Die blaßgrünen Weiden und die Klagetöne der Nachtigall machen diese Flußscenerie so idyllisch, daß ich glauben könnte, irgendwo am Neckar zu stehen. Das Bild vom Jordan, welches ich mitgebracht habe, muß ich ganz auslöschen. Er ist kaum 100 Fuß breit, und hat nichts Majestätisches. Auf dem Titusbogen in Rom kann man ihn als greisen Flußgott auf einer Bahre abgebildet sehen. Dies paßt für sein biblisches Alter, nicht für seine Natur. Er ist ein wilder Bergstrom von sehr kurzem Lauf. Wenn ich ihn symbolisch darstellen sollte, würde ich ihn als einen kriegerischen Beduinen abbilden, die schilfbekränzte Kefijeh um das gelbe Gesicht, die Linke auf die Urne gestützt, in der Rechten die Wüstenlanze, Seine Quellen strömen vom Hermon herab; der syrische Gebirgszug zwingt ihn dann, statt westlich ins phönizische Meer, südlich seinen Weg zu suchen. Zwei Seen zügeln seinen ungestümen Lauf, die von Hule und Gennezareth. Wenn er diesen erreicht hat, ist er schon 2133 Fuß gefallen, dann fällt er noch weitere 610 Fuß bis zum Todten Meer. Sein ganzer Lauf beträgt nur 30 geographische Meilen, und nur 14 vom See Tiberias bis zu seiner Mündung. Aber wegen seiner zahllosen Krümmungen legt er einen dreifachen Weg zurück. Die Karte Lynch's gibt eine Anschauung davon, und dieser sein Erforscher sagt: „In einem Raume von 60 (engl.) Meilen Breite und 4 bis 5 geographischen Meilen Länge durchläuft der Jordan wenigstens 200 englische Meilen.“ Schon Plinius weiß von diesen Krümmungen; wie ein Dichter sagt er, daß der Jordan sich umherwinde, als scheue er sich dem schrecklichen Asphaltsee zu nahen, der ihn endlich

Digitized by Google

verschlingt. Wenn er ohne diese mäandrischen Windungen und ohne in den Seen auszuruhen in gerader Linie fortströmte, würde er wie ein ungeheuerer Wasserfall in die Tiefe stürzen. Von Terrasse zu Terrasse des Ghôr, über 27 Stromschnellen stürzt er in Katarakten fort, und der Unglückliche verdirbt dann im bittern Meer, wo er verdampft. Seine so beschaffene Strömung, sein wechselnder Wasserstand und die geringe Tiefe machen ihn unbeschiffbar, und sie hindern ihn ein Culturstrom zu sein. Hier konnten niemals Reiche entstehen wie am Euphrat und Tigris. Keine Handelsemporien haben an seinen Ufern geblüht. Er blieb ein Wüstenstrom, mündend in ein ödes Binnenmeer. Sein Charakter hat daher auf die Geschichte Israels bestimmend eingewirkt. Denn statt diesem Volk Handelsstraßen und ein Weltmeer zu eröffnen, setzte ihm der Jordan nur eine Grenze gegen Ammon und Gilead und das Königreich Damascus. Jenseit des Flusses waren nur ein paar Judenstämme als verlorene Posten angesiedelt, Ruben, Gad und halb Manasse. Die Judenkönige dehnten nur vorübergehend ihre Macht ins transjordanische Land und bis Damascus aus. Später unter Seleuciden und Römern blühten in der Peräa Handelsstädte mit hellenischer Cultur, wie Gadara, Pella, Gerasa, Philadelphia. Eine große Karavanenstraße ging von Damascus durch die Trachonen und den Haurân südwärts über Bostra nach Petra im edomäischen Arabien.

Sowenig als die alttestamentliche Jordanfurt sich heute bestimmen läßt, sowenig auch die legendäre Stelle der Taufe Jesu. Erst diese vorbildliche Handlung, der Act der Messiasweihe, hat den Jordan mit einem Nimbus der Heiligkeit umgeben, welchen er in der Geschichte Israels nicht gehabt hat. Die Welle, welche Johannes der Täufer auf das Haupt seines Nachfolgers ergossen hat, strömte in endlosen Ringen durch die Zeit und die Menschheit fort. In diese Fluten haben sich ganze Völker niedergetaucht, und noch immer erneuert sich an den stillen, aber entweihten Ufern dieselbe symbolische Handlung und dasselbe mystische Schauspiel. Auch wir hätten Scharen von Pilgern in fanatischer Aufregung in diesen Ganges der Christen sich stürzen sehen, wenn wir in der Morgenfrühe gekommen wären. Wir vermieden sie, denn wir hatten von dem götzendienerischen Treiben der Pilger in der Grabeskirche Jerusalems schon mehr als genug gesehen.

Auch wir nehmen das Jordanbad, uns dieser langen Kette schuldbeladener Erdenpilger anzureihen. Der Fluß strömt so heftig, daß man sich nicht weit in ihn hineinwagen darf. Sein Grund ist voll Steinen und Schlamm. Ich trinke das Wasser, den brennenden Durst zu löschen, mit Behagen, wie ich das Wasser des Nil getrunken habe. Es ist warm, aber wohlschmeckend. Wie glücklich wäre doch der Pilger, könnte er in die heilige Jordanflut seine Sünden und Irrthümer und ein Stück Leben wie in den Lethestrom versenken. Aber ach! ich fürchte, die Laster des Menschen sind im Jordan wie Kork, sie schwimmen wieder obenauf: tornano a galla. Der Leib wird gereinigt, die Seele nicht. Das alte Meer von Sodom und Gomorrha liegt bedeutend und verhängnißvoll nur eine kleine Stunde von diesem Jordanbad entfernt.

Wenn ich dies seltsame Theater hier betrachte, in dessen Scenerie der Jordan, die Berge Moabs mit dem Nebo, und im Süden die Gebirge Arabiens die

Digitized by Google

Charaktere sind, so sage ich mir, daß es für die Betrachtung der Schicksale der Menschheit keinen merkwürdigern Schauplatz auf der Erde gibt. Denn hier auf diesem Raum fließen, wie aus einem gemeinsamen Quellenhause entsprungen, die Ströme der drei semitischen Religionen nebeneinander, die dann sich trennen und als Culturströme sich durch die Welt ergießen.

Jetzt auf nach Jericho, welches 2 Stunden 15 Minuten von el-Helu entfernt liegt. Der Himmel des Ghôr ist klar geworden. Weite Streifen Sonnenlichts und Wolkenschatten färben diese wundervollen Fernen, dort den Spiegel des Salzmeeres, hier die Felsgebirge Moabs, und die gelben Jordanwüsten. Weite Blicke thun sich auf zu duftigen Bergen in der Richtung auf es-Salt und Beisan. Auf einer Uferhöhe sehen wir die Ruine des Johannesklosters, Dêr Mar Juhanna genannt. In der byzantinischen Zeit und tief ins Mittelalter hinein war die Jordanebene mit Klöstern angefüllt. Das Ghôr öffnet sich zu weiten Fluren im Westen des Stroms, weil dieser in seinem letzten Lauf sich den östlichen Gebirgen nahe hält. Wir überschreiten einen Wadi, der seine Mündung in den Jordan sucht. Seitwärts auf dem Hügel Tell Djeldud will man die Stätte Gilgals finden, wo Israel zum Andenken an den glücklichen Uebergang über den Fluß zwölf Steinaltäre errichtete. Auf diesen Feldern hat man uralte Cromlechs oder Baalsteine entdeckt.

Wir haben die Thonwüste verlassen. Flächen liegen vor uns, todt wie sie; doch immer grüner wird die großartige Landschaft. Sträucher und Bäume zeigen sich, und nordwärts deuten Pflanzungen Jericho an. Ein breiter Thurm wird sichtbar. Zur Zeit Josuas war diese Ebene reich bebaut; denn als die Juden vor der Erstürmung Jerichos in Gilgal lagerten, hörte das Manna auf, und sie aßen vom Gefilde des Landes. Jericho selbst hatte Gott vom Nebo dem Moses als „Palmenstadt" gezeigt. Sie war stark ummauert, reich und blühend. Die Eroberer fanden in ihr Silber und Gold und eherne und eiserne Gefäße, die sie in den Schatz des Herrn thaten.

Riha ist der Name des heutigen elenden Orts, und dieser liegt nicht auf der Stelle der alten Stadt, sondern mehr als eine halbe Stunde südwärts am Wadi el Kelt. Gleich am Eingange steht das verfallene Castell, ein großer viereckiger Thurm aus der Zeit der Kreuzfahrerkönige, jetzt ein Wachtlocal für den Aga und sein Häuflein türkischer Soldaten. In seiner Nähe wird ein russisches Pilgerhaus erbaut. Maurer arbeiten daran; Gruppen von Russen und Arabern sind davor versammelt. Riha hat kaum das Ansehen eines Dorfes. Dornhecken statt der Mauern umfassen zerstreute Hütten aus Lehm und Rohr, und einige Gärten.

Wir reiten links ab, die Locanda aufzusuchen. Aus den Gärten quillt Orangenduft. Ein Haus, etwas besser als ein Lehmwürfel, ist unsere Herberge; ihr Aushängeschild ein Oleanderbaum in voller Blütenpracht. Der arabische Wirth empfängt uns mit einem Diener, einem Mohren. Er spricht geläufig italienisch. Drei kleine Zimmer mit Divans stehen zu unserer Verfügung.

Ein heftiger Zank draußen im Garten ruft uns wieder ins Freie. Sein Gegenstand ist ein gepfändetes Kamel von schneeweißer Farbe, welches wüthende

Digitized by Google

Araber umstehen. Wir durchwandern Riha, oder die Wege, die an Gärten und Hütten vorüberführen. Hier wohnen Araber, die nicht wie ihre Stämme im Ghôr umherziehen, sondern etwas Ackerbau treiben, ein armseliges Volk, träg und zerlumpt. Sie sitzen in Gruppen rauchend an den Hecken, manche mit langen Flinten. Ihre edel geformten Gesichter sind von der tropischen Glut fast schwarz gefärbt.

Die verwilderten Gärten sind voll von Gewächsen der heißen Zone. Nur Palmen suche man hier nicht. Der Reichthum an Quellen, die jetzt nur sparsam durch das Land geleitet sind, erzeugt diese üppige Gartencultur. Im Alterthum muß Jericho eins der schönsten Paradiese Syriens gewesen sein. Jede tropische Pflanze kann hier gedeihen. Die Sarazenen haben im Ghôr lange Zeit das Zuckerrohr gebaut. Die Balsamstaude machte das alte Jericho so berühmt, daß Antonius diese Stadt und ihr Gebiet der Königin Kleopatra schenkte; denn nur hier und in Engeddi wurde die kostbare Staude cultivirt. Man sagt, daß sie verschwand, weil Kleopatra sie nach den Gärten von Heliopolis verpflanzen ließ, und dort soll die Balsamstaude noch lange von den Sultanen Kairos gezogen worden sein, nachdem sie auch im Engeddi verschwunden war. Der als Zacchäusöl bekannte Balsam, welchen die Araber in Riha an die Pilger verkaufen, wird aus der Frucht des Zukkumbaumes gewonnen, welcher überall im Ghôr zu finden ist. Wie die Balsamstaude, so ist auch die Rose von Jericho verschwunden.

Undurchdringliche Hecken von Sidrdorn fassen die Gärten ein. Der Sidr ist für den Glauben der Pilger die Spina Christi, woraus die Dornenkrone geflochten sein soll. Ich pflücke gelbe Solanumäpfel, die man irrig Sodomsäpfel nennt. Wenn ich sie öffne, zeigen sie sich wie mit Linsen erfüllt. Der berühmte Sodomsapfel ist die Frucht des Oscherbaums, und dieser findet sich außer in Nubien nur am Todten Meer. Robinson sah ihn allein in Engeddi. Die gelbe Frucht gleicht einer kleinen Orange; wenn man sie drückt, zerspringt sie mit einem Knall und läßt in der Hand ein aschenähnliches Gefaser zurück.

Unser Abendessen ist aufgetragen. Da ein Blick auf die brodelnden Kessel dieser arabischen Küche mich bedenklich gemacht hat, so will ich mich mit Datteln von Bagdad und den Orangen und Cedri Rihas begnügen. Der Mohr servirt; das Brot in seiner schwarzen Hand erscheint so schneeweiß, daß es mir Appetit macht, und ich esse von einigen Speisen, während der Wirth unser Mahl mit witzigen Gesprächen würzt. Da ich mich über sein gutes Italienisch verwundere, sagt er mir, daß er bei den Jesuiten im Libanon studirt habe. Die Araber überhaupt scheinen die italienische Sprache leicht zu erlernen. Unser Wirth hat in Beirut die Welt gesehen. Die Pilgerstation Jericho führt ihm jährlich viele Fremde zu, und da ist er ein Menschenkenner geworden. Er spricht wie ein Philosoph über das reichhaltige Thema von der Hypokrisie, und davon hat er wol auch im Libanon und in Jericho Erfahrungen genug gemacht. Er beschenkt uns mit Stücken Asphalts vom Grunde des Todten Meers, wo es nach Stürmen schwimmend heraufkommt und von den Beduinen gesammelt wird.

Wir hören draußen vor dem Hause jene girrenden Laute, welche die Fellahah auszustoßen pflegen, wenn sie ihre Männer begrüßen oder sonst freudiger Erregung

Digitized by Google

Ausdruck geben. Diese Laute wiederholen ungefähr in einem langen Triller die Silbe lu. Es sind Rihamädchen, die uns einladen, eine Fantasiya oder einen mimischen Tanz anzusehen. Aber sie trillern vergebens, denn niemand von uns ist dazu aufgelegt, diese im Gesicht tätowirten und an den Händen mit Henna gefärbten Weiber umherspringen zu sehen. Der Ruf der Frauen Jerichos ist selbst unter den Arabern so schlimm, daß man glauben möchte, sie alle stammen direct von der Rahab her.

28. März. Um 7 Uhr früh zu Pferd, unsern Rückweg nach Jerusalem zu nehmen. Das Todte Meer strahlt im Morgenglanz. Kräftig wirkt gegen seinen blauen Spiegel das dunkle Castell. Vor uns nach Norden steigen die Terrassen Judäas auf, und machtvoll steht der rothbraune Felsenberg Quarantana da, seinen Fuß in die Thäler des alten Jericho niedersenkend. Wir reiten nordwestlich am Wadi el Kelt durch eine wohlbebaute Ebene, die auch Saatfelder hat. Zertrümmerte Wasserleitungen, einige mit sarazenischen Spitzbogen, sind sichtbar, und Ruinen von Gebäuden, die vielleicht Klöster oder Castelle gewesen sind. Dies herrliche Gefilde war einst von Aquäducten und Kanälen durchzogen und in einen Garten verwandelt. So beschreibt es noch Strabo, der die Palmen und Fruchtbäume Jerichos und die Balsamgärten rühmt (ὁ τοῦ βαλσάμου παράδεισος); und auch Plinius sagt, daß die hiericusische Ebene von Palmenhainen bedeckt und reich bewässert sei. Auf die Beduinen des Ghôr muß Jericho den Eindruck gemacht haben wie Damascus auf die Araber des Haurân. Was für die Gärten dort der Chrysorrhoas ist, das sind hier die Quellen Aïn Sultan und Dûk und der Wadi Kelt gewesen. Heute ist all diese Herrlichkeit zerstört, außer jenem Wasserreichthum. Für die Cultur des Landes fehlen Menschen, Mittel und eine sorgende Regierung.

Wir sind auf dem Gebiet des alten Jericho, welches in der Nähe der Sultanquelle muß gestanden haben. Man hat eine Römerstraße entdeckt, aber keine Ruine bestimmbarer Gebäude. Nur zertrümmertes Mauerwerk und Thonscherben bedecken die Felder, und einige Hügel sind Schuttanhäufungen. Ausgrabungen sind hier niemals gemacht worden.

Nachdem die Posaunen Israels die Königsstadt Jericho umgeworfen hatten, ließ sie Josua zerstören, und er belegte sie mit dem Fluch. Die Trümmer wurden jedoch unter den Königen wieder befestigt, und hier gab es eine Prophetenschule. Nach dem Exil bevölkerte sich Jericho wieder. Bacchides, der General des Königs Demetrius von Syrien, ließ Thore und Mauern bauen. Pompejus zerstörte sie zum Theil, als er von Scythopolis in Galiläa durch das Ghôr am rechten Jordanufer gegen Jerusalem rückte. Unter den von ihm geschleiften Castellen nennt Strabo auch die Thürme Thrax und Taurus, welche den Paß bei Jericho bewachten. Seinen letzten Glanz verdankte diese Stadt Herodes dem Großen. Antonius hatte Judäa und Arabien der Kleopatra geschenkt, und von ihr pachtete Herodes die Oase Jericho. Er baute hier einen Königspalast, einen Circus und die Burg Kypros. Jericho war seine Winterresidenz.

Man muß die Wüsten des Todten Meeres gesehen haben, um eine Natur zu begreifen, wie Herodes gewesen ist. Er selbst war kein Jude, sondern aus Edom

Digitized by Google

südlich des Asphaltsees. Sein Vater Antipater, dort ein arabischer Emir, stieg am Hofe der letzten Makkabäerkönige zur höchsten Ministerstelle auf, und sein Sohn stürzte dann diese Dynastie. Augustus gab ihm das Königthum Judäas, und 37 Jahre lang hat dieser furchtbare Mensch glänzend geherrscht. Er vereinigte die Wildheit des Wüstenarabers mit der Großartigkeit eines römischen Imperators. Es war nichts beschränkt Semitisches in ihm, sondern das kosmopolitische Culturbewußtsein der Hellenen. Er baute den letzten Prachttempel Jerusalems, aber er würde ihn lieber dem Zeus als dem Jehovah geweiht haben, denn das hellenische Heidenthum ließ er überall in sein Land dringen; er errichtete Festungen und Städte, die ganz griechisch oder römisch aussahen, und auch solche Namen trugen. Herodes glänzte sogar in der Reihe der fremden Fürsten, welche Wohlthäter Athens gewesen sind. Unter dem Firnis griechischer Bildung lag die Tigernatur des Edomäers. Seine Grausamkeit ist sprichwörtlich geworden, wie die des Nero. Den alten Hyrkanus, seinen Schwager Aristobul, sein schönes Weib Mariamne, drei seiner Söhne ließ er umbringen, den letzten dieser, Antipater, kurz vor seinem Tode hier in Jericho. Noch sterbend befahl er seiner Schwester Salome, viele vornehme Männer, die er im Hippodrom eingesperrt hielt, zu tödten, sobald er selbst die Augen geschlossen habe; aber diesen Blutbefehl führte Salome nicht aus. Die Sage vom Kindermord in Bethlehem lebt in der heiligen Geschichte und der Kunst fort. Herodes starb zwei Jahre, nachdem Jesus von Nazareth geboren war, und sein Erscheinen bezeichnet das Ende des politischen Judenthums. Die Herrschaft, welche Moses gegründet und Herodes beschlossen hat, wird bald in Trümmer sinken, wie der Prachttempel auf Moria und die heilige Stadt selbst. Nur die drei Riesentürme Hippikus, Phasaelus und Mariamne werden von Titus verschont bleiben.

Wir haben Aïn es Sultan erreicht. Die Christen nennen sie die Elisaquelle. Sie strömt als ein reicher Bach aus Felsen in ein halbkreisförmiges Becken, welches mit alten Quadersteinen eingelegt ist. Ringsumher sind grüne Büsche und blühende Sträucher. Das Wasser ist warm, es hat schon in der Morgenfrühe 17° R. In diesem Becken soll Herodes den Aristobul ertränkt haben. Wahrscheinlich lag in der Nähe sein königliches Schloß, das Basileion beim Strabo, und da ist er selbst gestorben. Wir sehen Zelte Reisender seitwärts von der Quelle aufgeschlagen. Viele ziehen es vor, hier im Freien, statt in Jericho zu nächtigen.

Nahe bei den Resten einer Wasserleitung übersetzen wir den Bach Kelt, an dessen Rändern grüne Bäume stehen. Vor uns steht der Djebel Karantal, die Quarantana, wo Jesus nach seiner Taufe vierzig Tage lang verweilt haben soll. Vom Gipfel des Gebirges zeigte ihm der Verführer die Welt, deren Herrschaft er ihm versprach: eine wunderbare Gegenscene zu jener des Moses auf dem Nebo, und vielleicht dieser nachgeahmt. Beide Berge liegen einander gegenüber. Im Karantal sind viele alte Einsiedlergrotten, wie in der Kidronschlucht, und eine Kapelle steht auf seiner Spitze.

Wir biegen südwärts ab und gelangen an der Ruine des Thurmes Kakûn vorbei auf die Jerusalemstraße, die zum Gebirge Juda hinaufführt. Ein langer

Digitized by Google

Pilgerzug zeigt sich vor uns und verschwindet im Geklüft. Wir erreichen den Punkt, von wo wir zum letzten mal das Todte Meer betrachten können; dann ziehen wir durch einförmige Thäler und über Höhenrücken fort. Um 10 Uhr 30 Minuten sind wir am Khan Hadrûr. Das ist kein Ort, sondern ein Rastplatz unweit der Ruine eines mittelalterlichen Castells. Eine Felswand bietet hier Schatten dar. Die Pilger pflegen am Khan Hadrûr zu rasten, obwol es an einer Quelle fehlt, und weil sie hier halbverschmachtet ankommen, hat man auf diesen Ort die Scene vom barmherzigen Samariter verlegt. Die klugen Priester haben in Palästina jeden Schritt Christi, jedes Ereigniß aus seinem Leben localisirt. Denn Bäume und Steine, Quellen, Grotten und Lehmhütten sind zu ebenso vielen geschichtlichen Denkmälern des Neuen Testaments gestempelt worden. Ganz Jerusalem ist in eine Atmosphäre des frommen Betrugs eingehüllt, und überall sind Kritik und Verstand mit diesem Betruge im Kampf. Aber die Pilger wollen alle Denkmäler der heiligen Geschichte in Palästina mit Händen greifen; denn wozu sind sie so weit hergekommen? Man zeigt ihnen noch mehr, als sie selbst verlangen.

Im Khan Hadrûr sitzen Araber und bieten Orangen feil. Ein zerlumpter Junge hält einen Ziegenschlauch neben sich und ruft: „Moje, moje!" Das Glas Wasser kostet 2 Soldi, eine Orange $^1/_2$ Fr., was gerade nicht nach der Barmherzigkeit des Samariters aussieht. Wir frühstücken, während heimkehrende Pilger anlangen, zu Fuß, zu Pferde, zu Esel, wol 100 Menschen und mehr, alle ermüdet und erhitzt. Manche ziehen vorüber, andere werfen sich hin, während der Beduinenknabe unaufhörlich „Moje! moje!" ruft. Eine Pilgerin bittet uns um Wasser. Sie trinkt es in langen Zügen. Ein armes Weib wirft vorübergehend scheue Blicke auf die Erfrischungen am Boden. Ich reiche ihr eine Orange, und sie macht eine Bewegung, wie um den Saum meines Rockes zu küssen, dann wankt sie weiter. Sie ist vom Libanon. Viele Nationen sind im Pilgerschwarm vertreten, Griechen, Russen aus der Krim, Syrer, Cyprioten, Byzantiner, dazu halbnackte Eseltreiber. Die bunten Costüme wirken phantastisch in dieser brennenden Steinwüste. Alle haben Andenken vom Jordan, Rohr und Stäbe, oder grüne Zweige, die blecherne Wasserflasche, und das Sterbehemd, in dem sie das Bad genommen. Wunderliche Erscheinungen ziehen vorüber. Ein Maulthier trägt an jeder Seite einen umgekehrten Tisch, die Füße nach oben; darin sitzen Weiber und Kinder; ein Zelt ist darüber ausgespannt.

Wir steigen aufwärts, eher auf sanften als steilen Flächen, dann wieder hinab zum Wadi Sidr, und von diesem zum Wadi-el-Hôd, welches an einer Stelle ein tiefes Thal bildet, der Tränkplatz genannt. Hier sprudelt die einzige Quelle zwischen Jerusalem und Jericho. Man nennt sie die Apostelquelle. Das ummauerte Becken ist von Pilgern umlagert; jenseit steht eine Baracke, worin Kaffee geschenkt wird.

Wir reiten einen steilen Berg empor und sehen nahe unter uns auf den Abhängen des Oelberges Bethanien, die Heimat des Lazarus, und deshalb von den Arabern el Azarîye genannt, ein malerisches Dorf von Lehmhütten unter viel Mandel- und Feigenbäumen. Eine Thurmruine und eine kleine Moschee sind die

Digitized by Google

einzigen hervorragenden Gebäude Bethaniens. Ehemals stand hier eine Lazaruskirche und ein Nonnenkloster, welches Melisinda, die Tochter Balduin's und Gemahlin Fulco's IV. von Jerusalem, im Jahre 1138 erbaut hatte. Der alte Thurm heißt Schloß des Lazarus. An ihm liegt die unterirdische Gruftkammer des Freundes Jesu. Die Mohammedaner sind jetzt im Besitze aller christlichen Lazarusheiligthümer. Wir verschmähen es, abzusteigen und das Lazarusgrab, wie die Häuser der Martha und Maria zu sehen, und reiten als verstockte Ketzer weiter.

Seitwärts von Bethanien steht auf luftiger Höhe, von welcher der Blick noch einen Theil des Ghôr übersehen kann, ein gelber Häuserklumpen. Es ist Abu Dis, die Residenz des großen Schechs, unsers Beschützers. Musa verläßt uns hier, erfreut über das Geldgeschenk, welches wir ihm zur Anerkennung seiner guten Dienste verehren.

Wir sind auf dem Höhenzuge des Oelberges. Vor uns liegt Jerusalem. Von keiner andern Seite bietet die Stadt einen gleich großartigen Anblick dar. Im dunkeln Rahmen ihrer riesigen Quadermauern hebt sie sich mit Thürmen, Kuppeln und Minarets wie ein figurenreicher Opferaltar zum Himmel empor. Hier, bei Bethanien, stand Jesus; er blickte auf die herrliche Stadt, über deren Mauern sich der Tempel des Herodes in seiner Pracht erhob, wie heute die Omarmoschee, und er weinte über das nahe Schicksal Jerusalems.

Digitized by Google

Oesterreichs auswärtige Politik seit Andrássy's Rücktritt.

Von

Walter Rogge.

Mit der Occupation des Limgebietes, die sich Mitte September 1879 ganz friedlich vollzog, betrachtete Andrássy seine Mission als vollendet. Unter Zuziehung seines prädestinirten Nachfolgers, des bisherigen Botschafters in Rom, Baron Haymerle, hielt er noch vom 21. bis 24. Sept. in Wien mit Bismarck jene Conferenzen ab, die den Angelpunkt für die folgende Politik Oesterreichs und Deutschlands bilden. Am 8. Oct. erfolgte Andrássy's officieller Rücktritt und Haymerle's amtliche Ernennung. Das kaiserliche Entlassungsschreiben sprach das vollste Vertrauen und die dankbarste Anerkennung aus, betonte auch ausdrücklich, daß die Gewährung der Dimission als ein Beweis des hohen Werthes zu gelten habe, den der Monarch auf die Erhaltung der Gesundheit Andrássy's lege, damit er dessen bewährte Dienste auch in Zukunft wieder in Anspruch nehmen könne. Haymerle's Circular vom folgenden Tage erklärte, seine Aufgabe bestehe darin, das Werk seines Vorgängers fortzusetzen, namentlich für die stricte und vollständige Ausführung des Berliner Vertrages zu sorgen. Er berief sich ausdrücklich darauf, daß er an diesem Werke als dritter Bevollmächtigter Oesterreichs persönlich theilgenommen habe. Ueber die Septemberabmachungen ist im Wortlaute nichts bekannt und sind fortwährend officiellerseits absichtlich falsche Nachrichten verbreitet worden. Hat doch erst ganz vor kurzem Graf Kalnoky alle die Angaben, die von Bismarck nahestehenden Blättern über den angeblichen Ablauf des Vertrages verbreitet wurden, für „wüsten Lärm" erklärt. Um indessen den ungefähren Inhalt der Convention zwischen Bismarck und Andrássy zu enträthseln, braucht man nur das Verhältniß zu berücksichtigen, in dem Oesterreich und Deutschland damals zu Rußland standen. Der Ton zwischen der berliner und russischen Presse war schon ein höchst ungemüthlicher geworden, als am 3. und 4. Sept. Kaiser Wilhelm mit dem Zaren in Alexandrowo auf russischem Gebiet zusammentraf. Alexander II. verweilte damals in Warschau, und der Deutsche Kaiser war im Begriff, zu den großen Manövern nach Königsberg zu reisen. Unmittelbar nach dieser Zusammenkunft aber mußten die gouvernementalen berliner Blätter constatiren, daß die russische Presse den Kampf gegen Deutschland wieder in der aller-

Digitized by Google

gehässigsten Weise aufnehme. Selbst ein gemäßigtes Blatt, die „Molva", erklärte, der fieberhafte Zustand, in den die convulsivische Politik Bismarck's Europa beständig versetze, könne nicht länger dauern; ein Deutschland, das sich infolge seiner eingebildeten Macht von Tag zu Tag mehr ruinire, und ein Frankreich, welches von Tag zu Tag reicher und kräftiger werde, trotzdem aber gezwungen sei, täglich Augenzeuge zu sein, wie die ihm entrissenen Provinzen zusehends germanisirt würden — eine solche Lage der Dinge sei einfach unnatürlich und der Revanchekrieg deshalb unausbleiblich. Rußland werde dabei durch seinen Einfluß denjenigen der beiden Theile zu unterstützen haben, dessen Kräftigung seinen eigenen Interessen besser entspreche.

Mit ganz ebenbürtigen Freundlichkeiten wurde Oesterreich von der „Nowoje Wremja" regalirt, die von dem Régime der wiener Regierung in Bosnien und der Herzegowina eine Schilderung entwarf, wonach der Kaiserstaat nichts sei als eine zweite europäische Türkei, und bestimmt, deren Schicksal zu theilen. Ungeheueres Aufsehen hatte gleichzeitig ein Interview erregt, welches in den ersten Septembertagen Fürst Gortschakow einem, ihm vom Duc Decazes empfohlenen Redacteur des pariser „Soleil" in Baden-Baden gewährte. „Was Frankreich betrifft", hatte der russische Kanzler gesagt, „so habe ich stets erachtet und gegen jedermann laut ausgesprochen, daß eine anhaltende Schwächung Ihres Landes eine beklagenswerthe Lücke im europäischen Concert erzeugen würde. Ohne Zweifel danke ich diesen Gesinnungen, aus denen ich nie ein Hehl gemacht habe, die Feindschaft, mit der mich der deutsche Kanzler beehrt. Zu Ihren Staatsmännern habe ich stets gesagt: seid stark, das ist für euere eigene Sicherheit und für das europäische Gleichgewicht unerläßlich. So sprach ich zu Herrn Thiers und zum Herzog von Decazes, als er mich in Interlaken besuchte. Welches auch die Regierung Frankreichs sein mag, dies werde ich ihr stets predigen, und dazu noch viel Mäßigung und Vorsicht im Verkehr mit gewissen Mächten." Auf die weitere Frage des Redacteurs, ob die Zusammenkunft von Alexandrowo nicht die alte Herzlichkeit der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland herstellen werde, hatte Gortschakow mit unverkennbarer Absichtlichkeit erwidert: „Die beiden Souveräne lieben und schätzen einander sehr, und dies wird gewiß genügen, um manche Schwierigkeiten zu beseitigen und leichte Differenzen auszugleichen. Noch einmal, und Sie mögen dies Ihren Landsleuten von mir ausrichten: ich hege eine innige Liebe zu Frankreich und glaube davon in den letzten Jahren überzeugende Beweise geliefert zu haben. Ich erachte es für ein Interesse ersten Ranges, daß es den ihm aus so vielen Gründen gebührenden Platz in Europa einnehme. Es ist dies, sage ich, ein Interesse ersten Ranges, nicht blos für Frankreich, sondern für alle andern Nationen. Eine Absetzung Frankreichs wäre ein Majestätsverbrechen gegen die Civilisation."

Das war die Stimmung zwischen den drei Staaten, als von Berlin aus demonstrativ angekündigt wurde, der deutsche Reichskanzler werde von Gastein über Wien zurückkehren. Der Eindruck der wiener Begegnung war deshalb allenthalben ein ungeheuerer. In Wien und Pest begrüßte die deutsche wie die ungarische Presse das Ereigniß mit ungetheiltem und ehrlichem Beifall. Fast noch

Digitized by Google

größer war der Jubel der Tories in England. Am 18. Oct. verkündete Lord Salisbury, als der erste, officiell auf einem Banket zu Manchester die abgeschlossene Allianz, wenn auch in etwas zweifelhafter Form. Unter lange anhaltenden Cheers sagte er: „Die Zeitungen berichten, ich weiß nicht ob mit Recht, daß zwischen Deutschland und Oesterreich ein Schutzbündniß errichtet worden ist. Ohne Profanirung darf ich sagen, daß dies eine gute, sehr erfreuliche Botschaft ist" (good tidings of great joy), „und wenn Sie uns fragen, wie wir unsers Amtes gewaltet haben, so vergleichen Sie den jetzigen Stand der Dinge mit dem Tage, wo der Vertrag von San-Stefano abgeschlossen war. Betrachten Sie die militärische Stellung Rußlands von damals und jetzt, die Lage der Türkei von damals und jetzt; betrachten Sie die Sympathien Oesterreichs und noch mehr die Deutschlands, und ich glaube, Sie werden anerkennen, daß, soweit Ihrer Majestät Regierung irgendeinen Antheil an der Gestaltung dieser Ereignisse gehabt hat, eine vollständige Schutzwache für die Interessen geschaffen worden ist, die zu schützen unsere Pflicht war." Dieser Enthusiasmus und namentlich die Art, wie das Bündniß der beiden Kaisermächte im Interesse Englands gegen Rußland verwerthet werden sollte, ging nun wol über die berliner und wiener Intentionen hinaus; immerhin ergab sich daraus, daß Deutschland und Oesterreich in einem Kriege, den ihnen Rußland etwa aufdränge, England auf ihrer Seite finden würden. Das verstand man auch in Petersburg, wo der Abschluß des Schutzbündnisses und mehr noch die unumwundene Art, wie der englische Minister des Auswärtigen dasselbe feierte, einen geradezu niederschmetternden Eindruck machte. Die gesammte russische Presse begrüßte die Rede Salisbury's mit einer wahren Berserkerwuth. Aus alledem ergibt sich denn doch so viel, daß die wiener Septemberabmachungen ein förmliches Schutzbündniß enthalten, welches in der Mitte Europas eine gewaltige Macht zur Wahrung des Friedens nach Ost und West zusammenfassen soll. Es ist wol nicht gegen Rußland offensiv gerichtet; gewiß aber enthält es eine indirecte Spitze gegen das Zarenreich, insofern es Rußland zu isoliren strebt, wenn letzteres nicht auf seine panslawistische Politik verzichtet und zu einer ehrlichen Ausführung des Berliner Vertrages die Hand bietet. Demnach scheint es auch thatsächlich richtig, daß die Verständigung zwischen Bismarck und Andrássy in einem Protokoll niedergelegt wurde, das noch vor der Abreise des Kanzlers aus Wien vom Kaiser Franz Joseph vollzogen worden war. Um den Deutschen Kaiser zur Unterzeichnung zu bewegen, reiste der Stellvertreter des Kanzlers, Graf Stolberg, nach Baden-Baden, wo Wilhelm I. am 15. Oct., angeblich mit schwerem Herzen, unterzeichnet haben soll. Der „Kölnischen Zeitung" zufolge hätte Bismarck seinem Bericht das Entlassungsgesuch für den Fall der Nichtgenehmigung beigelegt, und Graf Stolberg in Baden-Baden acht Tage gebraucht, um die Bedenken des Kaisers zu überwinden.

Der Besuch, den der Großfürst-Thronfolger Mitte November in Wien und Berlin abstattete, war wol ein unzweifelhaftes Symptom für ein Einlenken Rußlands, besonders weil dieser Prinz mit seiner dänischen Gemahlin bisher als die entschiedensten Gegner Oesterreichs und Deutschlands galten. Natürlich nahm man

Digitized by Google

ein solches Entgegenkommen in Berlin und Wien freundlich auf, ohne jedoch allzu große Freude darüber zu zeigen. Der Kronprinz des Deutschen Reiches blieb während des Besuches ruhig in Italien, und Fürst Bismarck hielt es für überflüssig, Varzin zu verlassen. Am präcisesten sprach sich eine hochofficiöse berliner Correspondenz aus: „Oesterreich und Deutschland sind innerlich so nahe getreten, daß eine intimere Annäherung einer dritten Macht an eins der beiden Reiche nicht mehr möglich ist. Rußland, welches das Freundschaftsverhältniß zu Deutschland aufrichtig wieder gefestigt zu sehen wünscht, mußte sich zuvor in loyaler Weise Oesterreich wieder nähern. Es konnte nur zwei Freunde haben oder keinen. Seit den wiener Septemberbesprechungen beginnt man auch in Rußland an die Stärke der österreichisch-deutschen Interessengemeinschaft zu glauben, und verständige Russen suchen um so eifriger nach den allen drei Mächten gemeinsamen Berührungspunkten, als man in London kein Hehl daraus macht, die Isolirung, in welcher Rußland gegen Ausgang des Sommers gerathen war, möglichst schnell und erfolgreich auszubeuten." Gleichzeitig ertheilte der officiöse Correspondent auch nach England hin das Aviso, daß „weder Oesterreich noch Deutschland ein Interesse haben, Englands aggressive asiatische Politik direct oder indirect zu fördern. Sie haben sich für ihre eigenen Interessen zusammengethan und bleiben für dieselben verbunden."

Man ist deshalb auch noch heute wesentlich auf die streng officiellen Mittheilungen über die Septemberconvention angewiesen. Am 18. Dec. sagte Franz Joseph I. in seiner Rede zur Eröffnung der Delegationssession: „Es gereicht mir zur Befriedigung, Ihnen auch diesmal sagen zu können, daß die Beziehungen der Monarchie zu allen auswärtigen Mächten die freundschaftlichsten sind. Ich hoffe, daß die Segnungen des Friedens meinen Völkern ungetrübt erhalten bleiben werden. Das innige Einvernehmen mit dem deutschen Kaiserreiche bietet mir eine verstärkte Bürgschaft, daß jene allgemeine Beruhigung eintreten werde, die der friedlichen Arbeit ihre volle Entfaltung sichert. Wenn auch die Nachwirkungen des Krieges in den Gebieten des türkischen Reiches noch nicht behoben sind, darf doch erwartet werden, daß die consequente Durchführung des Berliner Vertrages auch auf der Balkanhalbinsel den vollen Frieden, und in seinem Gefolge bessere Zustände bringen wird." Daran schließen sich die Aufklärungen, die Baron Haymerle am 15. Jan. 1880 im Ausschuß der österreichischen Delegation gab, und denen die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit vollem Recht die Tragweite eines politischen Programms beimaß. Der neue Minister erklärte, daß die innigen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich von langer Zeit her datiren und vom Grafen Andrássy mit der ganzen Energie seines Willens in vollster Loyalität gepflegt worden seien, welches Streben von deutscher Seite ebenso offenes Entgegenkommen gefunden habe. So habe sich jenes Vertrauen herausgebildet, das schon vor und auf dem Berliner Congreß in concreten Fragen zu Tage getreten sei. Da aber der Berliner Vertrag die erhoffte Beruhigung nicht im erwünschten Maße hervorgerufen habe, sei es nur natürlich gewesen, daß bei dem persönlichen Zusammentreffen der beiden befreundeten Staatsmänner ein Ideenaustausch über die allgemeine europäische Lage stattgefunden habe. „Dieser Ideenaustausch nun", fuhr der Redner fort, „constatirte nicht nur die Gemeinsamkeit der Interessen in

Digitized by Google

allen großen Fragen, sondern auch eine solche Gleichmäßigkeit der Auffassung dieser Fragen in allen ihren möglichen Consequenzen, daß die Besprechungen naturgemäß zu einem generellen innigen Einvernehmen führten. Dieses Einverständniß ist ein Werk des Friedens; es bedroht niemand, im Gegentheil, es soll in Mitteleuropa durch enges Aneinanderschließen zweier bedeutender Mächte einen Kern bilden, an welchen jede Macht, welche die gleiche Tendenz des Friedens und der Beruhigung verfolgt, sich anschließen kann. Dasselbe hat auch an sich solche Festigkeit und Dauer, als irgendeine Form geschriebener Worte ihm verleihen könnte; es wurzelt in der Gemeinsamkeit der Interessen, in der gleichen politischen Auffassung, in der Freundschaft der Souveräne und in den Sympathien der Bevölkerung." Es ist dem kaum etwas hinzuzufügen, wenn man sieht, wie seitdem in vier Jahren das Zwei-Kaiser-Bündniß sich zur Tripleallianz erweitert hat, der sich Serbien und Rumänien angeschlossen haben und Spanien wenigstens genähert hat; und wie eine Allianz, die anfangs nur bei Ungarn und liberalen Deutsch-Oesterreichern populär war, auch von den slawischen Stämmen der habsburgischen Monarchie als beste Friedensbürgschaft begrüßt wird. Zwei Tage später fügte Sectionschef Kallay in der ungarischen Delegation noch einige weitere Aufschlüsse hinzu. Er sagte unter anderm: „Wenn das Hauptziel des Bündnisses oder die intime politische Freundschaft zweier Staaten gerade die Aufrechterhaltung des Friedens ist, so wird das Resultat dieses Bündnisses oder dieser Freundschaft sich nicht in eclatanten Thatsachen, sondern in dem negativen Umstande äußern, daß eben der Friede erhalten bleibt; und dieses Resultat ist sowol für uns als auch für den andern Staat viel wichtiger als manche positive Thatsachen. Gerade in dem Umstande, daß beide Staaten den Frieden wünschen, daß in keinem derselben Bestrebungen oder Wünsche existiren, die nur auf Kosten des andern Staates durchführbar wären; in dem Umstande ferner, daß diese Staaten auf einer langen Linie aneinandergrenzen, liegt die natürliche Nothwendigkeit dessen, daß sie beide auf eine gegenseitige politische Freundschaft angewiesen sind. Auf dieser Grundlage besteht die Freundschaft; auf dieser Grundlage wird sie immer stärker und stärker werden, und hieraus folgt, daß dieses Verhältniß beiden Theilen gleichmäßig vortheilhaft ist."

Mehr ist im Grunde über den Inhalt des Bündnisses auch heute noch nicht bekannt, wenigstens nichts Zuverlässiges. Wenn aber Kallay hinzufügte: „Dieses politische Verhältniß bietet uns zugleich begründete Hoffnung dafür, daß, wenn gegenwärtig auch noch auf volkswirthschaftlichem Gebiet Schwierigkeiten vorhanden sind, diese wahrscheinlich beseitigt werden dürften", so erwies sich das leider sofort als ein großer Irrthum, wie es ja bei den schutzzöllnerischen Tendenzen, die in beiden Reichen die Oberhand hatten, nicht anders sein konnte. Wohl beschäftigten sich Presse und öffentliche Meinung seit den Septemberabmachungen sehr lebhaft mit den Zoll- und Handelsverhältnissen zwischen Oesterreich und Deutschland. Als erste Frucht des neuen Freundschaftsbundes wurde die Anbahnung eines neuen Zoll- und Handelsvertrages verkündigt, der beiden Reichen sehr weitgehende Verkehrs- und Tariferleichterungen bringen sollte. Ja, von verschiedenen Seiten

Digitized by Google

wurde sogar ein Zollbund in Aussicht gestellt, dem nach Andrássy's Lieblingsidee auch Serbien und Rumänien beizutreten hätten. Selbst Bismarck's Leibblatt, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", gab sich den Anstrich, als ob man an der Spree in einer Zolleinigung Deutschlands und Oesterreichs das beste, ja das einzige Mittel erblicke, um eine ökonomische Entwickelung Mitteleuropas herbeizuführen, an der Frankreich zu participiren keinen Anspruch habe, obwol ihm der Frankfurter Friede in Deutschland das Recht der meistbegünstigten Nationen unbedingt und ohne Zeitbeschränkung einräume. „Wolle Frankreich eine Aenderung dieser Clausel nicht zugestehen", meinten andere Officiöse, „so müsse man eben einen Zollverein abzuschließen suchen, dem am Ende keine schweren Hindernisse entgegenstünden, außer dem österreichischen Tabacksmonopol und der Gefahr für die österreichische Eisenindustrie. Das Tabacksmonopol sei gerade Wasser auf Bismarck's Mühle; und bezüglich der österreichischen Eisenindustrie werde es möglich sein, alle Besorgnisse zu zerstreuen. Ein österreichisch-deutscher Zollbund könne nämlich Rußland zum Aufgeben seiner Prohibitivpolitik zwingen, ein Vereinstarif gegenüber den landwirthschaftlichen Producten Rußlands so hohe Positionen annehmen, daß einem großen Theil des Zarenreiches die Ausfuhr abgeschnitten und dieses dadurch zu Gegenconcessionen geneigt gemacht werde. Eine bedeutende Erleichterung der Eiseneinfuhr in Rußland aber würde der österreichischen und deutschen Industrie ein so ungeheueres Absatzgebiet verschaffen, daß sämmtliche Werke in ihrem gegenwärtigen Umfange beschäftigt werden könnten, zumal man auf dem Vereinsgebiete die Concurrenz Belgiens und Englands durch höhere Zölle abschneiden könne." Allerdings hatten die Regierungen beider Reichshälften sich am 8. Nov. über die Instructionen für ihre Delegirten, die über den Abschluß eines neuen Handelsvertrages mit Deutschland verhandeln sollten, so weit verständigt, daß diese nach Berlin abgehen konnten. Aber schon am 26. mußten die Verhandlungen als resultatlos angesehen werden, da Oesterreich unbedingt auf der Beibehaltung der freien Einfuhr von Rohleinen und des Verbotes der Confiscation von Eisenbahnwaggons bestand, während deutscherseits jede Verlängerung dieser beiden Bestimmungen verweigert wurde. Am 4. Dec. ließen die Ministerien beider Reichshälften in Wien und Pest sich von ihren Parlamenten bevollmächtigen, einfach den mit Neujahr 1880 ablaufenden Handelsvertrag noch auf ein halbes Jahr ganz oder theilweise zu verlängern, oder wenn selbst dies nicht möglich sei, einzelne Bestimmungen desselben im Verordnungswege aufrecht zu erhalten. Am letzten Tage des alten Jahres kam man endlich überein, den bestehenden Handels-, resp. Meistbegünstigungsvertrag bis zum 30. Juni 1880 zu prolongiren, jedoch mit sehr wesentlichen Einschränkungen von beiden Seiten. Es wurde wol die Meistbegünstigung auf sechs Monate verlängert; dagegen hörte die freie Rohleinenausfuhr aus Oesterreich und das Verbot der Confiscation von Eisenbahnwaggons auf, ebenso für Oesterreich die Verpflichtung zur Publication der Eisenbahnrefactien. Das Zollcartell sollte beiderseits nach den Grundsätzen der Reciprocität geordnet werden; den Veredelungsverkehr behielten die Regierungen sich vor, im autonomen Wege zu regeln. Oesterreich wollte die Verpflichtung, hinsichtlich des Appreturverkehrs die demselben bisher eingeräumten Begünstigungen aufrecht zu erhalten,

Digitized by Google

nicht ferner übernehmen, weil Deutschland die der Einfuhr böhmischer Rohleinen gewährte Zollfreiheit zurückzog. Das im Handelsvertrage enthaltene Verbot der Anwendung nicht publicirter Tarifbegünstigungen im Eisenbahnverkehr war eine Gegenleistung für die Arrestfreiheit der Eisenbahnwaggons in dem bekannten Prioritätenstreite, die Deutschland damals gewährt hatte. In beiden Punkten entfielen also Concession und Gegenconcession. Der Appreturverkehr sollte noch sechs Wochen nach dem 31. Dec. die bisherige Zollfreiheit genießen und von da ab bis zur völligen Beendigung des Provisoriums einem Zoll von 14 Fl. pro 100 Kilo unterliegen. So waren denn in einem kurzen Vierteljahr die ausschweifenden Hoffnungen auf eine wirthschaftliche Entwickelung in mehr freihändlerischem Sinne so zusammengeschrumpft, daß Haymerle auf eine Anfrage in der Delegation am 10. Jan. 1880 nur sehr wenig tröstliche Aussichten über den Abschluß eines Handelsvertrages mit Deutschland geben konnte. Dieselben liefen eigentlich darauf hinaus, daß wenigsteus ein Zollkrieg zwischen den beiden Verbündeten nicht zu befürchten sei.

Bei dem offenkundigen Bestreben des Zwei-Kaiser-Bündnisses, als seine erste Aufgabe die scrupulöse Durchführung des Berliner Vertrages zu behandeln, mußte natürlich zunächst Oesterreichs Stellung zu Bosnien und den Ländern der Balkanhalbinsel ins Gewicht fallen. Hierüber sprach sich nun am 18. Dec. 1879 bei der Eröffnung der Delegation der Kaiser dahin aus: „Nachdem in Ausführung des Berliner Vertrages im vollständigen Einvernehmen mit Sr. Maj. dem Sultan die Besetzung einiger Garnisonspunkte im Sandschak Nowi-Bazar dank der musterhaften Führung und Haltung meiner Truppen friedlich erfolgt ist, konnte ich schon im Laufe des Jahres und jüngst abermals beträchtliche Verminderungen des Truppenbestandes in jenen Ländern eintreten lassen. Es ist dadurch möglich geworden, die Ausgaben für die Occupation in namhafter Weise herabzusetzen. Was ich im vorigen Jahre als anzustrebendes Ziel bezeichnete, daß die Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina aus den Mitteln dieser Länder bestritten werden könne, geht bereits in diesem Jahre der Verwirklichung entgegen.“ Noch präciser erklärte sich Haymerle am 15. Jan. 1880 in der Delegation: „Alle Congreßbeschlüsse bezüglich Bosniens und der Herzegowina sind einstimmig gefaßt worden, können daher auch nur einstimmig gelöst werden. Niemand in Europa hat das Recht, Oesterreich diese Vertragsbestimmungen zu kündigen.“ Bei Nowi-Bazar handle es sich nicht so sehr um die Besetzung des Sandschaks selbst, als um die Sicherung des Rechts, diese Occupation jederzeit vornehmen zu können.

So war denn schon auch am 15. Oct. 1879 ein regelrechtes Gesetz über die Verwaltung der occupirten Länder im wiener Reichsrath und im pester Reichstag eingebracht worden, das zugleich als Prüfstein für die Stellung der Parteien im Innern des Reiches diente. In den Erblanden bildete es die erste Bresche, die in das Ministerium Taaffe gelegt wurde, indem die Rechte des Abgeordnetenhauses ihre Zustimmung von dem Ausscheiden der liberalen Cabinetsmitglieder abhängig machte. Tisza wiederum konnte das Gesetz im ungarischen Abgeordnetenhause nur mit 19 Stimmen Majorität durchbringen, ja bei einzelnen Bestim-

Digitized by Google

mungen, die wieder an den Ausschuß zurückgewiesen wurden und abgeändert werden mußten, blieb er sogar mit 14 Stimmen in der Minorität. Das Gesetz beabsichtigte den Einfluß der beiden Regierungen und Parlamente auf die Administration Bosniens und der Herzegowina genau zu umschreiben und zugleich über die Verbuchung der Ausgaben Bestimmungen zu treffen. Wie es am 28. Febr. 1880 publicirt ward, ermächtigte es „die beiden Landesregierungen, im Geiste der für die gemeinsamen Angelegenheiten erlassenen Gesetze die durch das gemeinsame Ministerium und speciell durch den Reichsfinanzminister zu leitende Verwaltung Bosniens und der Herzegowina unter verhältnißmäßiger Verantwortung zu beeinflussen". Besonders habe die Feststellung der Richtung und der Principien dieser Verwaltung sowie die Anlegung von Eisenbahnen im Einvernehmen mit den beiden Landesregierungen zu erfolgen. Die Verwaltung sei so einzurichten, daß die Kosten aus den eigenen Mitteln dieser beiden Länder gedeckt würden. Solange dies nicht erreichbar, seien alle Vorlagen des Erfordernisses mit beiden Regierungen festzustellen, während bleibende Investitionen, die nicht in den Bereich der laufenden Administration fallen, nur auf Grund übereinstimmender Gesetze der beiden Reichshälften zulässig seien. Alle Zolleinrichtungen, die indirecten Abgaben, soweit sie in der ganzen Monarchie gleich sind, das Münzwesen und vorzüglich jede Aenderung des Verhältnisses der occupirten Länder zur Monarchie bedürfen der übereinstimmenden Genehmigung des Reichsrathes und des Reichstages.

Von besonderm Interesse war noch die in dem Berichte der Commission des wiener Herrenhauses niedergelegte Forderung, daß alle für das Occupationsgebiet bewilligten Geldsummen lediglich als Vorschuß zu gelten haben und als solche in Evidenz zu halten sind, damit für künftige staats- und völkerrechtliche Auseinandersetzungen ein festes Guthaben der Monarchie und ihrer beiden Theile, sowie eine fixe Last der occupirten Länder geschaffen werde. Schon Ende November 1879 war übrigens die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in das österreichisch-ungarische Zollgebiet erfolgt. Am 9. April 1880 ward auch für die griechische Kirche in Bosnien ein Concordat mit dem ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel geschlossen. Danach werden die Bischöfe in den occupirten Gebieten in Zukunft von dem Kaiser ernannt und empfangen das sogenannte „heilige Oel" von dem Patriarchen in Karlowitz. Als Entschädigung für die bisher bezogenen Sporteln und Taxen erhält der ökumenische Patriarch eine Pauschalsumme. Am 12. März 1880 war, damit auch wieder ein Ungar im Gesammtministerium sitze, Szlávy zum Reichsfinanzminister und damit zum Minister für Bosnien ernannt worden. Unter seiner Amtirung wurde im Juli die Fortsetzung der Bosnathalbahn von Zenitza bis Serajewo in Angriff genommen, wofür im December 1880 die beiden Parlamente die Summe von 2,800000 Fl. bewilligten. Auch wurden Colonisten, die sich namentlich aus Tirol im Kreise Banjaluka ansiedelten, Staatsländereien nebst zehnjähriger Steuerfreiheit zugestanden.

Einigermaßen erschwert schien die Lage Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel zu werden, als im Frühjahr 1880 das Toryministerium in England gestürzt wurde und ein Cabinet Gladstone an seine Stelle trat. Der neue Premier hatte schon vor seiner Ernennung bei den Wahlen an verschiedenen Orten, namentlich

Digitized by Google

in Schottland und Midlothian, in seinen Angriffen auf die auswärtige Politik der Tories, speciell bezüglich Oesterreichs, dem er in Betreff der Balkanhalbinsel u. s. w. sein berühmtes „Hände weg!" (hands off) zurief, wahrhaft Unglaubliches an Leidenschaft geleistet. So versicherte er am 17. März den Wählern, Kaiser Franz Joseph habe den wiener Botschafter Sir Henry Elliot zu sich rufen lassen und ihm mitgetheilt, daß „eine pestilenzialische Persönlichkeit", ein gewisser Mr. Gladstone, die auswärtige Politik Oesterreichs nicht billige. Der Kaiser von Oesterreich erkläre daher, zur Richtschnur für das britische Volk, daß er die Aufrechterhaltung des Toryministeriums wünsche. „Wenn ihr also", fuhr Gladstone fort, „eine auswärtige österreichische Politik im Rathe Englands dominiren sehen wollt, so gebt euere Stimmen ab, wie es euch der Kaiser von Oesterreich empfiehlt. Oesterreich war stets der beharrliche Feind der Freiheit in jedem Lande Europas. Auf der ganzen Weltkarte gibt es keinen Fleck, auf den ihr euern Finger legen könntet und sagen: Hier hat Oesterreich Gutes gethan." Ebenso erklärte Lord Hartington in einer Wahlrede am 22. März, er müsse entschieden gegen eine Tripleallianz Englands mit Deutschland und Oesterreich protestiren. Er habe nichts gegen diese beiden Staaten einzuwenden, aber angesichts der gegenwärtigen Zustände Europas würde eine solche Allianz als mehr oder weniger gegen gewisse andere europäische Mächte gerichtet erscheinen. So sehr auch England bestrebt sei, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, werde es kein Bündniß zulassen, welches Mistrauen oder Uebelwollen gegen Frankreich andeute. Es war unmöglich, sich einen offenern Gegensatz gegen die Salisbury'schen Lobeserhebungen auf die wiener Septemberübereinkunft zu denken. Angesichts dieser Schmähungen war vor Uebernahme des Portefeuille durch Gladstone irgendeine Auseinandersetzung mit Oesterreich nothwendig. Kaiser Franz Joseph erleichterte dieselbe, indem er durch Graf Károlyi, den österreichischen Botschafter in London, erklären ließ, der englische Premier möge diesem einen Brief schreiben, wie ihn eben ein Gentleman dem andern in einem solchen Falle schriebe. Daraufhin richtete Gladstone am 4. Mai ein Schreiben an Károlyi, worin er seine Wahlrede mit folgenden Worten widerrief: „Ew. Excellenz ist so gütig, mir zu versichern, daß Ihre Regierung durchaus nicht wünscht, die in Gemäßheit des Berliner Vertrages erworbenen Rechte auszudehnen oder zu vermehren, ja daß jede solche Ausdehnung thatsächlich schädlich für Oesterreich sein würde. Gestatten Sie mir sofort, Ew. Excellenz die Erklärung abzugeben, daß, wenn ich im Besitze einer solchen Erklärung gewesen wäre, wie die, welche ich jetzt entgegenzunehmen im Stande war, ich niemals eins der Worte geäußert haben würde, die Ew. Excellenz mit Recht als verletzend und peinlich bezeichnen." Aber auch im Innern Oesterreichs machten sich, selbst in den Delegationen, wie sehr Haymerle Herr der Lage war, doch Anflüge einer Wandlung bemerkbar, die wir in den beiden Parlamenten schon constatirt haben. Namentlich traten infolge der slawisch-feudal-klerikalen Wendung, welche Graf Taaffe in den Erblanden herbeigeführt, in der Reichsrathsdelegation Verstimmungen und Aspirationen zu Tage, die sich früher nicht ans Licht gewagt hatten, obschon diesmal die Verfassungstreuen noch so weit das Uebergewicht hatten, daß Schmerling mit zwei Stimmen Majorität zum Präsiden-

Digitized by Google

ten erwählt worden war. So besprach der klerikale Freiherr von Hübner, der durch Taaffe zum Herrenhausmitgliede ernannt worden, am 27. Jan. 1880 das Zwei-Kaiser-Bündniß in der Art, daß er zwar gegen die Allianz mit Deutschland nichts habe, jedoch nur unter der Bedingung, wenn die mit Rußland dadurch nicht geschädigt werde. Er unterzog die politischen Verhältnisse Europas einer detaillirten Betrachtung und bezeichnete die Unberechenbarkeit Frankreichs sowie die unfertigen orientalischen Zustände als zwei schwarze Punkte. Durch die ganze Rede ging deutlich der Zug, daß ihm ein Bündniß mit Frankreich und Rußland willkommener wäre, sobald erst wieder einmal die Monarchie oder das Kaiserreich in Paris hergestellt sein würde. Haymerle erwiderte sofort, ganz den richtigen Punkt treffend, er könne die Befürchtungen in Betreff Frankreichs nicht theilen. Auch dort herrsche tiefes Friedensbedürfniß, und die französische Regierungsform sei für die Krieg- und Friedensfrage ganz gleichgültig. Frankreich habe das Gefühl und sei durch die wiederholten Erklärungen beruhigt worden, daß das österreichisch-deutsche Einvernehmen dasselbe keineswegs bedrohe. Für die Behandlung der orientalischen Verhältnisse aber sei im Berliner Vertrage ein gemeinsamer Boden gefunden; und dort lägen auch die Mittel, Oesterreichs Beziehungen zu Rußland, welche die freundschaftlichsten seien, vor jeder Trübung zu bewahren. „Wir suchen", schloß der Minister, „im Orient nicht überwältigenden Einfluß, sondern gemeinsames Wirken und unsere berechtigte Stellung. Wir wollen auch die Wohlfahrt der kleinern Balkanstaaten fördern." Wie befriedigt daher die Presse und die öffentliche Meinung bezüglich der auswärtigen Politik und des engern Bündnisses mit Deutschland war, konnte sie doch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß dieses Bündniß bei dem beiderseits fortgesetzten System der Kampfzölle und bei der Förderung des slawischen Elements in den Erblanden für die Dauer nicht haltbar sein werde. Auch kam man in den wirthschaftlichen Verhandlungen mit Deutschland nicht weiter, als daß am 11. April 1880 die provisorische Handelsconvention von Neujahr, bekanntlich ein bloßer Meistbegünstigungsvertrag, um ein Jahr, d. h. bis zum 30. Juni 1881, verlängert ward. Am 23. Mai 1881 kam endlich, nach definitivem Scheitern der Verhandlungen über einen Handelsvertrag, in Berlin ein bloßer Meistbegünstigungsvertrag zu Stande, der bis Ende 1887 dauern soll, jedoch auch früher kündbar ist. Er enthielt nichts über Rohleinenverkehr, über den Couponstreit, die Eisenbahntarife; der Appreturverkehr hörte mit Neujahr 1882 auf. Die Prohibitionisten hüben und drüben jubelten hell auf!

Unter den Balkanstaaten war es zunächst Serbien, das Oesterreich in der Durchführung des Berliner Vertrages die meisten Hindernisse in den Weg legte. Unterstützt wurde es dabei sowol durch das ebenerwähnte Moment der slawischen Vordringlichkeit in Oesterreich selber, als durch die Gegensätze, die zwischen den Erblanden und Ungarn sich geltend machten. Schon fünf Tage vor Unterzeichnung des Friedensvertrages im Jahre 1878 hatte Andrássy mit Ristic in Berlin am 8. Juli 1878 ein Uebereinkommen abgeschlossen, das den Ausbau der Eisenbahnen und den Abschluß eines Handelsvertrags betraf. Der 38. Artikel des Berliner

Digitized by Google

Friedens bestimmte dann die Verpflichtungen Serbiens in beiden Punkten ganz klar und bündig; allein dasselbe hatte es so wenig eilig, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, daß ein volles Jahr verging, ehe es nur den General Alimpic nach Wien sandte, um über die Verträge zu unterhandeln. Ein Resultat wurde nicht erzielt, und noch im Januar 1880 konnte Haymerle den Delegationen nur Mittheilungen machen, aus denen hervorging, daß Serbien und dessen Minister Ristic die Sache in jeder Weise zu verschleppen wüßten. Uebrigens sei man auf beiden Seiten zu der Ueberzeugung gelangt, daß die eventuell in Aussicht genommene Zolleinigung für keinen vortheilhaft wäre; man habe diese Lieblingsidee Andrássy's deshalb ganz fallen lassen und werde die Unterhandlungen mit einem Delegirten Serbiens über die Eisenbahnfrage demnächst wieder aufnehmen, da erst nach deren Lösung der Handelsvertrag zum Abschluß gelangen könne. Serbien fand auch in der österreichischen Delegation Fürsprecher. Der Czeche Rieger und der Pole Grocholski nahmen sich seiner sehr warm an, und die czechische Presse war durchaus der Meinung, daß Serbien vollständig im Rechte sei, sich der angeblich beabsichtigten österreichischen Umarmung zu entziehen. Am 9. April 1880 erst ward in Wien die Eisenbahnconvention unterzeichnet. Die serbische Skupschtina genehmigte dieselbe am 5. Juni, aber nicht ohne vorausgehende harte Kämpfe. Man trug auf eine Adresse an Gladstone an oder wollte die Einberufung einer eigenen Constituante zur Erledigung der Frage erlangen. Endlich drang Ristic durch, indem er dem Comité erklärte, Haymerle habe die bedingungslose Bauverpflichtung verlangt und mit den äußersten Repressalien, d. h. mit der Grenzsperre gedroht. Die Sprache, welche der Vertreter Deutschlands geführt, sei noch entschiedener gewesen, während allerdings das englische Ministerium seinen Botschafter in Konstantinopel angewiesen habe, Serbien jede mögliche Hülfe zu gewähren. Bisher hatte die serbische Regierung sich noch immer hinter die Differenzen verschanzen können, die zwischen den Erblanden und Ungarn darüber obwalteten, ob die Verbindung mit dem Orient auf der Querbahn durch Kroatien über das Alföld und Pest, oder ob sie durch eine Längsbahn über Sissek mit der Südbahn nach Wien gesucht werden sollte. Ein ebensolcher Contrast erleichterte Serbien seine Renitenz bei den Verhandlungen über den Handelsvertrag. Anfang Juli berieth, nachdem Fürst Milan in den letzten Junitagen einen Besuch in der kaiserlichen Hofburg abgestattet hatte, eine österreichisch-ungarische Zollconferenz die Instructionen für die bevorstehenden Unterhandlungen über den Zollvertrag mit Serbien. Dabei zeigte sich, daß Oesterreich billige Zollsätze für seine Industrie haben will, Ungarn hingegen hohe Importzölle für serbische Producte unter der Form von Finanzzöllen begehrt, wozu die österreichische Regierung sich nicht verstehen mag, aus Besorgniß, dann das belgrader Cabinet bezüglich der Industriezölle unnachgiebig zu finden. Wol betonte noch Oesterreich halb und halb den Standpunkt, daß der für dasselbe so vortheilhafte Handelsvertrag mit der Türkei von 1862 weiter gelten müsse: aber die serbischen Staatsmänner erklärten rundheraus, daß sie jede Forderung auf Anerkennung der fortdauernden Rechtswirksamkeit des 1862er Vertrages absolut ablehnten; sie wollten nur einwilligen, sofort in die meritorische Behandlung einzutreten, jene formelle Frage aber unbedingt außer Spiel gelassen wissen.

Digitized by Google

So kehrten die serbischen Unterhändler Ende August unverrichteter Sache zurück. Nun riß aber Baron Haymerle die Geduld, und unter dem 17. Oct. 1880 erließ er eine Drohnote nach Belgrad, worin er peremtorisch auf dem Rechte Oesterreichs bestand, ganz wie die meistbegünstigten Nationen behandelt zu werden. Jeden Act, der Oesterreich eine minder begünstigte Behandlung angedeihen ließe, würde man in Wien als eine Verletzung der Serbien obliegenden Verpflichtungen betrachten. Von einer Wiederaufnahme der Verhandlungen könne nicht die Rede sein, bevor nicht die wichtige Grundlage gegenseitiger commerzieller Beziehungen durch eine bedingungslose Erklärung der serbischen Regierung wiederhergestellt würde. Anderweitige wirksame Maßregeln behalte das österreichische Cabinet sich vor für den ersten Fall, daß das Prinzip des Meistbegünstigungsrechtes verletzt werde, oder auch, wenn nicht in ganz kurzer Frist die gewünschte Erklärung Serbiens erfolge. Dieses peremtorische Auftreten hatte den sofortigen Sturz des Cabinets Ristic zur Folge, das durch ein Ministerium Pirotschanac ersetzt wurde. Die bisherige Skupschtina wurde aufgelöst. Bei den Neuwahlen war die Niederlage der Risticianer eine vollständige, und am 6. Mai 1881 konnte der Handelsvertrag mit Oesterreich glücklich unterzeichnet werden, den die Volksvertretung am 30. Mai genehmigte. Das Abkommen war so vollständig wie nur möglich und bestand aus sechs Documenten: einem Handelsvertrage mit Schlußprotokoll, einer Viehseuchen-, einer Consular-Convention, einem Rechtshülfvertrage, einer Verlassenschafts-Convention und einem Vertrage über Auslieferung von Verbrechern. Ende October 1881 ward Serbien der panslawistischen Agitation vollständig entzogen, indem der Metropolit Michael, ein Gesinnungsgenosse Ristic's, abgesetzt wurde. Erst nach dieser Wendung gaben die Mächte, namentlich auf Verwendung Oesterreichs, ihre Zustimmung dazu, daß Milan am 6. März 1882 sich die Königskrone auf das Haupt setzte. Seit jener Zeit war der Widerstand in Serbien, der wesentlich auf russisch-panslawistische Agitationen gegen Oesterreich zurückzuführen war, vollständig gebrochen.

Haymerle hatte noch in den Delegationen das Verhältniß zu Serbien als ein sehr bedauerliches, dasjenige zu Rumänien hingegen als ein mustergültiges hingestellt. Jetzt hatten sich die Beziehungen zu Serbien gebessert, aber Rumäniens Verhalten nach dem Berliner Vertrage bestätigte kaum den Optimismus des österreichischen Ministers. Auch Fürst Karol schuldete der wiener Regierung viele Freundlichkeiten. Sie hatte zu seinen Gunsten vermittelnd in der sogenannten Arab-Tabiafrage zwischen Rumänien und Bulgarien gegen die russischen Wünsche eingegriffen. Oesterreich hatte auch interveuirt, als die Mächte Rumäniens Unabhängigkeit nicht anerkennen wollten, weil es die Emancipation der Juden noch nicht vollständig durchgeführt, die ihm bekanntlich der Berliner Vertrag als Gegenleistung auferlegt. Dennoch trat das Ministerium Bratianu in der Donauschiffahrtsfrage der wiener Regierung so hartnäckig wie nur irgend denkbar entgegen. Die zu Galacz versammelte internationale Donaucommission hatte nämlich auf Grund des Art. 55 des Berliner Vertrages ein Reglement für die Schiffahrt und Strompolizei auf der Donau zwischen Galacz und dem Eisernen Thore auszuarbeiten,

Digitized by Google

und sollten zu diesem Behufe, wenn die Commission im November 1880 in Galacz wieder zusammentrat, auch Bevollmächtigte der Uferstaaten zur Theilnahme an den Berathungen eingeladen werden. Vorher hatte Haymerle einen Entwurf dieses Reglements ausarbeiten lassen, der in der diplomatischen Sprache unter dem Namen Avant-projet bekannt ist. Es war darin die Einsetzung einer permanenten Ueberwachungscommission der Uferstaaten Serbien, Rumänien und Bulgarien nebst Oesterreich, mit dem Sitze in Rustschuk vorgeschlagen. In dieser Controlcommission verlangte aber Oesterreich nicht blos Sitz und Stimme, obwol es für die erwähnte Strecke kein Uferstaat ist, sondern auch das fortwährende Präsidium und bei Stimmengleichheit die Entscheidung. Auf staatsrechtliche Autoritäten, wie Felix Dahn und Holtzendorff, sich stützend, protestirte nun Bratianu aus Leibeskräften gegen die Bedrohung der rumänischen Unabhängigkeit, die zum reinen Schattenbilde erniedrigt werde, wenn eine große Macht wie Oesterreich auf der Hauptverkehrsader eines so kleinen Staates wie Rumänien zu commandiren habe. Unterstützt wurde Rumänien namentlich von England: Oesterreich habe gar kein Recht auf Sitz und Stimme in der Commission, die nur aus Bevollmächtigten der Uferstaaten zu bestehen habe. Gladstone's eigentliche Absicht war durchsichtig genug. Bestand die Commission nur aus rumänischen, serbischen und bulgarischen Delegirten, so hätte, zumal bei der gegenseitigen Eifersucht dieser drei Staaten gegeneinander, auf der ganzen untern Donau nicht die Stromflagge, sondern die Seeflagge die Herrschaft geführt, und insofern konnte, der Handelsvortheile wegen, England allerdings auch auf die Unterstützung der Seemächte bei seinem Project rechnen. Als am 15. Nov. die internationale Donaucommission wieder in Galacz zusammentrat, hatte Oesterreich sein Avant-projet dadurch annehmbar zu machen gesucht, daß es einen Artikel hinzufügte, der die Freiheit der Schiffahrt auf der untern Donau verbürgte. Aber England widerstrebte diesem Vorschlage ebenso entschieden; Rumänien fürchtete darum die Präponderanz Oesterreichs nicht weniger und strebte selbst nach überwiegendem Einfluß auf den Verkehr der untern Donau. Frankreich und Italien standen Oesterreich mindestens nicht günstig gegenüber; Rußland war ebenfalls mehr geneigt, Rumänien Rückendeckung zu bieten, und wollte vor allen Dingen sich durch Ausnutzung der obwaltenden Differenzen das Recht zur Ausbaggerung und beliebigen, jeder europäischen Controle baren Beschiffung des Kiliaarmes für eigene Rechnung erwerben. Verlassen konnte sich Oesterreich absolut nur auf Deutschland. Haymerle selber zog es daher vor, sein Avant-projet zurückzunehmen, worauf der französische Bevollmächtige Barrère einen Gegenvorschlag ausarbeitete, der die Hauptschwierigkeit dadurch umging, daß Oesterreich zwar das Präsidium, nicht aber die dominirende Stimme überlassen ward. Eine solche entfiel von selber, indem alle Jahre abwechselnd ein Mitglied der großen internationalen Commission, nur natürlich kein österreichischer oder rumänischer Delegirter, in die Ueberwachungs- oder Gemischte Commission eintreten sollte, wodurch der Möglichkeit einer Stimmengleichheit vorgebeugt ward. Oesterreich unterstützte auch die Bewerbung Rumäniens um die Verwandlung in ein Königreich, sodaß in der letzten Maiwoche 1881 die feierliche Krönungsfeier in Bukarest erfolgen konnte. Unmittelbar darauf sprachen sich trotzdem beide rumänische Kammern neuerdings und nachdrücklichst gegen die

Digitized by Google

Forderungen Oesterreichs in der Donaufrage aus; ja bei der Eröffnung einer neuen Session am 20. Nov. 1881 fielen die Ausdrücke der Thronrede über die österreichischen Begehren so scharf aus, daß Baron Haymerle am 3. Dec. die Gesandtschaft in Bukarest anwies, jeden diplomatischen Verkehr mit der rumänischen Regierung abzubrechen und sich lediglich auf die Abwickelung der laufenden Geschäfte zu beschränken. Bratianu suchte umsonst diese Herausforderung durch eine Gelegenheitsrede gut zu machen und die wiener Regierung so beiläufig zu beschwichtigen. Er sah sich um Weihnachten vielmehr genöthigt, den anstößigen Passus in voller diplomatischer Form zurückzuziehen. Damit war der Zwischenfall abgethan, aber weder der Streit um die Donau beseitigt, noch ein freundnachbarliches Verhältniß hergestellt.

Nicht viel günstiger als zu Rumänien und anfangs auch zu Serbien gestalteten sich die österreichischen Beziehungen zu Bulgarien. In Uebereinstimmung mit Deutschland und Frankreich hatte Oesterreich beim Fürsten schon im November 1880 auf endliche Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrages über die Schleifung der Donaufestungen vergeblich gedrungen. Dazu gesellten sich Streitigkeiten über die Ausführung des Bahnbaues nach Konstantinopel. Auch hier beanspruchte russischer Einfluß, daß zunächst der Bau von Sofia nach der Donau, namentlich nach Rustschuk, in Angriff genommen werde; und wiederum mußte Baron Haymerle am 6. Dec. 1880 eine sehr energische Note nach Sofia erlassen, um den Bulgaren begreiflich zu machen, daß ihre nächste Pflicht sei, dem Art. 10 des Berliner Vertrages nachzukommen. Er erklärte der bulgarischen Regierung positiv, vor jeder andern Linie müsse die Herstellung der Strecke von der serbischen Grenze bei Pirot über Sofia nach Bellova zum Anschluß an die ostrumelische Bahn nach Konstantinopel gesichert werden. Er denke gar nicht daran, sich in die internen Fragen des künftigen bulgarischen Eisenbahnnetzes zu mischen; sobald Bulgarien die Ausführung dieser Linie, wie sie in Berlin stipulirt worden, garantirt haben werde — eine Linie von geringerer Ausdehnung und weniger kostspielig als die projectirte Trace — könne die kaiserliche Regierung sich in keinerlei Weise der Herstellung irgendwelcher bulgarischen Eisenbahnlinien widersetzen. „Wir werden übrigens", schloß er in sehr energischem Tone, „binnen kurzem die bulgarische Regierung einladen, einen Delegirten nach Wien zu senden, um hier im Verein mit den Delegirten der Türkei und Serbiens an den betreffenden Verhandlungen theilzunehmen." Diese Sprache wirkte nun insofern, daß der Conseilpräsident Karawelow sich um Weihnachten 1880 von der bulgarischen Sobranjie bevollmächtigen ließ, die Erhebungen zum Bau einer Eisenbahnlinie, welche das europäische Bahnnetz mit dem orientalischen verbinde und den Bedürfnissen Bulgariens entspreche, fortzusetzen. Indessen war auch in derselben Resolution das allgemeine bulgarische Eisenbahnnetz nach der Donau hin und nach der Küste des Schwarzen Meeres in Aussicht genommen. Ebenso war auch in der Donaufrage die bulgarische Regierung nicht weniger als günstig für Oesterreich gestimmt. Minister Zankoff hatte dem österreichischen Vertreter in Sofia, Grafen Khevenhüller, die Unterstützung des Avant-projet mit Ausnahme der dirimirenden

Digitized by Google

Stimme zugesagt. Gleichzeitig aber hatte er dem Vertreter Rumäniens versprochen, seinen Repräsentanten in der Donaufrage dahin zu instruiren, daß derselbe mit dem rumänischen Delegirten Hand in Hand zu gehen habe. Als demzufolge der bulgarische Delegirte in Galacz mit dem rumänischen stimmte, beschwerte Graf Khevenhüller sich beim Fürsten, der nunmehr die sofortige Absetzung Zankoff's verfügte und die Motive derselben in einem Briefe an den Ministerpräsidenten Karawelow veröffentlichte. Auch hier war also Oesterreich eine Satisfaction für die Unart und Perfidie zutheil geworden, aber nicht mehr. Die Erledigung sowol der Donauschiffahrtsfrage als der Eisenbahnconvention, welche die Conférence à quatre abzuschließen hatte, verzögerte sich bis tief in das Jahr 1883 hinein.

Die Ermordung Alexander's II. am 13. März 1881 illustrirte die Nothwendigkeit des Zwei-Kaiser-Bündnisses um so drastischer, als der neue Zar Alexander III. den Urheber des Vertrages von San-Stefano, Grafen Ignatiew, wenn auch vorläufig nur als Domänenminister, ins Cabinet berief. Der Herbst desselben Jahres brachte denn auch durch die Annäherung Italiens an Oesterreich den ersten Anlauf zur Verwandlung des deutsch-österreichischen Bundes in eine Tripleallianz. Baron Haymerle selbst erlebte diesen Act nicht mehr. Er starb plötzlich am Herzschlag am 10. Oct. Gerade einen Monat später wurde Graf Kalnoky, bisheriger österreichischer Botschafter in Petersburg, zu seinem Nachfolger ernannt. Die Anfrage aus dem Quirinal, ob ein Besuch König Humbert's und seiner Gemahlin in Wien willkommen sein würde, war zunächst der Ausfluß der sehr ernsten Mishelligkeiten, in welche Italien wegen Tunis und wegen der Excesse italienischer Arbeiter in Marseille mit Frankreich gerathen war. Um so ängstlicher mußten Mancini und Depretis anderwärts nach Bundesgenossen suchen, als die Klerikalen in Rom die definitive Beisetzung der Leiche Pio Nono's in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1881 zur Anzettelung von Straßenskandalen benutzt hatten, woraufhin dann der Vatican in einer Circularnote an die Mächte ausgeführt hatte, wie es doch jetzt klar geworden, daß ein gleichzeitiges Verweilen des Papstes und des Königs von Italien in Rom eine Unmöglichkeit sei. So verweilte denn das italienische Königspaar vom 27. bis 31. Oct. 1881 zum Besuche in Wien, wo es vom Publikum wie von der Presse auf das sympathischste begrüßt ward. Es war dieser Besuch gleichsam eine Entschädigung für die Enttäuschung, daß Alexander III. nach seiner Thronbesteigung zwar am 9. Sept. in Danzig mit dem Deutschen Kaiser zusammengetroffen war, das allgemein erwartete Rendezvous mit dem Kaiser von Oesterreich aber nicht ausführte. Es war ein Zeichen von halbem Einlenken russischerseits, daß den Zaren mehrere Minister, unter ihnen aber nicht Ignatiew, nach Danzig begleiteten, wogegen Bismarck der Zusammenkunft beiwohnte. Allein trotz der officiösen Nachrichten, daß der Grenzbahnhof in Granica bereits für die Ankunft des Zaren auf österreichischem Boden ausgeschmückt ward, bestätigte sich diese Erwartung nicht. Die Folgerung daraus ergab sich von selbst nach dem officiösen Raisonnement, daß Rußland jetzt entweder mit beiden Mächten gut Freund sein müsse, oder mit keiner derselben auf intimem Fuße stehen könne. In der Delegation fertigte Unterstaatssecretär Kallay die

Digitized by Google

Frage über die danziger Entrevue am 6. Nov. 1881 mit der Bemerkung ab, dieselbe werde ein friedliches und conservatives Gepräge gehabt haben und so zur Festigung des europäischen Friedens beitragen. Er selber gab seiner persönlichen Ueberzeugung dahin Ausdruck, daß er die Meinung für begründet halte, es werde in Danzig weder eine schriftliche noch eine mündliche Vereinbarung getroffen worden sein; dagegen könne er ganz entschieden und officiell erklären, daß von einer Begegnung Alexander's III. mit Franz Joseph I. nie auch nur die Rede gewesen sei, weder von der einen, noch von der andern Seite. Er könne als guter Ungar nur die Worte aus dem Gesetzbuche des Königs Koloman wiederholen: „Von den Hexen, weil es keine gibt, soll nicht die Rede sein." („De strygis, quia non sunt, nulla mentio fiat.") Natürlich sei damit nicht ausgeschlossen, daß die beiden Monarchen sich nicht auch einmal irgendwo treffen könnten; aber bisher sei nichts geschehen, was mit einer solchen Begegnung auch nur im entferntesten im Zusammenhang stehe. Es war das wieder einmal einer der häufigen Punkte, wo die öffentliche Meinung absichtlich und officiell genasführt wurde. Ganz etwas Aehnliches trat auch beim Besuche König Humbert's hervor. Trotz der überaus schmeichelhaften Aufnahme, die das Königspaar in der Hofburg gefunden, erfolgte vorläufig noch keine allzu intime Annäherung, ja der Besuch schloß sogar mit einer kleinen Dissonanz ab, deren Beilegung einige diplomatische Mühe kostete. Humbert war von seinem Conseilpräsidenten Depretis und von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mancini, begleitet. Wie sehr sich nun auch die öffentliche Meinung in Oesterreich und Ungarn gleichwie in Italien und Deutschland durch diese Monarchenbegegnung für außerordentlich befriedigt erklärte, müssen die beiden Minister offenbar in Wien keinen allzu günstigen Eindruck zurückgelassen haben. Namentlich gewannen die leitenden österreichischen Staatsmänner durchaus nicht den Eindruck, daß ihre italienischen Collegen die bisherige Politik der freien Hand bereits ganz aufgegeben und das Tischtuch zwischen sich und der Irredenta zerschnitten hätten. Wollte man doch sogar wissen, daß Depretis und Mancini unter der Hand geforscht hätten, ob nicht für irgendwelche Gegenleistungen Triest und Trient für Italien zu haben wären. Nur so wurde es erklärlich, daß Kallay und Andrássy sich in den Delegationen kühl bis ans Herz hinan, ja fast schroff aussprachen; sowie auch Bismarck Gelegenheit nahm, im Deutschen Reichstage der italienischen Regierung eine sehr verständliche Warnung bezüglich ihrer Haltung zu den radicalen und republikanischen Bestrebungen zuzurufen. Kallay erklärte der Delegation am 6. Nov.: „Was den Besuch des Königs von Italien betrifft, so war hierzu die Initiative ausschließlich von Italien ausgegangen, und sind demnach wir zur Erklärung dieser Reise nicht competent. So viel kann aus den äußern wie aus den innern Verhältnissen Italiens mit Grund gefolgert werden, daß es seine Annäherung an unsere Monarchie als in seinem Interesse gelegen betrachte; denn was uns betrifft, wir haben von Italien nichts zu erlangen und nichts zu fürchten." Graf Julius Andrássy nahm von dieser Erklärung mit großer Beruhigung Kenntniß: auch er fürchte, namentlich nachdem Oesterreichs Verhältniß zu Deutschland völlig ins Klare gebracht worden sei und auf einer sichern Basis beruhe, nicht die Irredenta, in der er viel eher eine Gefahr für Italien als für

Digitized by Google

Oesterreich sehe. Wäre es ihr gelungen, Italien zu einem Kriege gegen Oesterreich zu bringen, so wären zwei Eventualitäten möglich gewesen: entweder hätte der Krieg mit einem Siege Italiens geendigt, dann wäre er zugleich ein Sieg der republikanischen Partei gewesen, die den Krieg hervorgerufen; oder Italien wäre geschlagen worden, welche Wendung für die italienische Dynastie selbst hätte geradezu verhängnißvoll werden müssen. Er sei demgemäß von der Aufrichtigkeit der italienischen Freundschaft vollständig überzeugt, auch davon, daß in diesem Augenblick „nicht wir unsere italienische Grenze vertheidigen, sondern die italienische Regierung". Finanzminister Szlávy deutete diese Erklärung dahin, daß Andrássy nicht habe sagen wollen, Oesterreich brauche für die Vertheidigung seiner italienischen Grenze nicht mehr zu sorgen, worauf Andrássy zustimmend bemerkte, er habe nur außerordentliche Maßregeln im Auge gehabt, namentlich die Aufstellung von militärischen Kräften. Szlávy fuhr fort, auch er habe die Worte in diesem Sinne verstanden, stimme denselben auch insoweit vollständig bei, erachte aber natürlich trotzdem Maßregeln hinsichtlich der Sicherheit der österreichischen Grenzen keineswegs für überflüssig. Die Sorge war immer groß, es könne ein parlamentarischer Körper die Versicherung der Regierung, daß der Friede verbürgt sei, als ein Motiv für die Herabminderung des Kriegsbudgets ausnutzen.

Die Wirkung dieser Discussion, kaum daß das italienische Königspaar die österreichische Grenze wieder im Rücken hatte, war eine wahrhaft vernichtende. Schon am 7. Nov. wußte die „Agenzia Stefani", ein halbamtliches Correspondenzbureau in Rom, aus Wien zu melden, Herr von Kallay habe dem italienischen Botschafter Grafen Robilant sein lebhaftes Bedauern über die unerklärliche Version der wiener Blätter in Betreff der Delegationssitzung kundgegeben. Er wiederhole hiermit dem Gesandten die im Ausschuß abgegebenen Erklärungen: „Unsere Monarchie unterhielt bereits trotz der irredentistischen Bewegung freundschaftliche Beziehungen zu Italien. Indem der König die Initiative zu einem Besuch ergriff, zeigte er die Existenz dieser Beziehungen. Die öffentliche Meinung und die Presse beider Länder beweisen das Gelingen dieser Entrevue. Keinerlei besondere politische Fragen wurden erwogen, noch sind solche aufgetaucht. Das Ergebniß des Besuches ist, daß wir weder auf der einen noch auf der andern Seite bei den zukünftigen Beziehungen etwas zu wünschen oder zu befürchten haben." In der Plenarsitzung der ungarischen Delegation am 8. Nov. gab Kallay dieselben Erklärungen ab und äußerte sich ebenso erstaunt wie unwirsch über die völlig irrthümlichen Berichte der Tagespresse. Graf Andrássy fügte hinzu, er meine auch seine Worte, obwol er heute nur einfaches Delegationsmitglied sei, richtig stellen zu müssen, weil er als Minister des Auswärtigen den Kaiser nach Venedig begleitet und den Grundstein zu der Politik gelegt habe, die sich bis heute so glücklich entwickelt. Er glaube, Kallay habe mit der Erwähnung der Irredenta nur denjenigen die Waffen entreißen wollen, die eben wegen der Thätigkeit dieses Bundes die Aufrichtigkeit der gegenseitigen guten Beziehungen oder deren Dauer anzweifeln. Er selber habe als Minister stets nach dem Grundsatze gehandelt, daß dieser, in seiner Bedeutung überschätzte Bund äußerlich wol die Annectirung einiger österreichischer Provinzen auf seine Fahne geschrieben, daß aber dessen Wirken eigentlich ein rein revolutio-

Digitized by Google

näres und vor allem gegen das monarchische Princip in Italien gerichtet sei. In seinem langjährigen Verkehr mit italienischen Staatsmännern habe er keinen getroffen, der diese Ansicht nicht aufrichtig getheilt hätte. Auch unter den Delegationsmitgliedern, ohne Rücksicht auf deren Parteistellung, kenne er niemand, der die von beiden Nationen mit aufrichtigster Sympathie begleitete Monarchenbegegnung nicht mit voller Freude begrüßt hätte; der nicht gleich ihm selber überzeugt wäre, daß es unter den neuesten politischen Ereignissen kaum ein für Oesterreich erfreulicheres gebe als dieses. Er bedauere nur, daß es Freiherrn von Haymerle nicht vergönnt gewesen sei, sich dieses schönsten Resultats seiner Wirksamkeit persönlich noch zu erfreuen. Die Satisfaction war für Italien eine annehmbare, weil die Delegation diese Erklärung mit allgemeinem lebhaftem Beifall aufnahm. Jemand aber, der außerhalb der diplomatischen Etikette steht, mußte das Ganze als eine kolossale Fopperei der öffentlichen Meinung erscheinen, da die Berichte aus den Ausschußsitzungen der Delegationen, namentlich über ministerielle Erklärungen so wichtiger Natur, nur unter sorgfältiger amtlicher Censur in die Presse gelangen. Selbst von officiösen Blättern wurde ausdrücklich constatirt, daß auch diesmal das in Rede stehende Referat, so wie es in den Zeitungen erschien, nur aus jener halbamtlichen Quelle stamme und nicht etwa von den Redactionen nach Privatinformationen corrigirt worden sei. Der mit der Schlußredaction betraute Beamte sollte an dem betreffenden Abend ins Theater gegangen sein! So erhielt denn die ganze aufregende Angelegenheit mit folgender Notiz der „Agenzia Stefani" aus Rom vom 10. Nov. ihren Abschluß: „Der Mittheilung des genauen Wortlautes seiner Delegationsrede an den Grafen Robilant fügte Kallay noch umfassendere Erklärungen hinzu über die große Bedeutung, welche Oesterreich der Freundschaft Italiens beilege. Graf Andrássy begab sich gestern zum italienischen Botschafter, um ihm die herzlichsten und freundschaftlichsten Erklärungen zu erneuern. Der hiesige österreichische Botschafter Graf Wimpffen begab sich nach seiner gestern erfolgten Ankunft in Rom sofort zu Mancini, um ihm officiell den genauen Text der Rede Kallay's einzuhändigen. Er war zugleich beauftragt, die Versicherung der aufrichtigsten Herzlichkeit der Gesinnungen und Dispositionen Oesterreichs gegenüber Italien zu geben und das lebhafte Bedauern der österreichischen Regierung über den Eindruck zu bekunden, den die ungenaue Wiedergabe der Erklärungen Kallay's hervorgebracht haben mochte."

Doch nicht blos äußerlich machte sich dieser Misklang bemerkbar, es trat auch innerlich eine starke Divergenz zwischen den Ansichten in Rom und in den Kreisen der ungarischen Staatsmänner über die Folgen der Königsreise hervor. Es war am 6. Dec., daß Mancini im italienischen Parlament sich über die Beweggründe und Consequenzen derselben aussprach. Als er das Portefeuille übernahm, sei die Lage schwierig gewesen; die wohlwollenden Beziehungen zu Frankreich waren erschüttert bis zu dem Grade, daß die beiderseitigen Gesandten ihren Posten verlassen hatten; und die Beziehungen zu Deutschland waren, wenn auch regelmäßig, nicht frei von einem unerklärlichen Mistrauen. Das große Interesse Deutschlands und Oesterreichs, sich zu Repräsentanten einer Friedenspolitik zu machen, das Erlöschen des Jahrhunderte alten Hasses zwischen den Völkern Italiens und Deutschlands, der einstimmige Wunsch

Digitized by Google

des italienischen Volkes hätten die Regierung überzeugt, daß es an der Zeit sei, in Berlin und Wien alles Mistrauen zu zerstreuen und Bande der Freundschaft zwischen diesen drei Völkern zu knüpfen. „Wir begannen mit Wien", fuhr er fort, „nachdem wir die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich von dem gleichen Wunsche beseelt ist. Die Entrevue hatte einen großen Erfolg und trug den Stempel großer Herzlichkeit und politischer Höflichkeit, welche jede Anspielung auf alles untersagte, was nicht mit dem vollen Vertrauen in die Loyalität unserer Politik harmonirte. Unsere Annäherung an Oesterreich involvirt keine Feindschaft gegen irgendjemand. Unsere Beziehungen zu Deutschland sind jetzt nicht allein sehr regelmäßige, sondern wohlwollende und haben sich in der letzten Zeit noch gebessert. Fürst Bismarck betrachtet jeden Freundschaftsact gegen Oesterreich als an Deutschlands Adresse gerichtet." Was die jüngsten Aeußerungen des Fürsten Bismarck angehe, so seien dieselben eine oratorische Excursion durch mehrere Völkerschaften Europas, um darzuthun, daß der Liberalismus überall ein maskirter Republikanismus sei. Aus Freundschaft für Deutschland glaube er, daß Schweigen und absolute Reserve die beste und würdigste Antwort sei. Bismarck hatte nämlich bei der Etatdebatte im Deutschen Reichstage am 29. Nov., um den Fortschrittlern zu beweisen, daß sie, wenn auch unabsichtlich, so doch geradeswegs auf die Republik lossteuerten, unter anderm gesagt: „Nehmen Sie Italien! Haben wir da die Republik vorübergehend und theilweise nicht schon gehabt? Jedenfalls spukt sie in vielen Köpfen, und man ist dort dem Fortschritt schon voraus. Können Sie irgendwelche Garantie für die Zukunft übernehmen, namentlich wenn Gott die Dynastie, die auf wenigen Augen steht, nicht am Leben erhielte? Ist der Weg, den Italien seit 20 Jahren gegen dieses Ziel zurückgelegt hat, nicht erkennbar, und ist nicht der Endpunkt erkennbar? Ist dort nicht von Ministerium zu Ministerium der Schwerpunkt immer mehr nach links geglitten, sodaß er, ohne in das republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links gleiten kann? Haben Sie nicht in Spanien temporär die Republik gehabt, ja sogar verschiedene Arten von Republiken, die sich untereinander bekämpften?" Hier war die Zukunft klar vorgezeichnet, der wirkliche Anschluß Italiens wie auch Spaniens an das mitteleuropäische Bündniß. Aber erst nach Jahresfrist und nach mancherlei Peripetien wurde diese Zukunft in das Bereich der Thatsachen einbezogen. Gleich am nächsten Tage konnte Mancini dem Parlament erklären, er sei glücklich, der Kammer mittheilen zu können, daß er vor einigen Stunden ein Telegramm erhalten habe, worin Fürst Bismarck ihm mit großer Höflichkeit danke für die Erklärungen, die er vorgestern in der Kammer über die Aeußerungen des deutschen Kanzlers im Reichstage abgegeben. Die Auffassung dieser Aeußerungen durch die Minister Italiens, habe Fürst Bismarck hinzugefügt, stimme vollständig mit seiner eigenen Meinung überein; man könne daher nicht zweifeln weder an den freundschaftlichen Gefühlen Bismarck's für Italien, noch an der Aufrichtigkeit seiner Wünsche für die, dem deutschen Kaiserhause so eng verbundene italienische Dynastie. Um mit Deutschland handelseinig zu werden, brauchte die italienische Regierung also nur eine stramm conservative Richtung einzuschlagen. Um sich mit Oesterreich zu verständigen, war vor allem nothwendig, daß Depretis mit der Irredenta demonstrativ brach. Hier

Digitized by Google

jedoch trat zwischen Ungarn und Italien noch ein tieferer Gegensatz hervor. Mancini mochte noch soviel sagen, daß Italiens Anschluß an das mitteleuropäische Bündniß keine gegen irgendeine Macht gerichtete Spitze habe: es ging aus seinen Reden in der Kammer und im Senat doch bis zum Wortlaute klar hervor, daß er in Wien und Berlin eine Stütze suche, wenn die Franzosen sich zu vollständigen Herren des Mittelmeeres aufwerfen und von Tunis aus Sicilien bedrohen wollten. Den Kernpunkt der Erklärungen, die Tisza im pester Reichstage über den Besuch des italienischen Königspaares abgab, bildete aber der positive Ausspruch daß in Ungarn niemals irgendeine Politik auf Zustimmung zu rechnen habe, wenn sie Feindschaft gegen Frankreich affichire. Ungarn wolle und werde seine Sympathien für die französische Republik wahren und bethätigen.

Beinahe schon in die wiener Festivitäten zu Ehren des Königs Humbert und seiner Gemahlin warfen neu auftauchende Wirren in den occupirten Ländern ihre Schatten voraus. Dieselben waren um so unangenehmer, als in Rußland Ignatiew der geistige Einbläser der Regierung war und als der eigentliche Vorposten Rußlands auf der Balkanhalbinsel, Montenegro, in unmittelbarer Nachbarschaft liegt. Fürst Nikita hatte zwar ebenfalls nach dem Berliner Frieden in Wien seine Aufwartung gemacht und war in den ersten Septembertagen 1879 in der Hofburg mit allen Ehren eines souveränen Fürsten empfangen worden. Auch mußte er Oesterreich dankbar sein, daß dieses bei der großen europäischen Flottendemonstration, die im November 1880 Montenegro endlich in den Besitz von Dulcigno setzte, mitgewirkt und keine Einsprache gegen ein solches Arrangement erhoben hatte, zu der es vollauf berechtigt gewesen wäre. Andrássy hatte in Berlin bekanntlich durchgesetzt, daß Montenegro, anders als es im Frieden von San-Stefano stipulirt war, nur Antivari und nicht Dulcigno als Hafenplatz erhielt. Da nun aber die Albanesen sich der Vergrößerung Montenegros, so wie dieselbe in Wien beschlossen worden war, widersetzten, waren die Mächte auf den Ausweg verfallen, den Fürsten Nikita durch den Besitz Dulcignos zu entschädigen, und Oesterreich hatte keinen Protest eingelegt unter dem Vorbehalt, daß ihm selber die Seepolizei in dem neuen montenegrinischen Hafen so gut wie in Antivari zustehen müsse. Auch benahm sich der Fürst bei dem Ausbruch der neuen Unruhen in der Herzegowina nicht eigentlich illoyal; doch zeigte er sich viel zu schwach, dem nationalen Chauvinismus seiner Unterthanen energisch entgegenzutreten und den flüchtigen Insurgenten die Grenze zu sperren oder sie wirklich zu entwaffnen. Jedenfalls hatte der österreichische Resident in Cettinje, Oberst Thömmel, einen harten Stand, den fortwährenden Hetzereien Rußlands die Stange zu halten. Noch am 25. Oct. 1880 hatte der Kaiser bei Eröffnung der Delegationen sagen können: „Die Entwickelung der Verhältnisse in Bosnien und der Herzegowina ist politisch eine befriedigende; sie hat eine abermalige Reducirung des Truppenstandes ermöglicht.“ Auch ein Jahr später, am 27. Oct. 1881, hieß es in der Rede zur Eröffnung der Delegationssession: „Die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina nimmt die Finanzen der Monarchie wieder nicht in Anspruch. Die consequent fortgesetzten Bemühungen meiner Regierung, die Ruhe und Ordnung

Digitized by Google

in diesen Ländern zu sichern, ihre geistige und materielle Entwickelung zu fördern, haben bisnun schon erfreuliche Erfolge erzielt." Doch war der Sturm damals bereits im Anzuge. Den Anlaß zum unmittelbaren Ausbruch gab die Rekrutirung. Am 5. Oct. 1881 sollte die Aushebung für die Landwehr in Dalmatien beginnen, und sie stieß dort in den Bocche di Cattaro wiederum auf dieselben Schwierigkeiten wie 1869. Diejenigen, die sich der Aushebung entziehen wollten, gingen einfach über die Grenze nach Montenegro, und mußten von dort aus einen Guerrillakrieg über die Grenze schon deshalb eröffnen, weil Montenegro sie weder beschäftigen konnte, noch reich genug war, sie zu verpflegen. Am 4. Nov. nun verkündete der Commandirende in den occupirten Ländern, Feldmarschallieutenant Dahlen, der Bevölkerung den Erlaß eines Wehrgesetzes für die beiden Provinzen. „Die Aufstellung einer bewaffneten Macht", hieß es in der betreffenden Proclamation, „ist in allen Ländern eine unabweisliche Nothwendigkeit, und es gibt kein Land, wo eine solche nicht bestände. Bisher gewährte euch den nöthigen Schutz das k. k. Heer. Nunmehr ist es aber Zeit, daß die wehrpflichtigen Söhne des Landes ihrer Pflicht nachkommen und ohne Unterschied der Religion der Ehre theilhaft werden, für die Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu tragen." Es sollten bei der nächsten Rekrutirung nur 1200 Mann ausgehoben werden. Allein es erhob sich sofort auch die diplomatische Streitfrage, ob Oesterreich denn zu dieser Maßregel berechtigt sei, die als ein specifischer Ausfluß der Souveränetät betrachtet wird. Die Zustimmung der Pforte war nicht eingeholt, und doch hatte nicht nur der Berliner Vertrag die Souveränetät des Sultans über Bosnien und die Herzegowina anerkannt; in der Maiconvention von 1879 wegen Besetzung des Limgebietes war die Fortdauer jener Oberlehnsherrlichkeit auch ausdrücklich noch von Andrássy bestätigt worden. Indessen war auf solche Einwürfe kein besonderes Gewicht zu legen, solange die Türkei nicht eine Macht fand, die ihr bei einer eventuellen Verwahrung den Rücken gedeckt hätte, um die große orientalische Frage wieder aufzurollen. Gerade um dieselbe Zeit verzichteten vielmehr, wie schon früher Deutschland und England, so jetzt auch Rußland, Frankreich und Italien auf die Gerichtsbarkeit ihrer Consulate in Bosnien und der Herzegowina. Die Consularorgane in Bosnien waren von jetzt ab in ihren Befugnissen und Vorrechten den Consulaten der Mächte in Oesterreich vollständig gleichgestellt und alle ihre Nationalen der Jurisdiction der Landesbehörden unterworfen. Da die Türkei natürlich keine Consulate in Bosnien besaß, so war damit von seiten aller Signatarmächte ein Schritt vollzogen, der als eine wesentliche Erleichterung der spätern Annexion Bosniens und der Herzegowina anzusehen ist. Stand es Mitte October bereits fest, daß die Assentirung in den Bocche nur sehr theilweise, in den verrufenen Felsengebirgen der Crivoscie aber gar nicht vollzogen werden konnte, so gewann die Sache einen Monat später schon ein viel ernsteres Ansehen. Am 13. Nov. wurde der greise Statthalter und Militärcommandant in Dalmation, Feldzeugmeister Baron Rodich, in den Ruhestand versetzt. Sein Nachfolger als Militärcommandant in Zara und Statthalter Dalmatiens war Feldmarschallieutenant Jovanovic, der vor drei Jahren die Occupation der Herzegowina geleitet hatte und späterhin Stellvertreter des Landeschefs

Digitized by Google

in Sarajewo gewesen war. Rodich hatte eine politische Rolle gespielt, die weit über den Rahmen des Landescommandirenden hinausging. Im Herbst 1869 während des Bocchesenaufstandes nach Zara berufen, hatte er dort gewissermaßen Oesterreich für die Orientfrage mobilisirt. Durch den berüchtigten Frieden von Knezlac hatte er die aufständischen Bocchesen so schnell wie möglich, wenn auch nicht zur Unterwerfung unter das Landwehrgesetz, so doch zur Ruhe gebracht. Dann hatte er die Verwaltung Dalmatiens ganz den Slawen ausgeliefert und so das Land zum Magneten gestaltet, der seine Anziehungskraft auf Bosnien und die Herzegowina ausüben sollte. So wenig indeß das Walten Rodich's Oesterreich der Nothwendigkeit des blutigen Occupationsfeldzuges enthoben, so mußte auch jetzt sein Nachfolger wieder mit dem Schwert in der Faust den dalmatinischen Hinterländern die Sympathien für Oesterreich beibringen. Ende November war die Crivoscie, weit über die Verweigerung der Rekrutenstellung hinausgehend, wieder in vollem Aufstande gegen Oesterreich. Wie vor zwölf Jahren, wurden vereinzelte österreichische Posten überfallen und scheußlich niedergemetzelt; wie damals erhielten die Aufständischen Zuzüge aus der Herzegowina und aus Montenegro; auch Bosniens war die Regierung nicht mehr ganz sicher. Die Verkündigung der Wehrpflicht hatte viel böses Blut gemacht, da die Crivoscianer sich auch auf dem Frieden von Knezlac, Anfang 1870, nur scheinbar derselben unterworfen; aber sie war am Ende doch nur der Tropfen gewesen, der den vollen Becher zum Ueberfließen gebracht. Im December standen sich in der Crivoscie die Aufständischen und kaiserlichen Truppen beobachtend gegenüber. In Erinnerung an die Ereignisse von 1869 wollten die Insurgenten es wieder abwarten, daß das Militär offensiv vorgehen und sich an den Felsen die Köpfe einrennen werde. Feldmarschalllieutenant Jovanovic dagegen, durch die Erfahrungen von damals gewitzigt, ging darauf aus, die Rebellen durch einen Militärcordon einzuschließen und womöglich ohne Blutvergießen zur Unterwerfung zu bringen. Zu Neujahr 1882 war eine Täuschung darüber unmöglich, daß die Monarchie in Süddalmatien, in der Herzegowina und theilweise selbst in Bosnien einem Aufstande gegenüberstehe, der mit Gewalt niedergeschlagen werden müsse. Namentlich von der Herzegowina konnte man sagen, daß sie aufs neue werde erobert werden müssen. Immer noch erklärten die Officiösen, eine Verstärkung von 7000 Mann werde für Jovanovic vollständig ausreichen; die aber sollten ihm zur freien Verfügung gestellt werden mit der Vollmacht, sich direct und ohne jede Zwischeninstanz mit dem Brigadecommando zu Mostar ins Einvernehmen zu setzen. Selbst gegen die Crivoscie wollte man in der nächsten Zeit noch nicht die Offensive ergreifen; erst nach Ablauf der strengen Wintermonate sollte eine solche concentrisch von der Seeseite und der Herzegowina her durchgeführt werden. Mitte Januar aber war die Militärmacht in diesen Gegenden bereits auf 35000 Mann gebracht, und ein Ministerrath unter Vorsitz des Kaisers beschloß, die Delegationen aufs neue für den 28. einzuberufen und von ihnen einen erheblichen Credit zu verlangen. Immer klarer trat es hervor, wie die wirkliche Ursache des Aufstandes in der totalen Unfähigkeit der bisherigen bosnischen Landesregierung liege. Schon forderte die Presse in Oesterreich ein energisches Vorgehen gegen Montenegro: eine Schonung desselben

Digitized by Google

sei in keiner Weise angebracht; es werde niemals vergessen, daß im Sommer 1876, vor dem ersten Serbenkriege, die im Kloster Korzierewo versammelten Insurgentenchefs den Anschluß der Herzegowina an Bosnien proclamirt hatten. Es werde daher niemals seine Ansprüche auf den Theil der Herzegowina am linken Narentaufer gutwillig aufgeben und das Brigantaggio jenseit der Grenze so lange unterstützen, bis es eine exemplarische Züchtigung empfangen habe. Auch die Aufständischen selber würden eine Schonung nur als Schwäche auslegen. Endlich aber müsse man Straßen und Wege bauen und Vorkehrungen treffen für die Anlage einer, gegen alle Eventualitäten gesicherten Kriegsbasis; denn heute liege Cattaro so exponirt, daß die Stadt jeden Augenblick einer Ueberrumpelung durch die Montenegriner ausgesetzt sei. Die Regierung blieb jedoch, im Ueberblick des großen politischen Schachbretes, dabei, die Schwierigkeit möglichst zu localisiren und nach Kräften auswärtige Verwickelungen zu vermeiden; gerade dazu aber war eine imposante Heeresmacht unerläßlich. Zur Zeit standen in Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien 56 Bataillone; 26 Bataillone Nachschub waren eingetroffen oder auf dem Marsche, sodaß die Gesammtheit der Streitkräfte in den occupirten Ländern und Dalmatien sich auf 82 Bataillone oder 35000 Mann belief, von denen 40 Bataillone oder 18000 Mann auf dem eigentlichen Schauplatz der Insurrection im Süden Dalmatiens und der Herzegowina concentrirt waren.

Als aber am 28. Jan. die Delegationen zu einer außerordentlichen Session zusammentraten, ward ihnen eine Denkschrift vorgelegt, wonach die Militärmacht in den bedrohten Provinzen verdoppelt, d. h. von 35000 auf 70000 Mann gebracht werden müßte. Hierzu sei auch die Einberufung der Reserven nothwendig, und die vorläufig auf 8 Mill. Fl. festgestellte Creditforderung nahm bereits weitere Nachträge in Aussicht, da nach Niederwerfung des Aufstandes starke Garnisonen in der Herzegowina und vielleicht auch in Süddalmatien auf längere Zeit hinaus, sowie die Errichtung ausreichend befestigter Stützpunkte zur Sicherung der Verbindungen und zur leichtern Beherrschung des Landes nöthig sein würden. Die begleitende Denkschrift erklärte immer noch optimistisch, die Landwehrassentirung in Süddalmatien sei Ende October im wesentlichen vorläufig beendet gewesen, als am 9. Nov. zwei Räuberbanden aus der Herzegowina in die Crivoscie einbrachen, worauf Raubanfälle und Gewaltthaten folgten. Eine Zurücknahme des Wehrgesetzes sei unmöglich: die omladinistischen Agitatoren würden darüber triumphiren. Es werde einstweilen wol nicht viele bosnische Soldaten geben, aber bosnische Soldaten müsse es geben; sonst sei es um das Prestige Oesterreichs bis in die albanesischen Berge hinein geschehen. Bei der Veranschlagung der Kosten sei nur die Action selber und die fortlaufende Auslage für drei Monate in Anschlag gebracht: nach Niederwerfung des Aufstandes würden weitere Mehrauslagen, deren Höhe sich gegenwärtig nicht bestimmen lasse, nothwendig sein. Jedenfalls sei es Pflicht, den bisjetzt nur sporadisch auftretenden Aufstand schnell und vollständig zu brechen, damit der Bevölkerung die Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit jedes Widerstandes beigebracht werde. Am 6. Febr. gingen die Delegationen auseinander, nachdem sie den Credit einstimmig bewilligt. Doch hatte sich in der ungarischen Delegation wiederum eine lebhafte Debatte über die

Digitized by Google

Nützlichkeit oder Verderblichkeit der Occupation entsponnen, wobei Reichsminister Szlávy den politischen Gedanken derselben ganz offen darin suchte, daß sie einen Keil in den Panslawismus treibe. Die österreichische Delegation wiederum hatte die Verwaltung der occupirten Provinzen und die ganze Art, wie die Occupation ins Werk gesetzt war, einer scharfen Kritik unterzogen. Jovanovic erhielt jetzt sofort den Oberbefehl über sämmtliche Truppen in Dalmatien und der Herzegowina. Er begann die Operationen gegen die Crivoscie mit der Eroberung des Plateau von Risano. Gegen die Herzegowina schritt er erst ein, als er alle 75000 Mann in seiner Hand hatte. Vom 8. bis 10. März 1882 fielen endlich die entscheidenden Schläge. Die Crivoscie wurde besetzt und das berühmte Fort Dragalj genommen und in die Luft gesprengt; aber das ganze Alpenland war von seinen Bewohnern verlassen. Hatten die Familien sich schon früher nach Montenegro in Sicherheit gebracht, so hatte sich jetzt auch die gesammte männliche Bevölkerung über die montenegrinische Grenze geflüchtet. Auch die Truppen begannen sofort ihren Rückzug. Nur die militärisch wichtigen Punkte blieben dauernd besetzt, und der Bau neuer Befestigungen und Truppenunterkünfte wurde sofort in Angriff genommen. Für die Ausdehnung, welche die Operationen erhalten, ist es noch bezeichnend, daß zum Transport der Gebirgsgeschütze, Munitionskarren und Lebensmittel gegen 18000 Tragthiere hatten herbeigeschafft werden müssen. Die Insurgenten waren nach wie vor von den Schwarzen Bergen herabgestiegen, um Wagencolonnen und kleine Truppenabtheilungen zu überfallen und sich über die Grenze zu entfernen, sobald sie verfolgt wurden. Die Regierung von Cettinje aber hatte die Stirn gehabt, in einer amtlichen Bekanntmachung vom 12. Febr. 1882 strenge Neutralität zu versprechen, solange Oesterreich die internationalen Grundprincipien freundnachbarlichst achten werde. Da aber „die rohe Soldateska" viel unverschuldetes Elend über die Aufständischen bringe, müsse die Regierung für diese Brüder der Montenegriner Sorge tragen. Natürlich war die wiener Presse empört, daß Oesterreich so etwas von dem „Zaunkönig" hinnehmen müsse, „ohne nur mit der Wimper zu zucken". Nach dem Siege von Dragalj hatte Jovanovic keine Gelegenheit mehr, einen entscheidenden Schlag zu führen. Der Plan, die Insurgenten durch concentrische Operationen zu umzingeln und abzufangen, war mislungen. So war denn die Crivoscie verödet und in der Herzegowina löste sich der Aufstand in ein zielloses Brigantaggio auf, das man wol, wo es sich hervorwagte, schlug, das aber mit der Wurzel um so schwerer auszurotten war, als der militärische Grenzcordon, zu dessen Aufstellung sich Montenegro endlich bequemte, sich als eine bloße Spiegelfechterei erwies, die das anmuthige Hinüber- und Herüberspiel der Insurgenten eher noch erleichterte.

Von da ab mußte der Brand verglimmen, bis er dann allmählich erlosch. Die Delegationen aber wurden zu einer zweiten Nachsession auf den 15. April einberufen, um eine weitere Creditforderung von 23¾ Mill. Fl. für Bosnien und die Herzegowina entgegenzunehmen. Es war in dieser horrenden Summe der Unterhalt für die noch 76000 Mann starken Truppen bis Ende October nur unter der Voraussetzung einbegriffen, daß noch vor Beginn des Herbstes eine Reduction dieser Ziffer möglich sein werde. Der Motivenbericht zweifelte daran

Digitized by Google

nicht. Die Configuration des Kriegsschauplatzes habe zwar die Mobilisirung einer so großen Zahl von Soldaten nothwendig gemacht, während factisch nur 5000 Bocchesen und Herzegowiner unter Waffen standen. Dafür habe aber auch die eigentliche Insurrection nur drei Monate gewährt, sodaß keine auswärtige Macht Zeit und Gelegenheit zur Einmischung gefunden. Officiell galt der Aufstand für beendet, nachdem Jovanovic am 1. April in der Herzegowina an dem Flüßchen Tara bei Stanjevic seine letzte Kraft gebrochen, und fünf Tage darauf in der Crivoscie Oberst Winterhalder den großen Streifzug vom Lisakberge bis in die Dragaljebene glücklich ausgeführt hatte. Die Höhe der Regierungsforderung hatte die öffentliche Meinung in beiden Reichshälften so erbittert, daß sie ungestüm die Entlassung Szlávy's forderte, die denn auch bereits Ende April erfolgte, und auf eine gänzliche Umgestaltung der Verwaltung drang, ja geradezu die Verwandlung der Occupation in die Annexion verlangte, die in der Reichsrathsdelegation deren Präsident Schmerling befürwortete. Daher kam es denn auch, daß die ungarische Delegation von der ministeriellen Forderung 2 Mill. abstrich, und daß am 25. April bei der gemeinsamen Abstimmung nur dieser geschmälerte Credit durchging. Ein sofort erlassenes Organisationsstatut für die bosnisch-herzegowinischen Truppen setzte auch deren Stärke auf 4 Infanterie- und 4 Traincompagnien von je 100 Mann herab, während nach dem frühern Wehrgesetz das occupirte Gebiet ein Contingent von 12000 Mann aufstellen und in 10 Jahren complet machen sollte.

Die Unzufriedenheit mit der Administration der beiden Länder war eine so allgemeine, daß Graf Dessewffy, der drei Jahre hindurch als Kreishauptmann in Sarajewo functionirt hatte, im ungarischen Oberhause an dem Gebaren der österreichischen Bureaukratie eine vernichtende Kritik übte, worin er als Ursache des Aufstandes die Steuereintreibung und die Forstverwaltung bezeichnete. Demgemäß wurde am 5. Juni der bisherige Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Baron Kallay, zum Reichsfinanzminister und damit zum Minister für Bosnien ernannt. Kallay war entschieden der rechte Mann am rechten Platze. Ein geborener Ungar, sprach er russisch, serbisch, rumänisch, türkisch, kannte Rußland, die europäische und asiatische Türkei aus eigener Anschauung und hatte lange Zeit als Generalconsul in Belgrad amtirt. Mitte Juli wurde ferner der ungarische Großgrundbesitzer Baron Nikolic zum Civiladlatus des Ministers für die occupirten Provinzen ernannt, eine Wahl, die ebenfalls allgemeine Billigung fand, da Nikolic, ein geborener Serbe, naher Verwandter des serbischen Königshauses, zudem griechischer Confession ist. Es war von ihm nicht mehr zu befürchten, daß er seinen Stützpunkt in den 200000 römisch-katholischen Einwohnern des Occupationsgebietes suchen würde, das 700000 orthodoxe Griechen und eine halbe Million Mohammedaner umfaßt. Kallay und Nikolic unternahmen alsbald eine sechswöchentliche Bereisung der beiden Provinzen und trafen dabei die ersten Anordnungen für die Reorganisation der Verwaltung. Die Landesregierung sollte fortan aus drei Departements bestehen: für Inneres, Justiz und Unterricht. An der Spitze jedes Departements wird ein Director gestellt, der dem Civiladlatus unmittelbar untergeordnet ist. Bald darauf folgten zwei Verordnungen über den Wirkungskreis des Civiladlatus

Digitized by Google

und über den Geschäftsumfang der Landesregierung und deren Geschäftsführung. So weit waren indessen die Ungarn nicht durchgedrungen, daß die bisherige Militärregierung in eine reine Civilverwaltung verwandelt worden wäre. Auch nach der neuen Organisation bleibt die eigentlich leitende Persönlichkeit der Landeschef, zu dem Mitte August, nach dem Rücktritt des Feldzeugmeisters Dahlen, General der Cavalerie von Appell ernannt wurde. Daß der Landeschef principiell ein Militär bleiben soll, geht schon daraus hervor, daß man ihm als Unterbeamten einen Civiladlatus zur Seite stellt, und daß er im Falle seiner Abwesenheit nicht durch den Civiladlatus, sondern durch einen ihm zugetheilten General vertreten wird.

Auch als die Delegationen am 23. Oct. 1882 in Pest zusammentraten, wurde ihnen das Landesbudget für Bosnien und die Herzegowina nicht zur Beschlußfassung, sondern nur zur Kenntnißnahme vorgelegt. Zwar erklärte Kallay positiv, an dem Aufstande seien in allererster Linie neben Verwaltungsfehlern und Härten bei der Steuereintreibung die Wühlereien und die Unterstützung von seiten Montenegros schuld gewesen, wobei der Minister niemand als den Fürsten Nikita persönlich ausnahm, die Regierung von Cettinje und die Bevölkerung in gleicher Weise belastend. Aber er fügte wörtlich hinzu: „Einen andern fremden Einfluß habe ich weder in directer noch in indirecter Form gefunden.“ Das also war eine förmliche Lossprechung Rußlands, daß es weder selbst noch durch serbische Agenten den Aufstand geschürt habe. Allein obschon Graf Kalnoky in seinem Exposé über die auswärtigen Verhältnisse der Monarchie diese Auffassung wesentlich bestätigte und sich hierbei sehr hoffnungsvoll für die Erhaltung des Friedens aussprach, konnte er sich bezüglich Rußlands und seines Vorpostens Montenegro doch nur auf die persönlich friedlichen Gesinnungen Alexander's III. und Nikita's berufen. Ja, aus einem Passus seiner Rede ging ziemlich klar hervor, daß es nicht klug sei, mit Montenegro allzu streng ins Gericht zu gehen, weil man bei so genauen Nachforschungen hinter demselben leicht auf Rußland stoßen und mit diesem in unangenehme Auseinandersetzungen gerathen könne. Hatte doch Montenegro noch die Liebenswürdigkeit, für die Ernährung der aus dem österreichischen Gebiete übergetretenen Individuen, über 9000 Personen, worunter mehr als 2000 Insurgenten und 58 Häuptlinge, Entschädigungsansprüche an Oesterreich zu machen! Ueberhaupt bot die diesmalige Delegationssession nicht allzu freundliche Aspecten. Namentlich schien die Stellung zu Italien sich eher wieder verschlechtert zu haben, weil im August 1882 bei der Eröffnung der triester Ausstellung das Petardenattentat und bald darauf die Verhaftung Oberdank's mit seinen Orsini-Bomben der Irredenta einen neuen Aufschwung gegeben. Außerdem war man im Quirinal verstimmt über die Verschiebung der Gegenvisite des Kaisers von Oesterreich. Graf Kalnoky indessen erklärte in der Delegation, die Vertagung des Projects habe weder auf die freundschaftlichen Gefühle der beiden Höfe noch auf die andauernden herzlichen Beziehungen zwischen beiden Regierungen irgendeinen störenden Einfluß geübt. Auch leuchtete es am Ende ein, daß die italienischen Minister das Monarchen-Rendezvous in keiner andern Stadt als in Rom selbst veranstaltet sehen wollten; und daß andererseits der Kaiser von Oesterreich nicht den Hof des Quirinals besuchen konnte, ohne auch dem Vatican eine Visite abzustatten. Das aber

Digitized by Google

hätte leicht von den Anhängern des klerikalen wie des patriotischen Lagers zu höchst unliebsamen politischen Demonstrationen ausgebeutet werden können, sodaß die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige eine ganz andere Bedeutung erhalten haben würde. Erst im Laufe des Jahres 1883 entfaltete der Keim, den die wiener Reise des italienischen Königspaares gelegt, sich zur vollen Blüte. Im October 1882 hatte Depretis in seiner berühmten Programmrede zu Stradella der Irredenta gegenüber die Brücke hinter sich abgebrochen, jedes Liebäugeln mit diesem Bunde abgestreift und dadurch die Fusion aller dynastischen Elemente mit den gemäßigten Liberalen vollzogen. Als nun an die Hinrichtung Oberdank's, die um Weihnachten 1882 in Triest erfolgte, sich allerhand pöbelhafte Demonstrationen in Rom und anderwärts knüpften; als das Wappen im österreichischen Botschafterhotel insultirt und von einem verrückten Schneidergesellen gegen die Carrosse des kaiserlichen Gesandten beim Vatican, Grafen Paar, ein Stein geschleudert ward: da griff die Regierung mit solcher Strenge ein, daß man sich in Wien allmählich überzeugte, es sei Depretis und Mancini mit der vollzogenen Wandlung Ernst. Beide bestätigten das durch ihre Reden in der Kammer und im Senat, als im Frühjahr 1883 das neue, zum ersten mal auf Grund der Wahlreform gebildete Parlament auf Monte-Citorio zusammentrat. So konnte denn in den Delegationen, die Ende October 1883 sich in Wien versammelten, Graf Kalnoky erklären: „Daß in Italien bisher nicht alle Parteien die neue Lage acceptiren, begreift sich aus der Natur der Sache. Aber der überwiegende Theil der italienischen Nation sieht ein, daß dieses zwischen unserer Monarchie bestehende freundschaftliche Verhältniß nicht nur vom Gesichtspunkte des allgemeinen Friedens sehr wichtig und wünschenswerth ist, sondern auch vom Gesichtspunkte Italiens aus; und ich hoffe deshalb, daß dieses herzliche und freundschaftliche Verhältniß auch in Zukunft erhalten bleiben wird, wobei selbstverständlich das Bündniß zwischen uns und Italien sowie das zwischen uns und Deutschland ausschließlich auf die Erhaltung des Friedens gerichtet ist."

Die Tripleallianz konnte somit als in aller Form abgeschlossen betrachtet werden; denn das Bündniß mit Deutschland bezeichnete Graf Kalnoky selbst als den „Pivot" der gesammten österreichischen Politik. Was er darunter verstand, ging am klarsten hervor aus seiner Rede in der ungarischen Delegation, wo er über das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland sagte, die Herrscher der beiden Staaten ständen allerdings im allerherzlichsten Verhältnisse. Auch zwischen den Regierungen seien die Beziehungen absolut normale, aber die Haltung der russischen Presse verursache Beunruhigung. Er persönlich halte die Auffassung für entschieden unrichtig, als ob russischerseits ein Angriffskrieg geplant würde, nicht nur deshalb, weil die innern Zustände jenes Reiches ein solches Unternehmen nicht wünschenswerth erscheinen ließen, sondern auch weil es außerdem bekannt sei, daß Oesterreich einem solchen Angriff gegenüber nicht allein stehen würde. Doch sei es nicht zu leugnen, daß in Rußland auf militärischem Gebiete viel gearbeitet werde. Diese Worte verursachten ein solches Aufsehen, daß Graf Kalnoky sich beeilte, sie zwei Tage später am 28. Oct. 1883 in der österreichischen Delegation abzuschwächen. Der Minister beschwerte sich über „künstliche Deuteleien", da er die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland mit dem Worte „normalmäßig" auch als freundschaftlich bezeichnet

Digitized by Google

habe; wenn sie nicht freundschaftlich wären, könnten sie nicht normal genannt werden. Da Graf Kalnoky in seiner ersten Rede auch ausdrücklich gesagt hat, Rußland sei seines Dafürhaltens nicht in der Lage, gegen zwei so mächtige Staaten wie Oesterreich und Deutschland ohne gewichtigen Grund einen Angriff zu richten, leuchtet es wol ohne Commentar ein, auf welche der beiden Auslassungen das eigentliche Gewicht zu legen ist.

Nicht blos von einer Tripleallianz, auch von einer mitteleuropäischen Friedensliga konnte in den Delegationen Ende 1883 mit Recht gesprochen werden. Mit Rumänien hatten zwar noch im Laufe des Sommers unangenehme Explicationen stattgefunden. In Gegenwart des Hofes und der Minister hatte der Senator Gradisteanu auf einem Banket in Jassy bei Enthüllung des dem frühern Wojwoden Stefan geweihten Denkmals einen Toast darauf ausgebracht, daß bald auch die beiden der rumänischen Krone noch entfremdeten österreichischen Provinzen, Siebenbürgen und die Bukowina, derselben einverleibt würden. Auch diese Taktlosigkeit hatte wieder in förmlich diplomatischem Wege zurückgezogen werden müssen, da Graf Kalnoky sich mit keinem beiläufigen Desaveu Gradisteanu's begnügte. Ebenso dauerten die Häkeleien mit Rumänien wegen der Donaufrage noch fort, nachdem im Mai 1883 die Londoner Conferenz den Vorschlag Barrère's zur Lösung der Differenz und zur Einsetzung der gemischten oder Ueberwachungscommission angenommen hatte. Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß nunmehr, nachdem Europa gesprochen, Bratianu sich fügen wird und seinen scheinbaren Widerstand nur noch um der parlamentarischen Stellung zu Hause willen pour l'honneur du drapeau fortsetzt. König Karol reiste im Herbst zur Taufe eines Prinzen nach Berlin und trat die Rückreise über Wien an. Bald darauf traf auch Ministerpräsident Bratianu in Wien ein, und von diesen beiden Ereignissen konnte Kalnoky der Delegation sagen: „König Karol hat vor der gemeinsamen Regierung und vor Sr. Maj. dem Kaiser seinem lebhaftesten Wunsche Ausdruck verliehen, daß das von ihm ebenso wie von uns gewünschte bessere Verhältniß je eher je lieber zu Stande kommt. Das Resultat meines Gedankenaustausches mit Bratianu war der von beiden Seiten ausgesprochene feste Entschluß, zu jenem Freundschaftsverhältniß zurückzukehren, welches zwischen uns und Rumänien noch vor einigen Jahren bestanden hat." Kalnoky hoffte, dieses Verhältniß werde dauernd aufrecht erhalten werden, und wirklich darf man wol annehmen, daß sich in Berlin Einflüsse auf den König geltend gemacht, die Bratianu bewogen haben, definitiv mit der rumänischen Irredenta, dieser fratzenhaften Nachbildung der italienischen, und mit den Aspirationen nach Wiederherstellung eines daco-rumänischen Reiches zu brechen. In diesem Sinne hat sich der rumänische Premier auch Ende November 1883 in der bukarester Kammer ausgesprochen.

Am 9. Mai 1883 hatte sich endlich auch die Conférence à quatre in Wien (Oesterreich, die Pforte, Serbien und Bulgarien) dahin geeinigt, daß durch eine Convention, deren Ratification im October ausgetauscht worden, die Vollendung der Eisenbahnverbindungen nach Konstantinopel und Salonichi bis zum October 1886 gesichert erscheinen. Die Hauptschwierigkeit hatte hier bei der Pforte gelegen,

Digitized by Google

die den Anschluß der serbischen Bahnen an die von Mitrovitza nach Salonichi führende Trace verhindern, oder doch nach Möglichkeit verschleppen wollte, weil sie Oesterreichs vermeintliches Bestreben fürchtete, sich nicht blos handelspolitisch, sondern auch politisch-strategisch den Weg ins Amselfeld und ans Aegäische Meer zu bahnen. Jetzt endlich gab sie, hauptsächlich wol, um bei den Wirren in Aegypten nicht auch Oesterreich zum Gegner zu haben, zu, daß die Bahn, welche Serbien von Belgrad nach Nisch zu bauen hat, über Wranja entweder bei Uesküp oder bei Pristina den Anschluß an die nach Salonichi finde. Außerdem wird Serbien von Belgrad an die bulgarische Grenze nach Pirot, und von dort Bulgarien die kurze Strecke über Sofia nach Ostrumelien bis Bellova bauen, das heute die Kopfstation der Bahn nach Konstantinopel bildet. So waren denn die Hauptschwierigkeiten, die sich aus dem Berliner Vertrage für Oesterreich ergaben, im ganzen nach dessen Willen erledigt. König Milan, der im October von Kaiser Wilhelm zu den großen Manövern bei Homburg eingeladen worden war, hatte den festen Willen gezeigt, sich durch die Radicalen im eigenen Lande, die ihm der russische Gesandte in Belgrad, Persiani, auf den Hals gehetzt, nicht wieder von dem Zwei-Kaiser-Bunde abdrängen zu lassen. Leider hatte zu dem Zwecke das Ministerium Kristic Vollmachten eines Staatsstreiches, unter blutiger Niederwerfung localer Aufstände, erhalten müssen. Auch Alexander von Bulgarien hat nach dem Staatsstreich, den ihm Rußland im Mai 1881 soufflirte, im October 1883 wenigstens das beschworene Verfassungsstatut von Tirnowo wiederherstellen müssen. Das diplomatische Eingreifen der Mächte hatte ihn zum mindesten der unmittelbaren Dictatur des russischen Proconsuls in Sofia, Jonin, und der russischen Generale Sobelew und Kaulbars entzogen, wenn sich gleich nicht leugnen läßt, daß sein jüngst unter europäischer Aegide mit Petersburg zu Stande gebrachtes Uebereinkommen die bulgarische Armee so ziemlich in eine russische Avantgarde verwandelt.

Immerhin aber kann Oesterreich mit einiger Beruhigung und Genugthuung auf das Lustrum zurückblicken, das seit dem Berliner Vertrage verflossen. Es hat seine Position auf der Balkanhalbinsel breit und fest angelegt. Die Anwesenheit des Königs Alfonso bei den homburger Manövern und sein Besuch in Wien, der unendlich sympathische Toast auf das Reich, das ihm als Verbannten ein Asyl gewährt und dessen Herrscherhaus ihm die Gattin zur Wiederherstellung des häuslichen Glückes gegeben: das alles zeigt deutlich, daß Spanien ebenfalls für die europäische Friedensliga gewonnen ist, die als starke Zwischenbarrière zum Heile der Menschheit die Eventualität einer Allianz zwischen französischer Revanchelust und russischem Panslawismus in immer weitere, nebelhafte Ferne rückt.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Die deutsche Lyrik treibt immer neue Blüten, so ungünstig ihr die Geschmacksrichtung der Gegenwart sein mag. Wenn jedes Jahr nur eine Dichtung von dauernder Bedeutung zeitigt und hundert Bände sich in Makulatur verwandeln, so ist doch das Jahr kein verlorenes zu nennen für die literarische Entwickelung.

Einer unserer hervorragendsten Lyriker, Adolf Friedrich Graf von Schack, hat die Früchte seines Schaffens: Gedichte, poetische Erzählungen, Tragödien und aristophanische Lustspiele, in eine Gesammtausgabe vereinigt (10 Bde., Stuttgart, J. G. Cotta), welche uns ein vollständiges Bild des edeln, formgewandten Dichters gibt. Da wir in unserer Zeitschrift bereits einen größern Essay über alle diese Werke brachten, so brauchen wir hier nicht darauf zurückzukommen: wir könnten nur wiederholen, was unser geschätzter Mitarbeiter, Albert Moeser, bereits Anerkennendes über den Dichter gesagt hat. Doch Graf von Schack ruht nicht auf seinen Lorbern aus: er hat einen neuen Band Gedichte: „Lotosblätter" (Stuttgart, J. G. Cotta), veröffentlicht, in denen man indeß vergeblich die Selbstbeschränkung hindostanischer Weisheit suchen würde: es pulst darin das rege Leben des abendländischen Geistes; sie zeigen jenen freien Weltblick, der allen Dichtungen Schack's eigen ist und der uns so wohlthuend berührt. Doch daneben ist ein elegischer Zug unverkennbar; manches darin erinnert an die Geibel'schen „Spätherbstblätter"; eine resignirte, ja bittere Stimmung ist in einigen der schönsten Gedichte nicht zu verkennen, wie gleich in dem ersten: „Vor einem Fenster", in dem der Dichter wie in einer Vision sich selbst als strebenden Jüngling mit braunen Locken und frischen Lebensgeistern vor sich sieht:

Geh' und schlag' die Bücher zu,
Sieh hernieder, wo ich stehe,
Du bist ich und ich bin du,
Nur gebeugt von Gram und Wehe.
Bitter an den Lippen klebt
Mir des Lebensbechers Hefe,
Und, wie heiß ich auch gestrebt,
Labt kein Kranz die glüh'nde Schläfe.

Was ich baute, seh' zerstört
Ich zu Boden wieder rollen;
In der Luft ist ungehört
Meiner Worte Klang verschollen,
Und bevor mein Volk, mein Land
Noch erkannte, wen sie hatten,
Unbetrauert, ungenannt
Werd' ich eingehn zu den Schatten.

Ist diese Klage berechtigt? Allerdings gehört Graf Schack nicht zu den Modepoeten; doch auch Goethe hatte Jahrzehnte lang nur eine kleine Gemeinde. Die

Digitized by Google

Unsterblichkeit wird nicht auf lärmendem Jahrmarkt ausgetrommelt, sondern sie wächst heraus aus dem engen Kreise der Besten seiner Zeit, denen der Dichter genug gethan hat. Auch die neue Sammlung der Gedichte des Grafen Schack enthält poetische Juwelen. Wunderbar melodisch ist das Gedicht „Die Schwäne"; die Gedichte „Herbstwonne", „Im März" u. a. athmen stimmungsvolle Naturbeseelung. In vollern Rhythmen bewegen sich die Gedichte „Aus fremden Ländern", poetische Bilder aus Spanien, Italien, dem Orient, mit gedankenvollem Schwung und weiten Perspectiven, oft mit einer das Gemüth ergreifenden Wendung. Das gilt besonders von dem Gedicht „In Granada", welches wol das schönste dieses Abschnittes ist; in Venedig und Stambul singt der Dichter Visionen der Zukunft. Die beiden Abschnitte „Verwehte Blätter" bringen alte Liebeslieder oder neue Liebesreminiscenzen: hin und wieder rhythmisch schön aufgebaute Lieder, durchweg harmonische Klänge; doch ein eigentlicher Liederdichter ist Graf von Schack nicht; der leise Duft und Hauch, der über dem Liede zittert, das Träumerische, Ahnungsvolle tritt bei ihm zurück hinter dem volltönenden Ausdruck der Empfindung. Der letzte Abschnitt: „Kampf und Sieg", zeigt uns den Dichter wieder auf einem Gebiete, wo seine Muße am meisten heimisch ist. Die ersten Gedichte sind Elegien, die dem verfallenen Deutschland gewidmet sind, die letzten sind Siegesgesänge zum Preis der großen Kämpfe und des geeinigten Deutschen Reiches.

Wilhelm Jensen, einer unserer productivsten Erzähler und Dichter, hat ein poetisches „Skizzenbuch" (Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing) veröffentlicht. Von der harmonischen Dichtweise Schack's unterscheidet sich diejenige von Jensen durch manchen befremdlichen Zug, durch die Vorliebe für das Absonderliche und Visionäre und manche kecke Zickzacklinien, wie sie die romantische Schule liebte; doch gemeinsam mit Schack sind ihm die Perspectiven in der Weltferne, das bunte Colorit anderer Völker und Zonen: ein Zug, durch den beide Dichter an Freiligrath anknüpfen. Auch in seiner neuesten Sammlung, die so bunt wie möglich ist, eine Mosaik von Novelletten in Versen, Farbenskizzen, größern poetischen Erzählungen, ja in welcher sogar ein einactiges Dramolet nicht fehlt, dessen Held Alfieri ist, trägt seine Muse die Siebenmeilenstiefeln des Freiligrath'schen Kosmopolitismus; aus den heimlichen deutschen Landschaften, aus den modernen Salons und Boudoirs führt sie uns an das Felsgestade Brasiliens, nach dem „kathedralgekrönten" Bahia, oder nach der Hauptstadt von Darfur, El Fascher, in das Nachbarland jenes Kordofan, das jetzt durch den Sieg des Mahdi sogar eine Wirkung auf die Curszettel der europäischen Börsen ausübte. Die Darstellungsweise hat immer etwas Originelles, bisweilen allerdings Forcirtes; hier sind die Ereignisse traumhaft verkettet, dort Sensationsmotive lakonisch ausgebeutet: bisweilen wirft der Dichter eine Hand voll Heine'scher Cynismen in seine hochaufsprudelnden Verse, wie in dem Gedicht „Unter der Jungfrau"; bisweilen blickt eine funkelnde Schönheit wie eine Blume aus Rankengewirr. Das dramatische Gedicht „In Wettelsheim" hat edeln Schwung und psychologische Bewegung.

Eine eigenthümliche Dichtung ist „Der Weg nach Eden", von Karl Kösting (Leipzig, Ernst Günther's Verlag). In der Form eines offenen Briefes spricht sich der Dichter über seine Intentionen bei Abfassung dieser fünf Bücher umfassenden Dichtung aus. Er meint, daß er dasselbe Thema behandelt habe, wie Plato in der „Republik", Jamblichus in der „Glückseligen Insel", Theopompos im „Volk der Heiligen", Morus in der „Utopie", Campanella im „Sonnenstaat", Cabet in der „Reise nach Ikarien"; der Unterschied besteht nur darin, daß sein „Eden" nicht als unerreichbares Phantom in einem Fabellande liegt, sondern als Endergebniß der religiösen, politischen und socialen Kämpfe unsers Jahrhunderts erschien. Die Dichtung knüpft an zwei große Bewegungen an: die Begründung der amerikanischen Union und ihre Säuberung durch den großen Sklavenkampf, und an die Geschichte der Kämpfe und Triumphe des deutschen Volkes in den

Digitized by Google

letzten hundert Jahren. Sie umfaßt daher die Geschichte von Geschlechtern, aber die frühern Vorgänge älterer Zeit sind mehr skizzenhaft behandelt, von Welttheil zu Welttheil springend; denn auch Asien, das Lotosblumenland Hindostan mit der Weisheit seiner Buddhisten spielt eine Rolle darin, und der eine der Helden ist ein Anhänger buddhistischer Lebensanschauung. Der eigentliche Roman knüpft an das Sklavenleben der nordamerikanischen Südstaaten an; hier finden sich einige spannende Verwickelungen und auch eine tragische Schlußkatastrophe. Während die jüngste Generation heranwächst, spielt die Handlung in Europa. Der italienische Krieg schiebt sich in dieselbe ein; am Schluß klingt das Echo von Sedan im nordamerikanischen Süden wieder.

Die Dichtung ist ein geschichtsphilosophisches Epos mit kühnen Sprüngen und hin- und hergehenden Fäden der Handlung. Wenn hin und wieder auch novellistische Schilderungen in sie verwebt sind, so fehlt ihr doch die eigenthümliche Plastik der Darstellung. Alles erscheint in einem Meer von Träumen und Reflexionen, aus dem man sich die eigentlich handelnden Figuren oft mühsam herausfischen muß. Die Sprache hat etwas Gedankenschweres, Bilderreiches, das bisweilen in ein ungelichtetes Gestrüpp von Metaphern verläuft, bisweilen aber auch dichterischen Kern hat und schwerwiegend Bedeutungsvolles zu Tage fördert.

Kein größerer Gegensatz gegen diese umfangreiche und gedankenvolle Dichtung als die lustigen Schwänke, welche Rudolf Baumbach's Muse neuerdings aus guten alten Quellen geschöpft und mit gewohnter Naivetät nacherzählt hat: „Abenteuer und Schwänke", von Rudolf Baumbach (Leipzig, A. G. Liebeskind). Baumbach's Muse erscheint hier gleichsam in Hemdärmeln, fröhlich plaudernd, aber immer sauber und anmuthend. „Der Ritter im Rauch", „Die Reise ins Paradies", „Das Häslein" sind z. B. sehr ergötzliche Anekdoten, die niemand ohne Behagen lesen wird, wenn auch hier und dort etwas Nichtssagendes mit unterläuft. Eine kleine poetische Novelle ist „Der Graf im Pflug", während „Aristoteles und Phyllis" die bekannte antike Anekdote nacherzählt, wie der griechische Weise sich von einem schönen Mädchen satteln und zäumen und als Reitpferd benutzen läßt.

Die Gedichte von J. Herzfelder (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) zeichnen sich im ganzen durch anmuthende Wohllaute aus; sie gehören der Goethe'schen Schule an, wenn man von einer solchen sprechen darf. Die gelungensten enthält der erste Abschnitt: „Herz und Welt." Die Verse sind gewandt; in Bezug auf die Reime zeigt sich das Bestreben, nicht die abgetragenen zu wählen; auf eine gewisse Neuheit und Originalität nimmt der Dichter Bedacht. Die Grundstimmung des Dichters ist ein Zug trotziger Selbständigkeit gegenüber der Gesellschaft; er geht seinen eigenen Weg, will sich auch keiner politischen Partei anschließen, wenn er auch für die Freiheit schwärmt. Er ist von Geburt ein Jude und erwähnt mehrfach auch in seinen Liebesbildern die socialen Conflicte, die für ihn daraus entstanden; auch scheint er Jurist zu sein; denn die Acten spielen in seinen Gedichten eine gewisse Rolle, wenn er in ihnen auch kein Hinderniß sieht für seinen Spaziergang nach dem Helikon. Die lyrisch-epischen Gedichte gehen kaum über das Genrebild hinaus.

Wolfgang Kirchbach's „Ausgewählte Gedichte" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) sind phantasiereich und nicht arm an reizvollen Zügen, die bisweilen auch ins Barocke übergehen. Die Muße des Dichters hat einen gewissen dithyrambischen Flug; aber die Form ist nicht durchweg geklärt und ausgegoren. Er liebt es, sich an die Antike anzulehnen, im Stil einer poetischen Spätrenaissance, die an den Barockstil streift. Die Erzählung „Die beiden Frauen" ist in diesem letztern Ton gehalten. Viel Geistreiches enthält der Abschnitt „Saturen" in seinen Aphorismen.

Konrad Ferdinand Meyer hat in seinen „Gedichten" (Leipzig, Haessel) ebenfalls einen antikisirenden Abschnitt, der die Ueberschrift „Götter" trägt und auch

Digitized by Google

einige Anekdoten und Geschichten aus dem Alterthum neben den mythologischen Stoffen behandelt. Der Dichter des „Jury Jenatsch" ist als eigenartiger, sinniger Erzähler wohlbekannt, und so verdienen auch in dieser sehr umfangreichen Sammlung wol die letzten mehr erzählenden Abschnitte den Preis. Es ist viel Stimmungsvolles, Sinnreiches darin: aber es fehlt doch oft der rechte Guß und Fluß und die dem Gedächtniß sich einprägende Pointe. Einige leidenschaftliche Liebesgedichte enthält die kleine Sammlung „Gedichte", von Karl Caro (Breslau, Eduard Trewendt); andere novellistische und Reiseskizzen in Versen haben heinisirende Pointen. Noch mehr gilt das von den neuen Gedichten von Ludwig Ganghofer „Bunte Zeit" (Stuttgart, Adolf Bonz), einer zweiten Auflage des „Liederbuches vom Stamm Afra". Es herrscht in denselben ein frischer und flotter Ton, und in einigen sind die Pointen ganz glücklich, sodaß der Meister aus der Rue d'Amsterdam dazu nicht misvergnügt sein Haupt schütteln würde.

In einer dritten vermehrten Auflage sind die „Gedichte" von J. G. Fischer (Stuttgart, J. G. Cotta) erschienen: die Eigenart dieser oft lyrisch duftigen, oft mit schwerer Gedankenfracht belasteten Gedichte ist hinlänglich anerkannt. Kurzathmige Lieder von gesunder Empfindung hat Julius Sturm veröffentlicht: „Natur, Liebe, Vaterland. Neue Gedichte" (Leipzig, F. A. Brockhaus); auch die zahlreichen patriotischen Zeitgedichte, zum Theil in Sonettenform, athmen einen gesunden Sinn, während die Form durchaus gefällig ist. Viel Anmuthendes enthält die Sammlung von Ernst Harmening: „Erde und Eden" (Jena, Mauke); namentlich verdienen die Oden in gereimten antiken Strophen wegen ihrer schwunghaften Leichtigkeit Anerkennung. Ein prächtiges Weihnachtsalbum ist das im Verlage von Gustav Höfler (Leipzig) erschienene „Frauenalbum", das der Herausgeber dieser Zeitschrift aus den Blüten neuester Lyrik zusammengestellt hat, und das auch mit Illustrationen von Karger, Kaulbach, Graf von Reichenbach geschmückt ist, die zum Theil großen künstlerischen Werth haben.

Der archäologische Roman weckt noch immer das gleiche Echo beim Publikum, obgleich die Stimmführung eine andere geworden ist; nicht mehr Georg Ebers, sondern Ernst Eckstein führt jetzt die erste Stimme. Und auch der Violinschlüssel, wenn man so sagen darf, ist ein anderer. Der tiefe ägyptische Grundbaß hat der hellern römischen Tonstimmung weichen müssen. Der Dichter, der die Römermuse vom Nil zum Tiber überleitete, war Ernst Eckstein, der zuerst mit seinen „Claudiern" sich auf dem Gebiete des historischen Romans bewegte und mit seinem schönen Talent das Lesepublikum für römische Stoffe zu interessiren wußte. Den „Claudiern" läßt er jetzt einen Roman aus dem letzten Jahrhundert der römischen Republik: „Prusias" (3 Bde., Leipzig, Reißner) folgen. Den Hintergrund des Gemäldes bildet der Mithridatische Krieg, die durch die blutigen Kämpfe zwischen Sulla und Marius verwüstete Republik; im Vordergrunde aber, sich vor unsern Augen entfaltend, steht der Sklavenaufstand des Spartacus. Der Held des Romans ist eine Phantasiegestalt, ein geheimnißvoller Magier aus dem Osten, der sich kurz vor seinem Tode als Dareios, der Bruder des Mithridates, enthüllt, wie dieser gesalbt für den Thron des parthischen Reiches und lange Jahre sein Mitregent und Nachfolger. Von gleichem Haß gegen den römischen Erbfeind beseelt wie sein Bruder, betritt Prusias in Brundisium den italischen Boden, um hier im Herzen des Reiches alle widerstrebenden Elemente gegen die römische Uebergewalt aufzureizen. Bei einem Gastfreunde in der Hafenstadt verbirgt er reiche Schätze, mit denen er den Aufruhr schüren will. Anfangs war es sein Plan, die Samniter gegen Rom aufzuwiegeln: dann aber faßte Prusias den kühnen Gedanken, einen Aufstand der Sklaven anzuregen, der für Rom vernichtend werden mußte. Unter der Maske eines Lehrers, der nach Capua berufen wurde, einen jungen Römer Cajus in manche Wissenschaften einzuweihen, mit denen der Orient vertrauter war als der

Digitized by Google

Occident, schleicht sich Prusias in Capua ein, nachdem es ihm vorher gelungen, den Präfecten von einem schweren Krankheitsanfall zu heilen. Die Sklaven in Capua, schwer unterdrückt und mishandelt, an ihrer Spitze Spartacus, sinnen auf Empörung, brechen aus und wagen den Kampf mit Rom. Prusias ist immer der Leiter des Aufstandes; anfangs siegreich am Vesuv die Feinde zurückschlagend, werden die Sklaven von Crassus in einer mörderischen Schlacht besiegt, und auch Prusias fällt in die Hände des Siegers; dem Sklaventod entgeht er durch Gift, während Tausende der Sklaven gekreuzigt werden.

Das ist das geschichtliche Gemälde in seinen Grundzügen. Trotz aller Mühe, die sich indeß der Dichter gibt, uns für den Helden als das Agens des Kampfes zu interessiren, hat man doch meistens das Gefühl, daß er im Grunde überflüssig ist und die Dinge auch ohne ihn den gleichen Verlauf genommen haben würden. Es ist immer bedenklich, große geschichtliche Bewegungen auf selbsterfundene Phantasiegestalten zurückzuführen. Der Dichter gibt seinem Prusias eine Fülle von Autorität und Weisheit; er rückt ihn in das magische Licht, welches der Glauben Zoraster's über seine Anhänger ausgießt. Und damit der armenische Posa mit seinem weltbefreienden Streben nicht allzu sehr über das Maß der Sterblichen hinausrage, theilt er ihm auch eine menschliche Schwäche zu; er läßt ihn in die Liebesnetze gerathen, mit denen die kokette Nävia ihn umstrickt und gerade in einem entscheidenden Moment, von welchem der Sieg seiner Sache abhängt. Wir meinen, daß dieser tiefe Fall sehr bedenklich ist für die Würde des Helden, der ja durchweg sonst etwas Priesterliches hat.

Abgesehen indeß von diesem allzu pomphaft inscenirten Helden, der keine rechte Theilnahme einflößt, sind die andern Charaktere des Romans vortrefflich gezeichnet, namentlich die weiblichen: die sinnlich glühende verführerische Nävia, die zarte, sinnige Psyche, die verwöhnte Capuanerin Fannia, und wenn diese im ganzen auch das Colorit römisch costümirter Liebhaberinnen tragen, die nicht viel über die Schablone hinausgehen, so zeigt der Dichter die Gabe eigenartiger Gestaltung besonders in drei Frauen: der für den Vater begeisterten Tochter des Präfecten, Manilia, der rothhaarigen Sklavin Brenna und der krankhaften verkümmerten Thoe mit ihrer unglücklichen Liebe zu dem jungen Oskier Afer, einem ebenfalls recht drastisch gezeichneten adolescentulus. Der üppige und übermüthige Lentulus Batiatus, der edle Präfect Manilius, die beiden in feindlichen Lagern weilenden Brüder Cajus und Sextus, die beiden Sklavenführer, der markige Thrazier Spartacus und der trotzige Celte Krixus bilden eine Gruppe gut schattirter Charaktere.

Die stilistischen Vorzüge des neuen Eckstein'schen Romans sind dieselben, die wir schon bei Besprechung der „Claudier" gerühmt haben: eine reine und edle Schreibweise, Schilderungen von lebendigem und glühendem Colorit sind zahlreich im „Prusias", die archäologische Treue ist unanfechtbar. Daß die grellen Bilder überwiegen, ist bei einer Schilderung aus der blutigsten Zeit der Republik und des Sklavenaufstandes selbstverständlich. Gladiatorenkämpfe, Schlachtenbilder, Marterungen, Kreuzigungen lösen sich ab. Die Darstellung hat episches Gleichmaß und viel Anschaulichkeit, wie z. B. die Schilderung der Kämpfe am Vesuv beweist.

Ebenfalls in der Römerzeit spielt der zweite der „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung" von Felix Dahn: „Bissula" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Das erste Exemplar, das uns in die Hand fällt, kündigt sich auf dem Titelblatt als vierte Auflage an: ein Beweis, daß in dem Genre der Freytag'schen „Ahnen" sich eine ungemein erfolgreiche buchhändlerische Nachlese halten läßt. Die Dahn'schen Helden und Heldinnen sind indeß nicht miteinander verwandt wie die Freytag'schen, und wir erhalten keinen Familienroman, der sich über eine ganze Ahnentafel erstreckt: Bissula, die Heldin des neuen Romans, ist keine Cousine von Felicitas. Sie ist eine Schwäbin, und darum ist auch der Roman allen braven Schwäbinnen gewidmet. Das Lorle aus der Zeit der alten Alamannen

Digitized by Google

erscheint stets von einer Bärin begleitet, welche als wandelndes Thierstück mit in die Handlung verwebt ist. Der Roman spielt an den Ufern des Bodensees, im Jahre 378 v. Chr. Zur Zeit der beiden Kaiser Valens und Gratianus liegen die Römer im Kampfe mit den Alamannen im Norden und Westen des Sees, im Linzgau. Ein solches Kampfbild entrollt der Dahn'sche Roman, der mit der Erstürmung des römischen Lagers durch die Germanen schließt. Bissula, die einen deutschen Heldenjüngling liebt, ist vorher von den Römern gefangen genommen worden und wird die Sklavin des Tribuns. Im Lager befindet sich aber auch ein hochgestellter römischer Literat und Dichter, der alte Ausonius, der Dichter der „Mosella"; der hat schon früher das kleine Mädchen am See kennen gelernt und will es mit sich heimführen. Ein dritter Römer, Herculanus, der Neffe des Ausonius, der diesen zu vergiften sucht, um die Erbschaft sicher zu erhalten, verfolgt das Mädchen mit lüsterner Gier. Aus allen diesen Verwickelungen rettet sie der Sieg der Deutschen. Die Darstellungsweise Dahn's ist aus seinem großen Werke „Ein Kampf um Rom" hinlänglich bekannt: sie ist frisch und lebendig, hat große Vorliebe für die Schilderung von Kampfesscenen, liebt den wuchtigen Tubulon, weiß aber auch manches naive Bild reizvoll einzuflechten. Nur ist sie häufig durch Manierirtheit eines alterthümelnden Stils entstellt, und diese alamannische ingenue mit ihrer Bärin hat etwas Theatralisches.

Der Dichter des „Antinous", George Taylor, hat einen neuen Roman: „Klytia" (Leipzig, Hirzel) veröffentlicht, der im 16. Jahrhundert spielt. Der heidelberger Theologe gefällt sich in diesem Werke besonders in einer Schilderung des Jesuitismus, seiner Grundsätze und Ordensregeln. Die Heldin, Lydia, die Tochter des kurpfälzischen Leibarztes Thomas Liebler, ist die Heldin des Romans; sein Held Paul Laurenzano, der Sonnengott, dem diese Klytia ihr Blumenangesicht zuwendet, obschon er ein Jünger Loyola's ist und sich als ein willenloses Werkzeug des Ordens dem Dienste desselben weiht. Interessant ist Paul's Bruder, der Baumeister Laurenzano, welcher der schönen Lydia seine unglückliche Liebe zuwendet. Das Ganze beseelt ein poetischer Hauch, wenn auch hin und wieder der gelehrte Theolog den Dichter ablöst und die Handlung des Romans zu Ungunsten der erregten Spannung unterbricht.

Eine andere „Lydia" ist die Heldin eines kleinen Romans von Robert Byr (Stuttgart, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt), eine sehr emancipirte Heldin im Stil der russischen Studentinnen, welche indeß durch die Liebe bekehrt wird. Der Roman enthält manche gewagte Situation und manche Debatte über etwas kitzelige Punkte, auch hier und dort eine lebendige Schilderung, spricht aber im ganzen weniger an als Byr's größere Romane.

Das Genre des historischen Memoirenromans, das eigentlich Luise Mühlbach in Aufnahme gebracht hat, wird jetzt von Gregor Samarow gepflegt, seitdem dieser Autor das Gebiet der Zeitgeschichte gleichsam abgegrast hat und sich auf die Weiden der Historie des 18. Jahrhunderts zurückgezogen hat. Sein „Peter III." (Stuttgart, Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt) hat im Verhältniß einen bescheidenen Umfang, verglichen mit den Dimensionen Mühlbach'scher und anderer Samarow'scher Romane. Was er enthält, errathen wir schon aus der Geschichte. Die beiden Katastrophen, Peter's Thronbesteigung und seine Ermordung, bilden die Angelpunkte der Handlung: ihr Agens ist die Großfürstin Katharina, die spätere Kaiserin, die Frau der Staatsstreiche, die mit ziemlich grellen Farben geschildert sind. Die idyllischen und Liebesepisoden bilden nicht die Stärke Samarow's.

Ein eigenthümlicher Roman ist „Metamorphosen" von Wilhelm Jensen (Breslau, S. Schottländer). Die Handlung läßt sich mit einigen Worten erzählen. Der Held, Rudolf von Allenstein, ein vermögender Herr, der die Beamtencarrière aufgegeben hat, macht bei seinen einsamen Spaziergängen die Bekanntschaft einer

Digitized by Google

Gastwirthstochter; mit dem hübschen, eigenartigen Mädchen zu plaudern wird ihm alsbald eine liebe Gewohnheit; alle Nachmittage lenkt er seine Schritte dorthin. Ein Freund, Konrad von Ledebur, ladet ihn zu sich ein: die Frau desselben, Editha, flößt ihm alsbald eine tiefe Leidenschaft ein; um sich davor zu retten, heirathet er jene Henriette aus dem Wirthshause. Doch er kümmert sich wenig um seine Frau, die ihm geistig und gesellschaftlich nicht ebenbürtig ist. Wie sich dieselbe endlich aufrafft, durch Collisionen hindurch, die an die „Wahlverwandtschaften" erinnern, im stillen an ihre Bildung die letzte Hand legt und zuletzt über ihre Nebenbuhlerin den Sieg davonträgt: das sind die Metamorphosen des Romans. Wie über allen Dichtungen Jensen's, schwebt auch über dieser eine eigenthümliche traumhafte Beleuchtung; im Reiche des Unbewußten bewegen sich seine Helden und Heldinnen mit Vorliebe. Oft gehen sie wie nachtwandelnd umher und wissen nicht was sie thun und was mit ihnen geschieht. Helden der That sind sie nicht: Allenstein geht spazieren, liest, unterhält sich, spielt Schach und Billard; er ist ein romantischer Müßiggänger; Ledebur allerdings ist Landwirth und Pomologe. Dazu entschließt sich denn Allenstein auch am Schluß, nachdem er sein Weib „erkannt" hat. Vieles, was die Helden thun und nicht thun, erscheint dem gewöhnlichen Menschenverstande nicht recht erklärlich. Gleichwol ist der Roman reich an feinen psychologischen Zügen, an jean-paulisirenden Schilderungen und durchaus spannend trotz der einfachen Handlung. Der Stil hat funkelnde Schönheiten, doch er ist nicht immer leicht beweglich; er hat oft etwas schwerfällig Gezwungenes.

Der neue Roman Friedrich Spielhagen's: „Uhlenhans" (2 Bde., Leipzig, Staackmann), zeigt in der spannenden Gruppirung der Ereignisse das erzählende Talent des Autors. Auch unterscheidet er sich von den meisten frühern dadurch, daß er mehr ein Charaktergemälde als ein Zeitgemälde ist. Der einäugige Held des Romans, ein Gutsbesitzer auf der Insel Rügen, läßt sich am besten als ein männliches Aschenbrödel bezeichnen. Leider meint es der Dichter nicht so gut mit ihm wie das Märchen mit seinem lieblichen Kinde: er läßt ihn ein tragisches Ende nehmen. Uhlenhans ist von rührender Gutmüthigkeit; er sorgt für seine ganze Familie, lebt selbst in einem schlechten einsamen Hause, während er seinen zärtlichen Verwandten das Schloß überläßt. Sein Bruder, ein begabter Wüstling und Spieler, Taugenichts und Habenichts, kehrt von langen Reisen zurück, und diese Rückkehr führt für den armen Uhlenhans die Katastrophe herbei. Gustav hat sich mit einer griechischen Abenteurerin verheirathet, die er für die Tochter eines Fürsten ausgibt: Hertha, seine Cousine, mit der er so gut wie verlobt ist, hofft in ihm ihren Bräutigam zu begrüßen; schmerzlich enttäuscht wirft sie sich in die Arme von Uhlenhans, der sie schon lange liebt. Doch das Kartenhaus des Schwindels bricht zusammen; die Lüge des Barons Gustav kommt zu Tage; noch mehr, die Rache eines Griechen, der als Schmuggler auf der Insel weilt, trifft ihn. Und bei dieser Katastrophe wird auch Hans verletzt, noch mehr, als Brudermörder verdächtigt und verhaftet. Schwerkrank im Gefängniß, erblindend, sucht er die Bauern, die ihn befreien wollen, davon abzuhalten, um sie vor dem Zuchthause zu retten . . . und stirbt infolge der Aufregung. Einige Wendungen der Handlung sind allzu wenig motivirt, einige Schilderungen des Volks- und Wirthshauslebens zu weitgehend in niederländischer Detailmalerei. Dagegen ist die Schilderung der fashionablen Kreise, des Fürsten, des Kammerherrn, des Grafen Axel von feiner Satire durchdrungen und der Held selbst ein originelles Charakterbild.

Der Roman „Die Papierprinzessin", von dem Herausgeber dieser Zeitschrift (3 Bde., Breslau, Eduard Trewendt), schildert uns die Zeit der französischen Regentschaft und der kühnen Finanzspeculationen John Law's. Von dem Hintergrunde der allgemeinen Corruption, die ihren Gipfelpunkt in den Orgien des Regenten und in den Schenkscenen der Roués findet, hebt sich das Bild der Heldin des Stückes, Alice Law, und ihres Geliebten, des Parlamentsrathes Blamont, ab, deren

Digitized by Google

wechselnde Schicksale im Vordergrunde des geschichtlichen Gemäldes stehen. Durch einen abenteuerlichen Einschlag in dieses Schicksalsgewebe führt uns der Dichter nach dem Zauberlande Louisiana, ohne dessen Schilderung die Geschichte des Mississippischwindels der eigentlichen Grundlage entbehrt hätte.

Im Verhältnisse zu frühern Jahren scheint uns die Zahl wichtiger historischer Werke in diesem Jahre kleiner. Erst am Ende desselben ist die neueste Frucht Ranke'schen Fleißes erschienen: die zwei Abtheilungen des vierten Theiles der „Weltgeschichte" (Leipzig, Duncker u. Humblot), welche das Kaiserthum in Konstantinopel und den Ursprung romanisch-germanischer Königreiche behandeln.

Hermann Schiller ließ die zweite Abtheilung des ersten Bandes seiner früher von uns besprochenen „Geschichte der römischen Kaiserzeit" (Gotha, F. A. Perthes) erscheinen, welche von Vespasian bis zu Diocletian's Thronbesteigung reicht. Mit pflichttreuem Fleiße, großer Gewissenhaftigkeit und kritischem Urtheile benutzte Schiller die Quellen der noch so wenig beleuchteten Zeit wie ihre Bearbeitungen und kam wie in der ersten Abtheilung wiederholt zu wesentlich andern Resultaten, als sie die landläufige Geschichtskenntniß annahm. Vespasian war der zweite Begründer des Principats, sein Regiment trug den Stempel des Militarismus und der Energie; Titus dürfte mit zwei Seiten Text kaum genügend in seinen Segnungen gewürdigt sein, während Domitian gegenüber den aristokratischen Historikern Roms auffällig milde beurtheilt und als Schüler des Tiberius von manchem Makel gereinigt wird; Schiller's Ansicht nach wurde Domitian von Senat und Aristokratie gehaßt und sein Charakterbild entstellt, weil er ausgesprochener Autokrat war, die Basis der Augusteischen Verfassung beseitigte, durch einen Staatsstreich dem Senat die usurpirte Macht entzog und die Censur mit der Kaiserwürde verschmolz. Gewann der Senat unter dem schwachen Nerva wieder neue Macht, so fühlte sich hingegen der gewaltige Trajan als Repräsentant des ganzen Staatswesens, als Alleinherrscher, dem der Staatsgedanke über alles ging; er war in erster Linie Soldat, Hadrian Staatsmann. Hadrian, einer der begabtesten Kaiser, ist als Politiker kaum übertroffen worden, der bedeutendste Vertreter der Selbstregierung und der erste Diener seines Staates; seine Selbstthätigkeit, die niemand entscheidenden Einfluß auf ihn gestattete, war ungewöhnlich; er inaugurirte die allmähliche Gleichstellung der Provinzen mit dem Mutterlande, die Caracalla vollendete, und gestaltete die Reichsbeamtung völlig um. Die Reaction nach seiner Thatkraft repräsentirte das Walten des Antoninus Pius; Marcus Aurelius war zu sehr Philosoph und Doctrinär, um den Anforderungen der Zeit gemäß regieren zu können; Commodus' Regierung war eine fortgesetzte Niederträchtigkeit. Erst mit Septimius Severus begann wieder eine würdige Kaiserstellung; da Italien altersschwach geworden war, besetzten jetzt die Provinzen den Thron. Septimius Severus handelte, wie es dem Reiche noththat; dasselbe Gefühl der Omnipotenz beseelte ihn wie seinen Sohn, den Wütherich Caracalla, dessen Hauptbeschäftigung der Krieg war; die ganze Dynastie trug den Charakter des Soldatenkaiserthums. Der Unzucht des Elagabal, der größten Schmach des vielgeschändeten Thrones, folgte die unzeitgemäße Milde des Alexander Severus, bei dem das Gemüth den Verstand überwog. Der Senat errang von neuem großes Ansehen; die Heere erhoben sich dagegen, Militärherrschaft und Senatsdünkel bekämpften sich, der Senat siegte. Aber das Senatskaiserthum hatte keinen Bestand; Decius und seine Erben rafften die Kräfte des Reiches straff zusammen, verschafften demselben wieder eine weltbeherrschende Stellung, constituirten aber auch definitiv die absolute Monarchie; als wahrer Hersteller des Reichs und reiner Absolutist gab Aurelian dem Reiche seine Einheit zurück, die Zeit des Senats war vorüber, jede Spur republikanischer Mitregierung fiel weg und Diocletian riß mit eiserner Faust das Reich in die Bahnen seiner

Digitized by Google

Alleingewalt Schiller unterbricht mehrmals den Lauf der Darstellung durch interessante Abschnitte, welche die gleichzeitige Cultur und Gesellschaft, Kunst, Literatur und Religion behandeln.

Aus der von W. von Giesebrecht angeregten, von mehrern Gelehrten gleichzeitig in Angriff genommenen „Deutschen Geschichte" in acht Bänden (Gotha, F. A. Perthes) liegt uns die erste Hälfte des ersten Bandes von Felix Dahn's „Geschichte der deutschen Urzeit" vor. Wer wäre competenter, das altgermanische Staatsleben, Fühlen und Wesen zu beurtheilen, als dieser gründlichste Erforscher der Geschichte unserer Ahnen! Einer ebenso gediegenen wie ansprechenden Schilderung Europas zu der Zeit, da die Germanen vom Kaspischen Meere her einwanderten, schließt sich die genaue Betrachtung des Landes, in dem sie festen Fuß faßten, ihrer Culturverhältnisse, ihrer Verfassung und Rechte an. Wir sehen, wie der Staat der Familien zum Gemeindestaate wird und letzterer sich allmählich entwickelt, erweitert und veredelt zum Gaustaate, zum Staatenbunde der Völkerschaft, zum Staate des Volks, endlich zum Reiche der Franken. Die äußere Geschichte spielt sich vor uns ab bis zu den furchtbaren Kämpfen mit dem zerbröckelnden Römerreiche, zum Untergange des weströmischen Kaiserthums durch die Germanen Odoaker's und zur Errichtung des merovingischen Thrones.

Karl Wilhelm Nitzsch verwandte die besten Kräfte seines arbeitsamen Lebens auf das Studium des deutschen Mittelalters und auf seine Vorlesungen über deutsche Geschichte, war aber nie dazu gekommen, die Geschichte des deutschen Volkes in einem Buche umfassend darzustellen. Auch hinterließ er kein Heft seiner Vorträge, sondern nur mehrere unvollendet gebliebene Manuscripte über einzelne Perioden. Mit diesen Manuscripten verschmolz nun Georg Matthäi in „Nitzsch's Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden. Aus dessen hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben in drei Bänden. Band I: Geschichte des deutschen Volkes bis zum Ausgang der Ottonen" (Leipzig, Duncker u. Humblot) die Hefte zahlreicher Zuhörer des großen Lehrers und das Buch muthet uns an, wie wenn es aus Einem Gusse sei; überall kommt die prachtvolle, kräftige, markige Darstellung des originellen Autors zur vollen Geltung. Den merkwürdigen Versuch, das unverbesserliche deutsche Reich, diese confusio divinitus ordinata, zu verbessern, bringt uns Victor von Kraus in „Das nürnberger Reichsregiment. Gründung und Verfall. 1500—1502" (Innsbruck, Wagner) nahe; aus archivalischen Quellen stellt er diese interessante Unterbrechung im deutschen Reichs- und Verfassungsleben unter Beibringung neuen Materials mit politischem Urtheile dar. Die entscheidende Rolle dabei spielte der Kurfürst-Erzbischof Berthold von Mainz, das Verhältniß zu Frankreich aber bildet den Schlüssel zur Beurtheilung der ganzen Sachlage; bald widersprachen die Tendenzen des Reichsregiments den Absichten, die Kaiser Max bei der Stiftung gehegt hatte; er sehnte sich nach der Abschaffung der neuen Institution. Diese glückte ihm rasch, denn sie konnte bei dem verfahrenen Zustande des Reiches, das für kein ständisches Regiment reif war, keine Lebenswurzeln schlagen.

Auf Veranlassung des regierenden Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg wurde ein fürstenbergisches Urkundenbuch publicirt, und sein bekannter Archivrath Sigmund Riezler schrieb eine „Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509. Mit Abbildungen, Stammtafeln und einer historischen Karte der achalmischen, urachischen, freiburgischen und fürstenbergischen Lande in Schwaben" (Tübingen, Laupp). Das Haus Fürstenberg, als dessen muthmaßlicher Ahnherr ein Staatsmann Karl's des Großen, Unruoch I., auftritt, das aber in ununterbrochener Ahnenreihe in die Zeit Kaiser Konrad's II. hinaufreicht, ist eins der ältesten und berühmtesten Deutschlands und mit den Geschicken unserer Nation eng verknüpft; als interessanteste Gestalten ragen hervor Konrad von Urach, Cardinal von Porto, Heinrich VII. und Wolfgang von Fürstenberg. Die

Digitized by Google

Geschichte der Nebenlinie, der Grafen von Freiburg, ist in gedrängter Weise, die der fürstenberger Grafen selbst sehr genau und archivalisch streng unterstützt dargestellt, auch die Leiden der fürstenbergischen Besitzungen im Schweizerkriege finden eingehende Beleuchtung. Die Beilagen sind sehr werthvoll. Eine Geschichte der fürstenbergischen Lande, ihrer Rechts- und Culturverhältnisse steht in Aussicht.

Der gründlichste Kenner schlesischer Geschichte, Karl Grünhagen, hat eine „Geschichte Schlesiens" (Lieferung 1, Gotha, F. A. Perthes) begonnen und beabsichtigt, die ganze schlesische Geschichte in zwei mäßig starke Bände zu bringen, deren erster bis zum Eintritte der habsburgischen Herrschaft reichen soll. Die Geschichte Schlesiens lag uns nur in veralteten, heute ungenügenden Darstellungen vor, und bedurfte einer so ansprechenden und streng objectiven Umgestaltung, wie sie in Grünhagen's Werk vorliegt. In demselben Verlage erschien die erste Lieferung von Eduard Jacobs' „Geschichte der in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete". Es ist ein schweres Unternehmen, die Geschichte aller Gebiete zu geben, die seit 1815 diese Provinz bilden; denn in ihr sind ehemals weltliche und geistliche, fürstliche, ritterschaftliche, reichsstädtische Lande, durcheinander zerstreut, vereinigt worden; viele Fürsten hatten zwar dort Besitzungen, außerhalb der Provinz aber ihre Machtstellung, so die Hohenzollern und Wettiner, Kurmainz u. s. w. Das Buch beginnt mit der vorchristlichen Zeit.

Als sechster Band der obengenannten „Deutschen Geschichte" erscheint bei F. A. Perthes in Gotha „Das Zeitalter Friedrich's des Großen und Joseph's II.", dessen erste Hälfte, von 1740—45 reichend, ausgegeben worden ist. Gegenüber den meisten Werken der angegebenen Zeit will Alfred Dove weder einen preußischen noch österreichischen, sondern den nationalen Standpunkt einnehmen und von ihm aus die Epoche betrachten, will darlegen, wie der Dualismus der beiden deutschen Vormächte 1740—45 ins Leben trat und Karl VII. an dem Versuche scheiterte, die Reichsverhältnisse anders zu gestalten. Als Material benutzte Dove hauptsächlich die neuen Publicationen der Archive zu Wien und Berlin nebst noch ungedruckten hannoverischen Acten. Schildert er Maria Theresia voll Gerechtigkeit und Würde, Karl VI. und Franz I. vorurtheilsfrei, Friedrich den Großen begeistert und voll Sympathie, so ist er hingegen Karl VII., den er sogar mit Kaiser Karl dem Dicken vergleicht, viel zu nahe getreten; so traurig, wie Dove ihn hinstellt, war Karl VII. niemals; er war kein Sklave Frankreichs und vergaß nie die Ehre, ein deutscher Fürst zu sein. Dove scheint Karl Theodor Heigel's Publication: „Das Tagebuch Kaiser Karl's VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, nach dem Autograph herausgegeben" (München, Rieger) nicht benutzt zu haben, sonst wäre sein Urtheil über Karl weniger schneidend und fehlerhaft ausgefallen. Karl VII. war weit entfernt, ein feiles Werkzeug des französischen Chauvinismus zu sein; sein Charakter entbehrte zwar großer, nicht aber edler Eigenschaften; er war wahrheitsliebend und erkannte seine Fehler selbst an, fühlte sich tief unglücklich, daß die Hand der ewigen Gerechtigkeit, an die er glaubte, sich beständig gegen ihn und nie für ihn erhoben habe, und wir müssen den schwachen, unglücklichen Mann beklagen, daß eben das Unglück für ihn die Regel war.

Auf meist ungedrucktem Material beruht die bisher einzige zusammenhängende Studie über „Die orientalische Politik Oesterreichs seit 1774", von Adolf Beer (Prag, Tempsky). Mit dem Jahre 1683 erst begann die Möglichkeit einer orientalischen selbständigen Politik für Oesterreich, weil Kara Mustapha, vor Wien besiegt, Ungarn räumen mußte. Die wiener Staatsmänner konnten nun an die Eroberung Konstantinopels als an eine Eventualität denken; von Wien aus wurde den Völkern der Balkanhalbinsel große Aufmerksamkeit gewidmet und nach Wien schaute die dortige christliche Bevölkerung, in der Hoffnung, vom Joche des Islam befreit zu werden. Dann aber legte das Haus Habsburg sein ganzes Streben in die Erweiterung seiner Machtstellung in Deutschland; die

Digitized by Google

türkischen Pläne traten in den Hintergrund und Rußland konnte dem wiener Hofe leicht den Rang ablaufen. Die österreichischen Minister streckten die Hand nicht mehr nach türkischer Beute aus, auch nicht zu Napoleon's Zeit, in der doch alle Staaten mehr oder minder nach Annexionen lüstern waren, wollten aber auch den Russen die Türkei nicht gönnen; Erzherzog Karl und Radetzky waren unter den wenigen, die für türkische Eroberungen Interesse besaßen; Metternich als Mann der Erhaltungspolitik hatte gar keins dafür. Besonders genau schildert Beer Joseph's II. Orientpolitik und die Stellung Oesterreichs zum serbischen Aufstande im Beginn unsers Jahrhunderts. Durch die falsche Rolle Oesterreichs in der Orientfrage mußte Rußland übermächtig werden; Oesterreich benutzte keine Verwickelung, um sich auf der Balkanhalbinsel festzusetzen, und lehnte sogar im Krimkriege das russische Anerbieten ab, Serbien, Bosnien und die Herzegowina zu occupiren. Nach Beer's Urtheile leistete auch Andrássy, dessen Politik natürlich nur in Umrissen gezeichnet werden kann, wenig, und Oesterreichs berechtigte Interessen im Orient blieben unbefriedigt. Die Bände 6 und 7, des zweiten Theiles 4 und 5, „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowstroem" (Wien, W. Braumüller) schließen das hochinteressante Werk ab. Wie früher wird auch in diesen Bänden neben dem Staatskanzler seine kluge Gemahlin Melanie redend eingeführt; bei ihrem reifen Beobachtungstalent dient ihr Tagebuch oft zur werthvollen Ergänzung seiner Mittheilungen und bleibt eine wichtige Quelle zu seinem Leben, Denken und Wirken.

Schließlich sei noch einer vielumstrittenen Erscheinung aus der britischen Geschichte gedacht, über die uns Moritz Brasch in „Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit" (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening) neue werthvolle Aufschlüsse aus venetianischen Gesandtschaftsberichten und der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg verschafft; leider konnte der Autor den dritten Band von Noorden's „Europäischer Geschichte im 18. Jahrhundert" nicht mehr benutzen. Brasch gibt weniger eine detaillirte Biographie Bolingbroke's oder eine „Rettung" des Vielgeschmähten, als daß er ihn uns als Kind seiner Zeit, als Product des Parteienstreites, in dem er mitteninne stand und kämpfte, erklären will. Die Schilderung des Parteiwesens und der Hauptfiguren von Marlborough bis Chesterfield und Walpole ist vorzüglich gerathen und der blendenden Erscheinung Bolingbroke's wird der Autor in jeder Weise gerecht. Wir sehen den Proteus vor uns, der bald welfisch, bald jakobitisch, bald hochkirchlich, bald antikirchlich dachte und arbeitete, einen außerordentlichen, an Widersprüchen reichen Charakter; in allen Richtungen menschlicher Bethätigung mit seltenen Gaben ausgestattet, erprobte er sich in keiner als eigenartige und ausgeprägte Persönlichkeit, that nichts von dauernder Wirkung und bleibendem Werthe, trachtete weit mehr nach egoistischem Behagen und Gewinn als nach Englands Ruhm und Heil, war ein gefährliches, kein segenbringendes Element, und das Volk that wohl daran, seine Rathschläge nicht zu befolgen, sondern instinctiv ihn auf den Isolirschemel zu stellen.

Stand die „Encyklopädie der neuern Geschichte" anfänglich unter der trefflichen Leitung des als Literarhistoriker allbekannten Professors Dr. Wilhelm Herbst, so wurde nach dessen Tode im December 1882 die Redaction dem gothaer Professor Dr. Alfred Schulz von der Verlagshandlung F. A. Perthes in Gotha übertragen, während die Mitarbeiter dieselben blieben. Seitdem erschienen die Lieferungen 14—16, die sich der schon früher gerühmten Vorzüge erfreuen, dabei aber eine große Anzahl neu eingefügter Artikel bringen, die ursprünglich vergessen worden waren; der neue Herausgeber bekundet eine große Arbeitskraft und richtigstes Verständniß für alles, was in einer derartigen Encyclopädie stehen muß, um sie zu einem wirklich unentbehrlichen Werke zu erheben.

Digitized by Google

Politische Revue.

12. December 1883.

Das preußische Abgeordnetenhaus trat am 20. Nov. wieder zusammen. Minister von Puttkamer las die Eröffnungsrede. Am meisten Anklang fand der Passus derselben, den auch später Finanzminister Scholz bei seiner Etatsrede betonte, daß der Haushaltsetat sich bilancire ohne Hülfe einer Anleihe. Die ersten Sitzungen waren den Berathungen des Etats gewidmet. Es fanden indeß auch schon einige erregte Debatten statt, welche auf eine gewisse Schwüle in der politischen Atmosphäre deuten. Schon wenn die Neigung vorhanden ist, principielle Gegensätze in den Vordergrund zu stellen, muß man unvermeidlich auf eine Conflictstimmung schließen; in ruhigern Zeiten gilt das stillschweigende Compromiß, solche Fragen überhaupt nicht zu berühren.

Am ersten Schwerinstage, am 5. Dec., brachte der Stern'sche Antrag betreffs der Aufhebung der Oeffentlichkeit der Wahlen für das preußische Abgeordnetenhaus diesen gesteigerten parlamentarischen Wellenschlag hervor. Die Ungleichartigkeit des Wahlmodus für Reichstag und Abgeordnetenhaus besteht ja seit langer Zeit; doch beruht sie nicht blos auf dem Unterschiede zwischen geheimer und öffentlicher Wahlabstimmung; sondern das ganze Wahlsystem des preußischen Abgeordnetenhauses beruht auf einer andern Grundlage: auf indirecten Wahlen, und auf Wahlen in drei Klassen nach dem Manteuffel'schen Census. Der Fürst-Reichskanzler selbst hat sich über dies Wahlsystem früher einmal wegwerfend genug geäußert. Wenn nun gerade jetzt einer dieser unterscheidenden Punkte herausgegriffen wird, eine dieser Stützen des Manteuffel'schen Systems weggezogen werden soll, so muß dafür doch ein besonderer Anlaß vorliegen. Der Antrag Stern beschränkt sich nicht auf die Wahlen zum Abgeordnetenhause; er zieht die Communalwahlen mit hinein, die nach dem gleichen Princip stattfinden. Der Angriff auf das Princip ist veranlaßt durch die berliner Stadtverordnetenwahlen, bei denen die Bürgerpartei, d. h. die Partei der Gegner des dominirenden Fortschritts, diesmal mehr Boden gewonnen hat als früher.

Der Abgeordnete Stern motivirte seinen Antrag damit, daß ein Nothstand vorliege; darüber ließen die einlaufenden Petitionen keinen Zweifel, und der Nothstand wachse mit der fortwährenden Machtzunahme der Regierung: diese verhalte sich dilatorisch gegenüber den Petitionen und wolle die Frage nur in Verbindung mit einer allgemeinen Wahlreform gelöst sehen; doch heute müsse man frei bekennen: „Ja oder Nein", und vor diese Frage wolle er das Haus stellen. Minister von Puttkamer begann seine Entgegnung damit, zu erklären, daß er jetzt von einer dilatorischen Behandlung der Frage absehen müsse; er setze dem Antrag Stern einen nachdrücklichen Widerspruch entgegen; man halte diesen Antrag für einen wohlberechneten Vorstoß gegen die wichtigsten Bestimmungen unsers Verfassungslebens. Wenn übrigens bei Wahlen Misbrauch getrieben worden sei, so habe die Fortschrittspartei ihr gerüttelt und geschüttelt Maß davon aufzuweisen, sowol was die Anwendung von Schreckmitteln als auch was die Verhetzung und Verleumdung anderer Parteien betrifft. Die Rede des Ministers erging sich dann in heftigen Anklagen der Fortschrittspartei. Herr von Puttkamer behauptete, das anonyme, geheime Verfahren führe zuletzt zur politischen Heuchelei und Unselbständigkeit. Hier mußte er auf den Einwurf gefaßt sein, daß ja bei den Reichstagswahlen die geheime Abstimmung von Anfang an stattfinde, und er gab die großes Aufsehen erregende Erklärung, man habe zu untersuchen, ob sich diese Institution bewähre, oder ob man nicht vielleicht das Gegentheil erreicht habe von dem, was man zu erreichen hoffte. „Nach den Erfahrungen, welche die Regierung gemacht hat, ist diese Frage in hohem Maße zweifelhaft; wir sind der

Digitized by Google

Meinung, daß unsere politischen Sitten und der ganze Stand unserer politischen Moral seit der Einführung der geheimen Wahl zum Reichstage keine Fortschritte gemacht hat, daß wir uns im Gegentheil seit jenem Tage auf einer schiefen Ebene befinden. Es ist Sache der ernsten Erwägung der Staatsregierung, ob sie nicht darauf wird Bedacht nehmen müssen, ihren Einfluß im Bundesrathe dafür einzusetzen, daß die Abschaffung der geheimen Abstimmung für den Reichstag durchgeführt wird." Gegen den Schluß seiner Rede wiederholte Herr von Puttkamer, die Regierung werde ernst erwägen, ob sie nicht in Bezug auf die Reichstagswahlen einen Wechsel vorbereiten kann.

Diese ganz unerwartete Erklärung des Ministers, durch welche der Krieg auf das feindliche Gebiet hinübergespielt wurde, gab natürlich alsbald Stoff zu den verschiedenartigsten Commentaren. Hat Herr von Puttkamer diese Erklärung auf den Wunsch des Reichskanzlers abgegeben? Entspricht sie wenigstens den Intentionen desselben? Oder hat der Minister sich von seiner Beredsamkeit hinreißen lassen und es sich nicht versagen können, einen Trumpf auszuspielen, den man in Friedrichsruh noch in der Hinterhand hielt? Wir glauben nicht, daß ohne Fühlung mit dem Reichskanzler eine so bedeutsame Erklärung vom Ministertisch aus ergehen konnte, und die Frage ist nur, ob dieser Gegenzug gegen den Antrag der Linken, wenn er auch längst vorbereitet war, nicht ein Tempo früher kam, als von der höhern Instanz gewünscht wurde. Von der Rechten wurde dem Minister lebhafter wiederholter Beifall zutheil.

Für den Stern'schen Antrag sprachen die Abgeordneten Virchow, Hänel und Richter, der letztere mit fulminanten Anklagen gegen die Politik des Reichskanzlers: die Debatte gestaltete sich im wesentlichen zu einer Kritik der Wahlbeeinflussungen. Daß sich das Centrum für den Stern'schen Antrag erklären würde, war vorauszusehen. Der Minister von Puttkamer ergriff noch mehrfach das Wort: er sprach mit der Entschiedenheit und dem Eifer eines Parteimannes. Maßgebend für das Resultat der Abstimmung war die Haltung der Nationalliberalen. Der Abgeordnete Gneist, der in ihrem Namen sprach, erklärte sich gegen den Antrag. Sein Hauptargument war, daß das preußische Wahlgesetz aus einer Reihe von Compromissen der Parteien hervorgegangen sei: man dürfe daher nicht einen Punkt zur Abänderung herausgreifen, ohne dadurch der andern Partei Anlaß zu geben, auch ihre frühern Zugeständnisse zurückzunehmen. Es würden durch einen so tiefgreifenden Antrag alle Unterlagen unserer Volksvertretung von neuem in Frage kommen. Es waren auch diesmal derartige Opportunitätsgründe, wie sie die Nationalliberalen schon oft ins Feld geführt, womit sie ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Stern'schen Antrage rechtfertigten. Was indeß die Abschaffung der geheimen Abstimmung beim Reichstag betrifft, so erklärte der Abgeordnete Hobrecht, daß die Nationalliberalen dagegen stimmen würden. Der Antrag Stern wurde am 6. Dec. mit 202 gegen 163 Stimmen abgelehnt. Den Ausschlag gaben die Nationalliberalen.

Bei der zweiten Berathung des Etats hatte man am 3. Dec. wie gewöhnlich mit dem Etat der Domänenverwaltung begonnen: es knüpfte sich daran eine längere Debatte über die Lage des Grundbesitzes und der Bauern. Rickert erklärte, diese Lage sei nicht so ungünstig; selbst in Ostpreußen hätten sich größere Erträge ergeben; er verkenne nicht, daß der kleine Grundbesitz Hülfe brauche; man gewähre sie ihm aber am besten, wenn man dem Minister mehr Geld im Interesse der Landescultur bewillige und die Parcellirung der Domänen nicht verschränke. In einer sehr maßvollen Rede entgegnete der Minister Lucius: die Landwirthschaft als solche sei technisch im Fortschreiten begriffen; namentlich habe die landwirthschaftliche Industrie einen Höhepunkt erreicht, sodaß die andern Nationen bei uns lernten. Die Blüte der Landwirthschaft werde durch die Domänen repräsentirt; denn hier handle es sich um einen schuldenfreien und stellenweise

Digitized by Google

steuerfreien Besitz, und die Domänenpächter müßten ein hinreichendes Betriebskapital nachweisen, während die meisten Grundbesitzer mit ungenügendem Betriebskapital arbeiteten; doch der steigenden Rente des schuldenfreien Besitzes ständen die steigenden Lasten des sonstigen Grundbesitzes gegenüber. Drei Klagen kehrten in den Berichten des Landes-Oekonomiecollegiums fast immer wieder: der Hinweis auf eine Reihe mittelmäßiger und schlechter Ernten, die Klage über die nicht im entsprechendem Verhältniß zu den Productionskosten steigenden Preise der Producte; zuletzt die Klage über die erhöhten Staats-, Communal- und Schullasten. Die Klage betreffs der Schullasten erklärte der Minister für berechtigt; die Ansprüche in Bezug auf dieselben gingen vielfach über die Leistungsfähigkeit der Verpflichteten hinaus. Gegen eine Veräußerung des Domänenbesitzes erklärte sich der Minister, während er in der Lage sei, in sehr großem Umfange die parcellirte Verpachtung einzuführen. Abgeordneter von Meyer, der Freihändler unter den Conservativen, erklärte sich für den Getreidezoll, in welchem er nur einen Finanzzoll und keinen Schutzzoll erblicken will. Die Debatte schweift allmählich auf das Gebiet der Wirthschaftspolitik über, deren Segen für die Landwirthschaft Abgeordneter von Minnigerode verherrlicht, und auf den eisenacher liberalen Bauernverein, dessen Programm von Schorlemer-Alst auf Grund seiner Erfahrungen als westfälischer Bauer verurtheilt. Auch am 4. Dec. spielte der eisenacher Bauerntag eine nicht unbedeutende Rolle in der Debatte, welche außerdem durch den Abgeordneten Parisius wieder auf die Parcellirung der Domänen zurückgeführt wurde; Abgeordneter Wagner erklärte sich gegen dieselbe und konnte nicht umhin, abermals eine antisemitische Lanze einzulegen und gegen die jüdischen Wucherer zu declamiren; es kam zu so heftiger persönlicher Polemik, daß sich Wagner sogar einen Ordnungsruf zuzog. Der Ton, der im Abgeordnetenhause gerade durch die Stöcker-Wagner'sche Partei eingeführt wird, sobald die Judenfrage ins Spiel kommt, ist einer gesetzgebenden Versammlung nicht würdig; bis zum Cynismus der subalternsten Polemik, welche dicht an die Straße streift, wurde er durch die Bemerkungen des Abgeordneten Kremer in einer spätern Sitzung degradirt. Wenn Richter dieser ganzen Judenhetze gegenüber die Aeußerung des Kronprinzen des Deutschen Reiches, sie sei eine Schmach für Deutschland, als authentisch nachwies, so vermochte niemand den Gegenbeweis anzutreten, so sehr man in der Sitzung vom 4. Dec. noch bestritt, daß der Kronprinz eine solche Aeußerung gethan habe. Der Geist Friedrich's des Großen, den einige der gefeierten Wortführer der Conservativen in so bedauerlicher Weise verleugnen, ist noch lebendig in den Traditionen unserer Herrscherfamilie.

Die Reise des Kronprinzen des Deutschen Reiches nach Spanien hat die Sympathien zwischen Deutschland und Spanien in hohem Maße gesteigert. Die gewinnende und imponirende Persönlichkeit des Prinzen, sein volksthümliches und ritterliches Wesen, der Ruhm seiner Thaten haben ihn jenseit der Pyrenäen eine Aufnahme finden lassen, die weit über den Antheil hinausgeht, welchen das Volk solchen aus fürstlicher Courtoisie hervorgehenden Besuchen in der Regel schenkt. Die spanischen Offiziere und Soldaten, in Valencia wie in Madrid, rechneten es sich jedenfalls zur Ehre, daß ein so gefeierter Kriegsheld Heerschau über sie hielt. Nach dem pariser Skandal wurde die Auszeichnung dieses deutschen Besuches in Spanien mit doppelter Genugthuung empfunden, und selbst die republikanischen Blätter, wenn sie auch nicht gerade das Gewehr präsentirten, standen doch achtungsvoll still, das Gewehr im Arm.

Die Absicht, einen Bundesgenossen für einen deutsch-französischen Krieg zu werben, liegt jedenfalls der Reise des Kronprinzen fern. Spanien würde gewiß in einem solchen Conflict so neutral bleiben wie im letzten Kriege. König Alfons scheint ein tüchtiger, gebildeter und energischer Regent zu sein: gleichwol wird in einem

Digitized by Google

so revolutionär zerklüfteten Lande wie Spanien wol niemand die Bürgschaft für die Dauer einer Dynastie übernehmen. Nach allen diesen Seiten hin darf man die politische Bedeutung der Reise des Kronprinzen des Deutschen Reiches nicht überschätzen; doch das Deutsche Reich hat in so glänzender Vertretung abermals einen succès d'estime davongetragen, welcher das Selbstgefühl jedes Deutschen erhöhen muß. Welche Huldigungen werden der deutschen Großmacht jetzt von den Nationen dargebracht, die sich früher kaum um den Staatencomplex im Herzen Europas gekümmert hatten. Civis Romanus sum ... das kann jeder von uns jetzt mit Stolz ins Deutsche übersetzen. Und wenn der internationale geistige Verkehr zwischen Deutschland und Spanien in letzter Zeit schon rege genug gewesen ist, indem namentlich die deutsche Philosophie in den spanischen Revuen eingehend Beachtung fand, und auch die neuere schöne Literatur dort durchaus keine terra incognita mehr ist, so wird durch diesen Besuch der deutsch-spanische Wechselverkehr auf geistigem Gebiet eine erhöhte Anregung finden und dem deutsch-spanischen Handelsvertrage gewiß bald ein literarischer Vertrag folgen. Ohne Frage gravitirt Madrid nach Paris; die Stammesverwandtschaft der Nationen ist eine Thatsache, die sich immer von neuem fühlbar macht; immerhin wird die deutsche Literatur jetzt in Spanien eine breitere Basis gewinnen.

Wie jetzt als sicher anzunehmen, wird der Kronprinz bei seiner Rückreise auch Rom, und nicht blos den König Humbert, sondern auch den Papst besuchen: diese Nachricht wirkte überraschend auch auf das ahnungslose Centrum. Gleichzeitig erfährt man, daß der Bischof Dr. Blum von Limburg begnadigt ist und in seine Diöcese zurückkehren wird. Beide Thatsachen deuten auf eine versöhnliche Wendung der preußischen Kirchenpolitik; es handelt sich freilich nur um Zugeständnisse des Staates, und bei dem Besuche in Rom um einen Act fürstlicher Courtoisie, durch den die freundlichen persönlichen Beziehungen, die zwischen dem Papst und Kaiser Wilhelm herrschen, ihren Ausdruck finden. Ganz unabhängig von diesen Vorgängen ist das Centrum wieder in die Arena des Culturkampfes eingetreten, den es durch den dem Präsidium des Abgeordnetenhauses eingereichten Antrag Reichensperger auf Abschaffung der Maigesetze zu dem für die Kirche alleinseligmachenden Abschluß zu bringen hofft. Zunächst hat das Centrum, das infolge der letzten Vorgänge etwas den Compaß verloren zu haben scheint, die Berathung dieses Antrages vertagt.

Frankreichs Stellung zu China bleibt noch immer dunkel: die französischen Staatsmänner sind selbst darüber nicht klarer als die profane Welt: jedenfalls rüstet China zum Kriege, und nach allen Nachrichten ist das chinesische Heer jetzt ein ganz anderes, als es zur Zeit des Herzogs Palikao und des militärischen Spazierganges nach Peking war. Die französische Politik schlägt einen herausfordernden Ton an: seitdem Challemel-Lacour zurückgetreten, hat Ferry selbst das Ministerium des Auswärtigen übernommen: doch das Fahrwasser der französischen Politik ist dasselbe geblieben. Die chinesische Regierung hat erklärt, daß sie einen Angriff auf die Festung Bak Ninh in Tongking als Kriegsfall betrachte. Diesen Angriff unternimmt aber gerade jetzt der französische Admiral Courbet, dem das Obercommando in Tongking übertragen ist. Nach den letzten Nachrichten vom 27. Nov. ist er selbst nicht mehr weit von Bak Ninh und Sontay. Der Kriegsminister Campenon hat sich zwar bereit erklärt, auf Verlangen 20000 Mann nach Tongking zu schicken; doch bei einer größern militärischen Machtentfaltung Chinas ist auch diese Macht nicht ausreichend.

Die jetzt wieder tagende Deputirtenkammer hat sich zunächst durchaus nicht regierungsfeindlich gezeigt; sie hat dem Finanzminister Tirard ein Vertrauensvotum gegeben, sie hat sich mit seinem von der Budgetcommission verworfenen Modus der Veranschlagung der Einnahmen einverstanden erklärt und die von ihr gestrichenen 40 Mill. bei dem Verzinsungs- und Amortisationsetat wiederhergestellt;

Digitized by Google

sie hat die Interpellation Clémenceau's über den von China aufgestellten casus belli am 30. Nov. auf Ferry's Verlangen bis nach Berathung der Creditvorlage zurückgestellt. Auch bei dieser Berathung zeigte sich die Kammer willfährig. Zwar verlangten einzelne Deputirte, wie der dem rechten Centrum angehörige Delafosse (am 8. Dec.), den Sturz des Cabinets als das einzige Mittel, den Frieden zu erhalten: doch die Mehrheit der Kammer theilte die Ansicht des Berichterstatters Léon Renault, daß eine Verweigerung des Credits einen Rückzug vor China bedeuten würde. So ist denn auch am 10. Dec. der geforderte Credit bewilligt und das von Ferry verlangte Vertrauensvotum mit 315 gegen 205 Stimmen ihm ertheilt worden.

Das große Ereigniß, das aus Afrika berichtet wird, ist die gänzliche oder theilweise Vernichtung der von englischen Offizieren befehligten ägyptischen Armee in der Nähe von el-Obeid durch den Mahdi. Der Oberbefehlshaber Hicks-Pascha und fast alle europäischen Offiziere sollen bei dem Gemetzel umgekommen sein. Der Aufstand im Sudan ist somit für Aegypten wie auch für England und die Türkei eine brennende Frage geworden. England, welches im Begriff steht, Aegypten zu räumen, muß jetzt einsehen, daß die von ihm organisirte ägyptische Armee keineswegs im Stande ist, den annectirten Süden Aegyptens zu schützen. Der Sultan aber möchte die Gelegenheit benutzen, seine Souveränetät im Nillande wieder zur Geltung zu bringen; vor allem aber muß ihm daran liegen, das Khalifat gegen die Ansprüche des falschen Propheten zu schützen, der übrigens, wie Vámbéry nachgewiesen, keineswegs aus jenen Familien abstammt, denen der Glaube der Mohammedaner ein Recht auf solche Ansprüche einräumt. Der Mahdi ist ein Fanatiker auf eigene Faust, ein Troglodyt aus den Uferhöhlen des Bahr-el-Abiad, der unter den Wüstenstämmen von Kordofan und Darfur zu hohem Ansehen gelangt ist und mit seinen Beduinen und Negern, die meistens noch mit Wurfspeeren kämpfen, die Fahne des Islamismus erhoben hat. Die Niederlage Hicks-Pascha's hat große Bestürzung nicht blos in Kairo, sondern auch in London erregt. Ist doch das Eroberungswerk, das Baker-Pascha, der bis Gondokoro vordrang, in den Jahren 1870—73 begonnen und der Oberst Gordon fortgesetzt, auf einmal durch diesen Aufstand im Sudan in Frage gestellt: und jene militärischen Expeditionen sollten ja nur dem Siegeszuge des englischen Handels ins Herz von Afrika bis zu den Nilseen den Weg bahnen. Dieser Mahdi mit seiner jedenfalls gewaltigen Heereswolke, die dort aus den Wüsten zusammengeweht ist, vertritt die Reaction des innern Afrika gegen die europäischen Eindringlinge und ihre fremdartige Cultur. Mit Recht hegt man Befürchtungen für Chartum und Oberägypten; in Sennaar hat die ganze Bevölkerung die Fahne des Aufstandes erhoben, und vor Suakim haben die Beduinen mehrere ägyptische Compagnien niedergemacht; dieser Sieg wird bis nach Tunis und Algerien in der erhöhten Regsamkeit und Unbotmäßigkeit des Araberthums empfunden werden. Die Geheimtelegraphie der Wüsten weiß auch ohne den elektrischen Draht die Kunde solcher Vorgänge in den weitesten Kreisen zu verbreiten, und der Panislamismus wird daraus Nahrung ziehen, mag immerhin der Khalif am Bosporus den falschen Propheten als einen Rebellen auch gegen seine geheiligte Macht verdammen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Schiffbruch.

Novelle

von

E. Vely.

(Fortsetzung.)

V.

Vornehme, gediegene Pracht mit Behaglichkeit gemischt: das war die Bezeichnung, welche Fachmänner wie verständiges Publikum dem Stadthause des Freiherrn von Velda gaben. Im Sommer, wenn die Familie des Besitzers in Bädern oder auf dem Lande weilte, stand der Besuch desselben den Schaulustigen frei, wie es Sitte in königlichen Palästen ist; das Wort „Palais" aber fand der Freiherr zu anspruchsvoll für das kleine Hotel, das zwischen Hof und Garten gebaut war, gleich den Häusern der alten legitimistischen pariser Familien. Der Adel und der Reichthum Siegwart von Velda's war freilich neuesten Datums — er hatte eine reiche Erbin heimgeführt: die Tochter eines Emporkömmlings, und selber dann im In- und Auslande finanzielle Operationen und industrielle Unternehmungen ausgeführt. Als seine Börse groß genug und sein Name bekannt war, hatte er durch patriotische Kundgebungen und Geldopfer für allgemein wohlthätige Zwecke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und endlich Orden und einen Freiherrentitel davongetragen.

Zu einem der innern Gemächer des Hauses Velda paßte aber weder die Bezeichnung vornehm noch das Wort behaglich — das war das Schlafgemach der Frau des Hauses: ein fast klösterlich einfacher Raum von getäfeltem Holz, mit dunkelbraunen Vorhängen, ohne jeden Bilderschmuck, außer dem einer kunstlos und bunt ausgeführten Madonna, die den todten Heiland auf ihren Knien beweint. Und wer die Gestalt Helenens von Velda neben dem geschnitzten Betstuhl sah, auf dessen Pult eine der schmalen weißen Hände lag: der mußte sich sagen, daß der Wille und Geschmack der Hausfrau vielleicht nur in diesem einen Gemach zum Ausdruck gelangt sei. In dem langschleppenden schwarzen Sammtkleide, mit dem silberblitzenden Kreuz auf der Brust, glich die kleine Gestalt mit dem abgehärmten, bleichen Gesicht, auf welchem ein Zug von Lebensmüdigkeit lag, fast einer Nonne.

Ihre herabhängende Linke hielt einen zerknitterten Brief, ihre großen, schwarzen Augen hatten soeben Thränen vergossen. Sie sah hinüber nach der schmerzens-

Digitized by Google

reichen Mutter Gottes, als wolle sie ihr klagen, daß sie ihren Kummer verstehe. Dann aber schüttelte sie das dunkle Haupt und sagte mit halb erstickter Stimme: „Siegwart, nein, sie thun dir unrecht — es ist nicht möglich, daß du falsch, daß du ein Verräther bist — nicht möglich! Und ich will mich gegen diesen Glauben wehren, solange ich kann."

Das Papier in ihrer Hand knisterte und die andere klammerte sich fester um den Stand des geschnitzten Pultes, das in irgendeiner Zelle einmal gedient haben mochte und die Bekehrung des Apostels Paulus in kunstreich ausgeführten Holzreliefs zeigte.

Solange sie sich wehren konnte — ach, wie oft hatte sie das schon gegen Argwohn und fast untrügliche Beweise gethan!

Der eine der braunen Vorhänge, welche den Eingang zum Nebenzimmer verdeckten, wurde zurückgeschlagen, und eine hübsche Zofe meldete in französischer Sprache den Eintritt des Hausherrn in den Salon.

Helene von Velda zuckte so ängstlich zusammen, als sei sie bei einer Träumerei über unrechte Dinge ertappt, und barg nach dem Verschwinden der Blondine den Brief in dem verschließbaren Betpult. Dann ging sie langsam durch einige Nebenzimmer dem Salon zu; sie bedurfte augenscheinlich der Kraft, um ihre Erregung niederzukämpfen.

Ihr Gatte trat ihr entgegen, führte mit einem freundlichen Wort, das ihr Aussehen betraf, ihre Hand an seine Lippen und wandte sich dann seitwärts.

„Sie entschuldigen, lieber Baron, aber im Schoße meiner Familie bin ich Egoist; ich habe meine Frau heute Morgen noch nicht begrüßen können, darum gönne ich den kürzesten Vorsprung auch nicht dem intimsten Freunde."

Der graue Herr verneigte sich.

„Gnädige Frau, wen das Schicksal mit äußern Gaben begünstigt, der ist in den Augen der großen Menge beneidenswerth — ich weiß aber im Hause Velda ein köstlicheres Kleinod, das ist das Familienglück."

Die zarte Frau erröthete leicht und fuhr mit dem Spitzentuch über ihre Lippen.

„In der That, mein Mann ist so gut, so aufopferungsvoll — meine Kinder sind gesund —"

„Und Sie sind die Seele des kleinen Kreises", rief der lebhafte Herr enthusiastisch. „Man muß nur Velda draußen von seiner Frau sprechen hören."

Ein scheuer Blick flog nach dem Gatten hinüber. „Siegwart ist zu gütig — ich bin ihm im Grunde weniger, als ich sein möchte."

Des Freiherrn elegante Gestalt richtete sich höher auf. „Lieber Honold, wem die Familie nicht über alles geht, der ist beklagenswerth. Ich habe Calamitäten jeder Art erduldet, ich muß manchmal dem Ansturm von außen standhalten; ich gestehe, daß ich da mismuthig werde — mein Familienleben aber hebt mich über alles hinaus. Ich flüchte mich dann in meine friedliche Idylle, und am glücklichsten wäre ich, könnte ich ganz der Häuslichkeit leben — etwa draußen auf Helenenlust." Er lächelte seiner Frau bedeutungsvoll zu, als er ihren Namen nannte, seufzte und schloß: „Aber man macht noch Anforderungen an mich."

Digitized by Google

„Mit Recht!“ betheuerte Baron Honold, „ein Mann wie Sie gehört auf den Kampfplatz — die Politik ruft Sie jetzt und unsere Partei sieht eine kräftige Stütze in Ihnen, einen Führer für die Zukunft.“

Velda's Züge wurden ernst. „Ich werde nie da fehlen, wohin mich Pflicht und Ehre rufen.“

„Bravo!“ sagte der Gast, und Frau Helenens Hände schienen sich wie mit einem frommen Wunsch falten zu wollen; dann aber ließ sie dieselben rasch sinken, als schäme sie sich, bei einer solchen Regung ertappt zu werden.

Wenn ihr Gatte so sprach — und sie hatte oft Gelegenheit, ihn derartig sprechen zu hören vor Fremden, so warmherzig und überzeugungstreu — wie konnte man da an ihm zweifeln? Aber hatte sie nicht noch vor wenigen Minuten wieder einen jener Briefe gelesen, die so häufig zu ihr gelangten und die schwärzesten Anschuldigungen gegen ihn enthielten?

Der kleine Baron hob sein Augenglas, um ein Bild zu betrachten; Velda legte ihm die Hand auf die Schulter und bat in seiner liebenswürdigen Weise:

„Sie frühstücken mit uns, Baron, ganz ohne Umstände“, und keine Weigerung half. „Ich bin gewohnt, dabei meine täglichen kleinen Geschäfte zu erledigen, und Sie sollen sehen, daß ich mich in nichts stören lasse.“

Baron Honold, ein einflußreiches Mitglied der conservativen Partei, ein vielgeltender Freund maßgebender und höchster Persönlichkeiten, bot der blassen Hausfrau den Arm.

„Es ist ihm nun einmal nicht zu widerstehen“, sagte er lächelnd, „er hat eine Art! Gnädige Frau, es ist gut, daß Sie ihm als häuslicher Genius alles sind — er wäre sonst der Mann, den Frauen sehr gefährlich zu werden.“

Helene warf ihm einen fast erschreckten Blick zu und fand nicht den Muth zu einer Erwiderung; Velda aber rief heiter:

„Bringen Sie mir die kleine Frau nicht aus der Fassung! Ich trage sie ja buchstäblich durchs Leben; sie ist so leicht, daß ich sie auf einer Hand emporheben kann.“

Neben dem Stuhl des Hausherrn stand sein Secretär, einen Stoß Papiere haltend.

„Nichts von ernsten Geschäften jetzt“, wehrte Velda, „ich bin in guter Laune — will man etwas von uns, Siegert?“

„Freilich, Herr von Velda — da sind zuerst Sammellisten für die Ueberschwemmten.“

„Ah —“, er nahm einen Bleistift, zeichnete eine Summe ein und warf das Papier hinüber.

„Dann bittet der katholische Pfarrer eines abgebrannten Dorfes um Unterstützung der Obdachlosen.“

„Ich habe Strümpfe und Hemden in Vorrath“, sagte Helene.

„Dürfte nicht genügen! Weisen Sie tausend Mark an, Siegert. Du solltest dir deine hübschen Finger nicht so arg zerstechen, liebes Kind, an deinen Wohlthätigkeitswerken — man kann dergleichen kaufen.“

„In Ungarn will man eine evangelische Schule bauen.“

Digitized by Google

Velda nannte aufs neue eine Summe und neigte sich zu Baron Honold: „Ich denke, man muß überall offene Hand haben!"

„Und dann ist die Witwe eines Socialdemokraten mit sieben kleinen Kindern bei Helenenlust dem Verhungern nahe."

„Weisen Sie ihr Holz und Nahrungsmittel zu!"

Der Secretär verbeugte sich und ging.

„Gespendet wie ein Fürst, ohne Ansehen der Partei und der Gesinnung", sagte der Baron und blickte gerührt an dem schlanken Nachbar empor. „Welch ein Mann!"

Velda senkte das Haupt, als habe er das Lob gar nicht vernommen.

Als man sich vom Tisch erhoben und in den Salon zurücktrat, wurde ein neuer Besuch gemeldet. Der Eintretende, Bankier Rosner, war ein Vierziger, einer der ersten Geldmänner der Hauptstadt, klein, bartlos und mit dem Ansatz einer Glatze, mit verlebten Zügen und affectirten Mienen.

Aber er war eine Börsenmacht — und selbst Baron Honold begrüßte ihn voll Freundlichkeit.

„Nur zwei Minuten — bitte, will nicht stören, Verzeihung, gnädigste Frau — ich komme nur zu fragen, lieber Velda, ob Sie auf die Nymphe in der Ausstellung reflectiren. Bin nämlich entzückt von ihr! Ihnen räume ich den Vorrang bei meiner Nymphe ein — wohlverstanden, nur Ihnen!"

Velda drehte an seinem Schnurrbart. „Mein Bester, ich habe nicht einen Augenblick an den Erwerb Ihrer köstlichen Nymphe gedacht; ich schmücke mein Haus nur mit Kunstgegenständen, die — Sie verstehen, die keine Erörterungen veranlassen!"

Der Bankier kicherte und bewegte den Kopf in einer bezeichnenden Weise. „Versteh', versteh' natürlich! Ladies im Hause! Freilich — also werde ich der Glückliche sein. Na, um so besser! Ich brauche dergleichen Rücksichten nicht zu nehmen; ich bin Junggeselle und kann mein Haus mit Nymphen aller Art bevölkern. Was, guter Witz? Ich höre, daß Sie in Unterhandlung mit Rafael Haslau stehen. Ein liebenswürdigerer Mensch, als er gerade bedeutender Künstler ist. Aber Sie thun auch ein gutes Werk damit — Sie werden ihn in die Mode bringen. Hat er erst für Sie gearbeitet, so wird er begehrt werden."

„Ich wußte um alle diese nähern Umstände, bevor ich zu ihm ging", antwortete Velda. „Es ist mein Princip, junge Talente zu unterstützen."

Armand Rosner lächelte süßlich.

„Ja, wenn es nicht Leute wie Sie gäbe! Ein wahrer Mäcen! — na, Ihren Sänger sollen Sie auch noch finden — wie — wie, — will mir der alte Lateiner absolut nicht einfallen! Thut ja auch nichts. Haben Sie schon bestimmte Vorschläge über das Sujet der Fresken?"

„Nein, ich werde erst die Ansicht meiner Frau hören."

„O ich — ich verstehe so wenig von diesen Dingen, lieber Siegwart", schaltete Helene fast unhörbar ein.

Der Bankier bewegte lebhaft die Hände. „Hat eine entzückende Schwester, der hübsche Rafael! Nicht mehr ganz jung — den Dreißigern fast nahe — aber schön."

Digitized by Google

Velda sah nicht auf; es war, als habe er die letzten Worte des Bankiers gar nicht vernommen. Und doch stand Ada's Bild immerfort vor ihm seit der Stunde, wo er sie wieder erblickt. Die schlanke Gestalt war nicht ganz im Laufe der Jahre aus seinem Gedächtniß gewichen; wenn er an Italien dachte, erinnerte er sich der Begegnung in der Villa Albani, und fragte sich dann wol auch einmal, was aus dem schönen Mädchen geworden war. Eine einfache, deutsche Hausfrau kaum — aber das Weib irgendeines Künstlers? Als solches konnte er sie sich eher denken. Nun war sie plötzlich wieder erschienen — schöner als je und noch frei — und mehr, als ihm eigentlich recht war, beschäftigte sich seine Phantasie mit ihr.

„Rafael Haslau hat Talent — es muß ihm Muth gemacht werden", sagte er jetzt und wischte über seine hohe Stirn.

„Und dazu sind Sie der rechte Mann!" antwortete Rosner.

„Kein anderer", rief Herr von Honold mit Wärme.

Velda machte eine abwehrende Handbewegung.

„Sind Sie verheirathet?" fragte der dürre Bankier den Baron.

„Ich bin Witwer!"

„Ah, auch ein Vorzug! Das heißt, hier darf niemand etwas gegen das Paradies der Ehe einwenden; wie, mon cher Velda?"

„Nein, in der That nicht! Mein Familienleben ist mir das Zarteste und Heiligste auf der Welt!" war die ernste Antwort.

Siegwart von Velda stand am Fenster und sah, wie der Bankier dem Baron seinen Wagen anbot. Er wußte, was die Davonfahrenden in diesem Augenblick über ihn sprachen. Der eine sah bereits in ihm einen starken Parteigänger, er würde Propaganda für ihn machen, wo er konnte, seine Freigebigkeit, seine Sittenstrenge rühmen — der Bankier hatte ein anderes Gebiet, auf welchem er ihm Reclame machte. Siegwart Velda lächelte.

VI.

„Und was ich nun obiger Anzeige noch hinzuzufügen habe, ist die ernst und bestimmt geäußerte Bitte meiner Frau, ihr Neffe Rafael möge endlich halten, was er versprochen, auf seine eigene Kraft bauen und ihr und der Welt beweisen, daß all die Opfer, welche sie in so liebevoller und aufopfernder Art für ihn gebracht, nicht vergeblich gewesen. Nach reiflicher Ueberlegung ist sie zu dem Entschlusse gelangt, Rafael für die nächste Zukunft sich selbst zu überlassen: manche Naturen bedürfen des äußern Ansporns, der Nothwendigkeit, um etwas zu leisten; Corneliens Scharfblick kann ihr nicht verhehlen, daß ihr Neffe zu diesen gehört."

Als Ada das andere Blatt mit den Schriftzügen Corneliens entfaltet hatte, verwandelte sich der Ausdruck ihres schönen Gesichts in einen mitleidigen. Die fast Funfzigjährige schrieb:

„Ich bin glücklich, ich bin im Hafen, ich habe endlich Ruhe. Herzensfrieden war alles, was mir fehlte — ich habe ihn gefunden. Leonidas ist der Mann, welchen mir das Schicksal bewahrte, der, welcher mich versteht. Ich lebe hier an der Seite meines Dichters unter dem blauen Himmel, auf dem classischen

Digitized by Google

Boden ein neues Dasein! Er nennt mich seine Muse — das ist freilich zu anspruchsvoll, als daß ich es völlig acceptiren könnte; aber es gibt eine Wahrheit, das ist der Gleichklang zweier Seelen, der gemeinsame Flug zur Sonne."

„Arme Cornelie", sagte Ada, des zwanzig Jahre weniger zählenden, kaltherzigen Mannes denkend, in dessen Hand jene unbesonnene Frau ihr Schicksal gelegt hatte.

„Und an Dich denke ich, Ada!" schloß der Brief. „Du stehst so einsam, unverstanden da! Entschließe Dich auch zu einer Heirath. Mein Leonidas behauptet, die unglücklichste Ehe ist jenem Zustand der Einsamkeit vorzuziehen, welcher zu dem verknöchertsten Egoismus führt."

„Egoismus!" sagte Ada leise und sah nach der Thür des Ateliers hinüber. War sie desselben zu zeihen? Doch wol kaum! Was war ihr Leben von Kindheit an gewesen als ein Aufgehen in andern!

„Rafael wird über kurz oder lang doch auch einmal heirathen — und dann stehst Du allein. Ich denke voll Sorge daran — heirathe, Ada! Werde glücklich wie Deine glückliche Tante Cornelie."

Die stolzen Lippen des schönen Mädchens verzogen sich verächtlich.

Mit hastigen Schritten ging Ada auf und nieder. Wem konnte und durfte sie Vorwürfe machen? Cornelie nicht, sie dachte und handelte niemals logisch — sich selber? Ja! Sie war ein energischer Charakter, eine tapfere Natur, aber nur da, wo man sie vor ein „Muß" stellte. Selber einen Entschluß fassen, selber eingreifen ohne äußerste Nöthigung war ihr fast unmöglich.

Sie kam am Spiegel vorüber und warf einen prüfenden Blick in ihr bleiches Antlitz. Niedergeschlagen sah sie nicht aus.

„Wohin man von der Pflicht gestellt worden ist, da heißt es ausharren", sagte sie fest.

Rafael sang drüben im Atelier — sie zögerte ein Weilchen. Sollte sie mit dem Briefe zu ihm gehen und seine heitere Laune stören? Da kamen die Töne näher, und erst, als Rafael die Thür des Gemaches geöffnet, hielt er inne und rief ein „Guten Morgen, Schwesterchen!" herüber.

„Du bist heute früh bei der Arbeit!" sagte Ada, die Blätter vor sich niederlegend.

Der Maler fuhr durch sein lockiges Haar. „Wenigstens habe ich arbeiten wollen — was auch schon etwas zählt — eine gute Absicht ist eine halbe Ausführung werth. Du siehst mich mit deinen klaren Augen an und entdeckst, daß ich etwas übernächtig bin — was hülfe es leugnen? Ich kam um sieben Uhr zu Haus; wir waren die Nacht über lustig — seitdem bin ich im Atelier. Gewissensbisse trieben mich an die Arbeit, aber meine Hand ist nicht ruhig, und ich werde am besten thun, Gott Morpheus zu opfern."

Ada seufzte und senkte die Blicke. Das war der Mann, dem sie eigene Existenz und eigene Wünsche geopfert hatte.

Er spielte mit den Sächelchen auf Ada's Arbeitstisch und sagte dann plötzlich: „Nicht, Schwesterchen, morgen ist der Fünfte?"

„Ja — und warum fragst du?"

Digitized by Google

Er lachte. „Kind, weil es der Posttag Tante Corneliens ist. Du weißt doch — die Anweisung —"

Ada senkte das ernste Gesicht; nun kam doch der Augenblick, in welchem sie reden mußte.

„Tante Corneliens Brief ist bereits da — und" — Ada hatte ihre Hand auf die seine gelegt, und fast harten Tones und rasch sagte sie: „Tante Cornelie ist seit vierzehn Tagen die Gattin von Leonidas Jungmann. Sie theilt uns das freudige Ereigniß mit und hofft von dir, daß du jetzt, auf völlig eigene Füße gestellt, arbeiten wirst."

„Das heißt — sie will nicht mehr pünktlich an jedem Fünften die Anweisungen senden?" fragte der Maler.

„Herr Jungmann wird andere Verwendung für jene Summen haben."

„Den Abschied hätte sie mir wenigstens noch versüßen sollen! Fatal!"

Er stützte dann den Kopf in die Hand.

Ada beobachtete ihn lange; er war bleich und nagte unruhig an der Lippe. Endlich trat sie auf ihn zu.

„Du hast fest auf den Empfang jener Summe gerechnet, Rafael?"

„Ja — ich habe Schulden!"

„Dringende?" forschte sie weiter.

„Sehr dringende!"

„Dann, Rafael, hast du diese Nacht wieder gespielt!"

Er wandte sich ab.

„Rede!" gebot das ernste Mädchen.

„Was nützt es?" rief er aufbrausend. „Ist mit dem Reden und dem Eingestehen etwa geholfen?"

„Nein", sagte Ada langsam, „nur bewiesen, wie wenig du Wort zu halten vermagst."

Das machte ihn betroffen, beschämt.

„Verzeih'", flüsterte er, „ich weiß, was du mir bist — aber du, Ada, in deiner kühlen Ruhe, deiner Unangefochtenheit, du hast keine Ahnung, wie man sich hinreißen lassen kann. Ich bin jung, ich liebe lustige Gesellschaft, man hat mich gern — ich hatte dir versprochen, die Karten nicht mehr anzurühren; ich — ich habe mein Wort nicht halten können."

Sie stand ein Weilchen still, die Arme unter der Brust gekreuzt, sinnend, bleich. Dann fragte sie: „Die Summe ist natürlich groß?"

Er wagte nicht, sie anzusehen. „So groß, daß ich's kaum sagen mag — und morgen muß wenigstens ein Theil bezahlt werden. Ich hoffte auf Tante Cornelie!"

„Du hofftest wie immer — auf andere!" sagte das schöne Mädchen verächtlich.

„So lange, bis ich —"

Sie ließ ihn nicht aussprechen. „Ein wahrer Mann hilft sich selber — du freilich —"

„Ich habe Freunde, die sicher etwas für mich thun würden", murmelte er.

Digitized by Google

„Da ist zum Beispiel der Bankier Rosner. Ich würde ihn nicht vergebens bitten — du bist aber stets abwehrend meinen Bekannten gegenüber — er hat so oft schon gewünscht, in unser Haus zu kommen, du weigerst dich beharrlich."

„Ja, Rafael, und jetzt wie immer."

Sein Kopf senkte sich, er war wieder muthlos.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wem schuldest du die Summe?"

„Edwin Bern!" war die zögernde Auntwort.

„Dem!" stieß Ada hervor, „dem!"

Ihr Bruder zuckte unter dem Ton zusammen.

„Edwin Bern ist mein Freund! Er würde warten, mich nicht drängen, aber er hat selber Ehrenschulden — und ich, ich muß Rath schaffen."

Ada legte ihre schlanken Finger auf die seinen. „Ich verbiete dir, einen Fremden anzusprechen, hörst du? Ich helfe dir mit dem Rest, der mir — von neulich geblieben!"

„Ada!" rief er, erst erleichtert, dann schüttelte er den Kopf. „Nein, du würdest fast nichts behalten!"

„Und wenn! Was bliebe dir, Rafael, wenn dir nicht geholfen wird?"

„Der Tod — oder die Flucht —", antwortete er leise.

Sie trat von ihm zurück, als schaudere und ekle es sie zugleich. „Pfui!" Dann deutete sie nach ihrem Schreibtisch.

„Da liegen die letzten Papiere — der Schlüssel steckt"; dann ging sie und verließ das Gemach.

Rafael athmete tief auf. „Das war peinlich, beschämend", sprach er vor sich hin und sprang dann empor. „Und welch ein Charakter sie ist! Aber immer verläßlich, hülfsbereit!"

VII.

Ada bückte sich nach den ersten Anemonen und sah dann lächelnd in den Sonnenschein, der über Wiesen und Wald floß; zwitschernde Spatzen erfreuten sie und das Geplätscher eines Bächleins, über das sie mit Rafael's Hülfe gesprungen war.

„O welch ein Gefühl von Freiheit nach langer Winterhaft", sagte sie und warf dem Bruder einen dankenden Blick zu. „Du thatest recht, mich hinauszulocken, und man möchte fast wünschen, nicht zurück zu müssen in dies steinerne Häusermeer drüben!"

Rafael nickte vergnügt. „Ja, wer hier draußen wohnen könnte!"

Sie waren an der äußern Mauer einer großen Besitzung hingeschritten; schloßartige Thürme ragten in der Ferne auf, wo ein großartiges Portal und kunstvolle Gitter den Haupteingang bildeten; den Gartenanlagen folgten Wiesen und ein kleiner Wald, und wo sich derselbe jetzt lichtete, sah man einige Landhäuser liegen.

Ada erwiderte nichts, aber sie gab vielleicht dem Wunsche des Bruders in

Digitized by Google

ihrem Innern Antwort; sie blieb stehen, wo die Mauer endete und ein Breterzaun sich anschloß, und sah hinüber nach den Häuschen. Rafael war weiter geschritten und öffnete eine nur angelehnte Pforte.

„Wollen wir uns die Idylle etwas näher ansehen?" fragte er scherzend.

„Das ist fremder Boden!" entgegnete sie, setzte dann aber zögernd den Fuß voran. „O, die Märzveilchen dort drüben möchte ich haben!"

„So hole sie!" rief der Maler und ging weiter, als habe er ein Recht zum Eintritt, und Ada konnte nicht widerstehen; sie folgte ihm langsam, im Vorübergehen sich nach den blauen Blümchen bückend.

Drei Häuser im Schweizerstil lagen je etwa hundert Schritt voneinander entfernt am Rande des Wäldchens; zwei hatten geschlossene grüne Fensterladen, beim dritten waren dieselben geöffnet und die Sonne spiegelte sich in den hellen Scheiben. Rechts vom Eingang stand eine große Ulme, auf deren Aesten eine Spatzenversammlung hin- und herhüpfte, nach welcher die Katze sehnsüchtige Blicke sandte.

Rafael, heute in seiner liebenswürdigsten, kindlich zutraulichen Weise, zog Ada's Arm in den seinen.

„Was meinst du, Schwesterlein, wenn ich dir jenes Häuschen zur Verfügung stelle?"

Sie nahm das wie einen fröhlichen Einfall. „Hast du Lust, dich in die Rolle eines Märchenprinzen hineinzudenken?"

„Gewiß! Und als solcher bitte ich dich, jetzt die Schwelle zu überschreiten!"

Er trat auf die Stufen der Veranda und schob die Thür weiter auf.

„Rafael, dein Scherz geht zu weit", rief Ada; in demselben Augenblick aber kam aus dem untern Raum ein hochgewachsener Herr und schritt ihr, welche zaudernd an der kleinen Steintreppe stehen geblieben war, entgegen.

„Darf ich Sie führen, mein Fräulein?"

Ada zeigte nicht äußerlich, wie überrascht und erschreckt zugleich sie war, Velda vor sich zu sehen. Sie legte ruhig ihren Arm in den seinen und fragte: „Also sind wir in Ihr Eigenthum eingedrungen?" Und die Blümchen emporhaltend, setzte sie hinzu: „Und auf Ihrem Boden beging ich den Waldfrevel! Mein Bruder wußte darum — und ich hätte schon früher mich durch seine Sicherheit davon überzeugen lassen sollen, daß er kein gar zu kecker Eindringling war."

Der Freiherr sah ihr in die ernsten Augen.

„Wir müssen uns beide eines Complots schuldig erklären; wir fürchteten, das heißt Ihr Herr Bruder — daß Sie gegen eine officielle Fahrt Einsprache thun würden: so sind Sie auf Umwegen nach Helenenlust gekommen."

Rafael rieb sich vergnügt die Hände. „Und nun wirst du dich überzeugen lassen von meiner Kunst und Beharrlichkeit, schweigen zu können, wenn ich dir sage, daß seit drei Tagen der Contract zwischen Herrn von Velda und mir abgeschlossen ist betreffs der künstlerischen Arbeiten im Schloß, und dieses Häuschen hier stellt uns Herr von Velda zur Verfügung — im kommenden Frühjahr und Sommer — solange ich zu thun haben werde."

„Wenn Sie einwilligen, gnädiges Fräulein! Die Cottage steht leer, und ich

Digitized by Google

dachte, es sei besser, Ihr Herr Bruder weile ganz in der Nähe —", fiel Velda ein, in Haltung und Ton vornehm und bescheiden zugleich.

Unschlüssig blickte das schöne Mädchen den Mann an; seinen dunkeln Kopf noch tiefer zu ihr herabneigend, fuhr er lächelnd fort: „Sie dürfen das alles nur vom geschäftlichen Standpunkt ansehen und nicht etwa auch nur die geringste Gefälligkeit ahnen wollen — nicht wahr, Herr Haslau?"

Rafael bejahte mit einer Verbeugung, und Ada hob in lebhafter Erregung die Hände.

„Sie haben mir eine peinliche Frage erspart, und ich danke Ihnen!" Und zum ersten mal legten sich ihre Finger freiwillig in die seinen.

„Also werden Sie Ihren Herrn Bruder nach hier begleiten?" fragte Velda.

„Ich muß wol", sagte sie zögernd, „denn ohne mich ist er ziemlich hülflos."

„Nicht allein der wirthschaftlichen Angelegenheiten halber", fiel Rafael ein. „Auch die Ideen — Ada hat einen guten Geschmack, eine tiefe Bildung" — erst ein Blick der Schwester ließ ihn schweigen.

Und dann führte Velda sie über die Schwelle und sagte in dem geräumigen Salon, den sie zuerst betraten:

„Lassen Sie sich Glück und Frieden hier wünschen — von ganzem Herzen!" und dabei senkten sich seine Blicke tief in die ihren.

„Ich danke", flüsterte Ada und fuhr mit dem Tuch leicht über die Lippen; ihr war warm geworden, nicht allein vom Gehen; Velda's Gegenwart beengte sie; sie mußte plötzlich an die Villa Albani denken und an den Hermes, zu dessen Füßen sie eingeschlafen war.

„Dort", sagte der Freiherr, nach rechts deutend, „ist ein kleines Atelier für Ihren Herrn Bruder, drüben den Raum habe ich Ihnen zugedacht als Studio."

„O", wehrte sie, „ich leiste nichts, ich denke nicht zu arbeiten — das heißt mit Thon und Meißel." Aber sie folgte ihm doch und stand in einem hellen Raum, der offenbar das große Fenster gen Norden erst kürzlich erhalten hatte, und dessen getünchte Wände hier und dort durch Gobelinreste, Reliefstücke, antike Vasen den Versuch eines künstlerischen Schmuckes zeigten. Der Torso des Hercules und die Psyche von Capua standen in gut ausgeführten Abgüssen zwischen ein paar Palmengruppen.

Ada sah den Freiherrn an; er konnte aus ihrem Blick lesen, daß sie ihm innerlich doch dankte, wenn sie auch in ihrer kühlen Art sagte:

„Das beschämt mich — Sie hätten es nicht thun sollen."

„O", rief er lebhaft, „selbst deutlicheres Misfallen Ihrerseits trübt mir die freudige Empfindung nicht, welche ich habe, diese vier Wände jetzt einer andern Bestimmung überwiesen zu sehen. Meine Frau hatte eine Sonntagsschule hier; sie nimmt alle Pflichten sehr gewissenhaft, und keine Bitten und kein dringender Wunsch meinerseits vermochten sie zu bewegen, einmal die schlechte Luft hierinnen mit der gesunden im Parke zu vertauschen, und statt der Declamationen der Dorfkinder die Unterhaltung unserer Gäste zu genießen."

Seine Frau! Das Wort klang ihr so sonderbar entgegen — sie fragte sich,

Digitized by Google

warum sie noch nie darüber nachgedacht, ob er vermählt sei, und Velda beugte den schönen Kopf zu ihr.

„Halten Sie mich darum nicht für einen Unchristen, ich bin gewiß für Werke der Barmherzigkeit; aber so wenig praktisch ich es fand, daß meine Frau die Kalbsbraten aus der Schloßküche den Verwundeten hintragen ließ, denen man Zuträglicheres bequemer bereiten lassen konnte, ebenso war ich gegen diese Art von Erziehungsbestrebungen Dorfkindern gegenüber, deren ungewaschene Hände allein einer nervenschwachen Dame Schauder einflößen mußten. Nicht jede Art thätiger Nächstenliebe ist für jeden.“ Er zuckte die Achseln und sah nach der Psyche von Capua.

„Da habe ich Ihnen einen Vortrag gehalten, der Sie vielleicht recht langweilte; verzeihen Sie! Aber die Gegensätze waren zu schroff, das hat mich verführt. Meine Frau ist katholisch, ich gehöre der protestantischen Kirche an.“ Dann verstummte er.

Ada blickte erstaunt zu ihm auf; hatte er fragen wollen, wozu sie sich bekenne, der wunderliche Mann, welcher die Luft einer Sonntagsschulstunde zu beklemmend gefunden und die Abbilder aller Heidengötter ihren Einzug hatte halten lassen? So wenig sie seit dem Wiedersehen im Atelier ihres Bruders darüber nachgesonnen, ob Siegwart von Velda vermählt sei, ebenso wenig hatte sie je nach seinem Glaubensbekenntniß gefragt — was kümmerte es sie? Er war ein Mann voll Kraft und Würde, er ging sicher überall den rechten Weg treuer Ueberzeugung und wahrer Ehre.

„Es ist hübsch hier“, sagte sie leise und strich gedankenlos über den grünen Vorhang seitwärts, als prüfe sie dessen Stoff, und trat dann zum Fenster, nach den blätterlosen Bäumen zu sehen. Rafael war den beiden nicht gefolgt, er wanderte durch die andern Räume.

Der Freiherr kam an die Seite des schlanken Mädchens zurück.

„Damals, es war auch im März“, begann er, „blühte und knospete es freilich anders um uns her.“ Es schien, als versage ihm der Athem, um mehr hinzuzufügen.

Damals! Mit diesem einen bedeutungsvollen Wort hatte er vor Ada's Augen die Marmorwelt der Villa Albani, die Cypressen und immergrünen Eichen, die Taxushecken und Blumenparterres heraufbeschworen und noch mehr — noch mehr, das fühlte sie jetzt erst; aber sie sträubte sich auch zugleich mit all ihrem Stolz, all ihrer mädchenhaften Unberührtheit gegen den Gedanken, daß sie jene Minuten eine der liebsten Erinnerungen ihres Lebens nennen sollte. Sie legte die Finger, die nervös hatten aufzucken wollen, übereinander, zwang sich zu einem ruhigen Athemholen und sagte dann:

„Die wunderlichste und gewaltthätigste Rolle spielt doch der Zufall auf der Welt; man thut gut, ihn von vornherein als einen Tyrannen zu betrachten, sonst könnte er mit der Phantasie ein zu dominirendes Spiel treiben. Als Sie mich in München in des Vaters Museum vor der Hermesstatue eingeschlafen fanden —“

„Das — hatten Sie also auch nicht vergessen?“ fragte er dann langsam. Ada fühlte das Blut in ihre Wangen steigen.

Digitized by Google

„Doch!“ sagte sie ehrlich; „erst, als Sie mich Psyche genannt, war es, als schlüge der alte Ton an mein Ohr, und ich wußte plötzlich alles.“

„Sie sind eine offene, wahre Natur“, sprach Velda leise.

„Kann man anders sein?“ gab sie zurück, „wenn man einen Stolz besitzt, wie Sie — und ich!“

„O Kind!“ rief er lebhaft, beinahe gerührt; dann aber hatte er seine alte Haltung wieder. „Sie haben wenig Lebenserfahrung und Menschenkenntniß!“

„Ich fürchte fast — schon zu viel“, antwortete sie; aber sein Blick machte sie verstummen; ihr war, als hätte sie Spott darin aufleuchten, um seinen Mund zucken sehen.

„O Ada“, sagte da Rafael's Stimme, „komm' doch herüber und schau einmal mein Atelier an.“

Sie war froh, daß die Unterhaltung plötzlich abgebrochen wurde, und eilte an Rafael's Seite. Velda sah der schlanken Gestalt nach, ein beinahe übermüthiges Lächeln lag auf seinem stolzen Gesicht.

„Arme, kleine Psyche! Das also warst du! An halberwachsene Kinder dachte ich freilich damals nicht! Aber sie — sie hat es nicht vergessen! Und Villa Albani! Sie war ein schönes, scheues Reh und es hätte sich damals wol gelohnt, es unter Cypressen und Myrten zu zähmen! Aber heute gefällt sie mir besser.“

Er warf den Kopf zurück. „Psyche — das Wort ist verhängnißvoll für dich, stolze, blonde Ada. Psyche ohne Seele bist du noch heute — und der Zufall, den du so ablehnend behandelst, er hat dir längst zu denken gemacht.“

Drüben in dem Atelier stand das Geschwisterpaar nebeneinander.

„Rafael, du hast ihm nicht von deiner Lage gesprochen? Du dankst diesen Auftrag nicht etwa dem Mitleid? Rede — ich will nicht, daß du von irgendeines Menschen Großmuth abhängst — am wenigsten von der Velda's!“

Der Maler mied ihr Auge, seine Hände aber hoben sich lebhaft gesticulirend.

„Was denkst du? Ada! Es ist der regelrechteste Auftrag, der bestclausulirte Vertrag, der jeden schützt, und hier die Sommerwohnung —“

Sie machte plötzlich eine abwehrende Bewegung.

„Ich weiß nicht, ob wir sie annehmen sollen!“

„Du weißt es nicht?“ rief Rafael; „das soll sagen, du willst dich bedenken. Aber Ada, wirst du im letzten Augenblick durch thörichtes Zaudern, durch eine ganz unmotivirte Ablehnung den Freiherrn gegen mich stimmen?“

„Wäre es so gar viel Zeitverlust, wenn du täglich aus der Stadt herüberkämest?“

„Das sind unnütze Fragen — sie kommen zu spät, du hast dich vorhin einverstanden erklärt. Welche Gründe willst du jetzt dem Freiherrn anführen?“

Sie hatte die Hände verschränkt und stand bleich ihm gegenüber.

„Der erste glückliche Zufall, der erste bedeutende Auftrag“, fuhr der Maler fort, „es handelt sich um meine ganze Zukunft — willst du dich von irgendeiner Antipathie, wie du sie zu fassen liebst, leiten lassen? Ist das deine Aufopferung, deine schwesterliche Liebe? Ada — das willst du nicht — und gerade jetzt

Digitized by Google

nicht, wo ich Muth und Kraft wachsen fühle. Und sag' nur, welche Gründe könntest du dem Freiherrn anführen, um die Ablehnung seines liebenswürdigen Anerbietens zu motiviren?"

Sie befreite ihre Hände langsam aus den seinen.

„Gründe? Nein, ich wüßte sie in der That nicht", aber es war etwas Schwankendes, Unsicheres in ihrem Gang, als sie nach dem Fenster eilte, um sich an die Brüstung zu lehnen und die frische Luft über ihre bleichen Wangen spielen zu lassen.

VIII.

An einem Apriltage waren die Geschwister nach dem kleinen Hause am Waldrande übersiedelt; Sonnenblicke und Regenschauer hatten an demselben abgewechselt. Ada war schnell mit ihren Anordnungen fertig.

Den Bruder seiner Beschäftigung überlassend, ging Ada die wenigen Stufen hinab ins Freie — sie wollte Umschau in der nächsten Umgebung des Häuschens halten. Auf dem Kies, den Moosen und Sträuchern blitzten die Regentropfen noch, die Sonne aber brannte heiß auf ihren unbedeckten blonden Scheitel. Sie hob sorgsam ihr schwarzes Gewand empor und schritt dem Nachbarhäuschen zu. Wie klösterlich lag es mit geschlossenen grünen Fensterläden da, aber der aus dem Schornstein emporsteigende Rauch zeigte doch, daß es bewohnt sei. Auf halbem Wege blieb sie stehen und sah nach den Thürmen des Schlosses hinüber, stolz ragten sie auf, riesige Pappeln grenzten das nächste Schloßgebiet ab: alles so in die Lüfte strebend, vornehm, abgeschlossen.

Sie hatte nicht gefragt, ob und wann die Familie des Freiherrn ihren Einzug in das Schloß halten werde — daß sie kam, war ja selbstverständlich. Sie konnte sich den Mann wol denken, wie sich Kinder an seine Knie schmiegten, seine Hände spielend nach lockigen Häuptern haschten, wie jauchzendes Lachen ihn umklang — und dann seine Gattin! Ob sie stolz neben ihm stand, wissend, welch einen Mann sie den ihren nannte?

Ada schritt rascher weiter; was kümmerte es sie, wie die Schloßfrau von Helenenlust aussah? Es war Zeitvergeudung, darüber nachzudenken — besser, sie brachte einmal Ruhe und Ordnung in ihre eigenen Empfindungen.

Dann stand sie vor dem Nachbarhäuschen. Wie das ihrige besaß dieses ein Vorgärtchen; hier aber blühten die Frühlingsblumen in reicherer Fülle; hinter den geschlossenen Läden mußte jemand sein, welcher Freude an der Pflege derselben hatte. Wer wol?

Lächelnd zieh sich Ada der Neugier. Sie war seit Jahren in der großen Stadt und hatte nicht gefragt, wer in demselben Hause wohne, viel weniger sich um die Nachbarschaft gekümmert. Machte das Landleben so neugierig — schon nach wenigen Stunden? Sie wollte zurückgehen; da sah sie eine Männergestalt um die Hausecke biegen; ein graubärtiger Alter war es, von kleiner, gedrungener Gestalt; der rechte Aermel seiner Zwillichjacke hing schlaff herab, die Linke hielt eine kurze Pfeife.

Digitized by Google

Ein fast mistrauischer Blick zuckte unter seinen buschigen Brauen nach der Fremden hin, welche an dem Holzzaun lehnte, und wahrscheinlich wäre er ohne Gruß vorübergegangen, hätte Ada ihm nicht zugenickt und auf die Veilchen, Primeln und Crocus deutend gesagt:

„Nicht wahr, darüber darf man sich freuen?"

„Wem's gefällt, warum nicht!" war die kurze Antwort.

Ein Hund, ein zottiges braunes Thier, kam ihm nachgesprungen und legte ihm die Pfoten auf die Schultern, stieß einen bellenden Laut aus und kam dann vorsichtig an Ada heran, ihr Gewand beschnuppernd.

„Treff!" rief sein Herr verweisend.

Das schöne Mädchen legte aber lächelnd die Hand auf den Kopf des Thieres und sagte: „Lassen Sie ihn — ich habe keine Furcht vor Hunden!"

Der Mann prüfte sie spöttisch. „Kommt sonst nicht leicht vor — was Treff? Vor dem alten Wingerodt und seinem Hunde fürchten sich Frauen und Kinder!" Das Thier sprang zu ihm zurück, leckte die Hand, welche die Pfeife aus dem Munde genommen, und eilte dann wieder zu der Fremden.

„Sehen Sie", sagte Ada, „wir sind schon Freunde — und das mag gut sein, denn, wie mich dünkt, sind wir Nachbarn!" Sie wies dabei auf das letzte Häuschen.

„Nachbarn? hm! So!" antwortete der Alte, als kümmere ihn das wenig. Er stieß die kleine Gartenthür auf und schritt zwischen den Beeten hin, als sei die Fremde draußen ganz vergessen. Die Pfeife mit den Lippen haltend, bog er mit seiner linken Hand den Buchs hin und her, suchte einige Steinchen auf und schleuderte sie weit über den Zaun hin. So war er in Ada's Nähe gekommen, und als liege kaum eine Secunde zwischen dem, was sie vorhin gesprochen, und seiner jetzigen Erwiderung, sagte er:

„Nachbarschaft! Geht wol das Schloß an, was?" Eine Antwort aber schien er nicht zu wollen, denn rasch fügte er hinzu, wobei seine Stimme plötzlich einen weichen Ton annahm: „Solche Haare, wie Sie! Und so groß war sie auch!"

Nach einer Weile schüttelte er den Kopf. „So klug guckte sie freilich nicht aus den Augen, meine Marthe — hätte sie so in die Welt schauen können, es wäre nicht dahin mit ihr gekommen." Ein schluchzender Ton wurde laut, dann legte er den buschigen Kopf gegen den Zaun.

Bewegt blickte Ada auf den wunderlichen Mann; er weinte um sein Weib oder sein Kind, sie mußte ihn an ein tiefes Leid durch ihre Erscheinung erinnert haben — ein mitleidiges Gefühl durchzog ihre Brust, dann wurde der Gedanke zu einem quälenden, daß ihre Nähe drüben den Armen hier öfter aufregen möge. Diese erste Begegnung auf dem Grund und Boden des Freiherrn von Velda war fast wie ein böses Omen.

Plötzlich bückte sich der einarmige Alte, keine Spur von der frühern Bewegung war mehr an ihm wahrnehmbar, pflückte von seinen Blumen und sagte, ihr ein Sträußchen über den Zaun haltend: „Das nehmen Sie, was? Und halten es dem alten Wingerodt nicht für ungut. Der Treff da, der hat eine feine Nase, freilich! Und der Treff und ich kämen immer überein, wenn er den guten Herrn

Digitized by Google

von Velda leiden könnte. Aber den bellt er allemal an, und dann setzt es was — he, Treff?"

Der Hund duckte sich, als habe er jedes Wort verstanden. Ada hielt die Blumen empor und fragte über dieselben hin: „Herr von Velda ist ein freundlicher Gutsherr?" Es that ihr wohl, das Lob herauszufordern für den Mann, welchen der Zufall immer wieder auf ihren Lebensweg geführt hatte. Der Alte hob die ehrlichen Augen zum Himmel empor, an welchem gerade jetzt ein blaues Stück sichtbar war.

„Das weiß der da droben!" sagte er feierlich — „was der ist über alle, das ist unser Freiherr für seine Leute — und wo wäre wol der alte Wingerodt ohne den Herrn? Und das ist auch gewiß, mein Leben für seines — und da scheu' ich die Probe nicht."

Ada reichte ihm die Hand: „Herr von Velda ist sicher dankbar für solche Anhänglichkeit."

„Dankbar — das braucht er nicht zu sein", gab Wingerodt zurück. „Ein Hund, den man nicht verhungern läßt am Wege — verstehen Sie wohl — na, na! Ich kann nicht Worte machen, wie die falschen Leute in der falschen schlechten Welt da draußen; aber wenn ich den Menschen fluche, der steht über allen. Und an dem zweifle ich nicht! Und müßte ich das einmal — sehen Sie, das brächte mich dahin, wohin mich all der Kummer nicht gebracht hat." Er wies mit seiner einzigen Hand an den Hals und wandte sich dann ab.

Ada wußte nicht, was sie erwidern solle, der breite Rücken blieb ihr auch beharrlich zugewandt. Sie beugte sich nochmals über den Zaun: „Wenn Sie es erlauben, so spreche ich ab und an einmal vor!"

Auch darauf wurde ihr keine Antwort; so schritt sie langsam, ohne umzusehen, weiter. Der Hund begleitete sie eine Strecke, sie in Sprüngen umkreisend, bis ein scharfer Pfiff seines Herrn ihn zurückrief. Durch niedriges Buschwerk führte in Schlangenlinien der Weg, dann über ein lustig sprudelndes Bächlein, an einem Wiesengrunde vorüber, und endlich hatte sie einen prächtigen Ausblick auf das Schloß mit seinen Altanen und den beiden Thürmen — es lag auf einer mäßig emporsteigenden Anhöhe, von einem Bergrücken würde es imponirender herabgeschaut haben; aber der ganze Landstrich war eben, und vielleicht hatte man jenen Hügel erst künstlich erhöht. Mit Kunst hatte ja auch Siegwart von Velda sein Leben aufgebaut, zu der jetzigen Höhe — daß sie immer an ihn denken mußte! Und es war doch so natürlich, würde immer so sein, solange sie mit dem Bruder in dem Häuschen unten weilte — und dann?

Würde sie später, wenn die äußern Beziehungen zu ihm aufhörten, den Gedanken wehren können? O, wenn sie wollte! Und sie würde wollen! Sie lehnte sich gegen den Stamm einer Birke, und ihre Finger zupften dabei an dem kleinen Strauß, eine Blüte nach der andern flatterte zu Boden.

„Die armen Blumen!"

Nicht erschreckt, stolz war die Bewegung, mit der sie sich umwandte — so, mit dem weichen und doch markigen Tone sprach nur einer, der Herr jenes Schlosses, der Mann, an welchen sie soeben gedacht.

Digitized by Google

„Sie haben recht, Herr von Velda — ich begehe doppelte Sünde, auch gegen den Spender der Blümchen, einen wunderlichen alten Mann, drüben im Nebenhause.“

Ein Schatten flog über seine Stirn. „Der alte Wingerodt, ein unglücklicher Kauz.“ Und dann war wieder sein gewinnendes Lächeln da. „Ich begrüße Sie mit Freuden! Wann kamen Sie?“

Wußte er das wirklich nicht? Rafael hatte ihn nicht benachrichtigt? Was sie vorhin Takt und Rücksicht genannt, war sie versucht jetzt mit dem Ausdruck Gleichgültigkeit zu bezeichnen.

„Am heutigen Morgen — und der Sonnenschein und die Neugier haben mich bis hierher gelockt — ich sehe eben erst, weit ab.“

„Verzeihung“, sagte er, auf seinen Anzug deutend, „ich war mit dem Förster im Walde, Sägemühlen zu inspiciren — ich komme und gehe immer im Fluge; es freut mich doppelt, Sie hier auf meinem Wege gefunden zu haben.“

Auf seinem Wege! Das Wort that ihr beinahe weh — und doch war's ja harmlos von ihm gemeint.

„Das Schloß liegt hübsch — Sie bauten es?“ fragte sie.

„Nein, ich kaufte und taufte es nur — nach meiner Frau!“

Sie machte eine Bewegung zum Weitergehen und sagte dann plötzlich befangen: „Ich weiß nicht, woher ich kam — bitte, zeigen Sie mir die Richtung, Herr von Velda.“

„Ich werde Sie führen.“

„Nein“, wehrte sie, „ich möchte nur wissen, wohin ich zu gehen habe!“

Er nahm den Strauß aus ihrer Hand ohne Frage und Entschuldigung und ging dann neben ihr her. „Es ist das erste mal nicht, daß ich Sie führe“, sagte er. Dann deutete er nach dem Schloß:

„Der Name ist ein wenig trivial — aber meine Frau wünschte ihn. Nun gefällt ihr das Schloß nicht, sie findet die Größe unbehaglich — gäbe ich nach, so würde sie in die Säle Nähschulen verlegen. Billigen Sie meine Idee, deutsche Märchenstoffe für die Fresken zu nehmen?“

Sie nickte: „Es ist einmal etwas anderes als die Antike — und ein deutsches Heim wird —“

Er ließ sie nicht ausreden. „Wie taufen wir jetzt Ihre Villa? Helfen Sie mir.“

„Bedarf sie eines Namens?“ fragte sie.

„Für meine Gedanken nicht“, antwortete er, und sie fühlte, wie seine Blicke eine Secunde lang fest auf ihrem Antlitz ruhten — „lassen wir es! Ich hoffe, Sie arbeiten bald fleißig darin.“

„Ich habe nicht die Absicht“, sagte sie ohne aufzusehen.

„Dann — folgen Sie meinem Wunsche.“

„Herr von Velda, Sie sind gewaltthätig in Ihren Wünschen.“

„Nehmen Sie das an — und fügen Sie sich!“

„Ich habe bisher wenig — eigentlich nichts geleistet“, erwiderte sie, und es zuckte um ihren stolzen Mund, als sei ihr das Geständniß schwer und unlieb.

Digitized by Google

„Soll ich Ihnen den Grund sagen? Sie haben wie Psyche geschlafen, Ihr Seelenleben war kaum geweckt!"

Sie richtete sich hoch auf. „Vermuthungen, Herr von Velda, die ausgesprochen peinlich wirken können."

„Wenn ich Ihnen Pein mache, was thut's? Sie denken doch nach."

„Nur, wenn ich will!" kam es trotzig über ihre Lippen.

„Und in diesem Falle wollten Sie nicht?" Sein überlegenes Lächeln trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Ich möchte nicht antworten!" sagte sie, und es war, als mache es ihr Mühe, nur die wenigen Worte herauszubringen.

Er verbeugte sich, nun ganz der kühle Weltmann wieder.

„Sie sind in der glücklichen Lage gebieten zu können, bis hierher und nicht weiter, mein gnädiges Fräulein!"

„Und ich mache buchstäblich davon Gebrauch", sagte das schöne Mädchen und reichte ihm die Hand. „Dort liegt die Cottage, ich kann nicht mehr fehlen."

Er lächelte wieder, die Sonne beleuchtete seine Züge, sie dachte an Hermes.

„Nun sind Sie gewaltthätig!" entgegnete er; „aber es steht Ihnen gut. Auf Wiedersehen!"

Ihre Blumen hatte er behalten: das fiel ihr erst ein, als sie weit von ihm entfernt war.

IX.

Rafael Haslau war stets beim Beginn einer neuen Arbeit fleißig. Die Cartons, auf welchen er die Skizzen zu den Fresken entworfen, lagen auf großen Tafeln im Saale ausgebreitet, und Bankier Rosner und Edwin Bern, der gefeierte Hofschauspieler, ließen sich geduldig von ihm erklären und führen. In anmuthigen Gruppen und Reigen sollten die deutschen Märchengestalten verkörpert werden und Blumengewinde das Ganze umziehen — die Idee war sofort von Siegwart von Velda gebilligt worden; in der Mitte der Decke würde die Sage thronen, umgeben von einem Gewimmel von Kobolden, Zwergen, märchenhaften Thiergestalten. Eine kleine Skizze des Mittelbildes war in Farben ausgeführt.

„Bravo, Bravissimo!" ertönte es einmal nach dem andern von den Lippen der beiden, und endlich seufzte der kleine Bankier:

„Velda ist der glücklichste Mann der Erde — fast, fast glücklicher als ich."

Der Schauspieler zuckte ein wenig verächtlich mit der Oberlippe.

„Was fehlt denn noch zu Ihrem Zustand höchster Glückseligkeit?"

„Das Lächeln eines — bisjetzt gnadenlosen Bildes", war die Antwort.

„Bah", sagte Bern, „Sie haben noch bis vor wenigen Wochen die Behauptung aufgestellt, daß Sie niemals einen Miserfolg gehabt; wir waren so discret, keine Rechenschaft darüber zu verlangen, ob diese Siegessicherheit der Unwiderstehlichkeit Ihrer eigenen Person oder dem Glanze Ihrer Millionen zu danken war."

„Lassen Sie Ihre Scherze! Diesmal ist's mir Ernst mit meiner Nieder-

Digitized by Google

geschlagenheit — Rafaello lehnt jede Interpellation ab — und meine Diva ist ohne ihn unnahbar."

„Ah — oh", sagte Bern, und seine Augen blitzten plötzlich; „Sie denken an Ada — Sie, mon ami?"

„Ja — man möchte doch auch etwas mehr, z. B. sie anschauen dürfen. Selbst das wehrt sie jedoch den Freunden ihres Bruders, sie ist unnahbar, wie — na, helfen Sie mir einmal auf einen recht bezeichnenden Ausdruck! Fällt Ihnen auch nicht ein — ebenso gut, bleibe bei dem gnadenlosen Bilde, kalt wie Marmor, Mondscheinlicht, Sie verstehen."

„Sie haben ernste Absichten?" fragte Bern und faßte nach seinem Arm.

„Ernste Absichten — hm? Sie meinen —"

„Andere kann man wol jenem Mädchen gegenüber nicht haben!"

Die Blicke des kleinen Mannes mieden die des vor ihm Stehenden.

„Sie wollen sagen" — er hüstelte ein wenig, „den schönen Augen von Rafael's Schwester kann man Concessionen machen, die größten sogar. Es kommt doch einmal eine Zeit im Leben, wo man eine gewisse Leere verspürt — wenn man sich z. B. in diesem Schlosse umsieht, berühmt wegen seines glücklichen Familienlebens, Sie wissen ja!"

Rafael kam von der andern Seite des Saales zurück.

„Nun, meine Freunde, was sagt ihr? Sieht es nicht aus, als sei mein Stern jetzt aufgegangen? Ich male hier im Schloß, wann, wie, was ich will, und drüben in der Villa ruhe ich und träume von zukünftiger Größe. Mein unsterblicher Pathe in der Ewigen Stadt hatte es wahrlich nicht besser — und wenn man einmal im Park von Helenenlust die Reste meiner Villa zeigen wird, wie heutzutage die Rafael's in der Villa Borghese —"

„O, o, o!" kicherte der Bankier, „um jenem Rafael zu gleichen, mein junger Künstler, fehlt noch die — na, die Fornarina, diesmal fällt's mir ein. Ich habe schon gedacht, um der schönen Bäckerin halber gäb' ich alle Ehren eines großen Malers hin — sind verschiedener Ansicht, was? aber in der Villa könnte eine Fornarina sein, die lustigen Soupers lassen Sie mich arrangiren!"

Der Maler lachte. „Ada ist mit mir hier — sie fände keinen Geschmack an derartigen Festen, wie ich behaupten darf."

„Ihre Schwester ist hier?" fragten Bern und Rosner gleichzeitig.

„Auf besondern Wunsch des Freiherrn, welcher mich meiner Häuslichkeit nicht berauben wollte — und auch von Ada's Ideen viel hält", berichtete Rafael.

Der schlanke Schauspieler schritt hastig nach einer andern Seite, als wolle er einer weitern Frage oder Erörterung überhoben sein; der Bankier aber fragte: „Ah, Herr von Velda ist also ein Begünstigter, er darf die Schwelle — wie heißt es doch — na, des Vestatempels will ich mal sagen — überschreiten. Ei, ei! Ja, Herr von Velda ist ein schöner, interessanter Mann."

Rafael schob die Cartons übereinander.

„Und die Luft, die Freiheit thun Ada gut — sie blüht zu frischer Schönheit auf — da, sehen Sie einmal, sie soll der Frau Sage ihre Züge leihen."

Edwin Bern kam aber nicht zurück, und Rosner wandte sich mit einem leb-

Digitized by Google

haften Ausruf der Seitenthür zu, durch welche eben die Herrin des Schlosses mit dem Baron Honold eintrat.

„Ist es erlaubt, den Künstler so zu überfallen?“ fragte der letztere. „Frau von Velda äußerte den Wunsch, und ich nahm das Wagniß auf mich.“

Rafael verneigte sich vor der blassen Dame.

„Das Urtheil der gnädigen Frau wird mir von Werth sein.“

„O, ich verstehe so wenig“, sagte sie abwehrend und beugte sich dann über die Cartons zu welchen Rafael ihr Erläuterungen gab.

„Ein schönes Gesicht!“ sagte sie plötzlich, als die Skizze des Mittelbildes vor ihr lag. „Es zeigt eine Aehnlichkeit“, sie sah den Maler an, erröthete und verstummte.

„Die Schwester des Herrn Haslau!“ fiel der Bankier ein. „Aber was erkläre ich da? Sie werden Fräulein Ada längst kennen, sie bewohnt ja die Villa in Helenenlust seit länger als Monatsfrist, wie, Freund Rafael?“

Der Maler bejahte.

„Eine unzertrennliche Begleiterin ihres Bruders“, fuhr der Bankier fort, „wie Sie wissen werden, Frau von Velda!“

Eine verlegene Röthe färbte secundenlang das Gesicht der Schloßherrin; sie fand augenscheinlich nicht den rechten Muth zu einer Antwort, sondern blickte aufmerksam auf die Entwürfe nieder.

Baron Honold machte dem Künstler Complimente, Rosner trat zu dem Schauspieler.

„Amico mio! Unser gnadenloses Bild ist also eng befreundet mit Siegwart Velda! Was sagen Sie dazu? Herr von Velda steht zweifellos in dem Rufe eines tugendsamen Gatten! Aber ça n'empêche pas les petits sentiments. Wissen Sie, was mein Grundsatz ist: Abwarten!“

„Was wollen Sie abwarten?“

Der Bankier lächelte vergnügt. „Sie sind ein Kind. Wenn das Eis geschmolzen wäre — was redete ich eigentlich vorhin von ernsten Absichten? Mir hat einmal ein sehr, sehr lebenserfahrener Mann gesagt: abwarten — der erste Schritt bedingt den zweiten. Uebersetzen Sie sich das einmal! Der erste Liebhaber bedingt den zweiten — man muß nur seine Zeit abwarten.“

Dann eilte er an die Seite der Frau von Velda.

Baron Honold rühmte bald Rafael's Kunst, bald des Schloßherrn gediegenen Geschmack, und stieß dann einen kleinen Schreckensruf aus, als er denselben plötzlich neben sich sagen hörte: „Sie thun mir zu viel Ehre an, Herr Baron.“ Velda war unbemerkt eingetreten.

Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Das nenne ich Ungeduld — kaum eine Stunde nach der Ankunft schon Kunststudien.“

„Ich war in der That neugierig“, sagte Helene.

„Und verdarbst mir eine Ueberraschung — ich beabsichtigte, dich nicht eintreten zu lassen, ehe Herr Haslau die Arbeit vollendet hatte.“

„So aber darf man vielleicht auch dem Geschmack der gnädigen Frau Rechenschaft tragen“, fiel Rafael ein.

Digitized by Google

„O ich — ich bin mit allem einverstanden", bemerkte Helene von Velda mit gesenkten Blicken. Ihr Gatte hatte ihren Arm in den seinen gelegt und führte sie nach einem entfernter liegenden Carton. Es sah aus, als rede er zärtlich besorgt zu ihr; die andern bemühten sich indessen, ein gemeinsames Gespräch zu beginnen.

„Meine Liebe", sagte Siegwart, und ein kalter Blick streifte über das ihm zugewandte blasse Gesicht, „meine Liebe, dies ist in der That kein Aufenthalt für Frau von Velda — ein Maleratelier."

„Ich dachte, in unserm eigenen Hause —"

„Du kennst nun meine Ansicht darüber", fuhr er fort. „Auch die Kinder werden nie hier eintreten."

Sie beugte den Kopf in stummer Unterwerfung; so waren sie an ein Fenster gekommen. Man sah durch dasselbe die Häuschen am Waldrande.

„Siegwart", sagte die blasse Frau, „ist die junge Dame, welche mit ihrem Bruder dort lebt, ein Umgang für mich?"

Er hatte seine Züge so sehr in der Gewalt, daß er nicht einmal die Ueberraschung sichtbar werden ließ, daß seine Frau um Ada's Aufenthalt wisse.

„Nein!" versetzte er hart. „Künstler sind kein Umgang für dich."

„Sie sieht schön und stolz dort drüben auf dem Bilde aus", sagte sie mit forschendem Blick auf ihn, „und mein Leben hier im Schloß ist einsam genug. Wenn es möglich gewesen wäre —"

Eine abwehrende Handbewegung: „Meine Liebe, du hast deine Kinder, das ist für eine Mutter genug — und Künstler — kennst du den Ausdruck Bohème?"

Sie zuckte zusammen, sie kannte den Blick, welcher sie eben streifte; er erinnerte sie mit demselben stets an die Vergangenheit ihres Vaters, und das that ihr weh.

Ehe sie wieder in der Nähe der andern waren, sagte sie matt:

„Um Eins möchte ich bitten — laß das Porträt dieser Schwester des Malers entfernen!"

„Wenn du es wünschest, gewiß, mein Kind!"

Sie athmete befreit auf, sie hatte ihm mit ihrem plötzlichen Verdacht wieder einmal unrecht gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die wiener Theater.

Von

Ferdinand Groß.

Lange Zeit hindurch hat die österreichische Hauptstadt sich des Rufes erfreut, das beste deutsche Theater zu besitzen. Nachdem in der ganzen Situation Wiens seit etwa anderthalb Jahrzehnten so vieles sich geändert hat, mag es gerathen sein, einmal zu untersuchen, wie es gegenwärtig mit den wiener Bühnen bestellt ist; wird solche Untersuchung von einem Landsmann dieser Bühnen geführt, so thut er gut daran, feierlich zu versichern, daß er nicht im entferntesten beabsichtigt, bestehende Mängel zu verdecken, offenkundige Verirrungen zu beschönigen. Das vorhandene Gute gut, das Schöne schön zu finden, wird ihm dagegen kaum verwehrt werden. Fassen wir vor allem den jetzigen innern und äußern Stand der wiener Theater ins Auge, so gewinnen wir die wichtigsten Anhaltspunkte, um von ihnen aus zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft zu schauen.

Die Kaiserstadt an der Donau hat bei mehr als einer Million Einwohner fünf geöffnete und ein geschlossenes Theater. Diese fünf sind: Opern-, Burg- und Stadttheater, ferner die Theater an der Wien und in der Josephstadt. Das ist herzlich wenig, und die geringe Zahl erscheint noch dürftiger, wenn man erwägt, daß das Stadttheater sowie die Theater an der Wien und in der Josephstadt eine unsichere Existenz von heute auf morgen, von der Hand in den Mund führen, daß sie kein ständiges Repertoire besitzen, sondern von Novität zu Novität sich den Boden immer neu erringen müssen. Ein einziger Misserfolg, und jedes dieser Institute kracht in allen seinen Fugen! Das Carl-Theater, ehemals so beliebt, wird kaum mehr einen Pachter finden; es ist aus der Mode gekommen, wie der Bezirk, in welchem es liegt, und über kurz oder lang wird es sich in eine Miethskaserne verwandeln, in welcher die Musen nichts zu suchen haben. Auf solider Basis stehen also nur die beiden Hoftheater. Die kaiserliche Privatchatoulle ist ihnen geöffnet, und wenn sie ein Deficit bringen, erfährt man im Publikum kaum etwas davon; allerdings sind sie gut besucht; aber eine so große Stadt wie Wien, dabei eine Stadt, die einen, wenn auch schwachen, so doch für die Theater nicht unwichtigen Fremdenverkehr hat, wäre ein Unicum, wenn es nicht Publikum genug aufbrächte für zwei Bühnen, von denen die eine an äußerer Pracht, an Augen-

Digitized by Google

weide und an orchestralen und gesanglichen Leistungen Bedeutendes bietet, während die andere an dem althergebrachten Ruhm zehrt, in ihrem Genre das leitende Institut zu sein. Diese thatsächlichen Verhältnisse stehen in grellem Widerspruch zu der herkömmlichen Behauptung, Wien sei eine echte und rechte Theaterstadt. Es ist an der Zeit, dieses Märchen einmal zu berichtigen. Was Wien jenen falschen Ruf verschafft hat, das ist der Umstand, daß die Wiener sich ungemein viel um alles bekümmern, was mit ihren Bühnen in irgendeinem Zusammenhange steht. Für dieses Moment muß die Erklärung aber außerhalb der Sphäre des schönen Scheines gesucht werden. Man weiß, daß im vormärzlichen Wien die Zeitungen sich nicht mit Politik, ja kaum mit localen Angelegenheiten beschäftigen durften. Ein einziges Gebiet blieb ihnen offen: das Theater. Auf diesem tummelten sie sich mit einiger Freiheit der Bewegung umher, mit der Beschränkung, die von der Censur besonders beschützten Hofschauspieler nicht allzu heftig anzugreifen. Die Wiener sollten nichts Aufregendes erfahren, sollten in ihrer Ruhe nicht gestört werden durch Nachrichten über die leidigen Welthändel. Aus ausländischen Blättern kam ihnen manche Kunde über das, was Klio mit ihrem Griffel verzeichnete; die inländischen erzählten ihnen Coulissenklatsch, und damit mußte es genug sein. So konnte Adolf Bäuerle's „Theaterzeitung" von 1813 bis in die Revolutionszeit das wiener Publikum beherrschen. Sie ist bis 1859 erschienen, aber in den letzten 16 Jahren ihres Bestandes siechte sie unter dem Hochdruck einer neuen Epoche dahin. Bäuerle, von dessen zahllosen Werken nur der Coupletrefrain: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien", aus dem Singspiel „Aline" sich erhalten hat, durfte seinerzeit als der einflußreichste Publicist von Wien gelten, wenn anders man den Ehrentitel des „Publicisten" einem Mann zugestehen will, der all seine Kraft daran wendete, seine Mitbürger durch wichtigthuende Behandlung der geringfügigsten Bagatellen zu verdummen. Der intimste Kenner Alt-Wiens, Friedrich Schlözl, drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Da es für Wien im Vormärz nichts zu reden gab, als was im Theater Neues los sei, ob Franz Wallner oder Eduard Weiß den unvergeßlichen Raimund besser copire; ob Fröhlich in die «Burg» komme; ob Scholz wegen eines Extempore gestraft werden könne; ob der famose Lumpacius Reizenberg wirklich als «erster Hamlet» gelte; ob die Condorussi und die Weiler ihre Rollen nicht doch tauschen werden; ob die Karoline Müller thatsächlich in jeder Vorstellung neue Toiletten wähle; ob Flottwell so und nicht anders gespielt werden dürfe, als wie ihn Nolte gab; ob Stahl mit den vielen «Auffitzern» einverstanden sei, die Nestroy ihm täglich bereite; ob es Binder's persönlicher Wunsch gewesen, als Masaniello auf einem hölzernen Pferde zu erscheinen; ob Döbler*) die Sträußchen im Aermel oder in der Brusttasche versteckt habe; ob die «Cachucha» der Fanny Elßler Kakuka oder Katschutscha oder Tschattschuscha oder Tschakutscha oder Tschaschuka ausgesprochen werde; ob Othello braun oder schwarz zu geben sei; ob Carl recht gethan, den «Leim»" (Figur in einer Posse Nestroy's) „an Werndle abzugeben u. s. w.; als man sich mit solchen theatralischen Lappalien

*) Berühmter Prestidigitateur.

Digitized by Google

übereifrig beschäftigte und sich damit heiser disputirte; als ganz Wien in zwei feindliche Lager getheilt war, in die «Lutzeraner» und die «Hasseltianer»; als die Pischek-Anhänger mit den Verehrern Staudigl's rauften und sich gegenseitig die Köpfe blutig schlugen — da hatten es die Theater noch gut: das Interesse für dieselben war ein allgemeines, ein intensives; man sprach nur vom Theater und lebte nur für das Theater." Dieses Citat mit seiner Aufzählung von Namen, deren Mehrzahl heute verklungen und vergessen ist, gibt ein prägnantes Bild davon, welche Rolle im Vormärz das wiener Theater gespielt hat. In die Politik hatte die große Menge sich nicht einzumengen; für die Popularisirnng der Naturwissenschaften durfte nichts geschehen; den Wienern wurde das Reisen in die Fremde erschwert, der Fremde sah sich in Wien von der Polizei überwacht und belästigt; mit dem Contact zwischen Wien und dem Auslande hatte es also gute Wege; kurzum, es gab für den nach irgendeiner Kraftäußerung ringenden Volksgeist kein anderes Sicherheitsventil als das Theater — mochte er sich im Enthusiasmus für eine Tänzerin austoben oder in der Parteinahme für die Lutzer und gegen die Hasselt ein Surrogat finden, etwa für die Parteinahme in einer Wählerversammlung.... Da brach das Morgenroth eines neuen Tages an, hell ging die Sonne auf, eine andere Zeit kam mit andern Interessen. Aber wo zwei Flüsse sich verbinden, gewahrt man noch weithin die Grenzlinie zwischen beiden. So war es auch hier. Die beiden Epochen, die endende und die beginnende, liefen nebeneinander her. Große Fragen bewegten die Bevölkerung; aber sie hatte sich noch nicht abgewöhnt, in den Zeitungen die neuesten Nachrichten über das Privatleben einer Soubrette zu suchen. Einige Journale speculirten auf diese ererbte Eigenthümlichkeit, pflegten den Theaterklatsch lustig weiter, und ein Theil des Publikums wiederum war froh, ein Refugium für seine Freude an diesem Klatsch zu besitzen.... Das ist eins der wichtigsten Momente, welche über den Charakter Wiens als Theaterstadt täuschten. Tausende und aber Tausende Wiener, die Tag für Tag alle Theaterneuigkeiten verschlangen, waren kaum jemals in einem der heimischen Musentempel zu sehen. In Kreisen, für welche der Theaterbesuch zu den kaum erschwinglichen Vergnügungen gehörte, war man über alle erdenklichen theatralischen Pikanterien nur zu gut unterrichtet und führte erregte Discussionen über Boudoirgeschichten aus dem Leben berühmter Sängerinnen und Schauspielerinnen. Aber nach und nach veränderte sich die Sachlage. Das Theater verlor seine Stellung als monopolisirte Anstalt zur Ergötzung und Anregung des Publikums. Die Stadtmauern fielen, ein frischer Luftzug strich über Wien dahin und stürzte die theatralischen Götzen von ihren Altären. Für diejenigen aber, die gewohnt sind, papagaienhaft nachzusprechen, was man ihnen vorsagt, war Wien noch immer die „Theaterstadt" par excellence.

Nun ist es allerdings eine Thatsache, daß vom Beginn der funfziger bis in die ersten siebziger Jahre die wiener Bühnen gediehen und blühten. Noch von der „Nur-Theater-Zeit" her war Wien ein Sammelpunkt hervorragender schauspielerischer Kräfte geblieben. Dazu wollte ein glücklicher Zufall, daß sich eine Reihe ungewöhnlich begabter Directoren fand und daß in jene Epoche die Blüte mehrerer Autoren und Componisten fiel. Daß aber auch damals Wien schon

Digitized by Google

nicht mehr so theatersehnsüchtig war wie im Vormärz, sondern sich seinen kritischen Standpunkt wahrte, geht daraus hervor, daß auch vor dem Jahre 1873 einige Directoren zu Grunde gingen. Im Carl-Theater, das der Volksmund eine „Goldgrube" zu nennen pflegte, fanden direct nacheinander der berühmte Decorationsmaler Lehmann, der auch einmal Director spielen wollte, und der aus dem Norden gekommene Brauer ein trauriges Ende. Sie fielen in die besagte „Goldgrube" derart hinein, daß sie sich die Köpfe zerschellten. Vor ihnen und nach ihnen aber brachte das Carl-Theater seinen Leitern Reichthümer.... Man nennt gern den 9. Mai 1873, den Tag der großen Börsenkatastrophe, als das Datum, mit welchem ein Verfall der wiener Theater begann. Nun liegt in dieser Annahme sehr viel Wahres. Wien ist ärmer geworden, hat sich heute noch nicht erholt von jener Katastrophe und wird noch lange ihre Nachwirkungen verspüren. Aber auf alle Fälle — nach meiner Ansicht: auch ohne den 9. Mai 1873 — mußte eine Reaction eintreten gegen die Alleinherrschaft, welche das Theaterwesen nur zu lange über Wiens öffentliches Leben ausgeübt hatte. Gab es doch für den Wiener lange keine andere Kunst als die theatralische, und war die Bezeichnung „Künstler" doch gleichbedeutend mit dem Worte Schauspieler.... Die erwähnte Reaction aber ist heute vorhanden, und es hieße den Vogel Strauß spielen, wollte man als Wiener leugnen, daß Wien seine Stellung als führende Theaterstadt eingebüßt hat, und daß energisch gehandelt werden muß, wenn diese Einbuße nicht weitere Fortschritte machen soll. Und hier ist noch in Betracht zu ziehen, daß Wiens politische Situation sich verändert hat. Das eigentliche deutsche Theaterwesen sucht heute sein Centrum an anderer Stelle; in Oesterreich selbst hat eine zersplitternde Politik es dahin gebracht, daß jedes Kronland nicht übel Miene macht, sein „Burgtheater" für sich zu reclamiren.

Wenn ich daran gehe, einen Blick auf die einzelnen dramatischen Kunstinstitute Wiens zu werfen, so lasse ich das Opernhaus beiseite. Ich bin in musikalischen Fragen kein Fachmann und neige vielleicht deshalb zu der Ansicht hin, daß ein nur der Musik gewidmetes Theater nicht maßgebend sein kann als Material zur Beurtheilung der Culturentwickelung einer Stadt. In dem speciellen Falle hier mag das Hofoperntheater eine gewisse Wichtigkeit besitzen, da an seinem Programm sich der große Umschwung manifestirt, der sich im Geschmack der Wiener vollzogen. Die italienischen Opern sind aus der Gnade gefallen; Richard Wagner gewinnt immer mehr an Boden. Wie auf allen Gebieten, will Neu-Wien auch auf dem musikalischen mit den Gepflogenheiten Alt-Wiens brechen. Neu-Wien hat es denn auch verlernt, einer Sängerin die Pferde auszuspannen, ihr Serenaden zu bringen, Neu-Wien würde sich wahrlich nicht, wie Alt-Wien es gethan, um die Fetzen eines Taschentuches von Franz Liszt die Köpfe blutig schlagen. Die Wiener, die auf der elektrischen Ausstellung fascinirende Wunder der Technik kennen gelernt, sehen ein, daß ein hohes C keine weltbewegende That sei; sie sitzen im Parket kühler und nüchterner als ihre Voraltern, und heute wären die Parteigänger zweier rivalisirender Sängerinnen nicht mehr im Stande, die österreichische Hauptstadt in zwei Lager zu theilen, in denen die gleiche Aufregung herrscht. Daß

Digitized by Google

diese Umkehr eingetreten, daß das Wien von heute nicht mehr jenes von ehedem ist, vergessen alle diejenigen, die Wien noch immer mit der herkömmlichen phrasenhaften Wendung die „Theaterstadt par excellence" nennen. Zum Guten und zum Schlechten hat sich viel geändert: zum Guten, weil Wien seinen Theatern gegenüber einen würdigen Standpunkt gefunden; zum Schlechten, weil es ärmer geworden und nach außen wie nach innen jene Stellung verloren hat, welche ihm in wichtigen wie in unwichtigen Dingen eine Führerrolle zuwies. Daß aber in den Wienern eine angeborene, starke Theaterlust steckt, möchte ich bestreiten; man braucht, um mir beistimmen zu müssen, nur zu vergleichen, welches Stammpublikum Wien und welches die mittelgroßen deutschen Städte dem Theater liefern.

Man braucht sich nur vor Augen zu halten, wie an andern Orten auch im Sommer eine interessante Vorstellung ihr Publikum findet, während der Wiener sich weidlich darüber freut, sobald das erste milde Lüftchen weht, nicht ins Theater, sondern „aufs Land" gehen und sich gegen die Ansprüche der Kunst mit seiner Liebe zur Natur erfolgreich wehren zu können. In keiner Stadt der Welt ist die Landpartie ein so gefährlicher Feind des Theaters wie in Wien. Vielleicht liegt eine Erklärung der thatsächlich schwachen Theaterlust auch darin, daß kein Dramaturg bemüht war, dem Geschmack des Publikums eine bestimmte Richtung zu verleihen; man spielte immer alles durcheinander, wovon man sich Effecte versprach. In dem um so viel kleinern Prag, um eine österreichische Stadt zu nennen, ist das Publikum wohlgeschult und übt dadurch wieder eine bestimmende Rückwirkung auf die Bildung des Repertoire. „Aber das Burgtheater?" höre ich fragen. Ich gehöre mit zu den Wienern, welche die besten Stunden ihrer Jugend im Burgtheater verbracht haben. Trotzdem möchte ich die Meinung nicht verschweigen, daß bei der Nominirung des Burgtheaters als der „ersten deutschen Bühne" eine wichtige Begründung stets außer Acht gelassen wurde. Das Burgtheater nahm den ersten Rang ein, aber nicht durch sein Repertoire, sondern durch seine Darsteller; nicht als Literatur-, sondern als Schauspielerbühne hat es sich seinen Ruf begründet und erhalten. Während der 18 Jahre, die Heinrich Laube regierte, erlebte das Burgtheater seine Blütezeit, aber wieder nur im Hinblick auf das darstellende Personal. Laube hatte Glück und Geschick darin, neue Kräfte zu finden. Auf der flachen Hand wuchs ihm eine Armee von Künstlern. Frau Wolter, Frau Gabillon, Fräulein Bognar, Herr Lewinsky, Herr Sonnenthal, das Ehepaar Hartmann . . . sie wurden von ihm entdeckt. Heute noch zehrt das Burgtheater an den Ergebnissen von Laube's Spürtalent. Die bemerkenswerthesten Kräfte, welche in neuerer Zeit am Burgtheater engagirt wurden, sind Ueberreste Laube'scher Herrlichkeit: Frau Schönfeld, Fräulein Schratt und Herr Robert, welche seinerzeit Laube'sche „Erfindungen" für sein wiener Stadttheater waren. Unstreitig hat das Burgtheater unter Laube ein Personal gehabt wie keine zweite Bühne; den von ihm gefundenen „Jungen" gesellten sich die überkommenen „Alten" bei: Anschütz, Löwe, Fichtner, Laroche, Beckmann, Joseph Wagner, Julie Rettich u. s. w Aber was diese glänzende Truppe zu spielen bekam, entsprach in vielen Fällen nicht der Mission des Instituts. Die meisten deutschen Hoftheater,

Digitized by Google

auch die kleinern, standen mit ihren Repertoires auf einer viel höhern Stufe als die „erste deutsche Bühne"; sie folgten der literarischen Bewegung, förderten vergessene Schätze der Vorzeit wieder zu Tage, berücksichtigten die zeitgenössischen Dichter, gaben neuen Talenten Raum und suchten ein Spiegelbild der dramatischen Production zu sein. Abgesehen davon, daß Laube für Grillparzer und Hebbel Propaganda gemacht, war ihm der Schauspieler immer wichtiger als der Dichter.

Die zehn Jahre Dingelstedt (1871—81) bedeuteten ein Laviren. Der geistreiche und phantasievolle „Nachtwächter", dem man den Nachruhm nicht benehmen darf, daß er die deutsche Dichtung kräftig gegen das Ueberwuchern fremdländischer Production vertheidigte, wollte weder ein Literatur- noch ein Schauspieler-, sondern ein Dingelstedt-Theater, er fahndete nach Stücken, in denen er seine Scenirungskunst entfalten, seinem Hange nach feiner und dabei prächtiger Ausstattung freien Lauf lassen konnte. Daher seine Vorliebe für Cyklen. Die einzelnen Schauspieler waren ihm, dem Grand-Seigneur, zu unwichtig, als daß er sich viel um sie gekümmert hätte. Er führte die Proben mit Sarkasmus und Ironie, wie er denn auch seinen Spott gern gegen neue Dramatiker spielen ließ und es für einen der bemerkenswerthesten Momente seiner Directionsführung hielt, einem vielschreibenden Autor geantwortet zu haben: dieser reiche so viele Stücke ein, daß er (Dingelstedt) ihm mit dem Zurückschicken nicht nachkommen könne.... Ein guter Witz war ihm lieber als die ernstesten Strebungen. Unter ihm blieb das Personal auf der gewohnten Höhe, und das Repertoire wies manchen Gewinn auf. Unter Wilbrandt (seit 30. Nov. 1881) hat das Repertoire einige Verbesserung und Erhöhung erfahren („Faust"-Trilogie, „Elektra", „Richter von Zalamea" u. s. w.), aber das Burgtheater geht in dem Punkte zurück, der ihm früher seinen Glanz verlieh: das Personal weist Lücken auf, und Wilbrandt hat nicht Laube's glückliche Hand in dem Auffinden neuer Kräfte. Endlich aber wird man daran denken müssen, für die Wolter, was ihre jüngern Rollen betrifft, einen Ersatz zu schaffen. Frau Wolter will keine Göttinnen neben sich dulden. Als Katharina Frank — auch eine Entdeckung Laube's — für das Burgtheater engagirt wurde, um einige Partien der Wolter zu übernehmen, begann ein Krieg wider den Eindringling, und die Frank gab gar bald das Schlachtfeld auf, da sie die Uebermacht gegen sich hatte. Nun gibt es aber kaum ein Publikum, das in solchem Maße wie das wiener darauf erpicht ist, auf der Bühne nur Schönheit und Jugend zu sehen; es gleicht einem blasirten Sultan, der seiner Favoriten sehr leicht überdrüßig wird; es rechnet seinen Lieblingen gern ihr Alter nach und bildet mit dieser Eigenheit einen Contrast zu den Parisern, die mit galanter Vergeßlichkeit sich des Geburtsjahres ihrer Günstlinge nicht erinnern. In Wien wäre es unmöglich, daß eine Déjazet im Greisenalter noch den „Gamin von Paris" spielte. Leider aber geschieht es so selten, daß die Jugend schon die Palme der Vollkommenheit errungen hat oder daß die Vollkommenheit noch den Zauberglanz der Jugend besitzt. Die Wiener bekümmern sich nicht viel um dieses Dilemma, und so ist denn der Tag nicht fern, da sie vom Burgtheater junge Kräfte, die aber nicht nur jung, sondern auch bedeutend, verlangen. Dieser Tag wird unter der Direction Wilbrandt herein-

Digitized by Google

brechen — man darf begierig sein, wie dann der ideal angelegte Dichter sich als praktischer Bühnenleiter aus der Affaire ziehen wird. Bisher hat er noch kein Material zu einem definitiven Urtheil geliefert; dieses schon zu fällen, wäre ungerecht. Aber so viel darf gesagt werden: geht das Burgtheater in dem Werthe des Personals zurück, so ist sein Glanz überhaupt dahin; denn um sich im Repertoire auf Eine Stufe mit den großen deutschen Bühnen zu stellen, dazu bedarf es noch jahrelanger Arbeit.

Uebrigens mag Wilbrandt froh sein, nicht die Concurrenz mit dem Stadttheater bestehen zu müssen. Dieses wurde seinerzeit gegründet, um das „zweite Burgtheater" zu sein. Nach mancherlei Kämpfen nimmt es nun den Rang eines Provinztheaters mitten in der Residenz ein und arbeitet mit Schauspielern zweiter Klasse, abgesehen von Mitterwurzer, der nicht bleiben will, und Tyrolt, der vom Jahre 1885 an für das Burgtheater engagirt ist — zur Abwechselung wieder eine Laube'sche Entdeckung, die nun andern zugute kommt. Das Stadttheater hat in seinem Repertoire keine tadelnswerthe Richtung, weil es — gar keine hat. Heute Sardou, morgen Rosen, heute Schönthan, morgen Schiller, wie es eben kommt, und alles gleich mittelmäßig dargestellt. Die Zeit der Concurrenz mit dem Burgtheater ist vorüber, Wilbrandt mag darob ruhig schlafen. Mit welch stolzen Hoffnungen wurde das Stadttheater seinerzeit eröffnet, was erwartete man von ihm für das wiener Kunstleben! Und jetzt — jetzt wird Sonntag nachmittags als „volksthümliche Vorstellung" Dumas' „Camelliendame" gegeben! Am 15. Sept. 1872 begann das Stadttheater seine Wirksamkeit; man gab „Demetrius" mit einer Ergänzung von Laube, und alles stimmte damals in die Hoffnung ein, die in einer Stelle des von Betty Paoli gedichteten Prologs gipfelte:

So möge dieses Haus zu Ruhm gelangen
Durch treue Förd'rung, die ihr ihm gelieh'n,
Und, wenn wir nicht mehr sind, in späten Tagen,
Ein Denkmal noch vereinten Wirkens ragen.

Zwei Jahre später trat Laube zurück. Das „Denkmal vereinten Wirkens" ragte wol noch, aber die Geschäfte waren schlecht gegangen. Gar mancher griff sich an den Kopf und meinte erstaunt: „Vielleicht ist Wien doch nicht die Theaterstadt par excellence?" In seiner Abschiedsrede vertröstete Laube das Publikum und sich selbst auf bessere Zeiten. „Erfüllt sich", sagte er, „diese Hoffnung, dann kann vielleicht auch ein alter Knabe wie ich noch einmal hier vor Ihnen erscheinen und herzhaft rufen: ein edles Schauspiel wird immer bestehen, wenn die Sorge nicht vor jeder Thürschwelle liegt." Der „alte Knabe" kam in der That wieder, aber ein zweites mal mußte er die bittere Erfahrung machen, daß Wien zwei große Schauspielhäuser nicht ernähren kann. Die von ihm gegründete Bühne war eben nur ein Titular-Stadttheater, lucus a non lucendo; die Commune erlaubte ihr, auf den Affichen das Wappen der Stadt Wien zu führen; das war aber auch alles. Auf die Zumuthung, zur Erhaltung des Stadttheaters auch nur das kleinste Opfer zu bringen, hätte der Gemeinderath mit einem Lächeln des Hohnes geantwortet. In seiner jetzigen Gestalt wird das Stadttheater sich voraussichtlich

Digitized by Google

halten; aber es ist der Aufgabe, die sein Gründer ihm gestellt, schon längst untreu geworden, und hat auch aufgehört zu sein, was es im Anfange seiner Existenz war: ein Sporn für das Burgtheater, sich nicht überflügeln zu lassen.

Es sind das alles keine sehr erfreulichen Aspecten. Stillstand oder Verfall zeigen sich dem Blicke des Beobachters. Im Burgtheater Stillstand, im Stadttheater Verfall. . . . Von den Vorstadttheatern ist herzlich wenig zu singen und zu sagen. Das Ringtheater ward ein Raub der Flammen. Jede Spur dieses Unglückshauses ist vernichtet. Das Carl-Theater ist geschlossen — dieselbe Bühne, wo Nestroy einst seinen dämonischen Witz geübt, wo die Grobecker und Karl Treumann den französischen Operetten zu so viel Glanz verholfen, wo Anton Ascher, ohne vorher ein hochtrabendes Programm zu entwickeln, ein Vice-Burgtheater etablirte. Das waren köstliche Abende, als Ascher die kleinen, graziösen Stückchen aufführen ließ, deren Seele er selbst war, mit seiner von Witz übersprudelnden und doch so natürlichen Redeweise. Nach Ascher kam für das Carl-Theater die Periode der Verrohung. Jauner verdiente wenigstens Geld, Tewele und dann Strampfer ruinirten sich. Mit dem Régime Ascher's ging dasjenige des Einacters in Wien überhaupt zu Ende. Darin liegt ein schwerer Verlust. Der Einacter, der keine großen Effecte bietet und einem nicht Zeit läßt, einen Theil des Stückes zu überhören, nöthigt das Publikum, aufmerksam zu sein, schult es auf intime und leichte Wendungen ein und zwingt den Darsteller, fein und möglichst durchgeistigt zu sprechen. Der Einacter ist eine Schule für den Künstler, wie für den Theaterbesucher. Durch ihn lernt jener sprechen, dieser lernt hören, was auch eine Kunst ist. Damit hat es aber in Wien ein Ende, und selbst im Burgtheater bekommen wir nur noch selten eine dieser Bluetten zu sehen, in welchen die Plauderkunst so große Triumphe feiern kann. Das Carl-Theater der Ascher'schen Zeit und das Laube'sche Regiment am Burgtheater sind nicht vorübergegangen, ohne eine bleibende Spur zurückzulassen: die natürliche Redeweise, welche auf den Sinn losgeht, und nicht auf bloßen Klang, den noch heute eine Schule cultivirt.

Gehört das Carl-Theater nicht mehr zu den Lebenden, so erscheint das Theater an der Wien nur noch als ein Schatten dessen, was es war. Bezeichnenderweise sind seine ehemaligen glänzendsten Zugkräfte in alle Welt verstreut: Marie Geistinger spielt in Amerika, oder weilt auf ihrem Gute Rastenfeld; Josephine Gallmeyer taucht hier und da irgendwo als Gast auf, führt aber im übrigen ein Stillleben; Albin Swoboda ist am dresdener Hoftheater engagirt, fühlt sich aber dort nicht heimisch. Es scheint, als sollten die frühern Stützen des wiener Volkstheaters sich nie mehr zusammenfinden. Knaak und Blasel sind ohne Engagement, Metras hat im Irrenhause die letzte Zufluchtsstätte gefunden. Momentan bringt eine Operette von Johann Strauß dem Theater an der Wien wieder einige Einnahmen, aber wohin sind die Glanztage von ehedem! An dieser Bühne erstand 1873 der bedeutendste Dramatiker Oesterreichs seit Grillparzer: Ludwig Anzengruber. Von ihm sollte eine neue Aera der wiener Bühnen datiren. . . . Zehn Jahre sind es her, daß er mit dem „Pfarrer von Kirchfeld" sich geoffenbart, und

Digitized by Google

heute — heute steht er abseits und schweigt, denn es gibt in Wien kein Theater für seine Stücke. Der Dialekt ist seine natürliche Sprache; verläßt er ihn, so fühlt er sich beengt und eingezwängt. Den heimischen Boden muß er berühren, um wie ein Antäus immer neue Kraft zu gewinnen. Darum kann und will er nicht auswandern. Die Heimat aber weiß nichts mit ihm zu beginnen. Das sind traurige Zustände, die keinen freundlichen Ausblick in die Zukunft gestatten. Ich constatire sie, ohne aus ihnen eine Folgerung zu ziehen. Das ist noch das am wenigsten Peinliche, was ein Wiener in diesem Falle thun kann.

Digitized by Google

Sicilische Skizzen.

Von

August Schneegans.

I. Ein verschüttetes Kloster.

Es mag wol kaum ein anderes Land gefunden werden, wo man in demselben Maße und in derselben drastischen Weise wie in Sicilien, und ganz besonders auf den beiden Ufern der Meerenge von Messina, die fortwährende, langsam durch die Jahrhunderte sich fortziehende Wechselarbeit der theils zerstörenden, theils neu wieder schöpfenden Natur beobachten könnte. In ganz Mittel- und Süditalien, sowol in Rom, in der Stadt der ewigen Trümmer und des ewig aus den Trümmern neu erstehenden Lebens, als in Neapel, am Fuße des städteverheerenden, die Gestade des Meeres gewaltig hebenden oder in die Tiefe senkenden, und ungeahnte Bergeskegel über Nacht aus dem Schos der Erde hervorzaubernden Vulkans, werden zwar unsere Gedanken an das Ebben und Fluten dieses Zerstörungs- und Wiederbelebungsprocesses in der Natur wie in den Werken des Menschen gewöhnt; nirgends aber fühlt in dem Maße wie hier unser Blick sich angezogen, unser Geist sich durch die Thätigkeit der so unheimlich waltenden und doch so gewaltig und in so großartiger Machtfülle sich entfaltenden Elementarkräfte gefesselt. Das Gefühl, daß man sich hier auf einer Stelle befindet, wo dem Menschen das deutlich hörbare Pulsschlagen der Erde vernehmbarer wird als sonstwo, auf einer Stelle, wo das unsichtbare Schaffen der Natur sichtbar wird, und wo es uns gestattet ist, dem Verfallen des Bestehenden und dem Werden des Künftigen als nähere Beobachter beizuwohnen: dieses Gefühl bemächtigt sich aller derjenigen, die kürzere oder längere Zeit in diesen Gegenden verlebt. Ich spreche dabei nicht sowol, wie man anzunehmen geneigt sein könnte, von den directen vulkanischen Einwirkungen, die sich in Sicilien in größerm Maßstabe noch als auf dem italienischen Festlande bekunden, als von jenen andern, mit den unterirdischen, vulkanischen Gewalten freilich engverschwägerten Naturereignissen, durch welche die Gestalt der sicilischen Berge und Thäler langsam, aber ohne Aufenthalt verändert, der Charakter der früher so reich bewaldeten, heute immer nackter und felsiger sich hervorschälenden Insel umgewandelt wird, und durch welche aus dem allmählichen Zertrümmern der alten, mit fettem Humus bedeckten Berge, aus dem fort-

Digitized by Google

währenden Abschwemmen der fruchtbaren Erde in die Thäler und an die Küsten ein neues Land, mit neuen Höhen- und Flächenformationen, sowie auch mit veränderten Klima- und Culturverhältnissen sich herausbildet. Der Fremde, den seine Ausflüge nach Beendigung der heißen Sommermonate an den Fuß der das messineische Weichbild mauerartig umgebenden pelorischen Gebirge führen, bleibt staunend und ergriffen von dem Anblick, der sich ihm in diesen steil ansteigenden, rasch sich verengenden und in wildem Chaos endenden Thälern darbietet. Er steht vor dem Gerippe der Erde; nicht Berge sind es, die sich vor ihm in langsam welligem Steigen erheben, sondern jäh anstrebende, schwindelnde Klippen, das alte Gestein, der Grundpfeiler der Welt, von dessen Scheitel die Winde und Wetter, die Erdbeben und die Wolkenbrüche nach und nach den schützenden Wald und das schutzlose, immer tiefer sich lockernde Erdreich abgelöst, an dessen Wänden er umsonst nach einem Pfade sucht, der ihn in die Höhe führte, eine steile Mauer, deren Fuß sich im tiefen Geröll der geborstenen und heruntergeschleuderten Felsblöcke verbirgt, deren Zinnen hoch oben, eng und langgedehnt, wie ein ungeheuerer scharfkantiger Messerrücken unter dem brennenden und zehrenden Kusse der Sonne leuchtet und verwittert. Nicht Thäler sind es, sondern schaurige Klüfte, die zwischen den immer tiefer herunter zerbröckelnden Felsen sich öffnen und in welchen sich die Gießbäche des herbstlichen Regens hineinstürzen. Alles verheerend, Erde und Steine, haushohes Felsengeröll mit sich reißend, stürzt in wildem Laufe die Fiumara kataraktenartig dem Meere zu; das Thal wird zum Bett eines wüthenden Stromes; vor der Gewalt der losgebrochenen Elemente hält nichts Stand; Häuser und Kirchen werden im Nu überflutet, zerrissen, verwüstet; nach dem Versiegen des jähen Stromes scheint die ewig goldene, glühende Sonne des Südens auf ein umgewandeltes neues Gebiet, auf welchem der gestrige Wanderer heute umsonst seinen Pfad suchen würde. Die Sohle des Thales hat sich erhöht; zwei, drei, bis sechs Meter tief hat sich das von dem furchtbaren Alluvione von den Bergen abgelöste Gestein und Erdgerölle dort abgelagert, Gärten und Höfe mit Sand, oder auch mit fetter Walderde überflutet, Dörfer und abgelegene Farmen oder Villen fortgerissen oder unter seinem Schlamm verdeckt, und wie ein breiter, nach beiden Seiten hin in den Feigen- und Oelpflanzungen sich verlaufender Strom, zieht jetzt die rasch getrocknete Fiumara vom Fuße der Berge zu dem Meere hinab.

Dort oben, wo eine der breitesten und schreckenreichsten Fiumaren von Messina, die am nördlichen Ende der Stadt gelegene Fiumara di San-Francesco di Paola, an die das Thal abschließenden Berge stößt, liegt eine der interessantesten Ruinen, im vollen Sinne des Wortes ein Opfer der Elementarkräfte: die Kirche von Santa-Maria della Valle, oder wie sie später hieß, della Scala, heute aber nur noch unter dem volksthümlichen Namen der Badiazza gekannt. Und wol mag es die höchste Zeit sein, dieses heute noch mächtig mit seinen schon halbverschütteten obern Stockwerken über die Thalsohle emporragenden Ueberbleibsels eines in frühern Jahrzehnten weitberühmten Klosters zu erwähnen; denn in wenigen Jahren wird die Fiumara auch die noch frei dastehenden Gewölbe mit dem Schutt der Berge gefüllt und das ganze Gebäude unter dem alles verschlingenden Sande

Digitized by Google

und Gerölle dem Auge auf immer entzogen haben. Die Legende weiß von der Gründung dieses Klosters eine sinnige Sage zu erzählen: auf die Legenden muß man immer wieder zurückgreifen bei einem Volke, das so mächtig an ihnen haftet, daß, wo es keine vorfindet, es welche nachträglich erfindet, und daran glaubt, als wären sie ihm von seinen urältesten Ahnen urschriftlich überliefert und verbürgt. Als im 12. Jahrhundert der Normannenherzog Roger, oder, wie er hierzulande heißt, Ruggiero, sich anschickte, Sicilien von der Sarazenenherrschaft zu befreien und sich zum König der Insel ausrufen zu lassen, landete er, so erzählt die Legende, während der Nacht auf der äußersten Spitze der Hafensichel Messinas, da, wo sich heute das Forte San-Salvadore erhebt. Mehrere angesehene messineser Bürger und Adelige, die heimlich von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt worden waren, stießen dort zu ihm, und in dieser Nacht wurde der Plan der Befreiung Siciliens festgestellt. Ruggiero aber, dem die Messinesen nicht recht zu trauen schienen und dem sie bei diesem gefährlichen Abenteuer ohne alle Garantie zu folgen sich scheuten, schwur einen Eid auf die Mutter Gottes und versprach feierlich, die Rechte über das Meer ausstreckend, der Madonna einen Tempel zu erbauen, so groß und so mächtig, wie Messina noch keinen gesehen. Als sein Plan gelungen und er die Königskrone von Sicilien auf sein Haupt gesetzt, gedachte er seines Gelöbnisses und legte in dem Thale, das heute den Namen der zerstörenden Fiumara di San-Francesco di Paola trägt, den Grundstein des Klosters und der Kirche von Santa-Maria della Valle. Es ist dieselbe Kirche, deren großartige Ueberreste wir heute noch bewundern: ein dreischiffiges, auf hohen gothischen Spitzbogen ruhendes, reich mit wunderbar geschnitzten Säulen verziertes Gebäude; an den Capitälen, die jetzt kaum noch über die Sohle des Schuttes emporragen, prangt überall zwischen steinernen, fein gemeißelten Blättern und Blumen das viergeschweifte normannische Kreuz; seltsame, zum größten Theile leider verstümmelte Köpfe und Gesichter tragen die aus den Seitenwänden emporstrebenden Spitzbogen; das Chor wurde später, unter Federico II. von Aragonien, mit einer schimmernden und kostbaren Mosaik von Lapis lazuli, wie es überhaupt in den sicilischen Kirchen Sitte war, überzogen, deren letzte Reste man in Messina noch gesehen zu haben behauptet; die Gewölbe sowie die Einrahmungen der großen, runden, über dem Hauptthor und über dem Nebenthurm angebrachten Rosen wurden ebenfalls später, nach der Wiedererbauung des zur Zeit der Sicilianischen Vesper von den abziehenden Franzosen in Brand gesteckten Klosters, mit schwarz und weiß abwechselnden Steinen besetzt: ein Zeichen der Eintracht und des Bündnisses der zwei Parteien, der Neri und der Bianchi, der Adeligen und der Bürger, die sich damals öfter befehdeten und die sich unter dem Schutze der heiligen Madonna und der Bischöfe zum gemeinsamen Handeln vereinigen sollten. Wie ganz anders aber als jetzt stand in den ersten Jahrhunderten diese Kirche, wie ganz anders sah es aus in diesem wunderbaren Thale! Das Gebäude, das jetzt schon bis zum Anfang der Gewölbe in dem Gerölle der Fiumara begraben liegt, erhob sich damals, wie die Kirchenhistoriker es noch einige Jahrhunderte später erwähnen, hoch auf einem den tiefen Thalgrund beherrschenden Hügel; dunkle, schattige Platanenwaldungen zogen sich an den Bergen hinauf, bis

Digitized by Google

zu dem Colle di Rizzo, von wo der Blick auf beide Meere, links auf die mit den vulkanischen Inseln von Lipari und Stromboli besäete Tyrrhenische See, rechts auf die Meerenge von Messina und auf das Jonische Meer, sich eröffnet; wasserreiche Quellen und Bäche sprudelten rings aus den Felsen; weite Gehöfte, deren Ruinen jetzt noch theilweise an den Bergesabhängen zum Vorschein kommen, umgaben das Kloster: wie ganz anders die jetzige Einöde mit ihren unwirthbaren, kahlen Steinwänden, mit ihren düster emporragenden Klippen, mit ihrer weit ausgefüllten sandigen, wasserleeren Thalsohle!

Die Geschichte dieses Klosters ist eine in jeder Hinsicht merkwürdige. Die von dem ersten sicilischen Könige erbaute, der Madonna della Valle geweihte Kirche hat sich in den südlichen katholischen Traditionen einen Ruf erworben, der weit über Sicilien hinausging, und auf dem politischen, oder besser auf dem weltlich geschichtlichen Boden steht sie, in ihrer traurigen Gestalt, wie ein sicilisches und messinesisches Wahrzeichen, ein Zeuge der mannichfachen, so tief in das Leben dieses Volkes und dieses Landes eingreifenden Ereignisse, welche Sicilien seit der Normannenherrschaft durch alle Wirren des Mittelalters und der Neuzeit hindurch heimsuchten.

König Roger, oder wie er jetzt noch im Volksmunde benannt wird, Conte Ruggiero, gab die von ihm gegründete Kirche dem Nonnenorden des San-Benedetto; eine Aebtissin und eine Anzahl von Benedictinerschwestern zogen dort hinaus, bebauten das Land, bezogen die reichen Einkünfte der dem Kloster zugeschriebenen Pfründen und befestigten durch das Ansehen, dessen sie theilhaftig wurden, durch die guten Werke, die sie ausübten, durch den Nimbus des neu wieder eingeführten katholischen Gottesdienstes zugleich das Christenthum und den politischen Einfluß des normannischen Herrscherhauses.

Ungefähr sechzig Jahre später, im Jahre 1167, unter König Wilhelm, scheinen aber die damaligen kirchlichen oder weltlichen Fürsten die Nothwendigkeit gefühlt zu haben, das Volk durch ein Wunder, durch die handgreifliche Intervention des Himmels mit noch engern Banden an die Kirche und an das dieselbe beschützende Königshaus zu ketten. In diesem Jahre wurde nämlich dem Kloster von Santa-Maria della Valle auf eine wundervolle Weise ein Bild der heiligen Jungfrau zugeführt, das sogenannte, heute noch in einer Kirche von Messina aufbewahrte und angebetete Bild der Santa-Maria della Scala, das von den Kirchenhistorikern Siciliens, von Msgre. Ottaviano Preconio, Erzbischof von Palermo, von Giuseppe Buonfiglio, und ganz besonders von dem in dieser Hinsicht classischen und als Autorität geltenden Jesuitenpater Samperi*) verherrlicht und den berühmtesten Wunderbildern zur Seite gestellt ward. Folgendes erzählt der Pater Samperi über die Ankunft dieses wunderthätigen Bildes in Messina. Es sei vor ältern Zeiten ein Schiff aus Syrien in den Hafen von Messina eingelaufen, an dessen

*) Vgl. „Iconologia della gloriosa Vergina Madre di Dia, Maria, protettrice di Messina, ... del Rev. Padre Placido Samperi, Messinese, della Compagnia di Gesù. In Messina, appresso Giacomo Matthei Stampatore Camerale. MDCXLIV".

Digitized by Google

Bord sich ein altes, angeblich von dem Evangelisten Lukas gemaltes, die Madonna mit einer kleinen Leiter (wahrscheinlich die Himmelsleiter Jakob's) in der linken Hand vorstellendes Bild befunden habe, das die Matrosen irgendwo im Morgenlande gestohlen und nun in ihrem Schiffe versteckt hielten. Als die aus reichen Spezereien bestehende Fracht in Messina gelöscht war, lichtete der Kapitän die Anker; der Wind schwoll die Segel, die See war günstig, aber zum großen Erstaunen der Mannschaft und der Zuschauer rückte das Schiff nicht vom Platze. Es ward jedermann klar, daß hier ein Wunder geschehe, und so begaben sich auch sofort die Matrosen mit ihrem Kapitän zu dem Kaiser, der zur Zeit in Messina weilte, und zu dem Erzbischof, und klagten sich des Raubes jenes Bildnisses an, das, so dachten sie, sich nun weigerte, weiter geführt zu werden, und das sie bereit seien, um das Schiff wieder flott zu machen, an das Ufer zu schaffen. In feierlicher Procession zogen alsdann die Priester, Mönche und Nonnen zum Meere hinunter und nahmen das Bild in Empfang, worauf das Schiff unbehelligt abzog. Ein neues Wunder ereignete sich aber jetzt: das Bild war nämlich nicht von der Stelle zu bringen, auf welcher es lag, und nun fiel dem Erzbischof ein, daß man vielleicht, wie die Juden im Alten Testament verfuhren, das Bild auf einen von jungen Stieren gezogenen Wagen heben und den Thieren anheimgeben müsse, es dorthin zu bringen, wo die heilige Jungfrau eben wünschte hingebracht zu werden.

Dies geschah auch, und die Stiere schlugen, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, den ziemlich weiten und schwierigen Weg nach dem Kloster der Maria della Valle ein. An der Klosterthür angekommen, standen sie still, und das Bild ließ sich sodann auch von den begleitenden Priestern von dem Wagen heben und auf den Hauptaltar im Chore aufstellen. Kirche und Kloster wurden von diesem Tage an, nach der leitertragenden Jungfrau des Bildes, Santa Maria della Scala genannt, und die Madonna bezeugte durch mannichfache, bis in die jüngsten Zeiten hereinreichende Wunder, daß sie der Stadt Messina, welche das heilige Bildniß aus den Händen der Räuber gerettet, eine besondere Gnade zu erweisen immer bereit stehe. Von allen Seiten wurde die Kirche reichlich beschenkt; Kaiser und Könige statteten sie mit Privilegien aus, und die alten Kirchenbücher sind voll von den Wundern, welche dieses Bild verrichtete. Eine Königin von Frankreich schenkte der Kirche dazu noch einen wunderthätigen Schrein mit einer Reliquie, der die Eigenschaft besaß, sich von niemand öffnen zu lassen, von selbst aber zum großen Staunen der Versammlung aufzuspringen, sobald die Nonnen einen gewissen Gesang anstimmten. Weiter erzählt man, daß eine türkische Sultanin durch Anbetung jenes Bildes von schwerer Krankheit geheilt worden, zum Christenthum übergetreten sei und dem Kloster eine prachtvolle golddurchwirkte Decke geschenkt habe. Wirklich schade ist es, daß all dies nur noch auf mündlicher Ueberlieferung beruht, und daß die Archive des Klosters, in welchen, wie behauptet wird, die Gründung der Kirche, die Entdeckung und Ueberführung des Bildes sowie die an dessen Wunderthaten sich knüpfenden kaiserlichen und königlichen Privilegiumsbestätigungen aufbewahrt waren, verloren gegangen sind! Der Pater Samperi erzählt nämlich, diese werthvollen Documente seien leider von einer Aebtissin einem Bruder anvertraut worden, der dieselben, um sie vor irgendeiner drohenden Gefahr zu retten, nach

Digitized by Google

Calabrien tragen sollte; das Schiff sei aber unterwegs mit Mann und Maus untergegangen, und somit stehen wir jetzt vor einer allerdings ganz lieblichen und poetisch ausgeschmückten, aber nichtsdestoweniger aller Glaubwürdigkeit baren Kirchenlegende, wie solche zu Hunderten in den südlichen katholischen Ländern zu Hause sind. Nicht uninteressant und für die sicilischen Verhältnisse recht bezeichnend mag übrigens die Auffassung, welche hierzulande in Hinsicht der Glaubwürdigkeit der kirchlichen Traditionen geltend ist, erscheinen; ein messineser, nichts weniger als strenggläubiger Bürger, mit welchem ich mich über die bekannte, von Konstantin Laskaris verübte Urkundenfälschung in Betreff des angeblich von Maria an die Stadt Messina geschriebenen und durch den Apostel Paulus an dieselbe überbrachten Briefes unterhielt, faßte in folgender Aeußerung seine und seiner Landsleute Meinung über diese Angelegenheit zusammen. „Freilich", sagte er mit dem den Südländern eigenen Achselzucken, „freilich ist die Fälschung gar nicht zu bestreiten; die ganze Legende beruht auf nichts; aber das Volk glaubt daran, und man lasse es doch ruhig daran glauben! Die Kirche hat damals die Nothwendigkeit erkannt, das Land, das noch an der alten Barbarei haftete, durch ein Wunder, durch eine directe Intervention des Himmels fester an das Christenthum zu ketten; solche Mittel waren unabweisbar, um das Volk aus der Aera des Blutes und der rohen Gewalt in diejenige der Civilisation (civiltà) zu führen; deswegen hatte die Kirche ganz recht, auch nicht vor Fälschungen von Urkunden oder bloßen Erfindungen von Legenden zurückzuschrecken.... Was liegt uns daran, ob jener Brief der Maria echt ist oder nicht? Das Mittel hat damals gute Wirkung gehabt; die ist ja die Hauptsache!" Diese Auffassung der Dinge mag wol auch für die Beurtheilung der Legende der Maria della Scala maßgebend sein, und vielleicht noch viele andere Legenden in der alten wie aber auch in der neuern Geschichte Italiens erklären. Schwer reimt sich übrigens jene Legende mit den historischen Thatsachen; denn wenn das heilige Wunderbild im Jahre 1167 auf dem Altar der Kirche della Valle angebracht worden wäre, wie hätte es den im Jahre 1283 von der nach der Sicilischen Vesper aus Messina zurückziehenden französischen Besatzung angesteckten Brand und die Plünderung der Kirche überlebt? Ein neues Wunder hätte dasselbe beschützen können, aber von diesem sprechen seltsamerweise die Annalen nicht, die sich so weitschweifig über alle möglichen andern Wunder des Bildes ausdehnen. Das Klügste scheint zu sein, daß man sich in diesen Dingen der von dem obenerwähnten messineser Bürger ausgesprochenen Anschauung bis zu einem gewissen Punkte willig unterwerfe, die Legende ohne weiter darüber zu grübeln als Legende hinnnehme und sich an dem naiven und anmuthigen Duft, der aus dieser Volkspoesie aufsteigt, naiv und anspruchslos erfreue. Auf welche Weise das Bild auch in diese Kirche gekommen sein mag, so viel steht fest, daß es vor seiner 1347 erfolgten Ueberführung in die Stadt Messina auf dem Hauptaltar des Klosters gestanden; der frühere deutsche Generalconsul in Messina, Dr. Bamberg, der sich, wie alle Nordländer, von diesen wunderbaren Ruinen angezogen fühlte, hat dies in unzweifelhafter Weise festgestellt, indem er Ausgrabungen neben dem zu seiner Zeit noch halb aus dem Schutt hervorblickenden Hauptaltar vornehmen ließ und in der vordern Seite des Steines eine vier-

Digitized by Google

eckige Vertiefung fand, welche die genaue Länge und Breite des in der neuern Kirche della Scala in Messina sichtbaren Bildes beträgt. Daß dieses letztere aus der geheiligten Einsamkeit des Thalklosters nach Messina überführt werden konnte, hängt übrigens wieder, wie es ja nicht anders möglich war, mit einem Wunder zusammen. Die Stadt war im Jahre 1347 von einer furchtbaren Pest heimgesucht worden, das schwergeprüfte Volk flehte den Himmel um Erlösung an; da kamen die Priester auf den Gedanken, jenes Wunderbild durch die Straßen zu tragen, und einige Tage nachher fing auch die fürchterliche Seuche an zu erlöschen. Zum Danke erbaute die Stadt eine neue Kirche, in welcher das Bild hoch oben über dem Hauptaltar angebracht wurde. Dort steht es noch, ein altes, schwarzes, in die ersten Zeiten der Malerei hinaufreichendes, allen Kunstwerthes bares Gemälde, wie man deren zu Hunderten in den Dorfkirchen findet.

Von jener Zeit mag auch der Verfall des seines Kleinodes beraubten Klosters datiren. Die Nonnen waren mit dem Bilde in das geräumige Gotteshaus, das ihnen die Stadt erbaut, gezogen; nur die kranken oder lebensmüden Schwestern bewohnten noch das verlassene Haus im Thalgrunde. Dort hinten wurde es immer unheimlicher, immer gefährlicher. Die Wälder waren verschwunden, die Quellen versiegt. An Stelle der lustigen durch Matten und Gärten plätschernden Bäche waren die im Sommer verschwundenen, im Herbst plötzlich hervorbrechenden Fiumaren getreten. Das alte Sicilien, das die griechischen und römischen Dichter gepriesen, begann in jenen Zeiten, nach den vorhergegangenen Verheerungen der Sarazenen und auch der Normannen, seinen vormaligen Charakter zu verlieren; und nimmermehr hätte Theokrit oder Virgil in diesen öden Gründen und düstern, sonnenverbrannten Bergesschluchten den Sitz einer Bucolina gesucht oder gefunden! Die Einsamkeit in dem weiten, hochgewölbten Normannenkloster mag immer drückender und schwerer auf den halbverlassenen und halbvergessenen Schwestern, die weit von der Stadt, weit von ihrem Heiligthum, ihre Gebete vor dem verwaisten Altar verrichteten, gelastet haben. Als das Concilium von Trient den Mönchen und Nonnen verbot, anderswo als in ihren Zellen ihren Wohnort aufzuschlagen, schlossen sich die Thore des alten Gehöftes auf immer hinter den zu der Aebtissin nach Messina zurückberufenen Schwestern; die Ruhe des Todes zog ein in König Ruggiero's Hallen, und es begann gegen das mächtige Menschenwerk die langsam vernichtende Arbeit der allgewaltigen Elementarkräfte. Wo früher bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang die heiligen Gesänge ertönt, der Weihrauch von Maria's Wunderbild zu den reichverzierten Gewölben gezogen, das Silberglöcklein der Chorknaben die andächtigen Pilger zum Gebete gerufen, da unterbrach jetzt kaum einmal in der Woche das Murmeln einer flüchtigen Messe die weite Stille der Natur. Zuweilen noch zogen einige an der Vergangenheit hängende oder neugierig zu dem sonderbar verfallenden Tempel hingezogene Gläubige hinaus in die Einöde. Alles mochte sie dort an des heiligen Dichters Worte über die Vergänglichkeit alles Menschlichen erinnern: denn nicht nur waren die Aebtissinnen und Nonnen, die Laienbrüder und die gärtenbestellenden Knechte verschwunden, nicht nur legte sich der Flor der Zeiten um die hohen Spitz-

Digitized by Google

bogen und alten Capitäle, und senkte sich durch die staubbedeckten Fenster ein düsteres Licht über die ruinenhaft im Dunkel schlummernden Grabsteine; selbst seinen Namen hatte jetzt das alte Kloster verloren! Und wo früher Ritter, Könige und Kaiser zu der ehrwürdigen Chiesa di Santa-Maria della Valle, und später zu dem weitberühmten Heiligthum der Santa-Maria della Scala gewallfahrtet, da forschte jetzt der einsame Wanderer nach der verlorenen, von dem Volke kaum noch gekannten, kaum noch genannten „alten Abtei", nach der „Badiazza"! Noch stand zwar das Gebäude auf seinem Hügel, das Thal beherrschend, herrlich anzusehen in seiner düstern Größe und vorwurfsvollen Einsamkeit: da erhob sich die Natur zur Vervollkommnung der von den Menschen begonnenen Zerstörung. In einer Nacht, im Jahre 1854, stürzte sich ein Orkan über den Colle di Rizzo in das tiefe Thal; der furchtbare Alluvione riß ganze Felswände nieder, schwemmte ganze Berge hinunter; die Mauern des Klosters barsten unter der Wucht der Fiumara, und die entsetzliche Verwüstung brach ein in die Normannenkirche. Am andern Morgen suchte man umsonst den mauergekrönten Hügel des Badiazza; das Thal hatte sich häuserhoch mit Schutt gefüllt, ein zerbrochenes Gemäuer ragte aus der wüsten Ebene hervor: es war die Ruine von Santa-Maria della Valle! Und was der erste Alluvione verschont, das zerstörte ein zweiter neun Jahre später; und was heute noch übrigbleibt, wer weiß ob es nicht morgen durch einen andern Orkan von der Erdfläche weggespült, oder unter dem unerbittlich herunterstürzenden Geröll der verwitterten Berge auf Nimmerwiedersehen verschüttet und begraben werden wird!

Wie das alte Gemäuer, mit seinen zur Hälfte eingestürzten Gewölben, in seiner Umrahmung von hohen, kahlen Bergen, unter dem Zelte des ewigblauen Himmels und in dem Glanze der funkelnden Sonne, vor uns steht, zieht es uns, ohne daß wir uns dagegen zu wehren vermöchten, in jene seltene gemischte Stimmung, welche dem elegischen Gefühl in Italien und überhaupt im Süden innewohnt. Mit der deutschen Ruinenelegie hat diese Stimmung nichts gemein; das Heimchen hört man nicht in derselben Tonart durch die verfallenen Spitzbogen zirpen, und Gespenster der todten Ritter sieht man nicht durch die finstern Kreuzgänge sich bewegen: die südliche Elegie ist stärker; sie schlägt weniger weiche Saiten an, und fast möchte ich sagen, daß sie andererseits wieder eindringender, schärfer und in grellern Farben das tiefe Weh, das die menschliche Brust beim Anblick der Ruinen und des Todes erfüllt, ausdrückt. Ein tieferes Sinnen erweckt der Tod und Untergang unter diesem Himmel; die nordische Melancholie erweckt es nicht. Im Morgenlande kleidet sich der Trauernde in Weiß, und vielleicht wird man in diesem Bilde den Unterschied herausfühlen, den ich hier andeuten möchte. Die Ruinen und der Tod streifen in diesen Ländern so nahe an das Leben und an die wiedererstehenden, jüngern Schöpfungen, der Himmel lacht so klar, so freudig, mit so mächtiger göttlicher Lust durch die alten Trümmer der Vorzeit, daß es uns wie ein Hauch aus der hellenischen Götter- und Heldenwelt überfällt, daß man der alten Griechen gedenkt, die den Todten, den verschollenen Größen, der untergegangenen Herrlichkeit zwar die ersten Tropfen des Bechers spendeten, den Rest aber des

Digitized by Google

schäumenden Weines auf die Lebenden tranken, auf das Wiedererblühen eines neuen Wirkens, auf die ewige Jugend der allesüberwindenden Natur. Wie mächtig — so dachte ich bei mir selbst, als ich im glänzenden Abendsonnenschein, zwischen den tiefschwarzen Schatten der Berge und dem lachenden südlichen Himmel die Ruinen der Badiazza vor mir liegen sah — wie mächtig würde es wol wirken, wenn ein Dichter in diesem, dem südlichen Lande eigenen Geiste die letzten Tage dieses sterbenden Klosters, dieses verwaisten und vergessenen Heiligthums besänge; wenn er erzählte, wie nach dem Uebersiedeln des Wunderbildes nach Messina eine treue Dienerin der alten Kirche in der Einöde zurückgeblieben, wie sie, allen Freuden der sie zu sich rufenden Welt Trotz bietend, in völliger Einsamkeit den freudigen Dienst an ihrem Altar fortgesetzt, wie sie endlich mit dem Kloster, in dessen Hallen sie bis zum letzten Tage ihren inbrünstig frohlockenden Gesang zu Ehren ihres Gottes angestimmt, untergegangen und verschwunden! Ein neuer Ekkehard, aber mit südlicher Färbung, mit mächtig italienischem Colorit, könnte aus diesen Trümmern erstehen; aber dieser Dichter müßte eben ein anderer Scheffel sein!

II. Enna und der sicilische Mythencyklus.

In der alten sicilischen Geschichte, in den von Diodor aus den sicilischen Göttersagen und aus dem leider verlorenen Geschichtswerke des Timäos entnommenen Ueberlieferungen wird viel von einer Gegend erzählt, wo herrliche Seen inmitten von dichten Eichenhainen lagen, wo Quellen von vorzüglichem süßen Wasser sprudelten, wo die Ueppigkeit der Wälder und die Fruchtbarkeit des Bodens so groß waren, daß die jagenden Hunde vor lauter Blumenduft die Spur des Wildes verloren, und daß in spätern Jahrhunderten noch, wie Diodor berichtet, ein karthagisches Heer, dem seine Lebensmittel ausgegangen waren, sich dort ernähren konnte; denn, sagt der für sein Heimatsland schwärmende Sicilianer, das Gebirge war eine unversiegbare Speisekammer für viele Tausende. (Buch IV, §. 84.) Wer jene Gegend heute beträte, der suchte freilich umsonst die Quellen und Wälder und alles überwuchernden Veilchenteppiche: in unabsehbarer Wellung reihen sich Hügel an Hügel, von schroffen, sonderbar gezackten Felskuppen durchkreuzt, von tiefeingeschnittenen Thalmulden durchfurcht; im Winter und im Frühling, bis höchstens in die Mitte Juni, wogt es hier, von Thal zu Berg und von Berg zu Thal, von dichten, sattgrünen Kornfeldern; Mandel-, Oliven- und Karubenbäume werfen stellenweise in langgedehnten Anpflanzungen ihr dunkleres Grün durch die Eintönigkeit dieser wunderbaren „Kornkammer Roms"; unten, auf der Thalsohle, lispelt der Wind in den leichten Blätterkronen der italienischen Pappeln, über dem langsam hinrinnenden Bache. Vergeblich sieht man sich um nach den Wäldern, in denen Daphnis von Nymphen erzogen und Proserpina von ihrem liebestrunkenen Gott entführt wurde. Noch gründlicher als sonst irgendwo auf dieser baumarmen Insel hat hier, in diesem Landstriche, die wälderstürmende Hand der Menschen gehaust, und wen die Geschicke dazu verurtheilen, während des brennenden Sommers oder in den Herbstmonaten diese Gegend zu

Digitized by Google

bereisen, der glaubt sich in eine Wüste versetzt, so öde und dürr starrt die nackte Erde; und ein unheimliches Bangen überfällt bald den Wanderer, denn von allen Seiten steigen jetzt dicke, athemberaubende Schwefeldämpfe empor; es qualmt und brodelt rechts und links auf den Höhen, als bereite sich der doch so weit nach Nordosten entlegene Aetna zu einer unheilbringenden Thätigkeit vor, als öffneten sich überall lavaschwangere Krater. Der alte Mongibello ist aber an diesen Erscheinungen unschuldig: mit dem Anfange des Sommers, sowie die Ernte eingeheimst ist, beginnt das Brennen des Schwefelgesteins, das während der Wintermonate von Tausenden sklavenartig arbeitender Menschen ausgehauen und aus dem Innern der Erde ans Tageslicht befördert wurde; die Meiler, die Calcaroni, haben sich wie Maulwurfshügel auf den Gipsfeldern angehäuft; dort lodert und raucht es, und in schweren Wolken wälzt sich der Schwefeldampf über die Gefilde.

Wir befinden uns hier auf dem Mittelpunkt der Insel. Am Eingang des eigentlichen Schwefelgebietes, da wo die Sage die üppigsten Wälder und die herrlichsten Seen, wo sie auch den Sitz der ersten, sowol griechischen als sikanischen und auch kretischen Mythen hinverlegt, erhebt sich, auf steilem Felswall, eine der urältesten Städte Siciliens, das heutige Castrogiovanni, das Enna der Sikeler, Griechen und Römer, der „Nabel Siciliens". Goethe, auf dessen so sachlich und zuweilen so befremdend kühl gehaltene italienische Reise man unwillkürlich immer wieder zurückschaut, kam vor bald einem Jahrhundert unter strömendem Regen in diesem merkwürdigen Felsennest an, und so unfreundlich war der Himmel, daß der Dichter ein feierliches Gelübde that, „nie wieder nach einem mythologischen Namen sein Wegeziel zu richten". Der Regen spielte ihm damals einen recht schlimmen Streich; hätte die warme, alles belebende Sonne dieses wundersame, so titanenhaft von schroffem Felsenriff auf die Hügel und Thäler herunterschauende Sikanernest beschienen, wie ganz anders hätte Goethe den Eindruck empfunden, der einen jeden überkommen muß, wenn er diese, durch Form und Färbung an die athenische Akropolis erinnernde Bergeswand erklimmt und von oben, von dem auf den Grundsteinen des Demetertempels erbauten sechsthürmigen Normannencastell, sein Auge schweifen läßt über das unendliche, von dem Aetna und dem Meere begrenzte sicilische Bergesgewirr. Mühselig ist die Wanderung; von der kleinen, äußerst primitiv angelegten Eisenbahnstation zieht sich der Weg in starker, ununterbrochener Steigung zu der 800 Meter über dem Meeresspiegel eingenisteten Feste hinauf. Dort oben liegt das Städtchen, nicht sauberer und auch nicht unsauberer als alle andern sicilischen Städtchen, ein graues Durcheinander von halb orientalischen Häusern, mit schreienden, schmuzigen Weibern und Kindern, kapuzenbehaupteten, fremdartig dreinblickenden Männern, mit Eseln, Schweinen, Hühnern und knurrenden Hunden. Und hier erhob sich, in der alten Sikelerzeit, das weithin verehrte Heiligthum der sicilischen Urgöttin, der Demeter-Kore! Hier, auf der äußersten Felsspitze, wo jetzt die Trümmer des großen Normannencastells umherliegen, stand der Tempel. Nichts blieb mehr übrig. Bis hierher drangen die Griechen von Syrakus in ihrer kriegerischen Colonisirung; hier schlugen Karthager, Römer, Sarazenen, Normannen blutige Schlachten; hier hatten die empörten Sklaven ihr befestigtes Lager errichtet und stritten zwei Jahre lang gegen

Digitized by Google

die belagernden Römerlegionen; hier wütheten, nach grausigem Siege, die sarazenischen Krieger; sie zerstörten die alte Stadt und die alten Tempel, führten die Bevölkerung in Gefangenschaft bis in das ferne Asien, und warfen, wie in den andern von ihnen bezwungenen Städten, neue, aus Afrika herübergewanderte Volksstämme an Stelle der durch griechisches und römisches Blut schon so mannichfach verkreuzten Ureinwohner. Es ist dieselbe Erscheinung, die sich allüberall in Sicilien dem von diesem ergreifenden Bilde der Vergänglichkeit aller irdischen Macht überwältigten Beobachter aufzwingt: eine Erscheinung, welche die Seele mit einer unaussprechlichen Trauer erfüllt. Sicilien ist das Land der weltgeschichtlichen Tragik.

Hier oben auf den Mauerresten der hohenstaufischen Burg eröffnet sich nun ein Bild, wie man es formenreicher und seltsamer wol nirgends zu Gesicht bekommt. Nicht mit Unrecht konnte ein Reisender von dem Innern Siciliens sagen, es gleiche dasselbe einem inmitten eines gewaltigen Sturmes plötzlich zu Stein erstarrten Meere; denn wie ungeheuere, wild durcheinandergeworfene Wogen wälzen sich Berge an Berge in wildem Gebrause, als müßte von allen Seiten her und nach allen Seiten hin zugleich die tief unten verborgene Gewalt getobt haben, unter deren Druck diese Felsen und Bergeswellen sich übereinanderthürmten, sich überstürzten, in jähen Säulen emporschossen oder blasenförmig sich wölbten, um im Nu zu fester Steinbildung zu gerinnen und diesen, nur einem flüssigen Element eigenen Charakter, in sonderbarer Umgestaltung oder Verwechselung auf die feste Erde zu übertragen. Ein ruhiges Bild inmitten dieser ungeheuerlichen Unruhe der Natur gewährt einzig der Aetna, der sich rechts, nach Nordosten hin, über die niedrigern Gebirge emporreckt, und dessen regelmäßige Pyramide einen wunderbaren Contrast liefert zu den mannichfachen, zum Theil so wunderlichen Berg- und Felsformationen, die sich im Innern der Insel wie im Aufruhr aller Elemente übereinanderhäufen. Das Land, über das unser Blick von hier oben in unstetem Fluge und fast ängstlich suchend, wo er wol in ruhiger Betrachtung weilen könnte, schweift, ist die Heimat der ältesten sicilischen Mythenbildung; hier, in Ennas nächster Umgebung, lagen, in grauer Vorzeit, die besondern sicilischen Heiligthümer, von dem so räthselhaft zu uns herüberblickenden Cult der kretischen „Mütter" und der sicilischen Palliken bis zu der von den Griechen schon halb assimilirten, ebenfalls aber ursicilischen Demeter-Kore, zu Proserpina, zu den Nymphen und den Halbgöttern des Olymps. Ueberall ringsumher begegnen wir den Stätten der altsikelischen Urgeschichte: dort, hinter Calascibetta, unweit von dem berüchtigten Räubernest von Leonforte, liegt Gangi, das alte Engyon, wo der Tempel der „Mütter" stand, jener so sonderbar unheimlichen Gottheiten, die, aus Kreta in unermeßlich alten Jahrhunderten nach Sicilien übertragen, zu Cicero's Zeiten noch verehrt und von dem Tempelplünderer Verres beraubt worden, und die Goethe in dem zweiten Theil des „Faust" in so drastischer und zutreffender Weise zu verwerthen verstand, als sich ihm die Aufgabe stellte, das classische Alterthum und das gothische Mittelalter, Heidenthum und Christenthum, in phantastischer Wechselwirkung ineinander zu verschmelzen, und als er in jenen schwankenden, nebel-

Digitized by Google

haften Urgestalten der „Mütter" das Bindeglied fand, durch welches die griechische Helena durch eine gothische Teufelsbeschwörung in Faust's Arme geführt wird. Neben Leonforte liegt Agira (Agyrium), die Vaterstadt Diodor's, an welche sich die ältesten Sagen des sicilischen Herakles knüpfen, jenes so formreichen, so weit gereisten, so weit verehrten und so thatenlustigen Gottes oder Halbgottes oder Helden oder Königs, den uns das Alterthum in so mannichfaltiger Gestaltung und Bedeutung, von einem Ende des Mittelmeerbeckens bis zum andern, und noch weit darüber hinaus, vor Augen führt, der uns in Sicilien allein bald in griechischem, bald in semitischem Gewande erscheint, und der mit Bacchus und mit Demeter die gewaltigste, weitgreifendste, weitest verzweigte und auch fremdartigst zusammengesetzte mythologische Personification der zum lebendigen, sagenreichen Helden versinnbildlichten Naturkraft ist. Nicht weit von Agira finden wir Troina und Centuripe: alles alte Sikelerstädte, hoch oben auf den Bergen erbaut, ein Haufen von grauen und in der Sonne schimmernden weißen Steinen. Weiter, den Kreis von dem Mittelpunkt der Insel allmählich schließend, treffen wir auf den Bergsee Pergusa, den Schauplatz des Entführungsdramas der Proserpina durch den Gott der Unterwelt, auf die lange, kahle Kette der Heräischen Berge, wo Daphnis weilte und Aristäus verehrt wurde, auf Caltagirone, auf Mineo, auf Palagonia, wo die Sikeler ihre älteste Localgöttersage hinverlegten, die Sage und den Cult jener „zwei Palliken", von denen wir so gut als nichts wissen, denen aber ein vulkanischer, bei Favarotta heute noch sichtbarer See geweiht war, die an seinem Ufer ein weitberühmtes Heiligthum besaßen, und deren Namen für die alten Sikeler jedenfalls ein ganz besonders verehrungswürdiger gewesen sein muß, da der sicilische Hermann oder Vercingetorix, Duketios, für die Stadt, die er hier gründete und in welcher er die sikelischen Völker gegen die griechische Herrschaft zu vereinigen suchte, keinen bezeichnendern Namen fand als den Namen jener Localgötter, Pallica.

An den Aetna knüpfen sich die Cyklopensagen, die Odysseischen Märchen, und der Phantasie bleibt es unbenommen, noch hinter dem Aetna, auf den von der Schneepyramide des Feuerberges verdeckten Pelorischen Bergen bei Messina den riesigen Orion, wie er mit seiner ehernen Keule die Insel vom Festlande trennt und die fabelhaften Thiere der Vorwelt über Höhen und Thäler verfolgt, oder auch noch an dem südwestlichen Horizont, bei Girgenti, bei Selinunt, bei Eryx, die ägyptischen, phönizischen und karthagischen Götter und Helden heraufzubeschwören, den Menschenopfer fordernden Baal, den Hadranos, den eisernen, stierköpfigen Götzen von Akragas, den Kronion, den Minos, den Daidalos, und wie alle die halb fabelhaften, halb historischen Menschen heißen, denen wir auf der Schwelle der Geschichte, aber noch in so nebelhaften Umrissen, begegnen und die allesammt auf dieser Insel ihr märchenbekränztes Wesen trieben — bis zu der von allen Völkern ohne Unterschied verehrten und in recht menschlich bezeichnender Weise von Römern, wie von Griechen, wie von Karthagern, wie von dem sikelischen Urstamm als Herrin des Himmels und der Erde angebeteten Aphrodite, der herrlichen Göttin der Schönheit und der Liebe, deren Tempel hoch oben auf dem Vorgebirge von Eryx stand, und deren Altar allein noch stehen blieb, als

Digitized by Google

schon Segesta und Selinunt und Akragas und sogar das große Syrakus in Sch und Trümmer versunken waren! Ein buntes, aus den entgegengesetztesten We gegenden zusammengeführtes, aus den widersprechendsten Elementen zusamme gesetztes Göttergewimmel, wie es sich an keinem andern Punkte der Erde wol wied finden mag!

Welchen von uns, wenn er sich zum ersten mal einem solchen Bilde gegenüb gestellt sieht, erfaßte nicht der Wunsch, Ordnung zu schaffen in diesem Wirrwa sich einen Pfad zu suchen durch dies Urgestrüpp, mit secirender Hand die v schiedenartigen Elemente voneinander zu unterscheiden, sie zu zerlegen, und jed Ding wieder an seine richtige Stelle zu bringen? Manche haben es versuc und ein jeder von uns versucht es wieder; aber vergeblich ist die Arbeit, u das Klügste bleibt noch, daß wir uns darauf beschränken, in kühler, besch dener Alterthumsforscherart die Ueberreste, die umherliegen, zu sammeln, so g es eben geht, zu klassificiren und nebeneinander in unser Museum aufzustell Was uns aus diesem so verworrenen Bilde hell entgegenleuchtet, das ist die Th sache, daß Sicilien seit den urältesten Zeiten die Stätte war, wo alle Völker d Mittelmeerbeckens sich nacheinander ansiedelten und ihre eigene Götterlehre neb derjenigen der früher dort schon ansässigen Stämme einpflanzten. Was diese U stämme waren, worin ihre Religion bestand, ist nicht mehr festzustellen. Zu d Urmythen scheinen jedenfalls die Palliken zu gehören, über die ein Fragment den „Aitnäerinnen" von Aeschylos in so dunkel unverständlicher Weise singt:

Die eine: Und welchen Namen legen die Menschen ihnen bei?
Die andere: Palliken will die Hehren Zeus gefeiert sehn;
Palliken sind, Heimkehrer, sie genannt mit Recht!
Heimkehren aus dem Dunkel sie an dieses Licht . . .

Ihr Heiligthum bei Caltagirone war, noch in spätern geschichtlichen Zeiten, d für die Sikeler, die directern Nachfolger eines ältern Bewohnerstammes, weitaus b deutendste. Wer den leider bis auf die letzten Spuren verschwundenen großen Pallike tempel betrat, stand unter dem Schutze der Himmlischen; es war eine Freistätte, w die Kirchen im Mittelalter; von dieser Schwelle aus durften die entlaufenen Sklav mit ihren Herren wie Ebenbürtige verhandeln; die Eide, die bei den Palliken geleist wurden, waren die heiligsten von allen, etwa wie bei den Griechen die Eide od Gelübde beim Styx; die ältern Geschichtschreiber erzählen, daß es kein Beispi gebe von einem auf die Palliken bezüglichen Eidbruch. Auch Göttergerichte wu den an den Ufern des unheimlich brodelnden Sees gehalten. Das Wesen selb dieser sonderbaren Götterverehrung deutet auf eine noch sehr unvollkommene Cultu während dem Demetercult schon ein philosophischer Gedanke zu Grunde liegt, d Verehrung der Göttin oder der übernatürlichen Macht, welcher die Einführu des Kornbaues, und mit dieser innig zusammenhängend, der Eintritt in eine neu segensreiche Periode des Menschenlebens zu verdanken ist, führt uns der Pallike cult in eine Zeit zurück, wo man den Begriff der Gottheit an eine locale, d Phantasie stark erschütternde, dem Verstande unbegreifliche Erscheinung knüpfte Aus den zwei siedenden oder nur sprudelnden Geisern, die sich aus der Mitt eines mit einer Schwefelatmosphäre überzogenen Sees erhoben, machten jene

Digitized by Google

Menschen zwei göttliche Brüder, deren geheimnißvolle Macht sie verehrten, wie etwa jetzt noch im Innern Afrikas die Neger einen Vulkan oder einen Wasserfall verehren mögen. Es ragt dieser Pallikencultus in die alte sicilische Geschichte herein, wie ein letztes Ueberbleibsel jener vorhistorischen Periode, in welcher wir uns diese Inselbewohner als kaum zu der Schwelle der Civilisation anrückende Naturvölker denken müssen. Spätern Datums ist jedenfalls der Cult der Demeter-Kore und die mit demselben verknüpften Dionysos- und Heraklesmythen. Mit den kretischen Einwanderungen fallen wol die auf Kreta zurückzuführenden Sagen der „Mütter" zusammen, und inwiefern dieselben wieder mit dem Demetercult verwandt sind, dies ist eine weitere Frage, die zwar aufgeworfen, aber nur annähernd beantwortet werden kann. Beide, die Mütter wie die Demeter, scheinen aus dem Osten nach Sicilien eingeführt worden zu sein; die erstere durch die Kreter, denen wir in der sicilischen Minos- und Daidalossage begegnen, die zweite durch ägyptisch-griechische Einwanderung oder Importirung. Mit Aegypten stand ja Sicilien in Verbindung, noch lange bevor die eigentliche griechische Colonisation, die naturgemäß ägyptische Elemente mit sich brachte, auf der Insel landete; dies ist neuerdings durch die Aegyptenforscher festgestellt worden.*) Von Aegypten aber stammt der Demetercult, und schon Diodor (I, 23) bringt diesen ägyptischen Demetercult in auffallender Weise mit einer Mütter- oder Mutterreligion in Verbindung, wenn er schreibt: „... Die Erde aber, welche die Aegypter gleichsam wie ein Gefäß ansahen, aus dem alles hervorwachse, hatten sie «Mutter» genannt, und ganz ähnlich gaben ihr ja auch die Hellenen den Namen Demeter, welches Wort sich im Verlauf der Zeit ein wenig verändert hat, denn vor alters hat es gelautet «Ge Meter» (Erdmutter), und dafür legt auch Orpheus Zeugniß ab in den Worten:

Erde, du Mutter vor allem, die Reichthum verleihest, Demeter!"

Wie dem nun auch sein mag, ältern Ursprungs als die Zeus'schen Götter waren diese beiden Gottheiten jedenfalls, ältern Ursprungs war auch der phönizische Hadranos, dem auf dem Aetnagebiet bei dem heutigen Aderno ein Tempel geweiht war, und den wir als einen Gott des Feuers, als einen vorgriechischen Hephaistos erkennen müssen; auf das Alter dieser Gottheit deutet noch der Umstand, daß in verschiedenen Sagen Hadranos mit den Palliken in Verbindung gebracht wird; die beiden Brüder sollen denselben zum Vater und die Nymphe oder Göttin Etna zur Mutter gehabt haben. In späterer Zeit tritt dann die specifisch griechische Mythologie an Stelle dieser verschiedenen Religionen, vermischt sich mit denselben oder nimmt sie völlig in sich auf.

Alle diese Stätten der alten Mythologie in Sicilien liegen heute öde, leer, verwüstet, verlassen und vergessen. Das Volk hat keinen Sinn mehr für seine frühern Götter; das Bindeglied, das die Jetztzeit mit der Vergangenheit ver-

*) Vgl. „Allgemeine Zeitung", 1882, Nr. 155, Beilage: „Die Lybier im Alterthum", von Ludwig Stern.

Digitized by Google

schlänge, ist längst zerrissen; in dem Gedächtniß einer nur ganz geringen Anzahl von mehr oder minder Gebildeten lebt noch eine dämmernde Erinnerung an dies oder jenes Heiligthum, an den oder jenen Localmythus; die Fremden mit ihrer an Bädeker's unübertrefflichem Wegweiser großgezogenen Wißbegierde führen diesem Gefühl alljährlich neue Nahrung zu, unterhalten dasselbe durch ihre Reisen und Forschungen und helfen dem auf sein Heimatland stolzen Sicilianer das Land besser kennen. Eines trüben Eindruckes aber vermag keiner sich zu erwehren, der in diesem um das alte Enna herumgelagerten speciellen Gebiet der vergangenen Götter umherschweift; es ist fast dasselbe Gefühl, das den Wanderer in den Ruinen von Syrakus und vor dem unendlichen Trümmerhaufen von Selinunt überfällt, weniger peinlich jedoch, da es sich dort an menschliche, hier nur an fabelhaft mythologische Schicksale anknüpft: ein Gefühl von unsäglicher Melancholie ob der Vergänglichkeit alles Irdischen, und zu dem Irdischen gehören hier die vor langen Jahrhunderten als überirdisch verehrten Gottheiten! Die veränderte Natur hilft dazu, dies Gefühl der Melancholie zu erzeugen, eine Melancholie, die so wenig zu dem blauen Himmel, zu der brennenden Sonne des Südens zu passen scheint! Aber nur wer unter dieser brennenden Sonne und unter dieser ewig blauen, tiefschimmernden Eintönigkeit des südlichen Himmels gelebt, vermag eben zu verstehen, daß auch hier, wie unter den nordischen Nebeln, Platz ist für die Melancholie. Der nordischen gleicht dieselbe freilich nicht in jeder Beziehung; nicht in düstere Schwermuth löst sie sich auf, sondern vielmehr in eine still sinnende, von althellenischer, olympischer Ruhe und Ergebung in das unvermeidliche Schicksal durchflochtene Betrachtung. Baumlos ziehen sich die Gebirge hin, wo so viele verschwundene Götter und Helden wandelten; versiegt liegen die Bäche und Seen, an deren Ufer sich die zerstörten Tempel erhoben; wie Steingerippe blinken die alten Sikelerstädte auf der Spitze der Berge, und von der Felsenburg der einst so mächtigen Enna schweift der Blick wie auf ein weites Todtenfeld, von weißen Leichensteinen durchsäet; — die Pietät aber für die vergessenen Todten ist mit deren Erinnerung geschwunden, und nirgends pflegt eine sorgsame Hand die blumengeschmückten, cypressenbeschatteten Gräber der alten Götter.

Digitized by Google

Léon Gambetta.

Von

H. Bartling.

II.*)

Wenn wir uns neulich mit einer Analyse der politischen Thaten des verstorbenen Volkstribunen beschäftigten, so wollen wir in den nachfolgenden Blättern eine kurze Skizze seines Lebens geben, das nicht minder bemerkenswerth und eindrucksvoll war als sein Charakter.

Der Heimgegangene war in seinem Privatleben genau so wie er denjenigen erschien, welche ihn in der Oeffentlichkeit sahen. Niemals lag auf seinen Gesichtszügen jene „eiserne Maske", welche Balzac für jeden französischen Staatsmann als unumgänglich nothwendig erscheint. Und gerade, weil er so natürlich war, blieb er allen denen ein Räthsel, welche meinen, daß die einfachsten Merkmale im Charakter eines Politikers wie Hieroglyphen studirt und entziffert werden müssen. Er wurde überaus falsch beurtheilt von denen, welche ihn für einen politischen Charlatan hielten, wie z. B. von Sardou in seinem Lustspiel „Rabagas", oder als einen geschwätzigen, lärmenden Stellenjäger, splendide mendax, wie ihn Alphonse Daudet in seinem bekannten Roman „Nouma Roumestan" schildert. Gambetta war wesentlich wahrheitsliebend und herausfordernd ehrlich, obgleich seine schroff an den Tag gelegte Verachtung einzelner seiner Gegner, welche ehrlicher waren als kühn, die Gelegenheit bot zu behaupten, er sei ein Verächter redlicher Gewissensbedenken. Er war kein solcher Verächter; wohl aber verabscheute er jene Furchtsamkeit, welche gar zu oft Gewissensbedenken findet, sich in dieselben wie in ein Unschuldsgewand hüllt und sich derselben als Vorwand bedient, nicht am Kampfe theilzunehmen. Von einem seiner Freunde, einem ehrlichen, aber furchtsamen Republikaner, pflegte er zu sagen: „Der Mann ist ein Koran; wenn ich ihn um Rath frage, erhalte ich beständig gesunde, vernünftige, moralische Maximen, über die ich einen ganzen Tag nachdenke, doch sein wahrer Platz ist im Bücherschrank." Er selbst besaß ein tiefgewurzeltes, löwenartiges Vertrauen in seine Kraft, alle Feinde im offenen Kampfe zu besiegen, und die kleinlichen Mittel, einen Gegner zu umgarnen, parlamentarische Intriguen, Kunstgriffe und ähnliche Dinge waren ihm in innerster Seele zuwider.

---

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1883, II, 180 fg.

Digitized by Google

Léon Gambetta wurde am 2. April 1838 zu Cahors im Departement Lot geboren, wo sein noch lebender Vater, der Kathedrale gegenüber, ein Materialwarengeschäft betreibt. Die Familie stammt väterlicherseits aus Genua, und das Aussehen Gambetta's gab der Vermuthung Raum, sie sei, gleich manchen andern italienischen Kaufmannsfamilien, jüdischen Ursprungs. Die Mutter, eine geborene Massabie, gehörte einer wenig bemittelten Bürgerfamilie aus Quercy an. Mit Bezug auf diese in die niedern Schichten des Bürgerthums fallende Abstammung ruft Gambetta's neuester Biograph und ehemaliger Secretär Joseph Reinach*) aus: „Il était par excellence un fils de ces nouvelles couches sociales, dont il devait proclamer et diriger l'avénement avec tant d'éclat."

Die Mutter Gambetta's starb, als er noch ein Kind war, und seine erste Erziehung verdankt er seiner Tante mütterlicherseits und ihrem Bruder, einem katholischen Geistlichen, welcher Pfarrer in einem kleinen Dorfe bei Cahors war. Der Knabe war anfangs dazu bestimmt dem Berufe des Vaters zu folgen, doch da er lernbegierig und aufgeweckten Geistes war, so hielten es Onkel und Tante für besser, ihn in das Kleine Seminar der Diöcese von Montauban eintreten zu lassen, damit er sich dort zum Priester ausbilde. Léon's Vater scheint diesem Plan nicht gerade geneigt gewesen zu sein, denn er hatte keinen zweiten Sohn, der ihm als Nachfolger in seinem Geschäft hätte dienen können; aber er hatte eine große Liebe für sein kluges Kind, dessen Talente ihm hohe Achtung einflößten, und deshalb gab er sich dem angenehmen Gedanken hin, es einst als eine Zierde der Kirche zu sehen. Dieser Glaube entsprang aus dem Umstande, daß Léon während seiner Kindheit seiner Religion schwärmerisch ergeben war. Diese Schwärmerei aber verhinderte nicht, daß dem Knaben die strenge Zucht im Kleinen Seminar wenig gefiel, und nicht selten „schwänzte" er daher die Schule. Bei einer solchen Gelegenheit verbrachte er seine Zeit damit, einem Schmiede bei seiner Arbeit zuzusehen, wobei ihm ein Auge durch ein abfliegendes Stück Eisen ausgeschlagen wurde, was ihm jahrelange Schmerzen zuzog, welche erst durch eine, in Paris vollzogene, Operation beseitigt wurden. Nun war es mit dem Eintritt in den Priesterstand vorbei, und sein Vater brachte ihn auf den Rath der geistlichen Lehrer in das Lyceum von Cahors.

Wir müssen noch einmal zurückgreifen in die Zeit, welche der junge Léon im Kleinen Seminar von Montauban verbrachte, um eines Umstandes Erwähnung zu thun, welcher ein klares Licht auf den frühreifen Verstand des Knaben und seine schwärmerische Ergebenheit für seine Religion wirft. In seinem 12. Jahre schrieb er eine Ode auf seinen Schutzheiligen Leo und alle Päpste, welche diesen Namen getragen hatten, und diese Dichtung wurde in dem katholischen Journal der Diöcese abgedruckt. In spätern Jahren suchten einige seiner politischen Gegner ein Exemplar der Ode aufzutreiben, doch da es ihnen nicht möglich war, so veröffentlichten sie eine nachgemachte, welche sie für die echte ausgaben. Wir wollen hierbei erinnern, daß Henri Rochefort seine Laufbahn als Schriftsteller auch mit

*) Vgl. „Discours et plaidoyers choisis de Léon Gambetta avec une notice biographique" (Paris, Charpentier u. Comp., 1883).

Digitized by Google

einer Ode an die heilige Jungfrau Maria begann, ein Opusculum, das in seinem 17. Lebensjahre veröffentlicht wurde. Was Rochefort angeht, so wurde die Ode wieder aufgefunden und von bonapartistischen Journalen abgedruckt, zum großen Aerger ihres Autors, der seine jugendlichen Ansichten unter gewaltigem Lärm seiner feindlichen Kritiker zu verleugnen suchte. Gambetta war nicht so schwach. Als Cardinal Pecci zum Papst erwählt worden war und sich den Titel Leo XIII. beilegte, gab der auf dem Gipfelpunkt seines Ansehens stehende Volkstribun gerade seinen Freunden ein Gastmahl: da traf die Nachricht von dem Ergebniß der Papstwahl ein. Er bemerkte lächelnd: „Jetzt muß ich Glück haben, denn die Zahl meiner Schutzpatrone hat sich um einen vermehrt, und sicherlich würde ich hübsche Verse auf ihn gemacht haben, wenn ich noch der Zögling meines Onkels wäre."

Der Knabe, das haben wir gesehen, fing gut an, doch er hatte augenscheinlich keinen Beruf für die unbeugsame Disciplin der Kirche; er war zu sehr zum Disputiren geneigt, nicht nachgiebig genug, um Schläge hinzunehmen, ohne sie zu erwidern, kurz er war zu eigenwillig, oder wie seine geistlichen Lehrer sich ausdrückten: er war „un esprit rebelle, turbulent". Auf dem Lyceum zu Cahors aber wurde er bald der Liebling der Professoren infolge seines Fleißes, seines Verstandes und der anziehenden Lebhaftigkeit seines Charakters; eine aus dieser Zeit in seiner Familie aufbewahrte halbjährige Censur besagt, er sei „leidenschaftlich ohne Rachsucht, stolz ohne Anmaßung". Mit der Zeit wurde er der beste lateinische Schüler der Anstalt, und die schriftlichen Aufsätze in seiner Muttersprache waren nicht weniger gut. Gleich nach seinem Uebertritt in das Lyceum verschlimmerte sich sein Augenleiden so sehr, daß man gänzliche Erblindung fürchtete, weshalb er sich das Alphabet der Blinden aneignete, um im Nothfall Bücher mit erhabener Schrift lesen zu können. Ein ganzes Jahr lang durfte er kein Buch öffnen, weshalb ihm seine Tante sehr häufig in den Abendstunden etwas vorlas. Im Hause befanden sich einige Bände des „Constitutionnel" aus den Jahren 1840—43, und es war des Knaben größtes Vergnügen, die parlamentarischen Debatten dieser Zeit, wo Thiers und Guizot im heftigen Kampfe lagen, zu hören. Seine Tante, welche in Hingebung und Liebe für den mutterlosen Neffen nie ermüdete, konnte gar nicht begreifen, wie er ein Vergnügen an langen Reden über Aegypten und Mehemed-Ali, über politisches Gleichgewicht, Freiheit der Presse u. s. w. finden konnte; doch Thiers' Reden enthusiasmirten den Knaben, und dieser frühen Bewunderung für den Hauptträger der liberalen Politik unter Ludwig Philipp, muß jedenfalls die Loyalität beigemessen werden, welche Gambetta im spätern Leben dem alten Thiers entgegenbrachte. Er vertraute Thiers allezeit, und eines Tages, im Jahre 1873, als sich in den Bureaus der „République française" ein Streit darüber erhob, ob man die Candidatur Barodet's für Paris gegen den Grafen Rémusat, den von Thiers aufgestellten Candidaten, unterstützen sollte, recitirte er aus dem Gedächtniß eine Stelle aus Thiers' Reden und rief: „Der Mann, der so sprach, verdient unser Vertrauen." Schließlich ließ sich Gambetta doch gegen sein besseres Urtheil überreden, zu Barodet zu stehen, und als die Wahl desselben durch die Errichtung der „Union conservative" den Fall des

Digitized by Google

Staatsoberhauptes nach sich zog, da brach ein gewaltiger Sturm in den Bureaus der „République française“ aus, und die Barodisten trennten sich von den Mitarbeitern an dem Gambetta'schen Journal.

Doch kehren wir zu Gambetta's Schulzeit zurück. Sein frühreifer Eifer für Politik hätte ihm nahezu eine Verweisung von dem Lyceum von Cahors zugezogen. Im Jahre 1855 besuchte der Minister des öffentlichen Unterrichts, Fourtoul, die Stadt, und Gambetta, als der erste in der Schule, war dazu ausersehen, ihm eine lateinische Ansprache zu halten. Die Rede wurde von dem Vorsteher des Lyceums genau revidirt, doch als Gambetta sie declamirte, fügte er einige unerlaubte, eigene Reflexionen über die Regierung des Tiberius hinzu, mit welch letzterm er ganz deutlich Napoleon III. bezeichnete. Was den ganzen Vorfall höchst amusant machte, war, daß der Minister, welcher höchst wahrscheinlich nicht genau zugehört hatte, dem Knaben beim Schluß der Rede feierlich die Hand auf den Kopf legte, mit der Bemerkung: „Très-bien, très-bien.“

Nachdem Gambetta sich in Cahors den Grad eines Bachelier-ès-lettres erworben, ging er 1856 nach Paris, um die Rechte zu studiren. Hier erwarb er sich in kurzer Zeit einen außerordentlichen Ruf unter seinen Commilitionen im Quartier latin durch seine Angriffe auf das zweite Kaiserreich in privaten Unterhaltungen und Reden in den Cafés. Wenn ihm seine mächtige Stimme auf der einen Seite schnell einen hervorragenden Platz in den politischen Discussionen seines Quartiers gewann, so zog ihm dies auf der andern Seite die gefährliche Aufmerksamkeit der kaiserlichen Polizei zu, was bald fühlbar zu Tage trat. Gambetta, der während seiner ersten Studienzeit in der altmodischen Studentenherberge, dem Hôtel Corneille nahe beim Odéon, wohnte, erhielt eines Abends, als der Kaiser und die Kaiserin das gedachte Theater besuchen wollten und man einen Studentenkrawall fürchtete, von der Polizei die Warnung, daß, wenn er das Odéon betrete, man ihn verhaften würde. „Sehr wohl“, antwortete er dem Abgesandten der Polizei, „ich hatte mir vorgenommen ins Theater zu gehen, um die Ruhe aufrecht zu erhalten, denn ich will dort keinen Tumult haben, und ich bin der Ueberzeugung, daß ich die einzige Person bin, welche Autorität über die Studirenden hat.“ Nach kurzer Zeit kehrte der Warner mit dem tölpelhaften Gesuch zurück, Gambetta möchte doch ja ins Theater gehen, um Ordnung zu halten: eine verdächtige Einladung, welche er jedoch kurz zurückwies. Gambetta hatte seinen Einfluß unter den Studenten durchaus nicht übertrieben; derselbe war sehr groß, und im Café Racine, wo er jeden Abend mehrere Stunden verbrachte, wurde er Mittelpunkt einer literarischen und politischen Vereinigung, deren Mitglieder sich aus den glänzendsten Zöglingen der juristischen und medicinischen Schulen und aus den Künstlern zusammensetzten, welche in den Ateliers von Ingres und Delacroix, den ersten Ateliers von Paris, arbeiteten. Der junge Jurist ließ sich jedoch von seinen politischen Gefühlen nicht so weit hinreißen, daß er darüber seine Studien vernachlässigt hätte; im Jahre 1860 promovirte er zum Doctor der Rechte und trat in den Advocatenstand. Nun kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um sich dort eine Praxis zu suchen; doch sein Vater wollte von einem solchen Schritt nichts wissen. Seine gute Tante aber, welche

Digitized by Google

einige Mittel besaß und volles Vertrauen in die großen Fähigkeiten ihres Neffen setzte, erbot sich, mit ihm nach Paris zu ziehen und ihm seine Wirthschaft zu führen. Dies Anerbieten wurde von dem jungen Advocaten freudig angenommen; schnell folgte die Uebersiedelung in die Hauptstadt, wo eine Dachwohnung in der Rue Bonaparte genommen wurde.

Da dem jungen Advocaten jede Aussicht auf eine Praxis fehlte, so nahm er eine Stellung als Privatsecretär bei Charles Lachaud, dem beredtesten und populärsten Vertheidiger in Criminalfällen, an, der sich seinen Namen durch die Vertheidigung der bekannten Giftmischerin Madame Lafarge gemacht hat. Lachaud war seinem Secretär jedoch zu imperialistisch gesinnt, weshalb er ihn nach wenigen Monaten verließ, um eine gleiche Stellung bei Adolphe Crémieux*), dem alten Republikaner, einzunehmen, der zu gleicher Zeit die bedeutendste advocatorische Praxis in Paris hatte.

Die erste öffentliche Rede, welche Gambetta hielt und mit der er ein vollständiges Fiasco machte, galt der Vertheidigung des Marquis Le Gaillois, eines literarischen Spaßmachers und Herausgebers eines Witzblattes, „Le Hanneton" genannt. Als er nämlich sein Plaidoyer für den Angeklagten eröffnen wollte, befiel ihn plötzlich eine solche Nervosität, daß er nur wenige Worte hervorzubringen vermochte, und nur die Nachsicht des vorsitzenden Richters ersparte ihm eine eclatante Niederlage. Dieser bemerkte ihm: „Bei einer Sache, welche nur eine Geldbuße von 100 Frs. involvirt, sind schwülstige Worte überflüssig — um so mehr, als Ihr Client freigesprochen worden ist".

Gambetta erinnerte sich dieses Fiascos sehr häufig mit dem Bemerken, es habe ihm Jahre gekostet, sich von der ruhigen Abfertigung des Richters zu erholen. Gleich manchen andern jungen talentvollen Männern, war er in den Gerichtshof getreten mit der Hoffnung auf einen glänzenden Erfolg, doch er wurde sehr bald inne, daß die Kunst, zu plaidiren, nicht ohne Praxis erlangt werden kann. Und er übte sich mit Ausdauer und Fleiß; seine während eines Zeitraums von sieben Jahren in den Gerichtshöfen gehaltenen Reden, etwa 30 an der Zahl, zeichnen sich durch die sorgfältige Vermeidung rhetorischer Phrasen aus. Adolphe Crémieux, dieser vielgewandte Praktiker und glänzende Redner, hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, das Geheimniß der Redekunst liege in der vollständigen Beherrschung des Gegenstandes der Rede: „Vermeiden Sie alle Luftsprünge, ehe Sie nicht ein festes Sprungbret haben, von welchem Sie springen können", eine Maxime, welche ein eingebildeter, nach Erfolg dürstender, junger Mann wol misachtet haben würde, die sich aber einem ehrgeizig Strebenden empfahl, weil sie ihn lehrte, sich auf den rechten Augenblick vorzubereiten, wo der Zufall ihn dem Erfolg nahe brachte. Ein Millionär bat einst Horace Vernet, ihm eine „petite chose" mit Bleistift in sein Album zu zeichnen; Vernet führte die „petite chose" aus und forderte dafür 1000 Frs. „Aber Sie haben ja kaum fünf Minuten zu ihrer Ausführung gebraucht", rief der Geldmann aus. „Ja wohl",

*) Vgl. „Die provisorische Regierung in Frankreich von 1870. Zweiter Artikel. Adolphe Crémieux" („Unsere Zeit", Neue Folge, VI, 2., 641 fg.).

Digitized by Google

antwortete der Maler, „aber ich habe 30 Jahre gebraucht, um die Kunst zu erlernen, es in fünf Minuten zu machen.“ Und ähnlich erklärte Gambetta, als jemand bemerkte, er könne von Glück sagen, durch eine einzige Rede ein berühmter Mann geworden zu sein: „Ich habe jene Rede lange vorbereitet; zwanzigmal habe ich sie schon halten wollen, allein ich fühlte, daß ich sie nicht im Kopfe hatte, obgleich sie in meinem Herzen wogte, als ob sie es zerbrechen wollte.“

Während Gambetta fleißig bei Crémieux arbeitete, verlegte er die abendlichen Zusammenkünfte mit seinen literarischen und politischen Freunden vom Café Racine nach dem Café Procope in der Rue de l'ancienne Comédie, gegenüber dem alten Théâtre français, wo Beaumarchais' „Mariage de Figaro“ zum ersten mal aufgeführt wurde. Der Verkehr des jungen Advocaten im Café Procope hatte seinen Feinden häufig als eine Waffe gegen ihn gedient; er sei ein Biersäufer und Lärmmacher gewesen, so hieß es, und statt zu studiren, habe er die Nächte in Trinkgelagen und mit losen Dirnen durchschwärmt. Diese und ähnliche Beschuldigungen waren einfach ungereimt, denn unter dem zweiten Kaiserreich konnten junge Männer, die gegenseitig ihre Gedanken austauschen wollten und keine großen Zimmer besaßen, nur in den Cafés zusammenkommen. Politische Clubs waren verboten, und das Gesetz über geheime Gesellschaften, welches die Zusammenkunft von mehr als zwölf Personen zu irgendeinem politischen Zweck bestrafte, machte es bekannten Liberalen gefährlich, ihre Freunde in ihrer Behausung zu oft zu empfangen. In einem Café war man ziemlich sicher, weil der Wirth der Polizei gegenüber für die gute Aufführung seiner Gäste haften mußte; doch Reden durften in keinem dieser Etablissements gehalten werden, und Gambetta's Discourse im Café Procope wurden alle leise gesprochen und übertönt von dem Geklapper der Dominosteine und dem Geräusch der hin- und herlaufenden Kellner. Während zweier oder dreier Jahre blieb das Procope das bekannteste Oppositionscafé; doch kurz vor den allgemeinen Wahlen von 1863 machte Arthur Ranc, ein amnestirter Deportirter, das Café Madrid zum Hauptquartier der aufstrebenden jungen Männer der Opposition aller Schattirungen. Ranc selbst hatte den Plan, Legitimisten, Orléanisten und Republikaner gegen das Kaiserreich zu verbinden, und es ist ein Beweis für die Bitterkeit des Parteikampfes in jenen Tagen, daß Ranc, der später zu einem der ergebensten Freunde und Anhänger Gambetta's wurde, denselben geringschätzte, weil er zu republikanisch sei, d. h. ein zu offener Feind der herrschenden Dynastie. Er besuchte eines Abends das Café Procope, und heimkehrend sprach er die Meinung aus: „Cette fouge, ce n'est pas de la politique.“

Gambetta war zu dieser Zeit ein hübscher junger Mann, mit dunkelm, wallendem, nicht lockigem Haar, einem, wie schon erwähnt, etwas jüdischen Gesicht und einer lärmenden Stimme. Aus den oben angegebenen Gründen durfte er nicht laut sprechen; doch zuweilen, wenn er einen Punkt in einer der von Billaut oder Rouher im Gesetzgebenden Körper gehaltenen Reden discutirte, schlug er mit wuchtiger Faust auf den rothen Marmortisch, an welchem, wie die Tradition lautet, Voltaire die Theaterausgabe der „Zaïre“ corrigirt haben soll; oder er brach in ein homerisches Gelächter aus, welches die beständig anwesenden Spione der Rue Jérusalem aufschreckte und verwirrte.

Digitized by Google

Die erste größere politische That vollführte Gambetta während der allgemeinen Wahlen im Jahre 1863, wo er mit großer Energie im 16. Arrondissement von Paris, dem Stadtviertel der Schulen, die einfach liberale Candidatur von Prevost-Paradol unterstützte. Auf diesen Act von Unabhängigkeit, welcher ihm sofort einen ganz besondern Platz im republikanischen Lager schuf, war er überaus stolz.

Diese Wahlcampagne war für sein Temperament als Staatsmann und seine allgemeine Handlungsweise ebenso charakteristisch wie einige Jahre später sein stürmisches und folgenreiches Eingreifen in die „Affaire Baudin".

Als wir vor 13 Jahren, während des Deutsch-Französischen Krieges, an gleicher Stelle eine Skizze des damals noch wenig bekannten Gambetta entwarfen, sagten wir mit Bezug auf diesen Proceß: „Was seinen Ruf als Advocat und Parteimann anbetrifft, so stand Gambetta bis zum Jahre 1868 hierin weit hinter seinen politischen Freunden gleichen Standes zurück, und nur selten wurden ihm politische Processe von einiger Bedeutung in Paris und den Provinzen übertragen, aus denen er nicht als Sieger hervorging. Doch gleich dem Marschall Mac-Mahon, den ein einziger Tag, eine einzige Waffenthat, die Erstürmung des Malakow, zu einem berühmten Mann machte, errang auch Gambetta an Einem Tage, durch einen einzigen, vom juristischen Standpunkt aus betrachtet unbedeutenden Proceß Ruf und sah seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt werden. Er vertheidigte nämlich in dem bekannten Proceß wegen der Subscriptionen für ein Baudin-Denkmal den Chefredacteur und Géranten des «Réveil», Delescluze."

Es würde überflüssig sein, hier noch einmal alle Einzelheiten des weltbekannten Processes zu entrollen, oder die von uns seinerzeit in wörtlicher Uebersetzung angeführte Rede Gambetta's zu wiederholen; nur die allgemeine Situation an jenem denkwürdigen Tage im Leben des verstorbenen Tribunen wollen wir zu schildern versuchen.

Versetzen wir uns in Gedanken in die Räume der sechsten Strafkammer des correctionellen Gerichtshofes des Seinedepartements. Der vorsitzende Richter ist Delesvaux, der Jeffreys des zweiten Kaiserreiches, einer der Hauptschergen Napoleon's III., der, wie Emile de Girardin sagte, „Zeitungsartikel mit Schnabel und Sporen zerriß". Es ist Freitag Nachmittag, der 14. Nov. 1868, und der Gerichtssaal ist angefüllt mit Journalisten und Advocaten, wie allemal, wenn Delesvaux zu Gericht sitzt. Gerade als sich Gambetta erheben will, bemerkte der Richter: „Ich nehme an, Sie haben nicht viel zu sagen, und es wird deshalb kaum nöthig sein, das Gas anzuzünden." „Lassen wir das Gas nur aus dem Spiele, mein Herr, ich werde schon Licht genug über die Angelegenheit verbreiten", antwortete Gambetta, und unter dem allgemeinen Gelächter über diesen beißenden Witz öffnete er die Schleusen seiner ungestümen Beredsamkeit. Bei den Worten: „Ist es möglich, daß es für eine Nation, in einer civilisirten Gesellschaft, einen Augenblick geben kann, wo der Staatsstreich ungestraft bleibt, wo man aus Staatsgründen, unter dem Vorwande des öffentlichen Wohles, das Gesetz verletzen, die Constitution umstoßen und gleich Verbrechern jene behandeln darf, die mit Gefahr ihres Lebens Gesetz und Constitution vertheidigten?" erhob sich Delesvaux von seinem

Digitized by Google

Sitz und versuchte den Sprecher am Weiterreden zu verhindern; doch ein wahrhaftes Gebrüll der ganzen im Gerichtssaal anwesenden Menge zwang ihn zum Niedersitzen. Es war ein Zeichen der herannahenden politischen Umwälzung, daß Delesvaux, der ein Mann von Muth und Entschiedenheit war, sich so ruhig niedersetzte; doch ohne Zweifel fühlte er den Boden unter seinen Füßen wanken. Gambetta konnte also in seiner Rede fortfahren und mit Keulenschlägen die Tyrannei und Falschheit jener Regierung angreifen, welche Frankreich knechtete und demoralisirte. Doch der wuchtigste Hieb lag in seinen Schlußphrasen: sie waren wie das ferne Grollen eines heraufziehenden Sturmes, ein Rütteln an den Grundfesten des zweiten Kaiserreiches, und ihr erschütternder Eindruck ward noch erhöht durch die zunehmende Dunkelheit und das tiefe, aufmerksame Schweigen der Zuhörerschaft. „Doch wodurch die Staatsstreichler", so schloß Gambetta, „am besten gerichtet werden können, das ist das Zugeständniß ihrer eigenen Gewissensbisse; niemals haben sie gewagt, es öffentlich auszusprechen: «Wir wollen den 2. December feiern, wir wollen ihn unter die ersten Festtage Frankreichs versetzen, wir wollen aus ihm einen nationalen Jubeltag machen!» Alle Regierungen, die einander folgten, haben den Tag ihrer Geburt verherrlicht; sie haben den 14. Juli, den 10. August gefeiert; die Julitage von 1830 sind gleichfalls Festtage gewesen, gleich dem 24. Februar; nur der 18. Brumaire und der 2. December haben es niemals gewagt, sich als Geburtstage eines Régime hinzustellen. Nun wohlan, diesen Jahrestag, den sie nicht wollen, werden wir für uns beanspruchen; wir werden ihn zu dem unserigen machen, wir werden ihn alle Zeit, für immer feiern; in jedem Jahre wird er der Erinnerungstag unserer Todten sein, bis zu dem Tage, wo das Volk wieder Meister des Landes geworden ist und die große nationale Sühne auferlegen wird im Namen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

Als Gambetta den Gerichtshof verließ, da fühlte jeder seiner Zuhörer, daß die republikanische Partei endlich einen Führer gefunden habe, und die Blätter der Opposition, von einem Ende des Landes bis zum andern, bestätigten dies am andern Morgen durch ihre Lobeserhebungen, mit denen sie den jungen Redner und seine Rede überschütteten. Henri Brisson, dem es als Nachfolger Gambetta's auf dem Präsidentenstuhle der Kammer vorbehalten war, seines Freundes Grabrede zu halten, schrieb damals in der „Revue politique": „Vor dem Proceß sprach man von Sadowa, Mexico, dem Papst; nach ihm von nichts anderm als dem 2. December, und enthüllt, gebrandmarkt in seinem verbrecherischen Ursprunge, stand das Kaiserreich verdammt vor aller Welt." Um Gambetta's Erfolg zu verstehen, muß man sich in das Gedächtniß zurückrufen, daß im Jahre 1868 das imperialistische System bedeutend an Grund und Boden verloren, und zwar infolge der zunehmenden Körper- und Geistesschwäche des Kaisers und des Absterbens seiner gewandtesten und kräftigsten Rathgeber, wie Billaut und de Morny. Es ward allgemach den Blindesten klar, daß die Hand Napoleon's III. schwächer und schwächer, und seine innere und äußere Politik verworrener und schwankender wurde. Wohl hatte der Kaiser in Rouher einen Minister, der als parlamentarischer Staatsmann am rechten Fleck gewesen wäre, aber er war mit seiner langsamen, vorsichtigen und schwerfälligen Handlungsweise gänzlich unbrauchbar, eine Nation wie

Digitized by Google

die französische mit eiserner Hand zu regieren. Von 1852 bis 1860 war die kaiserliche Regierung nichts als ein Zuchtmeister für Frankreich gewesen, der jede freiheitliche Regung im Volke mit geradezu thierischer Wildheit unterdrückte. Im Jahre 1860 suchte man, durch einige widerwillig gegebene Concessionen, die gemäßigten Liberalen zu versöhnen und anzuziehen. Sieben Jahre später, unmittelbar nach dem Tode de Morny's, ließ sich die kaiserliche Regierung zu weitern lauen, liberalen Zugeständnissen herbei; allein das traurige Ende der mexicanischen Expedition und die Hinrichtung des Kaisers Maximilian untergruben ihren Ruf auf gefährliche Weise. Als daher kurz darauf Henri Rochefort, unter dem Schutze eines neuen Preßgesetzes, seine weltberüchtigte „Lanterne" gründete, ward es ihm leicht, die Minister, Hofleute und Thaten des zweiten Kaiserreichs lächerlich zu machen und die „Napoleonische Legende" dem Spott des Landes auszusetzen. Die Tage waren vorüber, wo man Hunderte von Menschen, ohne Untersuchung und Richterspruch, transportiren konnte; eine Amnestie hatte zahlreiche politische Gefangene von Cayenne und Lambessa, und Exilirte von London, Brüssel und Genf zurückgebracht, die jetzt das Land als Agitatoren durchzogen. Und die Kammern hielten ihre Sitzungen nicht länger bei verschlossenen Thüren; ihre Debatten wurden veröffentlicht, Wahlversammlungen gestattet, wozu noch hinzukam, daß die Regierung sich ihrer Prärogative entkleidet hatte, Zeitungen durch ein einfaches ministerielles Edict zu unterdrücken. Factisch aber führte sie Krieg gegen den Liberalismus durch kleinliche und verletzende Manöver: unbedeutende Journalisten wurden in das keineswegs harte Gefängniß von Sainte-Pélagie gesteckt; den oppositionellen Zeitungen machte man das Leben schwer durch die Entziehung des Verkaufs in den Straßen und den Bahnhöfen; die Debatten des Gesetzgebenden Körpers erlitten durch die „clôture" arge Unterbrechungen und Verheimlichungen; kurz es war nichts als mit Furcht gepaarte Halbheit. Andererseits war es dem Kaiserreiche gelungen, eine gewisse Anzahl seiner frühern Gegner, welche mit Recht fühlten, daß, wenn man dem Kaiser bei seinen liberalen Maßregeln nicht entgegenkäme, er wieder zurückgehen und ein neuer Staatsstreich oder eine Revolution hereinbrechen werde, an sich zu ziehen. Zwei Mitglieder der bekannten „Fünf", welche von 1857 bis 1863 die ganze Opposition im Gesetzgebenden Körper bildeten — Emile Ollivier und Darimon, waren zum Imperialismus übergegangen; verschiedene Orléanisten verständigten sich mit der Regierung, und Emile de Girardin, der Herausgeber der „Liberté", befürwortete, mit Eifer und Talent, die Bildung einer imperialistisch-liberalen Partei, welche, ohne Umsturzideen gegen den Thron, eine parlamentarische Regierung anstreben sollte.

Gambetta erschien deshalb gerade in dem Augenblick im Vordergrunde des politischen Lebens, wo die reinen Republikaner, welche an keinen Frieden mit dem „Decembermanne" dachten, neuer Führer bedürftig waren. Als er seine große Rede hielt, waren die allgemeinen Wahlen von 1869 vor der Thür; er nahm sofort eine Candidatur für Paris und Marseille an und stürzte sich mit Feuereifer in den doppelten Wahlkampf, die Unterstützung derer anrufend, welche „einen nie versiegenden Haß gegen das Kaiserreich in der Brust trugen"; als „irréconciliable", wie er sich selbst nannte, wurde er in beiden Wahlkreisen gewählt, in

Digitized by Google

Paris gegen Carnot, in Marseille gegen Thiers und Ferdinand de Lesseps. Bemerkenswerth und charakteristisch für die spätere Haltung Gambetta's ist der Hauptpunkt in seinem politischen Glaubensbekenntniß, welches er während der Wahlcampagne vor seinen Wählern in Belleville entwickelte. „Das leitende Princip", so sagte er, „meiner politischen Meinungen und Thaten ist die vollständige, nach jeder Richtung hin organisirte Volkssouveränetät. Ihr muß alles unterbreitet werden, von ihr muß alles ausgehen, die Institutionen, die Gesetze, die Interessen und selbst die Sitten. Dieses System allein, wenn wissenschaftlich angewendet, kann die französische Revolution vollenden und auf immer die wirkliche Ordnung, die absolute Gerechtigkeit, und die volle Freiheit und die wahre Gleichheit gründen."

Die übermäßigen Anstrengungen, welche Gambetta während des Wahlkampfes gemacht, hatten ihm eine schwere Halsentzündung zugezogen, und dies war der Grund, weshalb er 1869 nur geringen Antheil an den Arbeiten des Gesetzgebenden Körpers nahm. Am 2. Jan. 1870 trat das Ministerium Ollivier an die Spitze der Geschäfte, und Gambetta, wiederhergestellt von seiner Krankheit, zögerte nicht einen Augenblick, dasselbe kräftig zu bekämpfen. Sein erster Waffengang mit seinem ehemaligen Freunde Ollivier war über die Frage des Vertrauens. „Alles was Sie uns auf dem Wege der Reformen geben", rief er aus, „nehmen wir an, und es ist nicht unmöglich, daß wir Sie zwingen, uns mehr zu geben, als Sie beabsichtigen. Sie selbst aber sind nichts als eine Brücke zwischen der Republik von 1848 und einer zukünftigen, und diese Brücke werden wir überschreiten." Dieser offenen Erklärung der Republik gegen das zweite Kaiserreich fügte er die folgenden bedeutsamen und inhaltschweren Worte hinzu: „Was wir wollen, ist, daß man anstatt der Monarchie eine Reihe von Institutionen organisire im Einklang mit dem allgemeinen Wahlrecht und dem Selbstbestimmungsrecht der Nation; man gebe uns ohne Revolution und auf friedliche Weise diese Regierungsform, deren Namen Sie alle kennen: die Republik." Es läßt sich kaum bezweifeln, daß diese Rede auf indirecte Weise die Ursache allen Unglücks war, das über Frankreich noch in demselben Jahre hereinbrach. Man konnte vom Kaiser kaum erwarten, bei solchen Auslassungen auf der Rednerbühne der Zweiten Kammer sich ruhig zu verhalten und das Land in Zweifel zu lassen über das Vertrauen, welches man in ihn setze. Die republikanische Opposition, obgleich nur 20 Köpfe in einer Versammlung von 263 Mitgliedern zählend, geberdete sich, als ob sie die Bevölkerung aller großen Städte hinter sich habe. Der Kaiser beschloß ein solches Gebaren seiner Gegner auf die Probe zu stellen, und zwar durch ein Plebiscit; das Resultat der im Monat Mai abgehaltenen Volksabstimmung ergab für ihn, wie bekannt, 7,500000 Stimmen. Dagegen aber hatte die Opposition $1\frac{1}{2}$ Mill. für ihr Programm erhalten, und was den Kaiser und seinen Anhang am meisten beunruhigte, war, daß von 200000 Mann der stehenden Armee 53000 gegen ihn gestimmt hatten. Dies war sicherlich ein schlimmes gefahrdrohendes Zeichen für eine Regierung, welche so sehr auf die Armee baute, als ein williges Instrument für die Bedrückung im Innern; und die den Kaiser umgebende Schar von Höflingen beschloß deshalb, daß er irgendeinen Krieg vom Zaun brechen müsse, um seine Autorität über die Armee

Digitized by Google

wiederherzustellen und der republikanischen Faction mit Kraft entgegenzutreten. Von diesem Plan, der seinen eigenen Sturz einschloß, wußte Ollivier nichts, und er konnte deshalb im Juli, als die Candidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Thron auftauchte, im guten Glauben erklären, es werde kein Krieg ausbrechen, wenn der Prinz von seiner Candidatur zurücktrete. Noch am Tage vor der Kriegserklärung betheuerte Ollivier, der wenig von dem wußte, was in Saint-Cloud vorging, wo Leboeuf, Fürst Metternich und Conti allein im Vertrauen des Kaisers waren, daß er eher zurücktreten würde, als die Verantwortlichkeit einer „Aggression" gegen Preußen auf sich zu nehmen. Diese Worte wurden von Ollivier bei einem officiellen Diner in seiner Amtswohnung am Place Vendôme gesprochen, doch kaum war es zu Ende, als er nach Saint-Cloud gerufen wurde, wo die Kaiserin seine Scrupel so vollständig beseitigte, daß er am andern Tage im Gesetzgebenden Körper „leichten Herzens" in den Krieg ging.

Gambetta und die Republikaner fühlten, daß sie bei dieser Wendung der Dinge alle Ursache zu ernsten Besorgnissen hatten. Gleich allen Franzosen an keine Niederlage der französischen Armee glaubend, und auf die Versicherung Leboeuf's: „alles sei bereit", bauend, sahen sie vor sich einen kurzen sensationellen Feldzug, wie der von 1859 gegen Oesterreich, gefolgt von einer Willkürpolitik im Innern, welche sie alle entweder ins Gefängniß oder in die Verbannung bringen würde. Keiner vermochte seinem Haß gegen den sorglosen und gefügsamen Minister und seinen Befürchtungen weniger Zügel anzulegen als Gambetta, und in der denkwürdigen Sitzung am 15. Juli brach er in die bittern Worte gegen Ollivier aus: „Sie werden bald herausfinden, wie Sie in allem hinter das Licht geführt worden sind, denn nach dem Kriege wird man Sie, wie eine ausgequetschte Orange, beiseitewerfen." „Ich denke, mein Schicksal wird ein besseres sein als das Ihrige, wenn Sie Ihr Benehmen nicht bessern", antwortete Ollivier trocken. Drei Wochen später, und die Dinge hatten eine ganz andere Gestalt angenommen. Die französischen Armeen waren in drei Schlachten aufs Haupt geschlagen worden; das Ministerium Ollivier, belastet mit dem Fluch der Nation, war gestürzt, und Gambetta, der durch die obwaltenden Umstände in eine sehr einflußreiche Stellung gelangt war, erhielt einen geheimen Besuch von Frau Marschall Bazaine, welche ihn bat, für die Ernennung ihres Gatten zum Obercommandirenden der Armee zu agitiren. Gambetta war zu sehr Patriot, um sich über die Niederlagen der Napoleonischen Armeen zu freuen, und indem er die Republikaner in der Kammer und in der Presse anfeuerte, auf die Ernennung Bazaine's zu dringen, glaubte er die Ansprüche eines erfahrenen und tüchtigen Soldaten zu befürworten, der vom Obercommando nur durch dynastische Eifersüchteleien fern gehalten wurde. Wenige Monate später sollte er lernen, wie sehr er sich in Bazaine's Talenten und Absichten getäuscht hatte.

Bis zum Tage von Sedan war Gambetta gezwungen, unaufhörlich Sicherheitsmaßregeln für seine Person zu nehmen. Er wußte sehr wohl, daß die Rathgeber der Kaiserin-Regentin darauf drangen, die Leiter der Opposition zu verhaften, und ebenso sicher war er, daß dies bei der ersten Nachricht von einem

Digitized by Google

Siege geschehen werde. Jede Nacht schlief er in einem andern Hause, und er ging niemals ohne Begleitung und unbewaffnet aus. Seine Stellung war eine äußerst schwierige, denn Agenten der „Internationale" machten ihm Eröffnungen über eine Insurrection in Paris, und er verlor schon damals das Vertrauen dieser Fanatiker durch seine Weigerung, ihre Pläne zu fördern.

Wir glauben es unterlassen zu können, der Thaten Gambetta's während der Tage nach Sedan, welche den Fall des zweiten Kaiserreiches herbeiführten, hier zu gedenken, noch zurückzukommen auf seine Rolle als Dictator in Tours bis zur Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges: sie sind bekannt genug und von den verschiedensten Seiten beschrieben und beleuchtet worden.*)

Getreu seiner in Tours gespielten Rolle, weigerte er sich an der Capitulation Frankreichs, nach dem Fall von Paris, theilzunehmen, und von den übermenschlichen Anstregungen seines Amtes körperlich und geistig geschwächt, zog er sich nach San-Sebastian auf spanisches Gebiet zurück, um dort seine Gesundheit wiederherzustellen. Es hieß allgemein, er sei nach Spanien nur gegangen, um der Nothwendigkeit zu entgehen, Partei zu ergreifen in dem Kampfe der Regierung zu Versailles und der Commune zu Paris. Dem war jedoch nicht so: kaum hatten die communistischen Führer die Undurchführbarkeit ihrer Pläne und das Verbrecherische ihres Thuns gezeigt, als Gambetta offen und ohne Rückhalt auf die Seite der Nationalversammlung trat.

Dieser Zeitabschnitt im Leben Gambetta's war sicherlich einer der schwierigsten, und es darf zu seiner Ehre nicht unerwähnt gelassen werden, daß er der Republik seine Treue bewahrte unter Umständen, welche vielen andern zum Ekel gewesen wären. Die scheußlichen Thaten, mit denen die Commune von Paris ihr Ende besiegelte, hatten den besten Freund Gambetta's, Clément Laurier, zum Royalismus bekehrt. „Diese Canaillen" (die Communisten), so schrieb er an Gambetta nach San-Sebastian, „haben alle meine Illusionen zerstört, doch könnte ich ihnen vielleicht alles vergeben, nur nicht ihre Undankbarkeit gegen Sie. Sehen Sie, wie ihre Zeitungen Sie beschimpfen! Es mag eine Zeit kommen, wo die Republik in Frankreich möglich wird, aber dieser Tag ist noch nicht da. Lassen Sie uns deshalb anerkennen, daß wir uns geirrt haben. Was Sie mit Ihrem seltenen Genie anbetrifft, so eröffnet sich vor Ihnen eine patriotische Laufbahn, wenn Sie geneigt sind, mit den Männern zusammenzugehen, welche versuchen wollen, die Anarchie niederzuwerfen."

Man muß sich die furchtbare Zeit vergegenwärtigen, in welcher diese Zeilen geschrieben wurden, um zu verstehen, wie tief sie Gambetta erschütterten. Die Rothen beschimpften und verwünschten ihn, und viele gemäßigte Republikaner betrachteten ihn als verdächtig. Thiers hatte ihn einen „fou furieux" genannt, und Grévy sich geäußert, er werde in der Haut eines Rebellen sterben. Auf der andern Seite verlangten die Royalisten und Bonapartisten eine Anklage gegen ihn, indem sie ihn des Verlustes zweier Provinzen ziehen, welche nicht verloren

*) Vgl. „Die dritte Republik in Frankreich" („Unsere Zeit", Neue Folge, XI, 1., 748 fg.).

Digitized by Google

gegangen sein würden, wenn man gleich nach Sedan Frieden geschlossen hätte. Die Royalisten indessen waren ohne Führer, und wenn Gambetta, gleich seinem Freunde Laurier, sich herbeigelassen hätte, ihnen sein mea culpa entgegenzurufen und zu bekennen, daß die Zerrissenheit der republikanischen Partei ihn von der Nothwendigkeit einer monarchischen Restauration überzeugt hätte, dann würde die Wirkung seiner Apostasie ganz gewaltig gewesen sein, so gewaltig, daß sie ihn, wäre er, wie seine Feinde behaupteten, nur ein Ehrsüchtiger gewesen, über die vergängliche Nichtachtung seiner alten Freunde hätte hinwegsetzen können. Laurier hat es niemals verhehlt, daß er Gambetta mit allen nur erdenklichen Argumenten bestürmt und nicht nur an seine edlern Instincte, sondern auch an die in jedes Menschen Brust schlummernden niedern Leidenschaften appellirt habe. Er rieth ihm, sich an den Radicalen zu rächen, die ihn beschimpft hätten, und Thiers zu stürzen, der ihn wegwerfend behandelt habe. Ebenso stellte er ihm vor, wie die Möglichkeit des Republikanismus noch in weiter Ferne liege, wogegen er die Stellung eines royalistischen Führers im Gesetzgebenden Körper leicht erlangen könne, die ihm Macht und Würden bringen würde, zugleich mit der Möglichkeit, seinem Lande große Wohlthaten zu erweisen. Gambetta hatte bekanntlich eine Schwäche für Titel und äußere Zeichen von Macht, ebenso wie er gute Gesellschaft liebte, und demgemäß eröffnete Laurier vor seinen Augen die Perspective eines Herzogs, Großcordons und Erzkanzlers. Doch Gambetta blieb seinen alten politischen Ueberzeugungen treu und verlachte die an ihn herantretenden Versuchungen. Laurier war zu ihm nach San-Sebastian geeilt, wo der Exdictator, wie die Bonapartisten behaupteten, mit den während des Krieges gestohlenen Millionen in unglaublichem Luxus lebte. Die Wahrheit ist, sein Freund fand ihn in zwei kleinen möblirten Zimmern, über einem Porzellanwaarenladen und gequält von Mosquitos. „Sein Gesicht", schrieb Laurier an einen Freund, „war voller Höhen und Tiefen, wie eine Karte der Schweiz, er litt an Schlaflosigkeit und Sorgen über seine finanzielle Lage." Gambetta's ganzes Vermögen bestand zu dieser Zeit in etwa 15000 Frs., dem Rest seines in Bordeaux erhobenen Gehalts; und als er im Herbst 1871 nach Paris zurückkehrte, um sein Journal „La République française" zu gründen, hatte er vielfache Schwierigkeiten, einen Kapitalisten für sein Unternehmen zu finden.

Gleich die erste Nummer seines Journals zeigte die Entschlossenheit Gambetta's, die Angriffe seiner vielen Gegner mit Ruhe zu ertragen, sich selbst im Hintergrunde zu halten, Thiers in seinem Streben zu unterstützen, eine nominelle Republik zu gründen, und das übrige mit Geduld abzuwarten. Als er diesem Princip gemäß handelnd 1872 in die Kammer trat, mußte er jeden Tag sich selbst besiegen, um seine Anhänger zu lenken und vor Entmuthigung zu bewahren. Für jene, welche die feurige Natur des Mannes kannten, war es häufig peinlich zu sehen, wie er bleich vor Wuth, und doch mit einem gezwungenen Lächeln auf seinem Sitze in der Kammer saß, während ihm Anschuldigungen ins Gesicht geschleudert wurden, von denen er wußte, daß sie gänzlich ungegründet waren. Wenn er jeden ihm hingeworfenen Handschuh aufgenommen hätte, dann wäre er gezwungen gewesen, fast täglich auf der Rednertribüne zu stehen, und hätte er

Digitized by Google

seinem natürlichen Impulse gemäß gehandelt, so würde dies auch geschehen sein. Seine Selbstbeherrschung war um so mehr zu bewundern, da bei den seltenen Gelegenheiten, wo er sprach, um sich vor dem Verdacht der Abschwächung seiner liberalen Ideen zu schützen, seine Reden eine durchschlagende Wirkung hatten. Wie schon im vorigen Artikel erwähnt, wurden Freunde und Feinde von seiner durchdringenden Stimme und seinen gewaltigen Gesten beherrscht: ein Beweis, daß er Herz und Seele in jedes seiner Worte legte. Man nahm allgemein an, Gambetta habe eine eiserne Constitution, um so viel Lebenskraft zu verschwenden, wie er nicht blos auf der Tribüne, sondern auch in den Corridoren, den Rauchzimmern und andern Orten hingab, um Leute zu seiner Meinung zu bekehren. Doch jetzt ist es nur zu gewiß, daß er sich schnell aufrieb, und daß jede der Reden, welche denjenigen, die sie hörten, als ein hoher geistiger Genuß unvergeßlich bleiben werden, dem begabten Redner Tage, ja Monate seines Lebens kostete.

Thiers verstand Gambetta augenscheinlich nicht, wie Gambetta ihn verstand, oder er würde 1873 nicht abgedankt und gesagt haben, die Republikaner machten ihm sein Amt zu schwer. Als Marschall Mac-Mahon an das Ruder gelangte, sah es aus, als ob es mit der Republik vorbei sei, und nichts als Gambetta's Takt und Geschmeidigkeit während der Session von 1874/75 hätte sie retten können. Doch er griff in seinem Kampfe gegen die verschiedenen monarchischen Factionen auch zu gewagten Mitteln und machte den weitesten Gebrauch von amtlichen Geheimnissen, wenn deren Ausbeutung seiner Partei von Nutzen sein konnte. Er erregte in den officiellen Kreisen die höchste Bestürzung, als er im Jahre 1873, während der ersten Verwaltung des Herzogs von Broglie, der Nationalversammlung ein vertrauliches Rundschreiben vorlegte, welches Beulé, der Minister des Innern, allen Präfecten zugesandt hatte und in welchem sie angewiesen wurden, die Zeitungen in den Provinzen zu bestechen. Wie war er in den Besitz dieses Rundschreibens gelangt, und wie zu dem Schlüssel der Zifferschrift, in welcher sie verfaßt war? Das Document war in der Nationaldruckerei in der Gegenwart eines ministeriellen Privatsecretärs und eines Polizeibeamten gedruckt worden; jedes Exemplar war numerirt und der Satz sofort zerbrochen worden, nachdem die nöthige Anzahl von Exemplaren abgezogen worden war; ferner hatte jeder Präsident die Weisung empfangen, sein Exemplar umgehend an den Minister des Innern zurückzusenden. Durch Zufall oder mit Absicht wurde Gambetta, als er mit dem Papier in der Hand von der Rednertribüne herabstieg, etwas in die Höhe gehoben; er stolperte und fühlte in demselben Augenblick einen Griff nach dem Papier, er versetzte jemand — und dieser jemand entpuppte sich als ein Unterstaatssecretär — solch einen Stoß auf die Brust, daß er mehrere Schritte rückwärts flog. Die ganze Angelegenheit erschütterte das Vertrauen des Ministeriums in seine Beamten und führte zu einer weitgehenden Entlassung von Präfecten, Unterpräfecten, Polizeiagenten und Druckern; noch schlimmer aber, sie führte zu dem Selbstmorde Beulé's, der seine öffentliche Laufbahn als Liberaler begonnen hatte und nun die Schande nicht ertragen konnte, welche jene wahrhaft ungeheuerliche Indiscretion über ihn brachte.

Digitized by Google

Wir haben nicht nöthig, Gambetta's Laufbahn während der politischen Ereignisse der nächsten vier Jahre zu verfolgen. Nach Thiers ward er von allen als der Führer der republikanischen Partei betrachtet. Frankreich fing an, auf ihn als den Mann der Zukunft zu blicken, und die Reactionäre concentrirten auf seine Person allen Haß und Widerwillen gegen die Republik, welche sie gegen ihren Willen befestigen halfen. Die unter ihrer eigenen Constitution erwählte erste Kammer enthielt eine republikanische Mehrheit, welche Gambetta als ihr Haupt anerkannte. Doch Marschall Mac-Mahon verstand nichts von constitutioneller Regierung, und am 16. Mai 1877 entließ er das Ministerium Jules Simon und berief den Herzog von Broglie und seinen reactionären Helfershelfer Fortou abermals an die Spitze der Geschäfte. Die Kammer weigerte sich mit 355 gegen 154 Stimmen, das ihr aufgezwungene Ministerium anzunehmen, und sie wurde aufgelöst. Acht andere Deputirte sprachen später ihre Zustimmung zu dem Beschluß der Majorität aus und brachten diese so auf 363. Gambetta nahm die Herausforderung des Ministeriums mit Energie auf und prophezeite, daß bei den Wahlen aus den 363 der Majorität 400 werden würden. Während der Wahlcampagne hielt Gambetta am 15. Aug. 1877 zu Lille jene Rede, in welcher die berühmte Phrase bezüglich des Marschall-Präsidenten vorkam: „Quand la France aura fait entendre sa voix souveraine, croyez-le-bien, Messieurs, il faudra se soumettre, ou se démettre.“ Diese trotzigen Worte schallten durch ganz Frankreich, und die Regierung erhöhte ihre Wirkung noch durch eine rachsüchtige Verfolgung ihres Urhebers. Gambetta wurde zu einer Geldstrafe und zu Gefängniß verurtheilt, doch er appellirte, und während der Appellzeit fanden die Wahlen statt. Am Vorabend des Kampfes starb Thiers, und Gambetta war nun der alleinige Führer der Republikaner. Bereits in unserm vorigen Artikel erwähnten wir, daß die Wahlen der Opposition eine überwältigende Majorität brachten; das Ministerium Broglie mußte abdanken, und der Marschall folgte kurze Zeit darauf seinen Lieblingsministern. Jules Grévy ward Präsident auf sieben Jahre, und Gambetta, jetzt der mächtigste Mann im Lande, nahm den Präsidentenstuhl der zweiten Kammer an, nachdem er zuvor die Bildung eines Ministeriums unter seiner Premierschaft abgelehnt hatte. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob Gambetta jemals den Wunsch hegte Premierminister zu sein. Er strebte nach dem höchsten Posten in der Republik und hoffte Grévy's Nachfolger zu werden. Doch er, der Herr und Meister der Ministerien in Frankreich, der sie erstehen und fallen lassen konnte, durfte nicht immer ohne Verantwortlichkeit bleiben. Die Zeit kam, wo er gezwungen wurde, die Zügel der Regierung in seine eigene Hand zu nehmen, und wir alle wissen, welch ein jähes Ende sein am 14. Nov. 1881 gebildetes Ministerium „der kleinen Talente“, wie es der pariser Witz nannte, nahm; mit ihm hatte auch die öffentliche Laufbahn Gambetta's ihr Ende erreicht.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf das private Leben des Verstorbenen. Der über dasselbe gedeckte Schleier ist erst theilweise gelüftet worden; aber man hat doch genug erfahren, um sich einigermaßen ein Bild von Gambetta als

Digitized by Google

Privatmann machen zu können. Sein inneres Leben dagegen ist uns noch verschlossen; denn die unzähligen Briefe, welche er in den letzten zwölf Jahren an eine verehrte Freundin, von der wir noch später sprechen werden, schrieb und in denen er sein innerstes Denken erschlossen haben soll, harren noch der Sichtung und Veröffentlichung.

Wie uns sein Freund Jules Lafitte erzählt, erlaubte Gambetta seinen Freunden niemals in seinem Namen den Verleumdungen zu widersprechen, welche über sein Privatleben in Umlauf gesetzt wurden. Nicht selten sprach die feindliche Presse von „Orgien" und seinem „Reichthum". Erst nach seinem Tode erkannte man die wahre Lage der Dinge. Freigebig und uneigennützig, dachte Gambetta niemals an Geld. Während seiner Amtsdauer als Präsident der Kammer gab er für einen einzigen Empfangsabend mehr als seinen ganzen Jahresgehalt, etwa 70000 Frs., aus. Den beiden Zeitungen „République française" und „Petite République française" verdankte er das Vermögen, welches er besaß. Auf den eindringlichen Rath seiner Freunde, welchen daran gelegen war, ihm ein festes Einkommen zu schaffen, ward er dahin gebracht, seinen Antheil an dem erstgenannten Journal zu verkaufen. Eines Morgens besuchte ihn sein Freund Scheurer-Kestner im Palais-Bourbon, legte die Angelegenheit ihm vor und bemerkte, daß er auf diese Weise in der Zukunft vor Noth geschützt sein würde. Und als er nach langem Rathen erfuhr, die ihm zufließende Summe würde mehr als 1 Mill. Frs. betragen, da soll er ausgerufen haben: „Was werden wir jetzt nicht alles zum Nutzen der Republik unternehmen können!" Dies war sein erster Gedanke; doch Scheurer-Kestner setzte ihm auseinander, er wolle das Kapital so anlegen, daß es nicht angegriffen werden könne. Ehe dies jedoch geschehen konnte, hatte Gambetta bereits 3—400000 Frs. ausgegeben. Er hatte eine Menge Schulden bezahlt; doch der größte Theil dieser Summe war verschenkt worden. Jules Lafitte erzählt, daß Gambetta bei einer Gelegenheit einen Freund gebeten habe, ihm 10000 Frs. zu verschaffen. Zwei Tage später hatte er nicht einen Sou. Der Freund wunderte sich, wo das Geld geblieben war. Inzwischen hatte sich der Impresario des Théâtre des Nations, Gustave Bertrand, das Leben genommen, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte. Einer von Bertrand's Freunden erinnerte sich, daß er früher Mitarbeiter an der „République française" gewesen sei, und begab sich nach den Bureaus, um Fonds für das Begräbniß aufzutreiben. Man brachte einige hundert Francs zusammen; allein der Freund rief aus: „Das ist nicht genug. Ich werde zu Gambetta gehen; er wird freigebiger sein und sich erinnern, daß er Bertrand vor nicht langer Zeit 10000 Frs. geschickt hat." Der Freund, der die gedachte Summe herbeigeschafft hatte und bei dieser Zusammenkunft gegenwärtig war, ging sofort zu Gambetta und sagte ihm, jetzt wisse er, wie es gekommen sei, daß er, Gambetta, kein Geld mehr habe. Nach einigem Zögern gab er dies zu, indem er bemerkte: „Nun ja, es ist wahr; der unglückliche Director stellte mir seine traurige Lage mit solcher Bewegung vor, und mit der Versicherung, 10000 Frs. würden ihn retten, daß ich ihm das Geld gab."

Zur Vervollständigung unsers Bildes, und einer Maxime Sainte-Beuve's sol-

Digitized by Google

gend, fragen wir: wie verhielt sich Gambetta den Frauen gegenüber? Wir glauben, obgleich er manche schöne Freundinnen hatte und obgleich die letzten zwölf Jahre seines Lebens von einer geheim gehaltenen Liaison ausgefüllt waren, daß er niemals wirklich verliebt war. Er hatte keine Anlage zu zarten Leidenschaften und genoß die Gesellschaft von Frauen nur, wenn er sie als „charmants garçons" behandeln durfte. Wenn sie im Laufe der Bekanntschaft Witwen und sentimental wurden, dann mied er sie. Die Frau eines hervorragenden Advocaten, von der man sagte, sie sei seine Geliebte, war niemals etwas anderes als seine Pflegerin. Ihr Gatte, der dieses wohl wußte, verachtete das Geschwätz der Welt. Als er starb, erreichte auch die Freundschaft ihr Ende. Madame Arnaud ist das einzige Beispiel, daß eine Witwe mit ihm auf vertrautem Fuße blieb, als wenn sie seine Frau gewesen wäre. Seine Anhänglichkeit an sie muß verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden. Sie hatte bereits schneeweißes Haar, als ihr Gatte starb, einen erwachsenen Sohn; sie war nicht in Gambetta verliebt, sondern hatte nur die größte Freundschaft für ihn. Er nannte sie Großtochter Rousseau's und die Tochter der Nouvelle Héloïse. Die Mutter der Frau Arnaud, die Besitzerin der schönen Besitzung Les Crêtes in Neuilly, stellte dem großen Freunde ihrer Tochter namhafte Summen für seine politische Propaganda zur Verfügung. Ihr Großsohn Joseph hing mit gleichem Enthusiasmus wie die Mutter an Gambetta; er diente ihm als Leibwächter und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und Ausflügen. Ebenso versah er das Amt eines Kammerherrn, der nicht selten mit Höflichkeitsbotschaften an hervorragende Besucher in Paris betraut wurde.

Der Salon der Madame Adam, der bekannten Widersacherin Deutschlands und allen Deutschthums, wurde zu den Lebzeiten Adam's von Gambetta beständig besucht. Er verließ diesen Salon aus zwei Gründen. Erstens war Madame Adam eine warme Vertheidigerin Rochefort's nach seiner Verbindung mit der Commune von Paris, und zweitens behaupteten die Boulevardblätter, sie werde nach Ablegung ihrer Witwenkleider mit dem großen Redner als drittem Gatten vor den Altar Hymens treten. Die Wahrheit ist, daß keiner von beiden an eine Heirath dachte. Sie betrachtete sich als eine politische Pathin ihres berühmten Freundes, und war stolz, als sein Erfolg ihren Scharfsinn bewies. Der Plan, Präsidentin der Republik zu werden, dürfte ihr wol kaum in den Sinn gekommen sein. Madame Adam wurde auf das tiefste verletzt, als der Tribun, nachdem er zur Gewalt gelangt war, nicht mehr bei ihren Mittwochsdiners und Empfangsabenden auf dem Boulevard Poisonnière erschien. Gambetta war eben in das Garn einer andern interessanten Frau, der Madame de B . . ., gerathen, in deren Hause ihn eine aufregende Atmosphäre umgab. Der Salon dieser Dame hatte den Reiz der Neuheit für ihn. Aristokratische und königliche Personen à la sauce républicaine bildeten das Steckenpferd der Wirthin. Sie erblickte in Gambetta, und sie sagte es ihm, einen Heinrich IV. der Republik, und rieth ihm für die Republikaner das zu sein, was der béarner König für die Calvinisten gewesen war. Keine Schmeichelei konnte für den berühmten Redner verlockender sein als diese. In der ganzen französischen Geschichte gab es keinen Charakter, für den er in seiner Kindheit, Jugend und in seinem reifern Alter eine wärmere Sym-

Digitized by Google

pathie gefühlt als für Heinrich IV. Heinrich war gutmüthig, schlau, hatte eine gascogner Zunge, war ein Opportunist reinsten Wassers (Paris vaut bien une messe!) und vor allem ein Patriot, der jene nationale Einheit schuf, welcher Gambetta mit ganzem Herzen anhing. Der Held von Ivry hatte eine gewisse moralische Aehnlichkeit mit dem Organisator der nationalen Vertheidigung zu Tours. Letzterer ließ sich im Kreise seiner Freunde, während er im Palais-Bourbon wohnte, häufig über die Bürgertugenden des ersten bourbonischen Königs aus. Bei einer solchen Gelegenheit endete er die Unterhaltung mit den Worten: „Nichtsdestoweniger beging er eine große Dummheit: er verheirathete sich."

Als sich Pater Hyacinthe verheirathete, wurden die Beweggründe, welche ihn zu diesem Schritte veranlaßt hatten, in Gegenwart Gambetta's durchgesprochen. Einer der Anwesenden rief aus: „Er wurde von dem einfachsten aller Beweggründe und von dem mächtigsten, der Liebe, getrieben." „In dem Falle", sagte Gambetta, „kann ich kein competentes Urtheil fällen; denn ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich niemals verliebt gewesen bin. Es würde mich wundern, wenn ich es jemals sein würde. Ich habe ein Gefühl, als ob ich einer leidenschaftlichen Liebe unfähig sei. Nichts thut mir wohler als die Freundschaft einer freundlichen, intelligenten und geselligen Frau." Von diesem Gesichtspunkte aus, so meinen wir, muß auch sein langjähriges, intimes Verhältniß zur Mademoiselle Léonce Léon angesehen werden. Diese jetzt im 33. Jahre stehende Dame ist die Tochter eines Obersten, die mit ihrer verwitweten Mutter seit Jahren in der Nähe des Panthéon lebt. Während des Deutsch-Französischen Krieges erhielt Gambetta eine Anzahl Briefe von einer jungen Dame, welche ihn so mit Bewunderung für ihren Charakter erfüllten, daß er den Wunsch aussprach, sie kennen zu lernen. Nach Beendigung des Krieges sahen sie sich von Zeit zu Zeit, und im folgenden Jahre entsprang aus diesen Zusammenkünften ein intimes Verhältniß, welches sich, wie schon gesagt, nahe an zwölf Jahre erhielt. Doch es hat den Anschein, als ob die Dame, in gerechter Würdigung des eigenartigen Charakters Gambetta's, nur mit Widerstreben, und erst kurz vor seinem Tode ihre Zustimmung zu einer ehelichen Verbindung gab. Jules Lafitte schreibt über dies Verhältniß: „Es wird bewiesen durch den immensen, aus 2—3000 Briefen bestehenden Briefwechsel. Gambetta legte sich niemals schlafen, ohne an sie zu schreiben. Er hat kein Testament hinterlassen, und nur seine Briefe beweisen, daß diese Heirath stattfinden sollte. Wir wurden erst nach seinem Tode mit diesen Thatsachen bekannt."

Gambetta's Weltanschauung beruhte auf keiner sehr festen Grundlage; sein Geist schwamm zuweilen auf einem Meere von Speculationen und Conjecturen. Es gab Augenblicke, wo er halb an die eigenthümliche Atomenlehre des Lucretius glaubte. Aber auch ein Stück italienischer Aberglaube zog sich wie ein rother Faden durch die Doctrinen, welche er von Littré angenommen hatte. Vorgefühle und Vorzeichen ängstigten ihn. Durch den Versuch, sie durch natürliche Ursachen zu erklären, bestärkte er nur seinen Glauben an dieselben. Der Fall einer Tribüne, als er in Neubourg eine Rede hielt, war ihm ein Vorzeichen von Unglück. Er fürchtete sich vor dem Jahre 1882 — warum, das hat er niemals gesagt; doch er zitterte bei seinem Herannahen und war während seiner Krankheit besorgt, das

Digitized by Google

Jahr 1883 zu erreichen. Fünf Minuten vor Neujahr starb er. „Frauen", pflegte er zu sagen, „haben eine intime intuition der verborgenen Glieder in der Kette der Schöpfung, und dies erklärt ihr Ahnungsvermögen." Seine Tante erkannte an dem Ton der Thürglocke, ob ein Freund oder ein geheimer Feind schellte. Der Tod dieser guten alten Jungfer war das größte Unglück für Gambetta. Sie wehrte alle diejenigen ab, welche ihr zweifelhaft oder ränkevoll erschienen. Die „braves gens" wurden aufgefordert, recht bald wiederzukommen. Ihre Traulichkeit und Herzensgüte entwaffnete jeden Neid, und ihre Wachsamkeit schlief nie. Sie pflegte von ihrem Neffen zu sagen: „C'est un gros enfant qui ne sait ni soigner sa santé, ni choisir son monde. Il périra par ces deux défauts." Ein wahreres Urtheil und eine treffendere Charakteristik über den verstorbenen Tribunen ist niemals gefällt worden.

Digitized by Google

Die neuesten römischen Ausgrabungen,

insbesondere am Palatinus.

Von

Konstantin Winterberg in Rom.

Nachdem man in Italien auf dem Gebiete der archäologischen Forschung ein mehr systematisches Verfahren einzuschlagen begonnen und ein geregelter Betrieb der Ausgrabungen auf dem Boden der Ewigen Stadt die nach Regionen abgegrenzten Districte regelmäßig vertheilt, und die gewonnenen Resultate, zur Päpstezeit nur wenigen zugänglich, durch monatliche officielle Berichte in die Oeffentlichkeit gelangen, wird man hinfort auch jene Schranken als beseitigt ansehen dürfen, welche bis vor kurzem noch dem gedeihlichen Zusammenwirken der Vertreter der Wissenschaft des In- und Auslandes so große Schwierigkeiten in den Weg gestellt.

Freilich nur der geringste Theil dessen, was einst bestand, ist heute erhalten, und von dem Vorhandenen deckt den bei weitem größten Theil noch Schutt und Erde. Denn nicht einer offen liegenden Trümmermasse wie vor etwa tausend Jahren begegnen wir in Rom, nur wenige Stellen sind es vielmehr, wo wir wirklich antiken Boden betreten. Auf Trümmern einstiger Paläste, auf eingestürzten Gewölben baute man in spätern Zeiten Mauern, Häuser, die, im Laufe der Jahre verfallen, durch Unkraut überwuchert, später zu Wein- und Gemüsebau dienten. Andere Theile wiederum, einst Wohnsitze classischer Cultur, wurden einfach, ohne daß man vorher ihre Trümmer forträumte, mit neuen Stadtquartieren überdeckt und so für immer dem Bereich der Forschung entrückt. Denn da die materiellen Interessen denen der Wissenschaft vorangehen, so wird man nur dem Zufall hier gelegentliche Funde zu verdanken haben. In der That haben Arbeiten, die zu nichts weniger als wissenschaftlichen Zwecken innerhalb des städtischen Gebietes unternommen wurden, nicht selten zu den wichtigsten Entdeckungen geführt; wobei freilich nicht zu leugnen ist, daß die Fahrlässigkeit der die Arbeit leitenden Persönlichkeiten, die von der Bedeutung solcher Funde oft nicht das leiseste Verständniß zu haben scheinen, deren Werth durch ungeeignete Behandlung nicht selten in Frage gestellt.

Nur ein Zufall verhütete beispielsweise die Zerstörung der bei Gelegenheit der Tiberregulirungsarbeiten in der Farnesina entdeckten, heute so bewunderten Wandgemälde, deren größter Theil ohnehin schon bei ihrer Entdeckung durch die Feuchtigkeit jener Räume bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden.

Digitized by Google

Mehr als der nördliche erregt der südöstliche Theil der alten Stadt, der Cälius und Aventinus, das Interesse, deren buntes Gemisch von Villen, Klöstern und Ruinen inmitten grünender Gärten und Weinberge kaum noch einen Gegensatz von Stadt und Land erkennen lassen.

Die weite Hochebene des Esquilinus wiederum, die man zum Zweck der Anlage neuer Stadtquartiere im letzten Jahrzehnt planirt, schien in ihrer damaligen Verödung wenig Interessantes zu bieten und die Hoffnungen auf neue Funde nicht rechtfertigen zu wollen. Die hohe Bedeutung der hier gemachten Entdeckungen bezieht sich vielmehr wesentlich auf schon Vorhandenes, auf jene älteste Umgrenzung des städtischen Bezirks, welcher die anfangs verstreuten Ansiedelungen zu einer einzigen Gemeinde innerhalb jener Mauern vereint, die man nach ihrem Gründer als die Servianischen bezeichnet. Immer und immer wieder hatte sich die Wissenschaft bemüht, aus vereinzelten Spuren den Zug jener Riesenmauern festzustellen, oft mehr auf Vermuthung als auf wirkliche Thatsachen gestützt. Diese Lücken ausgefüllt zu haben, ist das Verdienst der neuern Arbeiten. Die Ausgrabungen am Bahnhofe, dem Finanzministerium, der Via nazionale und andern Stellen des neuen Stadttheils haben nicht nur die ganze Linie des Walles, des sogenannten Agger, sondern überhaupt den Zug der Mauern so unzweifelhaft festgelegt, daß sich ihre Spuren jetzt Schritt für Schritt verfolgen lassen.

Die Erinnerung an die Entstehung ihrer Vaterstadt war zur Zeit des Augustus bei den Römern fast erloschen. Sagenhaft nur knüpfte sich die Tradition von der Siebenhügelstadt, wie sie 500 Jahre früher bestanden, an den Namen des Servius Tullius, über dessen Persönlichkeit bereits ein solches Dunkel schwebte, daß Kaiser Claudius ihn als Häuptling einer etruskischen Räuberbande zu bezeichnen keinen Anstand nahm. Seine Einrichtungen aber blieben bestehen und bildeten das Fundament des römischen Staates. Wie der Census das Vermögen als Norm für die Klassifikation der Bevölkerung festsetzt, dem entsprechend sie nach Centurien und Tribus geordnet zur Theilnahme an Gesetzgebung und Magistratswahl berechtigt, so umgibt die vier Quartiere als Zeichen ihres innern Vereins als Schutz zugleich nach außen die Riesenmauer. Wesentlich dieser letztere Charakter ist es, der sich auf den ersten Blick aus den topographischen Verhältnissen der Anlage zu erkennen gibt. An die natürlichen Vertheidigungsmittel sich anschließend, welche die jedesmalige Localität darbietet, finden sich Grundriß und Profilformen bemessen. Was die Hügel betrifft, so genügte es, durch äußere Umwallung jeden für sich abzuschließen, auf diese Art Castelle bildend, die durch Thore in den Thalsenkungen unter sich verkehrten. Bei manchen, wie an den Abhängen des Capitols, reichte es schon hin, sie steiler zu machen, andere durch Mauerzüge abzusperren. Stets jedoch umgab sie auf zwei Drittel der Höhe ein Mauerzug: eine Gegenmauer von meist 4 Meter Dicke sperrte den Raum zwischen natürlichem und künstlichem Hinderniß. Wo der zu befestigende Terrainabschnitt in gleichem Niveau mit der Umgebung sich befindet, wie am Quirinal oder Esquilinus, werden stärkere, den modernen ähnliche Befestigungen angewandt. Ein breiter, tiefer Graben umgibt die etwa 1300 Meter lange Umwallung, die von einer Mauer gestützt wird. Ohne Bindemittel finden sich die gewaltigen Blöcke aus vulkanischem Tuff aufeinandergesetzt. Doch bezeugt

Digitized by Google

der Quaderbau als solcher noch keineswegs einen Fortschritt der Technik gegenüber den zahllosen Resten cyklopischen Mauerwerkes, wie sie in so vielen Theilen des Gebirges, insbesondere den Sabinerbergen, anzutreffen sind. Beide Arten gehen vielmehr unabhängig nebeneinander, und nur das Material bedingt den Unterschied. Während nämlich Kalk im allgemeinen polygonal bricht, zeigt Tuff im Gegentheil so regelmäßig parallele Bruchflächen, daß man die Steinbrüche der Campagna oder der Albanerberge mit ihren natürlichen Rissen bei einiger Entfernung für wirkliches Mauerwerk zu halten geneigt ist. Die Einheit des Systems wiederum, die sich durchgehends zu erkennen gibt, zeugt, spätern Traditionen entgegen, dafür, daß die Ausführung des Servianischen Baues sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollzog. Der Vertheidigung weit mehr als dem Verkehr entspricht die Anlage der Thore. Von zwei Thürmen flankirt, welche die Vertheidigung der Thalsenkungen und Vertiefungen unterhalb der Mauern bezweckt, bilden sie gewöhnlich einen quadratisch abgeschlossenen Raum, sodaß man erst durch diesen hindurch den Thorweg und das Innere der Stadt erreicht. Auch in dieser Hinsicht haben die neuesten Ausgrabungen wesentlich die bisher mangelhafte Kenntniß ergänzt, und zu den aus den Classikern mehr oder weniger sicher bekannten Thoren die übrigen hinzugefügt, zu deren näherer Bestimmung wie auch anderswo insbesondere Grabmonumente gedient, die bekanntlich außerhalb der Stadt, in der Nähe der Thore angelegt zu werden pflegten. Mit der Befestigungslinie, deren allgemeine Züge wir vorher angegeben haben, in keinem Zusammenhang steht der Mauerzug, welcher neuerdings an der Südseite des Capitols von Cälius und Viminal entdeckt, von jener vielmehr umschlossen wurde.

Längst ehe die Servianische Mauer die verschiedenen Stämme vereint, hatte jeder dieser Hügel für sich schon eine Art Befestigung. Mit ihrer Verschmelzung, die ohne Zweifel viel langsamer vor sich ging, als man gewöhnlich annimmt, mußten auch jene Separatanlagen schwinden, und es ist daher kein Zufall, wenn zugleich mit der Ummauerung sich jene innere Umgestaltung vollzieht, durch welche die Gens ihre Bedeutung verliert und das Besitzthum maßgebend wird.

Wenig Neues freilich haben hinsichtlich der sonstigen Anlagen zur Förderung und Entwickelung des städtischen Lebens, insbesondere der wichtigen Kloakenanlagen, die jüngsten Ausgrabungen zu Tage gefördert. Denn außer den zwei Hauptkanälen, insbesondere der Cloaca maxima, sind nur geringe Spuren noch erhalten.*)

Bedeutender als jene sind die, einzelne Localitäten betreffenden Entdeckungen der neuesten Forschungen. Vor allem kommen hier die topographischen Ver-

*) Kaum möchte sich etwas Charakteristischeres finden, den Unterschied des Alterthums und der Jetztzeit zu kennzeichnen, als der Vergleich jener alten, selbst in ihrem Verfall noch soliden Anlagen, zu deren Herstellung einst die Censoren die Summe von 1000 Talenten (1½ Mill. Thlr.) bewilligt hatten und deren Netz das ganze städtische Terrain überspannt, um sofort beim Uebertritt des Stromes die zum Abfluß nöthigen Wasseradern zu öffnen, mit den von der italienischen Regierung seit zehn Jahren in Angriff genommenen Stromregulirungsarbeiten, die, selbst wenn man sie sich in vollkommenster Art ausgeführt denkt, doch nur als ein schwaches Surrogat bezeichnet werden müssen gegenüber den großartigen Bauten des alten Roms.

Digitized by Google

hältnisse des Capitols in Betracht. Schon im Alterthum schied eine tiefe Einsattelung die geräumigern seiner Gipfel: den Monte-Caprino von dem höhern, aber weniger umfangreichen Aracoeli. Jede dieser Höhen hatte ihre besondere Bedeutung: die eine als Sitz des höchsten nationalen Heiligthums, die andere als Citadelle oder Burg. Unter den Gelehrten war schon längst die Ansicht vertreten, daß die erstgenannte Höhe das Heiligthum getragen, weil kaum anzunehmen sei, daß das kleinere Plateau von Aracoeli Raum für alle jene Tempel und Staatsgebäude geboten, die den Berichten der Classiker zufolge dem erstgenannten Heiligthum allmählich sich angeschlossen. Werden doch nicht weniger als zehn Tempel, vom Jupiter-Stator-Tempel des Romulus bis zum Tempel des Jupiter Tonans des Augustus und dem Jupiter-Custos-Tempel Domitian's erwähnt, die sämmtlich hier Platz gefunden. War aber demgemäß schon die Wahrscheinlichkeit für jene Ansicht, so gaben die neuesten Ausgrabungen nunmehr volle Gewißheit. Die Untersuchungen Jordan's in den Jahren 1875—76 haben nämlich den Unterbau des Tempels selber bloßgelegt, dessen Lage somit zweifellos ist. Wesentlich lag er, seinen Entdeckungen zufolge, unter den Räumen des jetzigen deutschen Gesandtschaftspalais, Palazzo und Giardino Caffarelli. Nahezu 75 Meter faßt die Länge des Gebäudes, dessen Nordostecke leider ganz verschwunden ist. Die noch vorhandenen Parallelmauern, welche das Innere durchschneiden, mögen die Räume abgetheilt haben, die das Solium gebildet, wo man seit Camillus' bis zu Pompejus' Zeiten den Staatsschatz aufbewahrte. Allein die Dimensionen der Säulenstärke, die auf mindestens 2 Meter Durchmesser hindeuten, zeigen nicht weniger als der penthelische Marmor, den, wie wir wissen, Domitian beim letzten Neubau angewandt, daß nur hier das Nationalheiligthum selber gelegen haben kann. Aschfarbiger, mürber Tuff des Hügels bildet den Unterbau dieser Mauern, deren Blöcke ohne Bindemittel, doch keineswegs mit der bei den Stadtmauern auftretenden Regelmäßigkeit übereinanderlagern. Den jetzigen Giardino Caffarelli deckten einst die aus drei Säulenreihen gebildeten Vorhallen. Von der Südseite, der Via Monte-Caprino zugewandt, führte eine hohe Treppe zu den in drei Zellen abgetheilten heiligen Raum, dessen Fläche der Palazzo selber überdeckt. Leicht, wie bei der Akropolis von Athen, ragen auf luftiger Höhe seine Marmorsäulen über das graue Gestein, malerisch und zugleich imponirend durch die gewaltigen Felsmassen, die den Unterbau tragen. Selbst ehe der Glanz späterer Zeiten diese Räume umgab, muß sich immerhin schon eine gewisse Würde in dem von Peperinsäulen getragenen Bau im rohen Giebelschmuck der Thonfiguren geoffenbart haben, welchen Eindruck die riesigen Substructionen nicht unwesentlich verstärkten, die selbst die Kaiserzeit als wahnsinnig bezeichnet hat.

Obgleich der Tempel in spätern Perioden oft ein Raub der Flammen, während der Kaiserherrschaft umgebaut wurde, blieb trotz des veränderten Stils der Umfang stets derselbe: ein Factum, welches den neuesten Ausgrabungen erst ihren eigentlichen Werth verleiht. Lag aber der capitolinische Tempel auf dem Monte-Caprino, so konnte die jenseitige Höhe Aracoeli nur die Burg enthalten; denn ihrem geringen Umfang entspricht es vollkommen, daß dort nur zwei Heiligthümer sich befanden. Nur ein einfacher Mauerring mochte überhaupt die Arx

Digitized by Google

bilden, die dann später, wie die Servianische Mauer, in Verfall gerieth; denn kaum wäre es sonst zu erklären, warum man während des Bürgerkrieges nicht die Burg, anstatt der übrigen Capitolshöhe zur Vertheidigung benutzt. Wie es aber gekommen, daß alles so spurlos verschwand, daß sich heute kein Mauerrest findet, darüber gibt die Geschichte keinen Aufschluß.

Kaum weniger bedeutungsvoll als diese sind für die antike Topographie der Stadt die letztjährigen Forschungen am benachbarten Forum romanum geworden. Diesen eigentlichen Kern der Entwickelung römischen Volkslebens, wo später die Geschichte der Völker sich entschieden, deckte lange Zeit hindurch der Schleier der Vergessenheit, ja es hatten sich über seine Lage und räumliche Ausdehnung unter den Alterthumsforschern Ansichten gebildet, die dem wahren Thatbestand total widersprachen. Nur nach Norden und Süden ist durch die Abhänge des Capitols und der Velia die natürliche Begrenzung des Platzes unzweifelhaft gegeben, die Längsseiten hingegen waren bisher noch mehr oder weniger unbestimmt. Ihnen, der frühern Ansicht zufolge, eine Ausdehnung vom Ostabhange des Tarpejischen Felsens bis zum Westrand des Palatinus beizumessen, steht mit den folgenden Thatsachen in Widerspruch. Daß die östliche Langseite durch die altberühmte Via sacra nahezu gegeben, ward wol schon früher als Factum anerkannt. Nur über der entgegengesetzten Begrenzung, die einst durch die Via sub veteribus gebildet worden, schwebte bisher unaufgeklärtes Dunkel, dessen Schatten erst gewichen sind, nachdem man bei den letzten Ausgrabungen wirklich auf jene Straße gestoßen. Offenbar aber würde die Basilica Julia, deren Paviment bei dieser Gelegenheit ebenfalls zum Vorschein kam, das ganze Forum halbirt haben, hätte es jemals solche Dimensionen gehabt, wie früher vermuthet wurde. Vollkommen antik noch ist der Boden, den die neuesten Arbeiten hier bloßgelegt. Unwillkürlich aber fragt man, den weiten, bisjetzt freiliegenden Raum überblickend, der einem Thaleinschnitt nicht unähnlich, wie es möglich ist, daß sich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit der Schutt so hoch angehäuft, um derartige Niveauveränderungen zu erzeugen. Denn noch im 9. Jahrhundert, als der Anonymus von Einsiedeln die Stadt durchzog, fand sich alles, wennschon in Ruinen versunken, noch gänzlich unverschüttet. Die Ruinen verschwanden erst, und zwar wie mit einem Schlage, als die Scharen Robert Guiscard's gegen Ende des 11. Jahrhunderts in Rom einrückten, vom Capitol bis zum Forum hin alles vollständig vernichtend. Vignen und Gärten, untermischt mit elenden Hütten, von den Trümmern frühern Glanzes gestützt, die hier und da noch geblieben, bedeckten nunmehr jene Räume. Dies und die jahrhundertelange Verwahrlosung erklärt wol mehr als der rein zufällige Umstand, daß sich eine Schuttabladestelle daselbst befunden, den massenhaften Bodenabsatz, den die Ausgrabungen der letzten Zeit theilweise beseitigt.*)

*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben, sind seitens des Municipiums, dem projectirten städtischen Regulirungsplan entsprechend, bereits neue Erdarbeiten am Forum in Angriff genommen mit dem Zweck, die ganze antike Thalsohle des letztern bloßzulegen und dem modernen Verkehr wiederzugeben. Sollte der Plan in seiner ganzen Ausdehnung demnächst wirklich zur Ausführung gelangen, so dürfte nicht nur dieser Stadttheil, sondern das ganze Aussehen Roms einen völlig veränderten, im ganzen mehr modernen Charakter erhalten.

Digitized by Google

Wie jene Resultate für die antike Ortskunde, so ist wiederum eine andere Reihe von Entdeckungen der neuesten Zeit von größter Bedeutung für die Kunstgeschichte der Römer. Zu den wichtigsten unter ihnen gehören ohne Zweifel die vorerwähnten, unlängst in der Farnesina bei Gelegenheit der Tiberregulirung gemachten Funde. Wandgemälde, wie sie in Pompeji kaum mehr die Verwunderung des Archäologen erregen, gehören in Rom zu den Seltenheiten. Allen jedoch, die bisjetzt hier entdeckt, mit Ausnahme vielleicht solcher, die zur Decoration von Schanklocalen gedient, von Idiotenhand in übertriebener Art ausgeführt, bereits den Verfall der damaligen Kunst kennzeichnen, haftet ein gewisser Unterschied den pompejanischen gegenüber an, sowol was Feinheit wie Exactheit der Darstellung betrifft. Man möchte ihn durch jenes schwer zu definirende Etwas charakterisiren, was nur der großen Weltstadt eigen, jenen kosmopolitischen Schliff, den Cicero als urbanitas bezeichnet. Bereits mehrere Jahre vorher hatten die an der Porta maggiore unweit des Tempels der Minerva Medica aufgefundenen Gemälde großes Interesse erregt. Thaten aus der römischen Geschichte, in äußerst eleganter Art dargestellt, bildeten wesentlich den Gegenstand dieser, der ersten Kaiserzeit angehörigen Kunstwerke, von denen leider nur wenige Theile erhalten wurden, die jetzt im Kircher'schen Museum aufgestellt sind. Zu diesen Darstellungen haben die neuentdeckten Fresken der Farnesina einen würdigen Zuwachs ergeben. Längst schon hatte man aus einer, den Zeiten Trajan's entstammenden Inschrift Kenntniß von der Existenz größerer Magazine innerhalb des in Rede stehenden Territoriums, und es fanden sich in der That daselbst kürzlich Trümmer einer ausgedehnten Halle. Mit der Vertiefung der Ausgrabungen am Nordende dieses Flächenstückes stieß man auf Mauerwerk mit Stucküberresten, die offenbar einem Gewölbe angehört haben. Etwas mehr als 5 Meter unterhalb des Gartenniveau fand man sodann ein großes Haus, dessen Wände zum Theil die feinsten Gemälde aus Augustus' Zeit geschmückt. Viele haben allerdings bereits so gelitten, daß man kaum noch den Gegenstand ihrer Darstellung vermuthen kann. Derart waren die in den Ueberresten eines Kryptoporticus entdeckten, meist nur kleinen Gemälde auf glänzendweißem Stuck, deren verschiedene Abtheilungen architektonische Zeichnungen von Säulen trennen. Vollkommen erhalten blieb dagegen ein Seitencabinet, wo die Farben noch eine solche Lebhaftigkeit, die Contouren eine solche Linienfeinheit zeigen, als wären sie eben erst vollendet. Eklektisch, der Kaiserzeit entsprechend, zeigt sich auch die Ornamentik. Fast jedes Gemälde charakterisirt sich durch andern Stil, man möchte sagen, als Werk eines andern Künstlers. Dem Eingang gegenüber schaut man wie in einen Tempel, überrascht nicht minder durch die Farbenpracht wie durch die Geräumigkeit des Prospects, auf ein Gemälde, welches die Geburt des Bacchus darstellt*), während die zwei Figuren zur Seite Bilder stützen, die nur einfache Contouren von Leierspielerinnen im Stil der athener Lekythoi zeigen. Leider machte das in den bloßgelegten Raum eingedrungene Wasser des nahen Flusses die Entzifferung der Inschriften unmöglich. Unverkennbar aber

*) Die Gemälde sind seither von ihrem Fundort entfernt und im Botanischen Garten öffentlich ausgestellt, von wo sie neuerdings in den Palazzo Farnese gebracht wurden.

Digitized by Google

bleibt die Eleganz der Hauptdarstellung, welche mit einer geflügelten Victoria endet, von zwei andern Victorien begleitet, in deren Nähe sich beiderseits zwei Karyatiden befinden.

Von der rechten Wand, welche in Miniatur ausgeführte Scenen erotischen Inhalts erkennen läßt, ist wenig erhalten. Gegenüber fällt der Blick zuerst auf eine Hochzeit, von deren Figuren die Amme besonders auffällt, welche aus einem Kruge Wasser gießt. Ein anderes, etwas entstelltes Bild zeigt einen Greis, auf den Knien eine Papyrusrolle, ihm gegenüber eine Frau, im Begriff, zu declamiren. Vorzügliche Bewunderung verdient das Centrumsbild, welches, wiederum in einfachen Contouren, jedoch in größerm Maßstabe als die übrigen, eine Toilettenscene, vielleicht der Venus, zeigt. Kaum dürfte etwas Aehnliches von Herculanum und Pompeji mit diesem Werk sich messen. So fein ist im Vergleich zu jenen Arbeiten die Ausführung im ganzen wie im einzelnen, daß die Darstellung nicht auf Stuck gemalt, sondern in Elfenbein geschnitten zu sein scheint. Selbst Figürchen von kaum einem Zoll Größe finden sich durchgehends mit der Feder in ihren kleinsten Theilen mit einer Sorgfalt, dabei einem Kunstsinn ausgeführt, der Bewunderung verdient.

Mit diesen hervorragendsten Funden lassen sich hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Kunstgeschichte jene Entdeckungen neuern Datums im Gebiete der Plastik allerdings kaum vergleichen, wenn auch unter ihnen nicht wenige das Interesse des Forschers verdienen. Innerhalb der Grundmauern jenes mittelalterlichen, der Phokassäule benachbarten Thurmes stieß man vor einigen Jahren auf ein bisjetzt nicht vollständig aufgeklärtes Denkmal, wesentlich aus zwei mächtigen, von mehrern Stücken gebildeten Marmorplatten bestehend, die Reliefdarstellungen tragen. Auf der Innenseite der parallel stehenden Tafeln sieht man die sogenannten Suovetaurilien: Widder, Stier, Schwein zum Opfer geschmückt. Die Außenseite hingegen zeigt historische Darstellungen, dem Stil wie der architektonischen Umrahmung nach den besten Zeiten römischer Kunst angehörig, deren Gegenstand in realistischer Auffassung Trojans Periode am meisten zu entsprechen scheint. In der That weist Henzen überzeugend nach, daß in der Geschichte jenes Kaisers der Inhalt vollkommen seine Erklärung findet. Zur Linken zeigt sich auf dem ersten Relief ein Mann in Toga, eine Papyrusrolle in der Hand, im Begriff, von einer Rednerbühne aus eine Ansprache an das Volk zu halten. Rechts empfängt der Kaiser, von seinem Gefolge umgeben, auf der Sella curulis eine Frau, die ihm ein Kind überreicht. Es bezieht sich dies auf eine Handlung Trajan's, die, auf Münzen vielfach verewigt, damals mit Enthusiasmus in ganz Italien aufgenommen ward: die Stiftung zur Erziehung armer Kinder.

Im zweiten Relief ist die Hauptfigur, auf einer Rostra sitzend, dargestellt. Männer in Tunica tragen große Tafelbündel vor ihr zusammen, nach denen eine vornehme Persönlichkeit die Fackel ausstreckt, wie im Begriff sie anzuzünden. Die Darstellung bezeichnet eine andere Handlung Trajan's: den Erlaß der Erbschaftssteuer-Rückstände, welcher dadurch seine Bestätigung fand, daß der Kaiser auf dem Forum die Steuerverzeichnisse verbrennen ließ.

Digitized by Google

Kaum möglich, die kleinern Funde von Sculpturen, Vasen und sonstigen Gegenständen der Kunst vorzuführen, welche die letztjährigen Ausgrabungen, insbesondere am Esquilinus, zu Tage gefördert: jenem Territorium, wo vordem die Gebeine der Todten gebleicht, bis Mäcenas' Freigebigkeit sie später in die Gärten umschuf, von denen Horaz singt:

Nunc licet Exquiliis habitare salubribus atque
Aggere in aprico spatiari qua modo tristes
Albis informem spectabant ossibus agrum.*)

Wer hätte damals vermuthet, daß nach fast zwei Jahrtausenden wiederum jener Acker in denselben Zustand wie damals verfallen, daß ihn wiederum bleichendes Gebein bedecken werde, bis er dann abermals zu einem der glänzendsten Stadtquartiere umgeschaffen wird? Nicht die glänzenden Mausoleen Roms bieten reichern Stoff der Phantasie und werfen zugleich mehr historisches Licht auf die Vergangenheit als diese schweigende Nekropolis, deren nackter kalkbedeckter Todtenacker noch vor wenigen Jahren jeder Spur von Cultur entbehrt. Einst zogen sich bis zur Porta maggiore hin die epaphrodisischen Gärten, an die sich wiederum die als „licinische Gärten" im 3. Jahrhundert genannten Anlagen anschlossen, die sich bis zur Porta praenestina erstreckten. Ihren Villen entstammt der Reichthum an Vasen und Sculpturen, an Inschriften und sonstigen Monumenten: der wesentlichsten Ausbeute neuester Ausgrabungen. Fünf Columbarien allein mit nahezu 200 Inschriften lieferte die Ausbeute des Jahres 1871; Münzen, Aschenkrüge, Leuchter und sonstiges Geräth nicht zu erwähnen. Von Werken der Sculptur ist leider der geringste Theil in gutem Zustande. Bei andern Gegenständen, insbesondere den in der Nähe der Castra praetoriana gefundenen Vasen ist weniger die Ausführung als vielmehr die künstlerische Idee des Dargestellten von Interesse. Ein großer Mischkrug zeichnet sich ganz besonders aus, dessen obern Theil Reliefs bacchischer Tänze zieren. Andere Vasen zeigen Scenen in einem dem archaistischen nachgeahmten Stil mysteriösen Inhalts.

Von der Fülle größerer und kleinerer Monumente absehend, welche unter den neuesten Entdeckungen sonst noch das Interesse des Kunstfreundes in Anspruch nehmen, wenden wir uns nunmehr zu demjenigen Theil, der von jeher am meisten die Forschung auf sich gelenkt und solche unter allen am reichsten gelohnt.

Der Palatinus nimmt in der That heutzutage ein doppeltes Interesse des Besuchers in Anspruch. Denn hier war es nicht nur, wo die Kaiserherrschaft ihren höchsten Glanz entfaltet, sondern wo zugleich die erste Entwickelung des römischen Staates vor sich gegangen. Den stolzen Cäsarenpalästen hatte sich von jeher der Forschungstrieb mit besonderer Vorliebe zugewandt und zu Anfang vorigen Jahrhunderts bereits die wichtigsten Entdeckungen zu Tage gefördert. Monumente aus der letzterwähnten Periode sind dagegen ausschließlich das Er-

*) Jetzt kann man auf den gesunden Höhen der Esquilien wohnen und auf sonnigem Wall spazieren, wo vordem nur Trauernde den von bleichem Gebein entstellten Acker geschaut.

Digitized by Google

gebniß der den letzten Jahrzehnten angehörigen Ausgrabungen, deren Umfang und Tragweite für unsere Kenntniß des römischen Alterthums in der That so wichtig ist, daß man wol behaupten kann, weder die fortgesetzten Arbeiten am Stadium Domitian's, noch die über den bisjetzt nicht bloßgelegten Theil des Cälius sich erstreckenden können je wiederum solche Resultate liefern, wie die der letzten Jahrzehnte ergaben. In diesen wenigen Jahren schon hat der Palatinus, obgleich noch heute ein Drittel seiner Fläche der Schutt bedeckt, der Wissenschaft den größten Theil seiner Schätze zurückgegeben, die jahrhundertelang unter Villen und Gärten verborgen gelegen.

Ganz isolirt inmitten der übrigen sechs Hügel der Stadt, welche ihn als Haupt zu umkränzen scheinen, erhebt sich seine Höhe etwa 51 Meter über den Meeresspiegel. Die nahezu quadratische Form seines Gipfels gab schon in frühesten Zeiten zur Bezeichnung „Roma quadrata" Anlaß, welche sich auf den ältesten hier gelegenen Stadttheil bezieht. Die vier Seiten ihres Umfanges sind jedoch nicht den vier Himmelsgegenden genau entsprechend, sondern bilden Winkel von nahezu 45 Grad gegen sie. Durchschnittlich überhöht der heutige Boden seiner Oberfläche den antiken um 3—5 Meter. Schroff fallen seine Absprünge gegen den weiten Tiberspalt ab, dessen Wasserflut um ihren Fuß herum eine Reihe von Tümpeln, die beiden Velabren, abgesetzt, die zur Zeit der Gründung Roms bekanntlich noch mit Kähnen schiffbar waren. Nach der entgegengesetzten Richtung sind sie sanfter, sodaß während nach jener Seite die Bauten am Abhange des Plateau aufhören, die Paläste sich nach der entgegengesetzten bis zum Fuße des Hügels erstrecken, durch gewaltige Substructionsanlagen gestützt, welche die natürliche Höhe künstlich erweitern.

Gewöhnlich versteht man unter Palatin den ganzen Hügel. Strenggenommen aber theilt sich derselbe in zwei Theile, wovon nur dem größern jene Bezeichnung entspricht; der andere Theil, die Höhe des Germalus, läßt sich heutzutage freilich schwer von jenem unterscheiden. Die kleine Einsenkung (intermontium) zwischen beiden ward nämlich durch die Substructionen des Flavischen Palastes so vollständig überbaut, daß es erst in neuester Zeit gelungen, die natürliche Vertiefung wiederzuerkennen. Charakteristisch aber für die ursprüngliche Bestimmung beider Höhen ist der Umstand, daß, während die südlichere ganz von Kaiserpalästen und von Bauten späterer Zeiten occupirt ist, der Palatinus im Gegentheil zwischen Palastanlagen verstreut Monumente aufweist, die, durch Zeit und Religion geheiligt, die Erinnerung ältester Tradition der römischen Geschichte aufbewahrt.

Unter den Hecken der verwilderten Villa Farnese hätte neuerdings ein Dichter von der Rückkehr jener Urzustände träumen mögen, wo fellbekleidete Campagnahirten gesicherte Unterkunft für sich und ihre Heerden auf dieser Höhe gesucht. Denn kaum zwei Jahrzehnte sind verflossen, daß der Palatinus aufgehört, eine terra incognita der archäologischen Forschung zu sein. Fast keine Spur der frühern Gestalt und Bedeutung als städtische Niederlassung ließen die Gartenanlagen und Vignen ahnen, die fast die Hälfte des Doppelhügels einnahmen, dessen übrige Theile Klöster und Gemüsefelder bedeckten. Nur die Nord- und

Digitized by Google

Südecken zeigten noch Trümmer einstiger Paläste, alles übrige hatte, wie am Forum romanum, der Schutt begraben.

Zu diesen äußern Schwierigkeiten, welche die Forschung gehemmt, kommt der Umstand hinzu, daß die Bauten nicht derselben Zeit entstammten, nicht von einem Kaiser nach demselben System ausgeführt wurden, sondern den verschiedensten Perioden angehören, von fast allen Kaisern seit Augustus bis Septimius Severus mit Zusätzen, Abänderungen, Um- und Neubauten versehen worden sind, zwischen die wiederum Tempel und Privathäuser sich mischten. Das alles seinem Zwecke nach bis ins kleinste Detail erforschen zu wollen, würde natürlich vergebliches Bemühen sein.

Die ersten Ausgrabungen der Neuzeit hatte bereits im Jahre 1848 die russische Regierung mit dem Ankauf der Villa Nussiner begonnen. Das Resultat dieser Untersuchungen war jedoch mit Ausnahme einiger topographisch wichtigen Entdeckungen von untergeordnetem Interesse. Später der päpstlichen Regierung überlassen, welche noch die benachbarten Vignen des anliegenden Klosters dazu erworben, ward die Arbeit unter Visconti's Leitung fortgesetzt. Inzwischen waren im Jahre 1860 von der neapolitanischen Regierung die Farnesinischen Gärten an Frankreich überlassen worden. Dort hatte bereits im Jahre 1726 der damalige Besitzer, Herzog Franz von Parma, unter des sachkundigen Bianchini Leitung ausgedehnte Ausgrabungen vorgenommen, die nunmehr die Franzosen im Umkreise dieser einst glänzenden mittelalterlichen Gärten vollendeten. Seither hat die italienische Regierung allerdings mit weniger Mitteln, jedoch mit verhältnißmäßig kaum geringerm Erfolge die Untersuchungen fortgesetzt. Wie es dem französischen Kaiser wesentlich um die Bloßlegung der Kaiserpaläste zu thun war, um den Nimbus früherer Cäsaren gleichsam auf die Gegenwart zu reflectiren, so waren es wiederum die Italiener, deren Forschungen jenen Monumenten ältester Urzeit Roms vorzugsweise sich zugewandt.

Trotz der nur sagenhaften Berichte jener Zeit, wie sie durch Tradition der Nachwelt überkommen, ließen sich dennoch gewisse historisch verbürgte Thatsachen nicht leugnen. So steht fest, daß sich lange schon vor der historischen Zeit auf den Hügeln der Stadt befestigte Ortschaften befanden, deren Ursprung in der Berührung verschiedenartiger Stämme und den dadurch genährten Streitigkeiten seine Erklärung findet. Nur der Verein von Ackerbau und Viehzucht machte damals die dichte Bevölkerung möglich, die, in ältester Zeit über die Tiberebene verbreitet, mit der heutigen in keinem Verhältniß steht. Die natürlichen Verhältnisse des Bodens dienen zur Bestätigung. Denn wie im Thalgrunde reicher Humus die weit über das ganze Terrain ausgedehnten Tufflagerungen bedeckt, der üppigsten Vegetation Raum bietend, so sind die höhern Theile oft so nackt und kahl, daß sie kaum den zur Weide nöthigen Wuchs erzeugen.

Welchem Volke aber, welchem Stamme jene Urbevölkerung entsprossen, die zuerst die Fluren der Campagna bewohnt hat, bleibt eine offene Frage. Wenig historische Erinnerungen sind es auch, die sich auf die romulische Zeit der Entstehung Roms beziehen, obgleich das Factum ihrer Gründung selbst, die erste Niederlassung auf dem Palatinus und die Befestigung derselben als unumstößlich gilt. Die

Digitized by Google

wenigen materiellen Monumente aber, welche sich auf jene Zeit beziehen, sind um so bedeutungsvoller, als sie, weit älter als die Fabeln, die einzige historische Bürgschaft dafür bieten. Zu ihnen gehört insbesondere der „Mundus", jener Graben, der bei Gründung einer neuen Stadt nach damaligem Brauche ausgehoben zu werden pflegte, in den ein jeder neue Einwohner die Erstlinge der Feldfrüchte nebst einer Hand voll Erde warf: jenes als Symbol künftigen Segens für die neue Colonie, dieses um anzudeuten, daß von nun an jeder Ansiedler hier sein Vaterland gefunden. Als erster Augur beschreibt ihr Gründer auf dem Boden der Stadt das Quadrat des geheiligten Tempelraumes, dessen Seiten den vier Himmelsgegenden zugekehrt sind. In seinem Centrum gräbt er sodann die geweihte Grube, und nachdem sie gefüllt, zieht er den Pflug mit Kuh und Stier bespannt um jenes Centrum am Fuße des Abhanges herum: die erste Furche als Anfang des Grabens, der die Stadt umgeben soll, wie die Erdaufhäufung an der Innenseite den Anfang des Walles bezeichnet, der das eigentliche Pomoerium umfaßt. Dreimal jährlich wird der Altar fortgenommen, der die heilige Grube deckt, zur Ehre der Manen und Erdgottheiten, wie es scheint, und in dieser Zeit verzeichnen die alten Chronisten „Mundus patet" (der Graben steht offen). Noch zur Zeit, als Augustus dort seinen Palast errichtete, befand sich dies heilige Monument im Centrum des palatinischen Hügels. Es gehören ferner zu jenen Monumenten die Curiae veteres, Gebäude ältester Zeit, wo die Bürger sich zur Verrichtung religiöser Gebräuche oder zu gemeinschaftlicher Berathung zu versammeln pflegten; die Curia Saliorum, der Sitz jenes alten Priestercollegs der Salier, die den Mars als Schutzgott Italiens verehrt, dessen heiligen Schild sie aufbewahrt. Vor allem aber wichtig ist das sogenannte Pomoerium, die ursprüngliche Umfassungsmauer mit der Grotte des Lupercal. Noch zu Cicero's Zeit sah man an einigen Stellen Spuren jener Umgrenzung, die den Raum umgab, innerhalb dessen jede Privatbenutzung untersagt und welcher einst die religiösen und politischen Grenzen des städtischen Bereiches bezeichnete. Innerhalb dieses Bereiches hörte jede Militär- und Strafgewalt auf.

Nur hier durften Auspicien ertheilt werden, wo allein die vom Staate anerkannten Gottheiten auf geweihtem Raume ihren Sitz hatten, den kein Gesandter fremder Mächte jemals betreten durfte. Eifersüchtig überwachte das Augurncollegium die heilige Stätte, deren Räume nach Tacitus' Angabe um den ganzen Abhang herum die Höhe vollständig abschlossen. Um diese Umgrenzungslinie hielten religiösem Herkommen gemäß seit ältesten Zeiten die Priester Pan's oder Lupercus' ihre Umzüge, um die Wölfe fern zu halten. Das Haupt bekränzt, die Geiseln schwingend, mit denen sie die ihren Weg durchkreuzende Menge peitschen, durchliefen sie nach dargebrachtem Festopfer fast nackt und nur nothdürftig mit Fellen bekleidet die Höhe des Palatinus, der nun vor schädlichen Einflüssen bewahrt blieb.*) Von den durch die neuern Untersuchungen bloßgelegten Monumenten, welche sich

*) Es ist dies der Ursprung jener Sühnopferfeste, die später ihren religiösen Charakter ganz verloren und während der Bürgerkriege solche Unordnungen im Gefolge hatten, daß der Staat genöthigt war, sie abzuschaffen.

Digitized by Google

auf die vorerwähnten Gegenstände beziehen, und die sich durch das opus quadratum ihres Mauerwerkes zweifellos als solche zu erkennen geben, würde es gleichwol schwer sein, die einstige Bestimmung auch nur annähernd zu ersehen. Durch sie aber wird es in der That möglich, die Lage der sogenannten Roma quadrata sicher zu bestimmen. Bei den Classikern hat die Bezeichnung bekanntlich eine doppelte Bedeutung, je nachdem darunter nur der quadratische Altar verstanden wird, der den Mundus überdeckt, oder der ganze mit Wall und Graben umgebene Theil der Höhe selbst, dessen Umgrenzung jenem parallel lief. Dieser Umstand wurde früher von denjenigen außer Acht gelassen, die, auf die alte Tradition gestützt, die Gründung der Stadt auf dem Germalus localisirten und dort Ursprung und Grenzen der Roma quadrata suchen zu müssen glaubten. Denn naturgemäß müßte man dann auch den Altar vom Centrum des Palatinus, wohin ihn die Alten gelegt, in die Mitte des Germalus versetzen, während andererseits die von Tacitus angegebene Umgrenzung ganz unverständlich bliebe, hätte sich die Stadt nicht über beide Hügel erstreckt. Jeder Zweifel aber schwindet, nachdem die neuesten Ausgrabungen Mauerreste bloßgelegt, die offenbar, wenn man ihren Zug verfolgt, die ganze Anhöhe umgeben. Die wichtigsten, zwischen Villa Nussiner und dem Garten des Salesianerinnenklosters zeigen ganz unzweifelhaft, daß die Befestigung daselbst nicht rechtwinkelig um die eine Kuppe herum abbog, sondern, ohne Unterbrechung in südlicher Richtung sich fortsetzend, den Palatinus mit umfaßte. Gewaltige Bruchsteine vulkanischen Tuffs ohne Cement, mit Kopf- und Langseite wechselsweise übereinandergelegt, bei einer Mauerstärke, die beiläufig zwischen 1—4 Meter wechselt, charakterisiren jene älteste Bauart, der wir in Rom und andern Städten Latiums und Etruriens so oft begegnen. Waren aber anfangs beide Höhen unabhängig voneinander bewohnt, so mußte offenbar der erste Gründungsact darin bestehen, die beiden Stämme zu vereinigen. Wie die Monarchie, die Curieneintheilung, Senat und Comitien dies in politischer Beziehung gethan, so vollzog sich die Verschmelzung äußerlich durch gemeinsame Befestigung, die beide Gipfel umgab. Diese bildet nunmehr den eigentlichen Kern der Stadt, welche man seitdem in prägnantem Sinne ebenfalls als Roma quadrata bezeichnet, wie denn auch der ganze Berg den Collectivnamen Palatinus erhält. Aus dem Umstande aber, daß die Mauern des Pomöriums, wie in jeder alten Stadt Italiens, denen des Castells parallel sind, und der fernern Thatsache, daß schon zur Zeit der Republik sich keine Spur eines solchen mehr vorgefunden, muß man schließen, daß der eigentliche Palatinus entweder gar keine Mauern gehabt und nur mit Wall umgeben war, oder daß seine Ummauerung verschwand, nachdem das städtische Gebiet sich weiter ausgedehnt.

Die übrigen Niederlassungen aber bis zur Zeit, wo die Servianische Mauer sie alle umschloß, sind nur Vorstädte des Palatinus. Dies beweist der Umstand, daß nur die Porta mugionis allein in ältester Zeit den Thoreingang gebildet, welche zur Vertheidigung des schwächsten Punktes der Festung am natürlichen Terrainabhang zugleich den einzigen Zugang, den Clivus Palatinus aufnahm. Auch in dieser Hinsicht haben die neuesten Ausgrabungen wesentliches Licht verbreitet.

Da man ferner weiß, daß bis zu Augustus' Zeit außer diesem natürlichen

Digitized by Google

Zugang und Thor kein anderes existirte, sodaß man sowol vom Forum romanum wie vom Velabrum her nur auf Treppen zur Höhe gelangen konnte, so müssen andere Thoranlagen spätern Zeiten angehören; denn auch auf dem steil abfallenden Westrande, dessen morscher Grund mit den darauf ruhenden Gebäuden theilweise in die Tiefe sank, hat sich ein zweiter Zugang gefunden, der, wie alle altrömischen Straßen, am wohlbekannten Basaltpflaster zu erkennen ist, das, von zwei mächtigen Parallelmauern in Tuffquadern umschlossen, vom Circus maximus her zur Höhe führt. Wenig freilich ist davon erhalten, auch an den Stellen, wo wegen des steilen Abfalls Stufen den Aufgang bilden, welche auf die von Classikern oft genannte Scala Caci hinweisen. In der That könnte auf der ganzen Westfront keine passendere Stelle dafür gefunden werden. Gewaltiges Quadergestein begrenzt, dicht vor dem Eingange, den Clivus zur Linken, ähnliche Massen lagern sich vor der Mündung, beides zu fortificatorischen Zwecken, ohne daß man jedoch im jetzigen Zustande die ursprüngliche Form zu erkennen vermag. Nur Vermuthung aber ist die Annahme eines dritten Thores an der Südecke des Hügels, dort, wo späterhin das Septizonium errichtet worden, und wo sich Spuren eines natürlichen Zugangs gefunden haben.

Am Fuße der Substructionsmauern des nördlichen Höhenrandes bis zur westlichen Ecke führt jetzt ein moderner Fußweg, dem zur Rechten aus dem ärmlichen Quartier der mächtige Unterbau von Caligula's Brücke hervorragt, während links in malerischem Gemisch alles nur denkbaren Materials vom Quaderbau bis zum betonartigen Gußwerk und von Constructionen der romulischen Periode bis auf die neueste Zeit die entblößten, vielfach geborstenen Plateausubstructionen sich hinziehen. Von jenen in den Fels gehauenen, vielleicht auch natürlichen Höhlungen mag eine der heiligen Grotte und Felsenquelle entsprechen, die seit ältesten Zeiten dem Faunus Lupercus geweiht war, bekanntlich jener Zufluchtsort, wo die Wölfin von den verfolgenden Hirten die Zwillinge säugend betroffen ward. Auch die Hütte des mitleidigen Hirten, das Tugurium des Faustulus, hat wol einst in dieser Gegend gelegen. Hoch in Ehren ward während der ganzen Zeit der römischen Republik das Andenken an dieselbe gehalten und im Jahre 458 der Stadt die Grotte von den Aedilen mit dem bronzenen Bildniß der Wölfin geschmückt, das Haus des Romulus aber noch während der punischen Kriege in einen Tempel umgewandelt. Zu Augustus' Zeit war die Legende bereits religiöses Staatsdogma, aus dem Gründer Roms ein Heiliger geworden. Jenem genügte es nicht, die Monarchie wiederhergestellt zu haben, er selbst will ein zweiter Gründer der Stadt sein. Seine Geburt auf dem Palatinus ist ihm eine günstige Vorbedeutung zur Wiedererweckung alter Erinnerungen. Nahe dem Mundus baut er sein Haus, stellt die Feste der Lupercalien wieder her und setzt von neuem das alte Priestercolleg ein. Nicht unberechtigt erscheint daher wol der Versuch, die Reste von Heiligthümern, welche die Ausgrabungen am Nordostabhange des Palatinus neuerdings zu Tage gefördert, mit diesen Monumenten in Verbindung zu bringen. Zwei Häuserspuren haben insbesondere Interesse erregt. Die erste zeigt körnige Tuffmasse und hat ganz den Anschein eines Tempels. Ihm gehören offenbar auch

Digitized by Google

die zahlreichen Säulenfragmente und Stücke mit Stuck verkleideten albanischen Gesteins an, die den Boden bedeckten.

Das zweite, mehr nach Westen liegende ist im Grundriß rechtwinkelig und besteht aus mehrern Lagen gelber Tuffmasse, die den Steinbrüchen des Hügels selber zu entstammen scheint. Nicht nur die Stempel, welche an die älteste italienische Schrift erinnern, welche an Vasen und Geräth ganz ähnlichen Stils aus den Gräbern des südlichen Etruriens zu bemerken, auch Material und primitive Bauart scheinen darauf hinzuweisen, daß man es mit einem jener ältesten Monumente zu thun habe, die bis zu den Tagen höchster Macht die Gründung Roms überdauert. Die Lage des letztern insbesondere dürfte ziemlich der Stelle entsprechen, wo der Beschreibung nach des Romulus Hütte gestanden, die, so oft der Zahn der Zeit das allzu schwache Material von Holz und Binsenreis zerstört, stets neu wiederhergestellt zu werden pflegte, sodaß noch Dionys von Halikarnaß sie ebenda gesehen, wo man jetzt die Fundamente aufgedeckt. Dagegen dürfte die von Rosa adoptirte Bezeichnung eines kleinen Altars als Auguratorium nicht zutreffen, denn das letztere, von Romulus erbaut, ward von Hadrian restaurirt, während der erwähnte Bau der Construction nach ganz der republikanischen Zeit zugehört und keine Spuren von Restauration zeigt.

Wendet man sich der Südecke des Abhanges, zwischen Santa-Maria Libratrice bis zum Titusbogen zu, so blickt man auf jetzt bloßgelegtes antikes Straßenpflaster, dessen Bestimmung als Verbindungsweg der palatinischen Stadt mit der Via sacra unverkennbar ist. Unmittelbar an der Straße erheben sich die leider arg verwüsteten Substructionen des altberühmten Jupiter-Stator-Tempels, dessen ursprüngliche Gestalt indeß auch hier kaum wiederzuerkennen. Ob, wie die Sage will, der Tempel durch Romulus gegründet, ist zwar zweifelhaft; jedenfalls aber gehörte er zu jenen ältesten Heiligthümern, deren Ursprung ebenso wenig der Zeit nach bekannt, wie der Name ihres Erbauers und die Bedeutung des Beinamens der Gottheit, welcher er geweiht, bis später Annalisten ihn unter Zuhülfenahme der Etymologie des Wortes „Stator" als Werk des Romulus dargestellt. Die Sabiner hatten sich, Livius' Bericht zufolge, schon des Capitols bemächtigt und warfen sich auf die fliehenden Römer, welche sie bis zum Thor des Palatinus verfolgten. In diesem Augenblick der Flucht gelobte Romulus dem Jupiter an demselben Ort einen Tempel, wenn er die Seinen zum Stehen bringe.

Ebenso wenig aber wie dieses, wird auch darüber entschieden werden können, ob die Ueberreste jenes Heiligthums der ursprünglichen Gestalt oder späterer Restauration angehören, wenn auch über die Lage des Ortes selbst den topographischen Berichten der Alten zufolge kein Zweifel herrscht.

Andere Spuren von Heiligthümern ältester Zeit sind weniger sicher. Die stattlichen Substructionen, welche die Westecke des Palatinus überhöhend römische Tempelform zeigen, deren Grundriß, nach den vier Himmelsgegenden orientirt, ein freier Platz, eine Area, umgibt, lassen allerdings nach Visconti auf das Heiligthum der Cybele schließen, deren Bildniß, dem Orakelspruch der Sibyllinischen Bücher gemäß, während des zweiten Punischen Krieges nach Rom gebracht ward und deren Cult sich seitdem bis in die Zeiten des Christenthums erhalten hat.

Digitized by Google

Rosa hingegen bezeichnet ihn als Tempel des Jupiter Victor, einen bekanntlich in der Schlacht bei Sentinum von Fabius Maximus gelobten Tempel. Von dem hohen Alter dieses Baues und seiner frühern Bedeutung zeugen nicht weniger die ursprünglich mit Stuck bekleideten Peperinsäulen, wie die überhöhende Lage seines Unterbaues, zu dem eine in fünf Absätzen gegliederte, die ganze Front umfassende Treppe hinaufführt.

Räthselhaft zum Theil und ungelöst bleibt bisjetzt noch sonst gar manches von dem, was sich neuerdings am Südwestabhange herausgestellt hat. Die ehemaligen Farnesischen Gärten sind es insbesondere, welche, heutzutage nur zum geringsten Theile noch ihre frühere Gestalt bewahrend, die antiken Grundrißformen, soweit jahrtausendelanger Ruin dies überhaupt ermöglicht, vollkommen wiedererkennen lassen. Ein reiches Feld der interessantesten topographischen Entdeckungen bietet sich hier dem Forscher noch, das eine mehr als zwölfhundertjährige Bauthätigkeit seit der Gründung Roms bis zum Untergange des Kaiserreichs mit Werken aller Art überdeckt, deren verstümmelte Ueberreste wir gleichsam wie das zerfallene Skelet eines Riesenleibes vergebens wieder zusammenzusetzen uns bemühen. Nehmen aber jene ältesten Erinnerungen, sofern ihre Entdeckung neuesten Datums ist, das Interesse des Forschers heute vorzugsweise in Anspruch, so wird der Besucher des Palatinus die altberühmte Stätte kaum verlassen können, ohne auch den frühern Funden einen Blick zu schenken. Denn unwillkürlich fast weilt beim Namen des Palatinus die Phantasie bei jenen großartigen Anlagen, welche den Glanz der Kaiserzeit offenbarten. Zu keiner Periode des römischen Alterthums war der Palatinus ganz unbewohnt. Während der Zeit der Republik hatten hier die hervorragendsten Männer ihren Wohnsitz, unter denen beispielsweise Cicero und sein berühmter Gegner Hortensius zu erwähnen. Selbst Cäsar hat als Pontifex Maximus den Königspalast auf dieser Höhe bewohnt. Doch erst mit Augustus beginnt hier eine neue Periode. Anfangs aus Politik nur einfach im Hause des Hortensius eingerichtet, dessen Porticus von Säulen aus Albanergestein getragen wurde und der ohne jede Spur von Marmorschmuck war, begann er nach der Besiegung des Sextus Pompejus das Vaterhaus, welches er, um als Pontifex Maximus dasselbe fernerhin bewohnen zu können, als Staatseigenthum erklärte, zu erweitern und nach und nach in einen glänzenden Palast umzuwandeln. Diese sogenannte Domus Augustana befand sich in der Villa Spada, jetzt Mills, daher sie leider unzugänglich. Bei Gelegenheit der im Jahre 1777 von Rancoureuil geleiteten Ausgrabungen ward ein großer Plan dieses Theiles entworfen, auf welchen hier verwiesen wird. Noch bis zum Jahre 1829, wo ein Erdbeben jede Spur zerstörte, war die ganze Front von zehn Fenstern sichtbar. Die vielen werthvollen reichen Sculpturen von fremdem Marmor, welche Wände, Fußboden, Wasserbehälter einst bekleidet, wurden theils verkauft, zum größten Theil verschleudert. Nur einige unterirdische Kammern sind auf der Vorderseite des Peristyls vorhanden, zu denen man vom Innern des Klosters her hinabsteigt. Die Ueberreste ihres Marmorschmuckes und der frühern Wandmalerei fesseln bei magischer Beleuchtung des durch die Spalten des Gewölbes eindringenden Lichtes unwillkürlich Blick und Phantasie. Man hat in diesen Räumen, südlich vom Domitianischen Complex,

Digitized by Google

zwei dem Palast noch zugehörige Bibliotheken zu erkennen geglaubt, deren Inneres, den Berichten zufolge, mit Werken der bildenden Kunst in glänzendster Art ausgestattet war, von der kolossalen Bronzestatue Apoll's, Augustus selber als Gott darstellend, bis zum kleinsten Satyr herab. Marmorne Hallen vermittelten die Verbindung dieser Räume mit dem Tempel des Apollo, gegründet zur Erinnerung der Schlacht bei Actium, dessen Pracht wiederum alles Frühere weit übertrifft. Carrarischer Marmor bildet den Mantel, Statuen von Skopas' Meisterhand, Apollo Kitharoedes, Latona und Diana trägt das Innere, während hoch vom Giebel auf der Quadriga die Phöbusstatue, ein Werk der Chiosschule, herabschaut. Doch auch von diesem stolzen Bau ist nichts geblieben. Die Substructionsmauern östlich von der Scala Caci, dessen Umfang allein schon den Abfall des Plateau bedeutend überhöht, scheinen allerdings auf einen mächtigen Tempelbau zu deuten, vielleicht die letzten Spuren jenes Prachtbaues. Doch Gewißheit gibt weder die Art des Mauerwerkes noch die Ziegelstempel, die der Antoninischen Zeit entsprechen.

Bei weitem sicherern Anhalt gewähren die Bauten des Tiberius. Ganz in der Nähe des Hauses, das sein Vater besessen, befand sich später der Palast des Sohnes. Schon der Umstand, daß, wie Tacitus berichtet, Otho sich durch das Haus des Tiberius begibt, um nach dem Velabrum zu den Verschworenen zu gelangen, daß ferner Vitellius dort speisend das Capitol in Flammen sah, weist auf den Westrand des Plateau, wo in der That neuerdings die südwestliche und östliche Begrenzung aufgedeckt wird. Jene besteht aus einer Reihe, den Wandkritzeleien nach zu schließen, für die kaiserliche Garde bestimmter Wachtlocale, die andere bildet jenen halbunterirdischen Corridor, durch den sich, wie die Classiker berichten, nach Caligula's Ermordung die Verschworenen zum Hause des Germanicus geflüchtet. Dies letztere, auch als Haus der Livia bezeichnet, gehört ohne Zweifel zu den besterhaltenen antiken Ueberresten dieser Art. Das opus reticulatum seiner Wände, den besten Zeiten der Republik entsprechend, besteht aus lithoidischem Tuff mit Ecken, die der Stein selbst bildet, ohne Zuhülfenahme von Ziegelsteinen. Man hat aus diesem Grunde nicht mit Unrecht geglaubt, den Bau entweder Tiberius' Vater oder Großvater zuschreiben zu müssen, dem Berichte Sueton's gemäß, daß allgemeiner Meinung zufolge Tiberius daselbst geboren sei. Außer Zweifel ist jedenfalls, daß das Haus dem Germanicus gehört und das einzige von allen Palästen war, das dem Brande und der Zerstörung wunderbarerweise entging. Das Gebäude theilt sich nach Art der römischen Häuser in zwei Theile, der eine zu öffentlichem Verkehr und Empfang von Fremden, der andere ausschließlich zum Familienleben. Ein mit Mosaik belegter, mit Wandmalerei decorirter Zugang führt schräg abwärts zur Vorhalle des Atriums, zur Linken der Hausaltar. Gegen den einfachen Verputz der Wände und das weiße Paviment seines Bodens sind die anstoßenden Räume luxuriös zu nennen, wo die ungewöhnlich gute Erhaltung ihrer Fresken nur durch frühzeitige Verschüttung sich erklärt. Besonderes Interesse hat unter ihnen die bekannte Gruppe an der Schlußwand erregt: Polyphem, aus den Fluten halb hervorragend, wie er, unkundig des Schwimmens, der Galathea vergebens nachstellt, die von zwei Nereiden begleitet auf einem Hippokamp durch die Wogen zieht, während Amor, auf Polyphem's Schultern stehend, mit einem

Digitized by Google

Bande ihn zügelt, den Liebesbann des rohen Verehrers bezeichnend. Ganz im Gegentheil der pompejanischen, meist phantastischen Darstellung ist Art und Behandlung des Gegenstandes hier durchaus realistisch. Viel Lebensfrische drückt sich selbst in den meist in natürlicher Größe ausgeführten Säulendecorationen des dritten Saales aus, die mehr noch als die miniaturartig fein gemalten Friesstreifen durch Hunderte von Figuren, Thieren und phantastischen Gebilden überraschen, deren Composition nicht weniger wie die Schönheit ihrer Darstellung unverkennbar die zeitliche Priorität vor der pompejanischen in Anspruch nimmt. Der Idee sowol wie der Ausführung nach viel flüchtiger sind dagegen die Gemälde des vierten Saales, welche Gegenstände ganz heterogener Art darstellen. Baumgruppen, Parkanlagen, Teiche, Brücken, Stege und Treppen, Heiligthümer, Statuen bilden die von Vögeln und weidendem Vieh belebte Scenerie, die, phantastisch ohne Anspruch auf Naturwahrheit arrangirt, ihrem Zusammenhange nach wol nicht viel mehr als bloßes Spiel decorativer Phantasie sein mag. In eben solch phantastischem Stil, gegen den Vitruv sich, freilich nutzlos, ereifert, sind die übrigen Ornamente gehalten.

Trotz ihres großen Umfanges fühlte sich dennoch Caligula gedrängt, die Tiberianischen Anlagen zu erweitern. Riesige Substructionen, welche das steil abfallende Terrain erfordert, haben sich in der That noch in jenen Mauerresten an der Nordseite hin erhalten, welche durch die letztjährigen Ausgrabungen hier zu Tage getreten sind. An Pracht müssen diese Bauten den frühern sicher nicht nachgestanden haben, deren Säulenhallen der Cäsar in schlaflosen Nächten durchwandelt, nicht weniger auch jener Tempel, den er sich selbst erbaut, mit des Kaisers goldener Porträtbüste, mit dem gleichen Gewande täglich bekleidet, wie das, welches er selber trug. Unerklärlich aber bleibt es, wie man diese dunkeln Räume als Wohnung benutzen konnte; um so mehr, als schon der schiefe Straßenzug zu constructiven Unregelmäßigkeiten zwang. Westlich von den kolossalen Substructionen jener Brücke, die Caligula vom Palatinus zum Capitol geschlagen, um Jupiter näher zu sein, dessen Sohn er zu sein vorgab, finden sich, an jene Bauten angelehnt, eine Reihe von Privatgebäuden, die, späterhin den Erweiterungsbauten der Kaiser einverleibt, zu den verhältnißmäßig gut erhaltenen Monumenten zu zählen sind. Am besten unter diesen hat sich wahrscheinlich infolge frühzeitiger Verschüttung der südliche Theil des, nach Sueton's Bericht so bezeichneten Domus Gelotiena conservirt.

Dem freien, von Säulen umfaßten Vorplatze zunächst lag eine Reihe ziemlich verfallener Gemächer. Besser erhalten sind die innern Räume, deren mittlerer exedrenförmig, nur einfachen und rohen Wandschmuck zeigt, der indeß durch die Wandkritzeleien (Sgraffetti) ein besonderes Interesse gewann, unter denen das bekannte Spottcrucifix in culturhistorischer Hinsicht besonders merkwürdig ist.*)

*) Die Stuckplatte, von ihrem Fundorte entfernt, befindet sich jetzt im Kircher'schen Museum. Sie zeigt in rohen Umrissen ein Kreuz mit zwei Querhölzern, worin, ebenfalls nur allgemein angedeutet, eine menschliche Figur mit ausgebreiteten Armen hängt, die einen Eselskopf dem seitwärts zur Verehrung die Arme erhebenden Verehrer zuwendet. Die Unterschrift „Ἀλεξάμενος σέβεται θεόν" (Alexamenos verehrt Gott) wie die später

Digitized by Google

Diese wie auch andere Inschriften scheinen keinesfalls späterer Zeit als der ersten Periode der Antonine zu entsprechen, und können daher als eins der ältesten Documente jener Zeit für das allmähliche Umsichgreifen des Christenthums gelten. Ob übrigens die ganze Anlage nach Rosa als Pädagogium für Pagen zu bezeichnen oder nur als einfache Kaserne zu betrachten sei, läßt sich aus jenen Kritzeleien allein nicht ersehen. Auf letzteres scheint die folgende allerdings hinzudeuten: „Labora aselle quomodo ego laboravi et proderit tibi", die sich mehr für eine Wachtstube, denn für eine Erziehungsanstalt ziemen möchte.

Wenig Spuren nur gehören Nero's Bauthätigkeit auf den palatinischen Höhen an. Daß dieser, nachdem er den Palastbau über den ganzen Berg erstreckt, hiermit nicht zufrieden, ihn bis über den Esquilinus ausdehnt, mag wol in dem Wunsche seine Erklärung finden, die von Mäcenas erworbenen Gärten mit dem Palast direct zu verbinden, wie ja auch sein Anbau als Domus transitoria bezeichnet wird. Ueberhaupt bleibt mehr oder weniger zweifelhaft, ob dieser Fürst den palatinischen Bauten je besondere Sorge zugewandt hat; denn das goldene Haus, seine eigentliche Schöpfung, von dessen verschwenderischer Pracht die dürftigen Reste von Wandmalereien weit weniger einen Begriff geben als die ausführlichen Schilderungen classischer Berichte, erstreckte sich in der Hauptsache über die, den Palatinus umgebenden Höhenzüge, die Velia, Cälius und Esquilinus.

Glänzender aber der Beschreibung nach, wenn auch weniger umfangreich war Domitian's Palast, den die Area palatina vom Tiberianischen trennt. Die Grenzen seines Umfangs waren durch Vespasian bereits wiederhergestellt, der dem öffentlichen Verkehr das weite, von Nero occupirte Terrain zurückgegeben und sich ausschließlich mit dem auf dem Palatinus gelegenen Theile begnügt. Da die Nordseite vom Hause Caligula's und Tiberius', die Südseite von dem Augustus' und Nero's bereits besetzt war, so mußte er, um sich Raum zu schaffen, die natürliche Vertiefung, welche beide Kuppen trennt, durch künstliche Füllung und gigantische Mauern im opus quadratum beseitigen. Diese Räume hat später Domitian äußerlich unverändert beibehalten und nur auf die innere Ausstattung sein Augenmerk gerichtet. Von ihm spricht Plutarch mit Ausdrücken höchster Bewunderung, und vergleicht ihn mit dem fabelhaften Midas, dessen Berührung alles in Gold verwandelt. Nach assyrischem Vorbilde eingerichtet, sind von ihm jene Gartenanlagen Adonea genannt. Die Entdeckung des Domitianischen Palastes ist ältern Datums und als Verdienst Bianchini's zu betrachten, der ihn im Jahre 1726 bei Gelegenheit der Ausgrabungen des Herzogs von Parma bloßgelegt und unter Beifügung von Plänen detaillirt beschrieben hat. Die vielen damals gefundenen Ueberreste von Kunstwerken gingen aber wiederum größtentheils verloren. Nicht viel besser ging es mit den in den Farnesinischen Gärten gemachten Funden, die wie Villa Madama und andere damals zum Hause Paul's III. gehörten. Trotz der spätern Fortsetzung der Ausgrabungen unter Napoleon III. blieb bis heute

nebenan gefundene Inschrift „Alexamenos fidelis" zeigen, daß es sich um Spott gegen einen christlichen Kameraden handelt. Andere Interpretationen, wie die von Haupt, welcher Typhon in der fraglichen Figur zu erkennen glaubt, können hier füglich übergangen werden.

Digitized by Google

noch ein großer Theil der drei Gebäude unter dem Schutte des Erdreichs verborgen. Somit bleibt des Beobachters Auge nur auf die wenigen Trümmer einstiger Herrlichkeit angewiesen, deren bloßer Anblick indeß schon genügt, sich mit Zuhülfenahme der Phantasie einen, wenn auch freilich nur schwachen Begriff davon zu machen.

Der Hauptsaal, das Augustale Solium, wie die „Cronica cassinense" es nennt, woselbst noch die Krönung des Kaisers Heraclius stattfand, hatte eine Länge von 160 Fuß bei nahezu derselben Breite und war von einem etwa 3000 Quadratmeter Inhalt fassenden Hof umgeben, von dessen Säulen sich noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mehrere unverletzt und vollständig erhalten fanden. Phrygischer und numidischer Marmor bildete ihren Schaft, Capitäle und Gebälk aus weißem Marmor zeigten eine seltene, mit höchstem Reichthum verbundene Gediegenheit. Vieles von den damaligen Funden, unter denen zwei Basaltstatuen, ein Hercules und ein Bacchus insbesondere erwähnt werden, die in den Nischen gestanden, kamen später nach Neapel, zwei Säulen aus gelbem Marmor, welche Thürpfosten gebildet, wurden für 2000 Zecchinen verkauft. Die dazugehörige Schwelle war von einem so großen Marmorblock gebildet, daß sie als Altartisch in Chiesa della Rotonda Verwendung fand. Noch heute bildet ein großer Theil ehemaliger Architekturstücke die malerische Ausstattung des Vestibuls von Palazzo Farnese. Von den sonstigen Räumen ist insbesondere der Saal zur Rechten wichtig durch seine Grundrißform, die den ältesten Typus einer Privatbasilika zeigt, wie er später in der christlichen Basilika sich erhalten, nach Vitruv bekanntlich ein nothwendiger Bestandtheil jedes gut eingerichteten Wohnhauses.

Kaum die Hälfte der Saalbauten sind dagegen jenen gegenüber im südöstlichen Abschnitt bis heute bloßgelegt. Vereinzelte Fragmente von Granitsäulen, von Porphyr, Serpentin und Giallo und wenige Pavimentreste sind die einzigen Spuren des mittlern, gewöhnlich als Speisesaal oder Triclinium bezeichneten Raumes. Reicher ist das sogenannte Nymphäum, dessen einstige Bestimmung der, von einem Bassin umgebene Fontainenbau andeutet. Orientalischer Alabaster deckt noch zum Theil den Boden des Gemachs, wo der schönste Fund der Ausgrabungen, der jetzt im Louvre zu Paris befindliche geflügelte Eros, echt griechische Arbeit, entdeckt worden, der noch so gut erhalten war, daß er sich vollständig hat restauriren lassen. Spielzimmer, Thermen, bildeten wahrscheinlich den Anschluß an die Privaträume. Zu dieser Kategorie mag der von jenen Umfassungsmauern eingeschlossene Raum an der Südseite der Villa Mills gehören, den Dimensionen nach ein Stadium für gymnastische Spiele, von dessen marmorverkleideten Halbsäulen die letzten Ausgrabungen eine nicht unbeträchtliche Anzahl bloßgelegt haben. Dies Stadium, welches wunderbarerweise trotz seiner Größe und Bedeutung von Classikern nirgends erwähnt wird, läßt dennoch keinen Zweifel über seine einstige Bestimmung. Die Länge von 625 Fuß entspricht in der That genau den damals allgemein angewandten Abmessungen einer Bahn für Fußwettlauf. Sowol die Art der Umfassungsmauer als einige Stempel deuten auf Domitian als muthmaßlichen Erbauer. Die elegante zweietagige Exedra, von doppelter Säulenreihe getragen, stimmt ganz zu dieser Annahme, nicht weniger auch der Umstand, daß das Intercolumnium jene Amazone

Digitized by Google

enthielt, die nach Vacca's Angabe am Ende des 16. Jahrhunderts hier gleichzeitig mit dem Hercules des Lysippos entdeckt ward, den nachher Cosmos III. für den Palazzo Pitti kaufte.

Doch der ganze Domitianische Prachtbau überdauerte nicht seine Zeit; denn schon Nerva machte den, ohnehin nicht als Wohnpalast eingerichteten Hauptflügel zur Aedes publica, sodaß somit seinen Nachfolgern nur der Tiberianische Palast verblieb. Erst Septimius Severus zog wieder den ganzen Hügel in den Bereich der kaiserlichen Residenz. Von ihm, der, wie man sagt, den ganzen Bau hier unternommen, um den von der südlichen Hauptstraße her sich nähernden afrikanischen Landsleuten sofort von seiner Würde Zeugniß zu geben, rühren die Bauten auf der Südfront her, deren Substructionen und Gewölbe noch jetzt zu den mächtigsten Ueberresten der palatinischen Kaiserpaläste zählen. Weite Loggien, Gemächer, Bäder erheben sich über den riesigen Unterbau, verschieden nach Form und Zeit, unter denen ein großer Theil vielleicht früher schon vorhandener, nachher verlassener Bauarten mit neuen Zwischenbauten verstärkt, welche jene ältern Formen unterbrechen, um für den Neubau überall gleiches Niveau zu erlangen. Trotz oder vielleicht infolge dieser Verschiedenartigkeit übertreffen die Septimianischen Ruinen in ihrer Gesammtwirkung bei weitem alle sonst vorhandenen palatinischen Monumente. Von den harmonischen warmen Farbentönen des opus lateritum mit dunkelgrünen Massen von Schmarotzerpflanzen, die im Guirlandenschmuck von Immergrün und Epheu die halb schon fallenden Bogen inmitten Fragmenten von Marmordecoration umkränzen, möchte Byron's Schilderung die deutlichste Vorstellung geben:

Cipress and ivy weed and wullflower grown,
Matted and massed together hillocks heaped,
On what were chambers, arch crushed columns strown,
In fragments choked up vaults and frescoes steep'd.

(Byron's „Childe Harold".)

Die hervorragendste Bedeutung aber unter jenen Bauten nimmt das Septizonium ein, jenes noch heute räthselhafte Werk, dessen Ueberreste sich noch bis ans Ende des 16. Jahrhunderts verhältnißmäßig gut erhalten haben und in vielfachen Abbildungen bis auf unsere Zeit überkommen sind. Drei übereinandergestellte Säulenreihen an eine starke, nach oben sich verjüngende Rückwand gelehnt, deren Nischengliederung sie folgten, bildeten den Façadenschmuck. Eine Front von sieben übereinander befindlichen Säulenreihen, worauf der Name zu deuten scheint, ist aber bei der schwachen, nur durch geradliniges Gebälk verbundenen korinthischen Säulenstellung bei der im dritten Geschoß schon erheblich sich vermindernden Wandstärke undenkbar. Nur ein Terrassenbau, der ja bei entsprechender Distanz den nämlichen Eindruck wie eine Front von sieben Etagen macht, könnte allenfalls gemeint sein, von andern mehr oder weniger gesuchten Erklärungen des Grundes seiner Benennung abgesehen. Nur wenig Spuren sind leider heute von dem stolzen Bau erhalten. Ueber den natürlichen Hügelrand weit vorgeschoben liegt der größte Theil zerstört oder unter Schutt begraben. Die mächtigen Riesenwölbungen,

Digitized by Google

welche sich labyrinthisch über- und nebeneinander thürmen, müssen wesentlich als Substructionsbauten angesehen werden, die das Hügelplateau nach dieser Seite hin ergänzt und erweitert haben. Vom eigentlichen Bau aber gibt es keine Spur.

Dies sind die letzten großen Bauten, zugleich auch die, an welche sich in frühern Zeiten schon der Name der Kaiserpaläste vorzugsweise geknüpft. Was spätere Herrscher noch hinzugefügt, sind vereinzelte Anlagen oder Restaurationen früherer Bauten. Mit der Verlegung des Thrones nach Byzanz erlosch der Glanz der Paläste, deren Ausstattung zum Theil dorthin überging. Restaurationsarbeiten der Kaiser Valens, Gratian u. a. waren wol nur Ausnahmen in dieser Zeit des künstlerischen Verfalles. Bewegliche Kostbarkeiten hatten die Raubzüge nordischer Barbaren entführt, was nicht dazu geeignet war, zerstört. Seit Theodorich, der die letzten Restaurationen ausführen ließ, um dem durch mehr als hundertjährige Verwahrlosung eingerissenen Verfalle vorzubeugen, nimmt trotz der Aufsicht der Ruin von Tag zu Tag reißend zu. Im 8. Jahrhundert lag nach den Angaben des Anonymus von Einsiedeln der ganze Palatinus schon in Trümmern, die wenig mehr von seiner frühern Bedeutung zu erkennen gaben. Als Magazine und Speicher dienen die Gewölbe, Gärten decken die Abhänge, die, sobald Humus genug gebildet, über das Plateau des Hügels ausgedehnt werden, auf dessen Höhe sich im 10. Jahrhundert inmitten der in Grotten und Gärten umgewandelten Septimianischen Anlagen ein Kloster erhebt, der Erinnerung des heiligen Sebastianus geweiht, welcher der Sage nach hier seinen Tod gefunden. Ueber das 12. Jahrhundert hinaus, wo er den Frangipani noch als Festungslinie gedient, verödet der Hügel ganz. Die jetzige Villa Mills, seit etwa 20 Jahren ein Kloster, datirt schon aus dem 16. Jahrhundert, nicht weniger die Orti Farnesini, die, was Ausstattung und Anmuth der Lage betrifft, mit jenen im entferntesten nicht zu vergleichen. Wunderbar in der That ist trotz der umfassenden Ausgrabungsarbeiten der letzten Jahre der malerische Charakter dieser in Ansicht wie Aussicht gleich interessanten Ruinen.

Von jenem Belvedere, dem sogenannten Pulvinare des Septimianischen Palastes, von wo der Kaiser den Circusspielen zuzusehen pflegte, welch überraschendes Bild! Das Colosseum zur Linken, den grünen Rasenteppich, welcher die Substructionen von Claudius' Tempel umzieht, entlang gleitet der Blick über die Abhänge des Cälius, an dessen Fuße sich fast geradlinig der Clivus Scaurus hinaufzieht, zur Höhe des Aventinus mit den Trümmermassen der Antoninischen Thoranlagen, um weiterhin in der Richtung der Porta Appia über das Grab der Metella hinweg die ganze Linie der Appischen Straße bis nach Bovillä und Albano hin zu übersehen. Ueber den Aventinus hinweg die Pyramide des Cestius, die Basilica Ostiensis breitet sich wiederum das ganze untere Tiberthal bis zum Tyrrhenischen Meere hin aus. Die Tiburtiner- und Albanerberge bilden die Umgrenzung der mit Ruinen übersäeten Campagna, deren Hügel sich durch jenen edeln Linienschwung charakterisiren, der zu allen Zeiten die Künstler gefesselt hat. Nicht cultivirter Boden oder üppig lachende Fluren möchten hier das Gefühl jener innern Harmonie erwecken, wie die kahlen Hügel der Campagna, welche die moderne Cultur noch

Digitized by Google

nicht zu verjüngen vermocht, wie jener Boden, der antik geblieben wie die Ruinen, welche ihn bedecken.

Wenn aber diejenigen Ruinen, welche der palatinische Hügel trägt, als Wiege römischer Cultur, als Träger ihres höchsten Glanzes zugleich unser Interesse vor allen übrigen in Anspruch nehmen, so wird auch um so eifriger in Zukunft die archäologische Forschung bemüht sein müssen, nicht nur den Rest der Schätze zu heben, die der Schos der Erde noch deckt, sondern auch über die, welche offen, aber unaufgeklärt bisjetzt noch vor uns liegen, allmählich vollkommen Klarheit und Licht zu verbreiten.

Digitized by Google

Korea in Vergangenheit und Zukunft.

Von

Ernst Oppert.

Von Jahr zu Jahr tritt auch bei uns in Deutschland das allgemeine Interesse für die Entdeckungen und Forschungen im Herzen des großen afrikanischen Continents mehr und mehr in den Vordergrund. Mit gewiß völlig gerechtfertigter Spannung folgt das große Publikum den Spuren der einzelnen kühnen Reisenden wie den Berichten, welche über den Fortgang ihrer Unternehmungen von Zeit zu Zeit zu uns gelangen. Dagegen ist es eine leider nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Theilnahme, welche den Reisenden und Erforschern der ungeheuern, theilweise noch von keines Europäers Fuß betretenen Länder Central- und Ostasiens entgegengebracht wird, verhältnißmäßig nur eine schwache und untergeordnete ist.

Außer in Fachkreisen weiß man wenig von den Bestrebungen der letztern, ja man kennt kaum die Namen derjenigen, die unter nicht geringern Fährlichkeiten und mit Hintansetzung von Leben und Gesundheit in die unbekannten Regionen des asiatischen Welttheils einzudringen und der Wissenschaft wie dem Weltverkehr gleich große Dienste zu leisten trachten. Es mag sein, daß dem Afrikaforscher der Reiz der Neuheit zu statten kommt, daß die Beschreibung der Erlebnisse unter wilden und halbwilden, aller Cultur baren Stämmen und Völkerschaften romantischer klingt als diejenige von Völkern, welche, wenn sie auch in mehr oder weniger geregelten Verbänden leben und sich auf einer höhern Stufe der Civilisation als die afrikanischen Negerrassen befinden, gegen das Vordringen westlicher Cultur eher noch feindlicher gesinnt sind als diese, und den Pionieren derselben auf jedem Schritt die größten, oft fast unüberwindlichen Schwierigkeiten und Hemmnisse in den Weg legen.

Zu den Ländern Ostasiens, welche seit Jahrhunderten bis vor wenig Jahren selbst für das nächste Nachbarreich China in ein mythisches Dunkel gehüllt waren, gehört die größte östliche Halbinsel, welche das Königreich Korea bildet. Seit jenen Zeiten, die mit dem Ende der Kämpfe mit dem benachbarten Japan nach dem Tode des energischen Daiko Fidejosi und der gänzlichen Niederlage und Austreibung der Japaner 1597 ihren Abschluß fanden, und nach dem gleichfalls erfolglosen, unglücklich endenden letzten Einfallversuch Chinas in Korea 1657, war das

Digitized by Google

Gebiet des Königreiches ebensowol den Bewohnern dieser Nachbarstaaten wie allen übrigen Fremden verschlossen geblieben, und alle spätern Versuche, diesem Absonderungssystem ein Ende zu machen, waren an dem energischen Widerstande der koreischen Machthaber gescheitert. Es war jedoch vorauszusehen, daß dieses starre Widerstreben mit der Zeit gebrochen werden mußte und sie sich auf die Dauer dem Einfluß der Umwälzungen, die sich mit der Neueröffnung Japans und seit den letzten chinesisch-europäischen Kriegen im fernen Osten vollzogen, nicht würden entziehen können. Wenn auch die verschiedenen spätern Versuche der Annäherung und der Anbahnung eines freundschaftlichern Verkehrs, welche theils durch europäische Kriegsfahrzeuge, theils durch einzelne von Privaten geleitete Expeditionen in das Land selbst unternommen worden, ohne praktische Resultate geblieben waren, so bilden sie doch die Grundlagen, auf welchen die Erfolge beruhen, die heutigentags in Bezug auf das Niederwerfen der bisher aufgerichteten Scheidemauer zu verzeichnen sind. Diese Politik der Absperrung wurde überdies von einer geographischen Lage unterstützt, wie sie derselben günstiger kaum gedacht werden kann. Während Korea von seinen nördlichen und nordwestlichen Nachbarn durch den Tumen- und den Yaloustrom, sowie durch die hohen Gipfel des weißen Gebirges geschieden ist, boten die schroff abfallenden Felsmassen der Ostküste, nur an vereinzelten Stellen durch leichter zugängliche Niederungen und Buchten unterbrochen, unter den frühern erschwerten Schiffahrtsverhältnissen nur wenige Punkte der Annäherung; die Westküste aber, fast in ihrer ganzen Ausdehnung durch zahllose Inseln, Riffe und Untiefen, wie durch meilenweit sich in das Meer hinaus erstreckende ungeheuere Sandbänke geschützt, setzte jedem Landungsversuch außerordentliche Schwierigkeiten entgegen, welche erst jetzt, im Zeitalter des Dampfes, wenn auch nicht beseitigt, so doch leichter überwunden werden können.

Von erheblichen Fortschritten in der geographischen Erforschung Koreas kann daher auch jetzt noch nicht berichtet werden. Dieselbe hat sich während der letzten Jahrzehnte nur auf eine genauere Fixirung der Ortsbestimmungen an den hervorragenden Küstenpunkten beschränkt, während wir in Betreff der innern Kartographie bisher noch ausschließlich auf die ziemlich mangelhaften koreischen und japanischen Aufnahmen angewiesen sind, in welchen in allgemeinen, aber nicht sehr verläßlichen Umrissen ein Bild der innern Eintheilung des Landes, seiner Gebirgszüge und der Flußläufe niedergelegt ist. Es darf wol die Erwartung ausgesprochen werden, daß dieser Mangel unter den jetzt sich entwickelnden günstigern politischen Auspicien in nicht allzu ferner Zukunft beseitigt, und die geographische Wissenschaft durch die topographischen Aufnahmen berufener europäischer Forscher um ein wirklich zuverlässiges Kartenwerk der gesammten Halbinsel bereichert werden wird. Vor allem wird eine eingehende und gewissenhafte Erforschung der Küsten mit ihren Zugängen erforderlich sein, deren genauere Fixirung, namentlich an der West- und Südseite, noch erheblicher Berichtigungen bedarf.

Die vorwiegend gebirgige Gestaltung, die, von den Höhenzügen der Ostküste auslaufend, sich allmählich abflachend über das ganze Land erstreckt, hat ohne Zweifel sehr viel zu der bisher irrigen Ansicht von dessen Unfruchtbarkeit bei-

Digitized by Google

getragen, und dieser Ursache mag im großen Maße eine gewisse allgemeine Theilnahmlosigkeit gegenüber diesem Lande zugeschrieben werden. Daß diese Annahme falsch ist und auf ganz irrigen Voraussetzungen beruht, hat sich jetzt hinreichend aus den Berichten und Erhebungen ergeben, die im Lande selbst über diesen Punkt haben festgestellt werden können. Die herrlichen, großen Thalebenen, deren schöner, fruchtbarer Boden schon jetzt, selbst bei geringer Pflege, die verschiedenartigsten Felderzeugnisse und eine Fülle von Pflanzen und Holzarten hervorbringt, bietet einer fortschreitenden Cultur ein ebenso weites Feld wie die bergigen Partien des Landes mit ihren prächtigen Waldungen, die man bisher kaum einmal nutzbar zu machen verstanden hat, und auf welchen in den mittlern und südlichen Provinzen die Thee- und die Baumwollstaude wild gedeihen. Der Mangel an großen, schiffbaren Flüssen und Wasserwegen wird durch breite, das ganze Reich durchkreuzende und in gutem Stande erhaltene Transportstraßen wenigstens einigermaßen ersetzt. Die bedauerlich niedrige Stufe, auf welcher sich die Erträgnisse Koreas noch heute befinden, kann übrigens bei einem Volke kaum wundernehmen, dem es bisher an jeder Anregung von innen wie von außen her gefehlt und welches, in fast gänzlicher Unkenntniß der ihnen verliehenen reichen Naturgaben, die Hülfsquellen des Landes auch nicht einmal in annähernder Weise nutzbar zu machen verstanden hat. Dabei ist das Klima ein gesundes und durchgehend schönes, in seinen Temperaturverhältnissen dem des südlichen Europa vergleichbarer als dem asiatischen; die Hitze des Sommers wird durch die kühlenden und erfrischenden Winde der umgebenden Meere gemildert, während der Winter, mit Ausnahme der nördlichen Provinzen, sich nirgends mit außergewöhnlicher Härte fühlbar macht.

Was den allgemeinen Charakter des koreischen Volksstammes anbetrifft, so kann demselben, im Vergleich zum chinesischen und japanischen, unbedingt der Vorzug eingeräumt werden. Die hervortretendsten Charakterzüge des Koreers sind seine Gutmüthigkeit, seine Treue und seine Ehrlichkeit; er schließt sich, sobald er fühlt, daß man es gut mit ihm meint, selbst den Fremden leicht an, und es wird nicht die geringste und unbedeutendste Aufgabe derselben sein, diese guten Eigenschaften zu pflegen und bei zunehmendem Verkehr sich zu erhalten. Er ist frei von der Feindseligkeit und dem in unsern Augen lächerlichen Gefühl der Ueberlegenheit, das den Chinesen, selbst gemeinen Standes, allem Fremden gegenüber charakterisirt: Gefühle, die demselben fast schon mit der Muttermilch eingepflanzt werden, während der Mangel der Schlauheit, welche bei großer Unzuverlässigkeit im kaufmännischen Verkehr den Japaner kennzeichnet, dem koreischen Volkscharakter kaum zur Unehre gereicht. Diese Eigenschaften gleichen wol in vielem den Mangel an feinerer Lebensart, sowie eine gewisse Ungeschliffenheit und Plumpheit in seinem Auftreten aus, von welchen der Koreer, selbst der der höhern und bessern Stände, nicht freizusprechen ist.

Nach dem leider resultatlosen Verlauf der verschiedenen, gegen Ende der sechziger Jahre unternommenen Expeditionen zum Zwecke der Erschließung Koreas schien dasselbe wieder in die Nacht des Dunkels und der Vergessenheit zurücksinken

Digitized by Google

zu sollen, in welcher es sich seit Jahrhunderten befunden. Aber der zündende Funke war gefallen, und wenn er auch nur langsam und verborgen unter der Asche fortglimmte, so war es für den aufmerksamen Beobachter doch ersichtlich, daß es nur eine Frage der Zeit sei, wann er von neuem zünden werde. Der Tai-ouen-goon oder Regent, dessen Charakter der Verfasser in seinem Werke über Korea*) in wenig vortheilhafter, aber in völlig zutreffender Weise geschildert hat, befand sich in jener Epoche auf dem Gipfel seiner Macht und Unumschränktheit, und er scheint dieselben dem koreischen Volk auf seine Art auch hinreichend fühlbar gemacht zu haben. Da weder die europäischen Seemächte noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika Miene machten, die früher vergeblich gemachten Anknüpfungsversuche zu wiederholen — wie der Regent annahm, nur weil sie ihn fürchten gelernt hatten und sich der Uebermacht der koreischen Kriegskunst nicht gewachsen fühlten — so wurde er für die Dauer der nächstfolgenden Jahre weder in seinem Sicherheitsgefühl gestört, noch an den Ausschreitungen gehindert, denen er sich jetzt mit ganzem Behagen hingeben konnte. Als echt asiatischer Despot hätte er auch seine Natur verleugnen müssen, wenn er die ausgestandene Angst und Sorge um seine Herrschaft, welche ihm die Einlaß begehrenden Fremdlinge verursacht, nicht an denen zu rächen gesucht hätte, die jenen, wie er glaubte, günstig gesinnt waren oder gar Vorschub zu leisten bestrebt waren. Es wird wol niemals festgestellt werden können, wie groß die Zahl der Opfer seines Rachedurstes gewesen; daß er aber arg gehaust hat, geht aus dem Umstande hervor, daß die Bevölkerung der nördlichen Provinzen scharenweise über die Grenze in das benachbarte Ussurigebiet flüchtete, um dort unter russischem Scepter neue Ansiedelungen zu gründen. In einer in der petersburger Geographischen Gesellschaft zum 25. Regierungsjubiläum des Kaisers Alexander II. gehaltenen Rede weist Baron von der Osten-Sacken bereits auf die verheißende Zukunft dieser „den rauhen Verhältnissen ihres Landes entwichenen" koreischen Colonisten hin. Wie aus dem fernern Verlauf der Ereignisse ersichtlich sein wird, ist selbst geraume Zeit nach dem Regierungsantritt des jungen Königs der Einfluß dieses Mannes und seiner Partei ein bedeutender und dem Lande unheilvoller geblieben, bis ihm ein jähes Ende bereitet wurde.

Der erste Anstoß zur Beseitigung dieser schroffen Sonderpolitik sollte von einem verhältnißmäßig kleinen Lande ausgehen, von welchem man ein solches Vorgehen kaum erwartet hatte. Nicht China ergriff die Initiative, obschon seine Eingeborenen von einem gleich strengen Interdict wie alle andern Ausländer betroffen wurden, sondern das kleine, ungleich schwächere Japan. Von einer Regierung wie der chinesischen hätte man sich auch eines Schrittes in dieser Richtung nicht versehen dürfen. In Peking pflichtete man, wenn man dies auch offen nicht mehr

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf dieses größere Werk desselben Verfassers über das interessante Königreich: „Ein verschlossenes Land. Reisen nach Korea. Nebst Darstellung der Geographie, Geschichte, Producte und Handelsverhältnisse des Landes, der Sprache und Sitten seiner Bewohner. Mit 38 Abbildungen und 2 Karten" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880). Es ist dies zugleich das einzige in deutscher Sprache erschienene Werk über Korea. D. Red.

Digitized by Google

einzugestehen wagte, dem koreischen Princip im geheimen viel zu sehr bei, um daran zu denken, dasselbe, und noch dazu vornehmlich im Interesse der Fremden, bekämpfen zu helfen.

Es mag vielleicht hier am Platze sein, wenn der Gegenstand sich auch scheinbar außerhalb des engern Rahmens dieser Abhandlung befindet, einige Worte über den Standpunkt der chinesischen Regierung und über deren wirkliche Gesinnung allen Fremden gegenüber einzuflechten. Die Einwirkung beider auf die politischen Verhältnisse Koreas nach außen ist von jeher eine ebenso wesentliche wie augenscheinliche gewesen. So oft China mit irgendeiner fremden Macht in Verwickelungen oder gar im Kriege lag: ebenso oft zitterten die koreischen Machthaber für ihre Selbständigkeit, und hätten die Westmächte nach den Erfolgen in China die sich in Korea darbietende Gelegenheit jederzeit rechtzeitig ergriffen, so wäre dort jede ihrer Forderungen ohne weiteres zugestanden worden. So war es nach dem ersten englischen Kriege mit China, nach der Eröffnung Japans 1858/59, und in noch stärkerm Maße während des englisch-französischen Feldzuges gegen Peking 1860 der Fall. Kaum war aber die gefürchtete Gefahr für Korea vorübergegangen, so war dieselbe in Saoul auch wieder vergessen. Die Furcht machte ebenso schnell einer echt asiatischen Selbstüberhebung Platz; das Selbstbewußtsein und der Glaube an die eigene Unüberwindlichkeit wuchsen ebenso schnell wieder empor, wie sie eben gesunken waren, und man beeilte sich, die Thore, die freiwillig schon halb geöffnet gewesen waren, wieder zuzuschlagen und mit noch stärkern Riegeln zu verschließen. Nach dem Fehlschlagen der französischen Expedition des Admirals Roze, die mehr als alle frühern Ereignisse dazu beigetragen hatte, den Glauben an Koreas Unbesiegbarkeit zu bestärken, fragte der Regent sogar höhnend in Peking an, ob er kommen solle, um die Fremden auch aus China hinauszujagen! Das großmüthige Anerbieten mußte indeß dankbar abgelehnt werden, da ein Erfolg doch nicht mit völliger Sicherheit vorauszusehen war. Ob aber dieser in unsern Augen tolle und lächerliche Vorschlag im andern Falle so ganz unbedingt von der Hand gewiesen worden wäre, ist immerhin zweifelhaft.

Im Jahre 1867 machte die Aeußerung eines Mannes in hervorragender Stellung in Nordchina viel Aufsehen, „daß nach 15—20 Jahren kein Fremder mehr in China zu finden sein werde, keiner mehr dort geduldet werden würde". Dieser Mann war kein anderer als Sir John Wade, bis vor kurzem britischer Gesandter in Peking, einer der bedeutendsten Sinologen der Jetztzeit, der sich während eines dreißigjährigen Aufenthalts in China genaue Kenntniß von Land und Leuten erworben hat, und der sogar eine Zeit lang als erster englischer Inspector des Zollamts in chinesischen Diensten gestanden hatte. Sir John war keineswegs, wie man aus seiner Aeußerung vielleicht zu schließen geneigt sein möchte, chinesenfeindlich gesinnt; im Gegentheil, er war, was man in dortigen europäischen Kreisen spottweise einen Mandarin-worshipper zu nennen pflegt, womit diejenigen bezeichnet wurden, die infolge ihrer häufigen Berührung mit den höhern und höchsten chinesischen Beamtenkreisen eine gewisse Vorliebe und Hinneigung für die äußerlich urbanen Umgangs-

Digitized by Google

formen derselben sich angeeignet haben. Jene Aeußerung wurde natürlich seinerzeit vielfach bespöttelt, sehr mit Unrecht vielleicht; denn sie war schwerlich im streng wörtlichen Sinne gemeint oder sollte so aufgefaßt werden. Es liegt derselben eine viel tiefere und ernstere Auffassung zu Grunde, gewonnen durch den Einblick, den Sir John während seines langjährigen Umganges in die Ansichten und Gesinnungen dieser Kreise erlangt hatte. Und diese Gesinnungen gipfelten alle in einer mehr oder weniger offenen Feindseligkeit gegen alles Fremde, gegen jede civilisatorische Neuerung oder Verbesserung der altgewohnten Zustände, und in dem Wunsche, sich von denselben freizumachen, sobald dies auf gute Manier geschehen könne. Die heutigen Verhältnisse geben dieser Ansicht theilweise auch völlige Berechtigung. Die Stimmung in maßgebenden Kreisen der Regierung von Peking ist allem Fremden heute noch ebenso abgeneigt, ebenso feindselig gesinnt, wie sie es von jeher gewesen: man duldet uns wie ein Uebel, das nicht abgeschüttelt werden kann. Nur in einem Punkte wird unsere Ueberlegenheit anerkannt, und die Chinesen verschmähen nicht, darin von uns zu lernen und davon Nutzen zu ziehen: in der Waffenfabrikation und in der Kunst, sich in möglichst guten Vertheidigungszustand zu setzen. Jede neue Erfindung, jede Verbesserung an Geschützen und Gewehren wird jetzt in China ebenso schnell bekannt und geprüft wie bei uns. Die bedeutenden directen Einnahmen, welche hauptsächlich die von Fremden geleiteten Zollämter der geöffneten Häfen gewähren, werden nicht zum wirklichen Besten des Landes, zur Hebung und Verbesserung des innern Verkehrs und der Industrie verwandt — die einzige, von fremdem Kapital erbaute kleine Versuchseisenbahn zwischen Shanghai und Woosung ging lediglich an dem Widerstand der einheimischen Autoritäten zu Grunde und mußte noch vor kurzem wieder zerstört werden — sie dienen fast ausschließlich zur Beschaffung von Waffen, Kriegsschiffen und anderm Kriegsmaterial. Gegen wen dies alles schließlich zur Anwendung gebracht werden wird, ist unschwer abzusehen. Es gibt in Peking noch viele Leute von dem Schlage Yeh's in einflußreichster Stellung, die mit souveränster Verachtung auf alle Fremde herabsehen und ihnen gern den Garaus machen würden, wenn sie nur könnten. Dabei sind sie alle Meister in der Kunst des geduldigen Abwartens und des Hinhaltens: eine Kunst, in welcher ihnen sehr wenige europäische Diplomaten gewachsen sind.

Eine von solchen Grundsätzen und Gesinnungen beseelte asiatische Regierung, mögen dieselben von ihr auch noch so sehr verdeckt und fortgeleugnet werden, in ihren feindseligen Bestrebungen zu unterstützen, indem man dieselbe durch staatliche Beihülfe bei dem Bau von Kriegsschiffen, durch Ueberlassung von Kriegsmaterial, oder gar durch die erlaubte Unterweisung ihrer Soldaten von Offizieren, die in europäischen Diensten stehen, in den Stand setzt, diese ihr an die Hand gegebenen Mittel gegen uns selbst anzuwenden, ist ein schwerer politischer Fehler, der sich früher oder später auf das fühlbarste rächen wird. Gleichviel gegen welche europäische Nation diese Waffen gekehrt werden mögen — in China sind die Interessen aller Fremden identisch, und der Schaden und der Nachtheil, die im Falle einer Niederlage eine fremde Nation dort treffen, werden von jeder andern in gleich schwerer Weise empfunden werden.

Digitized by Google

Von europäischen Mächten ist es vor allem Rußland, dessen Interesse wegen der Grenznachbarschaft seiner Amurbesitzungen mit Korea zunächst eine Lösung der koreischen Frage hätte erheischen müssen. Es herrschte daher auch in Saoul eine große und fortdauernde Besorgniß vor dem mächtigen Nachbar, und diese steigerte sich jedesmal und artete fast in eine Panique aus, so oft ein russisches Kriegsschiff sich irgendwo an der Küste blicken ließ. Bei einer solchen Gelegenheit (1865) versprach die koreische Regierung sogar dem französischen Bischof Berneux die freie Ausübung der christlichen Religionslehre im ganzen Lande, falls er durch seinen Einfluß die drohende Gefahr abwenden könne. Berneux lehnte diesen Antrag jedoch mit der Bemerkung ab, daß seiner Ueberzeugung nach Rußland früher oder später sich doch des Landes bemächtigen werde. Wahrscheinlich hat sein derzeitiges Verhalten nicht unwesentlich zur Herbeiführung der Katastrophe mit beigetragen, die ihm und acht seiner Genossen nicht lange darauf das Leben kostete.

Mehrere Jahre später überschritt eine russische Regierungsexpedition von Wladiwostock aus wirklich die Grenze und versuchte einen Handelsvertrag anzubahnen. Sie gab indeß, nur wenige Meilen ins Land eingedrungen, bei der ersten Weigerung dies Vorhaben auf und kehrte unverrichteter Sache wieder um. Unbegreiflicherweise ließ man es russischerseits bei solchen platonischen Versuchen bewenden, und that selbst dann keine weitern Schritte, als sich später bei Gelegenheit eines drohenden russisch-chinesischen Krieges eine mit vielen Kosten ausgerüstete große Flotte in den benachbarten Gewässern befand. Unter den damaligen Verhältnissen hätte sich Rußland mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit in den Besitz ganz Koreas setzen, oder, wenn es dies nicht wollte, die Eröffnung des Landes erzwingen können. Es hätte dann gleichfalls in seiner Macht gelegen, für sich die Errichtung von Marinestationen an der koreischen Westküste auszubedingen, die für den Fall eines zukünftigen, fast sicher vorauszusehenden Krieges mit China sich als Stützpunkte von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit bewährt haben würden, da von ihnen aus die ganze chinesische Nordküste beherrscht werden kann. Rußland hat den damaligen günstigen Zeitpunkt und die Gelegenheit, die sich ihm beinahe von selbst bot, unbenutzt vorübergehen lassen; jetzt ist es mit letzterer für alle Zeiten vorbei, und es wird Ursache haben, in nicht allzu ferner Zukunft die Folgen seiner politischen Kurzsichtigkeit auf das bitterste zu bereuen.

Es gereicht den großen Seemächten wenig zur Ehre, daß wir es nur dem entschlossenen Vorgehen des kleinen Japan zu danken haben, wenn der Widerstand der koreischen Regierung endlich gebrochen und uns der Weg in das Land gebahnt worden ist.

Wiederholt nach Tokio gelangte Klagen schiffbrüchiger japanischer Schiffer über schlechte Behandlung seitens der koreischen Behörden sollen, wie es heißt, die erste Veranlassung zu den nachfolgenden Schritten gegeben haben. Es ist immerhin möglich, daß derartige Klagen die japanische Regierung in etwas beeinflußt haben mögen; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese schon lange nach einem ostensibeln Vorwande gesucht hatte und froh war, sich eines solchen bedienen zu können, und daß sie, neben dem völlig berechtigten Wunsche, ihrem Lande durch die Eröffnung Koreas neue Handelsquellen zu verschaffen, noch durch politische

Digitized by Google

Beweggründe zu der beschleunigten Ausführung ihres Vorhabens veranlaßt wurde. Die Erinnerung an die schweren Niederlagen, welche die Japaner vor nahezu 300 Jahren in Korea erlitten, ist selbst heute noch nicht ganz von ihnen vergessen, und bei dem natürlichen Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit und der großen Culturfortschritte ihres Landes läßt sich das Gefühl des Verdrusses über die wenig gute Behandlung der kleinen in Tongnai stehenden japanischen Besatzung (eine Berechtigung, die noch aus jenen Zeiten herrührt) seitens der halbbarbarischen koreischen Behörden sehr wohl erklären: eine Behandlung, die man sich kaum länger gefallen lassen durfte.

Japan hat alle Ursache stolz zu sein auf die wahrhaft staunenerregenden Fortschritte, die es in dem kurzen, noch nicht fünfundzwanzigjährigen Zeitraum seit seiner Wiedereröffnung auf allen Gebieten gemacht hat, um so mehr, wenn man erwägt, daß es in diesem Zeitraum durchaus nicht immer der Schauplatz gedeihlichen Friedens, sondern mancher auswärtigen Verwickelungen und langer innerer blutiger Fehden gewesen ist. Man muß der Regierung des Mikado die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, im Gegensatz zu den in Peking vorherrschenden Grundsätzen, mit vollem und aufrichtigem Ernst bestrebt ist, ihr Land mehr und mehr der Civilisation zugänglich zu machen und den Fremden gegenüber eine wirklich freundliche Stellung einzunehmen und aufrecht zu erhalten. Ein Vergleich zwischen Peking und Tokio kann kaum stattfinden: auf der einen Seite starres Festhalten an dem Althergebrachten, dasselbe Uebelwollen gegen alles Ausländische wie vor hundert Jahren; auf der andern ein vielleicht etwas zu überhasteter Drang, sich westliche Cultur und Sitten zu eigen zu machen, und das Bemühen, den eingegangenen Vertragsverpflichtungen nicht allein loyal gerecht zu werden, sondern dieselben noch dadurch freiwillig auszudehnen, daß statt der einzelnen Häfen das ganze Land dem Weltverkehr freigegeben wird. Dabei soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß es auch in Japan unter den Fürsten und Daimios noch hartnäckige Widersacher der neuen Ordnung gibt; aber die frühere Machtstellung und der maßgebende Einfluß des großen Feudaladels ist seit den blutigen Kämpfen der Neuzeit gebrochen und die frühere nominelle Herrschaft des Mikado hat sich in eine wirkliche, thatkräftige verwandelt.

Im Laufe der siebziger Jahre wurde eine Gesandtschaft auf einem japanischen Kriegsschiff nach dem Kang-kiang gesandt, um sich mit der koreischen Regierung in Saoul in Verbindung zu setzen und den Abschluß eines Tractats mit Japan zu verlangen. Diese Forderung wurde jedoch vom Regenten in seiner gewohnten hochmüthigen Weise abgelehnt; er weigerte sich die Gesandten zu empfangen, und diese wurden bedeutet wieder heimzukehren. Er hatte sich aber in dem Glauben getäuscht, dieselben ebenso leicht wieder los werden oder ermüden zu können wie andere Fremde, die früher ein ähnliches Ansinnen gestellt hatten. Der Ausspruch „When Greek meets Greek, then comes the tug of war" scheint ihm nicht bekannt gewesen zu sein. Hier handelte es sich nicht um leicht erregbare, ungeduldige Europäer — der Asiate hatte mit Asiaten zu thun, welche Zeit genug übrig hatten, und die in der Tugend des Abwartens nicht weniger geübt waren als er selbst. Als indeß diese auf eine selbst für sie zu starke Geduldsprobe gestellt wurden,

Digitized by Google

griffen die Japaner zu andern und energischern Mitteln. Sie drohten im Fall der Abweisung oder eines längern Hinhaltens Korea mit Krieg zu überziehen, und bei der geringen Entfernung zwischen den beiden Ländern mußte diese Drohung selbst einen so störrischen und von seiner Unüberwindlichkeit überzeugten Charakter, wie den Regenten, ernstlich beunruhigen. Er gab nach, gestattete der Gesandtschaft nach Saoul zu kommen, und fügte sich endlich, nach langen Unterhandlungen, in das Zustandekommen eines Vertrages, durch welchen den Japanern vorläufig zwei Hafenplätze, Fusan (oder Chosian) an der Südküste und Gensan (Quensan) im Broughtonbay an der Ostküste, zu Handelszwecken geöffnet wurden, Fusan am 1. Mai, Gensan am 1. Oct. 1880. Bei Abschluß dieses Vertrages hatte sich die japanische Regierung mit weiser Mäßigung auf nur wenige Forderungen beschränkt, in der richtigen Ansicht, daß es vor allem zuerst darauf ankomme, den alten Bann zu brechen und das Weitere der Zukunft zu überlassen. In den zu öffnenden Häfen war den Japanern ein bestimmtes Terrain für Wohnungen und Magazine angewiesen, dessen Uebertretung nicht gestattet war; dagegen war ihnen erlaubt, die Rechte und Interessen ihrer Staatsangehörigen durch Consuln vertreten zu lassen.

Inzwischen hatte, längere Zeit vor Inkrafttreten dieses Vertrages, der junge König von Korea die Regierung angetreten, ohne daß dadurch indeß fürs erste der Einfluß des Regenten und seiner Partei bedeutend geschmälert worden wäre. Dies zeigte sich, als einige Zeit nach den eben geschilderten Ereignissen der amerikanische Commodore Shufeldt, auf Befehl seiner Regierung, mit einigen Schiffen an der Küste erschien, um für sein Land gleiche Vortheile zu erlangen, wie sie Japan zugestanden worden waren. Es wurde ihm jedoch ein ebenso hochmüthiger und halsstarriger Empfang zutheil wie seinen Vorgängern und sein Wunsch auf das entschiedenste zurückgewiesen. Da ihm keine Macht zur Verfügung stand, so scheiterte dieser Versuch gänzlich. Das gleiche Schicksal hatte sein zweiter, der im Jahre 1880 nach der Eröffnung Fusans stattfand. Trotz der japanischen Vermittelung beharrten die Koreer auch jetzt in ihrer schroff ablehnenden Haltung, und als diese sogar Truppen zusammenzogen und den Hafen zu befestigen begannen, blieb dem Commodore nichts übrig, als sich abermals unverrichteter Sache zurückzuziehen. Seit diesem wiederholten Miserfolg schien jeder weitere Versuch der Fremdmächte fürs erste ganz aufgegeben zu sein.

Ueber die Vorgänge, die seither in der Hauptstadt Saoul und speciell am Hofe des Königs sich abspielten und die Ende 1882 zu der Katastrophe einer Palastrevolution und der Niederlage der extremen, fremdenfeindlichen Partei führten, herrscht noch immer ein gewisses geheimnißvolles Dunkel, welches wol erst im Laufe der Zeit völlig aufgeklärt werden wird. Wahrscheinlich ist es, daß der König, der Tyrannei und der Bevormundung des Regenten endlich müde, sich den Rathschlägen derjenigen mehr zuneigte, die für die Erschließung des Landes ihre Stimme erhoben, und daß er darin durch die in Saoul sich aufhaltenden japanischen Vertreter bestärkt wurde. Dies erregte den Zorn des erstern und seiner Anhänger, welche wohl fühlten, daß ihr Reich zu Ende sei, sobald dem freien Ver-

Digitized by Google

kehr des Volkes mit der Außenwelt nichts mehr im Wege stände. Als es nun gar gelang, hauptsächlich wol infolge der Vermittelung und der eindringlichen Vorstellungen Japans, den König zum geheimen Abschluß eines Vertrages mit den Vereinigten Staaten zu bestimmen, brach die Wuth des Regenten und seiner Creaturen in offene Empörung aus: sie verursachten einen Aufstand, bedrohten das Leben des Königs und seiner Familie, sowie das der japanischen Gesandten, die sich verbergen und flüchten mußten. Schon hatte es den Anschein, als sollte auch diesmal wieder das extreme, dem Lande so schädliche Element siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, als dasselbe in ebenso drastischer wie bündiger Weise einen Schlag erlitt, von welchem es sich nicht wieder erholen konnte. Unter irgendeinem plausibeln Vorwande wurde der Regent mit mehrern seiner eifrigsten Parteigänger zum Besuch auf ein segelfertig liegendes Schiff gelockt, dort festgehalten und mit dem sofort in See gehenden Schiffe ohne weitere Umstände nach China übergeführt. Da er nach seiner Ankunft daselbst von Tientsin aus von der chinesischen Regierung als Gefangener weiter ins Innere transportirt wurde, wo er noch heute als solcher gehalten wird, so ist anzunehmen, daß letztere die Hand dazu geboten hat, Korea von einem Despoten zu befreien, dessen Gebaren schließlich, selbst nach asiatischen Begriffen, zu unerträglich geworden war. Die Laufbahn dieses Mannes ist damit wol ein für allemal abgeschlossen; der Verfasser kann aber mit Genugthuung constatiren, daß seine frühere Charakterschilderung desselben noch neuerdings durch ein Schreiben, das ihm von einer in amtlicher Stellung in Nordchina fungirenden Persönlichkeit zugänglich gemacht worden ist, völlige Bestätigung gefunden hat; in demselben wurde besonders hervorgehoben, „daß man alle Ursache zur Freude habe, sich dieses blutdürstigen Tyrannen endlich versichert und ihn unschädlich gemacht zu haben".

Daß nach dem Bekanntwerden des Tractatabschlusses mit Nordamerika die großen europäischen Staaten nicht lange zögern würden, dem Beispiel zu folgen und sich gleiche Vortheile zu sichern, war vorauszusehen. England folgte zunächst, dann Frankreich, und auch Deutschland hat inzwischen mit Korea einen Handelsvertrag abgeschlossen, durch welchen mehrere Hafenplätze, darunter die obengenannten, dem deutschen Handel erschlossen worden sind. Von Verhandlungen mit Rußland hat bisjetzt noch nichts verlautet; der Abschluß einer bloßen Handelsconvention ist allerdings, im Vergleich damit, was es früher hätte erreichen können, für dasselbe von untergeordneter Bedeutung.

Der Aufschwung des Handels zwischen Japan und Korea scheint sich, soweit es wenigstens den jährlich sich steigernden Umsatz anlangt, in zufrieden stellender Weise zu entwickeln. Während letzterer im ersten Jahre sich auf circa 400000 Yen (1 Yen = 1 Mark 20 Pf.) belief, ist er im Jahre 1882 bereits auf das Dreifache dieses Betrages gestiegen: ein durchaus nicht zu unterschätzendes Resultat, wenn man den im allgemeinen geringen Wohlstand des koreischen Volkes und dessen bisherige sehr einfache und bedürfnißlose Lebensweise in Betracht zieht. Der sich steigernde Verkehrsaustausch mit fremden Ländern wird naturgemäß mit der Hebung des innern Handels, der Production und der Industrie Hand in Hand gehen; vor allem aber werden im Laufe der Zeit die reichen Hülfsquellen des Landes, welche bisher

Digitized by Google

ganz brach gelegen, zur Geltung gebracht werden können. Die rationelle Cultur der drei Hauptartikel Thee, Seide und Baumwolle und vieler anderer minderwerthiger wird demselben bald die Quelle eines früher nie geahnten Wohlstandes werden — ganz abgesehen von der zu erzielenden Ausbeute der unzweifelhaft großen Mineralschätze, die der Boden birgt und welche an Ergiebigkeit sich wohl als die reichste und lohnendste des asiatischen Continents ausweisen dürfte. Der Umstand, daß sich im jetzigen Augenblick sogar eine koreische Gesandtschaft an die Regierung der Vereinigten Staaten in Washington oder auf dem Wege dahin befindet, mag als Zeugniß dafür dienen, daß die jetzt in Korea zur Macht gelangte Partei ernstlich gesonnen ist, mit den alten Traditionen zu brechen und auf dem eingeschlagenen Wege zu verharren. Mit der eben vollendeten Legung des ersten, Korea mit der Außenwelt verbindenden Kabels zwischen Nagasaki und Fusan ist ein weiterer Schritt auf diesem Wege gethan.

Die letzten Schranken, die dieses bisher dem Völkerverkehr „verschlossene Land" von uns getrennt haben, sind endlich gefallen. Dem Verfasser aber möge es vergönnt sein, zum Schluß die Hoffnung auszusprechen, daß die Wegräumung derselben ebenso sehr ausschlagen möge zum Heile des vielgeprüften koreischen Volkes wie zum Segen der menschlichen Cultur und Wissenschaft.

Digitized by Google

Deutsche Dialekte und Dialektdichter.

Plaudereien eines alten deutschen Touristen.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

II.*)

Ich habe das vorige mal zunächst eine Charakteristik der drei großen deutschen Dialektgruppen: „Nord- oder Niederdeutsch, Süd- oder Oberdeutsch, und Mitteldeutsch", versucht, im bewußten Gegensatz zu denjenigen, welche, diese Dreitheilung verwerfend, an dem Dualismus „Nord- und Süddeutsch" festhalten. Sodann habe ich eine Darstellung der plattdeutschen Dialektdichter, namentlich derjenigen aus Mecklenburg, Holstein und Westfalen, und dann eine solche der süddeutschen, namentlich derer aus Schwaben, Baiern und Deutschösterreich versucht. Ich habe mir nicht die Aufgabe gesetzt, eine erschöpfende Literaturgeschichte zu schreiben, zu welcher es an zureichenden Vorarbeiten fehlt. Meine Absicht war, das zu schildern, was ich aus eigener Anschauung und eigener Wissenschaft kenne. Ich gestehe dabei bereitwillig zu, daß ich nicht alles und nicht alle kenne. Dies ist für den einzelnen unmöglich. Ich bitte aber, mir dies offene Geständniß auf der andern Seite auch insoweit zugute kommen zu lassen, als man mir nicht zum Vorwurf machen darf, wenn ich einen beachtenswerthen Dialektdichter mit Stillschweigen übergangen habe. Ich werde, wenn ich von ihm Kenntniß erhalte, das Versäumte nachträglich gutzumachen suchen. Das hier von dem ersten Abschnitt

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1883, I, 361 fg. Ich halte mich für verpflichtet, zunächst einen Druckfehler zu notiren. Es muß dort auf S. 377, Z. 19 v. o. statt Geologie heißen: „Zoologie".

Sodann schreibt mir (zu S. 379) mein verehrter College Metz aus Bielefeld: „«Bun Pastór siene Koh» ist nicht ein Product des Verfassers von «Frans Essink» und nicht durch ihn Nationallied in Münster geworden. Es ist vielmehr ein ganz altes Lied, das ich schon zu Anfang der vierziger Jahre in Wurmdorf und Münster, wo ich die Gymnasien besuchte, mit meinen Mitpenälern gesungen habe — wenn auch nicht alle im «Frans Essink» aufgeführten Verse." Ich danke für diese freundliche Mittheilung und mache hiermit öffentlich Gebrauch von derselben. D. Verf.

Digitized by Google

Gesagte bitte ich auch von dem Folgenden gelten zu lassen. Zu einer streng wissenschaftlichen Darstellung ist die Sache noch nicht reif, auch fühle ich persönlich keinen Beruf zu derselben. Ich will nur einige Bausteine herbeitragen für den Mann der Zukunft, der das Gebäude dereinst aufführt, und so werde ich hier zunächst die mitteldeutschen Dialekte abzugrenzen und dann den schlesischen näher zu charakterisiren suchen.

1) Mitteldeutsch.

Die Definition „Was ist Mitteldeutsch?" wird mir erleichtert durch eine Art von „Encyklopädie der deutschen Vaterlandskunde", welche der in der Zwischenzeit erschienene fünfte Band der 13. Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon" uns gebracht hat.

Derselbe enthält nämlich in einer Reihe von Abhandlungen eine alles Wesentliche umfassende Darstellung des deutschen Landes und des deutschen Reiches in Vergangenheit und Gegenwart: Geographie, Geschichte und Statistik; Verfassung und Verwaltung; Heer, Flotte und Festungen; Volk und Volksstämme; Sprache und Mundarten; Literatur; Wissenschaft und Kunst; Recht und Rechtsgeschichte. Wenn man's in einen handlichen Band zusammendruckte, wär's ein Brevier alles dessen, was dem deutschen Reichsbürger über seine eigenen Angelegenheiten zu wissen noththut.

Dem Hauptartikel „Deutschland und Deutsches Reich", dessen verschiedene Abtheilungen durch Professor von Klöden, Freiherrn von Firks, L. von Rönne in Berlin, Professor Lenz in Marburg, Professor W. Müller in Tübingen, Contreadmiral a. D. Werner in Wiesbaden und Professor Winkelmann in Heidelberg bearbeitet sind, schließen sich die folgenden Artikel an: „Deutsches Volk", vom Director des berliner Statistischen Bureau, Regierungsrath Boeckh; „Deutsches Recht" und „Deutsche Rechtsalterthümer", vom Bibliothekar des Reichsgerichts, Professor Schulz; „Deutsch-Dänischer Krieg von 1848—50 und von 1864", „Deutscher Krieg von 1866", „Deutsch-Französischer Krieg 1870—71", „Deutsches Heerwesen", „Deutsche Bundesfestungen", „Deutsche Reiter"; „Deutsche Farben" und „Deutsche Ritter", vom Grafen von Oeynhausen in Berlin; „Deutsche Literatur", „Deutsche Sprache" und „Deutsche Mundarten", von Geh. Hofrath Professor Bartsch in Heidelberg und Dr. R. Boxberger in Erfurt; „Deutsche Philosophie", von Professor Windelband in Freiburg; „Deutsche Mythologie", von Dr. E. Mogk in Leipzig; „Deutsche Kunst", von dem Vicedirector der wiener Museen, Dr. Ilg; „Deutsche Musik", von Friedrich Chrysander in Bergedorf; „Deutsches Theater", von Professor J. Kürschner in Stuttgart.

Dazu kommen dann noch, als sachgemäße Illustrationen, acht in Farbendruck ausgeführte Karten: eine politische Uebersichtskarte, eine geologische, eine Berg- und Flußkarte, eine Karte der Bevölkerungsdichtigkeit, eine Industriekarte, eine Verkehrskarte und auf zwei Tafeln acht historische Kärtchen von Deutschland, welche die Reichsgrenzen in den wichtigsten Geschichtsepochen, von der Zeit Karl's des Großen bis auf die Jetztzeit, zur Anschauung bringen.

Digitized by Google

An dieser Stelle kann ich natürlich auf weitere Einzelheiten nicht eingehen, sondern begnüge mich, auf dieses ein gutes Gesammtbild abgebende Sammelwerk über deutsche Angelegenheiten en passant zu verweisen.

Hier interessirt uns für unsern Gegenstand nur die Abhandlung des Professors Bartsch in Heidelberg über die „Deutschen Mundarten". In derselben werden der mitteldeutschen Mundart folgende Grenzen gezogen:

1) Nach Süden, d. i. der oberdeutschen (alemannisch-schwäbisch-bairischen) gegenüber, eine von Karlsruhe über Regensburg gelegte, welche östlich bis zum Böhmerwalde und westlich bis zu den Vogesen läuft.

2) Nach Norden, d. i. dem Plattdeutschen gegenüber bestimmt er die Grenzlinie durch folgende Punkte: Aachen, Bonn, Kassel, Nordhausen (er behält die weiter nördlich gelegene oberdeutsche Sprachinsel Clausthal vor, worüber ich noch bei Gelegenheit der Gedichte in harzer Mundart sprechen werde), Kalbe, Dessau, Wittenberg, Lübben, Krossen, Meseritz.

Im wesentlichen hiermit übereinstimmend zieht Franz Hirsch in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (es sind davon erst einige Hefte erschienen, aber sie versprechen viel) die Grenzen wie folgt:

„Die oberdeutsche Mundart läßt sich von den Alpen bis zum Erzgebirge, dem Thüringerwalde, bis zum Taunus und der Eifel vernehmen. Das heutige Königreich Sachsen, die thüringischen Fürstenthümer und der nördliche Theil des Regierungsbezirks Kassel, die Regierungsbezirke Merseburg und Erfurt, das deutsche Schlesien und Posen, außer dem nördlichen Theil des Regierungsbezirkes Bromberg, bilden das Gebiet der mitteldeutschen Mundart, die sich viel mehr der oberdeutschen als der niederdeutschen Mundart nähert. Der ganze Norden Deutschlands gehört der niederdeutschen Mundart, der Norden Schleswigs sogar dem skandinavischen Sprachgebiet an. Oberdeutsche Sprachinseln im niederdeutschen Gebiet finden sich nur im Oberharz (die Ortschaften Clausthal, Zellerfeld, Widemann, Lautenthal und Andreasberg) und im ostpreußischen Ermeland, das wesentlich von oberdeutschen, durch den Deutschen Orden herbeigerufenen Colonisten besiedelt wurde. Die Grenze des Niederdeutschen, von Westen nach Osten, möchte ich durch folgende Städte markiren: Düsseldorf-Olpe-Berleburg-Münden-Heiligenstadt-Aschersleben-Wittenberg-Kottbus-Krossen-Birnbaum-Driesen-Nakel-Bromberg. Von da an fallen die Grenzen der Provinzen West- und Ostpreußen mit der niederdeutschen Sprachgrenze zusammen und umschließen auch das ganz dem niederdeutschen Stamm angehörige Deutschthum der russischen Ostseeprovinzen."

Ich stelle absichtlich die Dialektgeographie des Professors Bartsch und die des Dr. Hirsch miteinander zusammen. Im wesentlichen stimmen beide überein. In Einzelheiten differiren sie. Letzteres ist sehr natürlich. Die Uebergänge vollziehen sich so allmählich, daß es oft schwer oder unmöglich ist, die Grenze so präcis festzustellen bei Territorialgrenzen, welche in Deutschland jetzt noch durch Grenzsteine und ehemals sogar durch Schlagbäume und sonstige Chicanen markirt waren.

Es gibt allerdings an der Grenze zwischen mittel- und norddeutschem Dialekt verschiedene Punkte, wo sich ein Frankenberg und ein Sachsenberg, oder ein Frankenhausen und ein Sachsenhausen, ein Frankenhagen und ein Sachsenhagen

Digitized by Google

gegenüberliegen. Hier kann man mit Sicherheit das Vorhandensein einer Stammes- und Dialektgrenze zwischen den beiden Gemarkungen annehmen. Denn hier bedeutet Fränkisch Mitteldeutsch, Sächsisch (nämlich Niedersächsisch) Plattdeutsch. Aber auch hier bedeutet der Gegensatz zuweilen nur die Grenze, die war, und nicht die Grenze, die ist. Denn alles das ist in einer beständigen Verschiebung begriffen, welche unter anderm auch damit zusammenhängt, daß in Deutschland die Territorialgrenzen auf der einen Seite, und die Stammes- und Dialektgrenzen auf der andern einander in der Regel nicht decken.

Ich will nun versuchen, die Dialektgrenzen nicht nur, wie oben geschehen, von Stadt zu Stadt, sondern auch von Territorium zu Territorium, von Gebirg zu Gebirg und von Fluß zu Fluß darzustellen.

Da die jetzt lebende Generation der Deutschen ein Bild der Landkarte im Kopfe hat, welches sich nach den Einzelstaaten und deren Landesgrenzen färbt (unsere Vorfahren hatten mehr die Reichskreise im Gedächtniß), so will ich zunächst den Geltungsbereich des mitteldeutschen Dialekts nach den Territorien skizziren, wobei ich eine nördliche und eine südliche Zone unterscheide:

I. Südliche Zone:

1) Lothringen, soweit es nicht dem französischen Sprachgebiet angehört;
2) der nördliche Theil des Elsaß (der südliche ist schwäbisch-alemannisch);
3) Rheinbaiern
4) Rheinhessen
5) das nördliche Baden
} in der Regel, in Erinnerung an die ehemalige Kurpfalz, zusammengefaßt (auch in dialektischer Beziehung) unter dem Gesammtbegriff „Pfälzisch";
6) der nördlichste Zipfel von Würtemberg;
7) der fränkische Theil von Baiern, von Aschaffenburg bis zum Fichtelgebirge, die südlichen Zuflüsse des Main mit inbegriffen;
8) die deutsche Bevölkerung im Westen und Norden von Böhmen;
9) Oberschlesien, soweit es nicht polnisch spricht.

II. Nördliche Zone:

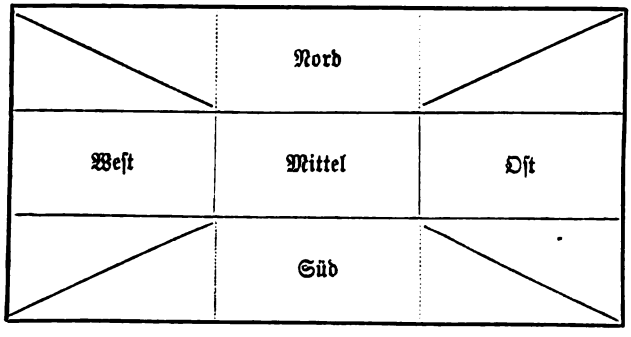
1) Rheinpreußen (Hundsrück, Eifel, Mosel, Saar, Ahr);
2) das Siegerland und das Sauerland (letzteres schon in das niederdeutsche überspielend);
3) Nassau;
4) Frankfurt a. M.;
5) Hessen-Darmstadt mit seinen zwei rechtsrheinischen Provinzen: Starkenburg und Oberhessen;
6) Kurhessen mit Ausnahme der Grafschaft Schaumburg (Rinteln), die niedersächsisch ist;
7) die thüringischen Staaten;
8) die preußische Provinz Sachsen (zum größten Theil);
9) das Königreich Sachsen;
10) die preußische und die sächsische Lausitz, soweit sie nicht sorben-wendisch spricht;
11) das mittlere und untere Schlesien;
12) die Provinz Posen (mit den bereits bemerkten Ausnahmen).

Nach dem oro- und hydrographischen Gesichtspunkte betrachtet erstreckt sich das Gebiet des mitteldeutschen Dialekts auf

Digitized by Google

(Orographisch)		(Hydrographisch)
	A. Westdeutsch:	
I. Linksrheinisch:		
1) die Vogesen,		Mittelrhein nebst Nebenflüssen von beiden Seiten.
2) das Hardtgebirge,		
3) der Hundsrück,		
4) die Eifel;		
II. Rechtsrheinisch:		
5) den Odenwald,		
6) den Spessart,		
7) den Westerwald,		
8) den Taunus,		
9) das Rothhaargebirge;		
	B. Mitteldeutsch:	
10) das hessische Hügelland,		Werra, Fulda und sonstige Zuflüsse zur Weser, das Stromgebiet des Main, Zuflüsse der Elbe auf deren Westseite.
11) das Rhöngebirge		
12) das fränkische Gebirge,		
13) den Thüringerwald,		
14) den Frankenwald,		
15) das Fichtelgebirge,		
16) den Böhmerwald;		
	C. Ostdeutsch:	
17) die Südabhänge des Harz,		Obere Elbe und obere Oder.
18) das Erzgebirge,		
19) das Lausitzer Gebirge,		
20) das Riesengebirge und dessen nördliche Ausläufer,		
21) das Eulengebirge.		

Wie ich im Eingang meines ersten Essay Deutschland nach seinen Mundarten in ein nördliches und südliches theilte, so muß ich hier das zwischen Nord und Süd sich erstreckende Mitteldeutschland in der Richtung von Westen nach Osten abtheilen. Diese Eintheilung in West- und Ostdeutschland und ein zwischen beiden gelegenes Mitteldeutschland, welches nicht nur zwischen Nord und Süd, sondern auch zwischen West und Ost das Mittelglied bildet, etwa in folgender Gestalt:



ist keineswegs blos eine willkürliche oder mechanische und äußerliche, sondern auf historischer und ethnologischer Grundlage aufgerichtet.

Digitized by Google

Schon der Geheimsecretär und Biograph Karl's des Großen, Einhard, zieht in Deutschland eine Grenzlinie nicht von Westen nach Osten, sondern von Norden nach Süden, indem er schreibt, die Saale bildet die Grenze, westlich derselben wohnten die germanischen Thüringer und östlich die slawischen Sorben (oder Serben). „Sala fluvius Thuringos et Sorabos dividit" („Einhardi Vita Caroli Magni" bei Pertz, II, 450). Später, als unter den sächsischen Kaisern die Gegenströmung von West nach Ost an die Stelle der frühern Strömung von Ost nach West trat, wurden die Slawen theils zurückgeworfen, theils germanisirt oder unterjocht, theils sogar ausgerottet; aber ihre Spuren sind noch immer unverkennbar sowol in dem Typus und in der Sprache, als auch in der Gestaltung der Dörfer und der Flureintheilung. Nicht blos auf dem östlichen Ufer der Elbe, sondern auch auf dem westlichen, namentlich im Hannoverischen und in der auf der linken Seite der Elbe gelegenen preußischen Altmark finden sich ganz unzweifelhafte Beweise slawischer Bevölkerung. In letzterer Beziehung sei auf das vortreffliche Buch von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius: „Bilder aus der Altmark" (2 Bde., Hamburg, J. F. Richter, 1883), verwiesen.

Wie aber im Norden und Osten sich slawische Elemente vorfinden, so im Westen und im Süden romanische und celtische. Es ist in der That höchst komisch zu lesen, wie von preußenfresserischer Seite die alten Provinzen der preußischen Monarchie als nur von Slawen bewohnt dargestellt, oder sagen wir lieber: verschrien werden. Wenn z. B. Moritz von Mohl nicht müde wird, dies Liedlein zu singen und zu versichern, daß er einem gänzlich unverfälschten rein deutschen Volksstamm angehöre, so mag er zusehen, wie er dafür mittels der Beschaffenheit seiner eigenen Person den Beweis führt. Jedenfalls aber ist die Beimischung römischen und celtischen Blutes in Baiern und Würtemberg unbestreitbar und gereicht auch durchaus nicht zum Vorwurf; denn die Rasse wird dauerhafter durch solche Kreuzung, wie wir dies ja in England als Folge der Vermischung angelsächsischen und normannischen Blutes beobachten können.

Zur Zeit des Rheinbundes versuchte man in diametral entgegengesetzter Richtung Beweis zu erbringen: ein bajuvarischer Rheinbundsgelehrter bewies — wie er glaubte, unwiderlegt und unwiderlegbar — die Baiern seien gar keine Germanen, sondern Celten, also Brüder oder wenigstens Vettern der Franzosen, und hätten daher ganz recht, der „Confédération du Rhin" beizutreten und sich unter das Protectorat Napoleon's I. zu stellen.

Es wäre gut, wenn man solche theils alberne und theils bösartige Reminiscenzen, Recriminationen und Deductionen ein für allemal abthun wollte.

Kehren wir zurück zu dem Gebiet des mitteldeutschen Dialekts, so müssen wir gerade in dem mittlern Theile desselben auch eine von Ost nach West führende Grenzlinie constatiren, welche Nord und Süd voneinander scheidet.

Wenn wir den Frankenwald — eine östliche Fortsetzung des Thüringerwaldes, welcher den Uebergang dieses zum Fichtelgebirge bildet — dem Thüringerwalde zurechnen, so zieht sich der letztere von der obern Saale in nordwestlicher Richtung bis nach Eisenach und der Werra, indem er die zahlreichen Gewässer, die an

Digitized by Google

seinen Abhängen entspringen, theils westwärts nach dem Rhein, theils ostwärts nach der Elbe, theils nordwärts nach der Weser entsendet. Ueber den höchsten Grat des Gebirges aber, anfangend bei der Mündung der Selbitz in die Saale und endend bei der Einmündung der Hörschel in die Werra, zieht sich eine uralte, stark vernachlässigte, aber immer noch in ihrem Haupttractus deutlich erkennbare Straße hin, welche der „Rennsteig" genannt wird. Wie der Kamm, der sich in der ganzen Länge des Riesengebirges hinzieht, die Grenze macht zwischen Schlesien und Böhmen, zwischen Preußen und Oesterreich, so theilt der „Rennsteig" zwei mitteldeutsche Volksstämme: die Franken im Süden und die Thüringer im Norden dieses Weges.

Wessen Ohr geschärft ist für dialektische Unterschiede, die nicht nur in der Differenz der Grammatik, sondern auch in der des Rhythmus und der Klangfärbung bestehen, merkt sofort den Unterschied, je nachdem er von dem Rennsteig gen Norden oder gen Süden hinabsteigt.

Der Franke im Süden hat einen hopsenden Rhythmus, der Thüringer einen schleifenden, der weiter nach Osten sogar zu einem singenden ausartet.

Die Leute sind sich sogar dieser Gegensätze bewußt. Der Franke hält seine Daktylen und Anapäste, die manchmal sogar etwas Holperndes und Stolperndes annehmen, für „forsch", kräftig, gewandt und weltmännisch. Er spricht mit Verachtung von dem weichen thüringischen „Sing-Sang". Der Thüringer dagegen hält seine Sprechweise für feiner, höflicher und „gebildeter" und meint, sein fränkischer Nachbar (es ist hier von dem östlichen Franken die Rede) sei schon etwas „verbaiert", d. h. von jener urgermanischen göttlichen Grobheit inficirt, welche man als den Bajuvaren eigenthümlich betrachtet und als deren Urtypus seinerzeit in München der Pferdeverleiher Krenkl verehrt ward. Man erzählt von Krenkl folgende Geschichte:

König Ludwig I. war ein sehr volksthümlicher Herrscher. Nachdem er 1848 die Krone niedergelegt hatte, liebte er es noch mehr als früher, sich unter das Volk zu mischen und mit einzelnen seiner frühern Unterthanen frei zu verkehren. Da er nun gehört hatte, Krenkl sei dadurch berühmt, daß er unter sämmtlichen besagten Unterthanen für den unzweifelhaft gröbsten gelte, trug er das Verlangen, denselben persönlich kennen zu lernen. Er ließ sich ihn zeigen und stellte ihn auf der Straße, worauf sich unter beiden folgende eigenthümliche Unterredung entwickelte:

König: „Krenkl sein?"

Krenkl: „Jo, Majestät, i bin der Krenkl."

König: „Schöne rothe Nase haben, Krenkl! Sehr groß, sehr roth. Können's zum Kupferschmied tragen und dem verkaufen."

Krenkl: „Jo, Majestät, i waaß schon. Das hat mir schon mal aaner g'sagt. Bin aa hingangen. Wissen's, was mir do passirt ist, Majestät?"

König: „Was denn, Krenkl? Sehr begierig zu hören."

Krenkl: „Jo, schaun's, Majestät, der Kupferschmied hat g'sagt: «Schau, Krenkl, wer dir das g'sagt hat, das muß a Hauptmalefizrindvich gewest sein.»"

Möge das eine Probe sein von dem, was sich der Thüringer vorstellt unter bajuvarischer Grobheit.

Digitized by Google

Der Thüringer hat breite, dumpfe und schwere Vocale und weiche Consonanten; der Franke hat harte Consonanten und glatte, rasche, klare Vocale. Der Thüringer zieht gern mehrere Silben in eine zusammen und spricht dann die eine desto breiter; der Franke verschluckt das Ende der Wörter und begnügt sich mit dem Anfang; der Thüringer nennt Rudolstadt „Rolscht" und die Werkstätte „Werkscht". Der Franke sagt statt Anfangs „ane".

Die Höhe, welche eine Wasserscheide oder den obersten Punkt eines Passes bezeichnet, nennt der Thüringer die „Jóchē". Der Franke, der ewig durstige, denkt an die Schenke, welche sich an dieser Stelle befindet und bei ihm stets vergnügliche Vorstellungen wach ruft. Er nennt deshalb diesen Ort „Juchheh!" Beide, Thüringer und Franken, haben ganz aus dem Sprachgedächtniß und aus dem Bewußtsein verloren, daß es eigentlich „Hochhöhe" heißt und nach Ausweis der ältesten Flurbücher auch vormals so geschrieben und gesprochen wurde.

Wichtiger als diese durch den „Rennsteig" gezogene Linie von Ost nach West, welche das mitteldeutsche Gebiet in ein nördliches und südliches abtheilt, ist dessen Eintheilung in ein westliches, mittleres und östliches, welche ich bereits berührt habe. Die mitteldeutschen Dialekte erstrecken sich von der französischen bis zur polnisch-russischen Grenze. Der Rheinländer versteht den Schlesier weit leichter als seinen schwäbischen Nachbar, und der Schlesier findet sich leichter in die Sprechweise der Mainzer und der Frankfurter als in die der Regensburger oder Augsburger. Es geht ein einheitlicher Dialektzug durch ganz Mitteldeutschland, von der Eifel bis zur Hohen Eule.

2) Schlesisch.

Thatsache ist es, daß Friedrich der Große, welcher die deutsche Sprache und Literatur geringschätzte, gerade für den schlesischen Dialekt eine besondere Vorliebe hatte, was um so merkwürdiger ist, als er den Grund, warum das Deutsche hinter den übrigen europäischen Cultursprachen in seiner Entwickelung so weit zurückgeblieben sei, in der großen Zahl verschiedener Dialekte findet (als wenn England, Frankreich, Italien u. s. w. nicht auch zahlreiche Mundarten hätten).

Indessen ist es nicht schwer, den Schlüssel zu diesen Widersprüchen des großen Königs zu finden.

Er liebte das, was er kannte, und misachtete das, was er nicht kannte.

Die deutsche Sprache sprach und schrieb er nur sehr mangelhaft. Die deutsche Literatur, namentlich die zeitgenössische, kannte er wenig; und soweit er sie kannte, wurde er irregeführt durch seine französelnde Geschmacksrichtung, welche ihn auch auf diesem Gebiete beherrschte. Von dem ihm congenialen Lessing scheint er kaum etwas erfahren zu haben; Goethe's „Götz von Berlichingen" nannte er eine „imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises"; und unter den „schlechten englischen Stücken", welche er unter andern auch als „abominables" bezeichnete, versteht er die Dramen von Shakspeare.

Den schlesischen Dialekt aber kannte er. Während er dieses Land mit Glück und Geschick eroberte und dann mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit ver-

Digitized by Google

theidigte und sich bewahrte, hatte er hinreichende Gelegenheit, diese Mundart kennen zu lernen. Es ist natürlich, daß er eine besondere Passion hatte für diese so schwer errungene neue Provinz. Er verschonte sie sogar mit einer Anzahl jener fiscalischen, monopolistischen und prohibitiven Maßregeln, mit welchen er seine übrigen Territorien bedrückte; den Flachs- und Linnenverkehr zwischen Schlesien und Böhmen z. B. gab er frei; und diese Verkehrserleichterung an der Grenze, welche seit 1740 unangetastet fortbestanden, ist erst im Jahre 1879 der „großen Steuer- und Wirthschaftsreform" zum Opfer gefallen, zum größten Nachtheil der Schlesier und der Böhmen, welche wirthschaftlich einander ergänzten.

Wie Friedrich II. die Provinz liebte, so liebte er auch ihren Dialekt. Namentlich liebte er ihn wegen seiner kräftigen, voll in das Ohr fallenden Formen, welche ihn an die lateinische Sprache erinnern. Das etwas tonlose oder gar stumme e und das en am Ende der hochdeutschen Worte wird bekanntlich in den verschiedenen deutschen Dialekten verschieden behandelt. Im Gegensatz zu den Alemannen und den westdeutschen Franken, welche diese Silben mehr oder weniger verschlucken, verwandelt sie der Schlesier in ein volltönendes und sogar etwas breites a. Auch im übrigen pflegt er vielfach dem a den Vorzug vor dem e einzuräumen. Er findet z. B. im October, daß der „Nabel" (Nebel) zunimmt, und daß die Blatter (Blätter) „gal" (gelb) werden und „abfalla". Statt Nehmen und Beten sagte er „Nahma" und „Batta", statt Pathen und Glocken „Poatha" und „Glocka".

Das war es vorzugsweise, was Friedrich gefiel. Wie er überhaupt alles von Regierungs und Staats wegen auf mechanischem Wege glaubte machen zu können und an die freie wirthschaftliche und geistige Thätigkeit des einzelnen, sowie an das organische Wachsthum und die freie Entwickelung der Gesellschaft, welche auf der Familie als Grundlage beruht, und nicht auf zwangsweisen Ordonnanzen, nicht glaubte, so dachte er auch nach über die Mittel, die (seiner Meinung nach so häßliche und mistönende) deutsche Sprache wohlklingend zu machen, und an erster Stelle glaubte er, müsse man das schlesische a zwangsweise einführen. Diese seltsamen Marotten des großen Mannes lesen wir heute mit Erstaunen und Lächeln. Sie beweisen weiter nichts, als daß kein Sterblicher auf allen Gebieten gleich groß sein kann.

Friedrich's Sprachverbesserungsgedanken haben nicht einmal in jenem Zeitalter des „aufgeklärten Absolutismus" Beifall gefunden. Einer der aufrichtigsten und einsichtigsten Verehrer des großen Königs, der Philosoph Christian Garve, schreibt in seinem kurz nach des Königs Tode erschienenen zweibändigen Buche „Fragmente oder Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrich's II." (II, 59 fg.) von der Absicht des Königs, durch Regierungsmaßregeln die deutsche Sprache zu verbessern und zu verschönern:

„An der Sprache ist nichts zu künsteln. Die Versuche dazu sind zwecklos; sie sind unnöthig; und sie würden, wenn sie gelängen, schädlich sein. Sie sind zwecklos, weil sich die Sprache eines Volkes nicht nach der Willkür oder der Einsicht irgendeines Mannes — wäre er auch das größte Genie und zugleich auch der größte König — richtet, sondern die gesammelte Wirkung der Einsichten,

Digitized by Google

Denkungsarten, Launen und Irrthümer aller Jahrhunderte ist, während deren diese Nation bestanden und diese ihre Sprache gesprochen hat, und aller jener Millionen Menschen, woraus die Nation bestanden hat und besteht.

„Sie sind unnöthig, weil alle jene Endzwecke, die man mittels der Sprache zu erreichen sucht — Belehrung des Verstandes, Ergötzung der Phantasie, angenehmer Reiz deutscher Ohren — durch unsere Sprache, so wie sie ist, erreicht werden können, wenn nur der Schriftsteller es versteht, sich dieser Sprache zu bedienen.*)

„Jene Versuche würden endlich schädlich sein, weil sie die Analogie der Sprache, einen ihrer größten Vorzüge, weil sie das Werk der Natur und der Zeit, wofür man jede Sprache ansehen kann, der jeweiligen Willkür und den wechselnden Einsichten eines oder weniger Menschen unterwerfen; weil sie endlich immer neuere Veränderungen, zu welchen die Deutschen nur allzu geneigt sind, Thür und Thor öffnen würden."

Und an einer andern Stelle (II, 95 fg.) fügt Garve noch hinzu:

„Ich habe oben schon mein Urtheil ausgesprochen über die Aenderungen, welche der König in unserer Sprache vornehmen wollte. Den Sprachgebrauch eines Volkes ist es ebenso unmöglich durch Gesetze zu bestimmen, als seinen Glauben."

Damit trifft Garve den springenden Punkt.

In der That sind Religion, Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sitte, Wirthschaft u. s. w. nicht Sache des Staates, oder gar der Regierung. Der Staat kann die Wirthschaft, die Sprache, die Wissenschaft, die Kunst fördern; er kann die ihrer Entwickelung entgegenstehenden Hindernisse beseitigen und dieselbe durch seinen Rechtsschutz vor Schaden bewahren. Aber er hüte sich vor dem Irrthum, selbst sich an die Stelle der Menschheit, oder des Volkes, oder der Gesellschaft setzen und par ordre du moufti eine Volkswirthschaft, eine Volkssprache, eine Volksreligion oder dergleichen machen zu können. Diese rein mechanische Weltanschauung hat Friedrich II. auf andern Gebieten bethätigt, z. B. auf dem der Volkswirthschaft, auf welchem er die wirthschaftliche Thätigkeit des Volkes entweder durch Monopole, Regalien, Accisewirthschaft u. dgl. auf die Regierung übertragen, oder durch ewige Staatseinmischung und Bevormundung regeln wollte, wie ein Uhrwerk, aber mit sehr schlimmem Erfolge. Dieses System hat die Krisis von 1806 heraufbeschworen. Der Versuch, dem preußischen Volke eine neue deutsche Sprache zu fabriciren und von oben herunter aufzuzwingen, würde vielleicht weniger verhängnißvoll, aber dafür desto lächerlicher geendet haben. Der große König hat es denn auch bei bloßen Betrachtungen bewenden lassen, und hat sich wohl gehütet, seinen seltsamen Einfällen über die deutsche Sprache durch die Staatsgewalt zur Realisirung zu verhelfen.

Heute, wo wir einigermaßen übersehen können, wie der Versuch, den schlesischen Dialekt zur deutschen Staatssprache zu machen, geendet haben würde, halte ich es

*) Dies ist eine kleine Hindeutung darauf, daß Friedrich II. die deutsche Sprache schriftstellerisch nicht beherrschte; und auch an seinem Französisch hatten seine französischen Vorbilder und Freunde gar manches zu tadeln, wie mir scheint, nicht ganz mit Unrecht.

Digitized by Google

für zweckmäßig, daran zu erinnern. Denn die alten Irrthümer sterben so schnell nicht. Was man früher das fiscalische Bevormundungs- und Ausbeutungssystem nannte, kehrt nach hundert Jahren wieder unter dem etwas wohlklingendern, aber auch viel confusern Namen und Titel des „Staatssocialismus", und wird als solcher von den officiellen Lehrstühlen herunter der akademischen Jugend (oder sagen wir lieber in einer etwas ernsthaftern Tonart: den zukünftigen Staatsbeamten) gepredigt.

Auf dem Gebiet der Sprache hat es König Ludwig I. von Baiern durch eine Regierungsordonnanz durchgesetzt, daß wir Baiern mit einem Ypsilon schreiben; und die Puttkamer'sche Orthographie, gegen welche selbst der Fürst Bismarck erfolglos opponirt hat, bewegt sich, wenngleich auf harmlosen Bahnen, in einer ähnlichen Richtung.

Was nun den schlesischen Dialekt anlangt, so eignet er sich durchaus nicht zur Schriftsprache. Eine Zeit lang hat die Wage geschwankt, ob Niederdeutsch oder Oberdeutsch (hochdeutsch) die Schriftsprache werden sollte. Nicht irgendeine Regierung, sondern eine Reihe von Momenten, welche der nationalen Culturentwickelung angehören, darunter auch die Reformation, hat den Ausschlag für unsere jetzige Schriftsprache gegeben, welche vorzugsweise von Luther gepflegt worden ist, wie die wissenschaftliche deutsche Sprache von Leibniz. Ich kann hierbei jedoch nicht länger verweilen und verweise daher den geneigten Leser auf die erschöpfende Darstellung in Heinrich Rückert's „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" (2 Bde., Leipzig 1875).

Ueber keinen deutschen Dialekt herrschen widersprechendere Meinungen als über den schlesischen. Indem ich auf das unter dem Kapitel „Mitteldeutsch" — oder wenn wir uns der Ausdrucksweise der Handbücher bedienen wollen: im „Allgemeinen Theil" — Gesagte Bezug nehme, habe ich hier noch Folgendes hinzuzufügen:

Die einen sagen, der schlesische Dialekt ist seinem Wesen nach oberdeutsch. Die andern behaupten, er habe viel Anklänge an das Niederdeutsche. Die dritten wollen viel „Slawisch", die vierten viel „Berlinisch" und die fünften viel „Wienerisch" in ihm entdecken.

Julius Storm schreibt in seinem Aufsatz „Schlesische Dichter" in dem Feuilleton der „Magdeburgischen Zeitung" (Nr. 187 vom 23. April 1879):

„Zwischen dem berliner und dem schlesischen Dialekt bestehen manche Beziehungen, obwol es auf den ersten Blick nicht scheint, als ob der Berliner und der Schlesier in ihren Redensarten verwandt seien. Was soll die Sprache der alten brandenburger Zollernstadt mit der des habsburgischen Schlesien gemein haben? Die Verwandtschaft besteht trotzdem, und der Berliner hat gar keine Ursache, auf den Schlesier und seinen ihm oft «curjos» und «komisch» klingenden Dialekt herabzusehen. Er «manscht» in seiner Weise ganz ähnlich wie der Schlesier. Auch der Berliner fragt: «wennste» einen «gepfiffen» hast, «obste» dann «duhne bist»; auch er kennt det viele «Picheln», er betrinkt sich ratzekahl, «wie 'ne Rodehacke», «wie 'ne Sackstrippe»; wenn ihn einer «beim Schlafittel» kriegen will, «reißt er aus wie Schafleder»; auch ihm ist «Alles Wurscht», er «frißt wie ein Scheunendrescher»

Digitized by Google

und «gießt eenen hinter die Binde». Für Prügel hat er gleich dem Schlesier die Synonyme «Senge, Wichse, Wamse»; es «setzt Hiebe, daß die Schwarte (Schwade) knackt»; manches ist «unterkietig», man bleibt aber «oxig» ruhig, man zieht nicht gleich ab «wie ein begossener Pudel». «Schwerleck» — denkt der Schlesier, «Schwereleet» der Berliner. Beide sind «nicht gleich erschossen», eine Händelei ist für beide «ein gefundenes Fressen», sie lassen sich «keinen Floh ins Ohr setzen», wenn es auch «Hundsloaden» gibt; es geht manches «über die Hutschnur». Beide sind nicht «übelnehm'sch», halten sich ihre «Böhms» oder «verposamentiren» ihre «Groschens». — «Tachtel», «abäschern», «abmucksen», «ausglitschen» u. s. w. — alle diese und hundert andere Redensarten hat der Berliner mit dem Schlesier gemein. Vielleicht liegt darin das Geheimniß, daß die Berliner sich neuerdings auch für schlesische Dialektdichtung, speciell für Holtei interessiren."

Diesen an sich vollkommen richtigen Bemerkungen eines kundigen Schlesiers, die nur etwas zu viel generalisirt sind, setze ich entgegen das Urtheil eines „richtigen", oder was dasselbe sagen will, eines „schnodderigen" Berliners, welcher während einer Ferienreise von vier Wochen die Wahrnehmung gemacht haben wollte, die Schlesier seien „eigentlich" immer noch Oesterreicher, wenigstens in ihrer Sprache, und als er auf Widerspruch stieß, sein Urtheil dahin modificirte, der Schlesier bilde den Uebergang vom Oesterreicher zum Menschen (unter „Menschen" verstand er natürlich: Berliner).

Wahr ist es nun allerdings, daß man in Schlesien auch in der Sprache noch auf österreichische Ueberbleibsel stößt. Es sind jedoch nicht generelle Eigenthümlichkeiten aus dem Gebiete der Laute und der Formen, sondern nur vereinzelte Worte, und auch dies habe ich vorzugsweise nur bei ältern Leuten gefunden; bei der jüngern Generation beginnen sie zu verschwinden, und schon in den nördlichen Theilen der Provinz hört man sie nur noch selten. Nur mit Betonung dieses Vorbehaltes will ich hier einige dieser Ausdrücke und Redewendungen mittheilen, welche an Deutschösterreich erinnern. „Spaccat" (zuweilen auch Spuccat) für „Bindfaden" ist in Schlesien üblich und stammt aus Oesterreich, wo es auch heute noch allgemein im Gebrauch ist.

In einem katholischen Orte Schlesiens hörte ich den Rosenkranz den „Nuster" nennen. In Tirol nennt man ihn auch so. Der Name kommt offenbar von dem „Pater noster", dem Anfang des lateinischen Vaterunser. Der Pfarrhof heißt das „Widum" ganz wie in Oesterreich. Wie dort, nennt man in Schlesien ein etwas altmodisches und extravagantes Compliment einen „Scharrfuß" oder „Kratzfuß". Einen dummen Kerl nennt man ein Troddel oder Dottel; und diesen pflegt man zu „tratzen", zu „höppeln" oder zu „frohzeln", was so viel ist, wie „hohnnecken" in Norddeutschland, „veralbern" in Sachsen und „schindludern" bei den Studenten. „Ferkel" (Ferculum) ist eine Tragbahre, auf welcher bei Processionen das aufrecht stehende Heiligen- oder Muttergottesbild getragen wird; „Torkel" ist eine Kelter (vom lateinischen torcula, torquere). „Bosseln" oder „basseln", eine leichte Arbeit verrichten, erinnert an das alemannische „Basseldang", das offenbar mit dem französischen „pour passer le temps" in Verbindung steht, in directer oder indirecter.

Digitized by Google

„Kranewitt" ist Wachholder und zugleich Wachholderschnaps. In den österreichischen Alpen nennt man auch den Krammetsvogel, welcher sich von Wachholderbeeren nährt, der „Kränewitter", und der österreichische Familienname „Kronawetter" steht so gewiß in Zusammenhang mit diesem Thier wie der römische Volkstribun Coccapiellero mit dem österreichischen Guggenbühler.

In Schlesien haben Verliebte ihr heimliches Dechtelmechtel miteinander, so gut wie in der grünen Steiermark, und die Menschen haben hier wie dort „Haxen" statt der Beine.

Der „Buschen" ist ein Blumenstrauß, aber er bedeutet auch ein Wirthshaus oder eine Schenke, welche statt eines Aushängeschildes einen Tannenzweig ausstreckt. In Steiermark geht man sogar „in den Buschen", d. h. in das Weinhaus, trinken.

Ein „Flitschen" ist eigentlich ein Flederwisch. Man nennt aber auch einen zierlichen Degen so, in verächtlichem Sinne, weil man damit nicht aufkommen kann gegen einen tüchtigen Prügel. Sagt doch auch Mephistopheles spöttisch: „Heraus mit deinem Flederwisch." Ein „Gutedel" ist ein frühreifer, aber misrathener Junge. Der Name stammt von einer frühreifen Traubensorte, welche vielfach in Oesterreich gebaut wird und jenen dünnen, säuerlichen Wein liefert, welchen man am Rhein als „Rachenputzer" oder „Flöhpeter" und in Berlin als „Kutscher" bezeichnet.

Der Schlesier wie der Oesterreicher thut, sagt oder fragt etwas „mit Fleiß", d. h. geflissentlich, absichtlich, tendenziös. Manchmal bedeutet es aber auch „zum Scherz" oder gar: zum Hohn. In Breslau hört man „plauschen" wie in Wien.

Das „Nägelchen" oder „Nagerl" bedeutet nicht nur die Gewürznelke, sondern auch den Flieder.

In einigen Theilen Schlesiens (und sogar über die Grenze der Provinz hinaus), ist noch bei ältern Leuten in Gebrauch das Wort „Jause". Dasselbe findet sich auch in Oesterreich, wo es abwechselnd mit dem Worte „Mereude" gebraucht wird. Es bedeutet ein kräftiges Vespermahl, wie es zwischen Mittags- und Abendmahlzeit eingenommen und in der Regel auch den Tagelöhnern gereicht wird. In Schlesien ist heutzutage gewöhnlich das „Vesperbrot" an seine Stelle getreten.

Ich könnte dies Wörterverzeichniß auf das Zehnfache erweitern. Doch mag es damit genug sein.

Zu diesen Forschern, welche in dem schlesischen Dialekt berliner Spuren entdecken, und zu jenen, welche darin viel Oesterreichisches finden, gesellen sich andere, welche darin viel Slawisches finden. Die letztern haben recht, aber nur in einem Punkte, welchen sie in der Regel gar nicht betonen, welchen aber Professor Karl Weinhold in seinen vortrefflichen Bemerkungen unter „Schlesien in sprachlicher Hinsicht" in Th. Oelsner's „Schlesischen Provinzialblättern" (Neue Folge, I, 521 fg.) richtig hervorhebt. Es betrifft die Silbenbetonung, den Tonfall oder den Rhythmus der Sprachen.

Ich kann das nicht besser deutlich machen, als wenn ich anknüpfe an die Art, wie die Polen das Deutsche und das Lateinische aussprechen. Sie unterscheiden

Digitized by Google

nicht so, wie wir Deutschen, die wir die vorletzte Sylbe entweder sehr stark oder gar nicht betonen, sie entweder sehr lang oder sehr kurz aussprechen, und die Silben, auf welchen kein Ton liegt, etwas stiefmütterlich zu behandeln pflegen. Die Polen lassen jeder Silbe ihr Recht widerfahren, indem sie sozusagen einer so viel Ton geben wie der andern, und auch den stummen oder tonlosen Silben einen Ton zukommen lassen. Sie sprechen, wenn es erlaubt, einen meines Wissens nur in der Musik üblichen Ausdruck zu gebrauchen, die Silben „staccato", d. i. losgemacht oder getrennt aus. Unsere Schulmeister verspotten die Polen, indem sie die lateinischen Worte „Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum" mit einer ihrer Meinung nach falschen Betonung aussprechen und dies als „polnisch" bezeichnen. Nämlich so:

Nos Póloni non cúramus quantítatem syllábarum

während der Deutsche so spricht:

Nós Polóni non curámus quantitátem syllabárum.

Ich will hier nicht untersuchen, ob die deutsche Accentuirung, gegen welche sich mancherlei sagen läßt, ganz richtig ist.

Hier genügt es mir, den hiervon abweichenden Tonfall der slawischen Völker zu charakterisiren, der uns auffällt, wenn wir einen Polen, Czechen u. s. w. in dieser Weise deutsch sprechen hören.

Der schlesische Tonfall ist nun zwar mit dem polnischen nicht identisch, aber er erinnert an denselben; denn auch der Schlesier läßt jeder Silbe ihr Recht widerfahren, auch den Endsilben, welche die Rheinländer und die Schwaben verschlucken, die er, der Schlesier, aber in jenes a verwandelt, das sich des Beifalls Friedrich's des Großen erfreute. Wenn aber der König behauptet, die Schlesier „sängen" anstatt zu sprechen, so ist das eine irrthümliche Bezeichnung. Die Meißner, die Obersachsen, zum Theil auch die Thüringer und die rheinischen Pfälzer singen; der Schlesier spricht ein etwas breites „Staccato", aber er singt nicht, wenn er sprechen will, wie dies die andern thun.

Als Beispiele von Worten, die aus dem Polnischen entlehnt sind, mögen gelten:

Britschke, ein Wagen, polnisch: Briczka; Nusche, ein ordinäres Messer, polnisch: Nóz; Kulle, Kugel, polnisch: Kula; Glubsch, dumm, polnisch: Glupi; Luusche, Pfütze, polnisch: Luza; Kaluppe, Hütte, polnisch: Chalupa; Robotzen, sich laut strapaziren, polnisch: Robota; Babe, Napfkuchen, polnisch: Baba; Striezel, eine große Semmel, polnisch: Strucel; Kleberanftel, Brotkrume, polnisch: Chleb (Brot).

Alle diese Worte, welche der schlesische Deutsche gebraucht, sind indeß mehr oder weniger modificirt, oder verstümmelt, sodaß man sie oft prima vista kaum zu erkennen vermag.

In Betreff der Grenze zwischen Deutsch und Polnisch — oder Slawisch, denn es kommt neben dem Polnischen auch ein wenig das Czechische und Mährische in Betracht — theile ich Folgendes mit, indem ich den zuverlässigen Mittheilungen von Karl Weinhold folge:

„In den ältesten Zeiten unserer geschichtlichen Kunde von Schlesien war es wie

Digitized by Google

seine Nachbarländer ein ganz germanisches Land; die Lugier wohnten darin, getheilt in mehrere Stämme. Unter dem Namen der Vandalen zogen sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts zum größten Theil nach den Ebenen der Theiß und niedern Donau. Was von ihnen über den vandalischen Bergen (den Sudeten) zurückgeblieben war, verschwand unter den Slawen, die im 5. oder 6. Jahrhundert ganz Schlesien, sowie überhaupt das Weichsel- und Odergebiet besetzten.

„Erst im 12. Jahrhundert begann von dem Kloster Leubus aus durch deutsche Mönche, welche deutsche Ansiedler aus dem Westen auf ihre Güter riefen, die Zurückeroberung Schlesiens für deutsches Volksthum. Die niederschlesischen Herzoge begünstigten durch Befreiung von Diensten und Zinsen und durch Gewährung eigener Gemeindeverwaltung die deutschen Anlagen, und so war gegen Ende des 13. Jahrhunderts der Sieg des Deutschen links der Oder vom Queiß bis an die Lohe schon gesichert. Die folgende Zeit hatte die völlige Verdeutschung dieser bedeutenden Landstrecke, sowie die Weiterrückung der Grenze und die Eroberung der rechten Oderseite zur Aufgabe. Lange leistete das Polnische hier Widerstand; die Ohle war durch Jahrhunderte der Grenzfluß, welchen das Deutsche nur mühsam überschritt, waren doch selbst vor 16 Jahren noch zwei Dörfer westlich der Stadt Ohlau, Groß-Peiskerau und Zottwitz, nur zum Theil deutsch.

„Auf dem rechten Oderufer blieb das Trebnitzische ein Bollwerk gegen den vorrückenden Erbfeind durch lange Zeit, bis es vor einem halben Jahrhundert gänzlich gesprengt ward. Nach amtlichen Erhebungen aus dem Anfang der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts*) lief die Grenze zwischen Deutsch und Polnisch damals von Heinrichsdorf im Militschen an über Porschnitz, Frauenwalde, Maliers, Groß-Graben, Briese, Pontwitz, Rosewitz, Galbitz, Woitsdorf, Windisch-Marchwitz, bei Fürsten-Ellgut südlich vorbei nach Mülatschitz, Laskowitz, Zindel. Von hier aus ging das Polnische am rechten Oderufer bis zur Neissemündung hin und sprang nun auf die linke Seite über, nachdem die gemischten Dörfer Groß-Peiskerau, Zottwitz und Zedlitz als vorgeschobene Posten gegen Westen die ehemalige polnische Herrschaft auch über das ganze linke Ufer in Erinnerung gebracht hatten. Die Grenze geht nun bei Schurgast wieder durch Karbischau, Dambrau, Brande, Polnisch-Neudorf, Przichod nach Steinau und von hier östlich nach Chrzelitz, Ober-Glogau und zwischen Kostenthal und Leobschütz durch nach Autischkau. Bei Autischkau trifft Deutsch, Polnisch und Mährisch zusammen; das Mährische schiebt sich nun von Südosten herauf zwischen die bisherigen gegnerischen Nachbarn. Die deutschen Grenzorte gegen das Mährische sind, von Norden nach Süden streichend, Babitz, Hohndorf, Zauchwitz, Manowitz, Deutsch-Neukirch, Bieskau, Katscher, Tröm, Räsnitz, Dirschel, Piltsch, Posnitz, Branitz, Kreuzendorf, Groß-Herrlitz, Eckersdorf, Alt- und Neu-Lubitz, Zechsdorf, Wiegstädtel, Wagstadt, Groß-Olbersdorf. Die polnischen Grenzorte gegen das Mährische sind Autischkau, Matzkirch, Polnisch-Kramarn, Makau, Janowitz, Benkowitz, Tworkau, Krzizanowitz, Oderberg, Mährisch-Ostrau und von da die Ostrawiza. Die Zahl der Mähren im preußischen Schlesien betrug nach

*) Vgl. Hundrich in den „Arbeiten der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur", Jahrg. 1843, S. 45 fg.; Jahrg. 1844, S. 81 fg.; Jahrg. 1845, S. 75 fg.

Digitized by Google

der Volkszählung von 1858 47018 Seelen, Polen wurden daselbst 666665 gezählt. Zu denen, welche hinter der angegebenen Grenzlinie sitzen, kommen noch einige tausend Polen im grünberger und freistädter Kreise. Außerdem leben etwa 3000 Czechen in Schlesien, nämlich in der westlichen Ecke der Grafschaft Glatz, in den Dörfern Tscherbeney, Chudowa, Schlanei, Brzesowie, Jakobowitz, Straußeney und Bukowine, sowie in den Hussitencolonien Hussinetz, Podiebrad, Mehltheuer, Pentsch und Töppendorf im strehlener Kreise, ferner in den mährischen Brüdercolonien Friedrichgrätz bei Oppeln und Tabor bei Polnisch-Wartenberg."

So viel über die slawischen Sprachen in Schlesien. Wenden wir uns nun wieder zu der deutsch-schlesischen Mundart, so ist deren Herkunft bestritten, wie denn überhaupt die Frage, woher die Colonisten kamen, welche das im 6. Jahrhundert slawisirte Schlesien regermanisirten, trotz der verdienstvollen Forschungen von G. A. Stenzel über „Die deutschen Ansiedelungen in Schlesien" noch nicht vollständig gelöst ist.

Thatsache ist, daß die Niederländer, welche sich im 13. Jahrhundert über den Nordosten Deutschlands verbreiteten, auch in Schlesien Fuß gefaßt haben. Wir finden in Urkunden des 14. Jahrhunderts vlämisches Recht. Ein großer Theil der Colonisten ist aus dem Lande der Franken gekommen, der größte aber wol aus Thüringen und Sachsen. Die Uebereinstimmung einzelner Worte und Redewendungen der Schlesier und der Berliner mag auf verschiedenen Gründen beruhen. Während der Herrschaft der Askanier erhielt auch Berlin starken Zuzug aus Thüringen, welches Ansiedler nach Schlesien schickte. In neuerer Zeit aber übt Berlin auf die schlesische Mundart einen viel größern Einfluß, als ihn Wien in frühern Zeiten geübt hat. Es tritt das nicht nur in den von Julius Stein angeführten Redensarten, die dem „richtigen Berliner" eigenthümlich sind, hervor, sondern auch in Einzelheiten der Aussprache, z. B. darin, daß das g in Schlesien hin und wieder schon wie Jott ausgesprochen wird (also statt Gott: Jott), was früher nirgends der Fall war, auch in das System des schlesischen Dialekts absolut nicht paßt.

Endlich wird auch der Dialekt beeinflußt und gestört durch das Deutsch, welches der Soldat lernt und spricht, während er sich bei der Fahne befindet. Weinhold nennt es das „Militärdeutsch". Der Ausdruck hat mancherlei für sich. Die Sache existirt, und es würde der Mühe lohnen, sie einmal sprachwissenschaftlich genau zu untersuchen.

Noch schärfer tritt das „Militärdeutsch" in Oesterreich hervor, das dort einen ganz undeutschen Tonfall angenommen hat und mit zahlreichen slawischen, ungarischen und romanischen Fremdwörtern versetzt ist. Der Deutsche spricht die Worte „Ich habe die Ehre" mit folgender Accentuirung:

⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑;

die österreichische Militärsprache hat keine Hebung und keine Senkung, sie zählt sechs Silben mit gleicher Betonung her: i — ha — be — di — e — re. Das Wort „unangenehm" accentuirt sich bei uns:

— ⏑ ⏑ ⏓;

Digitized by Google

in jener Sprache sind es vier gleichwerthige kurze Silben: un — án — gé — ném. Die militärische Begrüßung „Tschau" ist italienisch, nämlich eine Verstümmelung von Schiavo, und bedeutet also dasselbe wie das lateinische „Servus".

Was die ältere Zeit anlangt, so hat Heinrich Rückert in seiner Darstellung des „schlesischen Dialekts im Mittelalter" nachgewiesen, wie sich im Laufe der Zeit hoch- oder oberdeutsche (genauer: „mittelhochdeutsche") Spracheinflüsse geltend gemacht haben, namentlich durch Einwirkung der höfischen Kreise, und während der politischen Verbindung zwischen Schlesien und Böhmen, und wie sich so „die hochdeutsche Sprache der höhern und gebildetern Theile des Volkes mischte mit dem niederdeutschen Element, das die fränkischen und sächsischen Ansiedler in ihre neue Heimat mitgebracht hatten, wobei die erstern das Uebergewicht gewannen".

Vielleicht kann man sogar so weit gehen, zu behaupten, daß der jetzige mitteldeutsche Dialekt nichts anderes sei als ein Stadium des Verfahrens, in welchem die gesammte niederdeutsche Sprachmasse von der hochdeutschen aufgesogen wird.

Der leider zu früh verstorbene schlesische Dichter Max Waldau (Pseudonym für Spiller von Hauenschild) sagt in seinem Roman „Nach der Natur": „Schlesien hat die Form eines gezackten Eichenblattes." In den Zacken und zwischen den Rippen vertheilen sich die verschiedenen Particulardialekte, in welche sich das schlesische Gebiet theilt, das gleichsam einen selbständigen Mikrokosmos, eine Welt für sich bildet. Hören wir darüber Karl Weinhold:

„Der Schlesier hat, mag er aus Trachenberg oder Leobschütz, aus Waldenburg oder Grünberg sein, ein Gemeinsames in Worten, Ausdrucksweise und Betonung; es gibt ein allgemeines Schlesisch, dessen meisterlicher Dichter unser Karl von Holtei ist. Ebenso gewiß bleibt aber, daß am Gebirge eine Menge Worte gehen, die an der Oder nicht verstanden werden, daß der Bauer im Glogauischen, oder der Kräuterer um Breslau andere Laute hat wie der Weber um Hirschberg oder Jägerndorf. Neben dem Gemeinschlesischen bestehen also verschiedene Mundarten.

„Im ganzen genügt es, die Mundart des Gebirges und die des Flachlandes (des Landes kurzweg) zu sondern. Zwischen beide Hauptmundarten tritt sodann eine vermittelnde, welche sich an die Ausläufer des Gebirges anlehnt, und ungefähr eine Breite von drei Meilen einnimmt. Ihre nördliche Grenze, welche demnach die Südlinie des eigentlich platt Schlesischen oder «Niederländischen» ist, läuft nördlich von Bunzlau, Hainau, Liegnitz durch das Neumarktische, hier allein 2½ Meilen von der Oder entfernt, nach Strehlen hin. Genauer kann ich sie leider nicht verfolgen; als bestimmte Grenzpunkte vermag ich nur den Schwarzwasserlauf bei Hainau, und im Neumarktischen das Dorf Malkwitz anzugeben, das niederländisch ist, während Ocklitz, Landau, Sadewitz dem Mittellande angehören, welches hier bis Königszelt reicht. Der Zobten mit den südöstlichen Ausläufern im nördlichen reichenbacher Kreise (die Dörfer Schlaupitz, Lauterbach, Groß-Ellgut) fallen in die mittelländische Mundart. Dieselbe hat das a (für en) in den Endungen, wie das Gebirgische, sie hat ê für i (êch, ich, Glêd, Glied), ie für e (Biern, rieden), ë (Schmiele), ä (miere, spiet, Mießla), und die accueillirten e und n wie das Niederländische. Dieses ist am kenntlichsten durch die Neigung, â in au, e und i in ei zu diphthongisiren («Was haut sen dau?» — «Mau!» — «Mau?» —

Digitized by Google

«Nu's eis lauter Mau!» — «Nu dau, dau!», d. h. in der Schriftsprache: «Was haut Sie denn da?» Antwort: «Mohn!» «Mohn?» Antwort: «Ja, es ist lauter Mohn.» «Nun dann darauf los»), und hat eine große Breite und Behaglichkeit, die es zu dem raschern Gebirgsdialekt sogar in Gegensatz bringt. Es zerfällt, wie begreiflich, in mehrere Spielarten; Proben davon finden sich bei Firmenich, «Germania's Völkerstimmen», II, 288 fg. In den Gebirgsmundarten sondern sich ebenfalls mehrere Gruppen: die Mundart des Riesengebirges, die des Hochwaldes und Eulengebirges, die frankensteiner, die glätzische, die oppaländische. Tschampel, Eduard vom Boberthal, Brendel reimten in den westlichern Mundarten, Schönig in der glätzischen, Gedichte im Oppaländischen (d. i. Oberländischen) finden sich bei Enns, «Oppaland», III, 73 fg."

Weinhold schrieb im Jahre 1862. Seitdem ist beinahe ein Vierteljahrhundert verflossen, und die von ihm gezogene Grenze hat sich weiter nach Süden vorgeschoben, wie denn überhaupt die Sprache des Flachlandes, welche der Schriftsprache in manchen Stücken näher steht, die Tendenz zeigt, vorzurücken und den kräftigern, lebhaftern und rauhern Dialekt in die obern Gebirgsthäler zurückzudrängen.

Der Schlesier rühmt seinem Dialekt nach, er sei so „gemittlich", d. i. gemüthlich. Freilich ist durch diese Charakteristik insofern wenig gewonnen, als es sehr schwer ist, den Begriff der Gemüthlichkeit zu definiren. Es denkt sich darüber am Ende ein jeder was anderes. Der Schlesier aber denkt sich darunter ein gewisses Sichgehenlassen, das ihm allerdings recht wohl zu Gesicht steht, weil er dabei nie, wie so mancher andere, ordinär und lästig wird. Vielmehr tritt dabei sein gutmüthiges, joviales, zutrauliches und naives Wesen in das hellste Licht, wenn er seinen Dialekt spricht, von dem er die besten Anregungen aufnimmt.

Es ist wahr, diese Mundart eignet sich nicht für große und erhabene Stoffe, wohl aber zum Ausdruck natürlicher und aufrichtiger Gefühle und zur Darstellung idyllischer, humoristischer oder spaßhafter Hergänge.

3) Die mundartliche „schlesische Dichterschule".

Schon ein halbes Jahrhundert, ehe Andreas Gryphius, wie es Karl von Holtei ausdrückt, seine „glogauer Localpossen" schrieb, hat der schlesische Dialekt dichterische Verwendung gefunden, und zwar in einem Drama, das ein löwenberger Doctor Namens Kober verfaßt hat, und das von dem „rittermäßigen Helden Christoff von Zedlitz" und von den Thaten handelt, so er bei „wehrender Belägerung der Stadt Wien" überstanden. In dieser historischen Tragödie tritt ein biederer „Schläsinger", der Fuhrmann Hans, auf, welcher „reene 'raus" Dialekt redet. Im vierten Act des Stückes, wo der Sturm auf die Stadt geschildert wird, fängt es dem ehrlichen Hans, der ein Fuder von „Putter" (Butter) und „Schoofkäsa" gebracht hat, an, unheimlich zu werden . . .

Ich wär so leiba (sehr) gerne 'naus,
Und key Mensch will mich ack 'naus lohn,
Das ich quäm amol davon. . . .

Digitized by Google

In dem Stück wird ein Jude als Spion ergriffen und auch unser Hans arretirt. Man läßt ihn aber laufen, aber der Jude wird zum Verlust einer Hand verurtheilt. Hans legt gegen diese hochnothpeinliche Strafe Protest ein und fragt classisch:

Wenn Ihr'n a so vergützeln wält,
Womit wird hä denn zählen 's Gält?

Ich habe des Buches nicht habhaft werden können, und beschränke mich daher auf obige Angabe seines Inhalts, welche ich dem schon angeführten Aufsatze von Julius Stein entnehme.

Seit Gryphius ist, soviel ich habe ermitteln können, die schlesische Mundart beinahe 200 Jahre lang nicht mehr zu wirksamer dichterischer Verwendung gekommen. Es war jene Zeit der Misachtung der Dialekte, welche man für gemein oder bäuerlich hielt, und, wie ich dies schon ausführlich erzählt habe, im Interesse der „Bildung", d. h. der Schriftsprache bekämpfen zu müssen glaubte, ohne zu bedenken, wie so oft und so viel schon die zur Erstarrung und Verknöcherung hinneigende Schriftsprache von neuem gesunde Nahrung und frische Kraft aus der in ewiger Entwickelung begriffenen lebendigen Volkssprache und ihrer einzelnen Dialekte gesogen.

Auch in Schlesien hat sich der Dialekt stärker und lebenskräftiger erwiesen als seine Verächter und Verfolger. Obgleich die Literatur keine Notiz von ihm nahm, hat er „dem stillen Veilchen gleich, das im Verborgenen blüht", fortvegetirt. Und als nun die Zeit kam, da die deutsche Nation sich wieder zu ihrem Volksthum bekannte, da sie wieder ihre geschichtlichen und nationalen Heiligthümer pflegte, da große Gelehrte dem Volk auch das Verständniß seiner Sprache und ihrer Mundarten, und die historische Entwickelung derselben wieder aufschlossen, da fand sich auch jemand, der, angeregt durch die Dichtungen des alemannischen Hebel und deren rasche und große Erfolge, den literarisch vergessenen und begrabenen schlesischen Dialekt wieder exhumirte und dichterisch verwerthete. Es war Karl von Holtei, geboren in Breslau am 24. Jan. 1797, gestorben in Breslau am 12. Febr. 1880.

Wenn man von einem deutschen Dichter liest, er sei an demselben Orte geboren und gestorben, so spricht die Vermuthung dafür, daß er, wie Jean Paul schreibt, sein Leben lang gleich einer Lerche tief in den Furchen der warmen Erde, versteckt unter Halmen und Kraut, auf dem stillen heimlichen Neste gebrütet und dem „Bene vixit, qui bene latuit" (d. i. „Glücklich lebt man nur im verborgenen Winkel")*) nach gelebt hat, um nur zuweilen ausnahmsweise und auf kurze Zeit sich auf der Leiter schmetternder Lieder hinaufzuschwingen in den hohen blauen Aether und

*) Ich füge mich hier der landesüblichen Art des Citirens, aber sie ist falsch. Der Vers findet sich in Ovid's „Tristia", Elegie IV, Vers 25, und heißt:

Crede mihi, bene qui latuit bene vixit, et intra
Fortunam debet quisque manere suam.

Auch der gute Ovid sah die Wahrheit dieser Lehre erst ein, als es für ihn schon zu spät war.

Digitized by Google

dort zu schwelgen in Vergessenheit alles dessen, was dort unten Bedrückendes auf ihm gelegen.

Holtei bildet eine Ausnahme von dieser Regel. Er war eine unstete Natur, aber ein guter und echter Schlesier, den es immer wieder zurückzog nach seiner schlesischen Heimat. Er glich dem Riesen Antäus, dem Sohne der Gäa, der Erde. Dieser Riese war dadurch unüberwindlich, daß sich seine Kräfte verdoppelten, sobald er die getreue Mutter Erde wieder berührte. Nur ein Hercules vermochte ihn zu überwinden. Und auch dieser nur dadurch, daß er ihn aufhob und ihn so lange schwebend in der Luft hielt, bis er ihn erdrosselt hatte. Glücklicherweise hat Holtei auf seiner Lebensbahn keinen Hercules gefunden, der ihn hinderte, zu seiner treuen alten schlesischen „Mutter Erde" zurückzukehren.

Er war alles und noch einiges: Soldat, Jurist, Schauspieler, Dichter, Dramaturg, Director, Regisseur und Secretär am Theater, Begründer, Redacteur oder Herausgeber einer Anzahl von Blättern für Literatur, Kunst oder Theater, immer dem Thespiskarren folgend von Ort zu Ort. Es ist schwer, zu sagen, wo er nicht war. Folgende Orte bezeichnen einen längern Aufenthalt: Breslau, Dresden, Hamburg, Riga, Leipzig, München, Wien, abermals Dresden, Gratz in Steiermark, la ville des graces aux bords de l'amour (an den Ufern der Mur) sagt der galante Franzose, und endlich — post varios casus, post tot discrimina rerum — doch immer wieder sein gutes altes heimatliches Breslau. Und in Breslau ist er denn auch gestorben, in der Pension des Klosters der „Barmherzigen Brüder", welche ihm, dem Alten, Kranken, Lebensmüden eine sorgsame Pflege zutheil werden ließen, obgleich er mancherlei „Heterodoxes" oder gar „Sündhaftes" geschrieben. Ehe er starb, hatte er am 24. Jan. 1878 in Breslau seinen 80. Geburtstag gefeiert, beglückwünscht von Schlesien, von Deutschland, vom Auslande, ja von entfernten überseeischen Ländern. Er war Kosmopolit und dabei doch immer ein getreuer und aufrichtiger Schlesier. Er war Nomade, oder, wenn man einen härtern Ausdruck gebrauchen will, sogar manchmal ein wenig Vagabund, aber immer beseelt von einem lebhaften Heimatsgefühl; und da es damals noch kein Deutsches Reich gab, so richtete er, der eigentlich auch nicht recht wußte, ob er ein Preuße oder ein Oesterreicher, den Ausdruck seiner Heimatsliebe an Schlesien; denn das wenigstens stand außer allem Zweifel: ein Schlesier war er.

Und so gab er denn im Jahre 1830 eine Sammlung seiner schlesischen Gedichte heraus, wie solche im Laufe der Jahre nicht etwa planmäßig gedichtet, sondern einzeln und gelegentlich entstanden waren, wie man eben gerade „vereint zu guter Stunde" war, oder irgendein Scherz oder sonst ein kleines Erlebniß den Anstoß gegeben hatte. Vierzig Jahre später schreibt Karl Weinhold:

„Immer noch behauptet Holtei den ersten Platz unter den schlesischen Dialektdichtern; ja je länger, desto allseitiger wird er von ihnen als der Meister anerkannt, dessen Weise man sich aneignen muß, will man nicht blos schlesische Laute, sondern auch schlesische Denk-, Rede- und Lebensart nachbilden. Je mehr sich die neue Zeit auch in Schlesien rührt und die alten provinziellen Formen des Lebens und der Sprache den überwältigenden Einfluß des allgemeinen deutschen Lebens erfahren, um so werthvoller werden Holtei's schlesische Gedichte; denn sie geben

Digitized by Google

den rechten Zustand unserer Mundart und malen unsere Leute nach ihrer alten Eigenthümlichkeit."

Und an einer andern Stelle sagt er: „Wer Schlesien und die Schlesier kennen lernen will, der greife zu Holtei's Gedichten."

Jetzt sind diese Gedichte in jedermanns Hand. In Schlesien kann man sie auswendig. In dem übrigen Deutschland und in Oesterreich sind sie bekannt und verbreitet. Sie sind erschienen in zahlreichen Ausgaben: in Volks- und Miniaturausgaben und in einer Prachtausgabe, welcher ein vortreffliches Glossarium von Karl Weinhold und hübsche Bilder und Zeichnungen von Auguste von Heyden beigegeben sind.

Wenn aber, wie wir gesehen haben, die Gunst der Umstände es so fügte, daß die „Alemannischen Gedichte" von Hebel ihren großen Erfolg gleichsam schon beim ersten Aushieb errangen, so ist es dagegen Holtei's „Gedichten" recht schwer geworden, zu allgemeiner Anerkennung und Verbreitung durchzudringen. Es hatte volle 20 Jahre gedauert, bis sie nur eine zweite Auflage erlebten.

Dem einen waren sie zu schlesisch und dem andern nicht schlesisch genug.

Die Waldenburger sagten: „Das ist doch nicht unsere Sprache; wir an der Hohen Eule, wir sprechen ganz anders."

Die Trachenberger oder die Leobschützer meinten: „Ja, so mag man wol in Brassel (Breslau) reden, aber wir sprechen nicht so."

Die Grüneberger meinten: „Wie lautet das so ungeschliffen, wir sprechen viel feiner." Und so weiter mit Grazie in infinitum.

Und sie hatten alle ganz recht: die Waldenburger, die Grüneberger, die Trachenberger, die Leobschützer und alle miteinander. Allerdings hatte Holtei sich nicht eines jener localen oder particularen Einzeldialekte bedient, deren ich oben ausführlich gedachte. Er hat sich seine Sprache in einem gewissen Sinne selber geschaffen. Es ist die Sprache Holtei's; aber gerade dadurch ist sie erst recht „Schlesisch". Es ist nämlich ein gemildertes Gesammt- oder Gemeinschlesisch, das nicht nur jeder Schlesier von Haus aus versteht, sondern auch jeder nichtschlesische Deutsche mit ein wenig Mühe und Aufmerksamkeit sich aneignen kann. Man könnte es im Gegensatz zu dem „wilden Schlesisch" einiger abgelegener Gebirgsthäler, wie z. B. in der Grafschaft Glatz, „Culturschlesisch" nennen. Trotzdem aber überschreitet es nirgends die schlesische Grenze, d. h. es bewegt sich doch immer, was Ausdruck, Gedankengang, Gesinnung und Gemüthsart anlangt, auf echt schlesischer Grundlage. Holtei hatte einen leichten Wurf. Er hat sich nicht gern viel Kopfbrechens gemacht und nicht über die Dichtkunst und deren Gesetze gleich unsern Classikern philosophirt und gegrübelt. Ich glaube daher kaum, daß er, während er seine schlesischen Gedichte schuf, ein bestimmtes System hatte, nach welchem er die Sprache handhabte. Allein er hat, auch wenn er dies nicht that, gleichsam durch Intuition den Weg gefunden, auf welchem er am sichersten und erfolgreichsten das hübsche Kind der Oder und der Sudeten einführen konnte in das Gesammtpantheon der großen deutschen Dichtung.

Wenn nun, wie wir sahen, hin und wieder ein particularistischer „Pastor sive Genius loci" behauptete, Holtei verstehe eigentlich kein Schlesisch und sei nicht

Digitized by Google

hinreichend „specifisch", so erklärten ihn die andern wieder für viel zu sehr schlesisch. Es war die Zeit, wo man für den Schiller'schen Pathos schwärmte, und wenn man am Ende denn auch zugab, das könne man hier nicht verlangen, so begehrte man doch gerade von einem „Volksdichter" eine gewisse rührselige Sentimentalität, oder eine vornehme Haltung, wie in weiland Geßner's langweiligen und abgeschmackten Idyllen und Schäfergeschichten.

Das freilich beruht nun auf einem gänzlichen Verkennen des Berufs und Wesens der mundartlichen Dichtung. Denn warum bedient man sich der Mundart? Doch blos deshalb, weil man in ihr die Weltanschauung des Volkes getreuer und concreter wiedergeben kann als in der Schriftsprache.

Nun ist aber der Schlesier weder sentimental noch pathetisch, und deshalb kann und darf auch die schlesische Dialektdichtung weder das eine sein noch das andere. Der Schlesier ist leichtlebig, regsam und anregsam, lebhaft, naiv, vergnüglich, behäbig, offenherzig, frei-, froh- und gutmüthig, und so hat ihn Holtei auch wiedergegeben. Er hat die Schranken richtig erkannt, welche dem Dialektdichter gesteckt sind. Er darf vor allem zwei Grenzen nicht überschreiten, nämlich die des Pathetischen und die des Pöbelhaften oder Gemeinen; denn der wirkliche gesunde Kern des Volkes ist weder das eine noch auch das andere. Unsern Holtei hat es weder nach dem Lorber eines Pindar, noch nach dem bedenklichen Ruf eines Marcelinus Sturm oder eines Holzschuher, jenes bairischen Gerichtsrathes, von dem ich im ersten Artikel sprach, gelüstet.

Auch in seinen Romanen, die ein wenig breit, aber doch sehr unterhaltend sind und auf eigenen Anschauungen beruhen, bewegt sich Holtei gern auf schlesischem Boden. Der eine heißt „Die Eselsfresser". Dies ist ein Spottname für die Schlesier.

Holtei ist auch der Erfinder des populären Typus des „Eckensteher Nante", und in seinen „Wienern in Berlin" vermittelt er, in echt schlesischer Weise, zwischen der österreichischen und der preußischen Hauptstadt.

Ebenso verräth sein zeitweiser Polonismus die schlesische Nachbarschaft. Sein „Alter Feldherr" (Kosciuszko) war eine Zeit lang das populärste Bühnenstück Deutschlands. Die beiden Lieder „Fordre niemand mein Schicksal zu hören — Dem das Leben noch wonnevoll winkt", und „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" gehören zu meinen frühesten und unentrinnbarsten Jugenderinnerungen. Am Rhein, wo damals die polnischen Flüchtlinge in der That ganz so populär waren, wie uns Heinrich Heine dies schildert, hörte man nichts anderes mehr singen als diese „Polenlieder"; namentlich waren es die Damen, alte wie junge, welche solche damals zur „Guitarre" sangen. Die Polenlieder und die Guitarre, welche wir, damals die junge teutonische Opposition, das „Wimmerholz" nannten, waren die Hauptmodeartikel jener langweiligen deutschen Epoche.

Im übrigen aber steht unserm Holtei der wirkliche und echte Volkston wie wenigen zur Verfügung. Außer den oben angeführten Polenliedern, die heutzutage aus dem Gedächtniß der wandelbaren Masse verschwunden, spricht dafür sein „Mantellied", welches wirklich Volkslied im vollen Sinne des Wortes geworden und von Tausenden gesungen wird, die niemals Holtei's Namen gehört haben.

Digitized by Google

Es ist eine merkwürdige volks- und soldatenthümliche Kraft in diesem Marschlied, in welchem der feste Tritt der Bataillone widerhallt:

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt;
Hast mich wie ein Bruder beschützet;
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir zwei haben niemals gebebt.

Wie eng und kleinbürgerlich lauten dagegen die, stets mit dem Refrain „Mon vieil ami, ne nous séparons pas" ausklingenden Strophen, welche Béranger an seinen alten Flaus gedichtet:

Mein armer Rock! O häng' um meine Lenden
Dich treu. Wir werden mürb' zugleich.
Zehn Jahr schon bürst' ich dich mit eignen Händen,
Kein Sokrates verfuhr so weich.
Und ob auch Sturm und Regen niemals ruhte,
Und ob die Hitze auf das Fell uns brennt,
Wir trotzen allem mit gelass'nem Muthe:
Mein alter Freund, wir bleiben ungetrennt.

Möge man immerhin Béranger, der mit gerechtem Stolz von sich sagen konnte, er habe niemand geschmeichelt als dem Unglück („Je n'ai flatté que l'infortune"), die wohlverdiente Anerkennung zutheil werden lassen, aber wir wollen darüber unsern alten Holtei nicht vergessen, der vielleicht es zu noch Größerm gebracht haben würde, wenn ihn nicht die vormärzliche deutsche Misère und sein damit zusammenhängendes unstetes Wesen zu sehr gehindert hätten.

Holtei ist der Erneuerer der Dichtung in schlesischer Mundart, und von dem Tage an, da sein Erfolg offenbar wurde, scheuten sich auch die andern schlesischen Dialektdichter nicht mehr, ihr Licht öffentlich leuchten zu lassen. Die neuere und neueste Dialekt-Dichterschule ist nicht minder fruchtbar als die alte schriftdeutsche schlesische Schule, die in der Geschichte der deutschen Dichtung sich längst eine ehrenvolle Stellung erobert. Das Dichten ist ja, wie auch Rößler versichert („Ei ünselm Ländel, wu de Mährschten a brinkel von der schläsischen Krankheet leiden"), die schlesische Krankheit. Ich glaube, die nachfolgende Aufzählung, welche ich Julius Stein verdanke, ist ziemlich vollständig.

Schon 1842 gab der Gymnasiallehrer Kastner in Neisse die „Glätzischen Gedichte" des 1828 in Mittelwalde verstorbenen Franz Schönig heraus, welcher nacheinander Tischler, Färber, Lohnschreiber, Stubenmaler, Kanzlist und Comptoirist gewesen ist. Schönig selbst, der schon 1804 zu dichten angefangen hat, muß als ein Vorläufer Holtei's gelten. Jedenfalls hat dieser während seines Aufenthalts in Grafenort einzelne Gedichte desselben, die in vielen Abschriften im Volke existirten, kennen gelernt. Die Herausgabe der „Gedichte" war sicher eine Folge des Holtei'schen Buches. Im Jahre 1843 veröffentlichte der quolsdorfer Schulmeister Tschampel, der, ein geborener Oberschlesier, den Dialekt erst gelernt hatte, seine „Gedichte" in der Gebirgsmundart (Schweidnitz, Heege), und 1847 Boberthal (ebendaselbst) seine „Schnieglöckla" im Bauerndialekt mit besonderer Berück-

Digitized by Google

sichtigung der Gebirgsmundarten. Um dieselbe Zeit erschienen von Buchenthal „Wiesenblumen, Gedichte humoristischen Inhalts in schlesischem Landdialekt" (Glatz und Münsterberg, Hoffmann). Diesem folgte 1852 Brendel, jetzt Lehrer in Olbersdorf bei Reichenbach, mit seinen „Kobolden" (Glogau, Flemming) und „Klängen aus der Heimat" (Freiburg, Hankel); 1856 erschienen (Glatz, Pompejus) „Ruthe Rieslan", Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart mit 22 Abbildungen von Friedrich Zeh, der 1868 denselben „Blumen aus Rübezahl's Garten" (Hirschberg, Rosenthal) folgen ließ; 1861 gab der hirschberger Arzt Dr. Fliegel die Gedichte des in Armuth und Noth ein Jahr vorher verstorbenen Flickschneiders Bertermann heraus, welche in vier Auflagen erschienen. Er war ein gottbegnadeter Volksdichter, der niemals eine Anleitung zum Schmieden eines Reimes erhalten und während seiner Militärzeit in Glogau und später auf dem Schneiderbret gedichtet hat. Im Jahre 1862 veröffentlichte der schönauer Pfarrer Jüttner zum Besten der Schullehrerwitwen- und Waisenkasse die erste Schachtel seiner „Humoristischen Pillen" (Oberglogau, Wendelin), der er, nachdem er noch 1864 einen „Feldzug kägn die Trichinen" unternommen hatte, 1867 die zweite — „ei oberschläs'scher Sproche" — nachschickte. Im Anfange der von dem breslauer Oberlehrer Grosser 1865 unter dem Titel „Ernst und Scherz" edirten Gedichte befinden sich mehrere im breslauer Volkstone. Endlich trat 1875 der als Schriftsteller und Dichter bekannte Max Heinzel (jetzt in Neurode) mit seinem „Vägerle, flieg' aus" an die Oeffentlichkeit. Sehr bekannt, besonders als Gelegenheitsdichter, war Pleban in Breslau, und Hübner ist durch seinen Humor über die Grenzen der Provinz renommirt. Auch die verstorbene Friederike Walt in Lauban, deren Dichtungen leider nicht gesammelt worden sind, verdient in Ehren erwähnt zu werden.

Der Ergötzlichste unter allen ist der obenerwähnte Schneider Bertermann, geboren in Fischbach am 13. Juli 1829 und gestorben daselbst am 10. Jan. 1860; ein ganz unzweifelhaftes Talent, das Großes geleistet haben würde, wenn der Mann nicht das Unglück gehabt hätte, ohne Anregung und Aufmunterung zu bleiben und frühzeitig zu sterben. Seine „Gedichte in der Mundart des schlesischen Riesengebirges" sind kostbar, und wer dort seine Sommerfrische hält, sei es auf der schlesischen oder auf der böhmischen Seite, der soll den dichterischen Schneider zu seinem Reisebegleiter wählen. Er ist hier der beste „Introducteur". Leider kann ich keins seiner mundartlichen Gedichte mittheilen; sie sind mit einem etwas breiten Faden gesponnen. Aber sein schriftdeutsches Vorwort, worin er sich entschuldigt, daß er, der arme Flickschneider, es wagt, sich „mit der Muse Tändelschürzen" zu beschäftigen, ist so überaus schön, daß ich mich nicht enthalten kann, von den sechs Strophen, woraus es besteht, wenigstens zwei mitzutheilen. Sie lauten:

Kommt aus Nazareth wol Gutes?
Tragen Ebereschen Wein?
Kann im Raum geborgten Hutes
Wohl der Kopf des Eigners sein?
Macht ein Schmied wol goldne Uhren?
Sitzt ein Schuft wol zu Gericht?
Macht der Thierarzt Menschencuren
Und der — Schneider ein Gedicht?

Digitized by Google

Doch ein vollgestopfter Magen
Denket auch ans Dichten nie.
Nur der Hunger läßt dies wagen,
Er nur mahnt zur Poesie.
Wenn nun jeder Hungerleider
Bücher schreibt und poesirt,
Ist's ein Wunder, wenn ein Schneider
Lust zum Versemachen spürt?

Leider kann ich die Galerie schlesischer Dialektdichter nicht so vollständig hier vorführen, wie ich es wünschte. Ich hoffe später den gerechten Ansprüchen einzelner vollständiger genügen zu können. Aber einen kann ich auch hier nicht übergehen, den ich den „schlesischen Fritz Reuter" nennen möchte. Es ist der vor kurzem in der Blüte seiner Jahre als Director des Realgymnasiums in Sprottau gestorbene Robert Rößler.

Von ihm haben wir eine ganze Reihe gesammelter Gedichte, Erzählungen, Novellen, Dorfgeschichten u. s. w., welche in der Zeit von 1867 bis 1882 erschienen sind und denen gewiß noch manche weitere dankenswerthe Gabe nachgefolgt wäre, wenn nicht der Tod allzu früh dem Leben und Streben dieses trefflichen Mannes ein Ziel gesetzt hätte.

Die Titel lauten:

1) „Aus Krieg und Frieden, schlesische Gedichte" (Breslau 1867); 2) „Schnoken, Humoresken in schlesischer Mundart" (3. Aufl., Berlin 1877); 3) „Närrsche Kerle" (Berlin 1878); 4) „Schläsische Durfgeschichten" (3. Aufl., Berlin 1879); 5) „Durf- und Stoadleute, Erzählungen" (Berlin 1880); 6) „Wie der Schnoabel gewaxen, Gedichte" (Berlin 1880); 7) „Gemittliche Geschichten" (Berlin 1881).

Dazu kommt noch eine Sammlung von Gedichten, welche Rößler in Gemeinschaft mit drei Freunden und Mitstrebenden, dem Kreisgerichtsdirector Mantell, dem Kreisgerichtsrath Schuster und Assessor Ritter (jetzt Generaldirector der fürstlich Pleß'schen Verwaltung) herausgegeben unter dem Titel „Aus der Günther-Stadt", d. i. aus Striegau, wo am 8. April 1695 Johann Christian Günther geboren ward — in der That ein großer Dichter, aber leider in jungen Jahren schon verbummelt, verdorben und verstorben. In Striegau wurde am Tage der Schlacht von Orléans, 11. Oct. 1870, eine höhere Bürgerschule gegründet. Der Ertrag der Schrift war zu Stipendien für talentvolle Schüler bestimmt. Zugleich sollte dieselbe den Beweis führen, daß in der „Günther-Stadt" auch heute noch nicht „aller Sang und Klang erstorben".

Seinen ersten Dialektgedichten hat Rößler einen Geleitsbrief mitgegeben, der uns unwillkürlich an die Verse erinnert, mit welchen Ludwig Uhland 1815 seine Gedichte an die Oeffentlichkeit gelangen ließ („Lieder sind wir, unser Vater — Schickt uns in die off'ne Welt). Das Rößler'sche Einführungsgedicht heißt „Uf a Wäg" („Auf den Weg"). Zur Charakteristik des Dichters und der Art, wie er seine Aufgabe erfaßt, theile ich einige Strophen desselben mit:

Läbt gesund, ihr lieben Dinger,
Gieht und satt (seht), wu's euch gefällt,

Digitized by Google

Ihs mei Schmerz ooch kee geringer,
Eemol müßt ir ei de Welt.
Eewig hingerm Uwen fletschen,
Kummt mir nich miet aufgetischt,
Eewig ei der Stube quetschen,
's toogt schunt durch a Teiwel nischt.

Doß mer kees nich verkriewatschelt,
Müßt ir uf de Wanderschoft,
Hoa euch lang genug gehatschelt,
Nu probirt de eegne Kroft.
Seid mir oartig, grüßt de Leute,
Oder bleibt vom Schmeicheln frei,
A wing Selbstvertraun hilft heute
Mehr wie Futenleckerei.

Macht euch erschte ei der lieben
Heemte macht euch recht bekannt,
Bis ir Freinde ufgetrieben
Im Gebirge, Thoal und Sand.
Tutt de Schläsinger bescheeden,
Wie sich's hübsch und schien hört oan,
Künnt ir doch uf schläsisch reden,
Wie's sust ock noch Enner koan.

Kummt ir wetter ei de Fremde,
Zeigt euch, wie ir wirklich seid,
Zeigt, wie hingerm groben Hemde
's schläs'sche Herz geburgen leit.
Wär verstieht a tief Gemütte,
Und 'ne Schnocke recht und schlecht,
Wär kee Griesgram vo Geblütte,
Nu, dam seid ir sicher recht.

Träfft ir wu ernd an Bekannten,
Seid nicht feege und nich faul,
Günnt a Vettern und Verwandten
Und der Freindschaft günnt is Maul.
Und nu gieht, tutt's Glück probieren,
Schloat euch ehrlich durch de Welt,
Wuhien euch der Wäg mag führen:
Dooß kees ei a Groaben fällt.

Rößler's Gedichte und Erzählungen haben, wie wiederholte Auflagen beweisen, in Schlesien eine gute Aufnahme gefunden. Sie sind jetzt im Begriff, sich das übrige Deutschland zu erobern, und sie verdienen bei diesem löblichen Vorhaben alle Unterstützung.

Der Verfasser ist „zugleich ein Sänger und ein Held", oder, wenn ihr lieber wollt: Gelehrter, Bauer und Soldat. Am 1. März 1838 in dem Dorfe Großburg (Kreis Strehlen) geboren auf einem Bauergute, das sein Vater später mit dem Scholtiseigute in Gleiwitz (Kreis Nimptsch) vertauschte, ist der Dichter dort im Schatten des Zobtenberges, auf dem Lande unter Bauern aufgewachsen, sodaß er der Mühe überhoben war, das Volks- und insbesondere das Landleben „zu studiren".

Digitized by Google

Seine Studentenzeit erlitt nicht nur die gewöhnliche militärdienstliche Unterbrechung, sondern der junge Student machte 1864 gleich den schleswig-holsteinischen Krieg mit, und zwar im 50. Regiment (Schlesier), und da, unter seinen schlesischen Landsleuten und Kriegskameraden (allerdings früher schon ermuntert durch den alten Holtei, den er als seinen Lehrmeister stets gepriesen, aber in echt volksthümlichem Humor übertroffen hat) hat er, soweit ich es controliren kann, zum ersten mal in die Leier gegriffen, und zwar als „schläs'scher Tyrtäus", aber nicht wie der alte Tyrtäus in den stürmischen Anapästen: „'Αγετ' ὦ Σπαρτας ἐνοπλοι κουροι, ἄγετ' εἰς 'Αρεως κινασιν", sondern in „gemittlicher" Weise „das schlesische Himmelreich" verherrlichend, jenes Nationalgericht, das der schlesische Soldat in Jütland schmerzlich vermißte und das er der Vorsorge des Prinzen Friedrich Karl verdankte, der dem Regiment Mehl zuschickte.

Durt*) läbt ber**) gut, durt läbt ber gescheut,
Ber oaßen goar herrliche Bißla,
Ens oder*** fählte ins****) Schläsingern doch.
Und wißt er woas? — De Kließla!

Man sieht also, wie der Schlesier die Liebhaberei an den Klößen mit den Thüringern theilt.

Die Gelehrtenlaufbahn, welche Rößler als Lehrer an das königliche Gymnasium in Ratibor führte, wurde dort ebenfalls durch den Krieg von 1866 unterbrochen, den er als Offizier mitmachte.

Im Jahre 1870 war Rößler in Striegau Familienvater und Director der schon erwähnten höhern Bürgerschule geworden, als ihn der Krieg abermals abrief in den französischen Feldzug, aus welchem er mit dem Eisernen Kreuze zurückkam; 1880 wurde er Director des Realgymnasiums in Sprottau, wo er bis zu seinem Ende gewirkt hat.

Seine Kriegslieder und Soldatengeschichten sind nicht wie Gleim's vielgerühmte „Grenadierlieder" hinter dem Ofen, sondern im Felde gedichtet und haben auch im Felde schon trefflich gewirkt durch ihren tüchtigen Soldatengeist, neben welchem aber doch der „gemittliche" schlesische Humor niemals zu kurz kommt. Auch unser großer Moltke, der sich für alles interessirt, was schön und was gut ist, sagte: „In der That, sehr hübsche Gedichte, ich will sie meiner Volksbibliothek in Kreisau einverleiben." Kreisau ist Moltke's schlesisches Gut.

Rößler kennt das Volk besser als einer — den Burschen und das Mädel, den Bauer und den Kleinstädter, mit all ihren Tugenden und Schwächen — vor allem seine Bauern strotzen von naturwüchsiger Tüchtigkeit und Kraft. Das sind keine „Salontiroler", sondern echte vornehm-stolze „Freipauern" mit harten Köpfen, und zuweilen auch mit harten Herzen; auch die Untugenden, wie Geiz, Vorurtheil, falscher Dünkel u. dgl. kommen zum Ausdruck. Dasselbe gilt von den Soldaten. Der „Ole Scherschant" und der „Gefreite Purzel" sind für die Nachwelt bestimmt. Da lernt man „Land und Leute" besser kennen als aus den Vorstellungen

*) In Jütland, **) man, ***) aber, ****) uns.

Digitized by Google

des münchener Gärtner-Theaters, welche in Berlin einen, an sich nicht unverdienten Beifall gefunden.

Rößler's Erzählungen beweisen, daß sich der schlesische Dialekt nicht, wie man früher glaubte, nur für Gedichte, sondern auch für die erzählende und schildernde Darstellung eignet. Diese Geschichten sind alle hübsch kurz geschürzt und bestärken mich in der Meinung, daß der Dialekt nicht so recht taugt für lange Romane. Ist doch auch von Reuter's Geschichten gerade die kleinste auch die schönste. Ich meine „Ut de Franzosentid", eine wahre Perle deutscher Dichtung.

Erwähnt sei noch, daß Rößler auch einige historische und culturgeschichtliche Abhandlungen veröffentlicht hat, unter welchen die Schrift „Wann und wie Sprottau seinen Grundbesitz erwarb" die interessanteste ist.

Auch von der wissenschaftlichen Seite hat er den schlesischen Dialekt behandelt. Das Vorwort zu seinen „Schnoken" gibt uns eine Darstellung der historischen Entwickelung dieser Mundart.

Die Abhandlung „Zur schlesischen Volksetymologie", welche den „Gemittlichen Geschichten" vorausgeht, führt uns in die Werkstätte des Volksgeistes und zeigt uns, wie derselbe sich seine Worte bildet, und namentlich wie er sich fremde Worte aneignet und zurechtmacht.

Eins der bekanntesten dieser Worte ist das (auch im übrigen Deutschland) verbreitete „Polier", d. i. Parlier oder Parlierer, der Mann, der als „Sprecher" an der Spitze der Arbeiter steht und für dieselben das Wort führt.

Wie aber dieser Parlierer auf „Schläs'sch" parlirt, daß man's für Latein hält, beweist folgende Geschichte:

Der verstorbene Zimmermeister S. in Z. hatte auf einem entfernten Dorfe einen Bau auszuführen. Er übergab seinem dortigen Polier eine schon mit der Adresse versehene Postkarte, damit er etwa nothwendig werdende Mittheilungen an ihn durch die Post besorgen könnte. Schon nach wenigen Tagen erhielt der Meister von seinem Gesellen die Karte zugeschickt; und was stand darauf? Nur ein einziges Wort: „Nomenala." Der Meister schüttelte den Kopf, er konnte das geheimnißvolle Wort nicht entziffern; auch andere Schriftgelehrte brachten es trotz ihrer Ableitungsversuche von dem Lateinischen nomen nicht fertig. Da war S. kurz gebunden. Er spannte seinen Fuchs an und fuhr hinaus. Wie er in den Hof kutschierte, trat ihm sein orthographischer Polier freudestrahlend mit der Frage entgegen: „Meester, bringa Se de Nale mite?" Hier schlug sich der Meister vor die Stirn, denn jetzt wußte er, was sein Werkführer gewünscht hatte: „Noch mehr Nägel!" „No mäh Nale" (oder „Nala").

Digitized by Google

Zur Charakteristik der Pflanzenwelt der Tropen.

Von

Moritz Willkomm.

Blicke in das Pflanzen- und Thierleben in den niederländischen Malaienländern. Von Dr. Otto Mohnike. Mit 18 Tafeln (Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1883).

Seit Haßkarl seine meisterhafte Uebersetzung von Junghuhn's größerm Werk über Java und A. B. Meyer die deutsche Ausgabe von Wallace's Buch über den Malaiischen Archipel veröffentlicht hat*), ist in der deutschen Literatur, abgesehen von den in geographischen und populärwissenschaftlichen Zeitschriften abgedruckten Reiseberichten meist fremdländischer Naturforscher und Touristen kein Buch erschienen, welches Niederländisch-Indiens Natur und Naturgeschichte zum alleinigen Vorwurf gehabt hätte. Mit um so größerm Dank verdient das in der Ueberschrift genannte, umfangreiche Werk begrüßt zu werden, welches noch mehr als das Junghuhn'sche geeignet ist, dem Leser eine klare Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichthum und der Großartigkeit der Natur auf den malaiischen Inseln zu geben, indem dasselbe sich nicht blos mit den geologischen und Vegetationsverhältnissen jener Lande beschäftigt, sondern auch die Thierwelt in ebenso gründlicher Weise berücksichtigt wie die Pflanzenwelt, auch sich nicht blos auf eine Insel beschränkt, sondern sämmtliche, von Malaienvölkern bewohnte Inseln, auf denen die Niederländer festen Fuß gefaßt haben, von Sumatra im Westen bis zu den östlichsten Eilanden der Molukkengruppe, und zwar in vergleichender Weise schildert. Die in einem fesselnden Stil und einer jedem Gebildeten verständlichen Darstellungsweise geschriebenen Mittheilungen des Verfassers fallen um so mehr ins Gewicht und haben um so größere Glaubwürdigkeit, als derselbe 25 Jahre hindurch in jener Inselwelt geweilt und in seiner amtlichen Eigenschaft als dirigirender Sanitätsoffizier der niederländisch-ostindischen Armee mehr als ein anderer Gelegenheit gehabt hat, alle jene Inseln zu wiederholten malen zu bereisen, ja in allen Richtungen zu durchwandern. Mohnike wollte keine Monographie, wie eine solche das Junghuhn'sche Werk ist, liefern, sondern, wie er ausdrücklich in der Vorrede bemerkt, „nur in Umrissen und kürzern Zügen ein möglichst treues und

*) Franz Junghuhn, „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart" (aus dem Holländischen übersetzt von J. C. Haßkarl, 3 Bde. mit 1 Atlas, Leipzig 1852—54); Wallace, „Der Malaiische Archipel" (2 Bde., Braunschweig 1869).

Digitized by Google

naturwahres Bild von dem organischen Leben in seinem ganzen Umfange, wie dasselbe in den Malaienländern zur Erscheinung gelangt, zu entwerfen den Versuch machen"; wir glauben, daß ihm dies durch die „Blicke", welche er den Leser in die wunderbare Pflanzen- und Thierwelt jener von der Natur so sehr bevorzugten Länder thun läßt, und durch seine ebenso klaren als anziehenden Schilderungen der merkwürdigsten oder charakteristischen Pflanzen- und Thierformen vollkommen gelungen ist. Ein eingehender Bericht über den Inhalt dieses Werkes würde bei dessen übergroßer Reichhaltigkeit mehrere Bogen füllen; wir müssen uns daher darauf beschränken, neben der Angabe des Inhalts nur einzelnes besonders Bemerkenswerthes herauszugreifen.

In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über die geographische Begrenzung, Configuration, geologische Beschaffenheit und Geschichte, sowie über das Klima und, im allgemeinen, über die Pflanzen- und Thierwelt der Malaienländer, wobei auch die malaiische Menschenrasse eine eingehende Berücksichtigung findet. Bekanntlich sind die malaiischen Inseln größtentheils vulkanisch. Der Verfasser gibt die Gesammtzahl der Vulkane jener Inseln (mit Ausschluß der ebenfalls zu den Malaienländern zu zählenden Philippinen) zu 109 an, wovon ungefähr 45 noch thätig sind. Java, obwol die kleinste der vier großen Sundainseln, besitzt die meisten, nämlich 44, darunter 21 noch thätige. Es dürfte ferner allgemein bekannt sein, daß jene Inseln sich in einer stetigen Erhebung befinden, und zwar ist dieselbe eine verhältnißmäßig sehr rasche. Der Verfasser sagt hierüber bezüglich Javas: „Alle holländischen Niederlassungen auf der Nordküste von Java, welche zu Anfang des 17. Jahrhunderts unmittelbar an Flußmündungen gegründet wurden, liegen jetzt weit davon entfernt, und man muß, um sie zu erreichen, meilenweit den betreffenden Fluß hinauffahren. In den südlichen Stadttheilen von Batavia, z. B. in Weltevreden, enthält der Boden Lager von Madreporenkalk, durchaus dem entsprechend, aus welchem die vielen, vor der Rhede von Batavia liegenden kleinen Inseln bestehen. Die Vereinigung dieser Inseln mit Java ist blos eine Zeitfrage. Der Kanal zwischen der Insel Nusa-Kambangan und der Südküste von Java, den zu Anfang dieses Jahrhunderts noch große Kriegsschiffe befuhren, ist jetzt nur noch für ganz kleine Fahrzeuge tief genug. Dasselbe ist der Fall mit dem Kanal zwischen der Insel Mandelike und der Halbinsel Japara im Norden von Java. Die sogenannten «Außenrheden» von Batavia, Samarang und andern Handelsörtern an der Nordküste von Java rücken beinahe alle Jahre weiter seewärts, und die großen europäischen Schiffe müssen in einer immer größer werdenden, jetzt schon meilenlangen Entfernung von dem Strande ihre Anker fallen lassen." Aehnliche Erscheinungen bieten die Küsten von Sumatra, Celebes und ganz besonders von Borneo dar. Schon in der Einleitung gibt sich der Verfasser bei der Besprechung der Lage über die Entwickelung der malaiischen Pflanzen- und Thierwelt als ein entschiedener Gegner der Darwin'schen Descendenztheorie, die er an einer andern Stelle geradezu für „gefährlich" erklärt, zu erkennen, wobei bemerkt sein mag, daß er oft und lange mit dem oben erwähnten, zu den begeistertsten Anhängern jener Lehre gehörenden englischen Naturforscher Wallace

Digitized by Google

verkehrt hat und den Nachweis zu liefern bestrebt ist, dieser habe schon lange vor dem Erscheinen von Darwin's bahnbrechendem Buche über die Entstehung der Arten dieselbe Theorie wie jener weltberühmt gewordene Forscher ausgesprochen. Mohnike hält an der ältern Ansicht fest, daß in jeder der großen Eisperioden eine Neuschöpfung zur Wiederbelebung der Erde stattgefunden habe, und meint, „daß diese Ansicht nicht so unbegreiflich sei wie die Evolutionstheorie von Darwin, trotz aller trügerischen Consequenz, mit welcher dieselbe bis zu der Bildung, der Belebung und dem Beseeltwerden der ersten organischen Urzelle zurückschließt".

Das Klima der malaiischen Inseln, welches ein Hauptfactor der unerschöpflichen „Triebkraft" des Bodens und des wunderbaren Reichthums an Pflanzen und Thieren jener Länder ist, schildert der Verfasser folgendermaßen: „Die malaiischen Inseln liegen alle innerhalb der Isothermenzone von + 25 bis + 31° C. Die mittlere Wärme im Jahre beträgt zu Batavia, einem der heißesten Oerter, 5 Meter über dem See, 28° 2′, die des kältesten Monats (Februar) 25° 8′, die des wärmsten (Mai) 27° 7′. In Buitenzorg, 265 Meter über dem Meer, beträgt die mittlere Wärme im Jahre 24° 5′, die des kältesten Monats 24° 0′, die des wärmsten 25° 5′. Eine zunehmende Erhebung über das Meeresniveau läßt eine zunehmende Veränderung dieser Verhältnisse erkennen. Jede Vermehrung der Bodenerhebung um 200 Meter enthält nämlich eine Abnahme der mittlern Temperatur um etwa 2° C." Obwol die höchsten Vulkane von Java über 11000 Fuß emporragen, erreichen dieselben doch nicht die Schneegrenze, welche auf den genau unter dem Aequator liegenden malaiischen Inseln nicht unter 15000 Fuß herabsteigen dürfte. „Eine Abwechselung in dem ewigen Sommer auf den letztern wird nur durch die periodischen Winde und Regen verursacht. Die erstern zerfallen in die täglich miteinander wechselnden Land- und Seewinde und die während der einen Jahreshälfte aus Nordwest, während der andern aus Südost wehenden Monsune. Das Auftreten des Nordwestmonsuns bedingt in der westlichen Hälfte des Archipels den Eintritt der, in seiner östlichen Hälfte in der entgegengesetzten Jahreszeit unter dem Herrschen des Südostmonsuns stattfindenden Regenzeit. Während dieser ergießt sich auf den malaiischen Inseln, besonders aber auf Java, Sumatra und Borneo, oft Tage lang hintereinander, fast ohne alle Unterbrechung, mit solcher Schnelle eine so gewaltige Wassermenge anhaltend aus den Wolken, daß man, ohne Augenzeuge gewesen zu sein, sich hiervon kaum eine Vorstellung machen kann. Aber auch in der sogenannten trockenen Jahreszeit, wo oft monatelang kein einziger Tropfen fällt, ist daselbst die Feuchtigkeit der Luft eine bedeutend größere als in den meisten zwischen den Wendekreisen und gleicher Breite gelegenen Ländern. Die malaiischen Inseln verdanken diesen Vorzug hauptsächlich der fortwährenden Ausdampfung des sie von allen Seiten umschließenden Meeres."

Auf die Einleitung folgt die Schilderung des Pflanzenlebens, sodann diejenige des Thierlebens. Nach Miquel's „Flora von Niederländisch-Indien" waren bereits vor 25 Jahren 9118 Arten von Phanerogamen oder Samenpflanzen von jenen Inseln bekannt. Da seitdem bereits Hunderte neuer Arten aufgefunden und gerade die größten Inseln, namentlich Borneo, erst zum kleinsten Theil botanisch erforscht

Digitized by Google

worden sind, so dürfte die wirkliche Zahl der auf den malaiischen Inseln vorhandenen Arten von Samenpflanzen weit über 10000 Arten betragen, d. h. ungefähr ebenso viel, wie ganz Europa besitzt. Dazu kommen viele Tausende kryptogamischer Gewächse, unter denen namentlich die Pilze in großer Anzahl auftreten, und gerade diese sind noch sehr wenig untersucht. Charakteristisch für die Pflanzenwelt der Malaienländer sind die vielen Riesengewächse, welche sie besitzt. Schon unter den Pilzen gibt es einen solchen Riesen, nämlich die in den Wäldern Javas wachsende Telephora princeps Jungh., deren Hut bis 3 Fuß Durchmesser besitzt. Viel kolossalere Dimensionen findet man aber bei gewissen Samenpflanzen. So ist ein einziges Blatt der schönsten Fächerpalme jener Inseln, der Corypha umbraculifera, groß genug, um acht bis zehn Menschen als Schirmdach gegen den Regen zu dienen. Die Blume der in den Gebirgswäldern des mittlern Sumatra lebenden längst bekannten Rafflesia Arnoldi, eines Wurzelparasiten, erreicht einen Durchmesser von 1 Meter und eine Schwere von 12—15 Pfd. Die Kelche der edelsten Lotosblume (Nelumbium speciosum), der „Padma" der Hindus, welche in den „Rawas" genannten Landseen der obern warmen Region gemein ist, in manchen derselben in Myriaden von Exemplaren wächst, besitzen oft $1\frac{1}{4}$ Fuß Durchmesser, übertreffen also diejenigen der Victoria regia bedeutend an Größe, wie sie auch viel schöner geformt und gefärbt sind. Diese und andere großblumige Gewächse übertrifft aber der erst 1878 von Beccari im westlichen Sumatra entdeckte Amorphophallus Titanum. Aus dem häufig bis $\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser haltenden Knollen dieser riesigen Aroidee wächst ein Blütenschaft von $\frac{1}{2}$—1 Meter Höhe und 8—10 Centimeter Dicke hervor, welcher eine weite, einer umgekehrten Glocke gleichende, innenseits dunkel purpurroth gefärbte Blumenhülle von 70 Centimeter Höhe und 83 Centimeter Durchmesser trägt. Aus dieser Blume ragt ein cylindrischer abgestumpfter Kolben von 160 Centimeter Länge und 18—20 Centimeter Dicke an seiner Basis hervor, der am Grunde mit Hunderten von Fruchtknoten und Staubbeuteln bedeckt ist. Dieser riesige Blütensproß ist die größte bisjetzt bekannt gewordene Blume der ganzen Erde! Riesendimensionen erreichen ferner verschiedene Laubholzbäume in den Urwäldern der untern Gebirgsregion von Sumatra und Java, so namentlich der „Rasamala" genannte Baum (Liquidambar Altingiana), welcher bis 180 Fuß hoch wird und dessen gewaltige kugelige Astkrone erst in einer Höhe von 70—80 Fuß an dem säulenförmigen, 6—7 Fuß dicken Stamm beginnt, und die „Waringinbäume", Arten der zu der Feigenbaumfamilie gehörenden Gattung Urostigma, welche die Eigenthümlichkeit haben, aus ihren in bedeutender Höhe vom Stamm rechtwinkelig abgehenden Aesten Luftwurzeln zu entwickeln, die senkrecht abwärts wachsend in den Boden eindringen und dann, sich verdickend, zu Tochterstämmen werden. So entstehen von scheinbar vielen Stämmen getragene, domartige Laubkuppeln, deren Hauptstamm oft bis 18 Fuß stark ist, während die ganze Gruppe 500, 800, ja bisweilen 1000 Fuß Durchmesser erreicht. „Unter einem einzigen solchen Baume können Hunderte und selbst Tausende von Menschen gleichzeitig Schutz gegen die senkrechten Strahlen der Mittagssonne finden."

Digitized by Google

Bezüglich der Zusammensetzung der Vegetation nimmt der Verfasser vier Zonen (Regionen) an, nämlich die Niederungszone (0—2000 Fuß), die untere Gebirgszone (2000—4500 Fuß), die obere Gebirgszone (4500—7500 Fuß) und die höchste Gebirgszone (bis 10000 Fuß und darüber). Letztere erreichen nur die höchsten Vulkane auf Java. In der untersten Zone bestimmen, wie in allen Aequatorialländern, die Palmen und andere in die Augen fallende monokotyle Gewächse (Pandanen, Pisange, Bambusen u. a.) die Physiognomie der Vegetation. Hochinteressant und lehrreich ist die Schilderung der Nutz- und Culturgewächse dieser Zone, unter denen die Sago-, Cocos-, Betelnuß- und Rotangpalme, der Pisang, die Bambusrohrarten, der Reis (das tägliche Nahrungsmittel aller Klassen der Bevölkerung), sowie der Kaffeebaum, die Gewürzsträucher und Gewürzbäume (Pfeffer, Muskatnuß-, Gewürznelken- und Zimmtbaum) die hervorragendste Rolle spielen. Wir können uns nicht versagen, hier die Beschreibung eines Bambuswaldes mitzutheilen: „In einem Bambuswalde liegen die einzelnen Wurzelstöcke 15—20 Fuß voneinander entfernt, indem sie sich, mehr oder weniger halbkugelig, etwas über dem Boden erheben. Aus jedem von ihnen steigen 20—50 mehr oder weniger langgegliederte Halme von der Dicke eines Armes bis zu der eines Mannsschenkels bis zu einer Höhe von 60—80 Fuß in die Höhe empor. Bis fast zu der Hälfte ihrer Höhe oder auch darüber hinaus ragen die Halme eines jeden Wurzelstocks dicht nebeneinander völlig senkrecht empor und bilden bald dickere, bald dünnere Säulen oder Pfeiler. Die im Verhältniß zu ihrer bedeutenden Länge auffallend dünn erscheinenden Zweige mit den ihnen zweizeilig angehefteten, scharf zugespitzten Blättern sprießen oft erst an der obern Hälfte oder dem obern Dritttheil der Halme aus deren Knoten hervor. Sie sind um so häufiger und theilen sich um so mehr, je näher sie dem Ende der Halme sind. Letztere divergiren von dem Anfange ihrer obern Hälfte an in dem Maße, als sie dünner werden, immer weiter, bis zuletzt ihre stark belaubten Kronen, wie die Aehren in einer aufrecht stehenden Korngarbe, auf allen Seiten gleichmäßig nach außen und unten überhängen. Hierbei treffen sie aber mit den gleichfalls nach außen herabhängenden Kronen der aus den ihnen nächstgelegenen Wurzelstöcken emporgeschossenen Halme zusammen und verschlingen sich sehr dicht mit denselben. Auf diese Weise bilden die sämmtlichen Halmgruppen eines Bambuswaldes mit ihren Kronen ein einziges, wie von Pfeilern getragenes, zusammenhängendes und an keiner Stelle unterbrochenes Laubgewölbe. Dasselbe ist zu mächtig, um von dem Tageslicht durchdrungen zu werden, und unter ihm herrscht ein eigenthümliches, überall gleichmäßiges, tief auf das Gemüth einwirkendes Dunkel. Zugleich aber macht sich in dem Gefühl von Kälte, von dem man bei dem Betreten der Bambuswälder ergriffen wird, der Umstand geltend, daß die Lufttemperatur in ihnen einige Centesimalgrade weniger als außerhalb derselben beträgt. Der Boden in ihnen ist feucht, schlüpfrig und mit keinen Pflanzen einer andern Art, selbst nicht einmal mit Farrnen, Pilzen und Moosen, bestanden und allein mit abgefallenen Blättern und den abgetrockneten Scheiden der Halme bedeckt."

Während das gewöhnliche Bambusrohr als Baumaterial und zu allen möglichen technischen Zwecken verwendet wird, dienen die unter dem Namen Anwer-

Digitized by Google

Auwer bekannten Arten der Bambusaceengattung Schizostachyum, deren Halme und Zweige mit langen, starken, eisenfesten Stacheln dicht bedeckt sind, als Hecken-, ja sogar Befestigungspflanzen; denn ihre Anpflanzungen bilden lebende, völlig undurchdringbare Schutzwehre und Schutzwälle, und solche von 30—40 Ellen Dicke, womit die Eingeborenen ihre festen Plätze zu umgeben pflegen, setzen selbst Kanonenkugeln und Sprenggeschossen einen viel hartnäckigern Widerstand entgegen als Stein- und Erdwälle. So hat es in den dreißiger Jahren einer mehr als dreijährigen regelmäßigen Belagerung durch eine Macht von 5000 Mann europäischer Truppen bedurft, um den an der Westküste von Sumatra gelegenen Ort Bondjah zu erobern, obwol dessen Befestigung fast nur aus einem solchen lebenden Wall von Auwer-Auwerrohr bestand. Neuerdings haben die Holländer selbst dieses Baumgras zu fortificatorischen Zwecken angewendet. Sehr beachtenswerth ist ferner das Alang-Alanggras, ein schon in Südeuropa auftretendes Steppengras (Imperata arundinacea), das alle Bodenstrecken, welche nach Abtreibung der Wälder oder Zerstörung von Pflanzungen und andern Culturländereien brach liegen gelassen werden, in unglaublich kurzer Zeit überzieht und solche Ländereien in culturunfähige Grassteppen verwandelt. Auf Java und Sumatra gibt es leider schon dergleichen Grassteppen von ungeheuerer Ausdehnung, welche theils infolge unvernünftiger Entwaldungen, theils nach der Verwüstung von Culturländereien während der Kriege unter und mit den Eingeborenen entstanden sind.

Der Niederungszone gehört der größte Theil von Borneo an, indem diese große, fast einem Continent gleichende Insel meist eben ist und nur wenige bis in die zweite Zone hineinreichende Gebirge besitzt. Borneo ist noch jetzt über die Hälfte mit einem fast continuirlichen Urwalde bedeckt. Unter den diesen zusammensetzenden Laubholzbäumen ist, wie in allen Malaienländern der Thik-(Teak-)Baum (Tectona grandis) wegen seines vorzüglichen Holzes, das namentlich alle übrigen Schiffsbauhölzer der Welt an Güte übertrifft, der wichtigste. Dieser rasch wachsende und ebenfalls bedeutende Höhe und Stärke erreichende Baum bildet auch für sich allein ganze Wälder, welche auf Java und Sumatra neuerdings glücklicherweise einem geregelten Forstbetrieb unterworfen worden sind. Die Küsten der Malaieninseln sind wie in andern Tropengegenden, namentlich an den Mündungen der Flüsse, mit Rhizophorenwäldern eingefaßt. In ihnen gibt es hier und da, namentlich aber in der sogenannten „Kindersee" an der Westküste von Java förmliche Pfahlbautendörfer muschelessender Uferbewohner, welche in jeder Beziehung an die prähistorischen Pfahlbauten an den Seen der Schweiz und anderer Länder in Europa erinnern. — Die untere und obere Gebirgszone sind auf Java und Sumatra die eigentlichen Waldregionen. Bei ihrer Schilderung bespricht der Verfasser auch die seit schon geraumer Zeit hierher verpflanzte Cultur des Theestrauchs, welche nicht recht prosperiren will. Viel bessere Aussichten auf günstigen Erfolg haben dagegen die in der obern Gebirgszone Javas ausgeführten Anpflanzungen von Chinarindenbäumen, die aus Südamerika importirt sind. Im Jahre 1880 befanden sich in sämmtlichen Chinabaumplantagen der Regierung bereits 1,723130 Bäume; außerdem gibt es viele andere Privatpersonen gehörende Anpflanzungen.

Digitized by Google

In ähnlicher Weise wie die Vegetation bespricht der Verfasser auch die Thierwelt. Hier wollen wir nur erwähnen, daß der Verfasser umfängliche und höchst interessante Mittheilungen über die Affen, insbesondere über den Orang-Utang, über den Fliegenden Hund, über den Elefanten (welcher beiläufig auf Borneo nicht vorkommt, dort auch niemals gelebt zu haben scheint), über die Papagaien und andere Vögel (z. B. diejenigen, welche die berühmten eßbaren oder „indischen" Vogelnester bauen), über die Schlangen, Weich- und Strahlthiere, Skorpione, Spinnen und Insekten macht. Bezüglich der eßbaren Vogelnester, welche von verschiedenen Arten der zu den schwalbenartigen Vögeln gehörenden Gattung Collocalia, insbesondere Collocalia esculenta, aus deren eigenem an der Luft erstarrendem Speichel bereitet werden, berichtet der Verfasser, daß die Zahl der an der berühmtesten Fundstätte, nämlich in den schwer zugänglichen Höhlen von Karang-Boton an der Südküste Javas, gleichzeitig nistenden Vögel auf circa 400000, diejenige der dort zu drei verschiedenen malen im Jahre gesammelten Nester auf circa 500000 geschätzt wird, und daß der Handel mit solchen Vogelnestern, welche vorzüglich von Chinesen aufgekauft werden, solange die Vogelhöhlen der Regierung gehörten und der Nesterhandel Monopol war, den Holländern 250000 Fl. eingetragen hat, von welcher Summe nur ungefähr 10000 als Regiekosten abgingen. Jetzt sind die Vogelhöhlen verpachtet. Ein anderer eigenthümlicher Erwerbszweig ist der Holothurienhandel, welcher namentlich von Macassar auf Celebes aus ebenfalls nach China betrieben wird, da die Chinesen getrocknete Holothurien sehr gern essen. Von der Großartigkeit des Fanges dieser häßlichen, wurmartigen Strahlthiere des Malaiischen Meeres, welche unter dem Namen „Tripang" exportirt werden, kann man sich einen Begriff machen, wenn der Verfasser versichert, daß er in Macassar geräumige Packhäuser voll getrocknetem Tripang gesehen habe. Schließlich sei noch der Riesencephalopoden und der Rieseninsekten gedacht, welche im Malaiischen Meere und in den Malaienländern vorkommen. Erstere, fürchterliche Seeungeheuer, die mit ihren Fangarmen ein Boot zu erfassen und umzureißen vermögen, gehören der Gattung Octopus an. Wenn auch solche Riesen nur selten vorkommen mögen, so sind sie doch vorhanden und hat schon so mancher japanische Fischer (denn nur im Japanischen Meere sind dergleichen bisher gesehen worden) das entsetzliche Unglück gehabt, von einem solchen Ungeheuer erfaßt, umschlungen und in das Meer hinabgezogen zu werden. Der Verfasser hat selbst in Jedo einen Fangarm gesehen, der einem solchen Octopus abgehauen worden war, welcher 8 Fuß 7 Zoll engl. lang war, am obern Ende 8 Zoll 7 Linien dick und mit Saugnäpfen bis zur Größe einer Theetasse besetzt. Das größte Insekt ist ein Bockkäfer (Xixuthrus microcerus), der größte bisjetzt bekannt gewordene Käfer, welcher auf den Molukkeninseln Amboina und Ceram lebt. Derselbe mißt 13,5 Centimeter in der Länge.

Diese wenigen Bemerkungen werden genügen, um zu beweisen, daß auch der zoologische Theil von Mohnike's Werk, welches kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen dürfte, eine Fülle des Interessanten und Belehrenden enthält, wenngleich der Schwerpunkt des Interesses auf der Charakeristik der tropischen Pflanzenwelt liegt.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

In letzterer Zeit ist Asien das Feld einer ziemlich lebhaften geographischen Thätigkeit geworden. Wir erfahren natürlich immer mit beträchtlicher Verspätung, was im Innern jenes Welttheils sich zugetragen hat, und sind daher erst heute in der Lage, z. B. über die wichtigen topographischen Arbeiten zu berichten, welche im Laufe des Jahres 1882 auf Veranlassung des Generalgouverneurs von Turkestan in Mittelasien ausgeführt worden sind. Wir erwähnen unter diesen Arbeiten eine ausgezeichnete Aufnahme des Ferghanathales, der Marschrouten durch die Landschaften Karategin, Darwaz und Hissar; derjenigen von Meschhed in Nordpersien über Serachs und Merw bis Tschardschui am Amu-Darja und eine Karte der wichtigen Oase Merw, deren Besitz die Briten bekanntlich den Russen nicht gönnen, weil dadurch allerdings die Position von Herat stark bedroht wird. Vorläufig sind die Russen zwar noch nicht in Merw, und dem Anscheine nach denken sie auch nicht daran, sich in nächster Zeit jener Turkmenenoase zu bemächtigen; daß sie es aber für zweckmäßig erachteten, sich eine Karte derselben zu verschaffen, beweist, daß ihnen der Zutritt und die Bewegung in diesem so ängstlich gehüteten Gebiet keineswegs unmöglich ist, zugleich aber auch, daß sie die oben angedeutete Absicht nicht aus den Augen verloren haben. Gilt doch der alte Spruch: „Herat ist Indiens Thor, Merw der Schlüssel dazu."

Um diesen Satz und zugleich den Werth der neuen kartographischen Errungenschaft zu verstehen, ist es nicht überflüssig, die geographischen Verhältnisse des südlichen Turkestan und der indischen Vorlande einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, um so mehr, als wir in unserer heutigen Revue uns noch wiederholt mit diesen Gebieten zu beschäftigen haben werden. Vom Amu-Darja, dem Oxus der Alten, welcher die Südwestgrenze des Khanats Bochara bildet, durch die dort etwa 200 Kilometer breite Sandwüste Karakum (Schwarzer Sand) getrennt, welche sich auch gegen Westen hin ausbreitet, liegt Merw, der Hauptpunkt einer Oase, deren Länge ungefähr 200, deren Breite gegen 16 Kilometer beträgt, unter 37° 45′ nördl. Br. und fast unter 62° östl. L. von Greenwich. In der Richtung von Nord nach Süd wird die Oase vom Flusse Murghâb durchschnitten, welcher auf dem Gipfel des mit ewigem Schnee bedeckten Ghurgebirges oder Sefid Kuh (Paropamisus) entspringt. „Dies ist die wahre Darja", d. h. der wirkliche große Fluß, sagen die Eingeborenen; er hat aber bei einer sehr bedeutenden Tiefe eine Breite von nur 85 Meter, und wird in seinem weitern Laufe nach Norden durch zahlreiche Bewässerungskanäle so geschwächt, daß er mündungslos im Sande der Wüste verrinnt. Ein majestätischer Strom ist der Murghâb also nicht, doch strömt während des niedrigsten Wasserstandes das Wasser in den seichtesten und bequemsten Furten noch über den Rücken der Pferde, und dies will viel sagen in dem Lande der trockenen Flußbette. Der Boden der Oase Merw ist eine durch ungemeine Fruchtbarkeit ausgezeichnete und auch bebaute Hochebene, die durch großartige

Digitized by Google

Dammbauten mittels Kanälen aus dem Murghâb bewässert wird. Die rings um die Oase sich ausbreitende Wüste ist von verschiedener Beschaffenheit; der nördliche, nordwestliche und östliche Theil ist sandig, fast wasserlos. Südlich von Merw stellt die Gegend zwischen dem Murghâb und dem in einer Entfernung von beiläufig 200 Kilometer parallel fließenden Heri-Rud (auch Tedschent-Darja genannt) ein anderes Bild dar und trägt sichtbar Spuren einer frühern Cultur. Die Sandflächen finden sich hier zerstreut liegend zwischen beträchtlichen Lehmstrecken, die sich zur Bebauung eignen. Spuren von Kanälen aus dem Murghâb, sowie von bedeutenden Ansiedelungen sind hier sehr häufig zu bemerken. Uebrigens gehört der ganze Terrainabschnitt südlich von Merw bis zu den afghanischen Grenzgebirgen, sowie auch das in östlicher Fortsetzung gegen den Hauptgebirgsstock Centralasiens, die Pamirterrassen, sich erstreckende sogenannte „afghanische Turkestan" zu den am wenigsten durchforschten Theilen Asiens und es ist hocherfreulich, daß die Russen sich gerade dieses Gebiet zum Schauplatz ihrer Forschungsthätigkeit auserkoren haben. Bis auf die allerneueste Epoche beschränkte sich die Kenntniß jener Gegenden so ziemlich auf die Notizen, welche Moorcroft, Burnes, Ferrier und Hermann Vámbéry auf ihren Reisen zu sammeln im Stande waren. Moorcroft's Begleiter, ein Moslim Namens Mir Isset Ullah, dessen Tagebuch wir besitzen, gelangte auf seinen Wanderungen 1812 über Samarkand und Bochara nach Merw. Burnes hatte auf seinem Wege über Balch, die altberühmte „Mutter der Städte" (Um-el-Bilâd), und Bochara nur einen Theil des nordöstlichen Afghanistan berührt, der Franzose Ferrier hat Schiborgan und Aktsche besucht, und Vámbéry's Route ging von Samarkand über Karschi, Andchui, Meimene und über den Murghâb nach Herat. Merw hat der magyarische Reisende nicht berührt. Wol aber ward dieser Ort von dem englischen Kapitän Abbott, der 1839 von Herat nach Chiwa reiste, und 1860 von dem Franzosen Couliboeuf de Blocqueville besucht, der eine persische Expedition gegen die Turkmenen begleitete, später aber in deren Gefangenschaft gerieth. Ihm verdanken wir einige Nachrichten über die Umgegend von Merw. Von den Bergen an, welche Turkestan von der persischen Provinz Chorassan trennen, ist der Boden sandig und salzig; auf dem leichten Sande ruht eine Salzkruste, in die man bisweilen bis zum Knöchel einsinkt; hier und da gibt es eine spärliche Vegetation, sonst ist alles wandelnder Wüstensand. Außer im Bett des Heri-Rud ist nirgends Kies anzutreffen. Wo aber der Boden bebaut wird, zeigt er sich von großer Fruchtbarkeit, und die Humusschicht reicht in ziemliche Tiefe hinab. Obst, besonders Melonen und Pasteken, gedeihen hier ganz vortrefflich. In unsern Tagen hat das fragliche Gebiet hohe politische Wichtigkeit gewonnen, und die Russen haben dasselbe durch die der Stoljetow'schen Gesandtschaft nach Kabul beigegebene Offiziere, dann durch P. P. Matwejew und Oberst Majew, hauptsächlich aber durch A. Petrussewitsch und den Obersten N. J. Grodjekow bereisen lassen, der im September 1878 von Taschkend im russischen Turkestan aus auf dem Umwege über Afghanistan und Persien sich nach seiner Heimat begab, wobei er einzelne Strecken als erster Europäer besuchte. Seine Route führte ihn von Samarkand durch Bochara, Meimene, Herat und Meschhed nach dem Kaspischen Meere, und er arbeitete über den Abschnitt seiner Reiseroute von Patta-Kissar am Amu über Meimene nach Herat eine specielle Karte aus, welche nicht unwesentliche Berichtigungen der vorhandenen Karten ergab. Grodjekow's Arbeit wird nun glücklich ergänzt durch die neue Karte der Oase von Merw, welche den Lieutenant Nasirow des 1. turkestanischen Schützenbataillons zum Verfasser hat. Derselbe vollführte 1882 eine äußerst gefährliche Reise von Asterabad am Kaspischen Meere über Meschhed, Merw, Tschardschui und Bochara nach Taschkend, und im Juni 1883 gelangten auch zwei französische Reisende, Graf Mailly Chalons und Baron Benoît Méchin auf ihrer Reise von China nach Vorderasien nach Merw. In Petro-Alexandrowsk hatte sie General Tschernajew dem Tekketurkmenen-

Digitized by Google

häuptling Kara-Kul-Sirdar, der sich dem Khan von Chiwa unterworfen hatte, anempfohlen und sie mit diesem zugleich bis nach Merw begleitet.

Die topographische Aufnahme in den angrenzenden Gebirgslandschaften Karategin und Darwaz hat der Topograph Kossjäkow gemacht, welcher den Botaniker Dr. A. C. Regel auf dessen Reise begleitete. Um ein möglichst großes Terrain zu recognosciren, trennte sich Kossjäkow in Hissar von Dr. Regel und begab sich in das Thal des Flusses Kafirnihan nach Kabadian, Kurgan-tübe, Kuljab und Darwaz, woselbst er sich wieder mit Dr. Regel vereinigte. Anfang September 1882 kehrte Kossjäkow nach Taschkend zurück, aber Dr. Regel ging weiter nach Schugnan, woselbst er den Winter zubrachte. Am 8./20. Juni 1883 schrieb er von Baldschuan am obern Amu-Darja, er gehe jetzt nach der Pamir, die er bis zu den Grenzen von Kaschgar zu bereisen hoffe. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß das kleine, bisher unabhängige Fürstenthum Schugnan am obern Oxus im Juli 1883 von den Afghanen besetzt ward, sodaß nun, und zwar südlich vom See Karakul, afghanisches und russisches Gebiet unmittelbar aneinanderstoßen. Der Fürst des Ländchens, Jussuf-Ali-Bei, floh zuerst in die Berge, kehrte aber später nach Schugnan zurück und wurde dann gefangen nach Kabul abgeführt.

Unter den übrigen Arbeiten der Russen in den ihnen unterworfenen Theilen Mittelasiens verdienen noch besondere Erwähnung die astronomischen Beobachtungen und Aufnahmen in der Steppe Kisilkum, welche der Generalstabskapitän Putjäta ausgeführt, die magnetischen Beobachtungen des Astronomen F. F. Schwarz, und die Recognoscirung des Ust-Urt durch den Generalstabsoberst Alexandrow von Kungrad bis Zaman-Kairakty. Am südöstlichen Fuße des Usturt, einer zwischen Kaspi- und Aralsee gelagerten Hochebene, zieht sich bekanntlich ein altes Flußbett des Oxus oder Amu hin, der sogenannte Usboi. Im Jahre 1881 wollte Lieutenant Kalitin, welcher wie dereinst Vámbéry die Turkmenenwüste von Gök-Tepe nach Chiwa durchzog, in dieser trostlosen Region ein anderes ehemaliges Strombett des Oxus entdeckt haben, nämlich den Tschardschui-Darja, welcher sich in alten Zeiten bei der gleichnamigen Stadt vom Amu abgezweigt und beim Brunnen Igdy in den Usboi ergossen haben soll. Zur Untersuchung dieses alten, nunmehr trockenen Strombettes machte sich der Ingenieur Lessar auf den Weg, und durch Konschin, seinen Reisegefährten, erfahren wir nunmehr, daß ihre Expedition auf der Reise von Tschardschui nach dem Usboi das alte Oxusbett, den Tschardschui-Darja, nicht gefunden hat. Was Kalitin vor zwei Jahren für dasselbe gehalten, ist in Wirklichkeit nur eine Ebene, welche im Norden von einer Hügelkette begrenzt ist, nach Süden hin aber sich unabsehbar ausdehnt.

Im Sommer 1883 ist unter dem schon genannten Hauptmann Putjäta von Taschkend aus eine Expedition in entgegengesetzter Richtung, nach dem Hochlande von Pamir, entsendet worden. Es gehören zu dieser Expedition noch der Bergingenieur Iwanow und der Topograph Benderski. Diese Forscher haben nun Alitschur-Pamir, den südlichsten Punkt, welchen Sjäwerzow 1878 erreichte, und die „große Hochfläche von Pamir" überschritten, wobei sie zwanzig Tage lang keinen einzigen Menschen zu Gesicht bekommen, und wandten sich dann über den Murghäb, den nördlichern Quellfluß des Oxus und nicht zu verwechseln mit dem früher mehrfach genannten gleichnamigen Gewässer bei Merw, nach der Landschaft Karategin.

Englischerseits sind blos einige schwache Anläufe zur Durchforschung des in Rede stehenden Landstriches zu verzeichnen, weil die englischen Behörden alle diesbezüglichen Versuche stets eher hintanzuhalten als zu fördern beflissen waren. So benahmen sie sich gegen Oberst Mac-Gregor, der 1875 Nordpersien durchforschte, gegen Kapitän Burnaby, der im nämlichen Jahre über Chiwa und Merw nach Indien reisen wollte, und ebenso gegen Hauptmann Butler, der in chinesischer Ver-

Digitized by Google

kleidung, mit langem Zopf, schon auf dem Wege nach Merw sich befand. Auch von Indien her scheinen die Briten nicht mehr so eifrig mit der Durchforschung der Grenzgebiete bemüht wie zuvor. Doch hat kürzlich ein eingeborener Forschungsreisender vom Industhale aus eine erfolgreiche Tour durch bisher unbekannte Strecken des nordwestlichen Afghanistan gemacht. Von Bannu auf britischem Gebiete folgte er dem Totschiflusse aufwärts bis Arghun, fixirte die Lage zweier Pässe, welche über das Dschadrangebirge nach Ghasni führen, ging dann südlich durch noch unerforschtes Gebiet und kehrte längs dem Gomalflusse nach Indien zurück, wo sein Routier selbst ausgearbeitet wird. Ein anderer, ein Beamter des Indian-Survey-Department, Mac-Nair, ist dann kürzlich auf seine eigene Faust in der Verkleidung eines Mohammedaners nach der Landschaft Tschitral, am Südostabhang des Hindukuh, vorgedrungen, was vor ihm nur dem Major Biddulph im Jahre 1880 gelungen war. Seinen Vorgesetzten verheimlichte er seinen Plan, weil dieselben sich dessen Ausführung hätten widersetzen müssen; denn die indische Regierung ist solchen Unternehmungen aus irgendwelchen unbegreiflichen Gründen entschieden abhold. Seine Verkleidung wurde zwar gleich jenseit der englischen Grenze entdeckt; aber er gelangte trotzdem durch das Swatthal und über Dir, dessen Häuptling ihn gastlich aufnahm, nach Tschitral. Von dort erreichte er Kafiristan und den Dorapaß im Hindukuh, wo er umzukehren gezwungen war. Von Tschitral ging er dann nach Gilgit, wo seine Aufnahmen mit denen des Obersten Tanner vom Jahre 1881 zusammenstoßen.

Das Indian-Survey-Department, dessen Beamter Mac-Nair ist, hat sich übrigens endlich entschlossen, einen Plan zu billigen, wonach die Umgebung des über 4000 Meter hohen Tacht-i-Suleiman im östlichen Afghanistan, welcher lange Zeit von Engländern nicht bestiegen werden durfte, triangulirt werden soll. Auch werden Vorbereitungen getroffen, um das südöstliche Beludschistan bis zur Küste hinab aufzunehmen. Im Himalaja ist ein einzelner, Mr. Graham, ein erfahrener Bergsteiger, ganz besonders thätig. Derselbe begab sich mit zwei Schweizerführern nach Dardschiling und von da nach Sikkim, in der Absicht, den 8576 Meter hohen Kintschindschinga zu ersteigen und die umliegenden Gebirge zu erforschen. Schon im März 1883 führte er eine Umwanderung des Berges aus, ohne aber seine Ersteigung zu versuchen. Sehr Anerkennenswerthes leistete er in der Himalajalandschaft Kamaon. Von Naini-Tal aus erreichte er in zwölf Tagen Rini, das unweit der hohen Gipfel liegt, von denen es aber noch durch tiefe, fast unpassirbare Schluchten mit reißenden Strömen getrennt ist; um die höchsten Spitzen zu erreichen, muß man eine Reihenfolge von Anstiegen überwinden. Das erste Ziel war der 7560 Meter hohe Dunagiri. Nachdem man zweimal Gipfel von beziehungsweise 5180 und 5490 Meter passirt hatte, erreichte man am fünften Tage den Fuß des Berges und lagerte in 5508 Meter Höhe auf einem Gletscher. Die Besteigung ist entschieden schwierig; denn alle jene Gipfel sind steiler als die durchschnittlichen Berge der Schweiz. Ein losbrechender Schneesturm hinderte übrigens Graham und seinen Führer Boß am Erreichen des Gipfels, und eine Wiederholung des Versuchs machte der Mangel an Proviant unmöglich: die indischen Kuli hatten in fünf Tagen die Vorräthe für zwei Wochen verzehrt. Die erreichte Höhe war etwa 6860 Meter, also 600 Meter höher als der kurz zuvor von Dr. Paul Güßfeldt am Aconcagua in den südamerikanischen Anden erklommene Punkt. Die Schwierigkeit, in 6860 Meter zu athmen, war nicht größer als in 3800 Meter. Ein späterer Versuch, den 7824 Meter hohen Nanda-Devi, das „indische Wetterhorn", zu ersteigen, wurde durch Desertion der Kuli und schlechtes Wetter vereitelt. Am 21. Oct. 1883 ist Graham mit seinen beiden Schweizerführern nach Dardschiling zurückgekehrt, ohne den Kintschindschinga erstiegen zu haben; er erklärte dies Unternehmen von Süden aus für unausführbar.

Digitized by Google

An weitern größern Reiseunternehmungen, die sich auch auf das östliche Asien erstrecken, ist in erster Linie die gelehrte Expedition Potanin's nach China und der Mongolei zu erwähnen. Die Expedition bestand anfänglich blos aus drei Personen: dem genannten russischen Reisenden, dessen Name schon den trefflichsten Klang besitzt, nebst Frau und Herrn Beresowski. Die Unkosten der Expedition trägt die kaiserlich russische Geographische Gesellschaft in Petersburg; die Unkosten der Reise nach China hat das Marineministerium übernommen. Die Fregatte Minin schaffte die Reisenden im Sommer 1883 nach Tientsin, von wo sie den Landweg einschlagen. Sie stachen am 27. Aug. in See. Nachdem ein junger sibirischer Goldwäschereibesitzer Sukatschew zu den Reisekosten noch 20000 Rub. beigesteuert, nahm die anfangs sehr bescheiden geplante Expedition größere Dimensionen an, und es ward für dieselbe noch der durch seine Arbeiten auf der Pamir bekannte Topograph Skassi gewonnen. Die Zeitdauer der Expedition ist auf drei Jahre festgesetzt. Potanin wird hauptsächlich die Provinz Kansu und die angrenzenden Theile der Mongolei erforschen. Sein Hauptzweck ist ein ethnographischer; denn Kansus Bevölkerung ist eine Mischung von Mongolen, Türken, Chinesen und Tanguten; nachdem er die Schamanenvölker der nördlichen Mongolei, ihr Ritual und ihren Glauben kennen gelernt und einige Fertigkeit im Verkehr mit ihnen erlangt hat, hofft er im Süden ganz neues Material zur Vergleichung zu gewinnen. Nach Potanin's Ansicht können Züge aus dem täglichen Leben und, falls es gelingt solche zu sammeln, auch Sagen und Märchen der Bewohner Nordtibets zur Lösung der Frage beitragen, wo die ursprügliche Heimat der Mongolen zu suchen ist, und wie ihre Wanderungen verliefen.

Ein nicht minder großes Unternehmen ist die neue Reise des berühmten russischen Obersten Prschewalski, dessen großes Reisewerk über seine letzte, dritte innerasiatische Forschungsreise vor kurzem erst die Presse verlassen hat. Am 10. Aug. 1883 hatte Prschewalski eine Abschiedsaudienz bei seinem Monarchen und trat sofort seine Reise an. Auch diesmal begleiten ihn seine Gefährten Eklon und Robarowski, sowie der aus Kuldscha gebürtige Dolmetsch Abd-ul-Bassid-Jussupow, außerdem der Lieutenant Kolzow und 16 Kosaken. Prschewalski gedenkt über Kiachta, Urga, Aläschan und den von ihm schon besuchten Kuku-Noor die Landschaft Tsaidam und die Quellen des Hoangho zu erreichen, von dort den Lob-Nor, das nördliche Tibet zu durchstreifen, ja vielleicht den Oberlauf des Brahmaputra zu berühren, um schließlich auf der Pamir zu enden. Da es unmöglich ist, auf dem tibetanischen Hochlande mit Kamelen zu reisen, so will er längs dem Nordrande des Kwenlüngebirges Proviantdepots anlegen, um von diesen aus mit wenig Gepäck beschwert in Tibet einzudringen. Die Expedition wird voraussichtlich zwei Jahre dauern.

Zum Schluß dieser Rundschau möchten wir die Reise eines Ungenannten nicht unerwähnt lassen, eines Correspondenten des „North China Herald", welcher von Han-keu am Yang-tse-kiang bis Tschung-king in Szet-schuan sich begab, also eine Entfernung von 5340 Kilometer zurücklegte. Hinter I-tschang, dem letzten für Fremde geöffneten Hafen an dem großen Strome, tritt man in die erste der berühmten Schluchten, und es beginnt die Gebirgsregion, die sich bis Tschung-king und darüber hinaus erstreckt, und durch die sich der Yang-tse-kiang, der hier Tschuan-ho heißt, seinen Weg bahnt; 1190 Kilometer oberhalb I-tschang verläßt der Reisende die wilde, wenig bewohnte Gegend und gelangt in eine anmuthige Landschaft von malerischen Sandsteinhügeln, die um jene Zeit vom Fuß bis zum Gipfel — ausgenommen nur wenige senkrechte Klippen, die jeden Zugang verwehren — mit Mohngärten bedeckt sind. Zugleich erreicht er eine Bevölkerung, die ihrer feinen Sitten und ihrer vorzüglichen Höflichkeit gegen Europäer wegen bemerkenswerth ist, ein überaus seltenes Vorkommniß im Reiche der blumigen Mitte! Während die Provinz Hu-pe von Ueberschwemmungen heimgesucht war,

Digitized by Google

flehte man im östlichen Sze-tschuan um Regen; die Dürre hatte hier über sechs Monate angehalten, die südlichen Thore der Städte, weil dem „Jang" oder Feuerelement gegenüberliegend, waren geschlossen und alles Schlachten von Vieh verboten. Bis Tschung-king hin bietet der Strom auf eine Strecke von etwa 1480 Kilometer denselben Anblick dar: eine ununterbrochene Reihenfolge von, der eigenthümlichen Sandsteinformation gemäß, rechtwinkeligen Windungen mit häufigen Stromschnellen, aber durch die malerische Lage von Städten und Dörfern auf steil vorspringenden Klippen belebt. Endlich, nach einer Fahrt von zwei Monaten von Shanghai, erreichte der Reisende Tschung-king, die Handelshauptstadt von Sze-tschuan, in der die englische Regierung vertragsmäßig einen Residenten hat, welcher die Handelsbewegungen der beiden großen Provinzen Sze-tschuan und Yün-nan überwacht.

Politische Revue.

Mitte Januar 1884.

Von den Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses vor den Weihnachtsferien verdient zunächst diejenige vom 12. Dec. Erwähnung. Es wurde über den Antrag der Abgeordneten Zelle und Straßmann berathen, die Städteordnung vom 30. Mai 1853 abzuändern. Der Antrag geht darauf aus, die Ersatz- und Ergänzungswahlen nicht in denselben Wahlbezirken vornehmen zu lassen, wie das bisher der Fall war, sondern bei großer Ungleichheit der Wählerzahl in den Wahlbezirken solle eine neue Bezirkseintheilung von den Gemeindebehörden beschlossen und von der Aufsichtsbehörde bestätigt werden. Die Conservativen wollten den Antrag nicht a limine ablehnen, sondern empfahlen ihn für commissarische Prüfung. Die Debatte griff wieder auf die Auflösung der berliner Stadtverordnetenversammlung und die Neuwahlen zurück. Die Abgeordneten Büchtemann und Virchow vertheidigten die berliner städtische Verwaltung und machten der Regierung wiederum die Beeinflussung bei den Neuwahlen zum Vorwurf. Minister von Puttkamer vertheidigte die Regierung dagegen. Abgeordneter Kramer ließ wieder seinen kaustischen Witz spielen: der Minister sei am Wahltage verreist gewesen; das nenne man doch nicht beeinflussen, sondern vielmehr ein schlechtes Beispiel geben. Die fortschrittliche Aera der Stadtverwaltung habe nichts Besonderes geleistet; selbst die neue Synagoge, die allgemein bewundert werde, sei auch zu conservativer Zeit gebaut worden. Berlin sei kein Operationskaninchen für fortschrittliche Physiologie. Diese Knallbonbons beweisen zur Genüge, daß die ganze Debatte eine müßige war: mit Recht meinte Windthorst, die berliner Herren thäten besser, ihre Differenzen in den Bezirksvereinen auszugleichen. Abgeordneter Virchow beklagte die ungleiche Behandlung seitens der Regierung, indem die Flugblätter der Arbeiterpartei erst nach den Wahlen confiscirt worden seien. Nun erhoben die Abgeordneten der Rechten den Vorwurf, die Fortschrittspartei rufe die Polizei gegen die Arbeiterpartei an. Dagegen vertheidigten sich Virchow und Hänel. Am Schluß der Debatte wird der Antrag der um sieben Mitglieder verstärkten Gemeindecommission zugewiesen: gegen die Verstärkung hatten die Conservativen, die Freiconservativen und ein Theil der Nationalliberalen gestimmt.

Von noch größerer Bedeutung war die Sitzung des Abgeordnetenhauses am 14. Dec. Es wurde der Etat des Ministeriums des Innern berathen und zunächst der Gehalt des Ministers selbst. Die Gehaltsziffern spielten natürlich dabei weiter keine Rolle; sondern es wurde in herkömmlicher Weise an den Gehaltsposten eine Debatte angeknüpft, welche eine Kritik der Amtsthätigkeit des Ministers

Digitized by Google

enthielt. Den Angriff eröffnete in heftiger Weise der Abgeordnete Rickert: er galt den Erklärungen des Ministers betreffs der politischen Haltung der Beamten, und schloß mit dem Kraftworte, daß der Minister eine Prämie setze auf die Gesinnungslosigkeit der Beamten. Richter, der sich besonders gegen die Freiconservativen wandte, hob hervor, daß die kundgegebene Gesinnung auch Heuchelei sein könne; man ziehe in solcher Weise ein elendes und serviles Streberthum groß. Minister von Puttkamer vertheidigte sich mit Geschick in zwei längern Reden, und als sein Hauptsecundant trat von Minnigerode auf. Die Pointe der Vertheidigung bestand darin, daß die Wahlabstimmung der Beamten nach wie vor frei sein, daß nur ein agitatorisches und oppositionelles Auftreten derselben ihnen die Möglichkeit entziehen solle, von der Regierung eine besondere Vertrauensstellung, Begünstigungen und Auszeichnungen zu erhalten. Der Minister sowol wie von Minnigerode beriefen sich dabei auf die Antecedentien der liberalen Partei, welche in der Aera des Ministeriums Schwerin die nachdrucksvollsten Forderungen gestellt habe, die Regierung möge ihren Standpunkt im Beamtenthum unnachsichtig zur Geltung bringen und ihm, wie der Minister sagte, „Hekatomben feiern". Richter kam darauf zurück, daß nur ein kleiner Kreis politischer Beamten mit dem Ministerium zurücktreten müsse; er vertheidigte die frühern Liberalen damit, daß Beamte im offenbarsten Widerspruch mit dem Ministerium Wahlerlasse proclamirt hätten, und führt einige Beispiele derselben an. Puttkamer hob hervor, wie maßvoll das Vorgehen der jetzigen Regierung sei. Es ist dies eine schwierige Frage: man denke nur an den Radicalismus, mit welchem die französische Republik den Richterstand von Elementen reinigt, die eine widerstrebende Gesinnung an den Tag legen. Daß jede zur Regierung kommende Partei mit dieser Frage rechnen muß: das besonders schien Richter zu einigen Einschränkungen zu veranlassen. Bei diesem Anlaß erklärten sich so ziemlich alle Parteien, auch die Freiconservativen, gegen die Aufhebung des geheimen Wahlrechts, sodaß der Minister auf einmal eine ganz isolirte Stellung zwischen den Parteien einnahm. Am Schluß der Debatte wurde ihm sein Gehalt bewilligt, doch gegen die Stimmen der Fortschrittspartei, der Secessionisten und eines Theils der Nationalliberalen. Ob ein derartiges Mistrauensvotum verfassungsmäßig zulässig ist, ob es nicht ein Eingriff ist in die Rechte der Krone: darüber erhob sich in den Zeitungen eine lebhafte publicistische Debatte. Nach unserer Ansicht kann dem Minister sein Gehalt durch keinen Beschluß der Kammern genommen werden.

Vor und nach den Weihnachtsferien beschäftigte sich das Abgeordnetenhaus vorzüglich mit Etatsberathungen, welche zum Theil einen glatten Verlauf nahmen, zum Theil mit jenen Bemerkungen und Debatten verknüpft waren, in denen sich die Abgeordneten bei diesem Anlaß zu ergehen pflegen. Außerdem wurde am 10. Jan. die Vorlage betreffs der schlesischen Landgüterordnung berathen und einer Commission von 14 Mitgliedern überwiesen, ebenso am 10. und 11. die neue Jagdordnung, welche die alten Klagen über die Begünstigung des großen Grundbesitzers vor dem kleinen wieder wach rief.

In die Debatte über die wichtigen neuen Steuervorlagen trat das Abgeordnetenhaus am 15. Jan. ein. Die verschiedenen Gesichtspunkte, welche hier geltend gemacht wurden, waren nicht neu, da die Zeitungspolemik sich der Kapitalrentensteuer seit längerer Zeit bemächtigt hatte. Angekündigt wurde sie zuerst, wie man sich wol erinnern wird, vor Jahren in einer Rede des Reichskanzlers, der auf die Unbilligkeit hinwies, daß der sauere Erwerb der Arbeit gleichmäßig besteuert werde wie der bequemere Zinsgewinn des Kapitalbesitzers. Für die Kapitalrentensteuer sprachen von Schorlemer, der nur den 2proc. Steuersatz für Renten über 10000 Mark zu niedrig fand, und von Rauchhaupt, welcher erklärte, das wichtigste Erforderniß für die Reform sei die Heranziehung nach der Leistungsfähigkeit; nicht der Grundbesitz, sondern die kapitalistische Production sei die Grundlage für die Abschätzung

Digitized by Google

der Leistungsfähigkeit geworden. Gegen die Vorlage sprach Richter; sie beseitige nicht die Härten der bisherigen Gesetzgebung. Die Arbeitgeber würden bei Strafe verpflichtet, jeden Heller Lohn des armen Arbeiters zu declariren, das Wahlrecht für die Communen werde eingeschränkt, die Selbsteinschätzung sei undurchführbar (in Sachsen ist sie doch durchgeführt), die Kapitalrentensteuer sei nach einer Seite hin Doppelbesteuerung, den Bankiers gegenüber dreifache Besteuerung; sie treffe aber den Grundbesitz nicht: durch die Vorlagen werde das Verwendungsgesetz wieder aufgehoben und das Geldbewilligungsrecht des Hauses angegriffen. Der Finanzminister vertheidigte die Vorlage gegen die Einwendungen Richter's. Ueber den Verlauf und Abschluß der mehrere Tage ausfüllenden wichtigen Debatte werden wir in unserer nächsten Revue berichten.

Wie die Kapitalrentensteuer, so ist auch die neue Vorlage des Gesetzes über Unfallversicherung bereits in den Blättern nach allen Seiten hin besprochen worden. Es erregt Aufsehen, daß jetzt wieder der Volkswirthschaftsrath, der bei den Verhandlungen über das Tabacksmonopol vollständig versagte, zusammenberufen werden soll, um die neue Vorlage zu prüfen. Daß diese weit annehmbarer ist als die frühere, daß die Regierung aus den Berathungen und der Kritik der Presse Nutzen gezogen hat: darüber sind alle Stimmen einig bis weit hinein in das Lager der Opposition. Der Reichszuschuß ist aufgegeben; doch sind die bestehenden Unfallversicherungsgesellschaften ausgeschlossen. Die Versicherung erfolgt auf Gegenseitigkeit durch die Unternehmer der im Gesetz bezeichneten Betriebe, zu denen indeß der landwirthschaftliche nicht gehört. Diese Unternehmer vereinigen sich in Berufsgenossenschaften, von denen sich jede in der Regel über das ganze Reich erstreckt, es müssen Gefahrenklassen gebildet werden, nach denen die Höhe der Unfallgefahr sich bemißt; bei der Untersuchung von Unfällen ist ein Arbeiterausschuß hinzuzuziehen; ein Reichsversicherungsamt in Berlin beaufsichtigt die Ausführung des Gesetzes. Für den Schadenersatz sind, sowol für den Fall der Verletzung als für den der Tödtung, allgemeine Bestimmungen im Gesetze selbst aufgestellt. Das sind die Grundzüge desselben; das Detail ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet.

Durch den Tod Eduard Lasker's, der plötzlich am 4. Jan. in Neuyork erfolgte, hat das parlamentarische Leben in Deutschland einen wesentlichen Verlust erlitten: man darf dies sagen von jedem Parteistandpunkte aus, wenn man nur die geistige Leistungsfähigkeit und die Gabe der Beredsamkeit in Betracht zieht, welche doch nicht zur leeren parlamentarischen Ornamentik gehören, sondern von denen die lebhaftesten Impulse ausgehen. Die Liberalen aber werden in Lasker stets einen ihrer eifrigsten Vorkämpfer schätzen, welcher Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung mit dem Muth der Initiative, juristischer Schärfe und idealem Schwung vereinigte. Namentlich sichern seine Verdienste um die deutsche Reichs- und Rechtseinheit, und seine fulminante Anklage und Verurtheilung des Gründerthums ihm eine hervorragende Stelle in der Chronik unsers politischen Lebens. In den letzten Jahren hatte Lasker sich mehr und mehr von der öffentlichen Laufbahn zurückgezogen; Kränklichkeit und Verstimmung über den Gang, den die öffentlichen Angelegenheiten seit dem Triumph der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik eingeschlagen, mochten ihn dazu bestimmen; über eine hochgradige Herabstimmung der Nerven, die nur ein seltenes Aufflammen des alten Geistes zuließ, berichten seine Freunde auch aus Amerika. Gleichwol wollte er nach Europa zurückkehren und wieder im Reichstage seinen Posten einnehmen, als ihn der plötzliche Tod ereilte. Wie man erfährt, wird jetzt sein Bruder, der aus Texas herbeigekommen, die Leiche nach Deutschland geleiten; in Berlin trifft man Anstalten zu einer großen Todtenfeier.

Wir haben bereits ein mit lebhaften Farben gezeichnetes Bild des Todten in

Digitized by Google

den Causerien von Johannes Berg über „Die Parteien im Deutschen Reichstage" gegeben, und hoffen, wenn die jetzige lebhafte Bewegung, die Lasker's Tod hervorgerufen, mit ihren überall auftauchenden Augenblicksbildern etwas vorübergegangen ist, in einem gründlicher eingehenden Essay auf das Gesammtwirken des Verstorbenen zurückzukommen.

Die Rückreise führte den Kronprinzen des Deutschen Reiches Mitte December von Barcelona über Genua nach Rom, wo ihn die Gastfreundschaft des jungen Königs von Italien im Quirinal aufnahm. Von hier fand der Kronprinz den bisher ungebahnten Weg in den Vatican, indem er dem Papste einen Besuch abstattete. Das Papstthum hatte seinen ganzen Glanz entwickelt; seine Schweizer bildeten Spalier, seine Nobelgarde, die glänzendsten Cavaliere Roms, standen im Vorzimmer. Der Papst selbst empfing den Kronprinzen mit großer Freundlichkeit; die Unterredung dauerte über eine halbe Stunde. Nachher stattete der Kronprinz noch dem Cardinallegaten von Jacobini einen Besuch ab. Dieser Besuch im Vatican hat manchen Staub aufgewirbelt; nach authentischen Mittheilungen vermied indeß der Kronprinz, auf die brennenden Fragen des kirchenpolitischen Conflicts einzugehen. In der Thatsache des Besuchs selbst liegt aber der Ausdruck einer versöhnlichen Richtung der Kirchenpolitik, der ihre scharf verletzenden Spitzen genommen sind. In der That ist das Entgegenkommen der preußischen Regierung bei der Wiederbesetzung der leer gewordenen Bischofssitze unverkennbar; gleichwol läßt die „Germania" nach wie vor den Kampfruf ertönen, und der Antrag Reichensperger soll demnächst einen Hauptstoß gegen die ganze Maigesetzgebung führen; wir zweifeln indeß, daß sich der der Kirche gereichte Finger in die ganze Hand verwandeln wird.

Die Colonialpolitik der beiden Westmächte, Frankreich und England, nimmt gegenwärtig das allgemeine Interesse in Anspruch.

Hinterasien ist zum Schauplatz geworden, wo Frankreich, seinen ehrgeizigen Bestrebungen nach einer wachsenden Machtstellung freien Spielraum zu verschaffen sucht. Das Gefühl der Beklemmung scheint die Staatsmänner an der Seine nicht anzuwandeln, wenn sie einem Kaiserreiche wie China den Handschuh hinwerfen; regt sich aber dies Gefühl dennoch, so genügt die Erinnerung an den militärischen Spaziergang des Herzogs von Palikao nach Peking, um es sogleich zu ersticken. Die anscheinende Ruhe, mit welcher der Sohn des Himmels den Kämpfen am Rothen Flusse zusieht, ohne seine Heeresmassen über die Grenzen von Tongking zu schicken, bestärkt die pariser Machthaber in dem energischen Vorgehen gegen die „Schwarze Flagge" und die chinesischen Soldaten, die unter ihr kämpfen. Man scheint ja in China den Franzosen den Ruhm ihrer Waffenthaten zu gönnen: die im Kampfe fallenden Söhne des eigenen Landes scheint man dem Opfertode zu weihen, die Niederlagen der „Grünen Fahne" so gleichgültig anzusehen wie die der „Schwarzen Flagge".

Doch die asiatische Politik ist noch hinterhaltiger als die türkische: sie läßt den Feind immer näher rücken und überfällt ihn dann erst mit einem tückischen Sprunge. Die Geschichte der chinesischen Diplomatie in ihren Beziehungen zu Europa reicht noch nicht allzu weit zurück; doch für die Unzuverlässigkeit und Falschheit derselben liefert sie hinlängliche Daten. Man denke an den Opiumkrieg von 1839/40 und an die Unterhandlungen mit Admiral Elliot, der sich mehrmals von den Chinesen täuschen ließ, welche die Verträge nicht einhielten, und während sie Friedensversprechungen machten, zum Kriege rüsteten. Nicht besser erging es den europäischen Diplomaten im Jahre 1858. Trotz der vom Kaiser bestätigten Friedensverträge weigerten sich die Chinesen, die Bedingungen derselben zu erfüllen. Und so war ein neuer Krieg nöthig, der erst im Oct. 1860 mit vollständiger Besiegung der chinesischen Truppen

Digitized by Google

und der Verbrennung des kaiserlichen Sommerpalais endete. Zu hinhaltenden Verhandlungen waren die Chinesen stets geneigt, doch sie suchten während derselben nur ihre Rüstungen zu vervollständigen. So geschieht es auch jetzt. Die Stimmung in China ist eine höchst erregte, wie die Unruhen in Kanton zur Genüge beweisen. Der Gesandte Tseng hat stets neue Vorschläge in Bereitschaft, um die Unterhandlungen fortzuführen: die Erstürmung von Sontay durch die Franzosen am 16. Dec. wurde nicht als Kriegsfall angesehen, obschon Tseng vorher dies erklärt hatte. Nach jener Kriegsthat schlug er Ferry vor, sich mit Sontay und dem Delta des Rothen Flusses zu begnügen, welches China Frankreich überlassen wolle; dagegen nimmt es die Festung Bak Ninh und das Delta des kleinen Sing-Kau für sich in Anspruch und will dafür auf die Suzeränetät über Annam verzichten; der Norden und Westen von Tongking sollen für neutral erklärt werden. England, auf welches die Franzosen jetzt besonders wegen seiner ägyptischen Politik schlecht zu sprechen sind, bietet in Bezug auf diese Punkte seine Vermittelung an. Daß es ein Recht hat, sich für die Tongkingfrage lebhaft zu interessiren, kann man ihm wol nicht absprechen; denn ein Krieg mit China müßte seinen Handel in bedenklicher Weise in Mitleidenschaft ziehen, da alle Europäer dann vom chinesischen Volke ohne feinere Unterscheidungen als Landesfeinde angesehen werden würden: die Erinnerung an das gemeinschaftliche Vorgehen von Frankreich und England im Jahre 1860 ist im Reiche der Mitte noch nicht verschwunden. Inzwischen berichten die Blätter von zwei Maßregeln Chinas, die durchaus in das Bereich kriegerischer Defensive fallen: der Nordeingang des Hafens von Kanton und auch viele andere Häfen sind mit Torpedos gesperrt, und auf die Insel Hainan, welche die Franzosen zu besetzen drohten, um ein Pfand gegenüber China in Händen zu haben, ist eine Besatzung von 2000 Mann verlegt worden.

Die Waffenthat der Franzosen, die Erstürmung von Sontay, hat ihnen 19 Offiziere und über 300 Mann gekostet: ihre Truppenzahl belief sich auf etwa 5000 Mann. Der Angriff wurde durch die Kanonenboote unterstützt, welche die Stadt vom Fluß aus bombardirten. Die große Umfassungsmauer wurde durch ein ununterbrochenes Feuer in einen Erdhaufen verwandelt; über die Trümmer drang die Sturmcolonne, bestehend aus 2000 Mann der Fremdenlegion und der Marine, gegen die sich tapfer vertheidigenden Schwarzflaggen und Chinesen vor; die Annamiten hatten sich geflüchtet, sobald der Sturm begann. Die Stadt war erobert; in der Nacht wurde die Citadelle vom Feinde geräumt, der sich durch das Südthor nach Hung-Hoa flüchtete. Die Garnison von Sontay war den französischen Truppen an Zahl nicht überlegen: sie bestand nur aus der Hälfte der feindlichen Armee, die andere hatte sich nach dem Gefecht von Phu-Thu am 14. Dec. aufgelöst. Ueber diese sich mit solcher Tapferkeit schlagenden Schwarzen Flaggen erfährt man, daß ihr Führer, Lid-Jeun-Fu, eigentlich ein chinesischer Rebell ist, der, vor 40 Jahren zum Tode verurtheilt, nach Annam mit einigen hundert Schicksalsgenossen flüchtete. Der König, der sich mit der bedenklichen Einwanderung auf einen friedlichen Fuß stellen wollte, wies ihnen einen Landstrich in den Gebirgen von Teu-fu-schang an. Er zahlte anfangs dem König von Annam Steuer, doch nachdem eine große Bevölkerung ihm zugeströmt, da er das Land trefflich bebaute und verwaltete, weigerte er die Steuerzahlung; der Herrscher von Annam wagte nicht ihn dazu zu zwingen. Der Fürst der Schwarzen Flagge ist das Haupt eines wohlorganisirten Militärstaates von 200000 Seelen: wer in diesen Staat aufgenommen werden will, muß eine Prüfung bestehen. Freilich, um diesen chinesischen Rebellen zu besiegen, ist Courbet's Heeresmacht, die sich nach dem Eintreffen der letzten Verstärkungen auf mehr als 31000 Mann (darunter 6216 annamitische Hülfstruppen) belaufen wird, stark genug; doch zu einem Kriege mit dem Reiche der Mitte selbst würde sie nicht ausreichen, man müßte denn jenen veralteten Maßstab der Siege von 1860 anlegen.

Digitized by Google

Wenn die Verwickelungen zwischen Frankreich und China der englischen Politik störend kommen, so gilt dies noch mehr von dem Mahdi und seinem unbestrittenen Siege bei El-Obeid. Die lange angekündigte Zurückziehung der englischen Truppen aus Aegypten ist jetzt unmöglich: ebenso wenig hat aber Gladstone Lust, den ägyptischen Sudan zurückzuerobern. Das Cabinet von Downing-Street ertheilte in Kairo die Parole, den Sudan aufzugeben. Der Türkei, welche nicht abgeneigt war, hier in durchgreifender Weise ihre höchste Suzeränetät zur Geltung zu bringen und jenes große Territorium, das ja mit Aegypten zugleich unter ihrer Oberhoheit steht, mit Waffengewalt wieder zu unterwerfen, wurden von England Bedingungen gestellt, auf welche der Khalif am Bosporus nicht eingehen konnte. England hatte nur ungern das Eingreifen der Türkei gesehen, die es in Aegypten möglichst aus dem Spiele zu lassen wünscht.

Jene Entscheidung des englischen Cabinets hat indeß am Nil wie an der Themse den schärfsten Widerspruch gefunden. In Kairo führte sie zu einer Ministerkrisis; denn das Cabinet Scherif-Pascha hielt es nicht für vereinbar mit seiner Ehre, den Befehlen, die der englische Generalconsul Baring ihm ertheilte, gehorsam Folge zu leisten. Diese so brüske und unverschleierte Verkündung des Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem die Nillande von England stehen, schien jenen Staatsmännern doch allzu sehr ein Schlag ins Gesicht; doch der Chedive, ein gefügiger Vasall der Engländer, ernannte ein neues Ministerium, an dessen Spitze Nubar-Pascha steht, schon unter Ismail-Pascha ein gewandter Virtuose der „Opportunität". Es wurde der Befehl ertheilt, daß alle Garnisonen des Sudan nach Aegypten zurückkehren sollen, was wegen der Wüstenwege nicht ohne Schwierigkeiten ist. Chartum soll geräumt werden von der christlichen Bevölkerung, und Baker-Pascha, der von Suakim aus gegen den Mahdi in den Krieg zog, einige Garnisonen, die er unterwegs trifft, mitnehmen und mit ihnen zusammen ebenfalls seinen Rückmarsch antreten. Das schien der ruhmlose Abschluß der ägyptischen Expansionsgelüste zu sein, als deren kriegerischer Propagandist Baker-Pascha vor zeiten bis jenseit Gondokoro, bis dicht an die Quellseen des Nils vordrang, um dem Handel mit dem innern Afrika den Weg zu bahnen, dem Sklavenhandel aber die Lebensadern zu unterbinden.

Die glühende Phantasie des Lord Beaconsfield und sein welterobernder Ehrgeiz hätte in der Besiegung des falschen Propheten das Mittel gesehen, das Innere Afrikas endgültig dem europäischen Handel zu eröffnen; er hätte sicher nicht kehrt gemacht, wenn der Mahdi ihm in den Weg getreten wäre; ein zweites Tel-el-Kebir bei Obeid hätte Aegypten noch sicherer in die Hand der Engländer gegeben. Doch Gladstone's Politik ist ohne große Perspectiven; sie scheut vor jedem Wagniß zurück. In England aber fühlt man, daß dieser Rückzug die Interessen des Landes in hohem Maße schädigt; die Presse und die öffentliche Meinung erklären sich ganz entschieden gegen das Cabinet. Noch abfälliger sprechen sich die französischen Blätter über die englische Politik aus; natürlich wünscht man in Frankreich den Engländern ausreichende Beschäftigung im Sudan, damit sie bei den chinesischen Verwickelungen nicht im Trüben fischen können.

Schon wieder hat sich indeß, den neuesten Nachrichten zufolge, das ägyptische Kaleidoskop verschoben: von England aus ist Contreordre eingetroffen; man scheint nun doch den Sudan behaupten zu wollen, nachdem man die Garnisonen des Landes durch die anfänglich gegebenen Befehle aufs äußerste entmuthigt hat; England scheint ein doppeltes Spiel getrieben zu haben, um zu zeigen, wie fest seine Autorität in den Nillanden steht, die sowol seiner Ordre wie seiner Contreordre blindlings gehorchen; oder sehen sich die Staatsmänner genöthigt, der öffentlichen Meinung nachzugeben? Uebrigens war das Cabinet selbst nicht einig; Lord Hartington, nächst Gladstone das einflußreichste Mitglied im Cabinet, ist mit dem Premier keineswegs einverstanden, weder was die innere noch was die äußere

Digitized by Google

Politik betrifft; er scheint geneigt, sich mit den alten Whigs und den gemäßigten Tories zu verbinden; das große innere Reformwerk aber erscheint ihm bei den Unruhen in Irland als zu weitgehend und bedenklich. Die nächste Parlamentssession, die im Februar eröffnet werden soll, wird Klärung in diese Angelegenheiten bringen und zeigen, ob die Opposition mächtig genug geworden ist, um das Cabinet zu stürzen. Die ägyptische Frage wird dabei eine Hauptrolle spielen. Soll England das Protectorat über Aegypten übernehmen? In Wahrheit besitzt es dasselbe schon; aber wenn es aus dem thatsächlichen Zustande einen völkerrechtlich anerkannten machen wollte, so würde Frankreich jedenfalls mitzusprechen haben; hatte doch Duclerc noch kurz vor seinem Rücktritt erklärt, daß sich Frankreich die Actionsfreiheit in Aegypten vorbehalte, sollte England Aenderungen der Finanzverwaltung vornehmen. Gleichwol sind gerade die Finanzzustände unhaltbar; der Chedive hat schon auf einen Theil seiner Civilliste verzichten müssen, damit die Gehälter der untern Beamten ganz ausgezahlt werden konnten; der Staatsbankrott steht vor der Thür. So hat auch der allgewaltige Generalconsul am Nil, Sir Evelyn Baring, in London das entscheidende Wort „Protectorat" ausgesprochen: ein Ausweg, der auch Lord Dufferin als der beste erschienen war.

Wie aber, wenn der Mahdi, dem man so vorsichtig aus dem Wege gegangen ist, mit den organisirten Heerscharen des Sudan und des ebenfalls preisgegebenen Nubien nilabwärts zieht und an die Thore Aegyptens selbst klopft? Dann wird England energisch zum Schwerte greifen und den falschen Propheten bekämpfen müssen. Die Türkei sieht sich ja durch die Willkürherrschaft Englands vom Boden des Landes ausgeschlossen, das unter ihrer Botmäßigkeit steht: nur unter der Bedingung, und nicht einmal mit Englands Geld unterstützt, sollte sie ja einen Feldzug gegen den Mahdi von Suakim aus unternehmen dürfen.

Es ja natürlich, daß Frankreich die jetzige bedrohliche Situation auszubeuten sucht, um das bei Arabi's Aufstand Versäumte nachzuholen und den verlorenen Einfluß in den Nilländern wiederzugewinnen. Ferry ist ein gewandter diplomatischer Intriguant: es ist wol keine Frage, daß die entschiedene Note von Frankreich inspirirt ist, welche die ägyptische Regierung am 2. Jan. an das englische Cabinet richtete und in welcher sie verlangte, die Engländer möchten die Vertheidigung des Sudan übernehmen, oder dem Chedive erlauben, die Länder zwischen dem Rothen Meer und dem obern Nil der Türkei als ein ihr gehöriges und von ihr zu vertheidigendes Gebiet zu überweisen. Sollte dies nicht geschehen, so werde der Chedive mit seinem ganzen Cabinet zurücktreten. Gleichzeitig aber protestirte Ferry am Goldenen Horn gegen jede Einmischung der Türkei in die Angelegenheiten der Nillande. Der latente französische Einfluß am Nil, von dem Siege bei Tel-el-Kebir in den Hintergrund gedrängt, tritt jetzt wieder in einer für die Entente der Westmächte bedrohlichen Weise hervor.

Was die innere Politik Frankreichs betrifft, so überraschte Ferry am Schluß der letzten Sitzung des Jahres 1883 die Kammer und das Land durch die Ankündigung einer Verfassungsrevision für 1884; er lenkt also ganz in die Bahnen Gambetta's ein. Vor der bevorstehenden Krisis einer neuen Präsidentenwahl will die republikanische Regierung sich alle Mittel und Wege sichern, um nach Grévy's Rücktritt einen gleichgesinnten Candidaten für die höchste Stelle im Staat durchzubringen; Gambetta's A und O, das Listenscrutinium, soll also wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden; gleichzeitig eine Reform des Senats durch Beseitigung seiner lebenslänglichen Mandate. Durch das erstere hofft die Regierung, die Präsidentenwahl mehr in ihre Hand zu bringen und durch die bureaukratische Maschinerie lenken zu können; durch das zweite will sie die Zahl der monarchischen Gegner im Senat verringern. Immerhin ist der Ausgang dieser Bestrebungen auf Umgestaltung der Verfassung ein unsicherer, und es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, die Frage aufzuwerfen in einer Zeit, in welcher die monarchische Partei

Digitized by Google

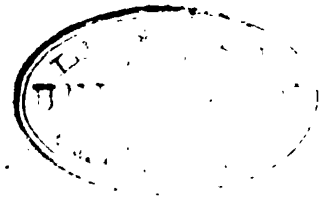
auf der Lauer steht, eine weit radicalere Revision der Verfassung durchzusetzen und statt des Präsidenten einen König an die Spitze des französischen Staates zu stellen, der auch jetzt noch als eine Republik mit monarchischen Formen, mit einem Zwei-Kammersystem und einer constitutionellen Balance der Staatsgewalten betrachtet werden kann. Noch anderthalb Jahre ist Grévy Präsident der Republik; der Congreß, der die Verfassung revidirt, kann aber die Dauer der Präsidentschaft anders regeln, auf eine kürzere Zeit einschränken, etwa auf vier Jahre, wie in Vorschlag gebracht worden ist; dann könnte dem Präsidenten Grévy schon früher der Stuhl vor die Thür gesetzt werden; und wie, wenn nicht Freycinet, nicht Ferry, nicht Brisson, sondern der Herzog von Aumale zum Präsidenten gewählt würde? Dann wäre der Monarchie in Frankreich wieder der Weg gebahnt.

In Spanien scheinen die Stunden des Ministeriums Posada-Herrera gezählt zu sein; es fragt sich nur, wer seine Erbschaft antreten wird? Aller Voraussicht nach die einige conservative Partei und ein Ministerium Canovas-Castillo. Das Experiment mit der dynastischen Linken, welches der König unternommen, nachdem der Antrag Serrano's auf Aenderung der Verfassung beim Volke und in der Armee eine große Aufregung hervorgerufen, entsprach nicht den Wünschen des Monarchen. Das Ministerium Posada-Herrera vertritt das allgemeine Stimmrecht, gegen welches Sagasta und seine Partei mit der größten Entschiedenheit auftreten. Eine Mehrheit wird sich in den jetzigen Cortes nicht dafür gewinnen lassen; nur eine Auflösung derselben würde die Aussichten der dynastischen Linken bessern; selbst an die Armee glaubte der Kriegsminister Lopez Dominguez ohne Bedenken appelliren zu dürfen, als sein Gesetzentwurf einer Solderhöhung vom gemeinen Soldaten durch alle Offizierschargen bis zum Obersten aufwärts bei den Cortes auf Widerspruch stieß. Ein Appell an die Armee ist in Spanien ein Appell an die Revolution, die ja bereits in Badajoz drohend das Haupt erhob: man muß sich dies klar machen bei den gänzlich entgegengesetzten Verhältnissen in Deutschland. Die Armee unter Revolutionsgeneralen ist dort die stärkste Bedrohung für das Königthum; und die Soldfrage schafft das Prätorianerthum. Jedenfalls hat sich die Krisis in Spanien verschärft, und es wird dem König Alfonso, trotz seiner oft gerühmten Festigkeit und Entschlossenheit, nicht leicht werden, eine das Land beruhigende Entscheidung zu treffen. Die Frage des allgemeinen Stimmrechts, das in Frankreich und Deutschland Geltung gewonnen, kann auch durch ein conservatives Ministerium, nachdem sie einmal aufgeworfen ist, nicht aus der Welt geschafft werden und wird in Spanien stets ein Hebel der Agitation bleiben.

In Rußland erhebt der Nihilismus wieder kühner das Haupt. Ob der Unfall, der den Kaiser Alexander III. in Gatschina betroffen, mit einem Attentat einer Nihilistin in Zusammenhang steht, welche geheim „gelyncht", d. h. gehenkt worden sei, wie einige Blätter berichten: darüber werden spätere Mittheilungen nähern Aufschluß geben. Was diese Lesart unterstützen könnte, das ist die lange Geheimhaltung jenes Unfalls. Das Attentat, dem der Polizeichef Sudejkin mit seinem Begleiter zum Opfer fiel, zeugt aber zweifellos von der großen Kühnheit der Nihilisten und von ihren noch immer weitreichenden Verbindungen bis in die Kreise der Regierung und der Polizei hinein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Schiffbruch.

Novelle

von

E. Vely.

(Fortsetzung.)

X.

Zu derselben Zeit, als Siegwart Velda droben im Schloßsaal jene abweisende Handbewegung gemacht und das Wort Bohème dabei ausgesprochen hatte, stand Ada in ihrem Atelier — sie arbeitete und dachte an ihn. Dankbarkeit gegen ihn war's, welche ihr Muth dazu gab; nicht umsonst sollte er diesen Raum mit so viel Geschmack und Liebe zur Sache ausgestattet haben; sie wollte ihm durch die Benutzung desselben zeigen, daß sie sich selber überwinden könne. Sie hatte nach so langer Zeit, in der sie ihre Kunst ruhen gelassen, mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie fast ein Anfänger; aber das entmuthigte sie nicht. Sie componirte eine Brunnenfigur, eine Nymphe, welche sich zum Wasserschöpfen niederbeugt — gelänge sie ihr, würde Velda Gefallen daran finden, so wollte sie dieselbe für den Schloßgarten ausführen.

Wenn sie gewußt hätte, daß derselbe Mann, an welchen sie mit so großer Verehrung dachte — vorläufig wußte sie keinen andern Namen für das Gefühl, welches ihr Herz, seit sie ihn wiedergesehen, heftiger schlagen, wärmer empfinden machte — sie zu eben der Stunde kaltblütig verleugnete! Wehe dem, welcher es ihr gesagt, prophezeit hätte? Ein Blick aus den großen blauen Frauenaugen hätte den Frevelnden niedergeschmettert — Siegwart von Velda war für sie ein Gott, der schöne Hermes, ernst wie lächelnd von einem unentrinnbaren Zauber.

Sie formte ihrer Nymphe den niederhängenden Arm und schritt in ihrer faltigen, grauen Arbeitsbluse vor und zurück, den Effect zu studiren; sie war in einen wirklichen Arbeitseifer gerathen und hatte nicht bemerkt, daß sich der bärtige Kopf des alten Wingerodt erst am Atelierfenster gezeigt hatte und daß die kurze Gestalt jetzt sogar auf die Schwelle trat. Eine Weile sahen die treuherzigen Augen ihr zu; dann, als sie ihm wieder nahe kam, sagte er mit seinem trockenen Ton:

„Wußte gleich, daß etwas Besonderes dabei sein mußte — schauen so ganz anders in die Welt als das gewöhnliche Weibervolk. Nichts für ungut, aber Sie haben neulich Gefallen an den Dingern gefunden — und da dachte ich —"

Digitized by Google

Er hielt ihr, statt zu vollenden, ein frisches Sträußchen entgegen.

Ada nahm mit ihrem freundlichsten Lächeln die Blumen entgegen.

„Ich danke Ihnen — und es ist recht, daß Sie zu mir kommen; Ihnen wie mir ist's einsam genug."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ist mir just nicht um das Schwatzen zu thun, die Wahrheit muß allemal gesagt werden — ich komme nur, weil Sie dem Kinde so sehr gleichen."

Den Stuhl, welchen ihm die Künstlerin hinschob, lehnte er ab. „Thut sich schon so, mit dem Anschauen — just solche Haare hatte sie und die Gestalt — freilich, nicht so voll, war ja erst achtzehn, das Ding und wie ein Reh —"

Ada blickte nicht von ihrer Arbeit empor, nur aufs gerathewohl that sie die Frage: „Sie haben die Tochter schon lange verloren?"

Es mußte eine Schwäche des Alten sein, daß er nicht gefragt werden wollte; er blieb stumm, ging nach dem Hercules-Torso hinüber, betastete verständnißvoll den mächtigen Rücken, kam wieder an die Seite des schönen Mädchens und sagte:

„Droben im Schloß haben sie allerlei solche Dinge — einen Christus hat die Frau von Velda der Kirche geschenkt. Nun sie wieder da ist, werden die Armen von allen Seiten herbeiströmen."

Also Velda's Familie weilte jetzt drüben, nun konnte sie ja ihre Neugier bald befriedigen; seine Kinder sehen, seine Frau — wissen, ob dieselbe an die Seite dieses reckenhaften Mannes passe, ob ein Verständniß in ihr lebe von seinem Werth. Es war, als wehe sie ein kalter Hauch an, eine solch sonderbare Empfindung hatte sie noch nie gekannt. Würde es sie mit Genugthuung erfüllen, in Velda's Gattin eine ihm Ebenbürtige zu sehen, oder würde sie leiden unter dem Gedanken, daß die Frau, welche die heiligsten Rechte an ihn hatte, seines Besitzes unwürdig sei? Warum zitterte plötzlich ihre Hand, warum fühlte sie sich gezwungen, einen Augenblick tief Athem schöpfend zurückzutreten?

Der alte Wingerodt entriß sie dem quälenden Selbstgespräch: „Bin Gärtner gewesen bei dem ehemaligen Schloßherrn, Invalide geworden durch eine einstürzende Mauer — ja, ja, da war es vorläufig mit dem Säen und Pflanzen aus — und als das Gut sequestrirt wurde, glaubte die Commission es an der Zeit, daß ich ging; ich lag arbeitsunfähig und hätte nur die Kosten vermehrt. Wußte nicht wohin und klagte und fragte damals unsern lieben Herrgott, warum er mir denn, als meine Frau starb, das hülflose Ding gelassen habe — nun, Zeit genug habe ich hinterher gehabt, die gottlose Frage zu bereuen...." Er biß sich tief in die Lippen, wischte mit der Linken über die Augen und sprach dann weiter: „Kam dann Herr von Velda als Käufer, just an dem Tage, wo ich aus dem Hause sollte; die armseligen Siebensachen hatte das Kind schon zusammengeräumt und war hinausgegangen. Will Abschied nehmen von den Bäumen und Blumen, unter denen es aufgewachsen ist, dachte ich; denn es war ein echtes Gärtnerkind. Was aber hatte das blonde Ding, das sonst so schüchtern war, gethan? Den Herrn von Velda angesprochen um Schutz für den kranken Vater — und den fleht niemand umsonst an!"

Digitized by Google

Ada's Blicke leuchteten auf, sie wagte aber mit keinem Laut den Alten zu unterbrechen.

Derselbe hatte die ausgebrannte Pfeife an die Lippen geführt und sie dann wieder in die weite Tasche seiner grauen Joppe versenkt. Er stieß ein heiseres Lachen aus:

„Oh, und nicht etwa ein Almosen! Gott bewahre, so plump macht es der nicht! Oberaufseher über die andern, den konnte ich noch immer machen — und so ist's noch, und wäre alles gut und schön, recht gut und schön, hätten sie mir vor zwei Jahren das Kind nicht in dem Schloßteich gefunden."

„Armer, alter Mann", sagte Ada leise und wollte ihm die Hand drücken, aber der drehte ihr fast unwillig den Rücken.

„Das, das macht der Wingerodt mit sich ab — und — ja, warum mußte ich nur gleich neulich, als ich Sie sah, an das Kind denken — das hat's verschuldet." Dann war er ohne Gruß hinausgeschritten.

Ada blieb sinnend in der Mitte des Gemaches stehen. Welch eine Idylle — und Tragödie mochte sich hier in der Einsamkeit abgespielt und das blonde Gärtnerkind zum Opfer gefordert haben? War ein schmucker Jägerbursch durch den Wald gekommen und hatte die schönste Blume in des Alten Garten mit leichtsinniger Hand geknickt? Es zog den Vater in ihre Nähe, sie erinnerte ihn an die Verlorene, Schmerz und Sehnsucht stritten in ihm — und sie wußte keinen Trost für ihn.

Ein tiefer Ernst kam plötzlich über sie, eine Bangigkeit vor dem Alleinsein; sie hatte Sehnsucht nach Rafael's heiterer Stimme, und alle Arbeitslust war gewichen; sie faßte nach dem nassen Tuche, um ihre Skizze damit zu bedecken; da fiel ein schräger Schatten herüber: Velda kam durch den Salon.

„Ist es erlaubt?" fragte er, und sein Lächeln grüßte sie besser als seine Worte.

„Ich bitte!" sagte sie in ihrer stolzen Art; dann aber flog ein rother Schimmer über ihr Gesicht. „Was ich Ihnen zeigen kann, ist heute nur — der gute Wille!"

Er hatte ihre Hand in die seine genommen und betrachtete mit einer Art von Befriedigung die Spuren des Thons an den schlanken Fingern. „Sehen Sie, das wollte ich — den guten Willen — die Fügsamkeit —"

„Herr von Velda!"

„Nicht wahr, so sprach noch niemand mit Ihnen" — er gab dabei ihre Rechte nicht frei — „und Sie würden es auch von niemand sonst dulden."

Sie zuckte zusammen, mit einem gewaltsamen Ruck hatte sie ihre Hand befreit.

„Wer sagt Ihnen, daß ich es . . ."

Näher neigte sich sein Kopf zu ihr, sie mußte die Blicke vor den seinen senken; die Vollendung der herben Antwort erstarb ihr auf den Lippen.

„Kind, was sträuben Sie sich? Eine Macht muß der freieste Mensch über sich erkennen; die Stunde schlägt jedem — ich bin Ihnen Freund, soll es sein." Und wie sie stolz abwehrend zurücktreten wollte, fügte er lächelnd hinzu: „Es steht in den Sternen geschrieben, oder, wenn Sie wahr sind, in unsern Herzen."

Sie bedurfte all ihrer Kraft, um nicht zusammenzubrechen. Welch eine dämonische Gewalt hatte der Mann da über sie!

Digitized by Google

„Also Freunde!“ sagte er, „im idealsten Sinne des Wortes. Wir bedürfen einander beide — Sie haben einen Nothbehelf in Ihrem Bruder; über kurz oder lang wird er Sie einer andern Frau wegen allein lassen.“

Wie ein Nebel wogte es vor ihren Blicken; hatte nicht in gleichen Worten Cornelie geschrieben? Und „Nothbehelf“, welch eine Bezeichnung das war! Sie zitterte und sie zürnte zugleich, daß er sie in ihrer ganzen Schwäche sah.

Und die magischen Augen, deren Glanz ihr wehe that, und die tiefe, klangvolle Stimme, welche eben sagte:

„Ich bin auch unverstanden und freundschaftsbedürftig.“

Sollte er sie ganz unterliegen sehen? Ihr Stolz flammte empor, und ruhig konnte sie ihm die Rechte wieder entgegenstrecken: „Ich nehme Ihre Freundschaft an und erwidere sie.“

Ein fester Druck seiner Hand; sie dankte es ihm, daß er die Lippen nicht auf die ihrigen drückte — er behandelte sie wie einen Freund; so, nur so durfte es sein.

Sie schritt ihm voran aus dem Atelier, draußen war heller Sonnenschein, es fror sie plötzlich hier innen.

„Nun wird es grünen und blühen und schön sein“, sagte sie, „und bleiben Sie jetzt im Schloß?“ Sie hatte mit der Wendung in die Alltäglichkeit zurückkehren wollen.

„Ja!“ gab er zurück.

Sie sah ihn befremdet an: warum half er ihr nicht weiter über die peinlichen Augenblicke nach jener Unterredung im Atelier; warum erzählte er ihr nicht, daß auch seine Familie um ihn sei, daß sie dieselbe kennen lernen solle?

So waren sie bis auf die Terrasse gekommen.

„Ich habe eine Bitte an Ihren Herrn Bruder, und möchte sie durch Ihren Mund überliefert, hinter Ihrem scheinbaren Willen geborgen wissen“, sagte Velda dort.

Sie neigte sich zustimmend; er wußte, sie würde fortab lenkbar durch ihn sein. Härter als sonst klang seine Stimme, als koste es ihn Ueberwindung, zu reden:

„Frau Sage soll Ihre Züge nicht tragen, ich will es — nicht den andern gönnen.“ Dann war er drunten, hastig gehend, wie er gekommen.

Sie vermochte es nicht, ihm nachzublicken, sie drückte beide Hände fest gegen die Brust und schritt langsam in ihr Atelier zurück.

„Nicht den andern gönnen“, hatte er gesagt; wem nicht? Den Gästen, welche den Saal zu füllen kamen, gleichgültigen Menschen — oder . . . nein, sie sträubte sich mit aller Gewalt, seinen Worten eine Deutung zu geben, die sein intimeres Leben anging.

Sie hörte Rafael's Schritt und wandte sich rasch nach ihm hin.

„Ada — du arbeitest?“ fragte er erstaunt. „Woher hast du plötzlich Anregung genommen?“

Sie gab ihm keine Antwort, sondern legte mit einer mütterlichen Geberde die Hand auf seine Schulter.

„Wenn du mich erst einmal verlassen hast, Rafael, einer andern Frau wegen . . .“

Digitized by Google

„Kind, was redest du da?" rief er erstaunt.

Sie blickte in die Leere.

„Die Zeit kommt einmal für jeden im Leben", sagte sie tonlos.

„Was ficht dich an, Schwesterlein", lachte der Maler, „das ist ja ein wahrer Kassandraton! Vergißt du denn, daß meine Muse meine Gattin ist und daß du dein Leben für mich lebst?"

Sie wurde noch bleicher und sah ihn beinahe scheu an.

„Habe keine Furcht", fuhr Rafael fort, „alles, was ich von den sogenannten glücklichen Ehen sehe, ist wenig ermuthigend. Vorhin habe ich auch die Bekanntschaft von Frau von Velda gemacht —"

„Nun?" fragte das schöne Mädchen.

„Ich kann nicht viel darüber sagen; sie mag einmal hübsch gewesen sein. Neben dem Freiherrn erscheint sie unbedeutend — die Augen sind schön, aber blicken wehmüthig; für Kunst hat sie nicht viel Verständniß, affectirt es auch nicht; ich habe neben ihr an dich gedacht."

„Warum?"

„Du würdest anders repräsentiren, anders erscheinen — nun, was rede ich, meine Schwester geht mir eben über alle!"

Ada's Augen bekamen einen hellern Schein; sie wurde also doch von ihm geliebt; ihre Aufopferung weckte in ihm ein Gefühl des Dankes.

„Rafael", sagte sie langsam und bedeutungsvoll, „wenn dein Muth, deine Liebe für mich einmal zu prüfen wären? Wenn du mich zu vertheidigen hättest, mit deinem Leben für meine Ehre eintreten müßtest — würdest du auf dem rechten Platze gefunden?"

Erst blickte er sie erstaunt an, dann zog das sorglose Lächeln über sein Gesicht.

„Was ist dir denn so Tragisches begegnet? Natürlich finden Pflicht und Ehre mich auf dem rechten Posten! Aber sind das nicht unnöthige Erörterungen?"

„Vielleicht!" sprach Ada lakonisch vor sich hin.

Rafael drehte sich auf dem Absatz um. „Apropos, Frau von Velda! Rosner meinte, das Gewichtigste an ihr sei jedenfalls ihre Mitgift gewesen. Und Rosner — ja so, er und Bern wollen mich absolut heute mit nach der Stadt nehmen — gibst du die Erlaubniß?" setzte er scherzend hinzu.

Sie mußte die letzte Frage gar nicht vernommen haben, eintönig sagte sie:

„Ah, das Schloß drüben, freilich — ich habe eine Bitte, such' andere Züge für die weibliche Gestalt — ich will die meine nicht herleihen."

„Ist das Eigensinn?" fragte Rafael.

Sie sah ihn groß an, streckte dann wie abwehrend die Hände von sich, schüttelte das blonde Haupt und erwiderte tonlos:

„Nimm es, als was du willst, aber folge meinem Wunsche."

Ada schlug, als er gegangen, die Hände vor das Gesicht; sein harmloses Geplauder hatte vollendet, was vorhin in ihr angefangen — sie sah plötzlich mit grausamer Klarheit.

Die Nebelwand hatte sich getheilt, scharf umrissen stand eine Gestalt vor ihr, deutlich lesbar war plötzlich eine Schrift in ihrem Herzen geworden — sie liebte

Digitized by Google

Siegwart von Velda, sie liebte ihn. Welch ein himmelstürmendes, welch ein tödlich erdrückendes Gefühl das war! Sollte sie Schwingen bekommen, um aufzuflattern zu den Sternen? Sollte sie schamerfüllt zu Boden sinken und niemals wieder das Antlitz zum Licht emporwenden?

Liebe! Erkenntniß! Schuld!

Sie stand lange unbeweglich; dann sagte sie tonlos: „Psyche hat eine Seele!“ Und wieder nach minutenlangem Hinstarren ins Leere kam es von den bleichen Lippen: „Aber Hermes hat keine Arme — er kann mich nicht emporheben an seine Brust — das soll, das will ich nie vergessen.“ Sie griff um sich, als suche sie nach einem Halt; das kleine Postament, auf welchem ihre angefangene Skizze stand, kam ins Wanken; die weiche Masse zerschellte am Boden; daneben lagen die Blumen des alten Gärtners; sie sah achtlos auf all das hin — eine Welt konnte um sie her stürzen und zerfallen, was vermochte sie noch zu bewegen? „Hermes hat keine Arme!“

XI.

Ada war eine tapfere Natur! Das Erkennen ihres Seelenzustandes war entsetzlich gewesen, sie hatte erliegen zu müssen geglaubt, sie war stundenlang eine Beute der widerstreitendsten Gedanken, sie nahm es schwer, jetzt sich einer Macht beugen zu sollen, die sie verachtet und verspottet hatte, seit sie über das Wort Liebe nachzudenken begonnen; aber sie wußte zugleich, daß kein Entrinnen möglich war, nur eine Erlösung durch das dunkle Thor, vor welchem der Engel mit der erlöschenden Fackel Wache hält. Sie rang mit sich selber, und ihr stolzer Wille siegte. Sie wollte leben, tragen, büßen; sie war schuldlos an dem allgewaltigen Gefühl, das ihre Brust durchwogte, wenn auch schuldig einer andern gegenüber — sie gab sich Rechenschaft über jede Regung, und ebendeshalb gewann sie Kraft. Nicht unterdrücken konnte sie die Liebe zu dem mächtigen Manne, der einer andern Treue gelobt, aber sie konnte sie veredelt, erhaben über jeden irdischen Wunsch still in sich tragen, ihr Herz zu einem Tempel gestalten, in welchem unentdeckt von jedem fremden Auge das ewige Licht glühte.

Sie begegnete Velda völlig unbefangen, ihm ein Gefühl warmer Freundschaft zeigend, das jede Kritik, jede Beleuchtung ertrug — und der Gedanke, daß er nicht ahne, wie es in Wahrheit um ihr Empfinden stehe, stählte sie, gab ihr nach außen Kraft und Gleichmäßigkeit.

Er kam jetzt oft herüber; ob ihn sein Weg am Häuschen vorbei, ob direct herführe, wurde nicht erörtert; die beiden plauderten auf der Terrasse oder in Ada's Atelier.

Sie war Velda dankbar, daß er sie wieder zur Arbeit angeregt, und hatte in der Stille seine Büste zu modelliren begonnen. Was bedurfte sie dazu seiner persönlichen Anwesenheit? Sein Bild stand ja Tag und Nacht vor ihren Augen.

Von Freundschaft hatten sie beide nicht wieder geredet.

Oft sah sie ihn zerstreut, abgespannt eintreten; seine politische Thätigkeit, seine großen industriellen Unternehmungen forderten volle Hingabe, machten sein Leben zu einem stets angestrengten — und dann gewahrte sie mit stiller Genugthuung,

Digitized by Google

wie allgemach die Müdigkeit von ihm wich, wie er lebhafter plauderte, wie er verjüngt, verschönt aussah. Sie wußte, sie erkaufte sich mit ihrer stillen Entsagung das Recht, ihm wirklich etwas zu sein in seinem Leben — das war Genugthuung für ihr Opfer.

Ihre Nymphe war aufs neue geformt und vollendet, und Velda hatte ihr am Morgen seine unverhohlene Freude daran ausgesprochen. Sie sollte in Bronze ausgeführt werden; Ada dankte ihm freudig erregt.

„Wenn einmal später das Schicksal den Bruder und mich in die Ferne verschlägt, so haben wir beide eine Erinnerung in Helenenlust hinterlassen."

Er unterbrach sie mit unwilliger Bewegung.

„Nicht immer im Vollgenuß irgendeines Gefühls, einer Empfindung an ein Ende denken — es ist das die Art mancher Frauen. Wenn die Höhe erreicht ist, ist immer das Ende nahe, es ist Gesetz — aber warum vorzeitig daran denken?"

Ada hatte vor sich niedergeblickt.

„Liebe, Freundschaft zum Beispiel sollen endlos sein."

Es schwebte ein Lächeln um seine stolz geschwungenen Lippen. „Sollen", sagte er, „wer hat's erprobt?"

Erstaunt, erschreckt fast blickte sie ihn an, und die Hand in der Richtung nach dem Schloß ausstreckend, kam es halblaut, bange von ihren Lippen:

„Dort wohnt ja — das Glück!"

„Meinen Sie?" fragte er herbe.

„Die Welt sagt es!"

„Die sieht das Aeußere, sie urtheilt nach dem Schein! Kind", rief er dann plötzlich, „Sie sind ja wahr, und wahr darf man mit Ihnen sein. Die Schloßfrau dort drüben ist sowenig glücklich, als — nun, wenden Sie die großen, schönen Augen nicht ab, Ada, sowenig als ich es bin. Schein! Nichts als Schein!" Er lachte bitter. „Ich habe Helene von Velda nie glücklich gemacht, weil sie — mich liebt, und ich — sie nie geliebt habe."

Er trat zurück; es war eine drückende Stille in dem Raum, man hörte den Athem sich gewaltsam der Männerbrust entringen.

Ada machte endlich zuerst eine Bewegung, sie ballte ein Stück Thon in ihrer Rechten zusammen und warf es zur Seite.

„Sie glauben nicht an die Liebe, Herr von Velda, und wollen auf Freundschaft bauen", sagte sie dann, ohne eigentlich zu wissen, daß sie peinliche Antworten damit herausfordern könne.

Er kam rasch auf sie zu.

„Wer behauptet, daß ich nicht an Liebe glaube? Sie Ada, so kühl, so ruhig — doch was sage ich! Mir ist einmal ein Bild erschienen — einmal, es ist lange her — nur kurze Minuten waren es; seitdem aber weiß ich, daß Liebe, Sehnen, ewiges Beklagen kein Wahn sind."

Sie stand hoch aufgerichtet und bleich, so forschend der erregte Mann sie auch betrachten mochte; nichts verrieth, was in ihrem Innern vorging. Sie griff nach ihrem Werkzeug und grub eine Falte in dem Gewande, welches die Nymphe lose um die Hüften trug, tiefer, und dann wandte sie dem Freiherrn ihr Gesicht zu.

Digitized by Google

„Volle irdische Glückseligkeit gibt es nicht."

„Meinen Sie?" erwiderte er ironisch. „Nun — ich begnüge mich ja auch mit der Freundschaft." Dann faßte er nach seinem Hut und ging ohne Gruß.

„Großer Gott", sagte Ada, nachdem seine Schritte verhallt waren, „mein thörichtes Herz war in Versuchung, eine andere Deutung geben zu wollen. Von Siegwart Velda geliebt sein, wer verdiente das? Ihn lieben, das ist so leicht, so natürlich." Und dann sah sie die zierliche Gestalt der Schloßfrau vor sich, wie sie dieselbe neulich von weitem erblickt — in den Stunden schwersten Kampfes hatte sie ausgerufen: „Und es gibt ein Weib, das sein ist, das heiligste Rechte an ihn besitzt"; und Neid und Haß hatten sich regen wollen. Siegwart Velda liebte jene Frau nicht. „Arme Helene", sprach sie vor sich hin....

Am Nachmittag hielt Armand Rosner's Equipage vor der Seitenthür des Parkes von Helenenlust, durch welche Rafael seine Schwester damals hatte eintreten lassen. Der kleine Bankier half mit Diensteifrigkeit einer eleganten Dame beim Aussteigen und öffnete ihr die Pforte.

„Sie beharren bei Ihrem etwas abenteuerlichen Plan?" fragte er.

Die Fremde lachte. „Der ist doch nicht so ungeheuerlich — man sieht sich stets seine Rivalinnen mit besonderm Interesse an — und glauben Sie etwa an Mangel an Muth bei mir? Sie sollten mich doch kennen, Armand!"

„Ist etwas lange her", sagte er mit einem boshaften Lächeln; „damals nannte man Sie noch die kleine Lori — jetzt sind Sie die tragische Eleonore."

„Weniger galant — als wahr", gab die Dame zurück und schlug den Sonnenschirm zusammen. „Idylle, sehr Idylle."

Der Bankier blickte auf seine Fußspitzen.

„Fräulein Haslau wird keineswegs hülflos Ihnen gegenüberstehen, schöne — Melpomene; ich meine, so ist's recht, was? Und was mir leidthut..." Die hochgewachsene Frau lachte.

„Bah, seien Sie gut, Armand, ich gebe Ihnen eine theatralische Darstellung der Scene — mein Wort darauf. Aber Wahrheit und Klarheit muß ich nun einmal in der Sache haben." Sie fügte nun so boshaft, wie er es vorhin gethan, hinzu: „Die böse Welt behauptet, daß Sie auch ein bischen interessirt sind bei der Geschichte, man spricht von einem Korb — eh bien?"

Rosner hob protestirend die Hände.

„Korb, nein, dazu ist es nicht gekommen; wenn ich auch ein lebhaftes Interesse zugebe — wer hätte das nicht, schönen Frauen gegenüber?"

Die Dame legte die Hand auf seinen Arm; sie war eine elegante Gestalt, schwarz gekleidet, Spitzen und blitzende Perlen überdeckten ihr Gewand.

„Und Sie sind discret!" sagte sie gebieterisch, „keinem andern hätte ich gestanden —"

„Daß Siegwart von Velda fahnenflüchtig geworden — ich begreife das!" lachte der kleine Herr und bewegte den blonden Kopf hin und her. Das schöne Gesicht mit den lebhaften schwarzen Augen nahm einen Ausdruck von Härte an.

„Herr von Velda lernte mich kennen, ich war zum ersten mal in meinem Leben frappirt. Er ist uns Frauen ein gefährlicher Mann — was er alles in

Digitized by Google

mir zu finden behauptete, qu'importe! Genug, ich brachte ihm das Opfer, mit all meinen Beziehungen zu brechen, ich führte das Leben einer Nonne."

„Was nicht gerade ganz nach Ihrem Geschmack ist", warf Rosner ein.

„Er wollte meine Zukunft sichern."

„Was an der Zeit ist", wurde wieder beigefügt.

Die schöne Frau zeigte eine Secunde lang die weißen Zähne.

„Und — ließ mich plötzlich ohne jede Nachricht, meine Briefe, meine Fragen ohne Antwort — und wie ich nachforschte, höre ich, daß man in Helenenlust ..."

„Das musterhafteste Familienleben führt", half ihr Begleiter aus.

„Bah — daran haben überhaupt nur Thoren geglaubt."

„Pardon, ich auch, theuere Eleonore."

Sie lachte. „Ich lasse keine Ausnahme zu! Aber Sie waren es ja, der mir von der schönen Schwester eines Malers zuerst erzählte — das übrige war meine Combination! Und nun — gehen wir!"

„Ich nicht — ich nicht —", wehrte Rosner.

„Auch gut, ich werde den Wagen schon ohne Ihre Hülfe wiederfinden." Sie reichte ihm die Hand; er hielt die Finger, nachdem er sie an die Lippen geführt, einen Augenblick fest.

„Mein Freund Siegwart fühlt vielleicht weiter nichts als die reinste Freundschaft — und im übrigen, theuere Eleonore, haben Sie sich öfters zu trösten gewußt."

Sie sah ihm mit den großen schwarzen Augen herausfordernd ins Gesicht.

„Das — versteht ihr nicht, das verstehen Männer euers Schlages nicht. Siegwart von Velda liebt — oder haßt man!"

Dann hatte sie ihm den Rücken gewandt und schritt rasch durch den Sonnenschein dahin.

Ada sah, auf der Terrasse sitzend, von weitem die alte Brigitte mit der Fremden unterhandeln; endlich warf die letztere stolz den Kopf zurück und kam direct auf sie zu.

„Ich ziehe es vor, mich selber anzumelden — Eleonore Herding —"

Ada erhob sich und trat der Heraufsteigenden entgegen. Sie kannte den Namen, es war der einer gefeierten tragischen Künstlerin.

„Ich muß für meine alte Dienerin um Entschuldigung bitten", sagte sie höflich, „dieselbe ist schwerhörig."

„Und ich habe sofort meinen Ueberfall zu motiviren", gab die andere zurück. „Ich klopfte vergebens an das Atelier Ihres Herrn Bruders in der Stadt. Man rieth mir, mich bei ihm malen zu lassen."

Ada ließ sie in den Salon treten.

„Es ist sehr liebenswürdig, daß Sie die Fahrt heraus machten; mein Bruder ist augenblicklich im Schloß des Herrn von Velda beschäftigt."

„Ich hörte das — man hört eigentlich alles!" sagte die Schauspielerin. „Finden Sie das nicht auch?" Ihre Blicke ruhten unverwandt auf Ada's Zügen. „Ich wußte auch schon von Ihnen — und man hat nicht übertrieben in der Schilderung, wie ich finde." Sie lächelte dabei so gewinnend, daß Ada ihr die

Digitized by Google

schmeichelnden Worte unmöglich übelnehmen konnte; mit fast zu stolzem Ton entgegnete sie aber:

„Die Welt kann kaum von mir wissen; ich lebe sehr einsam!"

„O, man kümmert sich draußen stets mehr um die lieben Mitmenschen, als gerade wünschenswerth ist", betheuerte die schöne Frau. „Allerdings hörte ich auch von Ihrer Zurückgezogenheit; Sie leben nur dem Bruder — welch selbstloses Frauendasein!"

„Ich möchte mich darum nicht loben", erwiderte Ada, „meine Neigungen sind begrenzte."

Eleonore erhob sich rasch von ihrem Stuhl und schritt der halboffenen Atelierthür zu.

„Ich sehe dort Kunstwerke, Marmorbilder stehn, und schaun mich an — Sie erlauben? Es ist gewiß der Arbeitsraum Ihres Herrn Bruders?"

Und ehe die andere erklären, abwehren konnte, denn es war ihr peinlich, Fremde ihre Arbeitsstätte betreten zu sehen, hatte die lebhafte Frau in ihrer bestimmten Art sich den Eingang erzwungen. Langsam folgte ihr das ernste Mädchen.

„Ah —", rief die Schauspielerin überrascht, „so ist es doch wahr, daß Sie Künstlerin sind? Dies ist nicht das Atelier Ihres Bruders — Fama hat also auch damit recht! Und nun ich einmal hier bin" — sie faltete bittend die Hände — „gönnen Sie mir auch ein wenig Umschau, ja?"

Sie konnte so bezauberud lächeln, und Ada war stets hülflos, wenn sie hätte unhöflich sein mögen.

„Ich bitte!" sagte sie, „aber Sie finden nur Versuche."

Trotz ihrer majestätischen Größe bewegte sich Eleonore Herding mit der Schnelle und Biegsamkeit einer Eidechse; sie glitt förmlich spähend zwischen den Säulen und Gestellen hin und her und hatte das Tuch in den Händen, welches Velda's Büste bedeckte, ehe Ada einen Protest erheben konnte.

„Ah — Sie porträtiren auch?" fragte jene, langsam, wie von dem Kothurn herab, und dann setzte sie hinzu: „Baron von Velda! Ich kenne ihn — sehr gut, sehr geistreich aufgefaßt."

Ada fühlte, daß sie unter den Worten, welche doch so bedeutungslos klangen, erröthete.

„Der Freiherr saß mir nicht; es ist aus der Erinnerung modellirt — nur ein Versuch", brachte sie tonlos hervor, und zürnte sich dann selber ob dieser ungeschickten Vertheidigung.

„Ah — in der That!" rief Eleonore erstaunt. „Ist das aber nicht noch schwieriger? Und muß dazu das Modell nicht völlig in dem Künstler leben? Ich bitte um Verzeihung für meine ungeschickten Fragen", setzte sie dann hinzu, gewahrend, daß Ada erschreckt zusammenzuckte.

Sie ging rasch aus dem Atelier; sie wußte ja jetzt genau, warum Siegwart von Velda sie mied. Sie war eine zu kluge Frau, um nicht Ada's Ueberlegenheit, ihren Reiz anzuerkennen. Und jene hatte sich so leicht verrathen, war so wenig geübt in der Kunst der Verstellung.

„Herr von Velda!" sagte sie, ihren Platz im Salon wieder einnehmend, „ist ein interessanter Mann. Ich lernte ihn bei einem Künstlersouper kennen; er hat

Digitized by Google

eine Neigung für das schöne Geschlecht, sagt man — er gilt in unsern Kreisen für sehr galant."

„Madame!" rief Ada empört.

Eleonore Herding beugte sich herüber. „Erschreckt Sie das zu hören? Sie sind eben sehr weltunerfahren, mein liebes Fräulein!"

„Herr von Velda lebt in glücklicher Ehe!" sagte Ada, als müsse das die Gegnerin schlagen.

Wieder jenes mitleidige Lächeln. „Nach außen — meine Liebe, nach außen — weiß man in dieser schlechten Welt überhaupt, was Schein, was Wahrheit ist?"

Mit Mühe nur konnte das schlanke Mädchen einen Schmerzenslaut unterdrücken. Schein — das Wort hatte er selber ja gebraucht!

Eleonore Herding fuhr mit dem Spitzentuch über die Lippen.

„Das Gespräch gefällt Ihnen nicht, wie ich sehe! Sie — Ihr Herr Bruder sind sicher mit Herrn von Velda befreundet; ich hätte vorsichtiger sein sollen und bitte um Verzeihung; ich sprach nur nach, was Eingeweihte behaupten wollen."

„Ich wüßte in der That nicht", stammelte Ada, „wie es mich beleidigen könnte, wenn man falsch über den Freiherrn urtheilt, indeß" — bang lauschend unterbrach sie sich, Schritte kamen über den Kies ... wenn er jetzt eintrat, die Fremde ihn sah ...

Sie hatte zum ersten mal ein Gefühl von Furcht, ihm und der Welt gegenüber; dann athmete sie befreit auf, wie hatte sie das nicht gleich wissen können, so ging er nicht, das war Rafael — und jetzt kam der die Stufen herauf.

Sie eilte rasch auf ihn zu. „Der Besuch von Frau Herding gilt dir!"

Der Maler verneigte sich.

„Die eine Kunst grüßt die andere", sagte die schöne Frau und blickte überrascht in das frische Männergesicht; „ich wollte als Medea gemalt sein — und wende mich an Sie."

„Eine schöne Aufgabe!" rief Rafael mit unverhohlener Freude.

„Reden wir darüber ein andermal", gab sie zurück, sich weidend an seiner Bewunderung, „wollen Sie mich nicht etwas von Ihren Arbeiten sehen lassen?"

Er stieß die Thür auf. „Gnädige Frau, Sie machen mich glücklich."

Ada blieb zurück. Ihr war, als schwanke der Boden unter ihren Füßen.

Der Besuch der Fremden war ja nichts Außergewöhnliches, und doch hatte sie die Empfindung, als habe sich die schlanke, bewegliche Gestalt, wie sie drüben in ihre Werkstätte geschlüpft war, in ihr ganzes Leben gedrängt.

Und daß andere Augen, als ihre eigenen, Velda's Büste gesehen — und die Worte, welche jene dazu gesprochen — sie waren sicher zufällig, ohne Absicht geäußert — und doch hatten sie ihr Innerstes getroffen.

Drinnen lachte Rafael, dann klang die tiefe Frauenstimme wieder; nun lachte auch sie — ach, wer so heiter sein könnte wie die beiden!

Velda galt in der Welt der gemalten Leinwand und der Schminke für galant, ... sein Familienleben sollte nur ein Aushängeschild sein, um ungestörter im Trüben treiben zu können, was das Tageslicht zu scheuen hatte — ach, die Verleumdung! Und nun kam Muth über sie: ein zweites mal würde sie nicht feige

Digitized by Google

verstummen, und wenn eine ganze Welt ihn verleumdete, sie glaubte nicht daran. Hermes ging auf Wolken! Flügel schmückten seine Sohlen, kein irdischer Staub durfte ihnen anhaften!

„Also, auf Wiedersehen, um Studien zu der Medea zu machen — Sie sollen selber unter den Costümen wählen!" sagte die Schauspielerin, aus dem Maleratelier tretend. „Morgen gleich, wenn Sie wollen!"

„Ob ich will? Ich möchte keine Stunde verlieren! Auf morgen also, gnädige Frau!" sagte Rafael, indem er seine bewundernden Blicke auf ihr ruhen ließ.

Sie wandte sich zu Ada.

„Sie sehen, wir sind schnell d'accord geworden, ich bin entzückt von den Werken des Herrn Haslau — o, welch eine beneidenswerthe Kunst! Und sie hat ihm einen heitern Sinn bewahrt; uns gibt das Bühnenleben schnell eine andere Weltanschauung. Sie sind auch ernst, wie?"

„O nur zuweilen", war die müde Antwort.

„Wie zum Beispiel heute", meinte die Dame und bot ihr die Hand zum Abschied. Rafael's Begleitung wollte sie ablehnen, er folgte ihr aber dennoch. Als sie einige Schritte vom Hause entfernt waren, blieb sie stehen:

„Nun will ich Ihren Gehorsam erproben. Sie ergingen sich vorhin in allerlei Betheuerungen, jetzt kommt die erste Probe. Kehren Sie zu Ihrer schönen, einsamen Schwester zurück, die scheint zu viel zu denken — vielleicht lassen Sie dieselbe zu oft allein. Nun, werden Sie gehen?"

Er wollte nach ihrer Hand fassen, sie schien das nicht zu beachten und nickte nur herablassend mit dem Kopfe.

Langsam, ihr immer wieder nachschauend, ging er.

Sie hielt ein Selbstgespräch, als sie am Waldrande entlang wanderte:

„Ada Haslau ist eine Dame — seine aristokratische Natur zieht ihn mehr nach einer solchen hin. Wir spielen von Zeit zu Zeit die Dame auch nur als Rolle — und er ist ein Menschenkenner! Und sie liebt ihn! Ob er mit ihr spielt — wer kann es sagen? Und ich — ich wollte mich ja rächen, ihn treffen in seiner kleinen unbedeutenden Frau. Ah, das wäre erbärmlich. Aber das stolze Mädchen dort drüben, das sich in seine Tugend hüllen kann, wie in einen Erzpanzer? Heute noch — wer weiß, wie lange? Ah, solche Wesen fallen nicht, sie gehen zu Grunde. Und einmal verläßt er sie doch! Dann hat sie nur den Bruder."

Sie blickte rückwärts, die hochragende Ulme mit ihrem düstern Blaugrün erinnerte sie an das ernste, schlanke Mädchen — einsam, nicht rechts, nicht links sich neigend stand es da, und der Boden in dem es wurzelte, war die Familie, und der Himmel, in den es schaute — Velda!

Der Kampf war zu ungleich, zu unedel. Aber Rache wollte sie doch — und plötzlich lachte sie, es klang schneidend scharf. „Sie hat den Bruder; wenn er sie des Spieles überdrüßig von sich werfen wird, so bliebe ihr der hübsche blonde Rafael — der Ulme der Boden. Ich will sie entwurzeln! Siegwart Velda hätte mich mir selber retten können — er hat mich verschmäht um jenes Mädchens willen. Ich werde ihr den Bruder nehmen — das Spiel mit dem blonden Maler ist nicht schwer — und es hat eigentlich schon begonnen."

Digitized by Google

Ein Schmetterling flatterte hart an ihrer Wange vorüber; sie schlug nach ihm; ihre zierlichen Füße zertraten achtlos dieselben Wiesenblümchen, nach denen sich Ada zu bücken pflegte, sie ging so rasch, daß sie fast athemlos an der Seitenpforte ankam. Dort schaute sie zurück auf die Thürme von Helenenlust. „Siegwart Velda", sprach sie zähneknirschend, „an dich selber kann ich nicht heran, so muß leiden — was dich liebt."

XII.

Ada saß auf einem niedern Schemel, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen auf den Boden geheftet, nicht Müdigkeit und Hitze hatten sie überwältigt, eine große Erregung lag vielmehr in ihren Zügen. Seit einer Stunde hatte sie so dagesessen, über den Schmerz grübelnd, welchen ihr Rafael zugefügt — nun war es doch wahr geworden; er hatte sie, die ihm ihr ganzes Leben geopfert, verlassen um einer Frau willen. Seit Wochen schon war sein Eifer erkaltet, arbeitete er weniger und weniger in dem Schloßsaale, blieb er länger und länger in der Stadt zurück. Er hatte das Bild Eleonorens begonnen, behauptete, das sei erst die rechte Aufgabe, welche ihm Ruhm und Anerkennung verschaffen müsse, und wurde täglich gleichgültiger Ada's Bitten und Beschwörungen gegenüber, die Fresken nicht zu vernachlässigen. Kurz vorher hatte sie vollgültige Beweise gefunden für das, was sie im bangen Herzen geahnt und doch immer noch nicht hatte glauben wollen — einen Brief Eleonorens.

Die schillernde, schlangenhafte Gestalt hatte sich wirklich in ihr Leben gedrängt und ihr genommen, was ihr das Liebste auf Erden war. „Das Liebste?" sagte sie plötzlich laut und sah sich dann erschrocken in dem dunkeln Raume um; war sie durch Rafaels Verlust ganz vernichtet? Welch andere Gestalt beugte sich noch herüber, fragend, lächelnd?

„Fort, fort!" stöhnte sie und hob abwehrend die Hände; „es ist genug des Schmerzes, ich will mich gegen die Schuld wehren, solange ich kann." Da traf sie ein blendender Strahl, die Thür öffnete sich, Siegwart Velda zog sie vorsichtig wieder zu — dann stand er einige Secunden still, sich in der Dunkelheit zurechtzufinden.

Sie sprang empor. Es war so schön gewesen, als sein Kopf in den Lichtstrahl getaucht war, die Aureole, welche sie ihm immer in ihren Gedanken gab.

Auf ihn zutretend sagte sie rasch: „Sie suchen Rafael, ich weiß; Sie wollen den Säumigen an seine Pflicht mahnen, Sie kommen vergebens, er ist wieder nicht hier, und nun wird Ihre Geduld zu Ende sein!"

„Was Sie alles wissen und vermuthen, Ada", antwortete er in einem heitern Tone, „und so unhöflich es sein mag, muß ich doch widersprechen — ich suchte meinen Fahnenflüchtling nicht."

„Nicht", sprach sie ihm nach und wischte sich über die Augen, als müsse sie deutlicher sehen, „nicht wahr — Sie sind am Ende mit Ihrer Langmuth, dahin mußte es ja auch kommen."

Er faßte nach ihrer Hand, und sie ließ sich willenlos nach dem nächsten Stuhle führen; er blieb neben ihr stehen, die Arme über der Brust verschränkt, und sagte:

Digitized by Google

„Nun reden Sie einmal von sich — was hat Sie in diese Aufregung versetzt, mein armes Kind?"

„Es ist nun doch wahr geworden" flüsterte sie, „einer Frau wegen vernachlässigt er Arbeit und Pflicht und . . ."

„Und läßt Sie selber einer Ariadne gleich — nein, das ist ein schlechter Vergleich", lachte er. „Die schöne, tragische Eleonore — mein Kind, das wird vorübergehen."

„Vorübergehen?" Ihre Augen öffneten sich weit. „Sie — sie lieben einander ja . . ."

Er verzog den Mund und hielt die Erwiderung zurück.

„Und nichts anderes existirt ferner für ihn auf der Welt."

Herr von Velda schritt in dem Gemach auf und nieder, bis er nach einer Weile wieder vor ihr stehen blieb.

„Kind, das ist gar nicht so schwer zu nehmen."

Sie stieß einen Schmerzensruf aus. „Er ist mir Lebenszweck gewesen!"

„Nothbehelf", sagte er, dasselbe grausame Wort wie neulich. „Ich bin ein böser Prophet, was, mein armes, blondes Kind?" Seine Rechte hatte ihren Scheitel berührt und sie hatte sich gebeugt, wie unter einer segnenden Geberde. Und die schwüle Luft, das Halbdunkel um sie her — ihr war, als habe sie wieder geschlafen, wie damals in der Rotunde ihres Vaters, zu Hermes' Füßen. „Ada, Ada", sagte dann seine bestrickende Stimme leiser, „du wirst die Stunde erleben, wo du dir selber gehören willst."

Ein Schnitt, ein Stich durch Brust und Herz, und neben dem Wehe ein so seliges Gefühl — so, so konnte nur jemand reden, der für sie empfand, was sie in ihrem Innern fühlte. Und es drehte sich um sie, es schwankte unter ihr — Freundschaft? Nein, auch Liebe bei ihm.

„Hat Psyche wirklich keine Seele?" fragte er, und sein Athem streifte ihre Wange. Sie wich seinem Blick nicht aus, sie richtete sich nur höher auf; wie eine Priesterin stand sie da in ihrem weißen Gewande, und klar kam es von ihren Lippen:

„Ja, sie hat eine Seele — und Liebe, ganz Liebe ist sie — jetzt, ewig! Reine entsagende Liebe; denn — Hermes hat keine Arme."

Er verstand sie, seine Augen blitzten. „Meinst du!" rief er leidenschaftlich und wollte sie an seine Brust reißen, aber sie trat zurück.

„Siegwart von Velda, ich habe gethan, was vielleicht kaum ein zweites Weib wagt; ich habe dir freiwillig meine Liebe gestanden — sie ist ewig, sie ist aber auch rein. Der Hermes, zu dessen Füßen du mich als schlafendes Kind fandest, kann Psyche nicht an seine Brust drücken; Siegwart und Ada haben ferner kein Recht, sich auch nur die Hand zu reichen."

Ein grollender Ton, wie ein grimmer Schmerzensruf kam aus seiner breiten Brust, aber er machte keine Bewegung.

„Du bist groß, Ada!" weiter sagte er nichts.

Sie schritt rasch zu dem Fenster hin und stieß den Laden auf, die grelle Sonne flutete herein.

Digitized by Google

„Da ist das Tageslicht", rief sie, im vollen Strahle desselben stehend, „nicht wahr, dem wollen wir beide nicht ausweichen."

„Nein!" war seine kurze Antwort. Ihr Haar hatte sich vorhin gelöst und umwallte sie, wie damals, als er sie im Atelier des Bruders gesehen hatte. Sie war schöner als je, in der Erregung, der seelischen Verklärung, welche über sie gekommen war. Mit umflorten Blicken sah er zu ihr hinüber.

„Ada, kein Mann auf Erden stände jetzt hier auf diesem Fleck wie ich, nachdem jenes Geständniß von deinen Lippen gekommen ist; kein zweiter sähe sein Ideal so greifbar nahe, so verführerisch schön."

Er brach ab, lachte mistönig und sagte dann, den Kopf zurückwerfend: „Ich allein bleibe der armlose Gott!"

Ein stolzer, glückseliger Ausdruck glitt über ihr schönes Gesicht.

„Darum bist du mir Siegwart, groß, anbetungswürdig — mein Held."

„Auch die Götter fühlten irdisch."

Sie schüttelte das schöne Haupt und sagte: „Auf eben dieser Stelle hat man dich verleumden wollen — einer Welt glaube ich nicht. Und nun — gehe."

„Warum?" fragte er.

„Was sollten wir noch miteinander reden nach dem Gesagten?"

„Du hast recht!" erwiderte er, und von der Thür her klang seine Stimme wie früher: „Um Rafael machen Sie sich keine Sorgen, er wird noch Zeit für die Vollendung der Fresken finden!"

Sie nickte; sie hätte jetzt zu einem banalen Wort den rechten Ton nicht gefunden. Dann ging er durch das goldene Sonnenlicht wie Hermes durch die Wolken. Sie sank in die Knie — war es Sünde? Nahm Gott ihre Sühne an? Sie hatte keine Antwort darauf.

XIII.

Frau Helene von Velda hatte einen neuen Brief in ihr Betpult verschlossen, die Thränenspuren in ihren Augen vertilgt und Miß Brown heraufrufen lassen.

Die rothbäckige Engländerin und die Schloßfrau waren stets ungemein höflich gegeneinander, aber eine frostige Kühle umwehte beide. Als die Erzieherin neben ihr stand, hatte Helene schon vergessen, daß sie eigentlich nach den Fortschritten ihrer Kinder fragen wollte; sie machte eine Bemerkung über das Wetter, und daß man doch bald ins Seebad gehen sollte — nur Herr von Velda habe keine Zeit.

„Der Herr Baron leidet auch nicht von der Wärme" — behauptete die Engländerin, „er ist zu jeder Zeit draußen; erst vor wenigen Minuten sah ich ihn den Villen zugehen, wahrscheinlich nach dem alten wunderlichen Gärtner."

Die Dame blickte von einer Altardecke empor, welche sie zur Hand genommen.

„Ah, ja — auch der Maler hat dort sein Atelier."

„Und die Schwester desselben — die Bildhauerin — die Frau Baronin kennen sie nicht?"

„Herr von Velda denkt" — sie stockte.

Digitized by Google

„Very well, Herr von Velda muß das wissen", sagte Miß Brown; „Artisten sind eine eigene Art Menschen — aber die Büste wird ähnlich."

„Welche?" fragte Helene. Die sonderbare Art der andern machte sie argwöhnisch.

„Die des Herrn von Velda. Oh, dear haeven", unterbrach sie sich dann erschreckt, „was habe ich gethan? Wahrscheinlich wird es eine Ueberraschung für die gnädige Frau sein."

„Wahrscheinlich", sagte die Dame tonlos. Sie hatte gestern erst Siegwart gefragt, ob die Schwester des Malers wirklich talentvoll sei. „Ich weiß es nicht", war seine Antwort gewesen.

„Ich bitte um Verzeihung — ich habe nur durch einen Zufall erfahren, daß diese Büste entstanden ist; ich habe bei einem Spaziergang durch die Fenster geblickt."

„Schon gut!" erwiderte Frau von Velda und stand auf. „Auf Wiedersehen, Miß Brown."

Die resolute Erzieherin schüttelte den Kopf, als sie draußen war.

Miß Brown war phantastisch, sie hatte zuweilen romantische Träume und mit Nutzen auch „Vanity fair" gelesen — und obwol sie niemals, trotzdem sie in einem deutschen Hause weilte, den Sabbat gebrochen hatte und mindestens zweimal zur Kirche ging, war Becky doch ihr Ideal. Oft, wenn sie die Schloßräume durchwanderte, dachte sie, daß es schon genug Fälle gegeben habe, wo reiche Witwer die Erzieherinnen ihrer Töchter geheirathet hatten — sie war jung, hübsch, frisch. Herr von Velda hatte eine liebenswürdige Art, mit ihr zu reden; sie erinnerte sich an Händedrücke, die ihr nicht ganz absichtslos erschienen. Frau von Velda kränkelte, aber sie nahm es nie ernst, die sündige Welt zu verlassen — Miß Brown seufzte.

Mit mistrauischen Augen betrachtete die blonde Engländerin jedes weibliche Wesen, welches in die Nähe des Schloßherrn kam. Seit sie von der Schwester des Malers gehört, war eine große Unruhe über sie gekommen: wie, wenn ihr andere Hände einmal entreißen würden, was sie als ihr Zukunftsrecht, ihre Beute betrachtete? Sie hatte gestern mit großer Mühe auf grobem Papier einen unorthographischen Brief an Frau von Velda fabricirt — eben war Gelegenheit gewesen, ein wenig nachzuhelfen. Wenn der Idylle in dem Häuschen am Walde ein Ende gemacht würde, hatte sie für ihre eigene Sicherheit gesorgt.

Helene von Velda nahm Hut und Sonnenschirm und verließ auf der Dienerschaftstreppe das Schloß. Jede Bewegung in voller Sonnenhitze war ihr freilich ihres Herzleidens wegen verboten; aber sie konnte unmöglich den Wunsch unterdrücken, nachzusehen, ob ihr Gatte wirklich um diese Zeit einen Besuch bei dem alten Wingerodt mache. Der Gärtner war gewöhnt, sie ab und zu seine Schwelle überschreiten zu sehen, sie suchte ihn zuweilen fromm zu trösten wegen des nie sich abschwächenden Kummers über den Verlust seines Kindes. Das schöne, frische Geschöpf! Sie hatte so oft die schlanke Martha in den Wegen auf- und abgleiten sehen, auch einmal den Gedanken gehabt, sie in ihren Dienst zu nehmen — Siegwart hatte dem widersprochen. Als man sie dann gefunden zwischen dem Schilf

Digitized by Google

und den Seerosen des Schloßteiches, gerade unter dem Fenster ihres Boudoir, da hatte sie sich Vorwürfe gemacht, in ihrem Hause wäre das mutterlose Kind wol besser bewacht gewesen.

Mitten im Sonnenschein überkam sie plötzlich ein Schauder! Sie mußte daran denken, daß sie damals einen Brief erhalten hatte, welcher den Tod der Gärtnerstochter mit ihrem Manne in Verbindung brachte — verachtungsvoll hatte sie denselben vernichtet, die niedrige Anklage fand keinen Widerhall bei ihr.

Beim Eintritt Helenens erhob sich der Alte ehrerbietig.

„Grüß Gott!" sagte er; das hatte er aus einem Aufenthalt in Schwaben in seiner Jugend bewahrt, gab es aber nur Leuten, die er bevorzugte.

„Wie geht es?" fragte die Schloßfrau, in seine schwielige Hand ihre zartbekleideten Finger legend.

Er zuckte die Achseln. „Wie's mir heute gehen kann — denn morgen ist ja der Tag — Sie wissen schon. Und daß Sie darum da sind, das ist wie ein Lichtstrahl."

Sie erröthete unter seinem ehrlichen Blick, sie war ja darum nicht gekommen.

„Wenn Ihr Euch nur damit trösten wolltet, Wingerodt, daß es ein Wiedersehen gibt, und geduldig ausharren."

Er ballte seine Hand und stieß seine kurze Pfeife weithin über den Tisch.

„Ja, ja, ja, meine liebe Frau von Velda, das ist leicht gesagt, ganz leicht — und Sie reden nicht allein so zu mir! Auf das Wiedersehen mich getrösten! Freilich wohl! Wie reimt sich denn aber das? Dem Kinde sollte erst kein ehrlich Begräbniß werden. Sie wissen ja — der Herr mußte dazwischenkommen. Und wo finde ich sie denn, wenn die, welche Hand an sich gelegt haben, einen besondern Aufenthalt auch da droben kriegen?"

„Gott ist groß und barmherzig und seine verzeihende Gnade erbarmt sich des Sünders."

„Gewiß, gewiß — aber warum haben sich denn die Menschen so allgewaltig und richten und verdammen. Wie ein gehetztes Reh ist mein Mädel in den Tod gegangen — es wollte dem alten Vater die Schande nicht machen und noch Schlimmeres verhüten, nämlich, daß er ein Mörder wurde. Ja, meine liebe Frau von Velda, sehen Sie mich nicht so entsetzt an, der wäre ich geworden, wenn ich um den Buben gewußt und ihn hätte fassen können."

„Beruhigt Euch", flüsterte Helene, „Gott hat es besser mit Euch gewollt."

Er hustete und sagte dann plötzlich leiser: „Seit heute früh sitze ich da vor dem Kasten, sehen Sie, hier liegt der Schlüssel. Der Kasten ist meinem Mädel sein Heiligthum gewesen, in den hat nie ein anderer Mensch schauen dürfen. Seine Ersparnisse hat's drin verborgen gehabt und was so ein unschuldig Ding zu verbergen hat, und hab' ihm einmal, o, wie noch kein anderer sich in sein Herz geschlichen hatte, versprechen müssen, sein Heiligthum zu respectiren. 'S Kind hat gewußt, was sein Alter verspricht, das ist geschworen. Oft hat das Ding herumgestanden, das Schlüsselchen dran — eher hätte ich mir die einzige Hand noch abgehackt, eh' ich's berührt hätte."

Er griff in seine Westentasche und zog einen Schlüssel an einem schwarzen

Digitized by Google

Bande hervor. „Der hat noch an seinem Halse gehenkt, wie sie mir das Kind brachten.“

Frau Helene führte ihr Taschentuch an die Augen.

„Regt Euch nicht auf.“

„Ach was“, unterbrach er sie barsch, „aufregen! Seit heute früh sag' ich mir, soll ich's öffnen, das Ding da? Dann wird's vielleicht mit einem mal Licht und ich weiß, was ich zu thun habe!“ Er legte seine Linke der zierlichen Frau auf die Schulter. „Sagen Sie's einmal — soll ich?“

Sie that einen tiefen Athemzug.

„Nein — nein!“

Er schritt auf und ab und wies dann nach der Richtung des andern Hauses. „Seit das blonde, ernste Mädchen da drüben ist, seitdem läßt es mir mit der Erinnerung an die Martha vollends nicht Ruhe. Ich muß oft hingehen und sie ansehen; sie hat einen Engel gemacht, aus weißem Marmor — den möcht' ich zum Trotz auf den Hügel von meinem Kind haben, denn sie hat ihres Vaters Hände vom Blut rein halten wollen, deshalb ist sie in den Tod gegangen. Ich meine auch immer, der Engel sieht ihr ein wenig ähnlich.“

Frau von Velda's Gesicht überzog sich mit leiser Röthe.

„Thut das, Wingerodt — und denkt, daß Gott sich selber Rache und Strafe vorbehalten hat.“

Der Alte sah lange Zeit vor sich hin, eine tiefe Bewegung erfüllte ihn augenscheinlich, es zuckte in seinen wetterharten Zügen.

„Drüben das Fräulein ist gut, und ich habe auch schon an die gedacht; aber Sie, Frau von Velda, Sie haben um das ganze Leid gewußt und den armen alten Vater oft trösten wollen — Sie, Sie sollen es thun!“

„Was?“ fragte Helene fast ängstlich.

Er ließ ihr so gar keine Zeit, nach ihrem Manne zu fragen — und sie war doch deshalb gekommen. Der Alte deutete auf den Kasten. „Sie sollen ihn aufschließen — Sie für sich ganz allein; ich will nicht einmal in dem Zimmer sein. Und wenn Sie dann nichts finden — und mir sagen: Seid ruhig, Wingerodt, das Kind will es so — dann will ich auch nicht mehr von Rache reden und dann wird es mir leichter, morgen dem Kinde die stille Todtenfeier im Herzen zu halten!“

Die blasse Frau zögerte ein wenig, Thränen standen in ihren großen, schwarzen Augen; dann hielt sie dem Alten die Hand hin.

„Ich danke für Euer Vertrauen — verlaßt Euch auf mich!“

„Sie sind auch so eine von denen, welche man in Ihrer Kirche heilig sprechen muß“, sagte er und zerdrückte die feinen Finger fast. „Und da ist der Schlüssel; ich gehe einstweilen zu Treff hinaus.“

„Mein Mann —“, sagte Helene fast ängstlich.

„O, wenn Herr von Velda kommen sollte, da gibt's auch noch einen Vorwand.“

Dann war sie allein. Die Sonnenlichter spielten an den getünchten Wänden, glitten über die einfachen Möbel, über die Silberbeschläge der alten Kassette. Das war sicher ein Erbstück, die Arbeit deutete auf die Renaissancezeit; Urgroßmütter

Digitized by Google

des blonden Gärtnerkindes mochten hierin schon ihre Kostbarkeiten geborgen haben. Es kam eine eigene, weihevolle Stimmung über Helene, ihr krankes Herz klopfte mit beängstigenden Schlägen — es däuchte sie, als sähen die Augen der Todten ihr zu, als sie mit zitternden Händen den kleinen Schlüssel in das Schloß schob. Was würde sie finden? Würde sie auf alle Fälle stark genug sein, zu ertragen — und zu verschweigen? Denn wenn sich auch die deutlichsten Beweise fänden, welche auf die Spur des Verführers leiteten — sie gelobte still der Todten, ihr Geheimniß zu wahren. Und dann drehte sie den kleinen Schlüssel um.

Der alte Wingerodt hatte sich auf eine seitwärts liegende Baumwurzel gesetzt, den Kopf des Hundes in seinem Schos.

„Ja, Treff, schau mich an! Da sitz' ich auf Wache! Und aus den Wolken herab gucken uns die blauen Augen zu. Du weißt schon! Ist nimmer wahr, daß die nicht zu den Engeln gekommen wäre! Und die drinnen — die geht wol auch nicht lange mehr bei uns ein und aus und trifft die Marthe droben! Wache halten, Treff! Wenn die gnädige Frau findet, wer's gewesen, schau, dann wetzen sie in der Hölle bereits die Messer."

Er verstummte wieder, horchte ab und zu nach dem Häuschen zurück und hielt die Hand über die Augen, um in die Ferne auszublicken. Eine Stunde mochte so vergangen sein, als er sich erhob.

„Nun kann ich am Ende einmal nachsehen", sagte er, und der Hund folgte ihm langsam.

Helene von Velda saß in dem Lehnstuhl des Alten, die Hände im Schos gefaltet, die Kassette stand wieder in der Mitte des Tisches, der Schlüssel lag daneben.

„Nun?" fragte der Einarmige von der Schwelle her, und vor Bewegung wollte fast das einzige Wort nicht über seine Lippen.

Die blasse Frau hob die Hände.

„Sie ist bei den Engeln — Euere Marthe", sagte sie leise. „Und nun respectirt auch ferner den Willen der Todten!"

Er nickte und legte wie zur Bekräftigung die Linke auf den alten Kasten. „Sie haben nichts gefunden?"

„Nein — nichts!"

Schwer kam der Athem aus Helenens Brust, sie mußte erst zweimal den Versuch zum Aufstehen machen, ehe es ihr gelang.

„Wingerodt, das laßt Ihr mir, das mit dem Engel, ich habe schon lange etwas auf das Grab stellen lassen wollen — hört Ihr! Versprecht es mir — Euer Wort ist wie ein Schwur."

Mit beiden Händen umklammerte sie die Linke des Gärtners, hielt sich eine Weile an ihm und brach dann mit einem dumpfen Laut zusammen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Nord-Pacificbahn.

Von

Professor H. W. Vogel.

Funfzehn Jahre sind verflossen seit Vollendung der ersten pacifischen Eisenbahn, jenes gewaltigen Schienenweges, welcher das große Eisenbahnnetz der östlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika mit dem emporblühenden Staat des fernen Westens, dem goldenen Californien am Stillen Ocean, in Verbindung setzte. Zwei Eisenbahngesellschaften, die Union-Pacific- und die Central-Pacific-Compagny, theilten sich in die schwere Arbeit der Durchschienung des großen westlichen, zu jener Zeit in vielen Punkten noch unerforschten, dem rothen Mann noch frei untergebenen Continents. Die erste erbaute die Strecke von San-Francisco nach Ogden im Mormonenlande, der vielbesprochenen Culturoase in der Wildniß; die andere den Rest der Linie von jener Stadt bis Omaha am Missouri. Schwierigkeiten mancherlei Art stellten sich dem großen Unternehmen entgegen: Mangel an Arbeitskräften, an Transportmitteln, an Wasser, an Holz, ferner feindliche Indianerstämme. Geringere Schwierigkeiten bereitete das Terrain. Aber alle diese Hindernisse wurden überwunden mit Hinblick auf den, den Unternehmern winkenden goldenen Lohn, jene kolossale Landschenkung, die ihnen vom Congreß zugesichert wurde, ein Landstreifen zu beiden Seiten der Bahn von 20 englischen Meilen Breite, im Betrage von 40000 englischen Quadratmeilen, welcher die beiden Compagnien zu den größten Grundbesitzern der Welt machte.

Rasch wurde mit Eröffnung der ersten Pacificlinie der weite Westen vom Missouri bis zur Sierra Nevada der Cultur gewonnen. Bald ging das unbebaute Land in der Nähe der Bahn in die Hände zugewanderter „Settler" über; fruchtbare Felder entstanden unter dem Pfluge innerhalb der Steppe, die bis dahin nichts als Gras erzeugt hatte, neue Städte wuchsen empor, und selbst das wüste Nevada, dessen dürrer Boden den Culturversuchen hartnäckigen Widerstand leistete, bevölkerte sich mit Männern, die für das Leben in der Wüste reichlich entschädigt wurden durch die Gold- und Silberschätze der Tiefe.

Gegenüber dem so rasch und glänzend durchgeführten Unternehmen beider Bahngesellschaften traten die gleichzeitig anderwärts auftauchenden Bemühungen zur Verbindung des atlantischen Ostens mit dem pacifischen Westen anfänglich in den Hintergrund; sie wurden durch die glücklichen Nebenbuhler überholt, welche

Digitized by Google

den 2200 englische Meilen messenden Bahnbau in einer Zeitdauer vollendeten, die in Europa kaum zur Fertigstellung der Pläne hingereicht haben würde. So erging es der von Saint-Louis nach Westen laufenden Kansas-Pacificbahn, welche in Denver endigt. Aber bald wurde das Bedürfniß empfunden, auch die Südstaaten des amerikanischen Ostens mit dem fernen Westen in Verbindung zu setzen. Die Central-Pacific-Compagny erfüllte diese großartige Aufgabe durch Anlage einer Reihe von Schienenwegen, die einerseits das „goldene" Californien von San-Francisco bis Los Angeles auf einer Strecke von 500 englischen Meilen durchschnitten, andererseits von letztgedachter Stadt aus durch die ödeste aller Wüstenstrecken Nordamerikas, die Wüste von Arizona, nach Osten führt, um nach Durchschneidung des Territoriums Arizona und des der Schwesterrepublik entrissenen Territoriums Neumexico sich ausgabelnd in Galveston in Texas einerseits, in Neuorleans andererseits zu endigen.

Dieser 1879 vollendeten, 4000 Meilen langen Linie schloß sich die Atchison-Topekabahn in dem Eisenbahnknotenpunkt Deming in Neumexico an; sie verband die südliche Linie mit dem Norden und gewährte demselben die Möglichkeit, in der rauhern Jahreszeit die angenehmere „südliche Pacificbahn" zu benutzen. Während die Atchison-Topekabahn erst nördlich durch den „Centennialstaat" Colorado nach Denver und westlich durch Kansas zum Missouri führte, erschloß die sich ihr eng anschließende Denver-Rio-Grandebahn das Hochgebirge von Colorado, führte ihre Schienenwege über 10000 Fuß hohe Pässe und eröffnete, Schluchten passirend, an hohen Felsenwänden entlang kletternd, einen neuen Weg nach Utah, dem Paradiese der Mormonen. So erwuchs der ersten, jahrelang monopolisirten Union-Pacificbahn eine bedenkliche Concurrenz, und der Naturfreund folgt dem neuen Wege um so lieber, als derselbe die meist durch monotone Hochplateaus führende Union-Pacificbahn in landschaftlicher Hinsicht weit überragt und sich mit vollem Rechte die „scenische Route" nennen kann. Die Concurrenz hat den im Jahre 1883 zwischen beiden Linien ausgebrochenen „Eisenbahnkrieg" veranlaßt. Die alte Union-Pacific-Compagny bot ihren Reisenden von Ogden aus ein Freibillet zum Besuch der seitab gelegenen Saltlake-City, der Mormonenhauptstadt. Die junge scenische Route, die letztgedachte Stadt ohnehin berührt, leistete als Gegencoup ihren Reisenden ebenfalls ein Freibillet zum Besuch der, hoch in den Coloradobergen liegenden interessanten Minenstadt Leadville.

Welche gewaltigen Summen in diesen Linien angelegt sind, mag die Thatsache illustriren, daß die Central-Pacificbahn (Ogden-San-Francisco) allein ein Anlagekapital von 188 Mill. Doll. repräsentirt. Diese Summe gibt ein Bild des amerikanischen Unternehmungsgeistes, der vor großen Waguissen nicht zurückschreckt, wenn ihm großer Gewinn in Aussicht steht. Dieser aber wird nicht allein erzielt durch die zu erhoffenden Güter- und Menschenfrachten, sondern auch durch Verkauf der an der Eisenbahn gelegenen, derselben vom Congreß geschenkten Ländereien.

Solche Landschenkungen sind nicht jener Gesellschaft allein, sondern vielen andern amerikanischen Eisenbahncompagnien bewilligt worden, und nicht wenige Unternehmungen der Art wurden nur durch die Aussicht auf solche veranlaßt.

Digitized by Google

In Europa baut man Eisenbahnen zur Verbindung großer Verkehrscentren und Industriegebiete; in Amerika führt man sie nicht selten in die öde Wildniß, in der Hoffnung auf Zuzug von Emigranten, welche der Eisenbahncompagnie das ihr geschenkte Land abkaufen und mit ihrer Hände Fleiß diejenige Cultur erst schaffen, welcher der Bahn einen dauernden, lohnenden Güter- und Menschenverkehr zuzuführen vermag.

So hat auch das verlockende Beispiel der ersten Pacificbahn, die man jetzt zum Unterschied von der neuen nördlichen und der ältern südlichen Pacificlinie die mittlere nennen könnte, bereits im Jahre 1864 zur Entstehung einer Nord-Pacificeisenbahn-Gesellschaft Veranlassung gegeben, welche vom Congreß die Concession erhielt, eine Eisenbahn vom Obern See nach dem Puget-Sound in Oregon am Stillen Meere zu bauen mit der Zusicherung einer Landschenkung auf jeder Seite der Bahn von 10 Meilen Breite in den Staaten und 20 Meilen in den Territorien.*)

Aber die neue Compagnie war in ihren finanziellen Operationen nicht so glücklich wie ihre Vorgängerinnen. Die Central-Pacificbahn hatte außer der Landschenkung noch 25 Mill. Doll. Regierungsbonds als Unterstützung vom Congreß in Washington erhalten.

Eine solche Hülfe wurde der Nord-Pacificeisenbahn-Gesellschaft nicht zutheil; sie war auf das Privatkapital allein angewiesen, und nur langsam rückte der Bau mit Hülfe desselben vorwärts. Bis zum Jahre 1873 erbaute man 555 Meilen, und führte damit die Bahn vom Obern See bis Bismarck am Missouri.

Im gedachten Jahre — bekanntlich das Jahr des „großen Krachs", welches unheilvoll war für so viele Actienunternehmungen der Alten und Neuen Welt — fallirte die Nord-Pacificeisenbahn-Gesellschaft, und zwei Jahre später gelangte das Unternehmen unter den Hammer, um von einem Comité der Actionäre meistbietend erworben zu werden.

Man erzählt in Finanzkreisen Neuyorks, daß die Actien der Bahn zu 8—10 C. (42 Pf.) veräußert wurden, und für diesen Preis wurden 80000 Actien verkauft. Als einer der Hauptkäufer trat damals ein Mr. Hilgard, genannt Villard, ein Deutscher aus der Pfalz, früher ein bescheidener Reporter, auf. Er hatte Gelegenheit gefunden, sich von dem Reichthum des Eisenbahnlandes in Dakota zu überzeugen. Sein Actienbesitz sicherte ihm Stimmen genug, um bald zum Präsidenten der reconstruirten Gesellschaft ernannt zu werden. Noch schwebte aber ein Damoklesschwert über dem neuen Unternehmen insofern, als das Recht auf die, nur der alten Gesellschaft gewährte Landschenkung für die neue Gesellschaft in Frage gestellt wurde.

Diese sehr heikle Frage wurde, auf Grund eines Gutachtens des Generalanwalts Stevens, 1879 von dem damaligen Minister Schurz zu Gunsten der neuen Bahngesellschaft entschieden, ein Votum, welches sehr viel Staub aufge-

*) In der That ist der Streifen des geschenkten Landes doppelt so breit. Die Regierung hat sich jedoch das Besitzrecht der abwechselnden Quadratmeilen großen Felder, in welche der Streifen getheilt wird, vorbehalten, um eventuell einen Druck auf den Verkaufspreis des Landes ausüben zu können.

Digitized by Google

wirbelt und zu den schärfsten Angriffen von seiten der unabhängigen*) Presse, namentlich der „Illinois-Staatszeitung" unter Führung des bekannten Raster in Chicago, Veranlassung gegeben hat.

Durch dieses Votum, gleichviel ob gerecht oder ungerecht, war die Zukunft der neuen Gesellschaft so gut wie gesichert. Der Bau wurde mit erneuter Energie in Angriff genommen. Es gelang Hilgard, bis zum Jahre 1882 für 30 Mill. Doll. Eisenbahnland zu verkaufen und den Bahnbau im Sommer 1883, abgesehen von zwei Tunneln durch den Mullan- und Bozemanpaß in Montana, die durch provisorische Gleise umgangen worden, und der Brücke über den Snake-River in Oregon, über welchen die Eisenbahnzüge mit Dampffähre gesetzt werden, zu vollenden.

Am 25. Aug. 1883 wurde die Bahnstrecke für den durchgehenden Betrieb factisch eröffnet. Vom 27. bis 30. Aug. passirte ich sie in ununterbrochener Fahrt von Livingston bis Portland.

Aber mit dieser Eröffnung ohne Sang und Klang war den Interessen der Compagnie nicht gedient. Es galt, mit Rücksicht auf das Ländergeschäft, der Haupterwerbsquelle der neuen Compagnie, die Aufmerksamkeit, wenn nicht der ganzen civilisirten Welt, so doch der Auswanderer liefernden Nationen auf die neue Linie zu richten.

Während man die Inbetriebsetzung der ersten Pacificbahn 1867 durch einen localen Festact einleitete, der sich auf amerikanisches Publikum beschränkte, die Eröffnung der zweiten Linie, der Süd-Pacificbahn, ohne jede Feierlichkeit erfolgte, sah man sich veranlaßt, die Vollendung der nördlichen Pacificlinie durch ein internationales Fest zu begehen, zu dem englische und deutsche Notabilitäten und Männer der Presse eingeladen wurden.

Merkwürdig ist es, daß man bei diesen Einladungen zwei wichtige, Auswanderer liefernde Länder, Oesterreich-Ungarn und Skandinavien, gänzlich übersah, um so mehr, als skandinavische Auswanderer in den nördlichen Staaten des fernen Westens sich mit Vorliebe ansiedeln.

Doch gleichviel. Das große Eröffnungsschauspiel fand statt, und zwar am 8. Sept., 13 Tage nach der factischen Eröffnung der Bahnstrecke. Es wurde auch dabei ein etwa eine englische Meile langes Stück der Bahn (ob ein Nebengleis oder ein Theil des ad hoc wieder aufgehobenen Hauptgleises, ist mir nicht bekannt) vor den Augen des Festpublikums vollendet, ein Act, der mit dem Eintreiben des sogenannten „letzten Nagels" von seiten des unternehmenden Villard abschloß. Freilich werden zum Ausbau der noch nicht vollendeten zwei Tunnel und der noch im Bau befindlichen Snake-Riverbrücke noch viele tausend weiterer Nägel nöthig sein.

Das Fest, über welches die geladenen Männer der Presse der Welt in allen civilisirten Sprachen berichtet, hat der Compagnie eine Viertelmillion Dollars gekostet. Aber seine Absicht hat es nicht erfüllt, wenigstens in Bezug auf das Ausland.

*) Man wird erstaunen, daß ich hier von einer unabhängigen Presse, im Gegensatze zu einer abhängigen, rede. Aber in Amerika ist ein nicht geringer Theil der Presse, trotz Preßfreiheit, abhängig von der Macht des Kapitals!

Digitized by Google

Mit Begeisterung sprechen zwar alle dabei Gewesenen von dem ununterbrochenen Festesjubel, der sie an allen Stationen begrüßte, von der Gastfreundschaft, mit welcher sie überall aufgenommen worden. Im günstigsten Licht haben sich ihnen Land und Leute dargestellt. Aber mit ihren farbenreichen Schilderungen wollen die Berichte von nüchternen Reisenden, welche die Bahn nicht im Festgewande gesehen haben, nicht immer stimmen. Die Wirkung des Festactes auf das amerikanische Publikum war deshalb trotz aller sofort durch den Telegraphen weiter getragenen Festberichte eine keineswegs enthusiasmirende.

Die Actien der Bahn sanken von 93 auf 51, noch ehe der letzte fremde Festtheilnehmer das Land verlassen hatte, obgleich die von Villard inspirirte Presse, namentlich die in den nordwestlichen Vereinigten Staaten sehr einflußreichen religiösen Blätter, auf das lebhafteste für die Nord-Pacificbahn Reclame machten und das Vertrauen auf Villard in der That jahrelang so blind war, daß man ihm Millionen in die Hand legte. Im Laufe des Monats October wurde es bekannt, daß Villard eine Anleihe von 20 Mill. Doll. für die Nord-Pacificbahn aufnehmen müsse. Es war der Anfang vom Ende. Man sagt, daß er das Möglichste gethan habe, den Rückgang der Actien aufzuhalten. Auch sein auf Millionen geschätztes Vermögen soll dabei großentheils geopfert worden sein. Am 1. Jan. 1884 forderte er seinen Abschied als Präsident der Nord-Pacificbahn „aus Gesundheitsrücksichten". Damit erlosch sein Stern, der noch vier Monate vorher, zur Zeit des Eröffnungsfestzuges, im höchsten Glanze strahlte.

Wie sich die Zukunft der Bahngesellschaft finanziell gestalten wird, ist zunächst gleichgültig. Die Bahn selbst, und dessen können wir uns freuen, ist eine Thatsache. Es wird noch sehr viel zu deren Lob mit amerikanischer Reclame in die Welt hinausposaunt werden. Ein großes Werk in englischer Sprache wird von der Nord-Pacificbahn-Gesellschaft selbst vorbereitet; sie hat für ihre Publicationen ein eigenes Preßbureau unter Direction des bekannten Schriftstellers Smalley; ein anderes Prachtwerk in deutscher Sprache mit Illustrationen, herausgegeben von einem in Deutschland domicilirenden Agenten der Bahn, soll im Druck sein. Dazu treten die Berichte der Geladenen. Freilich werfen die neuesten Ereignisse einen Schatten auf das so goldig hingestellte Unternehmen. Die Reclame für dasselbe hat an Zugkraft verloren.

Dem gegenüber dürfte eine objective Schilderung des Unternehmens, wie ich es im Alltagskleide, nicht im Festgewande sah, wohl am Platze sein.

Als Ausgangspunkte der nördlichen Pacificbahn gelten jetzt die Hauptstadt Minnesotas, Saint-Paul am obern Mississippi einerseits, Duluth am Obern See andererseits. In beiden Punkten schließen sich die ostwärts gehenden Bahnen unmittelbar an, die von Saint-Paul aus über Chicago, von Duluth aus über Detroit und Niagara nach Neuyork laufen. In Braincard in Minnesota vereinigen sich die beiden von Duluth und Saint-Paul auslaufenden Zweige, um nunmehr als Eine Linie den Weg nach Westen fortzusetzen. So erreicht die Bahn das Territorium Dakota und überschreitet den Grenzfluß desselben, den in den Winnipegsee fließenden Red-River, bei den an diesem Fluß sich gegenüberliegenden

Digitized by Google

Städten Moorhead in Minnesota und Fargo in Dakota, beide in der weiten, im Sommer ziemlich regenlosen Steppe gelegen, die bis zum Horizont sich eintönig, reliefslos ausdehnt, und Bäume nur zeigt an den Flußläufen oder in den Gärten, wo sie künstlich gezogen werden.

Die Entfernung von diesen beiden Orten bis Saint-Paul beträgt 273 Meilen. Die Bahn entsendet auf dieser Strecke drei Zweigbahnen westwärts, eine von Little-Falls nach Browns-Valley, eine noch unvollendete nach den Black-Hills, und eine von Fargo nach La Moore, alle drei reiches Kornland aufschließend.

Fargo weist bereits 12000 Einwohner auf. Es ist, von den Endpunkten abgesehen, der einzige Ort dieser Größe an der ganzen, nahe 2000 Meilen langen Bahnstrecke. Er zeigt in der Anlage den allen Steppenplätzen eigenthümlichen Charakter: zwei Häuserreihen zu beiden Seiten der Bahn und parallel mit dieser angelegt, und eine Anzahl rechtwinkelig in diese Hauptstraße mündender Nebenstraßen. Kleinere Orte der Art zeigen nur eine solche, der Bahn parallele Häuserreihe, die mehr oder weniger häufig durch leere Zwischenräume unterbrochen ist. Die Mehrzahl der Häuser sind von Holz und in kleinen Plätzen nur einstöckig. Ihre Giebelseite ist der Bahn zugekehrt und gewöhnlich mit einer riesigen vierseitigen Firma versehen, welche den dreieckigen Giebel vollständig zudeckt und den ohnehin sehr wenig anziehenden Gebäuden die Form eines viereckigen Kastens gibt. Ganz kleine Steppenplätze weisen oft nicht einmal solche Gebäude, sondern nur Zelte auf. Je mehr sich diese Städte — denn Dörfer darf man sie in Amerika nicht nennen — entwickeln, desto höher wachsen die hölzernen Häuser an, desto dichter rücken sie zusammen und desto mehr Steingebäude gesellen sich zu ihnen. Fargo, der vorgeschrittenste Wüstenplatz, weist von denselben schon eine ziemliche Zahl auf.

Der Ort besitzt bereits zwei täglich erscheinende Zeitungen, ein Stadthaus, zwei große Mühlen, eine Hochschule, eine Papierfabrik, ja sogar elektrisches Licht, Pferdebahn und ein Opernhaus; er weist Läden auf mit allen Luxusartikeln, sogar Prunkmöbel und pariser Moden. Und doch ist der Gesammteindruck ein ganz unsagbar trister, prosaischer. Die Straßen sind pflasterlos; ihr Prospect ist die öde Steppe; breite, leere Lots trennen die bebauten Plätze, und die zahlreichen Holzbuden machen den Eindruck des Unfertigen, Provisorischen und vor allem des Vergänglichen. Die Holzhäuser haben den Vortheil, sehr schnell errichtet werden zu können; ihre Bestandtheile werden in holzreichen Gegenden von den Schneidemühlen fix und fertig in Vorrath gehalten. Man kann beinahe eine Bestellung auf ein Haus von so und so viel Stiegen, mit so und so viel Zimmern per Postkarte ausführen und umgehende Lieferung erbitten. Die Häuser lassen sich ferner leicht als Ganzes transportiren. In Fargo werden solche „tragbaren Häuser" öffentlich annoncirt. Man bedarf zu ihrer Errichtung keiner Maurer, keiner Architekten, und endlich sind sie billig! Leider sind sie aber brennbar, und das ist der Grund der verheerenden Feuer in amerikanischen Städten, und der entsetzlichen, damit verbundenen Eigenthumsverluste; denn versichert ist in solchen Holzhäusern fast niemand, weil die Versicherungsprämie für dieselben mehrere Procent beträgt.

Die Pferdebahn von Fargo ist ein verfrühtes Unternehmen und war zur Zeit

Digitized by Google

meiner Anwesenheit bereits außer Dienst gestellt. Von den Genüssen, welche das Opernhaus bot (dasselbe behilft sich mit wandernden Sänger- und Ballettruppen), habe ich nicht Notiz genommen, desto mehr aber von der Landwirthschaft der Umgebung.

Dakota wird das goldene genannt, und verdient diesen Namen mit Recht mit Hinblick auf die grandiosen Weizenernten, welche es mühelos gewährt. Jahraus jahrein zieht man hier goldene Ernten aus dem Boden, ohne zu düngen, ohne Scheunen nöthig zu haben, ohne eine längere Zeit zwischen Säen und Ernten aufzuwenden als 100 Tage; denn erst Ende Mai und Anfang Juni, wenn der, in dem langen, harten, bitterkalten Winter, den der Landmann arbeitslos verbringt, fußtief gefrorene Boden einige Zoll aufgethaut ist, säet man den Sommerweizen aus und überläßt dessen Befruchtung der durch weiteres Aufthauen des Grundes gelieferten Bodenfeuchtigkeit. Natürlich erfolgt die Feldbestellung mit Maschinen und in gleicher Weise auch die Ernte. Die berühmte Dalrymblefarm, in der Nähe Fargos, die einen Umfang von 20000 Acker hat (1 Acker = 4046 Quadratmeter), hat 120 Erntemaschinen. Ein Einfahren des geschnittenen Getreides ist hier nicht üblich. Nach geschehener Ernte wird der Ausdrusch mit Dampf auf dem Felde vorgenommen. Das Stroh dient zur Heizung der Maschine; das Korn wird sofort nach der Bahn abgefahren und hier in den großen Kornspeichern, den sogenannten Grain elevators, entleert. Handarbeit ist theuer (Arbeiter erhalten in der Erntezeit $2^1/_4$—$2^3/_4$ Doll. per Tag), man sucht deshalb möglichst alle Arbeit mit Maschinen auszurichten, welche freilich für den „Settler" ein gewisses Anlagekapital erfordern.

Man rühmt in dem gedruckten, für Auswanderer geschriebenen Prospect das Dakotaklima: weniger brennende Hitze im Sommer und erträgliche Winter. Diese Begriffe sind relativ. Im allgemeinen ist der amerikanische Sommer ganz bedeutend heißer, der amerikanische Winter der Nordstaaten ganz bedeutend kälter als der deutsche.

Neuyork hat im Sommer das Klima von Kairo, im Winter das Klima von Petersburg; die Uebergänge zwischen Hitze und Kälte sind oft schnell und grell. In 12 Stunden erlebte ich in Neuyork Ende October einen Temperaturwechsel von 20° R. auf 10°. Solche schnelle Wechsel existiren vielleicht in der Steppe von Dakota nicht; aber dennoch habe ich dort schwer von der Sommerhitze gelitten, und daß der Winter hart und lang ist, beweist die Thatsache, daß im Jahre 1883 bereits am 19. Sept. Schnee fiel.

Als besonders gefährlich wurden mir die unter dem Namen „Blazings" bekannten winterlichen Schneestürme geschildert, welche den Schnee als feinen Staub aufwirbeln, die Luft gänzlich undurchsichtig machen und die Gefahr des Verirrens und Erfrierens selbst für viele herbeiführen, die sich nur wenige Schritte von ihrer Behausung entfernen.

Es scheint nicht, daß das goldene Dakota auf Deutsche bisjetzt eine starke Anziehungskraft geäußert hat. Skandinavier dürften seinem Winter gegenüber besser standhalten. Fargo weist unverhältnißmäßig wenig Deutsche auf. Auch in andern Städten Dakotas fand ich nicht viel mehr. Deutsche Ansiedelungen, die

Digitized by Google

man zu gründen versucht hat, wie das jenseit des Missouri gelegene Richardtown und Salem, sind vorläufig noch im Anfangsstadium.

Relativ reichlicher scheint die Zahl der Deutschen in dem Territorium Montana, am zahlreichsten aber treten sie in den westlichsten von der Nord-Pacificbahn berührten Staaten, in Oregon auf, das in klimatischer Hinsicht durch seine milden Winter, sowie in landschaftlicher Hinsicht Dakota allerdings stark in den Schatten stellt und noch obenein reiche, herrliche Wälder aufzuweisen hat, die Dakota gänzlich fehlen.

Die Bahn folgt in letzterm Staat fast genau einer ostwestlichen Richtung. In dem ebenen Terrain findet sie nur Hindernisse in der Ueberschreitung der ziemlich häufigen Flüsse, sämmtlich Tributäre des gewaltigen Missouri, den die Bahn bei dem 3000 Einwohner zählenden Steppenplatz Bismarck erreicht und auf einer prächtigen, stählernen Gitterbrücke überschreitet.

Jenseit des Flusses liegt Mandan, eine Stadt kleiner als Bismarck, denn es zählte 1882 nur 2000 Einwohner, aber imponirender durch die größere Zahl von Steinbauten, zu welchen unter andern die Stationsgebäude und Maschinenhäuser der Bahn gehören. Wie an vielen nahe beieinander gelegenen Nachbarorten Amerikas, so herrscht auch zwischen jenen beiden Städten eine nicht geringe Eifersucht auf die gegenseitige Entwickelung, namentlich seit Mandan ein steinernes Hotel hat, während Bismarck, als Hauptstadt Dakotas, nur ein hölzernes, zugleich als Station dienendes aufweist. Vielleicht wird diese Eifersucht, welche die Insassen der Städte oft veranlaßt, starke pecuniäre Opfer zu bringen, um es der andern Stadt in irgendeiner Hinsicht zuvorzuthun, künstlich genährt mit Hülfe der dem Advertisement dienenden Journale, welche von der Nord-Pacificbahn-Gesellschaft herausgegeben und auf ihren Zügen gratis vertheilt werden. Darin wird Mandan als das künftige Omaha des Nordwestens gepriesen; eine etwas stark aufgetragene Reclame.

Omaha ist der Anfangspunkt der Mittel-Pacificbahn. Hier laufen alle Linien zusammen, welche den Verkehr der Pacificbahn mit den volkreichen Städten des Ostens: Saint-Louis, Chicago, Neuyork u. s. w., vermitteln. Diese Vortheile fehlen Mandan. Das einzige, was es mit Omaha gemein hat, ist seine Lage am Missouri, der von hier aus noch 1200 Meilen weit schiffbar sein soll.

Nach Westen hin ändern sich die Bodenverhältnisse Dakotas; die fruchtbare Steppe macht einem ziemlich kahlen Felsplateau Platz, das von zahlreichen Erosionsthälern durchschnitten wird. Die Felsen bilden häufig durch Auswaschung erzeugte pyramidenförmige Gestalten; daher hat man dieser Region den Namen „Pyramidenpark" gegeben. Das Plateau schließt Braunkohle ein, die an mehrern Stationen abgebaut werden. Die bemerkenswerthe Kohlenstation ist die am Flusse gleichen Namens gelegene, Little Missouri genannte, die nicht mehr als 70 Einwohner zählt und hauptsächlich Zelte als Wohnstätten aufweist. An mehrern Stellen haben sich in der Nähe dieses Ortes die unterirdischen Braunkohlenlager entzündet und die aufliegende thonige Felsschicht roth und schwarz gebrannt. Von einem Ackerbau ist in diesem „bad lands" genannten Revier keine Rede mehr; wohl aber gedeiht hier Gras genug, um eine Viehzucht zu ermöglichen. In der That weiden hier schon Tausende

Digitized by Google

von Rindern, die einem unternehmenden Franzosen, Marquis de Maurice, gehören, und nach hinreichender Mästung per Bahn nach dem Osten verschifft werden. Wie die Feldwirthschaft im Osten Dakotas, so wird auch die Viehzucht im Westen mit möglichster Ersparniß an Wirthschaftsgebäuden getrieben. Ställe existiren nicht. Auch im Winter bleibt das Vieh im Freien, und findet unter dem dünnen Schnee meist genügende Nahrung. Nur bei ungewöhnlicher Strenge der Jahreszeit kann es vorkommen, daß ihm diese verloren geht, und daß dann Tausende von Rindern Hungers sterben. Wilde Gesellen zu Pferd, sogenannte Cowboys, sind die Wärter dieser nomadisirenden Viehstände, deren Eigenthümer durch ein den Thieren aufgebranntes Zeichen zu erkennen ist. Mit demjenigen, der diese Marke nicht respectirt, wird kurzer Proceß gemacht.

Die Badlands erstrecken sich noch über die Grenze Dakotas nach Westen. Aber bald erreicht die Bahn bei dem Steppenplatze Glendive, der ersten nennenswerthen Station des Territoriums Montana, den Yellowstonefluß, welcher in dem berühmten Yellowstonegebiet entspringt und an imponirender Breite dem Missouri, dessen Nebenfluß er ist, wenig nachgibt. Die Bahn folgt ihm stromaufwärts gehend an 400 Meilen. Er bringt Abwechselung in die Landschaft. An seinen Ufern und auf seinen zahlreichen flachen Inseln entwickeln sich Gruppen von Laubbäumen; zu beiden Seiten des Flusses erheben sich ziemlich kahl erscheinende Berge, und an verschiedenen Punkten des Thales hat man bereits Anstalten getroffen, die Gewässer des Flusses zur Berieselung der Felder zu verwenden und dadurch den mangelnden Regen zu ersetzen. Dieses alte ägyptische „Irrigationssystem", welches die Mormonen zuerst in der Salzseewüste ausgeführt und durch welches sie jene in einen blühenden Garten verwandelt haben, ist in dem regenarmen Westen Amerikas in ganz allgemeiner Anwendung.

Bei Billings, einer 1200 Einwohner zählender Station an der Bahn, ist ein 39 Meilen langer Irrigationskanal der Art angelegt, hinreichend 100000 Acker zu bewässern. Kartoffeln, Gerste und Heu wurden bereits in reichlicher Menge gezogen, außerdem aber wird Schaf- und Rinderzucht fleißig im Yellowstonethale getrieben. Die Stationen an der Bahn werden mit dem Fortschreiten nach Westen immer dürftiger, ihr Exterieur steht zu der Beschreibung, welche die Eisenbahncompagnie in den gratis vertheilten, mit reichem Text ausgestatteten Fahrplänen liefert, in gar zu grellem Contrast.

So liest man z. B. über Miles-City, einen recht tristen Steppenplatz von nur 1200 Einwohnern: „Es hat sechs Hotels, eine Kirche, zwei Publichalls, zwei Banken, zwei Theater, ein Gerichtshaus, zwei tägliche Zeitungen, gute (?) Schulen, zwei Sägemühlen, eine Brauerei und gute Kaufläden." Die Angaben sind nicht gerade aus der Luft gegriffen, aber die Anstalten mit so hochklingenden Titeln erscheinen ruppig und spelunkenhaft in höchstem Grade. Das, was man hier Hotel nennt, würde man in Europa kaum als Ausspannung bezeichnen; nur in Bezug auf Preisansätze halten diese Gasthäuser mit einem wirklichen Hotel den Vergleich aus.

Nicht besser sieht es aus mit den Banken, deren Besitzer an manchen Punkten der Bahn nebenbei im Banklocal noch Schankwirthschaft betreiben, den Theatern, Tingeltangeln der schlimmsten Sorte, und vollends gar mit den Zeitungen, deren

Digitized by Google

Redacteure oft nicht einmal die Drucksprache richtig zu handhaben vermögen und deren Existenz auf dem Reclamebedürfniß der Amerikaner gegründet ist.

Montana ist ein Bergland. Es wird durchzogen von dem großen Felsenrückgrat des Continents, das ein complicirtes Gewirr von Ketten bildet, welche man unter dem Namen des Felsengebirges zusammenfaßt. Dasselbe schließt bedeutende Metallschätze in seiner Tiefe ein. Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen u. s. w. finden sich hier in mehr oder weniger reichen Erzlagerstätten. Auch an Kohlen fehlt es nicht. Diese Bodenschätze haben bereits vor Vollendung der Bahn das verwegene, nomadisirende Volk der Prospector (Goldsucher) und Miner in das Land gezogen; sie lieben es noch heute, ihre Streitigkeiten mit Gewaltsamkeiten zu schlichten, bei denen der Revolver nicht die letzte Rolle spielt. Manche Punkte an der Bahn, in welchen diese Prospectors neben abenteuernden Jägern, Cowboys und anderm fahrenden Volk ihr Wesen treiben, erfreuen sich eines nicht sehr beneidenswerthen Rufes, so das mit Spielhöllen gesegnete Livingston, wo selbst die Reisenden des Festzuges erkannten, daß es nicht ganz geheuer sei.

Dennoch weist dieser Ort einen starken Fremdenverkehr auf, als Ausgangspunkt für den Besuch des berühmten Yellowstone-Nationalparks, jener heißen Quellenregion, die erst seit zwölf Jahren entdeckt, laut Congreßbeschluß der Besiedelung entzogen und den Naturfreunden und Forschern reservirt worden ist.

Hier finden sich auf einem relativ schmalen Raume von 100 Quadratmeilen alpine Hochgebirgspartien, freilich ohne Gletscher, tief eingeschnittene Schluchten, sogenannte Canions, grandiose Wasserfälle, und diese hervorragenden Scenerien erhalten noch einen erhöhten Reiz durch die in ihnen auftretenden gewaltigen Geiser, die Schlammvulkane, die großen, durch heiße Quellen gebildeten Terrassenberge, Schwefelberge, kurz durch Naturwunder, wie sie in solcher Fülle und Mannichfaltigkeit nur noch ein Punkt der Erde aufweist, das ist Neuseeland.

Mit vollem Recht stellt die Nord-Pacificbahn, welche die bequeme Erreichung dieses Wunderlandes zahlreichen Naturfreunden ermöglicht, in ihren Advertisements dieses Land in den Vordergrund; seine illustrirten Beschreibungen bilden einen permanenten Theil der Prospecte der Bahn. Eine von Livingston, der obengenannten Spielhöllenstation, ausgehende Zweigbahn führt den Reisenden bis an die Grenze dieses Gebietes, und am Endpunkte der Strecke ist ein großartiger Passagierwagen- und Reitthierverkehr organisirt, der, allerdings für einen nicht unbeträchtlichen Preis, die Reisenden zu den hauptsächlichsten Wundern des Parkes führt. An einer Stelle desselben, dem berühmten Mammuthsprings, einem Terrassenberge, aus welchem zahlreiche kalkhaltige heiße Quellen entspringen, ist bereits ein großartiges Hotel errichtet; an andern finden sich Zeltlager als provisorische Hotelanlagen. Aber außer den auf die Hotels angewiesenen Reisenden wimmelt der Park von sogenannten Campparties, d. h. Gruppen von Reisenden, oft ganzen Familien, welche auf gemiethetem Gefährt den Park durchstreifen, Mundvorrath mit sich führen und unter freiem Himmel ihr Lager aufschlagen. Ihre Campfeuer erblickt man im Park in der Nacht zu Dutzenden. Leider geben dieselben zu fürchterlichen Waldbränden Veranlassung, denen bereits die Hälfte des gesammten Waldgebietes des Parks zum Opfer gefallen ist. Diese verbrannten Wälder mit ihren kahlen,

Digitized by Google

geschwärzten, der Aeste beraubten Stämmen entstellen zahlreiche sonst malerische Gebiete des Parkes in betrübendster Weise. Die Waldbrände passiren leider auch anderwärts in den Waldgebieten der Nord-Pacificbahn. Es existirt keine Forstwirthschaft und Forstaufsicht, um diesem Waldfrevel Einhalt zu thun, der um so grimmiger wüthet, als dem Amerikaner die Liebe für den Wald, wie sie dem Deutschen in hohem Grade eigen ist (unsere Lieder spiegeln dieselbe wieder), gänzlich fehlt.

Die das Felsengebirge durchschneidende Bahn folgt in ihrer Fortsetzung nach Westen vorzugsweise den großen Flußläufen, zunächst dem Gallatin-River, der sich in den Missouri ergießt; sie überschreitet letztgenannten Strom, den sie bereits circa 500 Meilen zurückliegend bei Bismarck überschritt, zum zweiten mal, um bald die zwischen kahlen Bergen auf goldreichem Grunde liegende Hauptstadt von Montana, Helena, die hervorragendste Stadt an dem mittlern Theile der Linie, zu erreichen. Der Ort zählt 8000 Einwohner und zeigt sich vorgeschrittener als das an Einwohnerzahl größere Fargo. Helena weist zahlreichere Steingebäude auf, die Häuser stehen, vielleicht wegen der Enge des Thales, dichter zusammen, sie sind nicht durch so viel leere „Lots" getrennt wie dort. Die zahlreichen Minenplätze der Umgebung (dicht bei der Stadt wird auch Goldwäscherei betrieben) finden in Helena, welches eine officielle Erzprüfungsstation aufweist, ihren Centralpunkt und geben ihr einen regen Verkehr. Deutsche finden sich bereits hier in ziemlicher Anzahl; selbst der Bürgermeister, Kleinschmidt, zugleich Director eines namhaften Bankinstituts, ist ein Deutscher. Obgleich der Bergbau den Haupterwerbszweig des Ortes und seiner Umgebung bildet, hat man auch erfolgreiche Versuche im Ackerbau mit Irrigation unternommen.

Zwischen Helena und der Grenze von Oregon findet sich unter den Stationen in den Rocky-Mountains nur noch eine nennenswerthe Ortschaft: Missoula mit 1200 Einwohnern; sie liegt bereits jenseit der Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Pacifischen Ocean, welche an der Bahn 5223 Fuß hoch ansteigt. Diese Stelle der höchsten Erhebung ist zugleich landschaftlich die malerischste und forstlich die waldreichste in dem sonst ziemlich wüst und kahl erscheinenden Gebirgszuge.

Mit dem Eintritt in Montana begegnet der Reisende an der Bahn zuerst Indianerstämmen und Chinesen. Letztere sind in großer Masse als Eisenbahnarbeiter verwendet worden; sie begnügen sich bei gleicher Leistungsfähigkeit mit dem halben Lohn eines weißen Arbeiters und sind nüchtern, bescheiden, gehorsam und unverdrossener als letzterer, welcher auf sie als unliebsame Concurrenten grollend blickt. Ohne die Chinesen hätte der Bahnbau nimmermehr so schnell und mit so relativ mäßigen Unkosten vollendet werden können. Dieses gilt nicht blos von der Nord-Pacificbahn, sondern auch für die ältern Pacificlinien. Die chinesischen Eisenbahnarbeiter sind nach vollendetem Bahnbau wieder westwärts gegangen, und nur eine kleine Zahl ihrer Landsleute sind als Köche, Wäscher, Gärtner u. dgl. m. in den östlichen Stationen zurückgeblieben.

Die Indianer zeigen sich am reichlichsten in dem ihnen von der Regierung reservirten Landstrich, den die Bahn bei der Station Arlee am Westabhange des

Digitized by Google

Felsengebirges durchschneidet; sie gehören den sogenannten Flatheads an und machen einen weniger verkommenen Eindruck als die Indianer, welche sich bettelnd in Nevada an der Central-Pacificbahn dem Reisenden nahen; dennoch sind auch die Flatheads weit entfernt davon, den Idealgestalten der Cooper'schen Romane auch nur annäherungsweise zu entsprechen.

Die Bahn folgt auch westlich des Felsengebirges den Flußläufen, die sämmtlich zum Gebiete des Columbia-River, des stolzesten und malerischsten Stromes an der Nordwestküste Amerikas, gehören. Unter den die Bahn berührenden Nebenflüssen ist zuerst Clarks-Fork zu nennen, welchem erstere auf einer Strecke von 200 Meilen zur Seite bleibt, ein imposanter Strom, der eine reichbewaldete Gebirgsregion durchfließt, der es an großartigen Landschaftsbildern nicht fehlt. Leider werden auch diese an vielen Stellen erheblich beeinträchtigt durch Waldbrände. Der Zug, mit dem ich nach Portland reiste, fuhr an einem Tage dreimal durch solche in Feuer stehende Waldregionen. Ueber den ganzen Westen Amerikas verbreiten sich diese Verheerungen, und der ungeheuere Rauch verdüstert die Landschaft in einem Grade, daß das Hochgebirge von Oregon monatelang für die Bewohner des Landes unsichtbar bleibt, bis ein großer Landregen, der freilich im Sommer selten eintritt, den Qualm niederschlägt und das Feuer löscht.

Von Helena aus nimmt die Bahnstrecke an Stelle der westlichen eine nordwestliche Richtung und behält diese bei bis zu dem See Pend d'Oreille, um sich dann südwestwärts dem Territorium Oregon zuzuwenden.

Hier berührt sie eine junge hölzerne Stadt, Spokanefalls, gelegen an den Fällen gleichen Namens, deren Betriebskraft für zahlreiche Sägemühlen ausgenutzt wird, welche die Haupterwerbsquelle des Ortes bilden. Weiterhin verschwindet der Wald, die Bahn betritt das Hochplateau des Spokane- und Columbia-River und damit den ödesten, unerquicklichsten Landstrich an der ganzen Linie. Hier erblickt man auf einer Strecke von 200 Meilen nicht einmal Steppengras. Aus dem nackten gelben sandigen Boden, dessen Bestandtheile vom Winde in dichte Staubwolken, die den Reisenden empfindlich belästigen, aufgewirbelt und fortgeführt werden, entsprießen nur Salbeigebüsche und Sonnenrosen, und hier und da auf den einsamen, oft nur aus zwei bis drei Häusern bestehenden Stationen einige dürftige Pappeln. An einzelnen Stellen steigen aus dem gelben Boden schwarze, kahle Basaltfelsen empor und vermehren noch durch den Farbencontrast den Eindruck der Oede und Sterilität. Selbst in der Nähe der Flüsse, an welchen sonst in der Steppe gewöhnlich eine reiche Vegetation sich entfaltet, verliert jene Wüste nichts von ihrem tristen Charakter. Und doch soll der Boden nicht unfruchtbar sein, sondern unter dem Einfluß der Frühjahrsregen und des starken Thaufalles reiche Weizenernten ermöglichen, und Walla-Walla, der Endpunkt einer Zweigbahn der Nord-Pacificbahn, soll der Centralpunkt eines Weizendistricts par excellence sein. Aber an der Hauptlinie merkt man von dieser Fruchtbarkeit nichts. Ainsworth, wo die Bahn am Snake-River, angesichts der noch im Bau befindlichen Brücke, Halt macht und die Züge per Fähre über den Strom befördert werden, ist ein trostloser öder Steppenplatz; und nicht viel besser erscheint Wallula, die folgende Station in der Nähe des Columbia-River. Hier

Digitized by Google

entfaltet sich das bis zum Stillen Meer sich erstreckende Basaltgebiet in vollster Großartigkeit. Das schwarze Gestein steigt in phantastischen Felsen, die zum Theil thurmartig spitze Klippen bilden, zu beiden Seiten des Riesenstromes an, freilich auch hier anfangs ohne jede Spur von Vegetation. Der Fluß selbst ist durch zahlreiche flache Basaltinseln getheilt, über welche das Wasser zum Theil in Fällen hinwegrauscht. Zwischen die schwarzen Basaltfelsen des Ufers drängen sich die vom Winde hergeführten weißgelben Sandmassen und erfüllen die Schluchten bis hoch zu den Abhängen hinauf, sie bedecken zum Theil den Bahnkörper trotz der Anlagen von Schutzzäunen, und an vielen Stellen müssen die Züge langsam fahren, um der Gefahr der Entgleisung zu entgehen. Inmitten dieser großartigen Natur erblickt man in der Ferne den stolzen 17500 Fuß hoch ragenden schneebedeckten Kegel des vom Columbiafluß durchbrochenen Cascadengebirges. Bald aber ändert sich die Scenerie mit der Annäherung an diesen Gebirgszug. An Stelle des Sandes stellt sich bei der gewerbfleißigen, malerisch an den felsigen Abhängen des Stromes liegenden, 3500 Einwohner zählenden Stadt Dalles fruchtbare Ackerkrume ein. Reiche Obstgärten, Wiesen und Felder begrenzen die Bahn an beiden Seiten. Auf den bisher kahlen Felsen zeigen sich die Ausläufer herrlicher Wälder mit den gewaltigen, vielfach über 150 Fuß hohen Oregonfichten, und inmitten ihres dunkeln Grüns rauschen zwischen Basaltklippen malerische Wasserfälle hernieder. Die Scenerien des Columbiaflusses gehören mit zu den schönsten Amerikas; sie bilden eine unaufhörliche Folge fesselnder Landschaftsbilder, bis kurz vor Portland die Bahn den Fluß verläßt, um gegenüber dieser Hauptstadt Oregons am Ufer des Willamette, einem Nebenfluß des Columbia-River, der noch für große Seeschiffe zugänglich ist, zu landen.

Das westliche Oregon, in welchem Portland liegt, und das nördlich davon gelegene Territorium Washington ist fürwahr ein glückliches Land durch die Schönheit seiner Scenerien, durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, durch den Reichthum seiner herrlichen Wälder, durch die Schiffbarkeit seiner fischreichen Ströme, endlich durch die Nähe des Oceans, dessen Strömungen die heiße Luft des Sommers kühlen und die Härten des Winters mildern, und dessen Buchten tief in das Land hineinschneiden, prachtvolle Häfen bilden und directe Verbindung mit Australien und Asien vermitteln.

Hier fühlt sich auch der Deutsche wohl. Von allen Staaten, welche die Nord-Pacificbahn durchschneidet, hat Oregon den größten Procentsatz an Deutschen aufzuweisen. Aber auch Skandinavier und Italiener finden sich hier in großer Zahl. Aus ihnen rekrutiren sich die Lachsfischer des Columbia-River, deren Flotte an 1500 Boote zählt, und welche die ungeheuern Massen Lachs liefern, die in den 39 „Cannaries" (Lachsverpackungsanstalten) von Astoria, einer aufblühenden Stadt an der Mündung des Columbiaflusses, geschnitten, in Blechbüchsen verpackt, gekocht und verlöthet in den Handel gebracht werden; 550000 Kisten zu je vier Dutzend Büchsen Lachs wurden im Jahre 1882 von Astoria aus verschickt. Skandinavier und Indier sind die Fischer, Chinesen sind die Verpacker. So reichen sich drei Nationen, deren Heimstätten weit voneinander abliegen, bei Ausübung dieser Industrie in Oregon die Hand. Astoria weist von allen Städten des amerika-

Digitized by Google

nischen Westens die meisten Chinesen auf, sie bilden mindestens 33 Proc der Bevölkerung: Auch Portland birgt Tausende von Chinesen; es besitzt im Herzen der Stadt ebenso gut sein Chinesenviertel wie San-Francisco, wo die Söhne des Himmlischen Reiches in amerikanischen Miethhäusern ihre Kaufläden, Restaurants, Tempel, Opiumhöhlen, Theater und Schlafstellen eingerichtet haben, unter den bescheidensten Verhältnissen ihr Leben fristen, aber, unähnlich dem Deutschen, der, wenn nicht in der ersten, so doch in der folgenden Generation in dem Amerikaner aufgeht, sich und ihrer Nation treu bleiben, und nachdem sie eine zu ihrem bescheidenen Leben hinreichende Summe erübrigt, nach ihrer Heimat zurückkehren, um dort zu sterben.

Portlands Handel bewegt sich wesentlich in Farmproducten und geschnittenen Bretern. Zehn Millionen Bushel (à 60 Pfd.) Weizen, 8 Mill. Pfd. Wolle und ungefähr 10 Mill. Doll. an Werth an Früchten, Gemüsen und Hölzern wurden im Jahre 1881 in Portland verkauft. Die Stadt ist bei 30000 Einwohnern nur eine Mittelstadt; aber diese amerikanischen Mittelstädte weisen fast alle großstädtische Einrichtungen und großstädtischen Comfort auf. Geschäftsstadt (business town) und Wohnstadt (residence town) sind voneinander getrennt; die letztere zählt freilich der großen Mehrzahl nach hölzerne, aber freundlich und wohnlich erscheinende und von hübschen Parks umgebene Villen; die erstere Gasthäuser, Banken, Geschäftslokale, Theater, Gas, Wasserleitung und elektrisches Licht. Nur mit dem Pflaster und der öffentlichen Reinlichkeit ist es hier, wie in allen Städten Amerikas, schlecht bestellt.

Die Hoffnung, daß Portland jemals San-Francisco überflügeln könne, ist wol ausgeschlossen. Es liegt zu weit (128 Meilen) vom Ocean entfernt. Der Zugang von demselben zum Columbiafluß ist durch eine Barre gefährdet. Es fehlt ihm ferner das minenreiche Hinterland, für welches San-Francisco den Centralpunkt bildet, der grandiose Hafen des letztern und die directe Verbindung mit den großen Handelscentren Australiens, Chinas und Japans.

Aber eine große Zukunft steht der Stadt bevor in der fernern Entwickelung Oregons, das bei einer Größe, die Süddeutschland um etwas übertrifft, jetzt erst im Durchschnitt zwei Einwohner auf die englische Quadratmeile zählt. Freilich ist das Land von allen westlichen Staaten Amerikas, von Alaska abgesehen, das fernste. Noch ist der Osten der Vereinigten Staaten dünn besiedelt. Es gibt daselbst zahlreiche Landstriche, die Platz haben für viele Einwanderer. Sogar auf der vor den Thoren Neuyorks liegenden Insel Long-Island finden sich noch genug unbebaute, aber anbauwürdige Landstrecken, und so großen Reiz für den kühnen Mann ein noch uncultivirtes jungfräuliches Land hat, das seinem Thatendurst volle Freiheit gewährt, so wird derjenige, welcher neben des Lebens Arbeit auch des Lebens Genüsse nicht entbehren will, die bereits civilisirten Landstriche vorziehen, wo er gleichgesinnte Menschen findet, die ihm vorgearbeitet haben.

Noch schwächer als Oregon ist das sich ihm nördlich anschließende, in vielen Stücken gleichende Territorium Washington bevölkert, dessen Grenze nach Süden der Columbiafluß bildet. Auch dieses ist in den Bereich der Nord-Pacificbahn

Digitized by Google

hineingezogen durch eine Zweigbahn, die von Wallula aus bis nach Kalama und Tacoma am Meerbusen des Puget-Sound führt.

Die neue Pacificlinie wird nicht lange die neueste bleiben. Bereits hat man mit dem Bau einer canadischen Pacificbahn begonnen, die ausschließlich auf englischem Terrain entlang laufen wird. Im Weltverkehr werden diese neuen Linien vorläufig keine Rolle spielen; aber für die Cultur der von ihnen aufgeschlossenen Landstriche werden sie von hoher Bedeutung sein, gleichviel, ob sich die Hoffnungen der betheiligten Unternehmer in finanzieller Hinsicht erfüllen oder nicht. Es gilt auch hier Schiller's Wort von dem seefahrenden Kaufmann:

— — Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Digitized by Google

Neue Sensationsschriften.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Von

Rudolf von Gottschall.

Marie Colombier, Sarah Barnum, avec préface de Paul Bonnetain. Quatre-vingt-dix-septième édition (Paris, chez tous les libraires).

Max Nordau, Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1884).

W. Rowel, Briefe aus der Hölle. Frei nach dem Dänischen (7. Aufl., Leipzig, Johannes Lehmann, 1883).

Es gibt dichterische Werke, die einen großen buchhändlerischen Erfolg haben, wie auch in Deutschland die Moderomane von Gustav Freytag und Georg Ebers beweisen; man mag diesen Schöpfungen kritisch gegenüberstehen und das Misverhältniß zwischen dem dichterischen Werth und der großen Verbreitung, die sie beim Publikum gefunden, nachzuweisen suchen: immerhin sind es Werke talentvoller Dichter, und wenn sie eine große Nummer zogen, so war doch auch der Einsatz beachtenswerth.

Ganz anders verhält es sich mit den eigentlichen Sensationserfolgen, durch welche oft der Buchhändler selbst überrascht wird: irgendein kühner oder kecker Wurf ist die Ursache derselben, das Aparte und Extreme, das literarische Wagniß, und alles dies kann in den verschiedenartigsten Gestalten erscheinen. Der Erfolg ist zwar etwas Unberechenbares; und wer sich auf den Delphischen Dreifuß setzen und ihn prophezeien wollte: der wird in der Regel mit seinen Orakelsprüchen zu Schanden werden. Leichter ist es hinterdrein, wenn er zu einem fait accompli geworden, seinen Wurzeln nachzugraben und die Geheimnisse seiner Triebkraft zu ergründen. Natürlich gilt vom buchhändlerischen Erfolg wie von jedem andern das bekannte Wort: „Rien ne réussit que le succès"; jeder Erfolg multiplicirt sich fortwährend mit sich selbst, und so erreicht er eine überraschende Höhe.

Die Sensationsschriften selbst können der verschiedensten Art sein, den verschiedensten Gebieten angehören: immer wird ihnen eine Speculation auf das Sensationsbedürfniß des Publikums zu Grunde liegen. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob der Autor auf dem frivolen oder radicalen oder frommen Standpunkte steht: zum Beweise dafür haben wir hier drei Schriften zusammengestellt, die sonst nicht die geringste Fühlung miteinander haben, denen aber allen dreien ein gewisser extremer Zug gemeinsam ist, der seine Wirkung nicht verfehlte, zunächst

Digitized by Google

die Gleichgesinnten fesselte, dann aber, da die Werke von sich sprechen machten, durch den Reiz der Neugierde, die sie erregten, auch die weitesten Kreise heranlockten, sodaß ein ungewöhnlicher buchhändlerischer Erfolg erzielt wurde.

Die erste dieser Schriften ist „Sarah Barnum" von Marie Colombier, eine Skandalschrift, die bereits über 90 Auflagen erlebt hat. Daß das Porträt, das eine Künstlerin von der andern entwirft, nicht sehr geschmeichelt sein wird, ist von Haus aus anzunehmen; aber mit solchen Schmuzfarben ist wol selten ein Porträt ausgeführt worden wie dieses: persönliche Rancune, Gift und Galle haben der Marie Colombier (Schriftstellername für die in der Biographie selbst auftretende Pigeonnier) die Feder geführt; es ist ein literarischer Racheact, der auch zunächst einen Reitpeitscheneclat zur Folge hatte, indem die Porträtmalerin von dem Opfer ihrer Kunst und den Freunden derselben in ihrer Wohnung aufgesucht und mit der Reitpeitsche durch alle Zimmer gejagt und geprügelt wurde. Das glänzende Honorar der höchst erfolgreichen Arbeit wird die Verfasserin über diese Züchtigung getröstet haben.

Der Skandal ist der einzige Zweck der Schrift; sie ist nicht einmal eine Studie nach einem Modell; sie ist eine Biographie mit etwas veränderten Namen und Daten. Um so mehr muß man sich wundern, daß Madame Colombier einen literarischen Vorkämpfer gefunden hat, der an diese bodenlos indiscreten Boudoirplaudereien einen ästhetischen Maßstab anlegt: es ist das der geistvolle Vorredner Paul Bonnetain, welcher dem Werke seinen literarischen Segen mit auf den Weg gibt. Er sucht dasselbe als einen Roman expérimental hinzustellen; er schreibt an die Verfasserin: „Ihre Sarah ist eine, zwei, drei, fünf und mehr Sarah, die wir gekannt haben... zu sehr gekannt. Aber was liegt daran, da Sie dieselbe so vor uns hinstellen, daß man glaubt, sie stehe lebhaft vor uns? Sie erinnert uns gleichzeitig an zehn Bühnensterne, und nicht an einen einzigen, das ist wahr; aber man verlangt ja von Ihnen keine Photographie, und ich will Sie deshalb nicht tadeln, weil Sie einen Zug, eine Geberde jeder unserer gegenwärtigen Berühmtheiten anbrachten, daraus nicht Mademoiselle X.... oder Madame Z.... zusammengesetzt und gestaltet haben, sondern das Gestirn als solches, eine sociale, psychische und physiologische Allgemeinheit, wie sie unsere Sitten, unser Geschmack, unsere Reclame schaffen ... darum ... Bravo und Dank!"

Durch die gewandte Einleitung Paul Bonnetain's wird sich das Publikum nicht irremachen lassen. Diese Schrift ist keine Studie, sondern ein Pasquill, und weit davon entfernt, von verschiedenen Bühnensternen diesen oder jenen Strahl zu einem neuen Meteor zu sammeln, hat Marie Colombier von Anfang bis zu Ende nur eine einzige photographirt: Sarah Bernard, die klapperdürre große Tragödin, nicht blos photographirt, sondern secirt bis in ihre innerste Körperbeschaffenheit hinein, und wenn sie ihre Heldin auch am Schlusse sterben läßt, so läßt sich dadurch doch niemand ein X für ein U machen; es ist dies eine kleine Licenz, um dem Werke einen Abschluß zu geben, der doch später nicht fehlen wird. Der Tod scheint die einzige Erfindung in diesem Lebenslauf zu sein, der sonst mehr auf Wahrheit Anspruch macht, als er den Ruhm der Dichtung in

Digitized by Google

Anspruch nimmt. Der beste Beweis ist die Reitpeitsche der Sarah Bernard, welche diese Künstlerin gewiß nicht für einen Roman expérimental in Bewegung setzen würde; für das Monumentum aere perennius, das ihr die Freundin gesetzt, ist sie sich wenigstens einen kleinen Denkzettel nicht schuldig geblieben.

Paul Bonnetain ist ein Anhänger der Zola'schen Schule; er spricht vom großen Goncourt und wirft mit den Stichwörtern seines Herrn und Meisters um sich. „Sie haben", ruft er der Marie Colombier zu, „kein Kunstwerk schaffen wollen, aber die Künstler werden in Ihrem Werke einen reichen Schatz von Documenten finden; ich habe das große Wort ausgesprochen und halte es aufrecht: ja Ihr Werk hat die Bedeutung einer Sammlung von Documenten." Wir dürfen natürlich bei diesem „großen Worte" nicht an gerichtliche Actenstücke denken, sondern an die Documente der Zola'schen Romantheorie, welche diesseit des Rheins in den Spielhagen'schen Modellen ein schwaches Echo gefunden haben.

In der That, die Atmosphäre dieser Biographie ist ähnlich wie die von Zola's „Nana" und „Pot-bouille", und wenn das literarische Frankreich vorzugsweise jetzt in dieser Atmosphäre athmet, so ist ihm eine gründliche Luftreinigung zu wünschen. Die Vorliebe für den Schmuz ist ganz unverkennbar; an die Stelle der feinen Zweideutigkeit des frivolen ancien régime, in welchem doch immer noch der Esprit eine Rolle spielt, ist die Zote getreten.

Nach einer Seite hin hat das Gemälde der Sitten in Künstlerkreisen ein großes Verdienst: die Reclame, die groteske Umrisse angenommen hat, wird uns in einer Weise geschildert, die man für satirisch meisterhaft halten würde, wenn es sich nicht meistens um den Bericht über Thatsachen handelte. Die Heldin wird ja deshalb Sarah Barnum genannt, weil sie wie jener amerikanische Meister des Schwindels alles für diesen einen großen Zweck verwerthete. Hierin mag sie freilich die Tendenzen vieler Sarahs vertreten; aber sie übertrifft sie doch alle; sie ist nicht blos prima inter pares.

In der ersten Zeit ihres jugendlichen Ehrgeizes war es der Sarah Barnum noch nicht gelungen, die Reclame für sich zu gewinnen oder zu organisiren. Bei ihren ersten Engagements spielte sie noch eine untergeordnete Rolle; doch der Director des Parthenon tröstete sie: „Mein Kind, verzweifle nicht; spiele jede Rolle, welche es auch immer sei. Die Hauptsache ist, daß du spielst, daß man deinen Namen immer wieder auf dem Zettel liest. Das Theater ist Sache der Oeffentlichkeit. Mach' es wie die Chocolade X.: weil man immer auf allen Mauern von Paris liest, daß es die beste von allen sei, so kauft man sie."

Sarah folgte diesen Rathschlägen; sie kommt auf den Gedanken, sich noch besonders interessant zu machen. Nachdem sie mit einer Rolle als junger italienischer Troubadour Erfolg gehabt hatte, hoffte sie die Theilnahme des Publikums noch zu steigern, indem sie die „Brustkranke" spielte. Die Camelliendamen standen zu hoch im Preise, Sarah fiel bisweilen in ihrer Loge in Ohnmacht, dann auch im Zwischenact und zuletzt auf der Bühne selbst. Das machte einiges Aufsehen. Ihre „Menagerie", der Kreis ihrer Verehrer, zu denen ein Mouton, Leboeuf, Renard und andere gehörten, vergrößerte sich: der glänzendste war ein Herr Maresky, der ihr aber untreu zu werden drohte, als er durch die Domestiken Näheres

Digitized by Google

über die „Menagerie" erfuhr. Um ihn zu fesseln, hielt Sarah einen besondern großen Coup für nöthig, der auch der Reclame die reichste Ausbeute gab: sie vergiftete sich.

„Das war wunderbar mit überlegener Kunst in Scene gesetzt. Ein Brief mit Erklärungen und Lebewohls, ein würdiger kurzer Brief, gegen den Schluß hin überströmend von Zärtlichkeit, welche auch durch Spuren von Thränen bezeugt wurde, das Papier schon vorher zerknittert und mit Veilchenduft besprengt, wurde Herrn Maresky in den Club geschickt, wo er alle Abende am Spieltische saß. Darauf wurde das Personal verabschiedet, das Haus in Ordnung gebracht, und Sarah schmückte sich für den Tod, ohne daß indeß irgendein Riegel vorgeschoben wurde. Die Tragödin zog das Costüm des Troubadour im «Voyageur» an, ließ ihre Haare über die Schultern herabflattern, brachte die Pendeluhren zum Stillstehen, steckte alle Kerzen an, bestreute ihr Bett mit Camellien und Rosen und legte sich dann nieder. Auf einem Tisch am Kopfkissen lag ein Blatt Papier, auf welchem sie die Verse ihrer Rolle geschrieben hatte:

Celui qui suit au ciel les oiseaux et qui passe.

„Darunter hatte sie mit zitternder Hand einige Worte geschrieben:

„«Ich sterbe aus Liebe zu Dir; ohne Dich zu leben ist mir unmöglich . . . ich verzeihe Dir . . . man möge mich mit vielen Blumen und vieler Musik bestatten.»

„Unterschrift, Datum und Stunde fehlten nicht. Neben dem Blatt Papier stand eine Flasche . . . die größte, welche der Apotheker des Stadtviertels hatte auftreiben können, und spiegelte das bleiche Kerzenlicht wider, und ihre Etikette, mit kleinen Buchstaben, offenbar von einer andern kleinen Phiole abgelöst, trug die gedruckte Inschrift: «Laudanum von Sydenham.»"

Im Club war natürlich größte Bestürzung; Maresky eilte herbei; die Zahl der rettenden Aerzte vermehrte sich bis auf zehn. Sarah, die nur einige Tropfen Laudanum zu sich genommen, wurde durch die Mittel der Aerzte so weit wiederhergestellt, daß die Facultät gegen Morgen erklären konnte, sie sei außer Gefahr. Doch nun kam der Lärm der Reclame.

Die Journale sprachen nur vom Selbstmord der „armen Sarah". An der Börse erlahmte der Verkehr; der „Chante-clair" entschuldigte sich in einem Leitartikel, daß ein Unfall, der die Druckmaschine betroffen, ihn verhindert habe, rasch ein Extrablatt erscheinen zu lassen; die Journale sprachen nur von Sarah Barnum: kurz es war eine Reclame, wie sie bisher alle Impresarios des freien Amerika noch nicht zu Stande gebracht hatten. Selbstverständlich schloß das Parthenon am nächsten Abend seine Pforten.

Dieses war der erste Streich vom Sarah Barnum; es folgten viele andere ähnlicher Art. Etwas harmloser war der Unfall im Atelier: sie hatte nicht Lust, in eine Gesellschaft zu gehen, zu der sie eingeladen war. Sie ließ absagen, weil sie infolge eines Sturzes von einer Steigeleiter im Atelier — Sarah war auch Bildhauerin — nicht ausgehen könne. Sie malt sich an verschiedenen Körpertheilen blaue Flecke an, die sie dann ihren Freundinnen zeigt. Alle Zeitungen sprechen von dem denkwürdigen Ereigniß. Von jetzt ab bleibt sie die Heldin der Blätter: sie macht eine Tournée durch Frankreich, wo sie zuerst überall als die

Digitized by Google

grrrande tragédienne proclamirt wird, eine Gastreise nach Südamerika, nach Deutschland: sie ist das Gestirn, l'étoile des französischen Theaters.

Ein Mittel der Reclame hatte sie noch nicht versucht, das einzige, das ihr noch übrigblieb: die Heirath; sie hatte ihr Auge auf einen Schauspieler Madaly geworfen: der spielte ihr aber einen bösen Streich; er ging durch mit einer Collegin Adele, mit welcher die Barnum am Abend vorher einen heftigen Auftritt gehabt. Was sollte sie thun, um sich des Flüchtigen zu bemächtigen? Sie faßte einen kühnen Gedanken: sie klingelte das ganze Hotel zusammen und rief: „Schnell, schnell! Man hat mich bestohlen! Siebzehntausend Francs sind mir aus diesem Kommodenschub genommen worden". Alle Kellner werden untersucht; sie erklärt, daß sie nur Madaly und Adele in Verdacht hat. Die Behörden, die Telegraphen werden in Thätigkeit gesetzt; nach allen Weltgegenden hin spielen die Drähte. Madaly hat indeß die französische Grenze passirt und befindet sich in Montefiore (Monaco), einem Staat, mit welchem kein Auslieferungsvertrag besteht. Sie telegraphirt, unbeirrt durch seine abschlägigen Antworten. „Komm oder ich tödte mich" lautet ihr letztes Telegramm. Da kann Madaly nicht widerstehen; doch um kommen zu können, braucht er 3000 Frs. Reisegeld ... er hat in Montefiore unglücklich gespielt; er erhält das Geld, und

auf der Liebe Flügeln
Eilt nach Mirandola der Glückliche;

fliegt die Treppen zu ihr hinauf und findet sie in den Armen eines frühern Geliebten, des Schauspielers Angel. Doch das hat weiter nichts zu sagen, wie Sarah auseinandersetzt; es ist nur ein Abschied für immer, denn sie wird Madaly heirathen ... und also geschieht es.

Wir wollen hier nicht alle die Reclamemittel, die bis zum Blutspucken und Blutsturz gingen, nicht alle Bizarrerien, wie diejenige mit dem Sarge in ihrem Zimmer, mittheilen: als Geiselung solcher komödiantischen Reclame hat das Buch der Colombier seinen Werth. Daneben geht aber eine Darstellung der Prostitution in künstlerischen Kreisen, welche wirklich oft abstoßend ist. Zwischen der Nana der Vorstadtbühnen und der grrrande tragédienne Barnum ist gar kein Unterschied. Die Barnum hat wie die Nana ihre Menagerie, ihren Tour de Nesle, ihre Verehrer, die sie nach Kräften plündert, und die galante Chronik ihrer Liebeshändel füllt, neben ihren meist kläglichen, vom höchsten Luxus zur äußersten Noth überspringenden Geldverhältnissen und ihren künstlerischen Reclamen das ganze Buch. Nur macht die körperliche Schönheit der Nana den Andrang der Verehrer begreiflich; doch die skeletartige Barnum ... nun, sie hatte außer dem Ruhm, der doch auch ein Sprenkel für die Drosseln ist, doch etwas besonders Anziehendes in ihrem Gesicht.

„Groß und dünn", so entwirft die Colombier das Porträt der jungen Sarah, „mager bis zur Lächerlichkeit, hatte die junge Schauspielerin einen Kopf von einem seltsamen Charakter. Die Züge waren correct, die Zeichnung wie ihre Linien erinnerten an das jüdische Profil der Mutter, doch war das ihrige sanfter und feiner. Gleichwol hätte man dies Gesicht ebenso wenig schön wie häßlich nennen können; es hatte etwas Zurückfliehendes, Verschwommenes, Unfertiges; es hatte Aehnlichkeit mit

Digitized by Google

einem jener unvollendeten Köpfe, die man bei den Bildhauern sieht; es fehlte der Abschluß der Modellirung, der letzte Strich mit dem Daumen; aber ebenso wie man in der marmornen Halbheit des unvollendeten Werkes das Ideal erkennt, welches der Künstler später verwirklichen wird, so merkte man, unter der Anmuth dieses ausdruckslosen Gesichts des achtzehnjährigen Mädchens, das stille Werden einer Umwandlung, die langsame Arbeit einer nahen Entfaltung. Doch ihre unvergeßliche Eigenart lag nicht blos in dieser Unfertigkeit; sie strahlte aus den Augen, aus den langgeschnittenen prächtigen Augen hervor. Ihre Pupille wechselte die Farbe mit den Wandlungen des Lichts, mit den Bewegungen der Physiognomie: altes Gold, wenn das Kind träumte, grünes Katzenauge, wenn der Zorn seine Wimper zusammenzog, tiefes Blau, wenn es lächelte; aber man überraschte diese Blicke nicht immer wie ein Naturspiel. Absichtlich erhob sie oft das junge Mädchen, wie um etwas über ihrem Kopfe zu betrachten. Auch machten ihre Mutter und ihre Gefährtinnen vom Conservatorium ihr oft den Vorwurf «de plafonner», mit dem Plafond zu kokettiren. In diesen Augenblicken sah man nur den Augapfel, dessen perlmutterartige Weiße ins Blaue spielte, indem sie zwischen den langen gebogenen Wimpern dieselbe milchartige Färbung hervorscheinen ließ, mit der die Zähne aus dem rothen Granit der Lippen hervorstrahlten. Die Stirn war schmal und vorzeitig gefurcht; sie hätte das Ganze entstellt, wenn nicht die Haare, künstlich zerzaust und fast bis auf die Augenbrauen herabhängend, ihre häßliche Dürftigkeit versteckt hätten."

So ausgestattet von der Natur ging Sarah Barnum auf ihre Eroberungen aus, und zahlreich wie die Scalpe am Gürtel der Indianerhäuptlinge waren die Trophäen ihrer Siegeszüge: Diplomaten und Bankiers, alt und jung, Vater und Sohn: es war ganz die Liebeskomödie, die wir aus der „Nana" kennen, alles nur des Geldes wegen. Die Colombier gibt die gewissenhafte Chronik dieser Liebeshändel, obschon sie nur die pikantern hervorhebt und sich bei der „Menagerie" auf den Namensaufruf beschränkt. Diese Polyandrie der pariser Courtisane kennen wir ja aus hundert Romanen, und wären nicht die Reclamenspäße der Sarah Barnum mit in diese Chronik hineinverwoben, so würde dieselbe jedes prickelnden Reizes entbehren. Das Anstößige der Schrift besteht, abgesehen von den einzelnen Zoten, mehr in den Schilderungen, welche die jüngern Schwestern der Sarah, Annette und Renie, betreffen; hier gefällt sich die Colombier in abstoßenden Malereien, die das Zartgefühl verletzen.

Die ganze Schrift hat keinen andern Zweck als den „Skandal". Schon früher hat dieselbe Verfasserin „Sarah Bernard en Amérique" geschildert, damals mit dem authentischen Namen; jetzt hat sie durch die Ueberschrift „Sarah Barnum" das Recht gewonnen, Wahrheit und Dichtung zu vermischen; doch sie macht von diesem Rechte den mäßigsten Gebrauch. Die Speculation auf das Sensationsbedürfniß des Publikums hat ihren Erfolg gehabt; durchschlagend wurde er durch den Reitpeitscheneclat. Während wir dies schreiben, hat der Roman vielleicht schon wieder 10—20 neue Auflagen erlebt: hierin steht die Nana der Tragödie nicht gegen die Nana der Operette zurück.

Digitized by Google

Wenn wir einen deutschen Radicalen wie Max Nordau in Einem Athem nennen mit dieser französischen Komödiantin, die eine frühere Freundin vor dem ganzen Publikum an den Pranger stellt, so geschieht das nur deshalb, weil der deutsche Schriftsteller in seinen „Conventionellen Lügen der Culturmenschheit" ebenfalls es auf eine Sensationswirkung abgesehen hat. Oder heißt es etwas anderes, wenn der Autor in der „Vorrede" sagt, „es könne nicht ausbleiben, daß man beim Lesen dieses Buches die Augen verdrehen und die Hände über dem Kopf zusammenschlagen wird"? Das sind doch Bewegungen einer Marionette, und um sie zu erreichen, muß der Autor doch vorher seine Drähte danach eingerichtet haben. Das Buch soll also etwas Stupendes, Niedagewesenes bringen, dem gegenüber das nil admirari des Horaz zu Schanden wird. Eine Schrift, der eine solche Ankündigung vorausgeschickt wird, kann eben nur eine Sensationsschrift sein; sie will frappiren, novum quid atque inauditum ins Publikum schleudern, und es ist ihr ja auch gelungen, viel von sich sprechen zu machen.

Nordau ist ein geistvoller Schriftsteller; seine Reisewerke beweisen, daß er gut zu beobachten und seine Beobachtungen scharf zu markiren versteht. Auch in diesem Gemälde unserer socialen Verlogenheit finden sich einzelne markante Züge, viele treffende Bemerkungen in schlagender Form: oft aber auch Waghalsiges und Unhaltbares, glänzende Raketen, die rasch in den Lüften zerplatzen und nur, um Effect zu machen, in kühnen Bogenlinien in die Höhe geschleudert werden; einige Paradoxen von verblüffender Wirkung.

Gleichwol gibt sich Nordau einer Selbsttäuschung hin, wenn er glaubt, mit lauter funkelnagelneuen Gedanken zu debutiren. Die Literatur der Bewegungsepochen, der jungdeutschen Stürmer und Dränger, der revolutionären Zeit von 1848 und die stets auf Sensation speculirende neufranzösische Literatur haben so viele ähnliche Gedankengänge und geistige Lebensäußerungen zu Tage gefördert, daß der Kenner derselben bei keiner Nordau'schen Sentenz die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen braucht.

Dagegen besteht das Neue des Nordau'schen Buches — und hierauf beruht wol hauptsächlich seine Wirkung — in der Systematik, in dem Aufbau auf einer Grundlage, indem er unser ganzes politisches und religiöses, gesellschaftliches und literarisches Leben in das eine Netz des conventionellen Lügensystems einzeichnet, das er der ganzen Welt über den Kopf wirft. Eine solche Darstellung der Verlogenheit unserer Zustände könnte dem Meißel eines Tacitus oder mindestens dem Pinsel eines Petronius den geeigneten Stoff liefern, ja könnte sich zu einem satirischen Gemälde im größten Stil gestalten, und wo Nordau ein Bild der Halbheit und der Widersprüche dieser Epoche entwirft, deren Physiognomie einen Lyriker zu den chants du crépuscule begeistern mochte, da finden wir bei ihm einzelne Gemälde von markiger Zeichnung und farbenhellem Colorit.

Den Grundgedanken seines Werkes spricht Nordau wol in folgenden Worten aus: „Unser ganzes Leben ist auf hergebrachten Voraussetzungen einer andern Zeit aufgebaut, die unsern heutigen Anschauungen in keinem Punkte mehr entsprechen. Form und Inhalt unsers bürgerlichen Daseins schließen einander heftig aus. Das Problem unserer officiellen Cultur scheint zu sein, einen Würfel in

Digitized by Google

einer Kugel von gleichem Rauminhalt unterzubringen. Jedes Wort, das wir sprechen, jede Handlung, die wir üben, ist eine Lüge gegen das, was wir in unserer Seele als Wahrheit erkennen. So parodiren wir uns gleichsam selbst und spielen eine ewige Komödie, die uns trotz aller Gewohnheit ermüdet, die von uns eine beständige Verleugnung unserer Erkenntniß und Ueberzeugungen verlangt und uns in Momenten der Selbsteinkehr mit Verachtung vor uns und den Weltlenkern erfüllen muß. Wir tragen bei hundert Gelegenheiten mit feierlichen Mienen und gesetztem Anstand ein Costüm, das uns selbst eine Narrenjacke scheint; wir heucheln äußerliche Verehrung von Personen und Einrichtungen, die uns innerlich im höchsten Grade absurd dünken, und halten feige an Conventionen fest, deren vollständige Unberechtigtheit wir mit allen Fibern unsers Wesens fühlen." Weiterhin sagt Nordau: „Dieser beständige Widerspruch zwischen unsern Anschauungen und allen Formen unserer Cultur, diese Nothwendigkeit, umgeben von Einrichtungen zu leben, die wir als Lügen betrachten: sie sind es, die uns zu Skeptikern, zu Pessimisten machen. Das ist der tiefe Riß, der durch die ganze Culturwelt geht."

Was aber sind das für Anschauungen, die mit den Formen unserer Cultur in Widerspruch stehen? Auch darüber läßt uns Nordau nicht in Zweifel: es ist die naturwissenschaftliche Weltanschauung, die sich gegen jene Formen empört; sie faßt den Kosmos als eine Stoffmasse auf, deren Attribut die Bewegung ist; sie sieht diese Bewegung von bestimmten Kräften regiert, die wir zum Theil erkannt, definirt, experimentell erprobt haben, denen wir zum andern Theil auf der Spur sind, die wir für unwandelbar halten und von denen wir keine Ausnahme erkennen; sie sieht im Menschen ein Lebewesen, das sich ohne Unterbrechung an die Reihe der Organismen anschließt und in jeder Hinsicht von den allgemeinen Gesetzen der organischen Welt regiert wird. „Wir erkennen keine Möglichkeit, dem Menschen Sondervorrechte oder Zustände der Gnade zuzugestehen, welche nicht auch jedem andern Thier- oder Pflanzenindividuum zukämen. Wir glauben, daß die Entwickelung der menschlichen wie die aller andern Gattungen durch die Zuchtwahl vielleicht erst ermöglicht, jedenfalls aber gefördert wurde, und daß der Kampf ums Dasein im weitesten Sinne die ganze Menschheitsgeschichte ebenso wie das Dasein der obscursten Individuen formt und allen Erscheinungen der Politik wie des Gesellschaftslebens zu Grunde liegt."

„Das ist unsere Weltanschauung", ruft Nordau aus, d. h. es ist die Weltanschauung Nordau's und der Gleichgesinnten: damit beschränkt sich von Haus aus das Gemälde der conventionellen Lügen auf diese Gleichgesinnten, welche den bestehenden Institutionen, die im Widerspruch mit ihren Ueberzeugungen sind, Zugeständnisse machen. Nordau ist allerdings der Ansicht, daß diese Anschauung ein Elementarbestandtheil unserer Cultur geworden sei: das ist aber eine irrige Annahme; Millionen theilen sie nicht und gerathen daher nicht in Gefahr des innern Zwiespalts und der äußern Lüge, ja es gibt sogar Darwinianer genug, welche zwar Darwin's Hypothese der Entwickelungsgeschichte der Thier- und Menschenwelt für eine unwidersprechliche Wahrheit halten, aber doch durchaus die durch den Menschengeist geschaffene Culturwelt nicht blos nach den Maßstäben der Zoologie beurtheilen. So ist also der Kreis der conventionellen Lügner und

Digitized by Google

Heuchler ein sehr eingeschränkter; denn auch die radicalen Kraftnaturen à la Nordau machen ja dem Bestehenden keinerlei Concessionen.

Es bleiben also die Freidenker übrig, die sich mit den bestehenden Einrichtungen, wie sie auch von denselben denken mögen, doch auf einen möglichst guten Fuß zu setzen suchen. Diese werden nun von Nordau als die eigentlichen Vignetten seines Werkes angesehen; er verdammt sie und verpflanzt sie in alle Trichter, d. h. in alle Kapitel seines Inferno und befindet sich dabei in ungewolltem Einklange mit den von den Elementarbestandtheilen unserer Cultur nicht beleckten Männern der äußersten Rechten, den Orthodoxen und Absolutisten, welche ebenfalls diese Männer der Halbheit, diese Opportunisten der ewigen Verdammniß würdig finden. Die armen Verurtheilten werden kein Gehör finden, wenn sie unter Heulen und Zähneklappern sich darauf berufen, daß jeder Staat, jede Gesellschaft auf Compromissen aufgebaut ist und daß es Verhältnisse gibt, in denen jeder auch mit seinem Gewissen ein Compromiß zu schließen genöthigt ist.

Mit der Darstellung der conventionellen Lügen würde also Nordau keinen Schlag in das Gesicht der ganzen Culturmenschheit geführt, sondern nur einzelne Bruchtheile derselben getroffen haben. In der That ist aber auch die Zeche im Buche eine andere, als das Schild desselben erwarten läßt: es handelt sich im wesentlichen nicht um jenes Lügengemälde, wenn auch demselben viele Lichter aufgesetzt sind, sondern um eine Kritik der bestehenden Einrichtungen vom Standpunkte der Naturwissenschaft, um einen auf das ganze geistige Leben kritisch angewandten Darwinismus.

Und auch auf die Kritik beschränkt sich der Verfasser nicht: er ist zugleich Reformator und Prophet; er weiß für manches Uebel eine radicale Heilung in Vorschlag zu bringen, und er ergeht sich in Zukunftsträumen, wie Thomas Morus und Campanella und der Reisende nach Ikarien: er wirft die Projectionen einer bessern Welt aufs Papier, nachdem er die gegenwärtige kritisch vernichtet hat, verfällt aber mit diesen kühnen Baurissen selbst wieder der Kritik.

So verschiedenartig sind die Einschläge im Gewebe des Werkes, das seine äußerliche Einheit indeß durch die Kapitelüberschriften wahrt, in denen nirgends die „Lüge" fehlt, deren Darstellung ja den Hauptinhalt des ganzen Werkes bilden soll.

Was das erste Kapitel über die religiöse Lüge bringt, das kennt man hinlänglich, soweit es einer Kritik der Religion gilt, aus Ludwig Feuerbach. Die religiöse Lüge soll indeß nicht etwa die Religion und die Gläubigen treffen, sondern die Ungläubigen, die, auf der Höhe der Cultur stehend, doch den positiven Religionen, ihren Glaubenssätzen, Einrichtungen, Festen, Ceremonien, Symbolen und Priestern Verehrung zollen.

In diesem Vorwurf können die Orthodoxen mit Nordau übereinstimmen. Wenn man die praktische Moral dieser Kritik sucht, so kann sie doch nur darin bestehen, daß die Ungläubigen eben aus der Kirche austreten und miteinander freie Gemeinden bilden oder als Freidenker privatisiren sollen. Der freidenkende Vater hat aber möglicherweise einen gläubigen Sohn, der freidenkende Mann eine gläubige Frau: so würden die Familien auseinandergerissen oder die Freigeisterei

Digitized by Google

würde einen Zwang ausüben wie früher die Kirche. Die große Mehrheit derer, die einen freiern Standpunkt annehmen, begnügen sich daher mit einer freiern Auslegung der kirchlichen Dogmen und Gebote, zu welcher die fortgeschrittene Theologie ihnen ja manchen Schlüssel an die Hand gibt. Wenn Nordau dann von grotesker Heuchelei, von schändlichem Verrath an seinen Ueberzeugungen, seiner Erkenntniß spricht, so werden diese Petardenschläge niemand erschrecken. Es sind im Grunde dieselben Kapuzinaden, ob sie von rechts oder von links kommen, ob sie verlangen im Namen der absoluten Religion das Unmögliche zu glauben, oder im Namen der absoluten Moral das Unmögliche zu thun; es gibt, wenn man bei Nordau's rothhäutlichen Vergleichen stehen bleiben will, ebenso gut moralische wie theologische Medicinmänner.

Gehen wir von der Religion zur Politik über, so kritisirt Nordau die Monarchie vom republikanischen Standpunkt aus; aber er ist kein staatsgefährlicher Republikaner, denn seine Republik ruht εν θεῶν γουναοι, in der blauen Ferne der Zukunft. „Ich bin weit entfernt", sagt er, „für die Republik mit der Naivetät jenes marktläufigen Liberalismus zu schwärmen, der sich am Klang eines Wortes entzückt, ohne nach dessen Sinn zu fragen. Für viele sogenannte Freisinnige ist die Republik ein erstes Ziel des Strebens, für mich ist es ein letztes. Die Republik, wenn sie ein Fortschritt und eine Wahrheit sein soll, hat eine ganze Reihe von gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen zur nothwendigen Voraussetzung, die von den bestehenden völlig verschieden sind. Solange das alte Europa in seinen gegenwärtigen Culturformen lebt, ist die Republik ein Widersinn und ein unwürdiges Spiel mit einem Namen." Nordau gibt die logische und historische Berechtigung der Monarchie zu; der Constitutionalismus und Parlamentarismus aber ist ihm eine Lüge. Diese Kritik, daß bei der streng parlamentarischen Verfassung der König, bei der constitutionellen die Parlamente Scheingrößen sind, ist leicht, und seit den Zeiten Bruno und Edgar Bauer's in Deutschland oft genug geübt worden. Da das constitutionelle System auf dem Gleichgewicht zweier Grundlagen beruht, hat man den Schwerpunkt dafür bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite hin verlegt. Im Grunde beruht auf demselben Balancirsystem ja auch die Verfassung der meisten Republiken. Es geht dabei natürlich nicht ab ohne alle künstliche Annahmen, die sich ja auch immerhin als Lügen bezeichnen lassen, da nicht jeder einzelne Fall durch die allgemeine Formel gedeckt wird.

Die ganze Vertretung beruht auf der Annahme, daß der Abgeordnete als Bevollmächtigter des Wählers stets dessen Ueberzeugung vertritt. Das wird aber sehr oft nicht der Fall sein, da der Deputirte nur auf ein allgemeines Credo hin gewählt ist; man kann also leicht, was Nordau nicht einmal thut, trotz seiner scharfen Kritik der Vorgänge bei den Wahlen, auch das ganze Wahlsystem als eine politische Lüge hinstellen. Die Wahrheit besteht dann in der Abstimmung der schweizerischen Urcantone, wo jeder selbst seine Stimme über die politischen Fragen abgibt, ohne sich durch einen Abgeordneten vertreten zu lassen.

Doch ohne Fictionen, ohne Verallgemeinerungen, die eben nicht überall stimmen, ist bei dem heutigen Stande der Cultur keine staatliche und gesellschaftliche Ein-

Digitized by Google

richtung möglich; der Protest dagegen ist, wie er auch eingekleidet sein mag, eine Rückkehr zum Waldmenschthum Rousseau's . . . und das ist auch das A und O einer radicalen Moral, wie sie Nordau verkündet. Im Grunde kritisirt sie das Bestehende nur, gibt aber doch seine Nothwendigkeit zu; denn wenn Europa noch lange nicht reif ist für die Republik, so muß doch das, was Nordau die „monarchische Lüge" nennt, als eine thatsächliche Wahrheit fortbestehen. Wenn er aber die Monarchie nur für eine stehen gebliebene Façade hält, so kennt er nicht entfernt ein großes, vom monarchischen Geist durchdrungenes Staatswesen wie das deutsche, dem er ja auch sich selbst entfremdet hat, und mag seine Studien in andern Ländern gemacht haben, wo nicht blos die Schlösser, sondern auch die Façaden zusammenstürzen.

Für die Aristokratie hat ein Darwinist eher einige Sympathie, soweit sie das Product einer culturhistorischen Zuchtwahl ist. Er protestirt gegen das Princip der Gleichheit: die égalité ist ihm ein Schlagwort für die Speisekarte der Bierkellerdemokratie. Schon die Gleichheit vor dem Gesetz sei schwer durchzuführen, die gesellschaftliche Gleichheit undenkbar. Sie stehe im Widerspruch zu allen Lebens- und Entwickelungsgesetzen der organischen Welt. „Wir, die wir auf dem Boden der naturwissenschaftlichen Weltanschauung stehen, erkennen gerade in der Ungleichheit der Lebewesen den Anstoß zu aller Entwickelung und Vervollkommnung. Was ist denn der Kampf ums Dasein, diese Quelle der schönen Mannichfaltigkeit und des Formenreichthums der Natur anderes als eine stete Bethätigung der Ungleichheit? Ein besser ausgerüstetes Wesen läßt die Artgenossen seine Ueberlegenheit fühlen, verkürzt ihnen ihren Antheil an dem Mahl, das ihnen die Natur bereitet, und verkümmert ihnen die Möglichkeit der vollen Geltendmachung ihrer Individualität, um für die Manifestation seiner eigenen mehr Raum zu gewinnen. Die Unterdrückten widerstehen, der Unterdrücker vergewaltigt sie. In diesem Ringen steigern sich die Kräfte der Schwächern und entfalten sich die des Stärksten zu ihrem höchsten Vermögen."

Diese Theorie ist viel älter als der Darwinismus und seine Geschichtsphilosophie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. „Wo haben wir denn dies alles schon gelesen?" fragt sich der Laie, dem im Laufe seines Lebens bei seiner fleißigen Lektüre allerlei Gedankenatome angeflogen sind, und der Kundige antwortet ihm: „Das ist ja das alte Naturrecht des Thomas Hobbes, der für das neue, auf die Menschheit angewendete Princip des Kampfes ums Dasein bereits im Jahre 1642 in seinem Werke «De cive» die schlagende Formel des bellum omnium contra omnes gefunden hat."

Nordau argumentirt weiter, daß die Ungleichheit Naturgesetz sei und die Aristokratie aus diesem ihre Berechtigung schöpfe. „Auch daß dieselbe einen erblichen Stand bildet, hat nichts, was die Vernunft beleidigen könnte. Wenn es eine Beobachtung gibt, deren Richtigkeit nicht angezweifelt werden kann, so ist es die, daß Eigenschaften des Individuums auf dessen Nachkommen übergehen. War der Vater schön, stark, muthig, gesund, so ist es sehr wahrscheinlich, daß seine Söhne sich derselben Vorzüge erfreuen werden, und hat jener sich durch die letztern einen ausgezeichneten Platz in der Gesellschaft errungen, so ist kein Grund vorhanden,

Digitized by Google

daß die Erben seines Blutes diesen Platz nicht auch behaupten." Weiterhin erklärt Nordau indeß, „daß geistige Vorzüge sich nicht vererben, daß die Talente in einer Familie plötzlich kommen und verschwinden. Die Kinder hochbegabter Menschen seien in der Regel schwächlich, verkümmert und weniger lebensfähig als der Durchschnitt der Menschen". Und wie erklärt der Darwinismus das Wunder, daß die Zuchtwahl gerade da versagt, wo sie die höchsten Erfolge erzielen müßte? Auch die resoluteste Consequenzmacherei stößt auf anomale Erscheinungen, die ihre geradesten Linien zum Ausweichen zwingen.

Eine erbliche Aristokratie erscheint Nordau nicht blos natürlich; sie habe auch ihren Nutzen für das Gemeinwesen: sie mache es möglich, daß junge Männer, was von größter Wichtigkeit sei für den menschlichen Fortschritt, das maßgebende Wort im Staat gewännen. Ferner biete der Besitz eines berühmten und angesehenen Namens außergewöhnliche Bürgschaft dafür, daß sein Träger eine sicherere Auffassung der Pflicht und ein höheres Ideal des Menschenthums haben wird als ein Individuum von niederer Herkunft. Es bleibt dabei nur bedauerlich, daß nach Nordau's Ansicht die Talente sich nicht forterben, sodaß, wenn junge, schöne, gesunde Männer der Aristokratie das maßgebende Wort sprechen, dies doch kaum von Wichtigkeit für den menschlichen Fortschritt sein kann, sobald den Wortführern eben das Talent fehlt, das doch wol die erste Bedingung für ein durchgreifendes Wirken ist.

Unsere ganze Freude an dieser erblichen Aristokratie, für welche Nordau selbst die besten Stellen im Staate offen hält, wird aber auf einmal illusorisch; denn einige Seiten weiter erfahren wir, daß der heutige Adel keine einzige der Bedingungen der natürlichen Aristokratie erfüllt, daß aller heutige Adel Briefadel ist, in weitaus der größern Zahl der Fälle sogar ein sehr junger. Das ist durchaus nicht der Wahrheit entsprechend: ein großer Theil des heutigen Adels, besonders die erbangesessenen Familien, ist „Blutadel", wie es Nordau nennt, oft sogar Adel aus unvordenklicher Zeit, Adel ohne Diplome. Die Neugeadelten sind ihm aber „immer ohne jede Einschränkung kleberige Molluskenseelen, schleichende, kriechende Streber". „Es gibt fast kein Beispiel, daß eine hohe und edle Natur, die einen hervorragenden Typus der Menschheit darstellt, in den Adelsstand erhoben worden wäre." Und Herder, Schiller und Goethe und andere geistige Zierden unserer Nation? Solche Beispiele schlagen allein die ganze vorlaute Argumentation.

Der Abschnitt „Politische Lüge" enthält, wie schon erwähnt, eine scharfe und geistreiche Kritik vieler Misstände des Parlamentarismus, immer ohne Rücksicht auf die Zugeständnisse, welche die thatsächlichen Verhältnisse nöthig machen, alles mit extremer Schwarzseherei und Schwarzfärberei gemalt. Es ist überhaupt keine Kunst, die Widersprüche in den Einrichtungen und Verhältnissen nachzuweisen; auch der einzelne Charakter enthält Widersprüche. Den Widerspruch als innere Nothwendigkeit und treibende Kraft zu erfassen: das ist eine tiefere Einsicht, als dem blos secirenden Scharfsinn zu Gebote steht.

In dem Abschnitt „Die wirthschaftliche Lüge" legt Nordau die Hand auf manche offene Wunden unsers socialen Lebens; hier herrscht in der That ein tiefes Unbehagen, und hinter der socialen Reform, die von den Regierungen und Par-

Digitized by Google

lamenten unternommen wird, lauert die sociale Revolution: denn den Umsturz der jetzigen Gesellschaft durch die Elementargewalten des Hungers proclamirt auch er für die Zukunft. Daß der Gegensatz zwischen Arm und Reich zugenommen, der Pauperismus infolge der Civilisation gewachsen ist: das sind freilich keine neuen Behauptungen. Was er vom Vergeudungswahnsinn der Reichen spricht, ist sehr einseitig und läßt doch die nothwendige Einschränkung vermissen, daß der Luxus der Arbeit und der Armuth zugute kommt: warum sollen die Reichen ihre Millionen hinter Schloß und Riegel verschließen und nie in die dem ganzen Volke zugute kommende Wechselströmung des Verkehrs einwerfen? Das eiserne Lohngesetz erklärt Nordau für eine Täuschung. Sehr zutreffend aber ist, was er über die Deklassirten sagt, „die Gebildeten, die von Haus aus vermögenslos, durch geistige Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben haben. Das Angebot überwiegt auf diesem Arbeitsgebiet allenthalben in schreckenerregendem Maße den Bedarf. Die sogenannten liberalen Carrièren sind allenthalben so überfüllt, daß diejenigen, welche sie verfolgen, einander erdrücken und der Kampf ums Dasein in denselben die grausamsten und häßlichsten Formen annimmt. Diese Unglücklichen, die eine öffentliche oder private Anstellung, ein Lehramt, den Erfolg als Künstler, Schriftsteller, Advocaten, Ingenieure u. s. w. erstreben, sind wegen ihrer höhern geistigen Entwickelung einer größern Intensität der Empfindung ihres Elends fähig; ihr intimerer Verkehr mit Wohlhabenden stellt das Bild des Reichthums fortwährend gegensätzlich neben das ihrer Armuth und erhält in ihnen das Bewußtsein der letztern wach; vom gesellschaftlichen Vorurtheil ist ihnen eine Lebenshaltung auferlegt, die ohne hygieinisch werthvoller zu sein, ihnen dennoch ungleich größere Opfer aufbürdet, als dem Proletarier die seinige, und der Wohlstand ist in ihrer Laufbahn der Preis von Demüthigungen, Charakter-Erdrückungen und -Entäußerungen des eigenen Ich, die gutangelegten Naturen noch schmerzlicher sind als materielle Entbehrungen". Der Gebildete will schmarotzen, sagt Nordau weiterhin, und die Handarbeit wird verachtet. „Es gibt Handwerke, bei denen man bei einiger Geschicklichkeit ohne Mühe 3000 Mark jährlich verdienen kann; andererseits gewähren neun Zehntel aller Anstellungen im Staats- und Gemeinde-, im Eisenbahn- und Handelsdienste bei ungleich größerer individueller Abhängigkeit nicht über 2400 Mark Jahresgehalt. Der Studirte zieht dennoch unbedenklich die 2400 Mark mit Bureausklaverei den 3000 Mark mit Freiheit vor; denn als Beamter gehört er zu den gesellschaftlich Privilegirten, zur geschlossenen Brüderschaft der Bildungsphilister; als Arbeiter aber steht er außerhalb der gesellschaftlich in Betracht kommenden Kasten und wird als ein Barbar betrachtet, der nicht in derselben Geistesatmosphäre athmet wie der Gebildete. Das würde an dem Tage anders werden, an dem ein Studirter sich an die Hobelbank stellen wollte, an dem man einem Mann im Schurzfell mit dem Horaz in der Hand begegnen würde, und an dem der Schmied oder Schuster gewordene Abiturient nach gethaner Arbeit in einem ästhetischen Theekränzchen ebenso mitschwatzen könnte wie der Referendar oder Kanzleiaccessist." Die Ueberzahl der Studirten, die nach einer Stellung streben, ist in der That allmählich ein socialer Schaden geworden: der Staat steigert aus Nothwehr seine Ansprüche; Hunderte fallen durch die strenger gewordenen Examina

Digitized by Google

durch; andere Hunderte, welche das große Staatsexamen glücklich bestanden haben, finden jahrelang keine Anstellung. So wird ein geistiges Proletariat oft in hoffnungslosester Lage erzeugt.

Großer Reichthum ist nach Nordau nie die Frucht eigener Arbeit, meistens eine Frucht der Speculation. Von den Speculanten entwirft er nun ein abschreckendes Gemälde, und die Börse kommt nicht viel besser weg als bei der bekannten Aeußerung des Ministers Maybach. Nach der kapitalistischen Moral, wie es Nordau nennt, ist die Arbeit eine Tugend, in Wahrheit aber eine Schande. Das erstere bestreitet Nordau: „Kein Organismus in der weiten Lebewelt arbeitet um zu arbeiten, sondern stets nur zum Zwecke der Selbst- und Gattungserhaltung, und gerade nur so viel, wie dieser Doppelzweck erfordert. Man macht wol geltend, daß Organe nur durch Arbeit gesund bleiben und sich entwickeln, jedoch verkümmern, wenn sie feiern. Die Vertheidiger der großkapitalistischen Moral, die dieses Argument aus der Physiologie holen, verschweigen aber, daß Organe durch übermäßige Arbeit noch viel rascher zerstört werden als durch gar keine. Ruhe, behaglicher Müßiggang ist dem Menschen wie allen andern Thieren unendlich natürlicher, angenehmer und wünschenswerther als Arbeit und Anstrengung. Diese ist nur eine peinliche Nothwendigkeit, durch die Arbeit des Lebens bedingt."

Freilich vermeiden es, nach Nordau's Ansicht, die Vertreter dieser Moral, sich selbst derselben zu unterwerfen. „Der Müßiggang ist nur bei den Armen ein Laster. Bei jenen ist er ein Attribut höhern Menschenthums und das Erkenntnißzeichen ihres vornehmen Ranges. Und die Arbeit, die ihre zweiseitige Moral für eine Tugend erklärt, ist gleichzeitig in ihrer Anschauung eine Schande und bedingt die gesellschaftliche Inferiorität. Der Millionär klopft dem Arbeiter auf die Achsel, schließt ihn aber aus seinem Verkehr aus. Die Gesellschaft, welche sich die Kapitalisten-Moral und -Denkungsweise angeeignet hat, rühmt den Fleiß mit ausgesuchten Lobsprüchen, weist aber dem Fleißigen den untersten Rang ein. Sie küßt die behandschuhte Hand und spuckt auf die schwielige. Den Millionär sieht sie wie einen Halbgott, den Tagelöhner wie einen Paria an. Warum? Aus zwei Gründen. Erstens wegen des Nachwirkens mittelalterlicher Vorstellung, zweitens weil Handarbeit in unserer Cultur mit Unbildung gleichbedeutend ist." Dies letztere sucht Nordau näher zu begründen.

Wo er von den Ursachen der wirthschaftlichen Uebel spricht, da kritisirt er die Malthus'sche Theorie: „Die Erde vermag die Menge der Menschen nicht mehr zu ernähren? Nun gut, so mag man diese Menge vermindern": eine Formel, welcher Nordau die seinige entgegenstellt: die Menge der Nahrungsmittel reicht für die Menschen nicht mehr aus; nun denn, so muß man sie eben vermehren. Was Nordau hier über die Verkehrtheit der wirthschaftlichen Entwickelung, über die Vernachlässigung der Nährstofferzeugung sagt, sein Protest gegen den einseitigen Industrialismus: das hat alles sein gutes Recht und ist mit vieler Schärfe auseinandergesetzt. Die Lösung der wirthschaftlichen Probleme sucht Nordau nicht im Communismus; ihm scheinen der Erwerb natürlichen Eigenthums, dessen Vermehrung über das augenblickliche Bedürfniß hinaus natürliche Lebensacte, deren Elementargewalt nicht zu unterdrücken ist: gleichwol hat auch er seine Panacee

Digitized by Google

in der Tasche, das rettende Heilmittel für die Gesellschaft: die Aufhebung der Vererbung, wobei er sich auf die Primogenitur beruft, auf die Majorate und Fideicommisse, bei denen außer dem erstgeborenen Sohne die andern enterbt werden. Uns scheint das eine sehr gewaltthätige Auslegung zu sein: es handelt sich hier nur um ein Monopol des Erbrechts bei privilegirtem Besitz von Immobilien; die Väter, welche derartige Familienbestimmungen respectiren müssen, werden in der Regel bestrebt sein, den übrigen Kindern einen davon unabhängigen Allodial- oder Kapitalbesitz zu sichern. Es gibt ja auch eine gemeinrechtliche Enterbung aus gesetzlichen Gründen; doch das alles ist für die principielle Aufhebung des Erbrechts wenig beweiskräftig, die von Nordau nicht einmal auf Immobilien beschränkt wird. Neu ist dieser Vorschlag übrigens durchaus nicht; ein Schüler Saint-Simon's, Bazard, hat ihn zum Angelpunkte seiner Theorie gemacht. Der Fehler dieses Vorschlags ist seine Halbheit, und der Radicalismus Nordau's, so schneidig in seinen kritischen Consequenzen, macht sich in seinen praktischen Vorschlägen der gleichen Halbheit schuldig. Das Erbrecht steht und fällt mit dem privaten Eigenthum. Wenn Nordau selbst den Erwerb individuellen Eigenthums, dessen Vermehrung über das eigentliche Bedürfniß hinaus, unausrottbare Instincte nennt, so geschieht doch jene Vermehrung meistens im Hinblick auf die Zukunft und zwar besonders auf diejenige der eigenen Nachkommen; ohne solche Perspectiven verliert jeder Erwerb seinen Werth. Man kann sich vielleicht eine Gesellschaft vorstellen, in welcher alles Privateigenthum aufgehoben ist; in einer solchen gibt es natürlich auch kein Erbrecht mehr: aber in einer Gesellschaft, in der das individuelle Eigenthum fortbesteht, die Erbschaft aufheben zu wollen: das ist ein innerer Widerspruch und eine äußere Unmöglichkeit.

In dem Kapitel über die „Ehelüge" bringt Nordau außer einigen breitgetretenen Gemeinplätzen der jungdeutschen Schule und der französischen Romandichtung, wie daß eine Ehe ohne Liebe Prostitution sei, auch vieles Pikante und Frappante vor. Natürlich läßt er bei seiner Prüfung dieser Institution alles beiseite, was mit den christlichen Moralanschauungen zusammenhängt, und macht zum Maßstab nur das natürliche Geschöpf mit seinen Grundtrieben. Von diesem Standpunkte aus wirft Nordau die Frage auf, ob der Mensch überhaupt für die Monogamie geschaffen ist, und ist geneigt, diese Frage zu verneinen. Gewiß hat ein Anthropologe, der die Anthropologie als eine Art von höherer Zoologie betreibt, das Recht, die Ehe von diesem naturwissenschaftlichen Standpunkt zu beurtheilen: im Grunde ist sie aber ein theologisch-juristisches Institut, und wenn die allerstrengste christliche Moral das Cölibat und damit die Vernichtung des natürlichen Triebes zur Regel macht, so verlangt, wenn das Zugeständniß der Ehe einmal gemacht ist, die theologische Weltanschauung wenigstens die Unlösbarkeit derselben. Innerhalb der katholischen Kirche ist das ja zum Gesetze geworden; doch wir haben auch Aufsätze in evangelischen Kirchenzeitungen gelesen, in denen diese Unlösbarkeit verlangt, und selbst für den Fall des Ehebruchs keine Scheidung, sondern Verzeihung verlangt wird. Die absolute Philosophie secundirt diesen Anschauungen; Hegel sagt in seiner „Rechtsphilosophie": „Die Ehe ist wesentlich ein sittliches Verhältniß. Früher ist, besonders in den meisten Naturrechten, dieselbe nur nach

Digitized by Google

der physischen Seite hin angesehen worden, nach demjenigen, was sie von Natur ist. Man hat sie so nur als ein Geschlechtsverhältniß betrachtet, und jeder Weg zu den übrigen Bestimmungen der Ehe blieb verschlossen. Ebenso roh ist es aber, die Ehe blos als einen bürgerlichen Contract zu begreifen: eine Vorstellung, die auch noch bei Kant vorkommt, wo denn die gegenseitige Willkür über die Individuen sich verträgt und die Ehe zur Form eines gegenseitigen vertragsmäßigen Gebrauches herabgewürdigt wird. Die dritte, ebenso zu verwerfende Vorstellung ist die, welche die Ehe nur in die Liebe setzt; denn die Liebe, welche Empfindung ist, läßt die Zufälligkeit in jeder Rücksicht zu: eine Gestalt, welche das Sittliche nicht haben darf. Die Ehe ist daher näher so zu bestimmen, daß sie die rechtlich-sittliche Liebe ist, wodurch das Vergängliche, Launenhafte und blos Subjective derselben verschwindet." Die sogenannte „Verliebtheit" ist für Hegel etwas sehr Untergeordnetes; für Nordau aber, den Anthropologen und Darwinianer, dem das Dogma der Zuchtwahl über alles geht, natürlich von höchster Bedeutung, wenn er auch die conventionelle Ehe als eine Frucht unserer wirthschaftlichen Organisationen betrachtet und ihr so eine allgemeine Bedeutung sichert. Im ganzen plaidirt er immer vom Standpunkte der persönlichen Liebe und des persönlichen Glückes, worüber jene Philosophen nur die Achseln zucken würden; denn nicht die Menschen, sondern die Institutionen sind ihnen die Hauptsache.

Natürlich gerathen wir bei Nordau in ein ganzes Wespennest von Ketzereien, die als solche wenigstens vom Standpunkte einer Denkweise erscheinen, welche das Natürliche, die Liebe und Leidenschaft in der Ehe zu einem gleichgültigen Moment herabsetzen. Als Physiolog und Psycholog hält er das Versprechen einer Treue bis in den Tod für unberechtigt, da die Gatten nicht die Unwandelbarkeit ihrer augenblicklichen Gefühle sich verbürgen könnten. Er gibt zu, daß es Fälle gibt, in denen die Liebe nur mit dem Leben aufhört: dann ist die lebenslange Einzelehe ein wahrer, natürlicher und berechtigter Zustand. Doch diese Fälle seien eine Ausnahme. Wollte man eine so strenge Prüfung und so zweifellose Ueberzeugung als Vorbedingung der Ehe fordern: die Menschheit müßte darauf verzichten, Brautpaare zu sehen. „Es ist gut, daß Romeo und Julie jung gestorben sind. Wäre die Tragödie nicht mit dem fünften Acte zu Ende: ich bin nicht sicher, ob man nicht sehr bald von Zerwürfnissen zwischen den beiden reizenden jungen Leuten hören würde. Ich habe schreckliche Angst, daß er nach wenigen Monaten eine Maitresse genommen und sie sich mit einem veronesischen Edelmann über ihre Verlassenheit getröstet hätte. Es wäre zu entsetzlich, ein Scheidungsproceß als Epilog der Balkonscene. Ich gehe aber weiter und behaupte: wie ich Romeo und Julie kenne, wäre das sogar ganz sicher geschehen; denn sie sind beide sehr jung, sehr leidenschaftlich, sehr unvernünftig und sehr beweglich gewesen, und eine Liebe, die auf einem Balle entsteht und durch den ersten Eindruck einer schönen lieblichen Erscheinung veranlaßt ist, pflegt erfahrungsgemäß nicht viele Nächte, in deren Morgendämmerung man die Nachtigall und nicht die Lerche zu hören glaubt, zu überdauern." Ferner behauptet Nordau, die unbedingte Treue liege nicht in der Menschennatur, sie sei keine physiologische Begleiterscheinung der Liebe; daß man sie fordere, sei nur ein Ausfluß des Egoismus. In einem Liede der Operette „Boccaccio" ist diese Theorie

Digitized by Google

bereits mit anmuthiger melodischer Rhythmik vorgetragen worden. Nach Nordau kann man sogar gleichzeitig mehrere Individuen mit annähernd gleicher Zärtlichkeit lieben, und man braucht nicht zu lügen, wenn man jedes seine Leidenschaft versichert. Uebrigens gebe die europäische Sitte nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch zu, daß Liebe aufhöre, daß man wiederholt lieben könne und daß die Treue nicht die Liebe zu überdauern brauche; denn sie lasse zweite Ehen verwitweter Gatten als vollmoralische, vor jeder gesellschaftlichen Kritik bestehende Verhältnisse gelten. Für den Zusammenhalt der Ehen führt Nordau als Gründe noch an, daß die Liebe zugleich Freude an der geistigen Art des geliebten Wesens, Freundschaft sei, daß in den mit Kindern gesegneten Ehen die Liebe zu diesen und die Liebe der Kinder selbst ein die Aeltern umschlingendes Band bilde, und macht dann über die Macht der Gewohnheit folgende treffende Bemerkungen: „Wenn das Zusammenleben zweier Menschen, die einander einen Augenblick lang geliebt und dadurch bewiesen haben, daß sie annähernd harmonisch zueinander gestimmt sind, eine Weile gedauert hat, so wird es zu einer Gewohnheit, welche die Treue mächtig unterstützt. Man empfindet vielleicht nach einiger Zeit gar nichts mehr füreinander, nicht die geringste Liebe, ja nicht einmal Freundschaft; aber die Gemeinschaft hält doch, und hält sogar recht fest. Wie beim Vorgang der Versteinerung alle ursprünglichen Bestandtheile einer Baumwurzel etwa allmählich verschwinden und durch ganz fremde erdige Stoffe ersetzt werden, die sich jedoch sorgsam an die Stelle der verdrängten organischen Molecule einstehlen und die allgemeine Form unverändert lassen, bis von einem Gefüge gar nichts mehr vorhanden ist, ohne daß die äußere Gestalt der Wurzel im geringsten gelitten hätte: so ersetzt bei dieser Umgestaltung der Gefühle die Gewohnheit unmerklich Partikelchen für Partikelchen der sich verflüchtigenden Liebe, und wenn diese vollends verschwunden ist, so bleibt doch die Form des Lebensbundes der beiden Menschen erhalten; und ob diese Form auch starr und kalt und todt ist, so ist sie doch dauerhaft und widerstandskräftig.“ Was die Scheidung betrifft, so erkennt Nordau an, daß damit die Gesellschaft zugibt, es gebe Fälle, in denen die Existenz der Ehe nicht mehr berechtigt sei; doch das Vorurtheil verfolge die geschiedenen Gatten und hefte ihnen einen kleinen Schandfleck an, der sie zu einer Kategorie nicht mehr vollkommen ehrbarer Personen herabsetzt; die Gesellschaft müsse sich daran gewöhnen, im Geschiedenen muthige und wahrhafte Menschen zu achten, die sich zu keinem Ausgleich mit ihrem Gewissen herbeilassen und entschlossen die Form zerbrechen, sowie sie inhaltslos geworden ist und ihre natürlichen Gefühle sich gegen sie auflehnen. Mit den schärfsten Ausdrücken aber wendet er sich gegen die gesetzliche Bestimmung, welche verbietet, die Person zu heirathen, der zu Liebe man sich geschieden und die man noch vor der Scheidung von einem frühern Gemahl geliebt hat.

Das Gemälde der moralischen Verlogenheit, welches zu entwerfen doch die eigentliche Hauptaufgabe seines Werkes ist, führt Nordau hier mit grellem Colorit aus, welches besonders in der durch keine Ausnahmen eingeschränkten Verallgemeinerung liegt: „Die Gesellschaft hat sich mit dem unmenschlichen Gesetze und der herzlosen Sitte abgefunden, indem sie ihnen ins Gesicht Achtung lügt und

Digitized by Google

hinter dem Rücken Rübchen schabt. Ihre Nichtanerkennung der Liebe ist Heuchelei... die Theorie der christlichen Moral besteht nur darum, weil sich in der Praxis niemand um sie kümmert."

In dem Abschnitt „Allerlei kleine Lügen" gibt Nordau eine Kritik der Presse, welche an diejenige Lassalle's mehrfach anklingt, und weist auf die naheliegenden Widersprüche hin, welche betreffs des Duells in Staat und Gesellschaft bestehen. In dem Schlußkapitel aber besteigt er den prophetischen Dreifuß, proclamirt den Katechismus der natürlichen Moral, deren Quelle die Solidarität der Gattung ist. Bengalisches Licht, rosenfarbige Beleuchtung umschwebt eine schönere Zukunft, an welche die Menschen freilich schon seit Jahrtausenden geglaubt haben. Der Kampf ums Dasein wird mildere Formen annehmen: „Auf die Civilisation von heute, deren Kennzeichen Pessimismus, Lüge und Selbstsucht sind, sehe ich eine Civilisation der Wahrheit, der Nächstenliebe, des Frohmuths folgen. . . . Glücklich die später geborenen Geschlechter, denen es beschieden sein wird, umspielt von der reinen Luft der Zukunft, übergossen von ihrem heitern Sonnenschein, in diesem Bruderbunde zu leben, wahr, wissend, frei und gut." Nordau entpuppt sich hier als ein Idealist von reinstem Wasser. Das Himmelreich auf Erden . . . der ewige Frieden, das ewige Glück: edle Gemüther glauben daran, doch wann wird seine Stunde schlagen?

Niemand wird dem Autor dieser Sensationsschrift Geist und Gewandtheit des Denkens wie des Ausdruckes absprechen wollen; er schlägt tapfer zu und trifft oft den Nagel auf den Kopf. Ebenso geneigt ist er aber, das Kind mit dem Bade auszuschütten, nicht blos aus Uebereifer, sondern damit alles herbeiläuft und einen Nothschrei ausstößt über die gewaltsame Procedur. Jeder begabte Kopf hat in seinem Leben Epochen durchgemacht, in denen ihm diese extreme Geistreichigkeit und schneidende Rücksichtslosigkeit zur andern Natur geworden ist und immer des Mephisto Wort in die Ohren tönt:

Alles was besteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht.

Allmählich aber erkennt er die gewaltige Macht der Zugeständnisse, welche nicht blos in der Culturwelt, sondern auch in der Natur das Ganze zusammenhalte. Man mag das alles Lüge nennen: dann ist's die große Nothlüge, durch welche die Welt von Anfang an besteht. Wenn man dann auch nicht alles Wirkliche vernünftig findet, so zweifelt man doch an dem Recht der eigenen Vernunft, alles Wirkliche über den Haufen zu werfen. Wir wissen nicht, ob Nordau jung oder alt ist; jedenfalls steht er der Jugend näher als dem Alter; auf seine Schrift aber passen unbedenklich die Schiller'schen Verse:

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
Bös oder gut — und was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.

Digitized by Google

Eine ganz und gar verschiedenartige Sensationsschrift sind des Dänen Rowel „Briefe aus der Hölle". Wie die vielen Auflagen beweisen, interessiren sich Gläubige wie Ungläubige dafür, zu erfahren, wie es in einem Reiche aussieht, über welches als erster Entdeckungsreisender Dante nähere Auskunft gegeben hat. Rowel ist, um es gleich zu sagen, ein Epigone des Florentiners, aber ein protestantischer Dante. Damit hängt es zusammen, daß die Hölle mehr in das Gewissen und Gemüth ihrer Bewohner verlegt ist, daß die Innerlichkeit hier eine weit größere Rolle spielt als bei dem Dichter des „Inferno". Dies mag überhaupt der ganzen modernen Weltanschauung entsprechender sein, nicht blos dem Princip des Protestantismus; aber für die poetische Darstellung hat es seine großen Schattenseiten. Die Anschaulichkeit und Plastik, die wir in der „Divina commedia" bewundern, fehlt gänzlich; die Gestalten und Bilder erhalten etwas unklar Verschwommenes, und wenn die Architektur des Trichterbaues der Dante'schen Hölle in den Terzinen des Maestro so anschaulich geschildert ist, daß man denselben durch entsprechende Zeichnungen erläutern, daß man Baurisse dieser furchtbaren Katakomben entwerfen kann, so würde dies bei der Rowel'schen Hölle eine Unmöglichkeit sein; da verliert sich alles in Dämmerungen und nur ein spiritistischer Geisterflug regt seine Schwingen im Dunkel, das selten von Flammen erhellt oder von der Lichtglorie des Paradieses gestreift wird.

Die Hölle hat sich also seit Dante civilisirt: nichts ist begreiflicher, als daß man eine Correspondenz aus diesen unheimlichen Regionen, aus denen indeß die Wanderer ganz gemüthlich zu Besuchen wiederkehren, verschlingt. Daher die vielen Auflagen des Rowel'schen Buches. Um so größer und gespannter ist das Interesse, als man ja auch bald erfährt, daß die Hölle mit den liebenswürdigsten und gebildetsten Menschenexemplaren bevölkert ist, nicht blos mit Galerensklaven, Zuchthausbewohnern und solchen, die sich gegen die Paragraphen des Criminalgesetzbuches vergangen haben, sondern mit so vielen soliden und braven Leuten, daß jeder mehr oder weniger überzeugt sein kann, er werde in die Hölle kommen, oder wenigstens dort geraume Zeit stationiren; denn vom eterno dolore ist in der città dolente nicht die Rede, man kann da noch erlöst werden und bessere Quartiere beziehen. Wer wünschte aber nicht eine Gegend kennen zu lernen, in die er höchst wahrscheinlich versetzt werden wird? Ehe man auf Reisen geht, schafft man sich seinen Baedeker an. Darum kauft alle Welt Rowel's „Briefe aus der Hölle".

Zunächst bekümmert man sich freilich darum, wie es eigentlich mit diesen Briefen steht, und ob sie authentisch sind? Denn so groß die Verdienste Stephan's um die Einrichtung einer Weltpost sind ... bis in die Hölle hat sich dieselbe noch nicht erstreckt. Doch wir werden darüber beruhigt: es gibt in der That eine Post in der Hölle. Dort befinden sich postlagernd die Judas- und Uriasbriefe, welche direct zur Hölle fahren, und die Verfasser bezahlen das Porto mit ihrer Seligkeit. Die Briefe aber, die in der Hölle geschrieben werden, gelangen durch die friedlosen Seelen, welche hin und wieder zur Erde zurückwandeln dürfen, dorthin: es gibt also spirits als Landpostbriefträger; nur achtbare Geister indeß betraut der höllische Briefsteller mit solchen Aufträgen, z. B. einen Grafen von Roux, einen der Paladine Karl's des Kühnen, welcher durch die tapfern Lanzen der

Digitized by Google

Schweizer bei Murten den Tod gefunden. Es sind also nicht so arme Teufel wie auf Erden, sondern zum Theil hocharistokratische Briefträger, welche die höllische Correspondenz besorgen.

Doch wie kommt man selbst in die Hölle und wie sieht es dort aus? „Ein Schatten, nicht bis auf die Haut, immer bis zur Herzwurzel entkleidet. Frierend, zähneklappernd eilte die körperlose Seele nach dem Tode dahin; sie schien wie auf Schwamm zu wandeln. Ein wunderliches Pflaster! Waren es die guten Vorsätze, womit, wie man sagt, der Weg zur Hölle gepflastert ist?" Weiter ging's durch Nebel und Finsterniß; Schattenbilder von Burgen, Häusern, Palästen tauchten aus dem Nebel hervor; eine ganze Schar schattenhafter Geister umgab die wandernde Seele; sie zerrten und rissen an ihr, wollten durchaus Neues erfahren. Sie gelangte in eine Kneipe; da wurde gespielt, getrunken, gebechert; doch die Becher waren bodenlos und leer. Das Haus war nur eine Vorstellung, das Feuer ohne Wärme, die Kerzen ohne Licht, die Karten, die Würfel, die starken Getränke, die zerfetzte Schürze des Wirthes, kurz, alles war nur leere Vorstellung. Die Vorstellung versieht auch die Rolle des Schneiders. Der Wirth der Kneipe schalt die umirrende Seele, daß sie nackend gehe: da gedachte diese ihres warmen, weichen, ostindischen Schlafrockes mit Zubehör, und kaum war dieser Gedanke entstanden, da hatte sie schon Schlafrock, Mütze und Pantoffeln an. Durch die bloße Vorstellung einer Schar von Geistern werden Städte, Kirchen, Theater erbaut, Wälder und Seen und Berge, alles nach Wunsch hergezaubert; doch es ist alles, wenngleich allen Augen sichtbar, nur Schattengebilde, nur Einbildung. Rowel hängt den indischen Schleier der Maja aus und breitet ihn über die Hölle. Das innerliche Leben der Seele, auf welches er dabei ein Licht fallen läßt, ist nicht ohne Tiefe: wir meinen nicht, was er von Sünde und Glauben sagt, und daß der Glaube allein erlöst: das gehört der orthodoxen Dogmatik an, und nach dieser Theorie muß die Hölle jetzt freilich übervölkert sein; wir meinen die psychologischen Qualen, die er schildert: die brennenden Begierden, deren Feuer aus Mangel an anderm Stoff die Seele selbst verzehrt; wir meinen das folgende Seelengemälde: „Jeder fühlt einen unwiderstehlichen Trieb in sich, das nachzuahmen, was er in der Welt gekonnt, das fortzusetzen, was er in sündiger Verblendung auf Erden vollbracht hat. Und jeder kann was er wünscht erhalten, er braucht sich nur etwas vorzustellen, so steht's da. Die Leidenschaften und Lüste regieren hier ganz wie in der Welt, nur um so viel entsetzlicher, da sie jedes Stoffes entbehren. In der Welt prangten sie doch im schönen Kleide des Fleisches; so wild und verderblich ihr Streben auch war, sie waren doch wenigstens naturgemäß. Aber hier sind sie gleichsam Gerippe, die in ihren fleischlichen Gelüsten aller Natur Hohn sprechen, die alles wollen, was sie einst gewollt, und doch in Wirklichkeit nichts anderes vermögen, als sich die Zähne zu zeigen. Alles Dichten und Trachten in der Hölle ist hohl und leer, ohne alle Wahrheit und Wirklichkeit, ohne alle Befriedigung. Aber das ist gerade die Strafe und Qual der Hölle, daß wir gezwungen sind, dieser wahnwitzigen Nichtigkeit, dieser tödtenden Leere uns hinzugeben." Wenn auch die Erkenntniß von dem Leeren und Nichtigen unsers Thun und Treibens noch so lebendig vor uns steht, wenn auch unser Widerwille dagegen noch so

Digitized by Google

stark ist: willenlos müssen wir uns fügen, ohne Rast und Ruhe müssen wir versuchen das zu sein, was wir einst gewesen.

Ueber die Geographie der Hölle erfahren wir einiges Nähere, was sich natürlich mit der meisterhaft klaren Terrainaufnahme in Dante's Hölle nicht entfernt vergleichen kann. Die Hölle Rowel's ist ein Nebel- und Schattenland; sie erstreckt sich ins Unermeßliche; Erde, Sonne und Mond und alle Planeten zusammen könnten nicht die Hölle ausfüllen. Es gibt ja hier weder Raum noch Zeit ... und doch hat die Hölle eine Grenze. Wo es keinen Raum gibt, kann es auch keine Grenze geben; doch es gibt ja auch wahrscheinlich in der Hölle keine Logik. Hören wir etwas Näheres über die Grenze derselben: „In der Richtung des abwechselnd zu- und abnehmenden Dämmerscheines gibt es eine ungeheuere Kluft, einen riesigen Abgrund, der die Scheide ist zwischen Hölle und Paradies. Jenseits ist also das Paradies, von wo der Lichtglanz ausgeht. In bestimmten, zweifellos regelmäßigen Zwischenräumen quillt aus diesem Abgrund Stockfinsterniß hervor, welche das vom Paradies ausgehende Licht allmählich mehr und mehr zurückdrängt, bis es ganz finster bei uns geworden. Dann haben wir Nacht, und der Abgrund ist dann eine einzige flammende Glut ... aber die Flammen leuchten nicht. Das ist des Teufels Residenz, der Aufenthaltsort der Verbannten. Mit Grauen und Beben spreche ich davon. Nach und nach verschlingt der Abgrund wieder die Finsterniß, und das Licht kommt aufs neue zum Vorschein. Es wird stärker und stärker, bis es in einer mildern, wunderlich klaren Dämmerung seine höchste Kraft erreicht hat. Plötzlich ist es, als ob eine Nebeldecke zerrissen sei! In mächtigen überwältigenden Strömen bricht sich das Licht siegreich Bahn. Die Hölle wird dadurch geblendet und gleichsam ins Herz getroffen. In Glanz und nie geahnter Herrlichkeit offenbart sich jenseit des Abgrundes das Paradies vor den Augen der Verdammten; wir sind ja noch nicht gerichtet, vor den Augen derer, die in der Höllenqual schmachten. Man sieht nicht allein das Paradies, sondern auch die Seligen darinnen."

Eigentlich ist also die Hölle, aus der diese Briefe geschrieben werden, noch nicht die rechte Hölle, sondern nur eine Art von Untersuchungshaft; erst später wird das Urtheil gesprochen, und dann werden die Verdammten in den Abgrund gestürzt; dann eigentlich kommt erst Dante mit seinen Feuerqualen zu Wort. In dieser Untersuchungshaft der Vorhölle befinden sich aber sehr alte Sünder, wie der Schächer, der neben dem Heiland am Kreuze gehangen, ja es gibt Leute, die unter Sardanapal, Cyrus, Alexander gelebt haben; man muß annehmen, daß wie in den ungarischen Gefängnissen einige dieser Seelen vergessen worden sind.

Einmal wird uns auch geschildert, wie jenes Paradies, das ambrosisch beleuchtete Himmelreich, den Höllenbewohnern sichtbar erscheint: ein herrlicher, lieblicher, überreich gesegneter Garten voll Musik und glockenreiner Harmonie; Natur und Geist vereinen sich zu einem einzigen Hymnus. Und da sah die verlorene Seele die Theuern, Unvergeßlichen der Erde; die alte Tante Betty, die zu ewiger Jugend und Schönheit verklärt war ... vor allem aber Lili, die Geliebte der Erde!

Dante hatte seine Beatrice, Rowel hat seine Lili, ein zartes, edles, frommes,

Digitized by Google

ätherisches Wesen, aber auf Erden sehr orthodox und sehr langweilig. Im Paradies Rowel's ist sie jedenfalls ganz an ihrem Platze. Lili ist die Heldin der autobiographischen Novellen, mit denen diese „Briefe aus der Hölle" durchwirkt sind.

Es ist ja natürlich, daß die Topographie der Hölle und die Beschreibung der dort herumwandelnden Schatten keine Schrift von einigen zwanzig Bogen zu füllen vermag: selbst die ausführlichste Detailmalerei würde dazu nicht ausreichen und müßte überdies aufs äußerste ermüden; deshalb bezieht der Verfasser dieser Briefe seinen Phantasiestoff auch aus andern Quellen. Die auf der Erde spielende Vorgeschichte der correspondirenden Seele und einiger andern Seelen gibt Anlaß zu längern Schilderungen, die zum Theil ganz lebendig gehalten sind. Lili-Beatrice spielt darin eine Hauptrolle; sie wandelt ja schon über die Erde als ein verklärter Geist. Was den Helden selbst betrifft, so wird er von folternden Gewissensbissen verfolgt, welche sein Verschulden auf Erden und einige auch in der Hölle noch unaufgeklärte Vorgänge dieser Schuld zur Folge haben. Dadurch kommt eine gewisse Spannung in das eintönige Zähneklappern der Hölle. Die Geschichte des Ritters Raoul, der Dame mit der Perlenschnur und ähnliche Novellen bringen einen abenteuerlichen Zug in das Gemälde der Schattenwelt. Dem Briefsteller steht ja die ganze Vergangenheit zur Verfügung; es sind ja Seelen aus allen Zeitaltern in seinem Inferno, und so ist auch Platz für die historische Novelle. Einmal macht er sich das Vergnügen, einen Ball in der Hölle zu arrangiren. Brillante Damentoiletten, aber alle durchsichtig: darunter einige Gestalten verlockend wie Hans Makart's Frauengestalten, andere häßlich wie ägyptische Mumien. Nun ist es in der Hölle Sitte, daß man in größern Versammlungen sein Todesjahr entweder auf einer eleganten Schleife, oder in Form eines Ordens auf der Brust trägt. So wird hier ein Damensalon eröffnet: 1789-Russin, 1693-Provençalin, 1816-Polin, 1644-Irländerin u. s. f., jede erhält dann einen kleinen Steckbrief in Form einer kurzen Lebens- und Liebesgeschichte. Das ist für die Hölle amusant genug.

Nebenbei läßt der Autor seiner Satire freien Spielraum. Er hat bisweilen drollige Einfälle. Mitunter regnet und schneit es in der Hölle, wenn die Thorheiten und Nichtigkeiten der Welt sich über das gewöhnliche Maß erheben. „Ein gut Theil kann die Welt vertragen, das ist ja ihre Natur. Aber es kann doch zuweilen zu viel werden. Dann fällt das Uebermaß in die Hölle und wir sagen nach alter Gewohnheit: «es schneit und regnet»." Bisweilen schneit es auch Kammerräthe, Justizräthe, Excellenzen, Ritter der verschiedensten Orden. Die schöne Literatur ist sehr reichlich vertreten durch seichte, schmuzige Romane, Werke von ungläubigen Theologen, schmähliche Recensionen, Producte der Unwissenheit, des Neides und der Schadenfreude; es wimmelt in der Hölle ameisenartig von Recensenten, denen man sogar, weil sie zu bissig sind, Maulkörbe anlegt. Auch ein Kirchenwesen gibt's in der Hölle. Die Kirchen sind übervoll: die schmuzigsten Lieder werden gesungen, der Pastor schneidet die grimmigsten Grimassen: es ist, als ob er leere Nüsse knackte, nicht einmal ein Wurm war darin und die Schalen regneten auf die Köpfe der Zuhörer. Eine Judenstadt, eine Inquisitionsstadt, ein Staatsbau in der Hölle wird uns geschildert.

Digitized by Google

Das ganze Werk ist eine Phantasmagorie, zum Theil mit grellen, schauerlichen Sensationsbildern, mit satirischen Schnörkeln und Arabesken, mit einer Mosaik novellistischer Einlagen vom Standpunkte der Orthodoxie zusammengeträumt. Nach der Vorrede ist die freie Bearbeitung ein Viermännerwerk —, man kann daher den Dänen nicht für jede Inconsequenz, jeden Widerspruch verantwortlich machen.

Wir haben also vor uns eine frivol-skandalöse, eine radical-atheistische, eine orthodox-gläubige Sensationsschrift. Für den Buchhandel ist ja die Farbe der Schriften gleichgültig, wenn sie nur beim Publikum gehörig abfärbt . . . und das beweisen die zahlreichen Auflagen derselben.

Digitized by Google

Cypern.

Ein Culturbild aus dem Jahre 1883

von

Max Ohnefalsch-Richter.

I.

Die Kirchen, Klöster, die religiösen und profanen Bräuche und Sitten.

Seitdem 1881 eine erste gewissenhafte Volkszählung von der englischen Inselregierung angeordnet wurde, können wir eine genaue Bevölkerungsziffer angeben und die Verhältnißzahlen der vertretenen Religionsgenossenschaften. Cypern hat demnach 187084 Einwohner; davon fallen auf Nicosia 11513, Larnaka 7844, Limassol 5994, Famagusta mit Varoscia 2609, Ktima 2204.

Der griechisch-orthodoxen Religion gehören 136629 Seelen an, der mohammedanischen 46389, der katholischen mit Einschluß der maronitischen 2120, der protestantischen (fast nur Engländer) 559, andern Religionen, wie der gregorianischen, armenischen u. s. w. 1387.

Die Bevölkerung ist also heute, wie es, seitdem sich Byzanz von Rom lostrennte, immer war, eine vorwiegend griechisch-katholische, orthodoxe. Wenn von den Cyprioten, ihren Sitten, ihrem Charakter, ihrer Lebensart, ihrer geistigen Bildung geredet werden soll, haben wir denn auch hauptsächlich die griechischen Cyprioten ins Auge zu fassen. Die geringe türkische Bevölkerung auf dem Lande geht ohnedies, was Sitten und Gebräuche anlangt, immer mehr in der griechischen auf. Der beste Beweis dafür ist die nur auf Cypern entstandene und noch in zahlreichen Anhängern bestehende Sekte der Linobambaki, ein sonderbares Gemisch von Christenthum und Türkenthum, welches von jeher die schriftstellernden Cypernreisenden anzog. Linobambaki bedeutet die Leinenen und Baumwollenen, ein im Munde der strengen Orthodoxen Cyperns entstandener Spottname. Er bezeichnet die Sache am besten. Nur in den Städten, großen Hauptorten und gewissen großen Dörfern erhält sich seit dem 16. Jahrhundert ein ziemlich reines und in einer größern Zahl repräsentirtes, um so fanatischeres Türkenthum.

Der geringe Procentsatz der Lateiner auf Cypern (Lateiner nennt man im Orient die Römisch-Katholischen) rekrutirt sich, außer den wenigen auf der Insel

Digitized by Google

lebenden Südeuropäern oder von Europäern*) abstammenden Cyprioten, aus Maroniten. Sie leben in einer kleinen Zahl von Dörfern, besonders am Nordwestende der Insel, und sprechen das syrische Arabisch.

Die cyprische orthodoxe Kirche ist unabhängig. An ihrer Spitze steht der Erzbischof, der auch den Titel αὐτοκέφαλος, d. h. „der Kopf selbst", führt. Unter ihm stehen drei Bischöfe, welche in Larnaka, Ktima (dem Hauptort der Diöcese Baffo) und Hagi Panteleimon (dem Bischofssitz der Diöcese Kerynia) residiren.

Es gibt zwei Arten von Priestern. Die Priester der einen Art heißen Kalogiri, d. h. Mönche, und müssen im Cölibat leben. Nur diese können zu den höchsten kirchlichen Würden aufsteigen. Die Priester der andern Art heißen Papades. Ein Papas kann Protopapas durch Volkswahl und Genehmigung des Oberhirten in der betreffenden Diöcese werden. Protopapas bedeutet der erste Papas, und gibt es einen in jedem größern Dorfe, in jeder Stadt. Er hat etwa die Rechte und Pflichten eines Parochiano in Italien. Die Papades dürfen heirathen, aber nur einmal. Stirbt die Frau, so ist eine legale kirchliche Wiederverheirathung (die Civilehe ist auf Cypern nicht eingeführt; sie kann aber in Ausnahmefällen von Ausländern auf den Consulaten in Lanarka vollzogen werden, welche dazu autorisirt sind) nur durch den Austritt aus dem Priesterstande möglich.

Die niedern Kalogiri nehmen meist von den wohlhabenden Priestern oder Kirchen Landgüter, welche bei den sogenannten Klöstern liegen, in Pacht und bewirthschaften sie. Da sie nicht heirathen dürfen, kommen viele bei ihrem Oberhirten darum ein, eine Kalogira (wörtlich eine Mönchin-Nonne) ins Kloster bringen zu dürfen. Die Mönche zeigen sich mit ihrer Nonne und den mit ihr gezeugten Kindern öffentlich, selbst auf andern Dörfern. Nichtsdestoweniger wird ein solches Zusammenleben von dem Gesetz, dem noch bestehenden ottomanischen Codex, als wilde Ehe und die von Mönch und Nonne gezeugten Kinder als uneheliche betrachtet. Stirbt der Mönch ohne Testament, so fällt sein Vermögen an seine legalen Verwandten. Erst wenn keine Verwandten nachweisbar, sind die Erben Kirche, Kloster, Bisthum.

Die Insel ist in vier Diöcesen getheilt, von denen der Erzbischof die größte hat. In jeder Diöcese bezieht der betreffende Oberhirt die Sporteln bei Taufen, Eheschließungen, Ehescheidungen (die griechisch-orthodoxe Kirche und so auch die cyprische kennen die Ehescheidung), Sterbefällen u. dgl. Die Bischöfe geben nichts von diesem Einkommen an den Erzbischof ab; dagegen sind sie verpflichtet, Geld zusammenzuschießen (im Verein mit der Bevölkerung), wenn der Erzbischof im Interesse von Land und Kirche z. B. eine Reise nach Europa zu machen hätte. Die vier geistlichen Würdenträger bereisen alljährlich ihre Diöcese nach der Getreide-, während und nach der Baumwoll-, Oliven-, Caruben- und Weinernte; denn in dieser Zeit haben die Cyprioten meist etwas Geld und sind am opferwilligsten. Ort für Ort wird bereist, eine solenne Messe gelesen und die freiwillige Abgabe in Geld und Naturalien in Empfang genommen. Nur manche

*) Sie wurden bis zur Occupation stets die Franken genannt; denn von Engländern wußte man so gut wie nichts.

Digitized by Google

kleine arme Dörfer, weil zu wenig ergiebig, werden nicht besucht. Da die Diöcesen groß sind, kommt der Oberhirt meist nur alle zwei Jahre nach demselben Ort. Früher unter der Türkei war diese nominell freiwillige Abgabe an die Bischöfe oft eine thatsächlich sehr unfreiwillige. Türkische Zaptiehs wurden zur Erfüllung der bischöflichen Wünsche oft genug diesen Steuerreisen mitgegeben. Doch muß eine gute Seite dieser Sitte auch hervorgehoben werden. Die Dörfler verschieben die Entscheidung in wichtigen Lebensfragen noch heute vielfach bis auf die Ankunft des Bischofs, und handeln erst, nachdem sie letztern consultirten. Heute unter Englands Herrschaft werden den Bischofsreisen keine Zaptiehs mehr mitgegeben. So manche der Bischöfe sammelten große Vermögen; der reichste unter den amtirenden ist der von Baffo. Von ihrem Einkommen sind sie verpflichtet Beiträge zur Erhaltung von Schulen zu geben, brave Waisen, welche heirathen, auszustatten, Fremde unentgeltlich in ihre Paläste und Klöster aufzunehmen und zu verpflegen. Bischöfe und Erzbischof werden durch das Volk und die übrigen amtirenden Großwürdenträger gewählt. Thatsächlich aber gibt eine kleine Anzahl einflußreicher Familien in den Städten und Hauptorten den Ausschlag. Absetzungen von Bischöfen sind auf Cypern keine so große Seltenheit. So mußte 1881 der Bischof von Kerynia wegen Vergehen gegen die Sittlichkeit und wegen zu geringen Interesses an Diöcese und Amt abgesetzt werden. Die beiden Vorgänger des jetzigen Bischofs von Larnaka (Kition) wurden ebenfalls wegen schwerer Vergehen durch Abstimmung aus Amt und Würden entfernt. Ueberhaupt spenden die Bischöfe weit weniger für wohlthätige Zwecke, als ihrem Einkommen entspricht.

Wie jeder Protopapas, wird jeder Papas von den betreffenden Ortseinwohnern gewählt und vom Diöcesenvorstand beglaubigt. In den Klöstern wählt der Obere den Mönch und der Diöcesenvorstand beglaubigt ihn.

Die meisten Klöster sind klein und arm. Oft ist ein Kloster nur von einem Mönche bewohnt, der thatsächlich sich fast nur mit Landwirthschaft beschäftigt. Er hält nur selten Kirche und Messe, da es an Besuchern fehlt, und pflegt selbst an Sonn- und Festtagen die Kirche eines Nachbardorfes zu besuchen. Eine Ausnahme macht immer der Festtag des Heiligen, dem die Klosterkirche geweiht ist; denn dann strömen die Pilger und Gäste sicher herbei.

Jetzt residirt der Erzbischof in Nicosia. Wann die Uebersiedelung von Konstantia, der alten, längst in Trümmern liegenden Bischofsstadt, die ihrerseits auf den Trümmern von Salamis erbaut war, erfolgte, habe ich noch nicht nachweisen können, was um so begreiflicher, da die Klöster und bischöflichen Paläste wol durch Gold an Gewändern, Gefäßen und Ikonast glänzen, nicht aber durch irgendwie erwähnenswerthe Bibliotheken.

Die geschichtlich interessanten Sonderrechte des cyprischen Erzbischofs wurden wiederholt von Schriftstellern geschildert. Ich habe den jetzigen Erzbischof in seinem halb geistlichen, halb weltlichen Ornat für mein über Cypern herauszugebendes Werk photographirt. Besonders eigenthümlich nimmt sich auf dem langen goldenen Bischofsstab der goldene, reich mit Edelsteinen besetzte Reichsapfel aus. Ich habe zu demselben Zweck die verfallene Kapelle des heiligen Barnabas in der Ebene

Digitized by Google

von Salamis und Konstantia photographisch aufgenommen. Unter der Ruine zeigt man noch die Grabhöhle, in welcher der heilige Barnabas mit dem Evangelium Sanct-Matthäi auf der Brust gefunden sein soll, bekanntlich die Ursache zur Unabhängigkeitserklärung des cyprischen Erzbisthums. Es sind mehrere Grabkammern in den unter der obern Bodenschicht anstehenden Sandstein gehauen, und offenbar römischen Ursprungs, was um so sicherer erscheint durch die gerade hier in unmittelbarer Nähe so beträchtlichen griechisch-römischen Begräbnißplätze. Ich habe gerade auch hier für C. T. Newton, Director der Sammlung der griechischen und römischen Alterthümer am Britischen Museum, wiederholt ausgegraben und die Gegend also selbst durchforscht. Damit soll obenerwähnte Heiligenlegende nicht widerlegt werden. Im Gegentheil! Hat doch überall das Christenthum an das Römerthum angeknüpft und besonders in den Grabstätten.

Dem unabhängigen Erzbischof von Cypern machen drei wieder von ihm unabhängige orthodoxe Religionsgenossenschaften Concurrenz, die Mönche von Kikku, von Macheras und die vom Berge Sinai.

Das Kloster Kikku ist das reichste der Insel; es ist bei weitem reicher als das Erzbisthum. Es besitzt nicht nur viele und gute Ländereien, zahlreiche Heerden, sondern auch viele Häuser und Magazine in den Städten. In Nicosia gehört ihm eine ganze Bazarstraße, sowie ein sogenanntes Kloster mit einem Lande von gutem Boden, welcher theils der Bewässerung nicht bedarf, theils sich fortwährend bewässern läßt, dicht vor der Stadt. Andere Besitzthümer hat Kikku auf der Balkanhalbinsel und in Südrußland. Letzteres heißt Metosch. Dort schlug 1878 Sir Garnet Wolseley sein Hauptquartier auf, ehe sein hölzerner Gouverneurpalast von England ankam; und dort besuchte ich zum ersten mal den General. Ebenda aß ich später mit dem Obern von Kikku, der den Titel Igumenos (oder Higumenos) führt, und dem Erzbischof russischen Caviar: möglicherweise das fromme Geschenk eines frommen russischen Pilgers.

Besonders malerisch ist die Lage des Mutterklosters Kikku im Hochgebirge des Troodos, in einer Einsattelung zum Theil ungemein schroff abfallender Felsberge; es liegt nicht, wie Unger und Kotschy angeben, auf einem schroffen Felsvorsprunge selbst. Es ist das größte und am besten gebaute des Eilandes. Es bedürfte allein einer Abhandlung, die verschiedenen Bauperioden und deren Resultate, die Hallen und Treppen, die Holzschnitzereien an Decken und Wänden, und nun gar den innern Schmuck der von Gold und Edelsteinen strotzenden Kirche zu beschreiben. Doch muß man sich auch hier vor Uebertreibung hüten; denn wie könnte Kikku nur im entferntesten einen Vergleich aushalten etwa mit den berühmten Klöstern Italiens, z. B. mit Monte-Casino. Hier existirt wol ein Bibliothekzimmer, in welchem bei festlichen Gelegenheiten auch empfangen und Kaffee getrunken wird; aber die wenigen Bände und Manuscripte, unter denen auch nicht viel Seltenes, haben in einem kleinen Schranke Platz. Der Staub auf ihm und der hohe, nur durch eine Leiter zu erreichende Standort beweisen am besten, daß wissenschaftliche Studien bei den Mönchen nicht im Schwange sind.

Ebenso verhält es sich mit dem zweiten unabhängigen Kloster Macheras, gegen das Ostende der Troodosgebirgsmasse, 888 Meter über dem Meere gelegen, wäh-

Digitized by Google

rend Kikku viel höher, 1159 Meter hoch, und nordwestlich von der höchsten Troodosspitze auf der Karte zu suchen ist. Es hat wie Kikku seine Sonderrechte. Weil aber die Panagia von Macheras im Geruche minder großer Wunder steht als die von Kikku, ist der Reichthum hier ein minder großer.

Wie bei den meisten griechischen Kirchen auf Cypern, dominirt bei den großen Bergklöstern der Kuppelbau. Da sich die Kuppeln und horizontalen Dächer in den Bergen des starken Schneefalles im Winter wegen als unpraktisch erwiesen, so stülpte man über die Steindächer hochgiebelige Ziegeldächer. Bei neuern Kirchen in den Ortschaften des Gebirges hat man denn auch steile Ziegeldächer als einzige Bedachungsart gewählt. Tiefer im Lande dagegen sind noch heute horizontale, von Kuppeln überbaute Dächer die Regel. Eine große Reihe griechischer Kirchen und Kapellen auf Cypern stammen aus alter Zeit, bis hinab zu Justinian und Konstantin; theils liegen diese ältesten Bauwerke in Ruinen, theils sind sie durch moderne Nebenbauten mehr oder weniger verdeckt. Sie sind von dem höchsten Interesse für das Studium der altchristlichen Kunst im Orient und noch von niemand bisher vermessen, gezeichnet und photographirt worden. Ich habe mit zwei der interessantesten, einer Kirche und einer Kapelle, begonnen: A. Varnavas Sanct-Barnabas in der salaminischen Ebene, dicht dabei, circa 450 englische Fuß östlich, die bereits oben erwähnte Kapellenruine von Sanct-Barnabas. Die Kirche Sanct-Barnabas ist im Innern eine dreischiffige Pfeilerkirche mit lauter Rundbogen und Nischen; die zahlreichen Dächer bauen sich in zwei Etagen auf; die obern Dächer mit den entsprechenden Mauern bilden zwei aneinandergekuppelte griechische Kreuze. Ueber dem Mittelpunkt der beiden Kreuze sowie über deren Verbindungsstelle erheben sich Rundkuppeln. Die untere Etagenreihe der Dächer füllt die Zwischenräume der Kuppel aus, sodaß die Kirche im Grundriß ein längliches Viereck bildet, von der halbkreisförmigen Absis, den Abschlüssen der Seitenschiffe und dem ursprünglichen Narthex und Seitenhallen abgesehen. Da außen alle Dächer, soweit sie nicht Rundkuppeln sind, im Durchschnitt und an den Abschlüssen halbkreisförmig erscheinen, mit kurzen, horizontal vorgeschobenen Rahmen, gewährt auch die heutige Kirche einen äußerst malerischen Anblick, obwol nur noch zwei Kuppeln stehen und die dritte einstürzte. Ich fand die alten Grundmauern durch Nachgrabungen. Die Höhe der Kirche betrug reichlich 64 Fuß*), die Breite reichlich 73 Fuß, die ursprüngliche Länge circa 170 Fuß.

Die Kapelle des Sanct-Barnabas stellt sich heute im Grundriß als ein viereckiger Raum dar, von einem einzigen spitz zugewölbten Dach überbaut. Sie ist im Innern nur 22 Fuß lang und 13 Fuß breit.

Ganz aus antikem Material ist die herrliche kleine altchristliche Kirche Hagi Phyllos, nördlich vom Dorfe Rhizokarpaso, ganz im Nordosten der Insel aufgeführt. Sie erhebt sich in einer zerstörten, aber immer noch stolzen Ruine über einem Felsabhange auf einem Plateau am Meere, an dem Ruinenfelde einer antiken vorchristlichen Niederlassung. Der Grundriß ist ein griechisches Kreuz. Ich habe dieses Bauwerk von schönen Verhältnissen bisher nur photographiren können.

*) Die Höhe von reichlich 64 Fuß ist die Höhe der Spitze der Mittelkuppel.

Digitized by Google

Das berühmte Kloster Sinai hat von alten Zeiten her noch Landgüter und Klöster auf Cypern. Das Mutterkloster sendet Mönche als Pächter, Wirthschafter und Priester her. Ich nenne die Eigenschaft als Priester zuletzt; denn das geistliche Amt erscheint wahrlich hier als Nebensache. Das schmuckste dieser Sinaiklöster, Vasilia, liegt im Nordwesten der Insel, bei dem großen Dorfe Lapithos. Es wird für cyprische Misverhältnisse gut bewirthschaftet. Der dortige Pachter Kalogiros, oder Geromonachos Ambrosios, ist intelligent, hält sich die triester „Kleio" und studirt landwirthschaftliche Bücher. Er ist kürzlich gestorben. Er wußte seine beschränkte Büchergelahrtheit auf eine mir durchaus willkommene Weise ins Praktische umzusetzen, indem er mir einen vortrefflichen, halb nach europäischer Weise zubereiteten Käse vorsetzte. Der Pater Ambrosios hat selbst eine starke Quelle aufgefunden, wasserdichte Kanäle und Becken gebaut und bewässert jetzt vom Berge aus das tiefer gelegene Land vortrefflich.

Im ganzen führten die cyprischen Mönche (die Kikkumönche und wenige andere ausgenommen) nie ein luxuriöses Dasein. Jetzt klagen sie, die gute Zeit sei vorüber. In der That spenden die Pilger weniger und finden sich weniger zahlreich ein als früher. Da die englische Inselregierung ihr reguläres Steuereinkommen hat, das Volk jedoch nicht über Gebühr belasten will, da es ferner in ihrem Interesse liegt, den immer noch sehr mächtigen Einfluß des Klerus zu verringern, leistet sie, wenn nicht direct, so doch indirect, allen antikirchlichen Regungen Vorschub. Deshalb hat sie unter anderm die Religionsgenossenschaften aller Confessionen zum Zahlen aller Steuern verpflichtet, während vor Juli 1878 sowol christliche wie türkische Klöster, Kirchen und Moscheen theilweise oder ganz steuerfrei waren.

Eins der besuchtesten Kirchenfeste ist das Fest des Apostels Sanct-Andreas. Das Kloster gleichen Namens liegt ziemlich am äußersten Ende der karpasischen Landzunge, noch höher hinauf als die erwähnte Kirchenruine Hagi Phyllos am Meere. Hier ist der einzige Mönch sehr rührig; er hat den Titel Oekonomos, wohnt aberfür gewöhnlich nicht inmal im sogenannten Kloster, sondern im Dorfe Rhizokarpaso. Er hat eine neue Kirche gebaut, neue Fremdenzimmer. Fast jedes Jahr baut er ein Stück an. Als besonders heilbringend gilt das in einer Höhlenkapelle unter der heutigen Kirche quellende Wasser. Ich habe vor zwei Jahren das Hauptfest von Larnaka aus per Barke mit dem damaligen Agenten der englisch-deutschen Bibelgesellschaft besucht. Wir kamen bei Mondschein an. Der Anblick des großen Nachtlagers wird mir unvergeßlich bleiben. Nur die vornehmern Gäste oder die, welche dem Oekonomos ein recht werthvolles Weihgeschenk brachten (ich sah sogar Schafe und Esel als Weihgeschenke herangetrieben), finden Platz in den Fremdenzimmern oder der Kirchenempore. In dem Kirchenhauptraum bringen die Nacht (natürlich wird dafür ebenfalls wacker geopfert) nur Kranke zu, indem sie davon Genesung erhoffen.*) Die Hauptmasse des Volkes hatte sich nun im

*) Wie aber, wenn Genesung nicht erfolgt? Dann sagt man, der Kranke hat noch nicht seinen Heiligen, nicht den richtigen gefunden. Wenn der Kranke fortsucht, viele Heilige aufsucht und dennoch an der Krankheit stirbt, sagt man: der arme Mann hat nie den richtigen Heiligen gefunden.

Digitized by Google

Freien auf dem großen Platz vor der Kirche und Nebenbauten gebettet. Tausende lagen da dicht beieinander, und dazwischen Hunderte von Eseln und Kamelen, hier und da eine aus Laub oder Tüchern aufgebaute Bude, noch erleuchtet, angefüllt mit trinkenden und trunkenen Zechern. Musikbanden spielten zum Tanze auf. Ein Palikari lief auf den Händen. Der wüsteste Lärm, Gesang, Zank und Streit dauerte fast die ganze Nacht hindurch; denn als die spätesten sich hinlegten, standen die frühesten auf. Esel, Hähne schrien um die Wette und bald fingen auch die Glocken an zu bimmeln.

Drastisch hat Dr. K. Schneider in seinen Berichten in der „Kölnischen Zeitung" (1878) über das Fest von Kikku und über das so wunderthätige Panagiabild daselbst geschrieben. Darauf sei hiermit verwiesen.*)

Ich will hier noch eins meiner Erlebnisse vom Jahre 1881 mittheilen, weil es ein grelles Schlaglicht wirft auf die heutigen Zustände. Ich reiste von dem großen Dorfe Evryku nach Osten zu, im Gebirge und seinen Ausläufern umher, um dieses mir noch unbekannte Stück Cypern kennen zu lernen. Ich kam unter anderm in das Türkendorf Hagi Aliphotes. Obwol fast nur von Türken bewohnt, ist dieses Dörfchen doch ein christlicher Wallfahrtsort, der erst jetzt im Aufschwung begriffen ist und von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt. Er liegt in einer Falte der nördlichen Vorberge des Troodos; die niedrigen Hütten kleben an den Felshängen wie Vogelnester und andere verschwinden dem Auge unter einem Hochwäldchen mächtiger alter Eichen. Ich stieg mit meinem Zaptieh (er war mir, da ich damals als englischer Regierungsbeamter reiste, von Nicosia aus mitgegeben) beim türkischen Muktar, dem Dorfvorsteher, ab. Ich traf zufällig am Vorabend des Festes des heiligen Aliphotes ein, sodaß ich viele Christen als Gäste bei den Türken fand. Ueber dem Dorfe, an sonnverbranntem, ödem Felssturz, ist eine kleine Höhle der Anlaß zu den jährlichen Wallfahrten geworden. Bis dahin gab es noch keine Kirche; und auch jetzt steht erst ein Theil der Wände des Neubaues, und das Dach fehlt. Die neue Kirche wird an den Felssturz angebaut, sodaß die Höhle nur noch durch die Kirche betreten werden kann. In der Höhle, die nur von wenigen Kerzen erhellt war, stand ein Priester im Ornat. Um ihn herum lag bereits ein Berg von allerlei Weihgeschenken, das bunteste Durcheinander, wie in einer Trödlerbude. Soeben schwankte ein altes armes Weib, gichtkrank, von einem kleinen Mädchen geführt, heran. Die Alte übergab eine Flasche mit Oel; der Priester hielt sie gegen das Licht. Da sie jedoch nur halb mit Oel gefüllt war, wollte er nicht mit den Menschenknochen über den Rücken der Alten hinfahren. Es entstand ein Wortwechsel. Die Alte betheuerte, sie habe ihr letztes Geld, ihre letzte Kerze bereits dem andern Priester gegeben, welcher seitwärts mit einem Bilde des Heiligen stand. Erst als ich für die Alte dem Priester einige Piaster gab, wurde der Streit in einer für beide Theile befriedigenden Weise gelöst, und der Priester applicirte der Alten sogar die doppelte Anzahl der regulären Knochenstreiche.

Vor der im Bau begriffenen Kirche saßen auf den Felsblöcken andere Priester

*) Die Artikel erschienen später gesammelt: „Cypern unter den Engländern" (Köln 1879).

Digitized by Google

und luden mich zum Sitzen ein. Der eine drehte mir eine Cigarette. Mich interessirte es, die Priester über den Heiligen auszuforschen. Auf meine Frage, von wem denn diese heilbringenden Knochen seien, versicherte mir der ganze Kreis, sie seien nur echt und vom heiligen Aliphotes. Da gab ich vor, ich sei Arzt und hätte sechs große menschliche Oberschenkelknochen in des Priesters Hand gesehen; ein Mensch hätte aber nur zwei, und das sei sogar bei den Heiligen so. Da schwieg zuerst verlegen der Priesterkreis. Endlich meinte ein jüngerer und schlauerer, die übrigen seien von des Heiligen Verwandten und von andern großen Heiligen. Nun stellte ich eine Frage über das Alter der Knochen. Darauf versicherte wieder der ganze Kreis, die Knochen seien uralt, unzählige Jahrhunderte alt. Ich entgegnete, das sei nicht gut möglich; wenn ich als Arzt befragt würde, könnte ich das Alter der Knochen auf nur wenige Jahre schätzen. Sie seien noch ganz frisch. Und wieder schwieg der Priesterkreis, bis endlich jener jüngere mit den Augen verschmitzt zwinkerte, mich lächelnd aufs rechte Knie schlug (er saß dicht neben mir) und mir ins Ohr flüsterte: „Du erkennst alles, Herr; was willst du? Die Welt will Lügen und wir machen Geld.“ Daß solche Auswüchse aber nicht nur etwas speciell Cypriotisches sind, hat uns der moderne europäische Wunderschwindel gezeigt, über welchen jeder rechtschaffene Katholik den Stab bricht. Hier auf Cypern und im Orient überhaupt ist man wenigstens naiver und — betrügt aufrichtiger.

Der Gottesdienst wie die Religionsausübung des einzelnen ist reiner Formeldienst; deshalb ist man im ganzen (Ausnahmen, zumal bei den Mohammedanern, zugegeben) weit weniger fanatisch im Orient als in Europa; für Cypern gilt das ganz gewiß. Wollen die Leute eine Kirche besuchen, sagen sie: „Ich gehe, damit ich mich verbeuge.“ Man schlägt seine Kreuze, verbeugt sich, küßt die Heiligenbilder der Reihe nach, zündet seine Kerze an, gibt sein Scherflein klein oder groß, und damit Basta.

Franz von Löher hat das Verdienst, in seinem vielgelesenen Buche „Cypern“ zuerst darauf hingewiesen zu haben, wie sehr noch der heutige cyprisch-griechische Ritus an Gebräuche des Alterthums mahne. Nur läßt er seiner Phantasie allzu sehr die Zügel schießen, wenn er von gewissen heutigen cyprischen Muttergottesbildern sagt, sie seien antiken Statuetten der sitzenden Aphrodite von Dali (heute in der Ambraser Sammlung zu Wien) so ähnlich, daß man unwillkürlich an Fälschung glaube. Die von Franz von Löher angeregte Frage verdient eine eingehende exacte Forschung; sie gilt auch den Sitten und Gebräuchen überhaupt. Ich habe darüber bereits hochinteressantes Material gesammelt. Einige der frappantesten Beispiele seien hier angeführt, aber ohne die von Löher'sche phantasie- und poesievolle Ornamentirung.

In dem Bezirk Marathassa gibt es ganz wie bei den Alten einen Regenstein. Damit es regnen soll, verrichtet man unter Assistenz der Priesterschaft an diesem Stein eine Andacht und rückt ihn hin und her.

Im Kloster Trooditissa ist in den Rahmen des Muttergottesbildes an der Rückseite ein in der Regel verschlossener großer schwarzer Stein eingefügt. Es war

Digitized by Google

eine besondere Gunst, daß die Mönche mir ihn zeigten. Sie erzählten mir, ein böser Engel habe mit diesem Steine einen frommen Mönch, einen der ihrigen, steinigen wollen; da sei plötzlich die Trooditissa (die Gottesmutter des Klosters) erschienen und habe den Stein dem bösen Engel entrissen. Von der Zeit an sei der Stein im Bilde. Aber nur Männer dürften den Stein sehen, und Frauen dürften sich selbst der Vorderseite des Bildes für gewöhnlich nicht nahen, wenn es im Ikonastos hänge. Nur an besondern Festtagen werde das Bild herausgenommen und dann dürfe es auch von Frauen geküßt werden. Wenn etwas an den schwarzen Meteorkegel, das Bild der Göttin von Altpaphos, erinnert, so ist es gewiß diese Legende, dieser schwarze Stein. Ferner wissen wir*), daß auf dem Olympos die Bergaphrodite, die Aphrodite ἀκραία thronte, deren Tempel die Frauen weder betreten noch anschauen durften. Zwei Berge hatten auf Cypern den Namen Olymp, der heutige Stavrovuni, vor das Ostende der Troodosmasse als ein mehr isolirter Bergkegel vorgeschoben, und der höchste Inselberg, die eigentliche Troodosspitze, unter welcher das Kloster Trooditissa liegt. Jenes rituelle Verbot für Frauen ist wol mit Sicherheit auf jenen alten Brauch bei der Aphrodite akraia zurückzuführen.

Das cyprische niedere Volk hat einen eigenthümlichen, angeborenen Hang zum Höhlengottesdienst. Auf der ganzen Insel habe ich Heiligthümer gefunden, die man hoch hält und die theils natürliche Höhlen sind, theils künstlich ausgehauene oder in die Erde gebaute. Mit Vorliebe zollt man den unterirdischen antiken Bauten Verehrung, und ganz besonders den cyklopischen. Das thun oft Griechen wie Türken und verehren denselben Ort. Ich führte dafür schon mehrere Beispiele an. Fernere sind die pelasgischen Bauten von Larnaka (Panagia Phaneromeni), von Altsalamis (Hagia Katharina), von Ktima (Neapaphos). Unzweifelhaft erinnert dieser in die moderne Zeit hinein gepflegte Höhlengottesdienst auf Cypern an den auf der Insel einst üblichen alten, mag er nun ursprünglich der Hekate oder der Rhea Cybele entlehnt worden sein.**)

Je weniger ein Volk einen Glauben in philosophischen Doctrinen und Systemen auszubauen gelernt hat, desto mehr ist es im Aberglauben mit seinen zahllosen capriciösen Gebräuchen befangen. So auch auf Cypern. Einzelnes erwähnte ich früher gelegentlich in dieser Zeitschrift. Es ist auch hier eine Unmöglichkeit, nur einen Auszug all der curiosen, bald mehr kirchlichen, bald mehr profanen Gebräuche zu geben. Um nur noch einige charakteristische Belege dafür zu bringen, seien hier die Hochzeitsfeierlichkeiten, wie sie auf dem Lande noch häufig stattfinden, eingehender beschrieben. Dabei finden wir auch Gelegenheit, der Nationaltrachten, der Nationaltänze und Gesänge zu gedenken. Die alten Sitten haben sich begreif-

*) Vgl. Engel, „Kypros", I, 34.

**) Ich grub 1882 noch nirgends in der Welt gefundene antike Räuchergefäße mit Darstellungen der Hekate trimorphos, Fichtensymbole des Attis, ferner Artemisbilder mit dem Einfluß der Rhea Cybele u. s. w. in demselben Tempel beim heutigen Dorfe Achna District Famagusta (ehemaliges Stadtgebiet von Throni), aus.

Digitized by Google

licherweise am vollkommensten in den von der modernen Cultur am wenigsten beleckten Gegenden, in gewissen Dörfern des Gebirges, besonders der Tylirgia im westlichen Theile der Troodosmasse und dann wieder im äußersten Nordostzipfel der Insel, der karpasischen Landzunge, erhalten können. Das Alterthum hat gerade auch hier eine Reihe von Riten der Gegenwart oft rein übermittelt.

Ganz wie bei den alten Griechen gehört das Eheschließen aus Neigung zu den größten Seltenheiten. Die Verlobungsgeschenke werden von den vermittelnden Priestern den Aeltern des spätern Paares überbracht. Für den Verlobten besteht das Geschenk in einem Halstuch und einem goldenen (oder vergoldeten) Ringe; für die Verlobte in zwei Kopftüchern und einem Ringe. Sie dürfen erst nach Vereinbarung der Heirathsbedingungen, deren schriftlicher Aufzeichnung und contractlich gesicherter Feststellung angenommen werden. In der Regel, wenn die Mittel es gestatten, bringt der Mann das Haus und Grundstücke in die Ehe, die Braut entweder Grundstücke oder Geld, oder bei den Aermsten nur eine Aussteuer an Hausgeräth und Wäsche. Weder Braut noch Bräutigam sind bei der Vereinbarung der Heirathsbedingungen zugegen; den nur in einem Exemplar geschriebenen Contract bewahrt der Vater des Bräutigams auf. Erst nach 14 Tagen des Contracttermins sehen sich Braut und Bräutigam, um eine öffentliche Verlobung zu feiern. Die geschenkten Ringe werden bis zur Hochzeit in der Truhe verschlossen. Die Verlobungsringe fungiren zugleich als Hochzeitsringe. Der Hochzeitstag ist stets ein Sonntag. Mit Vorliebe wählen die noch die ältern Sitten beobachtenden Paare dazu die Zeit des Vollmondes, wie bei den Alten. Am Sonnabend vor der Verehelichung wird das Rhäzi (sprich weich Rhäsi) bereitet, eine ausschließliche Hochzeitsspeise, welche unzweifelhaft dem mit Sesam bestreuten Hochzeitskuchen der Alten (die pemmata, πέμματα) entspricht. Ich habe der Rhäzi- oder Rhäsizubereitung*) im Dorfe Littrodonta zugesehen. Sie breiteten unter der Säulenhalle ein Betttuch aus. Darauf schütteten die Frauen des Hauses (die Braut ist nicht zugegen) gerösteten Weizen. Kräftige Burschen zerstampften und zerrissen ihn mit unten sich verbreiternden Hölzern. Dann leerten andere den Inhalt großer dampfender Kessel auf das zerrissene Getreide. Es war Schaffleisch, das, in große Stücke geschnitten, so lange gekocht wurde, bis es sich wie eine teigartige Masse von den Knochen löste. Die Burschen rühren nun mit den Hölzern Fleisch und Getreide durcheinander zu einem innigen Gemenge. Bei diesem Geschäft spielen die gerufenen Spielleute ihre Weisen und singen dazu ritornellartige, oft selbstimprovisirte zweizeilige Reimstrophen. Auch andere Burschen, aber nie die Frauen singen. Man singt um die Wette. Wer besser singt und einen schönern auf Liebe, Kindersegen und Ehe bezüglichen Reim findet, wird lauter beklatscht und durch anerkennende Zurufe ausgezeichnet. Nach der Rhäsibereitung wird die Matratze des Hochzeitsbettes von Frauen mit Wolle gestopft, zugenäht und an den vier Ecken mit bunten Bändern und Kreuzen geschmückt. Sie nennen das To Plumisma tu Krevvatiú (Τὸ πλούμισμα τοῦ κρεββατιοῦ), d. h. wörtlich: die

*) Von ῥαίζω (sprich räso), ich spalte, ich zertheile, zerreiße — also Rhäsi = das Zerrissene.

Digitized by Google

Stickerei des Bettes. Währenddessen schleuderten die Anwesenden Kupfer- oder Silbermünzen darauf, welche mit eingenäht werden. Musik und Gesang dauerten fort. Nach beendetem Zunähen warfen sie Kinder auf die Matratze, welche letztere Capriolen machten und Purzelbäume schossen. Wie die eingenähten Münzen Geld und Gut ins Haus bringen sollen, so erhofft man von den Kindercapriolen Kindersegen. Ein Hochzeitsgevatter hob schließlich das Bett auf seinen Kopf, tanzte damit mehreremal im Kreise herum unter den Klängen der Fiedeln, Lauten und Tambutschi (das cyprische Tamburin), unter dem Singen, Jauchzen und Händeklatschen der Menge, und trug es in die Hochzeitskammer.

Am Hochzeitsmorgen ist man früh auf. Da wird der Bräutigam, mag er nun einen Bart haben oder nicht, feierlich rasirt und angekleidet. Gesang und Musik begleiten die Handlung. Ich sah im Dorfe Rhizokarpaso einen dreizehnjährigen Knaben als Bräutigam, an dessen glattem Kinn der Dorfbarbier mit besonderer Schadenfreude recht lange herumschabte. Inzwischen badet die erste Gevatterin die Braut (das Hochzeitsbad der Alten) und legt ihr dann mit der Mutter die hochzeitlichen Gewänder und den Schmuck an, auch hier unter Gesang und Musik.

Was die cyprisch-griechische Frauentracht betrifft, so ist das Hemd von selbstgewebter Seide, oft weiß mit hellgelben Streifen (Naturfarben), so z. B. besonders im Marathassabezirk, in der Provinz Baffo, im Karpaso, also vorzugsweise in dem Gebiete der Seidenraupenzucht. Das Hemd ist von selbstgewebter Baumwolle z. B. an der Nordküste; im Hochgebirge, meist überall dort, wo man Baumwolle cultivirt, oder weder Seide noch Baumwolle. Man kauft dann die Baumwolle an und verarbeitet sie auf den primitiven Webstühlen zu Hemden und Kleiderstoffen.

Auch die Pumphosen der Frauen sind je nach der Gegend verschieden in Bezug auf Farbe und Verzierung. Sie sind z. B. häufig weiß in vielen Dörfern der Messaurea, roth in Baffo; im Karpaso näht man auf die vordere Hälfte buntgestickte wollene, mit Perlen gezierte Einsätze. Das lange Hemd wird über die Pumphosen gezogen. Darüber kommt nun als besonderes Hochzeitskleid, wenn man noch der alten Sitte huldigt, der vielfaltige, meist rothbraune, baumwollene Rudschettirock, der zuweilen noch mit einer großen silbernen oder vergoldeten Buckelschnalle geschlossen wird. Auf der Buckelschnalle sah ich in erhabener Reliefarbeit einmal einen russischen Doppeladler, offenbar aus den Kirchen copirt. Die russischen Sympathien der Cyprioten, und die cypriotischen der Russen wurden von den Schriftstellern genugsam erwähnt. Rundröcke, wenn auch weit weniger reich als die Rudschettiröcke gefaltet, werden immer mehr in den Ebenen und Städten getragen. Mehr in den Bergen und im Karpaso (aber auch in gewissen Dörfern der Ebene) hat sich noch eine griechische Frauentracht türkischen Ursprungs erhalten. Man trägt Röcke, die an den Seiten hoch hinauf von unten aus geschlitzt und vorn entweder ausgeschnitten oder ganz offen sind. Der Rock wird dann meist statt durch einen Gürtel, durch ein buntes um die Hüften geschlungenes Tüchlein zusammengehalten. In gewissen Gegenden, und besonders im Gebirge, legt man statt des Rockes ein viereckiges, nicht genähtes Stück Tuch um den Unterleib, dessen

Digitized by Google

Ende man unter den zuerst an den Körper gelegten Zipfel Tuchtheil schiebt; zur weitern Festigung dient auch hier ein Tüchlein. Als besonderes Fest- und Hochzeitskleidungsstück gilt die kurze, vorn bogenförmig oder viereckig tief ausgeschnittene und nur unten durch einige Häkel geschlossene Sarkajacke.*) Sie ist in der Regel nach der ältern Sitte, von schwarzgefärbter Baumwolle mit Goldstickereien in Blatt- oder Arabeskenmanier an den Aermelenden und am Halse. Neuerdings sind auch immer lebhaft bunte seidene oder sammtene Sarkajacken in Brauch gekommen, mit oder ohne Goldstickerei. Mieder oder Leibchen werden von den Städterinnen in der Regel, von den Dörflerinnen selten getragen. Die Haare werden der Braut ganz aufgelöst, lang herunter rings um den Kopf gekämmt und rings lange Goldfäden hineingeflochten. Für gewöhnlich sieht man die Haare entweder breithoch aufgebunden, zu einem Knoten geschürzt, oder in zwei oder vier lange Zöpfe geflochten, an den Enden mit hineingefügten Bändern. Darüber ist stets ein dünnes Kopftuch gebunden. Letztere Haartracht ist bei den Städterinnen die Regel, wenn sie Toilette gemacht haben, Besuche erwarten oder ausgehen. Ein großes rothes, vom Kopf bis auf die Knie herabreichendes Schleiertuch mit aufgenähten runden, großen, platten Goldperlen an den Rändern und in den Zipfeln vertritt den Hochzeitsschleier bei den Bäuerinnen, während die Städterinnen den langen weißen Brautschleier und Myrtenkranz, wie überhaupt das weiße Hochzeitskleid, wenn möglich aus Seide, angenommen haben. Wie überall bei den Dörflerinnen muß zur Hochzeit aller Schmuck angebracht werden. Arme, welche keinen Schmuck besitzen, borgen einen für die Hochzeit. Goldene oder vergoldete oder silberne Kopf- und Brustnadeln, Halsketten womöglich aus aufgereihten Goldstücken (am gesuchtesten sind byzantinische Goldmünzen und besonders die von Konstantin dem Großen, daher hat sich als Bezeichnung für diese Goldkette das Wort: Kostantinata herausgebildet), Finger-, Ohr- und Armringe. Auch metallene Stirnbinden sieht man bei den Dörflerinnen und besonders bei den Bräuten häufig, in manchen Gegenden noch als Regel. Sie sind oft antiken Stephanen zum Verwechseln ähnlich bis zum kleinsten Ornamentdetail. Bei den Reichen soll alles aus Gold sein bis auf die stets gläsernen Armringe. Die Fußbekleidung der Frauen auf dem Lande besteht meist in hohen Stiefeln, einfach schwarz, in Ausnahmefällen bei reichern Bäuerinnen in Baffo mit bunten, roth und weißen Nähten. Strümpfe kennen die Stiefelträgerinnen nur selten. In den Ebenen und den Dörfern in der Nähe der Städte kommt die Stieflette mit Gummizug, kommen weiße Strümpfe immer mehr

*) Dieselbe Form des Kleidausschnittes fand ich auf vielen archäischen Artemisbildern, welche ich 1882 auf Cypern ausgrub. Sie stammen aus dem 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. oder aus noch älterer Zeit. Was das Charakteristischste ist, in den großen viereckigen Ausschnitt ist zuweilen ein zweites kleineres Viereck eingeschnitten, welches dann, wenn die Jacke angezogen ist, auf der Brustmitte sichtbar wird. Auch das beobachtete ich sowol auf gewissen archäischen Artemisdarstellungen wie bei der heutigen Frauentracht.

Mitunter macht man dann auch Jacke und Rock aus Einem Stück und nennt solch ein Kleid mit hoher Taille Roba. Tracht und Wort (das Wort Roba finde ich nicht im neugriechischen Lexikon) sind dann theilweise dem lusignanischen oder venetianischem Mittelalter entlehnt.

Digitized by Google

auf. Im Hause tragen vermögendere Griechinnen gern türkische Schnabelschuhe*); sie dürfen jedoch nur von schwarzer oder rother Farbe sein; die gelbe Farbe für Schuhe ist als specifisch türkische so streng verpönt, daß man keine Griechin zum Tragen derselben veranlassen kann. Frauen wie Männer gehen aber auch barfuß, sowol im Hause wie auf dem Felde. Auch Holzpantoffeln sind im Brauch. Von Schlangen gebissen zu werden fürchten die Cyprioten durchaus nicht so, wie Dr. Schneider ausführt. Die schweren Eisen, welche selbst die Frauen in manchen Gebirgsdörfern auf den Stiefelabsätzen tragen, sind ein Schutz gegen die schnelle Abnutzung auf spitzem Geröll und Felsen. So besuchte ich im Dorfe Palaechorgon im Troodosgebirge (es gibt mehrere Dörfer dieses Namens auf Cypern; wörtlich übersetzt: „altes Dorf") die Werkstätte eines Menschenschmieds. Der Mann hatte vollauf zu thun, die Eisen für die Stiefeln von Männern und Frauen zu schmieden; sie sind von Hufeisenform.

In der Regel tragen die Frauen ein Kopftuch in verschiedener Weise gebunden. Selbst die Städterinnen und die aus den vornehmsten Familien tragen für gewöhnlich keinen Hut, sondern auf dem Hinterkopfe ein kleines stumpffarbenes Kopftuch. Erst von den Engländerinnen oder sonstigen wenigen Europäerinnen haben manche Cypriotinnen in den Städten neuerdings den Hut angenommen. Das griechische Fes dagegen, das man in Griechenland noch oft auf den Köpfen der Frauen sieht, ist auf Cypern nur noch bei wenigen ältern Matronen der bessern Gesellschaft sowie in wenigen Dörfern in Brauch. Die Dörflerinnen, und besonders fast stets die unverheiratheten Mädchen, binden sich um Hals, Mund und Kinn ein zweites Tuch, selbst bei der größten Hitze, und rücken auch das andere Kopftuch vor die Stirn, sodaß dadurch eine ähnliche Verschleierung wie bei den Türkinnen erzielt wird, welche nur Augen und Nase sehen lassen. Die Türkinnen auf dem Lande tragen meist ganz dieselbe Tracht wie die Christinnen. Nur wenn sie ausgehen, nehmen sie ein weißes Betttuch oder ein besonderes, meist weißes, selten buntes Ausgehetuch aus Baumwolle über und hüllen damit die ganze Gestalt ein. Nur wenige reichere Türkinnen haben es von bunter Seide mit eingestickten Goldornamenten. Das Tuch (sie nennen es Tschertschaf) ist dann in der Regel aus Stambul verschrieben.

Die Kleidung eines Bräutigams unterscheidet sich in keinem Stück von einer sorgfältigern reichen Fest- oder Sonntagstracht. Das Hemd ist womöglich von Seide mit möglichst weiten Aermeln. Im Karpaso sind in den Nähten, zumal an den Achseln, lange schmale Einsätze aus Häkelarbeit und mit bunten Perlen besetzt, besonders beliebt. Hohe Stiefeln sind bei den Dörflern die Regel. Nur wenige in großen Dörfern, viele in den Städten tragen (wenn sie nicht bereits

*) Der Schnabelschuh mit aufwärts gerichteter Spitze ist bis ins hohe Alterthum zu verfolgen und ist nach A. H. Sayce für die Tracht der alten Hittiten bezeichnend. Er kommt auf alten cyprischen Cylindern häufig vor. Die größern archäischen Terracottabildwerke in dem von mir ausgegrabenen Artemistempel haben ausnahmslos Schnabelschuhe. Ein reizendes Paar kleiner Schnabelschuhe aus Terracotta befindet sich ferner in der Antikensammlung meines Freundes D. Pierides zu Larnaka.

Digitized by Google

die europäische Kleidung annahmen) lange weiße oder auch bunte Strümpfe (letzteres greller in den Farben bei den Türken die Regel) und niedere Schuhe. Die Beinkleider sollen möglichst vielfaltig sein; je mehr Stoff verbraucht wurde, desto vornehmer die Person. Die Beinkleider sind kürzer und weniger faltenreich bei den Dörflern und beim Tragen hoher Stiefeln. Eine unbeschreibliche Wulstmenge von Stoff mit zahllosen kleinen Faltenlagen ragt manchen Städtern bis zu den Fußknöcheln zwischen den Beinen herab. Die Unterschenkel sind nur vom Strumpf bedeckt. In andern Dörfern trägt man jedoch kurze, nur bis zu dem Knie reichende Hosen ohne jene Stoffverschwendung, ohne Falten. Zur Verheirathung wählt man ein schwarzes Beinkleid; sonst ist blau für den Winter, weiß für den Sommer beliebt. Ich habe jedoch auch schon Bräutigame gesehen (so im Karpaso), welche die Unterschenkel absichtlich (nicht weil sie zu arm waren) nackt gelassen und niedrige Schuhe angezogen hatten.

Ueber das Hemd zieht der Bauer eine bunte Weste, je nach der Gegend in Farbe, Muster und Schnitt verschieden. Man hat auch Hemden, welche vorn westenartig zugeschnitten sind mit schrägen überschneidenden Abschlüssen und Aufschlägen. Die Weste fällt dann weg. Diesem Westenhemd begegnet man z. B. häufig in der Gegend von Evryku oder auch um Limassol. Zur Hochzeit wählt man gern eine sammtene oder plüschene Weste mit mehrern Reihen von Knöpfen. Eine Jacke zieht der Bräutigam nicht an, das würde gegen die Sitte verstoßen. Man hat Jacken mit und ohne Aermel, einfach runde sackartige; dann andere mehr fest anschließende. Man trifft auch Jacken mit Aufschlägen und Vorschlägen, die zugleich die Weste ersetzen, ähnlich dem Westenhemd. Die Farbe variirt auch hier; doch vermeiden die Griechen die grellen, schreienden Farben, die großblumigen Muster, namentlich die gelbe Farbe, und halten sich an einfache, schlichte, selbstgewebte, im Lande selbstgefärbte Streifenmuster. Besonders blau als Grundfarbe mit schmälern feinen weißen, schwarzen oder schmuzigbraunen Streifen gibt ein beliebtes, in engen Grenzen variirendes Muster für Männer wie Frauen. In den Bergen ist die Farbe der Trachten eine noch ernstere. Nur die Frauen wollen an Festtagen durch farbig glänzende Kleider gefallen. Auf dem Kopfe des cyprischen Landmannes, sei er Türke oder Christ, ruht das Fes. Selbst in den Städten wird es noch in überwiegender Anzahl von den Christen getragen. Der Bauer wickelt um das Fes ein Tuch, meist ein blaues mit weißer Blumenkante. Die Dorfpriester tragen fast stets ein blaues Kopftuch um die Priestermütze. Weiße Kopftücher sind bei dem türkischen Bauer die Regel. Turbane, weiße oder grüne, sind fast nur bei Chodschahs, Kadis, Derwischen und einzelnen alten Türken und wenigen alten Griechen der niedern Klasse, und mehr in den Städten zu finden. Gegen Hitze, Sonne, Kälte und Wind bindet sich der Bauer aber auch das Kopftuch wie eine Frau um. Blumensträuße im Kopftuch oder hinter dem Ohr sind das Gemeingut von Männern und Frauen, Griechen wie Türken. Im Winter zieht man über die geschilderte Kleidung noch warme, mit Wolle gefütterte Kapuzen, Jacken oder lange Kapuzenmäntel. Sie sind stets von dunkelbrauner Farbe mit rothen Nähten oder Aufschlägen. Als eine Eigenart der Frauentracht in Rhizo-

Digitized by Google

karpaso*) hole ich noch nach, daß die Frauen nur wenn sie in die Kirche gehen, kurze, weiße, vielfaltige Radmäntel umnehmen. Besonders malerisch sehen die Bauern aus, wenn sie die langen Syndonitücher auch zum Schutze gegen Kälte um den Körper geschlungen haben. Diese Tücher sind vielfarbig; da aber fast alle Farben stumpf oder bescheiden auftreten, ist die Farbenwirkung selbst für das künstlerische Auge eine wohlthuende. Am Rande des Tuches wiederholen sich in Quasten und Bummeln die gewählten Farben. Als Grundfarbe wiegt weiß vor oder bescheiden mittelblau ins Schwärzliche spielend. Um den Leib wickelt der Mann sich meist ein langes schmales Tuch zugleich als Halter des Beinkleides. Man sieht jedoch auch Ledergürtel; im Tuch oder Gürtel steckt in hölzerner Scheide ein großes Messer. Da dieses stets zum Stechen bereite Messer oft bei Streitigkeiten gezogen wurde, hat die englische Inselregierung diese Messer zu tragen verboten. Ohrringe werden bei den Männern immer seltener. Eine abscheuliche Sitte ist glücklicherweise fast verschwunden und nur noch bei einzelnen Alten erhalten: sie scheren sich den Kopf nackt und lassen nur am Hinterkopf wie die Chinesen einen Haarbüschel oder Haarschweif stehen.

Setzen wir nach dieser Abschweifung die Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten fort. Wir sahen, wie die Brautleute bekleidet und geschmückt wurden: folgen wir ihnen nun zur Kirche. Bräutigam und Braut gehen einzeln, getrennt, ein jedes mit seinen Aeltern, Gevattern oder Gevatterinnen, Brautführern oder Brautjungfern. Die kirchliche Trauceremonie ist die nach griechisch-orthodoxem Ritus bekannte. Demnach erhalten Braut wie Bräutigam in der Kirche Hochzeitskronen vom Popen aufgesetzt, der die Ehe schließt. Ein dreimaliges Wechseln findet statt. Während diese Kronen (Stephani) in den Städten und manchen großen Dörfern aus Europa bezogene künstliche Kränze sind, werden noch in vielen Orten (so sah ich es selbst noch in der Ebene Messaurea) die Kronen aus Olivenzweigen mit Golddraht und bunten Bändern geflochten. Die griechische Eheschließung findet bekanntlich nicht unmittelbar am Hochaltar, zu dem ja nur der Pope Zutritt hat, sondern an einem Tisch weiter vor der Bilderwand statt. Wenn der Priester „Jesaias tanze" ruft, wenn Priester, Brautpaar sammt Hochzeitszeugen in einer langen Kette, ähnlich wie beim Cotillontanz, dreimal um den Tisch herumziehen, wirft man Baumwollsamen, Sesamsamen, Confect und Geldstücke auf den Kreis als ein weiteres segenverheißendes Symbol. Auf diesen Augenblick haben sehnsüchtig die Kinder geharrt und stürzen sich nun mitten zwischen und unter diejenigen, welche die Ehe schließen und der Feier beiwohnen, ohne jede Rücksicht, um das Beste zu erhaschen. Aber auch die zahlreich anwesenden heirathslustigen Mädchen helfen den Krawall wesentlich verstärken. Sie versäumen nicht, während der Ceremonie „Jesaias tanze" die Braut unsanft auf die Schulter zu schlagen und zu rufen: „Lyeri**), scharr mit

*) Das habe ich bisher trotz jahrelanger Beobachtungen nur in dem Dorfe Rhizokarpaso gefunden.

**) Lyeri oder Lygeri (schreib λυγέρη, sprich lygeri) ist die Biegsame, Geschmeidige (wörtlich), die Jungfrau im cyprischen Dialekt.

Digitized by Google

den Füßen!" Die Braut folgt den gebieterischen Aufforderungen; und die heirathslustigen Mädchen sind sicher, daß auch eine unter ihnen binnen Jahresfrist am Trautisch (Traualtar kann man nicht sagen) stehen werde.

Daß bei dieser geschilderten wichtigen Schlußceremonie Lärm und Gelächter die Kirche erfüllen, bedarf kaum der Andeutung. Von wahrer Andacht ist ja kaum in einer griechischen Kirche die Rede. Nach vollzogener Trauung verläßt das junge Ehepaar gemeinsam die Kirche. Bereit gehaltene Flinten und Pistolen schießt man oft in der Kirche selbst ab. Die junge Frau darf während zwei Tagen den Kopf nicht erheben, sondern muß ihn stets tief hinabgebeugt tragen. Sie nennen das Τὸ καμάρωμα τῆς νύμφης (sprich To kamaroma tis nimphis), d. h. die Ziererei der Braut, eine sehr treffende Bezeichnung. Auch bei den Alten blieb die Braut oder junge Frau zwei Tage verschleiert. Das Wort nimphi bedeutet sowol Braut wie junge Frau, wie auch unser Wort Braut die junge Frau am Hochzeitstage bezeichnen kann.

Am Hochzeitshause angelangt (es ist stets das Haus des Bräutigams und nicht der Braut), wirft der junge Mann einen Granatapfel fest gegen den Thürpfosten, daß er zerspringt und die vielen Kerne entleert: ein Symbol der zu wünschenden Fruchtbarkeit. Dies erinnert an den Quittenapfel der Alten, welchen die Braut nach Solon'schem Gesetz zu verzehren hatte. Nun schneidet die Mutter des Bräutigams in Gegenwart des jungen Paares und der Zeugen einer Henne den Kopf ab, währenddessen tritt der Bräutigam der Braut fest auf den Fuß. Mit diesem Symbol wird der jungen Frau ad oculos demonstrirt, sie müsse dem Manne unterthan sein, sonst könnte es ihr wie dieser Henne ergehen. Beim darauf erfolgenden Hochzeitsmahle wird das besprochene Rhäsi zuerst aufgetragen und zwar gewärmt. An Essen und Trinken schließt sich der Tanz an. In der Regel tanzen nur Paare, aber nur die Männer und nur die Frauen untereinander. Der Tanz der Männer ist dem italienischen Saltarello oder der Tarantella ähnlich; entlehnt aber auch Motive dem griechischen Kriegertanz. Der Tanz der Frauen kann zwar sehr anmuthig sein, wirkt aber nur zu bald durch die ihm eigene Eintönigkeit und geringe Lebhaftigkeit langweilig, während der Männertanz durch eine große Abwechselung von Bildern und Figuren selbst das Auge des Zuschauers immer von neuem wieder angenehm anregt. Bei den Frauen besteht der Tanz meist nur in einer graziösen Durchbiegung der Arme und Hände, in ihrem Ausstrecken und Einziehen, in einer langsamen und wiederholten Drehung des ganzen Körpers im gemessenen Tanzschritt. Der Körper selbst wird aber nur wenig und selten durchgebogen; die Füße erheben sich nur äußerst wenig vom Boden. Die Gesichter der Tänzerinnen bleiben stets absichtlich ernst und selbst bei scherzhaften Auftritten und Späßen der Zuschauer strengen sie sich aufs äußerste an, jedes Lächeln zu vermeiden. Sie blicken dabei fortwährend auf den Boden. Von den Männern werden auch Einzeltänze getanzt, nie öffentlich von den Frauen. Dieser Einzeltanz wird meist so ausgeführt, daß sich eine Anzahl Männer oder Burschen die Hände reichen und sich langsam herumziehen; den eigentlichen Tanz führt nur der erste aus. Hier kommt es auf möglichst malerische Stellungen, Verschlingungen und rapide Drehungen des Körpers an. Zuweilen läßt der Tänzer seine Be-

Digitized by Google

gleiter los und flicht Akrobatenkünste, Laufen auf den Händen, Stehen auf dem Kopfe, Radschlagen u. dgl. m. ein. Auch den orientalischen Messertanz kann man auf Cypern, doch meist nur in den Hafenstädten sehen. Es ist das keine in Cypern heimische Tanzart. Jeder Tanz der Männer wie der Frauen, den Messertanz ausgenommen, hält sich an den Takt der nie fehlenden Musik; man hat nur eine einzige Tanzweise ohne jede Aenderung. Nur das Tempo läßt man wechseln. Bei der Schlußfigur des Tanzes steigert man das Tempo auf ein möglichst schnelles Wirbeln und ausgelassenes Springen. Der Tanz der Frauen verläßt das ihm eigene, langsam feierliche Tempo nur in engen Grenzen. Häufig singt man zu dem Tanze, aber immer nur in ritornellartiger Manier; ein zweizeiliger Reim ist die Regel, ein vierzeiliger schon seltener. Die cyprische Volkspoesie ist wol reich an Liebes- und Wiegenliedern, und hat auch ihre schönen seltsamen Sagen, muß aber doch entschieden arm genannt werden im Vergleich z. B. mit der deutschen, und um von dem Orient zu reden, mit der arabischen oder persischen. Selten sind größere, durch den Sinn der einzelnen Strophen zusammenhängende Lieder. Ausnehmend arm ist man an Melodien. Der cyprisch-griechische Bauer kennt in der Regel nur das cyprische Ritornello; unter Tragudion (τραγούδιον), d. h. Gesang, Lied, versteht er nur dieses. Auch die reizenden kurzen Wiegen- und Kinderlieder ordnen sich meist dieser eintönigen Melodie unter. Versteht man noch die griechische Nationalhymne fehlerhaft zu singen, gilt man schon als Sängerkönig. Dagegen haben die Türken der Insel noch einige gefällige Melodien, die natürlich importirte Waare sind. In den Städten, besonders in Larnaka unter dem Einfluß der Europäer, gibt es einzelne, die wirklich singen können.

Im Frauentanze, besonders wenn er begleitet ist von Musik und Gesang, wird man unschwer das Alterthum erkennen. Der erste Eindruck ist ein ungemein feierlicher. Man meint, nur so könne der Chorus getanzt worden sein, wenigstens nur so der ernste Chorus, wie er es ursprünglich war.

Wenn Mädchen getanzt haben und abtreten, werfen die Burschen den Musikern Geldstücke vor die Füße. Damit ehrt man die Mädchen, und je mehr einer spendet, desto höher schätzt er sie. Ich warf einmal einen Schilling hin, es war in Rhizokarpaso, und vergaß das bald. Nicht so die damaligen Tänzerinnen. Als ich nach zwei Jahren wieder nach dem Orte kam, begrüßten sie mich wie alte Bekannte und erinnerten mich lächelnd an den weißen Schilling. Die Tänzer und Tänzerinnen dagegen, der junge Ehemann oder wer sonst will, überreichen auf eine weit originellere Weise ein kleines Trinkgeld. Man feuchtet die Kupfermünze mit Speichel an und drückt sie fest, bis sie kleben bleibt, auf die Stirn der Spielleute. Da das häufig einen Abend hindurch geschieht, zeigen sich auf den so malträtirten Stirnen blutunterlaufene Ringe. Es ist ergötzlich, die Grimassen der Geldempfänger zu beobachten, diese halb von Schmerz, halb von Freude bewegten Gesichter. Der Geiger (und das ist nicht etwa ein einzelner Fall, sondern stehende Regel) wirft die erworbenen Geldstücke in eine besondere Kasse, nämlich in den Resonanzboden seiner Geige.

Die Geige ist sicher spätern Ursprungs, während die übrigen heute auf Cypern gebräuchlichen zwei Saiteninstrumente sicher auf die antike Lyra und Kithara

Digitized by Google

zurückgehen. Die heutige Tamburra (ταμπούρρα) der Cyprioten, das kleinere hölzerne Instrument mit rundem Schallkasten, oft von Halbkugelform, hat regelmäßig vier Saiten, während das heutige Lauton (λαούτον) mehrsaitig, meist achtsaitig, größer ist, mehr der europäischen Guitarre ähnelt und mehr an die antike Kithara mahnt. Von Blasinstrumenten kennt man zwei: die Hirtenflöte aus Rohr, oft primitivster Art, und wie die Tamburra von den Bauern selbst gefertigt, heist Pidiavli (πηδιαύλι, cypriotisch die hüpfende, springende Flöte). Die zweite Art, Sorne, aus Holz und complicirter, scheint auf der Insel türkischen Ursprungs zu sein, wie die große Trommel Taulli mit Eselsfällen, während die Handpauke, das Tamburin (cypriotisch Tambutschi) sicher wieder auf das Alterthum zurückweist.

Am Hochzeitsabend wird der jungen Frau zu Ehren eine Fackel oder ein Feuer im Freien bei dem Hause und mehrere Stunden brennend erhalten. Sie nennen diese nie fehlende Ceremonie: „Wir zünden die Brautfackel an" (die Brautfackel = ἡ λαμπάδα τῆς νύμφης, sprich i lampada tis nimphis). Aus der Aussteuer baut man je nach der Jahreszeit im Hause oder in der Vorhalle, welche ja selten fehlt, einen Art Thron auf. Die Bettstelle muß oft zum Thronsessel dienen, Betttücher und andere Wäsche zum Thronhimmel. Die meiste Zeit über sitzen die jungen Eheleute hier; namentlich die Braut soll sich nur möglichst wenig bewegen. Rechts vom Bräutigam steht stets einer, entweder ein Gevatter oder dessen Stellvertreter mit einer großen mächtigen brennenden Wachskerze. Kann man aus pecuniären Rücksichten nur eine dünne Kerze anzünden und halten, so befestigt man sie an einem langen Stabe. Werden wir da nicht wieder aufs deutlichste an die Hochzeitsfackeln der Alten erinnert? So vergeht unter Tanzen, Spielen, Singen, Essen, Trinken der größte Theil der Nacht. Wenn das Fest abgebrochen wird, so geleiten Aeltern, Gevattern und die aufspielende Musikbande das junge Paar zur Brautkammer. Die erste Nacht verbringen aber die Brautleute sonderbarerweise nicht auf der Bettstelle, sondern auf einem auf einer Strohmatte auf der Erde bereiteten Lager.

Früher dauerten die Hochzeitsfeierlichkeiten eine ganze Woche hindurch; doch erhielt sich diese Sitte nur noch in wenigen Inselgegenden. Meist aber dauert doch noch die Hochzeit von Sonntag bis Mitwoch inclusive; Donnerstag bis Sonnabend sind Ruhe- oder Arbeitstage. Regelmäßig schließt die Hochzeitsfeier an dem auf den Hochzeitssonntag folgenden Sonntag mit dem Antigamos, d. h. der Gegenhochzeit, Nachhochzeit.

An dem Montag wird den Hochzeitszeugen ein Fest und Essen gegeben, zu welchem die Geladenen Geschenke bringen, vielfach Eßwaaren, Fleisch, Hühner u. dgl. Viele andere machen aber auch Geschenke an Geld, Kleidern, Geschirr u. dgl. Diese Geschenke gibt man aber nie am Tage vor der Hochzeit, sondern stets am ersten Tage nach der Hochzeit, dem Montag (wie bei den Alten ἡ ἐπαυλία). Man häuft sie am Montag auf dem Hochzeitsparadebette auf. Der alte Brauch slawischen Ursprungs, Töpfe am Polterabend vor dem Hochzeitshause zu zerschlagen, ist in Cypern in einer originellen Form erhalten. Die Hochzeitsgäste schlagen während des Essens und Gelages den Flaschen die Köpfe ab. Eine besondere Ehre erweist der Hochzeitsgast dem Ehepaare aber dadurch, daß er an der Tafel sitzend den

Digitized by Google

ihm mit einer Lieblingsspeise gefüllten Teller so fest aufschlägt, daß er zerbricht und die zwischen den entstehenden Scherben durchfallende Speise das Tischtuch befleckt.

Noch origineller sind die Hochzeitsfeierlichkeiten, wenn Braut und Bräutigam in verschiedenen Dörfern zu Hause sind. Da liegt es im Interesse des Bräutigams, in seinem Dorfe so viel als möglich wahre und lügenhafte Hochzeitszeugen*) anzuwerben. Mit einer möglichst großen Anzahl von Leuten macht sich der Bräutigam auf, die Braut abzuholen. Aber auch im Interesse der Braut und des Brautdorfes liegt es, so viel als möglich männliche Hochzeitsgäste einzuladen. Am Dorfanfange erwarten die Brautdörfler den heranrückenden berittenen Zug der Bräutigamsdörfler. Das Einreiten des Bräutigams in das fremde Brautdorf, das Nichtabsteigen vom Reitthier am ersten Hause des Brautdorfes wird als ein unglückbringendes Ereigniß für das letztere aufgefaßt. Deshalb verlangen die Brautdörfler von den Bräutigamsdörflern, daß sie vor dem Dorfe absitzen und zu Fuß durch das Dorf bis zum Brauthause gehen, die Thiere hinter sich ziehend. Der Bräutigam nun und die Bräutigamsdörfler widersetzen sich häufig diesem Verlangen. Zuweilen wählt man den Weg eines Vergleiches. Der Bräutigam bietet den Brautdörflern, ist er vermögend, beispielsweise ein oder zwei große Krüge Wein (ein Krug hält 2—300 Liter) als Bewillkommnungstrunk, falls man ihm ein freies Einreiten mit seinem Gefolge bis zum Brauthause gestattet. Wird eine Vereinbarung weder versucht noch erzielt, und steigen Bräutigam und Begleitung nicht gutwillig von den Thieren, so kommt es zu einer blutigen Schlägerei. Die nöthigen Knittel dazu waren schon mitgebracht und bereit gehalten. Siegt die Bräutigamspartei, so erfolgt ein feierlicher Triumpheinzug, ähnlich dem eines Heeres in die eroberte feindliche Hauptstadt; siegt die Brautpartei, so muß der Bräutigam vom Reitthiere gerissen, blutend und blutig, zerschlagen und zerzaust, mit zerfetztem Festanzuge, sich zu Fuß zur bräutlichen Thür schleppen unter dem Hohngelächter und Gespött der spalierbildenden Sieger.

Diese Sitte oder Unsitte hat seit der englischen Occupation bedeutend an Ausdehnung verloren, da die englischen Gerichte jeden versetzten Schlag theuer durch Strafgelder bezahlen lassen. Die Türken früher ließen da gern gewähren und freuten sich, wenn sich die Griechen gegenseitig durchbläuten. Je mehr, desto besser!

Eine weitere drastische Scene spielt sich ab, wenn die Braut das älterliche Haus, das Geburtsdorf verläßt und dem Bräutigam folgen muß. Scheinbar nur mit Gewalt, um sich schlagend und stoßend, weinend, läßt sie sich erfassen und auf das Reitthier hinter den Bräutigam setzen. (Die Frauen reiten auf Cypern nach Art der Männer.) Wenn möglich wirft sie sich wieder von dem ihr aufgedrungenen Sitz hinab auf die Erde. Das Schauspiel endet damit, daß man sie wieder aufs Maulthier hebt, ihre Arme und Hände um den Bräutigam legt und sie mit buntseidenen Tüchern an ihm festbindet. Je aufgeregter sie diese Rolle zu spielen versteht, um so mehr hat sie gezeigt, wie sehr sie ihre Aeltern und ihr Heimatsdorf liebt, und nur der Gewalt weichend dem angetrauten Manne folgt.

---

*) Die sogenannten lügenhaften Hochzeitszeugen entsprechen unsern Freßgevattern.

Digitized by Google

Da wir die cyprisch-griechische Eheschließung als einen zwischen den Aeltern der Brautleute abgeschlossenen Handel kennen lernten, ist es begreiflich, daß in nicht sehr seltenen Ausnahmefällen, die Folge nicht mehr zu zügelnder gegenseitiger Neigung, Mädchen sich freiwillig, ohne Wissen der Aeltern, von ihren geheimen Liebhabern rauben, entführen lassen. Zuweilen sind, wenn die Aeltern des Liebhabers arm, die der Geliebten reich, die Aeltern des Burschen mit vom Complot. Nach geglückter Entführung müssen dann die Aeltern der beiden Betheiligten gute Miene zum bösen Spiele machen und die kirchliche Trauung gutheißen. Solche Entführungen sind mir während meines cyprischen Aufenthaltes nicht nur von Bauern bekannt geworden, sondern auch von Städtern und in den bessern Familien.

Zu den merkwürdigsten Auswüchsen des Aberglaubens gehört der Skylogamos (σκυλόγαμος), d. h. das Abhalten der sogenannten „Hundhochzeit", als ein probates Mittel gegen den Biß eines tollen Hundes. Wurde ein Mensch, Mann oder Frau oder Kind, jung oder alt, von einem für toll gehaltenen Hunde gebissen, macht man ihm genau nach 40 Tagen eine Hundehochzeit. Der tolle Hund kann längst getödtet sein. Es kommt nach dem cyprischen Aberglauben darauf an, daß die gebissene Person, ohne nur einen Augenblick zu schlafen, bis zum Aufgehen der Sonne die ganze Nacht hindurch wach bleibt. Ich ließ mich in Larnaka zu einer solchen Hundehochzeit in der Fastenzeit einladen. Es wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Auch Musikanten fehlten nicht. Vertilgt wurden, das Brot nicht gerechnet, 5 Kilo Kartoffeln, $2\frac{1}{2}$ Kilo Kraut, $1\frac{1}{4}$ Kilo Oel, $\frac{3}{4}$ Kilo Essig, 16 Citronen, 1 Kilo gesottener frischer Seefisch, 14 geräucherte Heringe, diverse Zwiebeln und 16 Liter schwerer Wein.

Ich kann allerdings bezeugen, daß das von einem Hunde gebissene Mädchen, welches unverheirathet Hundehochzeit hielt, nicht toll geworden ist. Ob der todtgeschossene bissige Hund toll war, vermag ich freilich ebenso wenig zu sagen. Als der Redacteur und Eigenthümer der griechischen Zeitung „Neon Kition" von einem Hunde gebissen wurde, hielt auch er eine großartige Hundehochzeit, bei der es natürlich viel opulenter herging als bei der von uns beschriebenen. Wie mir ein Hundehochzeitsgast versicherte, ließen das Menu des servirten Hundehochzeitsessens sowie die Tanzmusik nichts zu wünschen übrig. Das „Neon Kition" aber marschirt als erster Pionnier an der Spitze der cyprischen Volksaufklärung. Ein intelligenter cyprischer Arzt will den Brauch der Hundehochzeit mit der Behauptung entschuldigen, daß die Heilwirkung in der continuirlichen Bewegung und in dem Transspiriren der Hochzeit haltenden gebissenen Person liege und daß auf diese Weise das Wuthgift in der 40. Nacht nach dem Bißtage aus dem Körper entfernt werden müsse. Das ließe sich hören. Was sagen aber unsere Mediciner zu der folgenden prophylaktischen Applicirung der Hundehochzeitscur? Manche Leute halten, wenn sie im Schlafe von einem Hunde und dessen Bisse träumen, genau so ihren Skylogamos ab, als wären sie factisch gebissen worden. Das klingt unglaublich, ist aber dennoch wahr.

Noch sei hier der Magier gedacht. Die cyprische Magierkunst war schon im hohen Alterthum eine hochberühmte. Auch als einige der Apostel mit Paulus an der Spitze nach Cypern kamen, hatten sie vor dem damaligen römischen Proconsul

Digitized by Google

in Neapaphos den Magier Elymos zu bekämpfen. Ich bekam im December 1882 die Gesichtrose und schickte meinen Diener nach einem mir befreundeten Arzte. Mein Diener konnte den Arzt nicht finden, hörte dagegen von einem Apotheker, da könne besser als jeder Arzt und jede Arznei der alte Magier Theodoli von Altlarnaka helfen, der Kirchenschließer bei Hagi Gianni sei. Ein Schreibebrief nur vom Magier, und ich würde gesund. Mein Diener lief in seiner Angst zum Magier. Statt daß aber der Magier einen Schreibebrief sandte, kam er selbst. Er gab vor, eine gute Bezahlung erwartend (nachdem er gehört, ein Fremder sei der Heilungbedürftige), er müsse selbst auf den Kopf des Kranken schreiben, ein Schreibebrief genüge da nicht. Der Magier ließ mich auf einen Stuhl niedersetzen, und da er ein Stäbchen mit blendendweißer Baumwolle umwickelt aus der Tasche zog, ließ ich, nichts Arges vermuthend, die Beschwörung und Beschreibung über mich ergehen. Aber ich hatte das kleine Tintenfaß nicht bemerkt, und in wenig Augenblicken besaß ich einen Mohrenkopf. So war ich mit schwarzen Hieroglyphen bemalt, an deren Entzifferung selbst die größte Gelehrsamkeit hervorragender Orientalisten vergeblich gearbeitet hätte. Daran schloß sich eine über eine Viertelstunde währende Beschwörung, abwechselnd in griechischer Sprache und in einem Kauderwelsch, das an Arabisch anklang. Alle Engel und Erzengel, Apostel, Evangelisten und Heilige wurden im Namen der göttlichen Dreieinigkeit angerufen, die Teufel und Erzteufel, die Dämonen und Erzdämonen auszutreiben aus dem niedrigen Knechte Max Richter. Auch erzählte der Beschwörer von seinem Collegen, dem heiligen Petrus mit den Himmelsschlüsseln, der mit ihm über mich gesprochen und ihm meine Krankheit offenbarte. Ab und zu wurde ich dreimal angeblasen und dreimal mit Weihwasser besprengt; bis nach des Magiers Ansicht mit den Teufeln und Dämonen alle Feuer, Kreuzfeuer, kalte Feuer, heiße Feuer, Kohlenfeuer, Holzfeuer, Windfeuer, feurige Feuer von mir gewichen waren. Zuletzt bat mich der Magier um Verzeihung wegen der Procedur, die er mit mir unternommen hatte. Ich sagte: „Bitte sehr!“ Da kam erst das Schlimmste. Der Magier spie mich dreimal an, ehe ich es nur verhindern konnte! Er versicherte mir dann, er habe ein in arabischer Sprache und Schrift vom weisen König Salomo selbst geschriebenes Zauberpapier, und das gäbe ihm die Kraft.

Kaum war der Zauberer fort, als der Arzt erschien. Ich hatte die Tinte noch nicht abwaschen können. Als ich diesem, einem intelligenten Cyprioten, der gute medicinische Studien in Europa gemacht hatte, auseinandersetzte, warum ich die Zauberkünste habe kennen lernen wollen, verließ er mich aufgebracht, mit den Worten: „Das ist eine Schande für uns Cyprioten, wenn Sie so etwas publiciren wollen!“ Da aber tags darauf die Gesichtsrose zu verschwinden begann, glauben heute noch steif und fest mein Diener, meine Köchin und das ganze Stadtviertel, nur Theodoli der Magier habe mich vom sichern Tode errettet, oder von schwerer Krankheit geheilt. Der Apotheker, der den Magierbrief als Recept und Heilmittel vorschlug, schwört auf dessen wunderbare Kraft gewiß heilige Eide. Er ist mit meinem Arzt von Larnaka sehr nahe verwandt.

Digitized by Google

Die modernen Erlöser.

Eine zeitgenössische Studie aus dem englischen Leben

von

Leopold Katscher.

II.

1) Hindernisse und Begeisterung.

Die Armee ist so gut disciplinirt, daß man gegen sie nicht den Vorwurf erheben kann, sie mache von den geschilderten „Mitteln und Wegen" nicht den weitestgehenden Gebrauch. Die Soldaten und Offiziere arbeiten nach Kräften an ihrer Aufgabe und lassen sich durch keinerlei Schwierigkeiten abschrecken. Das Seligmacherheer ist eine wahre „Ecclesia militans", und zwar führt sie nicht nur ihrerseits einen geistlichen Krieg gegen Sünde und Weltlichkeit, sondern sie wird selbst vielfach bekriegt: moralisch von ihren Kritikern in der Presse, physisch vom Straßenpöbel, von einem Theil des Publikums der Erlösungsversammlungen und in besondern Fällen vom Arm des Gesetzes. In neuen „Stationen" bringen Gassenbuben versteckterweise geistige Getränke zu den ersten Gottesdiensten mit, pfeifen, rauchen und machen zuweilen einen solchen Lärm, daß die Seelenretter ihr eigenes Wort nicht verstehen. Im verflossenen Jahre wurden 669 männliche und weibliche „Soldaten" niedergeschlagen, gestoßen oder verwundet, 86 wegen hartnäckiger Ruhestörung — durch Straßenpredigten oder Musik — eingesperrt, 56 von dem „Heer" benutzte Gebäude angegriffen und oft ernstlich beschädigt. In manchen Meetingsaal flogen vom Dache her Steine. Am meisten haben die Thürsteher zu leiden. „Drei Monate hindurch", berichtet einer, „wurde ich jeden Abend geschlagen und gestoßen, sodaß meine Beine schließlich auf zwei Wochen dienstunfähig wurden"; dennoch finden sich immer genug Thürsteher. Die schlimmsten Erfahrungen haben die Seligmacher im letzten Viertel des Jahres 1882 und im ersten Drittel von 1883 auf ihren öffentlichen Umgängen gemacht, denn der Straßenpöbel war damals organisirt. Die Wirthshausinhaber nämlich fingen an, über die Erfolge der Erlösungsrekrutirung besorgt zu werden und die Armee als Brotverderber zu betrachten, wozu sie auch das vollste Recht hatten. Um nun Herrn Booth die Lust an seinen die Trunkenbolde verlockenden Processionen zu vertreiben, ersannen die Schenkwirthe den Plan, eine Unzahl von Straßengesindel als „Skeletarmee" zu organisiren. Schon vorher hatte der Lärm und die

Digitized by Google

Seltsamkeit der Seligmacherumzüge dem Pöbel einiger Bezirke einen Vorwand zu gewohnheitsmäßiger Ruhestörung und Krawallmacherei gegeben. Wie die Taschendiebe sich eine Truppenrevue oder eine Lord-Mayorsschau zu Nutze machen, nimmt der Mob jene Processionen zum Anlaß, seiner angeborenen Roheit die Zügel schießen zu lassen; nicht, daß sie die Religion haßten und sich durchaus weigern würden, „erlöst" zu werden: es ist ihnen einzig und allein um Rauferei und Grausamkeit zu thun. Derselbe Pöbel in denselben Städten hat den Atheisten Bradlaugh, den berühmten „Eidverweigerer", der nicht ins britische Parlament hineinkann, genau so verfolgt, bedroht, angegriffen und mishandelt, als er gegen Christus und das Christenthum predigte, wie er nunmehr die Anhänger Booth's behandelt, die für Christus und dessen Lehren eintreten. Hätten die Seligmacher die Straßen mit ruhiger Würde durchzogen, so wären die rohen Kerle vielleicht durch die Feierlichkeit des Verfahrens eingeschüchtert worden. Die Grundsätze der Salvation Army erfordern aber, daß die spectakelliebenden Kreise durch Spectakel angelockt werden; oft schreien sich die „Soldaten" heiser; viele sprechen die Passanten flehend oder drohend an; der „Kapellmeister" pflegt an der Spitze des Umzuges einherzuspringen, als wäre er ein plötzlich verrückt gewordener Tambourmajor. Kurz, die zu einem Leben voll Tugend und Mäßigkeit bekehrten Leute geberden sich ärger, als da sie noch tranken und lasterhaft waren. Es ist daher kein Wunder, daß die Nachäffungslust des rohen Pöbels wach gerufen und genährt wurde.

Die „Skeletarmee", die sich aus diesen Anfängen entwickelte, heißt so, weil ihre Umzugsbanner Todtengerippe aufweisen; außerdem werden in jeder Procession kleinere „Fahnen" getragen, d. h. zerfetzte farbige Taschentücher an Knitteln, von denen bei Schlägereien, wie sie oft folgen, auch noch ein anderer, für die Seligmacher recht fühlbarer Gebrauch gemacht wird. Musik machen die „Skeletons" mit Zinnpfeifchen, Trommelwracks und pensionirten, mit Steinchen gefüllten Eisentöpfen. Ihr Zweck ist, den Umzügen der Seligmacher zu folgen, zu den Melodien der letztern parodistische Knittelreime eigener Factur zu heulen und mit ihrer „Musik" die Luft zu erschüttern, was die andere Partei — die „sich vom Teufel nicht aus dem Felde schlagen lassen" will — zu den verzweifeltsten Anstrengungen behufs Uebertäubung des Heidenlärms aufstachelt. Dies wieder veranlaßt die Anhänger des Todtengerippes, Händel zu beginnen. Die Krawalle nahmen solche Dimensionen an, daß die Polizei von der öffentlichen Meinung beinahe gezwungen worden wäre, irgendeine radicale Abhülfe zu ersinnen, hätte nicht vor einiger Zeit „General" Booth, um nicht ein formelles Verbot der Umzüge herbeizuführen, die kluge Vorsicht gebraucht, dieselben in den von der Skeletarmee heimgesuchten Bezirken von selbst einzustellen und anzuordnen, daß man sich dort auf Gottesdienste in geschlossenen Räumen beschränke. Er wußte, daß die Polizei wol auf frischer That ertappte „Skeletons" verhaften, der Skeletarmee die Umzüge aber nicht gänzlich untersagen könne, solange sie dieselben dem „Erlösungsheer", der „Blauband-Mäßigkeitsarmee" u. dgl. gestattet.

Wurden die Seligmacher vom Pöbel an der Beendigung einer Procession verhindert, so unternahmen sie dieselbe tags darauf an derselben Stelle abermals, und

Digitized by Google

sie wiederholten den Versuch so lange, bis der Widerstand aufhörte. Der Begründer des Christenthums sagte zu seinen Jüngern: „Werdet ihr in einer Stadt verfolgt, so flieht in eine andere"; allein damit ist Booth nicht einverstanden; seine Leute müssen bleiben, bis ihre Ausdauer den Verfolgungen ein Ende macht. Sie sind überhaupt ein zähes Völkchen: nichts kann sie abschrecken, kein Ungemach sie einschüchtern. Im Gegentheil, je mehr sie zu Märtyrern gestempelt werden, desto fanatischer wird ihre Begeisterung. Von jeher haben Hindernisse und Schwierigkeiten Enthusiasten angespornt. Wird ein Soldat oder ein Offizier von der Polizei aufgefordert, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, so läßt er sich lieber ins Gefängniß führen, als daß er von dem begonnenen Versuch der Seelenrettung freiwillig abließe. Die „Salvationists" setzen sich, um ihrer „christlichen Pflicht" nachzukommen, oft erheblichen Gefahren aus. Sie waten bei Wind und Wetter durch die schmuzigsten Straßen. Obgleich die Polizei ihnen oft genug sagt, daß sie das Leben aufs Spiel setzen, wagen sie sich in die elendesten Gäßchen, „um den Säufern, den Weiberschlägern, den Lästerern, den Halsabschneidern, den wilden Thieren ins Gewissen zu reden"; mancher ist solchergestalt umgekommen oder zum lebenslänglichen Krüppel geworden. Nach den bleichen, hagern Gesichtern der meisten Offiziere zu urtheilen, muß der „Erlösungskrieg" sehr anstrengend und erschöpfend sein; wir haben übrigens schon in dem ersten Artikel gezeigt, daß ihre Stellungen nichts weniger als Sinecuren sind; nur fanatische Begeisterung kann sie dazu bewegen, sich bei der Strenge der Booth'schen Anforderungen einer solchen Aufgabe zu widmen.

Uebrigens gestattet Booth den Verbandsmitgliedern nicht, Nothwehr zu üben; sie müssen, gleich Jesus, Angriffe in christlicher Geduld ertragen, was ihnen freilich oft recht sauer werden mag. Als in Bath die „Erlöser" der Wuth des Volkes preisgegeben waren, schrieb der dortige Bürgermeister an den Minister des Innern: „Die Army bewegt sich streng innerhalb der Grenzen des Gesetzes; selbst wenn man sie schlägt, beschimpft und ihr Eigenthum zerstört, übt sie keine Repressalien." Der Bischof von Winchester sagte: „Die grausam mishandelten Salvationists haben sich nicht erbittert gezeigt, sondern für ihre Verfolger gebetet."

2) Leistungen und Erfolge.

Wie richtig die Berechnungen des Hauptes der Seligmacherarmee sind, wenn er behauptet, daß man, um das niedrige Volk zu gewinnen, zu dessen Niveau herabsteigen müsse: das ging schon aus einigen unserer frühern Bemerkungen hervor. Der Lärm lockt die lärmliebenden Kreise an und der weitere Lärm bekehrt sehr viele, manche freilich nur vorübergehend, andere aber dauernd, d. h. insofern man bisher von „dauernd" sprechen kann, denn die Bewegung ist ja noch jung, und was die Zukunft bringen wird, weiß niemand. Wir selbst sind aus Gründen, die wir später angeben werden, Gegner der ganzen Bewegung, und wir glauben, daß sich die von ihr erzielten Ergebnisse auch auf andere, unserer Weltanschauung besser angepaßte Weise erreichen ließen; aber daß von ihr gute Ergebnisse erreicht werden, können wir nicht wegleugnen. Schon die Verminderung der Trunksucht

Digitized by Google

ist unschätzbar, ebenso die Erhöhung des Sittlichkeitsgefühls. Stadtbekannte Säufer knien in der „Sünderbank", Raufbolde predigen christliche Demuth, Verbrecher, die dem Gesetz und der Polizei Trotz geboten haben, legen auf den Plattformen der Versammlungslocale öffentlich Zeugniß ab für den Erfolg der Bestrebungen der Salvation Army. In manchen Städten sinken die Geschäftsumsätze der Wirthshäuser und der Pfandleihanstalten bald nach der „Eroberung" durch ein „Corps" ganz erheblich, während die Einnahmen der Fleischer in demselben Maße steigen. In der Provinz werden nicht selten Schenken gänzlich geschlossen; entweder weil sie keine Geschäfte mehr machen, oder weil ihre Besitzer von der Armee bekehrt werden (das klingt wunderbar, ist aber schon wiederholt vorgekommen). In allen Städten, wo die Seligmacher eine lebhafte Thätigkeit entfalten, werden den Gewerbs- und Kaufleuten von „Bekehrten" alte Schulden bezahlt, die sie längst als uneinbringlich gestrichen hatten. Streitigkeiten zwischen Feinden oder Verwandten werden nach jahrelanger Dauer geschlichtet; die Betreffenden begeben sich von der „Sünderbank" zu den Beleidigern oder Beleidigten, gestehen ihren Antheil am Unrecht ein und versöhnen sich mit den Widersachern. Andere „Erlöste" zahlen ihren Brotgebern in Raten Beträge zurück, um die sie dieselben ohne deren Vorwissen beraubt haben; oft legen sie sich die größten Entbehrungen auf, um das thun zu können. Ein Vicedirector der Polizei in Manchester sagte zu einem weiblichen „Kapitän": „Sie haben wundervolle Resultate erzielt. Sie haben die Beschaffenheit der niedrigen Klassen so sehr geändert, daß wir jetzt nicht viel zu thun haben. Auch auf die Polizei selbst wirken Sie so stark ein, daß nicht halb soviel geflucht und geschimpft wird wie früher; die Polizisten wohnen Ihren Versammlungen sehr gern bei. Tausende zahlen ihre alten Schulden, kleiden ihre Weiber und Kinder besser und sind nach Aussage ihrer Brotherren tüchtigere Arbeiter und Dienstboten als früher."

An einem gewissen moralischen Erfolg ist also nicht zu zweifeln, und damit steht auch der materielle, zähl- und meßbare Erfolg der Bewegung im Zusammenhang. Derselbe ist recht nennenswerth. Sie gedeiht und breitet sich immer mehr aus. Der Verkauf ihrer Veröffentlichungen steigt ebenso rapid wie die Höhe der ihr zufließenden Spenden. Sie bringt ein Gebäude nach dem andern an sich, ihr unbewegliches Vermögen beträgt ungefähr 150000 Pfd. St. Kein ungünstiges Urtheil seitens frommer Christen, kein beißender Spott seitens Ungläubiger, kein physischer, kein moralischer, kein geistlicher Angriff ist im Stande, die Entwickelung der Armee aufzuhalten. Am 3. Juli 1882 zählte diese 320 Corps, 766 Offiziere, 6 Dorfstationen und einen Wochendurchschnitt von 6120 gottesdienstlichen Versammlungen; am 5. Juli 1883 schon 530 Corps, 1300 gänzlich angestellte Offiziere, 240 Dorfstationen und wöchentlich 11640 Meetings. Von dem aus etwa 50 Zimmern bestehenden Hauptquartier, über dessen Dach eine blutrothe Fahne mit der Inschrift „Die Welt für Jesus" weht, gehen täglich im Durchschnitt 850 Briefe ab und ebenso viele laufen ein. Von den Zeitungen des Verbandes („War Cry", „En Avant!", „Little Soldier", „The Auxiliary", „Indian War Cry", „American War Cry", „Australian War Cry" u. s. w.) werden wöchentlich fast 600000 Exemplare abgesetzt. Der Ankauf und Umbau von Ge-

Digitized by Google

bäuden verschlang im Jahre 1882 64000 Pfd. St. Die Einnahmen betrugen 1881 57000 Pfd. St., 1882 80000 Pfd. St., und 1883 dürften sie die Höhe von 120000 Pfd. St. erreicht haben, wobei nur die für allgemeine Verbandszwecke, nicht die für locale Ausgaben gegebenen Spenden in Betracht gezogen sind.

Interessant ist es, nach den Ursachen des großen Erfolges der Seligmacherbewegung zu forschen. Dieselben sind vielfacher Natur. Den Anerkennungs- und Unterstützungserfolg, d. h. die Sympathie von Menschenfreunden, hat die Bewegung unserer Ansicht nach drei Umständen zuzuschreiben: 1) der Befähigung und dem lautern Charakter der Lenker, vornehmlich des Generals und seiner Familie, ihrem vertrauenerweckenden Ernst, ihrer zielbewußten Energie; 2) der strengen Durchführung der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, ein Princip, das unter allen Verhältnissen günstige sittliche Ergebnisse nach sich ziehen muß; 3) den Verfolgungen, denen die Armee ausgesetzt ist; viele lassen sich durch die Geduld, mit der die Unterthanen des Generals alles Ungemach ertragen, zu der Anerkennung bewegen, daß die Leute ernst und gesinnungstüchtig sind. Wäre das Seligmacherheer in Ruhe gelassen worden, so hätten sich die intelligenten Elemente der Bevölkerung um dasselbe nicht mehr bekümmert, als um alle andern Missionsbestrebungen, und es hätte niemals die jetzigen gewaltigen Dimensionen angenommen; das Haus der Lords hätte gewiß nicht so ohne weiteres zugegeben, daß es das Recht habe, mit den geräuschvollen Umzügen den Straßenverkehr zu hemmen und die öffentliche Ruhe zu stören. Der Pöbel und die „Skeletarmee" waren die besten Annoncen und machten unwillkürlich die meiste Reclame für das Booth'sche Unternehmen.

Zahlreichern Ursachen möchten wir den Bekehrungserfolg des letztern beimessen; wir glauben, daß dieselben eine eingehendere Betrachtung verdienen; es sind:

1) Die organisatorischen Talente des Generals und die persönlichen Eigenschaften seiner Frau. Mrs. Booth besitzt beträchtliche Rednergaben; sie weiß höchst eindrucksvoll zu predigen; ihre Stimme ist gut, ihr Ernst offenkundig, oft überwältigend. Ihre echte Eloquenz, ihre eigenthümliche Aussprache, ihre den Volksbegriffen angepaßte Sprechweise, ihre erstaunliche Wörterfabrikation, ihre lebhafte Vortragsart, die Abwechselung von Leidenschaftlichkeit und Milde, von Humor und Würde sind mächtige Behelfe der Ueberredung, und sie spricht daher auf möglichst vielen Versammlungen.

2) Der Glaube und das Vertrauen der Verbandsmitglieder an und auf den General und den Generalstab; nicht jeder hervorragende Seelenhirt kann sich eines so loyalen Anhanges, einer solchen Liebe der seiner Führung sich anvertrauenden Heerde rühmen wie Booth.

3) Die militärische Organisation; diese übt auf den ungebildeten Geist eine ganz besondere Anziehungskraft aus. Viele Menschen unterwerfen sich gern der Herrschaft eines Autokraten und fügen sich mit Vorliebe in eine strenge Disciplin.

4) Der Lärm und die Poltronnerie, die spectakulösen Umzüge, die geräuschvollen Gottesdienste, die auffallenden Fahnen, die Katzensprünge der Offiziere, die ohrenzerreißende Musik.

5) Das burschikose Wesen, das in den Zeitungen, den Plakaten, den Predigten,

Digitized by Google

den Hymnen, den Zetteln und den Büchern der Seligmacher herrscht, die Auffälligkeit ihrer Sprache beim Ankündigen und Abhalten der Meetings und in den Berichten über diese. Die grell gefärbten und seltsam gedruckten Plakate und Zettel sind in überaus martialischem Ton abgefaßt. Die Zeitungen sind mit absonderlichen Illustrationen und äußerst lebhaft geschriebenem Text gefüllt; die Bücher, Gesänge und Predigten bewegen sich, wie wir bereits gesehen, durchaus „in der Sprache des Volkes", um mit Mrs. Booth zu reden. Ein Artikel im „War Cry" war „Jumbo und Jesus" betitelt. (Jumbo ist der bekannte Riesenelefant, den die londoner Zoologische Gesellschaft im Jahre 1882 an Barnum verkaufte.) In einem Erlösungswerk wird der Prophet Elijah ein „lustiger alter Herr" genannt. In einer Predigt wurde behauptet, Gott „balge sich fortwährend herum". Derlei kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß die Armee zumeist aus den niedrigsten Klassen besteht, die ihre gewohnte Ausdrucksweise beibehalten, und daß damit wieder nur Leute angezogen werden sollen, denen diese Ausdrucksweise geläufiger und verständlicher ist, als die salbungsvollen Worte der gewöhnlichen Missionare. Die Ungebundenheit, Zwanglosigkeit, Volksthümlichkeit, der burschikose Ton der Phraseologie der Armee ist entschieden das wirksamste Bekehrungsmittel, das Booth sich wünschen kann; daher darf er es nicht aufgeben, abgesehen davon, daß ihm dies nicht möglich wäre, selbst wenn er wollte. Er schärft seinen Offizieren und Soldaten geradezu ein, sich in ihren Ansprachen an das Volk und ihren Berichten für den „War Cry" einer auffallenden Sprache zu befleißigen. Sollen die Verbandsblätter Leser finden, so müssen sie möglichst anziehend geschrieben sein. Lassen sich die Gassenjungen nicht durch würdevolle Rhetorik und ernste Mahnungen in die Erlösungsmeetings locken, oder, wenn sie einmal daselbst sind, bekehren, so müssen nach des Generals Vorschrift irgendwelche Extravaganzen, die den dienstthuenden Offizieren gerade einfallen, an die Reihe kommen. Wer nicht überreden kann, überrasche, setze in Erstaunen, drohe nöthigenfalls. Grelle, außerordentliche Dinge in grotesker Alltagssprache können nicht verfehlen, auf die Menge Eindruck zu machen; das veranlaßt selbst manchen „Salvationist" von besserer Herkunft und mehr Bildung, die Grenze zu überschreiten, die ihm sein ruhigeres Urtheil unter andern Verhältnissen auferlegen würde.

6) Die Oeffentlichkeit des ganzen Verfahrens der „Armee". Hierher gehört vor allem der Inhalt der vom Hauptquartier herausgegebenen Zeitungen; derselbe besteht in erster Linie und zum größten Theil aus Berichten über den Fortschritt, die Entwickelung, die Leistungen und die Siege der verschiedenen Corps in neuen und alten „Garnisonsorten". Die Lektüre dieses sich Nummer um Nummer wiederholenden Triumphgeschreis in Briefform wirkt auf die ins Auge gefaßten Kreise in derselben Weise ein wie die Wassertropfen auf den ihnen ausgesetzten Stein: sie machen die Leser mürbe und für den übrigen Inhalt des Blattes empfänglicher; dieser besteht aus Aufrufen an „die Sünder", sich erlösen zu lassen, aus Abdrücken von Ansprachen des Generals oder seiner Frau, aus vielen von „Soldaten" eingesandten Erlösungshymnen (den „Kriegsliedern"), endlich aus andern Aufforderungen zu Spenden, zum Ankauf der Verbandsveröffentlichungen, zum Besuch der „Salvation meetings" u. s. w. Viele werden durch das fortwährende

Digitized by Google

Verzeichnen der Erfolge der Armee veranlaßt, sich für diese zu interessiren und ihr dann entweder Spenden zuzuwenden, oder ihre Versammlungen zu besuchen, was natürlich oft zu ihrer „Bekehrung" führt. Die Veröffentlichung jener Berichte hat übrigens auch den Zweck oder die Folge (welches von beiden, wissen wir nicht), die bereits „Erlösten" anzuspornen. Die Oeffentlichkeit wirkt auch sonst noch ansteckend. Da jeder und jede Bekehrte sofort zur Missionsarbeit herangezogen wird und sich täglich öffentlich zeigen muß, werden dieselben von den frühern Wirthshaus- und Lastergenossen gesehen; anfänglich folgt ihnen ihr Spott, allmählich jedoch folgen, wie die Erfahrung gezeigt hat, mehrere oder auch viele dem Beispiel, das ihnen die eine Person gegeben, sei es, daß diese sie überrede oder daß sie von selbst sehen, es sei doch nicht übel, einen anständigern Lebensweg einzuschlagen.

7) Eine der Hauptursachen des Booth'schen Erfolges scheint in der ewigen Wiederholung desselben Vorganges auf den Erlösungsmeetings zu liegen. Da werden immer wieder lebhafte Lieder überlaut und bei geräuschvoller Musik gesungen, immer wieder Aufforderungen zur Erlösung durch Jesus an die Zuhörer gerichtet, immer wieder wird von zahlreichen Büßern öffentlich verkündet, wie glücklich die Bekehrung zu Christus sie gemacht hat. Bei Personen von Bildung und Geschmack werden passive Eindrücke desto schwächer, je öfter sie sich wiederholen; Booth hat entdeckt, daß bei dem von ihm aufs Korn genommenen Publikum das Gegentheil der Fall ist. Man sollte glauben, daß die Soldaten und diejenigen Sünder, die viele Meetings besuchen, die Geschichte über kurz oder lang satt bekommen würden; allem Anschein nach jedoch werden durch die Wiederholungen die Seligmacher immer begeisterter und die selig zu Machenden immer mürber, statt abgestumpft zu werden. Die meisten gehen anfänglich nur „der Hetz" halber zu den Erlösungsgottesdiensten und finden sich später in der misachteten Falle gefangen. Den größten Antheil an diesem Ergebniß hat die Anhäufung von Zeugenaussagen für die Glückseligkeit der „Erlösung in Christo"; es schadet nichts, daß die „Zeugenschaft" fast immer in denselben Worten abgelegt wird. Am wirksamsten erweisen sich diese öffentlichen Bekenntnisse, wenn frühere Freunde und Bekannte der Bekehrten anwesend sind.

8) Sehr ansteckend zeigt sich der oft bewundernswerthe Eifer der „Salvationists", deren Wunsch, den Sündern durch Begeisterung ein gutes Beispiel zu geben, ebenso offenbar wie erfolgreich ist. Der Ernst, mit dem ältere Soldaten ihrer Aufgabe obliegen, ist auch geeignet, die Neubekehrten zu ermuthigen und zur Nachahmung anzuspornen.

9) Die Heranziehung des weiblichen Geschlechts zum Missionswerk bildet unsers Erachtens einen starken Hebel zum Erfolg; abgesehen davon, daß Mädchen und Frauen bisher selten zu solchen Zwecken verwendet worden sind — denn es heißt ja: „taceat mulier in ecclesia"; freilich beruft sich General Booth zu seiner Rechtfertigung auf andere Bibelstellen —, üben die Weiber bekanntlich ohnehin stets eine gewisse Anziehungskraft aus, und sie eignen sich daher, wie in so vielen andern Dingen, auch hier besonders zur Erweckung von Interesse und Neugier.

10) Die Nothwendigkeit, für die „gute Sache" Opfer zu bringen, stählt nicht

Digitized by Google

nur den Charakter, sondern auch den Arbeitseifer der Soldaten. Der Umstand, daß sie ihr „Gläschen" oder ihr „Pfeifchen" aufgeben müssen, macht ihnen den Verband nur desto werther und erhöht ihre Anhänglichkeit an denselben. Die Pflicht der Entsagung wirkt größere Wunder als irgendwelche materielle Entlohnung. Und was gar die Verfolgungen und Angriffe betrifft, denen die Seligmacher ausgesetzt sind, so könnte nichts sie mehr zur Ausdauer aufstacheln; man weiß ja, daß das Blut von Märtyrern von jeher eine Saat für reiche geistliche Ernten war. Mit dem Ungemach wächst die Glaubenstreue und der Fanatismus.

3) Für und Wider.

Einige der von uns angeführten Ursachen des Erfolges der Salvation Army bergen zugleich erhebliche Gefahren in sich, sei es für das Unternehmen selbst, sei es für die „Erlösten" oder für das große Publikum. Es kann daher nicht wundernehmen, daß die Bewegung neben hoher Anerkennung auch starke Misbilligung hervorruft. Admiral Fishbourne, der fromme Exlordkanzler Cairns, der kürzlich verstorbene Primas von England, Erzbischof Tait, und viele andere hervorragende Persönlichkeiten sprachen sich wiederholt offen zu Gunsten der Armee aus, während ebenso viele bedeutende Personen sich ebenso bestimmt gegen sie geäußert haben, darunter Cardinal Manning, die Gräfin de Gasparin und der wegen seiner christlichen Frömmigkeit bekannte Philanthrop Lord Shaftesbury; die beiden letztern Gegner erklärten die Bewegung für „ein Werk Satans". Am getheiltesten sind die Meinungen im Lager der Geistlichkeit. Nicht allen Kirchenvätern genügt die Thatsache, daß die Seligmacher eine Anzahl von „Gottlosen" in „gute Christen" verwandeln; die Freude hierüber wird ihnen durch das Verfahren und die Grundsätze der Armee vergällt und sie befürchten davon allerlei Gefahren für die Religion: sie sagen, daß das Gute, das die Bewegung auf der einen Seite durch Verbreitung der Religion leisten mag, auf der andern durch die Gefährdung derselben wettgemacht werde. Ebenso viele Geistliche dagegen sind der Ansicht, daß das Gute überwiegend sei; der Bischof von Durham z. B. sagte Ende 1882: „Die Salvation Army ertheilt uns manche nützliche Lehre: erstens verfolgt sie ein ideales Ziel von Evangelisirung; sie gehorcht dem Gebote Christi: «Durchwandert die Straßen und Hecken, und zwinget sie, hereinzukommen.» Zweitens strebt sie die moralische Besserung ihrer Bekehrten an; thäte sie nichts, als so viele Trunkenbolde zu retten, so würde sie schon Großes leisten. Drittens ist ihr Verfahren kühn und ungezwungen; in dieser Richtung hat sie neue Pfade gefunden. Ihre Fehler und Absonderlichkeiten sind groß; vieles muß gesichtet und verworfen werden, aber der Kern ist werthvoll, und wir thäten gut, darüber nachzudenken."

Diese und ähnliche Worte sind hier und dort von Geistlichen beherzigt worden und an manchen Orten wurden nach dem Muster des „Erlösungsheeres" „Kirchenarmeen" ins Leben gerufen, welche die Booth'schen Zwecke verfolgen sollten, ohne sich auf die Extravaganzen seiner wunderlichen Heiligen einzulassen; allein diese Versuche mislangen jedesmal sofort, vielleicht weil die militärische Maschinerie zu oberflächlich und ungenügend war, und weil der die Salvation Army durch-

Digitized by Google

wehende Geist fehlte. Für die Kirche lag der Gedanke nahe, sich mit einer Organisation, welche Bekehrungserfolge erzielt, die sie selbst nicht erzielen kann, zu liiren und dieselbe offen und direct zu unterstützen; allein sie wurde im großen und ganzen abgeschreckt durch die Unabhängigkeit der Bewegung von jeder Sekte und durch die Aufdringlichkeit ihres Treibens; namentlich die mächtige anglikanische Staatskirche kann die grellen, vulgären Taktiken des Booth'schen Erlösungsapparats nicht mit der ihr eigenen Würde und „Respectabilität" vereinbaren. Momentan läßt sich im allgemeinen behaupten, daß die Geistlichkeit sich der Armee gegenüber kühl verhält, so sehr sie auch deren Ziele und Bestrebungen billigen mag.

Die Zahl der der Salvation Army von verschiedenen Seiten gemachten Vorwürfe und der gegen sie erhobenen begründeten und unbegründeten Einwendungen ist nicht gering. Wir können hier nur einen Theil derselben vorbringen; die übrigen sind ohnehin nicht von Bedeutung. Zunächst seien die Punkte erwähnt, an denen die Geistlichkeit und die andern „achtbar"-religiösen Elemente Anstoß nehmen:

1) Die militärischen Alluren, das kriegerische Drum und Dran. Man beruft sich darauf, daß die Apostel die Lehre Christi ohne Procession, ohne blutrothe Fahnen, ohne lärmende Musik, ohne excentrische Plakate verkündigten. Dagegen bezieht sich Booth darauf, daß David vor der Bundeslade tanzte, daß die Armee Krieg führe und daher martialische Dinge thun müsse; wolle man Vögel fangen, müsse man sie erst anlocken. Er fragt, welcher Unterschied im Princip zwischen dem „zum Lobe des Herrn" ertönenden Glockengeläute und dem Schlagen einer Trommel zu demselben Zweck vorhanden sei. „Wenn die niedrigen Klassen die Trommel vorziehen, oder ihr eher folgen als der Glocke, warum sollte sie nicht benutzt werden? Auch kann nicht gesagt werden, daß das Waldhorn minder heilig ist als die Orgel." Ohne Spectakel und Sensation lasse sich die Aufmerksamkeit der ins Auge gefaßten Kreise nicht erregen. In dieser Beziehung sagt die Frau des Generals in einer Broschüre: „Man ist, wo es sich um weltliche Unternehmungen handelt, längst zur Einsicht gekommen, daß nur durch Lärmschlagen etwas auszurichten sei. Namentlich in großen socialen und philanthropischen Fragen hält jedermann es für gerechtfertigt, daß agitirt werde, bis das Ziel erreicht wird. Warum sollte dasselbe nicht auch von der Religion gelten? Ist's nicht besser, alle erlaubten, harmlosen Mittel anzuwenden, um das Interesse der Leute zu erwecken, als sie im Zustande der Sünde und Verkommenheit zu lassen? Es ist gleichgültig, ob jemand durch ein weißes, wie gewöhnlich oder durch ein rothes Plakat bewogen wird, das Evangelium anzuhören; auch ist's gleichgültig, ob auf dem Plakat ein Teufel oder ein Hallelujamädchen, oder dieser oder jener Geistliche abgebildet ist. Die Kirchen suchen auch Aufsehen zu erregen, indem sie prächtige Gebäude mit Thürmen, Glocken, Chören u. s. w. erbauen, um die bessern Klassen anzuziehen; warum sollten wir nicht angemessene Mittel gebrauchen dürfen, um die niedrigen Klassen anzulocken? Diese Dinge sind Geschmackssache. . . . Gewöhnliche gottesdienstliche Ankündigungen würden solche Leute nur abschrecken; sie bedürfen auffallender Plakate, in denen freilich zuweilen Dinge vorkommen werden, die dem feinern Geschmack oder den religiösen Vorurtheilen gebildeter Menschen

Digitized by Google

misfallen mögen. . . . Uebrigens haben wir hier und da Plakate, die selbst uns zu weit zu gehen schienen, möglichst bald abbestellt. Bei einer so großen Anzahl von Offizieren, die zumeist den rohen, unwissenden Schichten entnommen sind, kann es nicht gänzlich ohne verfehlten Eifer ablaufen. Wir sind nicht verantwortlich für die Vulgarität und Unbildung der Kreise, denen wir Gutes zu thun suchen. Dasselbe gilt von der Sprache des «War Cry»; durch dieses Blatt lehren wir Tausenden Religion, die sich nie herbeilassen würden, gewöhnliche religiöse Literatur zu lesen."

2) Im Zusammenhange mit dem Vorwurfe der Sensationssucht steht der des burschikosen, unehrerbietigen und profanen Tones der in den Predigten, Zeitungen, Hymnen und Büchern des Erlösungsverbandes gebrauchten Phraseologie. Wir selbst können hierin zwar keine sonderliche Gefahr für die Religion oder die Soldaten sehen, die Geistlichkeit jedoch ist ganz anderer Ansicht. Der bekannte Domherr und theologische Schriftsteller Farrar nennt diesen Punkt „die schlimmste Gefahr" und sagt, derselbe „sei geeignet, unnützerweise anzuwidern und abzustoßen". Cardinal Manning meint: „Die Auflösung der Salvation Army wäre ein viel kleineres Uebel, als die Entsittlichung, die aus der grotesken Sprache, in der oft die heiligsten Dinge behandelt werden, hervorgeht. Es ist ein gewaltiger Irrthum, zu glauben, daß die Anwendung einer gemeinen Sprache auf Gott und göttliche Dinge die Wahrheit dem Geiste Ungebildeter näher bringen kann. . . . Niedrige Worte erzeugen niedrige Gedanken; unehrerbietige Worte führen zum Aufhören der Verehrung. Leichtfertigkeit oder Roheit der Ausdrucksweise in Gebeten, Gesängen oder Predigten wird bei manchen die Ehrfurcht ertödten, andere zur Blasphemie herausfordern." Einige londoner Stadtmissionare behaupten denn auch, daß in den Wirthshäusern, wo früher bei aller Gemeinheit und Unsittlichkeit der daselbst geführten Gespräche religiöse Dinge aus dem Spiel geblieben seien, die „Heilsarmee" die Zielscheibe endlosen Gelächters und Hohnes bilde, wobei alle in der Regel „für heilig geltenden Namen und die besten menschlichen Gefühle und Hoffnungen verspottet würden." „Natürlich", fügt Miß Cobbe in einem Artikel („Contemporary Review", 1882) hinzu, „sind die Wirthe gegen die Armee wegen des Krieges gegen den Alkohol eingenommen und es freut sie, dieselbe in Gesellschaft ihrer Kunden lächerlich machen zu können. Die Religionsfreunde meinen, es sei ein großes Unglück, wenn der Gottesdienst parodirt und dadurch Reue und Buße zu Gegenständen frivoler Schenkenwitze gemacht werden." Die Leiter der Bewegung fühlen sich von diesen Anklagen nicht getroffen. Sie weisen immer wieder darauf hin, daß die üblichen milden Missionsmittel nicht den erwünschten Erfolg haben, daß der gute Geschmack beim Straßengesindel nicht verfängt, daß Revolutionen nicht mit Rosenwasser gemacht werden, daß daher starke Maßregeln mit Außerachtlassung des „Decorums" angezeigt seien, daß es, wo „Ewigkeitsinteressen" auf dem Spiele stehen, lächerlich wäre, in den Mitteln wählerisch zu sein, daß überdies die Soldaten und Offiziere außer Stande seien, eine minder volksthümliche Sprache zu führen, weil sie diese von früher her gewohnt sind, weil sie in ihrer Redeweise nie die Tugend der Selbstbeschränkung geübt haben, und weil es ihnen schwer fällt, den „Mangel an Respect", der ihnen

Digitized by Google

von ihrem alten Lebenswandel her eigen ist, abzulegen. Das ist aber nicht alles; Mrs. Booth leugnet in ihrer Schrift „Einige Kritiker der Salvation Army" geradezu, daß das, was der letztern als Unehrerbietigkeit vorgehalten werde, wirklich so genannt werden könne. Sie fragt: „Was ist echte Reverenz? Sie besteht keineswegs in gewissen Körperbewegungen, in scheinheiligen Blicken oder im Schweigen. Sie ist ein Ausfluß des Herzens, und ihr sichtbarer Ausdruck hängt von dem Temperament, dem Bildungsgrade und den Verhältnissen einer Person ab. Daß jemand seine Andacht laut äußert oder sie in ungewöhnliche Formen kleidet, stempelt seinen Vorgang nicht zur Unehrerbietigkeit. Ueberdies billigt die Bibel eine geräuschvolle Gottesverehrung eher als das Gegentheil. Gott weiß nichts von einer verschämten, schüchternen Hinterstiegenreligion, die sich im Winkel versteckt. Die Religion der Bibel ist durchweg demonstrativ und ostentativ. Erst die conventionellen Begriffe der Neuzeit haben alle naturgemäßen Religionskundgebungen in Verruf gebracht. Der Gottesdienst der Salvation Army übertreffe an wahrer Andacht alle andern im ganzen Lande. Viele Ausländer waren von der Haltung unserer Leute beim Gebet überrascht; sie knien nieder, beugen das Haupt und schließen die Augen, statt herumzugaffen, wie es sonst zu geschehen pflegt. Kunstgerechter, tadelloser Gesang ist kein Beweis der Andacht; ein freudiger Lärm aus vollem Herzen ist gottgefälliger als der schönste Wohlklang, wenn dieser von unreinen Lippen angestimmt wird und von einem bösen Lebenswandel begleitet ist." Diese Argumente sind nicht in allen Punkten streng logisch, allein sie enthalten viel Wahres. Uebrigens rührt der Vorwurf des profanen Wesens zumeist von Personen her, die sich mit der Lektüre von Stellenauszügen begnügen, ohne die Erlösungsversammlungen zu besuchen oder Zusammenhängendes zu lesen. Was sich in Zeitungsberichten unehrerbietig ausnimmt, erscheint bei näherm Zusehen nur als Ausfluß übermäßiger Ehrfurcht. Eine lehrreiche Erklärung für den anscheinend profanen Ton der „Salvationists" — zugleich ein Milderungsgrund für das vielen abstoßend dünkende burschikose Element in ihrer Art zu beten und zu predigen — finden wir in dem kalkuttaer Blatte „The Indian Witness": „Die Vertraulichkeit, mit der diese Leute die Gottheit ansprechen, ist wahrscheinlich das Ergebniß ihrer außerordentlich lebhaften Vorstellung von ihrer (der Gottheit) fortwährenden Anwesenheit. Gewöhnliche Gottesanbeter nähern sich dem Herrn nur in gewissen Zwischenräumen, und wenn sie es thun, so werden sie von seiner Gegenwart in eine feierliche Stimmung versetzt; sie fühlen, daß bei solchen Anlässen ein würdevoller Ernst am Platze ist. Die Seligmacher dagegen scheinen unablässig von dem Bewußtsein erfüllt zu sein, daß sie sich in der unmittelbaren Gegenwart der Gottheit befinden; sie fangen daher in jedem beliebigen Augenblick ohne Umstände zu beten an, benutzen dabei die gewöhnliche Umgangssprache und brechen ebenfalls ohne Umschweife wieder ab, um die Zuhörer anzusprechen. Matthew Arnold meint, die Dissidenten reden zu Gott, als wäre er ihr Hausnachbar. Die «Erlöser» gehen weiter; sie verkehren mit Gott, als wäre er ihr Stubengenosse; sie fühlen zwar einigermaßen die Feierlichkeit seiner Anwesenheit, allein dieselbe hat durch Gewöhnung aufgehört, auf die Ausübung der Andacht beschränkend einzuwirken."

Digitized by Google

3) Die Vernachlässigung der Bibel bei dem Gottesdienst. Die Geistlichkeit misbilligt, daß die Armee sich officiell nur um eine kleine, mit ihren Zielen zusammenhängende Gruppe von Bibelstellen kümmere. Die Antwort des Generals lautet: „Besser ein bischen Bibel, als gar keine.“ Uebrigens wird die Lektüre der Bibel, wie wir bereits früher bemerkten, den Erlösern „empfohlen“.

4) Mr. Davis schreibt in der „Contemporary Review“: „Nie zuvor hat eine christliche Körperschaft danach gestrebt, ihr ganzes Leben ununterbrochen dem vollen Tageslichte auszusetzen, ohne genügende Pausen für den geheimen, innern Verkehr des Individuums mit seinem Gotte. Das Beten, das Bekennen der Sünde und der Seligkeit, das Lob des Herrn: alles ist öffentlich und unverhohlen. Die Macht der von Genossen des Büßers angehörten «Zeugenschaft» ist sehr groß, aber der ungezügelte Gebrauch dieses Mittels birgt ernste Gefahren. Selbst das schüchternste Mädchen muß in Gegenwart einer gottlosen Menge die intimsten Geheimnisse ihres neuen Lebens in Christo laut verkünden.... Weder in den Veröffentlichungen der Armee, noch in dem Cadettenschulungssystem, noch in den auf den Erlösungs- und Heiligkeitsversammlungen ertheilten allgemeinen Rathschlägen findet sich eine directe Ermahnung zu einsamem Gebet. Das widerspricht dem Beispiel der Apostel....“ Auch Cardinal Manning wendet sich entschieden gegen die „Zeugenschaft“: „Diese Methode öffnet dem directen Betrug und der Selbsttäuschung Thür und Thor. Wer am wenigsten richtige Vorstellungen von sich selbst, von der Sünde und von der Erhabenheit Gottes hat, wird am raschesten geneigt sein, sich für erlöst zu halten.“ Er meint, daß die Aufrichtigkeit, die christliche Demuth und die echte Erlösung unter diesem Vorgang leiden müssen und daß die „Salvationists“ durch denselben selbstgefällig werden. Wir glauben ebenfalls, daß es verfehlt ist, alten Sündern einzureden, sie könnten ihre Sündhaftigkeit plötzlich ablegen und über Nacht Heilige werden; wer sich als Heiliger fühlt, wird leicht zum Pharisäer; viele sind auf ihre Entsagungsfähigkeit eitel und werden dann anmaßend; an die Stelle der Bescheidenheit und Demuth tritt oft Stolz und die Verachtung Nichterlöster, d. h. nicht durch die Salvation Army Erlöster. Die Lenker der Armee freilich leugnen, daß dem in Wirklichkeit so sei; lassen wir dem General das Wort („Das Drum und Dran der Heilsarmee“, London, Ende 1882): „Die Zeugenschaftsablegung ist nicht nur gefahrlos, sondern übt auf den Frischbekehrten eine vortreffliche Wirkung aus: a) im Vollgefühl der ersten Gottesliebe überwindet er die den meisten Menschen gemeinsame Scheu vor der öffentlichen Besprechung religiöser Dinge; b) das öffentliche Bekenntniß verpflichtet ihn moralisch in Gegenwart seiner Bekannten und Angehörigen zu einem bessern Leben; c) hat er einmal die Glückseligkeit des Wohlthuns gekostet, so sehnt er sich danach, noch mehr Gutes zu thun; d) der Einfluß auf andere ist vorzüglich, indem das Anhören vieler Zeugenschaften mehr Sünder zur Reue treibt als irgendein anderes Mittel.“ Ob durch diese Argumente die angeführten Bedenken gründlich widerlegt sind, möge jeder Leser für sich beurtheilen.

Anderer Natur und zahlreicher sind die sonstigen Einwendungen, die theils von Geistlichen, theils von Laien erhoben werden; sie sind verschiedenartigen und allgemeinen Charakters. Obenan gestellt wird gewöhnlich:

Digitized by Google

5) Der mit 4) im Zusammenhang stehende Vorwurf der Oberflächlichkeit der Bekehrung, der Erzielung der schleunigen „Erlösung" durch die bei dem Gottesdienst herrschende Aufregung. Eine solche Seligwerdung sei werthlos und führe zu unbewußter Heuchelei. Die schweizerische Gräfin de Gasparin sagt: „Das ist eine Gaukelei. Ihr appellirt nicht an die Seele, sondern an die Empfindungen; ihr greifet nicht das Gewissen an, sondern die Nerven." Sie gibt in ihrem Buche „L'armée du salut (soi-disant)" zwei oder drei Beispiele von Proselytenmacherei durch Aufregung: „Ein sehr weltlich gesinntes Mädchen besteigt die Plattform und erklärt sich erlöst. Tags darauf fragt sie jemand: «Was haben Sie am letzten Abend gesagt?» «Wer? Ich?» «Ja, Sie, auf der Plattform.» «Ich entsinne mich nicht mehr; ich wiederholte, was man mir sagte.» Ein Christ, der ohnehin längst ein Diener Jesu war, läßt sich hinreißen und in die Salvation Army einreihen; befragt, was er dadurch gewonnen, antwortet er: «Ich brauche nur zu thun, was mir befohlen wird.»" Die Gräfin betont auch den Umstand, daß die bei den Meetings herrschende Aufregung viele hysterisch und bewußtlos macht. Booth und sein Generalstab machen kein Hehl aus der Aufregung, und sie entschuldigen sich damit, daß kein Krieg ohne Aufregung möglich sei. Dagegen leugnen sie die Heuchelei; sie behaupten, daß allerdings viele, die sich für erlöst halten, rasch wieder abfallen, weil sie entweder alte Gewohnheiten schwer aufgeben oder den Spott ihrer Haus- und Arbeitsgenossen nicht vertragen können, daß aber diejenigen, welche im Verbande bleiben, keine Heuchler sind: „Die Proben, auf die wir unsere Leute stellen, sind Heuchlern wahrscheinlich zu stark; unsere Strenge erschwert das Heucheln gar sehr."

6) Die Störung der öffentlichen Ruhe. Selbst Leute, welche die Bestrebungen der Heilsarmee billigen, halten sich über den Lärm auf, den dieselbe in den Straßen macht, theils direct, theils durch Heraufbeschwörung von Angriffen und Schlägereien. Verdrießt einen friedliebenden Bürger das Spiel eines Leierkastenmannes, so muß dieser sich auf dessen Geheiß entfernen; vor dem Anhang Booth's jedoch kann sich nicht einmal ein Kranker schützen, denn im freien England sind die Begriffe von der unbeschränkten Duldung religiöser Uebungen sehr weitgehend. Hier sorgt man ängstlich dafür, daß jedermann nach seiner Façon selig werde, ohne sich über die geringsten Fesseln beklagen zu können; aber die „modernen Erlöser" gehen manchmal so weit, daß, wie wir schon im ersten Abschnitt angedeutet, die öffentliche Meinung vor einigen Monaten anfing die Geduld zu verlieren. Doch hat der Skandal wieder abgenommen, da der General vorsichtig genug war, einen Theil der Straßenumzüge vorderhand einstellen zu lassen.

7) Förderung der Unsittlichkeit. Das Unternehmen, das da bezweckt, die Sittlichkeit zu heben, wird vielfach beschuldigt, zum Gegentheil zu führen, und zwar hinsichtlich des Geschlechtslebens der „Salvationists". Die auf den Versammlungen herrschende Aufregung, die späten Abendstunden der Meetings, das fortwährende Beisammensein beider Geschlechter sollen zahlreiche Verbandsmitglieder zu unmoralischem Verkehr miteinander verleiten, sollen ferner die Folge haben, daß die häusliche Behaglichkeit gestört und die älterliche Autorität untergraben wird. Ob diese Vorwürfe begründet sind, läßt sich natürlich im großen Ganzen nicht ent-

Digitized by Google

scheiden, da es unmöglich ist, in dieser Beziehung statistische Daten zu sammeln; Thatsache ist, daß einzelne solcher Fälle wirklich vorkommen, und das gesteht auch die Leitung der Bewegung zu; allein sie leugnet entschieden, daß die Anzahl der Fälle groß oder daß das Uebel gar allgemein sei. Frau Booth äußerte sich in einer öffentlichen Ansprache folgendermaßen: „Allerdings haben wir Rückfällige und schwarze Schafe; allein das kommt bei jeder religiösen Körperschaft vor, und bei uns ist die Zahl der Räudigen verhältnißmäßig sehr gering. Im allgemeinen ist der Charakter der Verbandsmitglieder ein trefflicher. Viele geben gute Stellungen auf, weil ihnen dieselben mit den Grundsätzen der Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit unvereinbar dünken; ein Hauptmann erwähnte vier Modewaarenhandlungsgehülfen, die ihre Stellen kündigten, weil sie von ihren Brotherren gezwungen wurden, schlechte Waaren anzupreisen." Der General hat zu wiederholten malen Kritiker, die von der angeblich en gros betriebenen Unsittlichkeit in den Reihen der Armee sprachen, öffentlich aufgefordert, ihre Verleumdungen durch Thatsachen zu beweisen; allein die Gegner konnten niemals solche Beweise erbringen, wogegen die Verbandsverwaltung mit Zeugnissen vieler Bezirksbehörden ausgerüstet ist, welche darthun, daß jene Behauptungen, wie die praktische Erfahrung zeige, wirklich nur Verleumdungen seien. Es wäre auch gar zu traurig, würde die Unsittlichkeit in einem Missionsverbande eine so große Rolle spielen, wie von manchen leichtsinnig erklärt worden.

8) Ebenso unbegründet ist die von Unwissenden, welche die Organisation der Bewegung nicht kennen, aufgestellte Behauptung, es handle sich dabei nur um die Zusammenscharrung von Geld für den General und seine Familie. Diese unverantwortliche Verleumdung fügt der Armee in den Augen vieler, die sonst mit ihr sympathisiren würden, beträchtlichen Schaden zu. Unsere Mittheilungen über „Organisation und Finanzen" widerlegen die Anschuldigungen, daß die riesigen Einnahmen nicht verrechnet werden. In dem mehrfach angezogenen Jahresbericht „Der Erlösungskrieg 1882" heißt es in dieser Hinsicht: „Unsere sorgfältig geprüften und bescheinigten Bilanzausweise zu veröffentlichen war leicht; vergeblich aber war es, unsere Feinde aufzufordern, unsere Bücher zu prüfen und einen einzigen Fehler zu bezeichnen. Es schien eine ausgemachte Sache zu sein, daß die Rechnungen in Verwirrung sind, sein müssen; ob die Unordnung sich nachweisen lasse oder nicht, war gleichgültig. Die Verleumdung wurde in einer oder der andern Gestalt immer von neuem wiederholt, und wahrscheinlich werden wir noch nach Jahren selbst von achtbaren und intelligenten Personen zu hören bekommen, daß wir niemals Bilanzen veröffentlichen."

9) Die Oeffentlichkeit, der sich Weiber aussetzen; das Predigen, Commandiren, Musiciren u. s. w. von Frauen und Mädchen bei den Processionen und auf den Versammlungen könne zur Immoralität führen und führe bestimmt zur Unweiblichkeit, Unbescheidenheit u. dgl. Dieser Punkt läßt sich unsererseits weder bestätigen, noch entkräften.

10) Die Autokratie der Regierungsform, der mechanische, rein militärische, blinde Gehorsam der Untergebenen gegen die Vorgesetzten. Dieses System erzeugt Schablonenhaftigkeit und Unselbständigkeit des Geistes. Die Strenge der Disciplin

Digitized by Google

kann allmählich zum Ueberdruß, zum Rückschlag führen. Es kommt denn auch zuweilen vor, daß einzelne Offiziere dem General abtrünnig werden, aus der Heilsarmee austreten und sich dem Seelenrettungsberuf auf eigene Faust zu widmen beginnen. Im großen Ganzen ist die Anhänglichkeit jetzt freilich noch sehr stark, aber es bleibt dahingestellt, ob sie es immer sein wird.

11) Die Verdummung der Proselyten. Diese mögen auch vor ihrer Bekehrung nicht sehr intelligent oder gebildet gewesen sein; allein gerade deshalb bedürfen sie des geistigen Fortschritts, der Anleitung zur Verbesserung ihrer mangelhaften Kenntnisse. Daß man ihnen das Saufen und Rauchen, den Luxus und die Lasterhaftigkeit verbietet, ist recht schön; wenn man ihnen aber auch einschärft, keinerlei weltliche Amusements mitzumachen, keine Clubs und Geselligkeitsvereine zu gründen, nichts zu lesen als die Veröffentlichungen des Armeehauptquartiers und die Bibel, so müssen wir entschieden behaupten, daß das viel zu weit geht und die nachdrücklichste Verurtheilung verdient. Diese Schattenseite ist von unserm Standpunkte aus, der freilich nicht der geistliche ist, die schlimmste an der ganzen Bewegung. Es mag uns eingewendet werden, daß die Leute rückfällig werden könnten, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, mehr als nöthig mit weltlichen Dingen in Berührung zu kommen; darauf antworten wir, daß eine Organisation, die den „Armen am Geiste" nicht den gehörigen Halt bietet, der sie bei der Pflege harmloser oder belehrender weltlicher Lektüre, Unterhaltung und Geselligkeit vor dem Verfallen in „Sündhaftigkeit" bewahren könnte, am Ende doch nur recht armselig, einseitig und mangelhaft ist, also noch sehr viel zu wünschen übrigläßt. Die Angehörigen der Booth'schen Missionsanstalt sind Sklaven eines puritanisch-fanatischen Steckenpferdes; sie müssen allen Annehmlichkeiten des irdischen Lebens entsagen, auf die Behaglichkeit häuslichen Herdes verzichten, um für Christus Krieg zu führen und sich und andere auf das Jenseits vorzubereiten. Das ist vom Gesichtspunkte christlichen Eifers vielleicht recht löblich; wir aber können nicht glauben, daß es in Ordnung ist, den Kampf für Christus als den einzigen Daseinszweck und die Lektüre der Seligmacherliteratur als die einzige erlaubte Zerstreuung (?) des Menschen hinzustellen.

12) Aehnliches gilt von einem scheußlichen Auswuchs der Bewegung, mit dem wir unsere Liste von Ein- und Vorwürfen beschließen wollen und von dem wir bisher noch gar nicht gesprochen haben: wir meinen den „Kinderkrieg". Ebenso wenig wie Booth sich auf die Dauer damit begnügt hat, die „sündigen" Elemente der londoner Bevölkerung „erlösen" zu wollen, sondern seinen weitreichenden Arm über ganz England und zahlreiche andere Staaten ausgestreckt hat: ebenso wenig begnügte er sich mit der Bekehrung von Erwachsenen, sondern zog auch die Kinder in den Kreis seiner „Operationen". Offenbar dachte er mit seinem Herrn und Meister: „Lasset die Kindlein zu mir kommen." Vor etwa zwei Jahren begann er, die Abhaltung von „Erlösungsmeetings" für Kinder zu ermuthigen; anfänglich fanden dieselben unter der Leitung Erwachsener statt; bald jedoch gab es ganz jugendliche Offiziere, welche Gottesdienst abhielten und noch abhalten, die denen der „Großen" aufs Haar gleichen. Kleine Kinder, von vier Jahren aufwärts, legen „Zeugenschaft" ab für ihre eingebildete Befreiung von ihrer vermeintlichen

Digitized by Google

„Ungnade vor Gott"; winzige „Büßer" knien in der „Sünderbank" und erklären dann, zur Ueberzeugung gekommen zu sein, daß sie gewaltige Sünder seien. Jetzt ist man schon so weit, daß für den „Kinderkrieg", der auch seine Processionen hat, eigene „Kasernen" errichtet werden. Zur raschern Förderung dieses ekelhaften Treibens wurde schon vor 1¾ Jahren ein Wochenblatt unter dem Titel „Der kleine Soldat" gegründet, eine unglaublich kühne Abweichung von den üblichen Arten der Kindererziehung. Selbst die besten Freunde der Salvation Army ärgern sich über dieses abscheuliche Blatt und wünschen, daß es entweder eingehe oder anders redigirt werde; es bleibt aber wie es ist, und sein Absatz steigt fortwährend; schon im December 1882 betrug derselbe 60000 Exemplare. Den Hauptinhalt bildet die Rubrik „Unsere Erfahrungen im Druck", d. h. eine fast endlose Reihe von Briefen kleiner Kinder, die in nur wenig abwechselnden Worten die Mittheilung wiederholen, daß sie „gottlob erlöst" sind und sich „auf dem glücklichen Wege zur Glorie befinden"; sie zeichnen diese Zuschriften „Glücklicher Wilhelm", „Ein bekehrter Lügner", „Sarah, 6½ Jahre alt" u. dgl. Wir hätten nicht gedacht, daß ein so kluger Kopf wie Booth Kinder durch Druckerschwärze ermuthigen könnte, Briefe zu schreiben wie die beiden folgenden, die wir einer uns vorliegenden Nummer des „Little Soldier" entnehmen:

„Ich vertraue noch immer auf Jesus. Ich gedenke, bis an mein Ende zu kämpfen und mein ganzes Leben Jesus zu widmen. Meine Aeltern sind noch nicht erlöst. Hoffentlich findet sich in Ihrem Blatte Raum für meinen Brief. May, 8 Jahre alt." „Ich danke Gott, denn ich bin gerettet und auf dem Wege zum Himmel. Meine Brüder Georg und Teddy sind ebenfalls erlöst, desgleichen das Bäby (!). Ich bedauere, daß bislang weder Papa noch Mama erlöst sind, hoffe aber, daß sie es bald werden. Mama liest dem Papa sehr gern abends im Bette Romane vor. Bitte, beten Sie für ihre baldige Rettung. Beten Sie auch für mich, denn ich bin ein ausgelassenes Mädchen und ärgere Mama zuweilen. Ada, 10 Jahre alt."

Auch selbständige „Artikel" nimmt dieses wahrhaft alberne Blatt aus seinem Mitarbeiterkreis auf; wie blöde dieselben sind, geht aus dem folgenden, wie eine gelungene Satire klingenden, aber sehr ernst gemeinten „Aufsatz" hervor, den wir in einer andern Nummer finden:

Eine Warnung.

Das Theater zu L. ist für den Dienst des Teufels (!) eröffnet worden und das stimmt mich traurig (!!). Meine Mutter erzählte mir eine Geschichte, die sie in ihrer Jugend von ihrem Vater gehört hatte und die ganz wahr ist. Eine junge Dame war eine Zeit lang der Kirche treu gewesen, ließ aber später ihren Halt an Jesus fahren und fiel in Ungnade. Sie stürzte sich in weltliche Vergnügungen. Eines Tages sollte sie einen Ball besuchen. In der vorhergehenden Nacht träumte ihr, sie sei im Tanzsaal von einem Unwohlsein befallen, nach Hause gebracht, in einen Lehnsessel gesetzt worden und man habe ihr Wiederbelebungsmittel gereicht, allein sie sei

Gestorben.

Dieser Traum machte einen tiefen Eindruck auf sie. Ein Geistlicher rieth ihr auf Befragen, vom Ball wegzubleiben (!), aber sie sagte: „Ich möchte nicht so thöricht sein, wegen eines

Digitized by Google

Traumes nicht hinzugehen." Sie ging, allein die Warnung erwies sich als wahr (!); sie wurde krank nach Hause gebracht und starb

Ohne Erlösung. (!!!)

O, welch entsetzliches Ende! Vom Ballsaal in die Ewigkeit! (!!!!) O liebe kleine Kinder, besuchet niemals diese sündhaften Orte. Mama sagt, daß sie dieselben nicht besucht hat und daß sie hofft, ihre Kinder werden nie dahin gehen. — Philippa, 9 Jahre und 7 Monate alt.

Welch haarsträubender, kindischer, blühender Unsinn! Sollte man dergleichen für möglich halten? Nicht genug daran, daß die Naivetät, Anspruchslosigkeit und Einfachheit des Kinderherzens durch den Abdruck jener „Briefe" in Anmaßung, Eitelkeit und Pharisäerthum verwandelt wird, lehrt man die Kleinen durch solche Artikel auch noch geradezu Aberglauben. Wäre es nicht viel besser, sie zum fleißigen Schulbesuch und zur Erlernung ihrer Schulaufgaben anzuhalten, statt ihren Geist einseitig zu machen und die glückliche Sorglosigkeit der Jugendzeit durch das Eintrichtern von Dingen zu ersetzen, die für sie keinen Sinn haben können? Was kann ein kleines Kind von „Sünde", „Erlösung" u. dgl. verstehen? Die Kleinen sollten nicht verdummt werden, sondern dem Einfluß der Schule überlassen bleiben. Heutzutage, da in England jedes Kind schulpflichtig ist, hat Booth nicht einmal die Ausrede, daß er die Jugend vor dem Verkommen in den Straßen retten will. Sein einziger Zweck bei der Führung des „Kinderkrieges" ist, die Kleinen zur Gewinnung der Erwachsenen zu benutzen. „Wir haben", schreibt seine Frau, „in der Salvation Army viele Väter, die nur dadurch für uns gewonnen wurden, daß ihre Kinder sich ihnen auf die Knie setzten und sie baten, einem unserer Meetings beizuwohnen. Wenn ein Vater schlecht ist, sollten seine Kinder es wissen, für ihn beten und ihm zureden, sich bekehren zu lassen. Allein das heißt „Erlösung um jeden Preis", und dieser Grundsatz kann Gott nicht angenehm sein, am wenigsten wenn der Zwang durch so verwerfliche Mittel angestrebt wird. Der Punkt, ob es besser, daß die Kinder wissen, ob ihre Aeltern „gut" oder „sündig" sind, ist ein strittiger; es kommt sehr darauf an, wo die Grenze zwischen „gut" und „sündhaft" zu ziehen ist; Kinder dürften übrigens wol nur selten die Competenz besitzen, die richtigen Unterscheidungen zu machen.

4) Ergebnisse und Zukunft.

Wie die meisten außerhalb der Seligmacherbewegung stehenden Personen, finden auch wir, daß das Thun und Treiben der Salvation Army den guten Geschmack und häufig auch den Verstand beleidigt; wir speciell sind im Princip auch noch gegen jede Missionsarbeit überhaupt eingenommen. Allein die praktische Wirklichkeit erfordert oft, daß man nicht zu doctrinär sei, sondern sich auf den Standpunkt anderer stelle, um deren Bedürfnisse es sich in einem gegebenen Falle handeln mag. Hier müssen wir unsere persönlichen Grundsätze beiseite lassen, die vom Erlösungsheer angewandten Mittel und Behelfe als Nebensache betrachten und uns auf die Frage beschränken, ob die Bewegung Nutzen stiftet oder nicht. Paul Leroy-Beaulieu, der bekannte Redacteur des französischen „Économiste" und

Digitized by Google

volkswirthschaftliche Mitarbeiter des „Journal des Débats", bemerkte einmal in der „Revue des deux Mondes": „Ohne Uebertreibung darf man constatiren, daß bei einem großen Theil der Arbeiterbevölkerung jede Neigung zu einer positiven Religion, jeder noch so vage Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Jenseits verschwunden ist. Wie aber die Psychologie lehrt, ist ein solcher Seelenzustand beim großen Haufen gefährlich. Für diesen ist's nothwendig, sich inmitten der Mühsal des Alltagslebens eine künftige Welt vorzustellen." Wir wissen zwar nicht bestimmt, ob diese Nothwendigkeit wirklich vorhanden ist, und möchten es auch nicht allzu apodiktisch behauptet sehen; aber wir halten es immerhin für möglich, daß dort, wo solche religiöse Vorstellungen mangeln, „die gesellschaftliche Ordnung vielleicht gestört werden, socialistische Schwärmerei platzgreifen könnte". Wir können uns demgemäß auch zur Billigung der Missionsbestrebungen des Booth'schen Unternehmens verstehen, namentlich da Anzeichen genug vorhanden sind, daß dieselben auch gute allgemein-sittliche Ergebnisse zur Folge haben. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf unsern Abschnitt „Leistungen und Erfolge" und fügen noch zwei Citate hinzu. Mr. Davis, der im übrigen viele Elemente der Bewegung verwirft, schrieb vor einem Jahre: „Die Polizeileitungen dreier Großstädte haben sich in vertraulichen Briefen nachdrücklich dahin ausgesprochen, daß die Armee Aenderungen zum Guten bewirkt. Mehr als ein Oberbeamter der londoner Geheimpolizei hat bedingungsloses Zeugniß abgelegt für die von der Armee in den ärgsten Bezirken erzielten guten Resultate. . . . Ein Geistlicher sagte mir, daß zwei ganze Straßen seines Sprengels, die wahre Diebeshöhlen gewesen, seit dem Beginn der Armeeoperationen daselbst ruhig und verhältnißmäßig anständig geworden sind." Der Bürgermeister von Newcastle-on-Tyne, seine Stellvertreter sowie zwölf dortige Polizeirichter und vier Parlamentsmitglieder unterschrieben vor zwei Jahren die folgende Denkschrift: „Die vom Erlösungsheer bei seinem Bestreben nach Bekehrung der schlimmsten Bevölkerungsklassen zu Sittlichkeit, Mäßigkeit und Religion angewandten Mittel billigen wir nicht durchweg; aber wir fühlen uns zur Aussage verpflichtet, daß es, wie wir wissen, demselben in dieser Stadt und deren Umgebung gelungen ist, nicht nur Leute zu versammeln, die nie vorher Gottesdienste zu besuchen pflegten, sondern auch im Lebenswandel vieler verworfener Menschen große, unbestreitbare Aenderungen zu bewirken."

Dieses letztere Schriftstück ist wichtig und bezeichnend, und wir glauben, mit dessen Inhalt vollkommen einverstanden sein zu können. Wir geben zu, daß die Seligmacherbewegung in mancher Beziehung gute Ergebnisse erzielt, also praktischen Nutzen stiftet. Es handelt sich nur noch darum, ob es geboten ist, die oben gerügten Schattenseiten mit in den Kauf zu nehmen, d. h. ob die Vortheile der Bewegung größer sind als ihre Nachtheile, oder ob es nicht möglich wäre, die „Sünder" zu anständigen Menschen zu machen, ohne ihnen jeden „weltlichen" Lebensgenuß zu entziehen, ohne sie in puritanistische, fanatische, routinenhafte Glaubenssklaven zu verwandeln, ohne ihnen fortwährend in kindischer Weise die Hölle heiß zu machen, ohne die Religion als den einzig würdigen Gegenstand aller Gedanken hinzustellen, und namentlich ohne die kleinen Kinder in das Joch dieser düstern Lebensanschauung, dieser verdummenden Schablone zu

Digitized by Google

spannen. Mit Ausnahme des letztgenannten Details ist die Frage vorderhand eine offene.

Darüber, welche Zukunft der Heilsarmee bevorsteht, sind die Meinungen getheilt. Ihr Begründer ist fest überzeugt, sie sei berufen, ein langes Dasein zu haben; er sagt: „Diese Organisation wird sich über die ganze Erde verbreiten und so lange dauern, als Gott überhaupt noch Feinde hat, die zu bekämpfen sind.“ Aehnlich heißt es in einem Seligmacherliede, das wir auf dem „Wandalmanach für 1883“ finden: „Wir werden vorwärts marschiren und alles erobern; wenn wir auch wenige Freunde und viele Feinde haben mögen, wir werden im Besitze aller Nationen sein. Der Herr der Heerscharen hat uns berufen, die Erde und die Hölle zu besiegen. Wo Trunkenheit, Laster und Verbrechen vorhanden“ u. s. w. Man muß jedenfalls gestehen, daß Booth alles Mögliche thut, um sein Ideal zu verwirklichen. Er verpflanzt die Bewegung nicht nur ins Ausland, sondern zieht auch hierzulande die Schnüre immer fester zusammen, um seine Schöpfung nach Kräften zu consolidiren. Eine der neuesten Maßregeln ist, daß kein Offizier der Armee ohne Erlaubniß des Hauptquartiers eine Person heirathen darf, die nicht bereits zur Armee gehört oder derselben in Zukunft anzugehören gedenkt. Das Hauptquartier hat auch schon eine eigene „Seligmacher-Trauungsordnung“ herausgegeben, die unter andern die folgenden „Ehepacten“ enthält, welche offenbar auf die Ausstreuung einer reichen Seligmachersaat berechnet sind:

„1) Wir erklären feierlich, daß wir diese Ehe nicht blos eingehen, weil wir aneinander Gefallen finden, sondern auch weil wir glauben, sie werde uns befähigen, Gott besser zu dienen und die Interessen der Salvation Army zu wahren. 2) Wir versprechen, es nie dahin kommen zu lassen, daß unsere Ehe unsere Anhänglichkeit an Gott und das Erlösungsheer irgendwie verringere. 3) Wir versprechen, nie den Versuch zu machen, andere zu verhindern, ihr Möglichstes zu thun, der Army zu helfen. 4) Wir versprechen, eins beim andern unsern Einfluß geltend zu machen, um unsere unablässige und vollständige Hingebung an die Army zu fördern. 5) Wir versprechen, unsere Wohnung stets als ein Erlösungssoldatenheim zu betrachten und einzurichten und jeden Insassen desselben zum treuen Dienste der Salvation Army anzuhalten. 6) Wir versprechen, als Soldaten der Seligmacherarmee stets unser Bestes zu thun; wir wollen nie zugeben, daß die Army durch irgendwen geschädigt oder gehemmt werde, ohne unser Möglichstes zu thun, die Schädigung abzuwehren, oder das Hinderniß zu überwinden. 7) Sollte eins von uns infolge Krankheit, Todes oder einer andern Ursache aufhören, ein wirksamer Soldat zu sein, so verpflichten wir uns, daß der andere Theil fortfahren wird, nach besten Kräften die obigen Versprechungen zu halten.“

Trotz aller Bemühungen wird vielfach bezweifelt, ob es gelingen kann, die Armee zu einer permanenten Institution zu machen, es sei denn, daß sie zur Sekte werde. Solche Bewegungen enden gewöhnlich entweder in einer Sekte, oder sie verschwinden nach einiger Zeit. Nur wenn die Leiter Nachfolger finden, die ebenso klug, befähigt und energisch sind wie sie selbst, kann das Heilsheer dieser Alternative entgehen. Nun schreibt der General allerdings: „Für den Fall meines

Digitized by Google

Todes ist jede erdenkliche Vorkehrung getroffen; die in dieser Hinsicht gethanen juristischen und andern Schritte dürften genügen, die Fortführung und Weiterentwickelung der Bewegung zu sichern. Stürbe ich morgen, so könnte mein Nachfolger ohne die geringste Zögerung meinen Platz einnehmen, und wir halten es für unzweifelhaft, daß die ganze Maschinerie der Army ohne Stocken weiter arbeiten würde. . . . Sechs meiner Kinder, drei Söhne, drei Töchter, stehen bereits gänzlich in den Diensten der Armee, und außerdem bilden sich fortwährend viele höhere Geister zur Leitung und Fortführung der Bewegung aus." Auch läßt sich, wie schon früher erwähnt, nicht leugnen, daß die Anhänglichkeit der Soldaten an die Booth'sche Familie eine recht starke ist. Allein trotz alledem und alledem müssen Zweifel gestattet sein. Es bleibt mehr als fraglich, ob der zum Nachfolger des Generals ausersehene älteste Sohn desselben oder irgendein anderes Mitglied des „Generalstabes" ebenso tüchtig sein wird wie Booth selbst, um so fraglicher, als der zweite General noch größerer Geistesgaben bedürfen wird als der erste; er wird nicht mehr das Prestige haben, der Urheber des Unternehmens zu sein; unter ihm werden sehr viele Soldaten nicht mehr vom „Eifer der ersten Liebe zu Jesus" erfüllt sein; er wird jedenfalls viel Scharfsinn brauchen, um die Zügel der Disciplin so straff zu erhalten, wie sie es jetzt sind, und die ansteckenden Folgen der gegenwärtig noch vereinzelten, später aber gewiß überhandnehmenden Fahnenflüchtigkeit abzuwehren. Kurz, nur ein wahrhaft starkgeistiger Mann von eiserner Willenskraft würde fähig sein, die dem Bestande des Verbandes drohenden Gefahren wettzumachen. Andererseits ist die Autokratie des Oberhauptes, die eine Bedingung des Bestandes zu sein scheint — Booth selbst sagt dies ja ebenfalls — auch eine Quelle der Gefahr für dessen Zukunft. Es ist nämlich äußerst schwierig, die Zügel der Disciplin auf die Dauer allzu straff angespannt zu halten; wahrscheinlich tritt früher oder später ein Rückschlag ein und eine solche Revolution mag, einmal ausgebrochen, leicht so rasch um sich greifen, daß sie für die ganze Unternehmung verhängnißvoll werden kann, obgleich wir zugeben müssen, daß die bisher vorgekommenen Abtrünnigkeiten nicht sehr ansteckend gewirkt haben. Daß es wahrscheinlich in der Folge nicht gelingen wird, die Dinge in ihrer jetzigen Lage festzuhalten: dafür spricht die Unwahrscheinlichkeit, daß Booth, wie gesagt, einen ebenbürtigen Nachfolger finden werde. Die Hauptursache des Fehlschlagens der Pläne des Stifters des Jesuitenordens wird voraussichtlich auch hier eintreten: der Mangel an bedeutenden Geistern. „Zur Ausführung großer Zwecke", sagt Littledale, „gehören große Männer, und an solchen hat es dem Jesuitenorden seit dem Tode seines Stifters gänzlich gemangelt." Mr. Davis fügt hinzu: „Der General der Salvation Army hat das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Wenn das System des mit absoluter Macht ausgestatteten Generalthums, wie die Geschichte lehrt, für das Gemeinwohl gefährlich ist, so wird die Gefährlichkeit desselben in seiner Anwendung auf religiöse Organisationen durch die Einrichtung einer erblichen Führerschaft sicherlich nicht verringert."

Cardinal Manning ist überzeugt, daß die Booth'sche Schöpfung, falls sie nicht untergeht, sich zu einer Sekte krystallisiren wird: „Die Geschichte des Christenthums

Digitized by Google

lehrt vielfach, daß weder Menschengeist noch der menschliche Wille im Stande ist, irgendeine Gruppe von Doctrinen für immer ohne Aenderungen aufrecht zu erhalten; ebenso wenig kann menschliche Gewalt oder menschlicher Gehorsam auf die Dauer bestehen, ohne von einer Organisation getragen zu werden; und was ist eine solche Verbindung anderes als eine Sekte?"

Höchst interessant ist die folgende Darlegung eines Herrn Lewis über die voraussichtliche Zukunft der Seligmacherarmee (in „Macmillan's Magazine"): „Manche Umstände lassen darauf schließen, daß ihr Bestand kein dauernder sein dürfte. Zunächst, daß sie der Natur entgegen ist, indem sie sich der complicirten Beschaffenheit des menschlichen Wesens verschließt und ihn nur als geistliches Geschöpf betrachtet.*) Als physisches und intellectuelles Geschöpf wird der Salvationist dem Zufall überlassen; in geistlicher Hinsicht aber ist er ein verhätscheltes Thier. Er wird auf allen Seiten künstlich «beschützt», d. h. reglementirt. Er darf mit seinen Genossen nicht über Religionsanschauungen sprechen, damit nicht etwa Uneinigkeiten entstehen; er darf nicht trinken und rauchen, damit er nicht unmäßig werde. Die Weiber sollen eine häßliche Kleidung tragen, damit sie nicht eitel werden. Man darf sich nicht viel in Gesellschaft bewegen, um sich nicht den Lockungen eines weltlichen Sinnes auszusetzen. Jede höhere Bildung wird mit schelen Blicken angesehen, weil sie die Gedanken von der Gottgefälligkeit ablenken könnte. . . . Herr und Frau Booth betrachten Processionen und Erlösungsmeetings als die allabendliche Beschäftigung des Zukunftsarbeiters. Sie wünschen, daß dieser seine ganze freie Zeit dem Dienste Christi widme. Sie scheinen nicht zu befürchten, daß die Eintönigkeit der Armeegottesdienste zum Formelkram führen könnte**), und daß der noch echte Eifer der Sprecher in eine Schaustellung geheuchelter Gemüthsbewegungen ausarten könnte. Um die Leute ans Unternehmen zu fesseln, verbietet man ihnen alle Amusements. . . . Wird das so fortgehen können? Werden die Soldaten nicht eines Tages fragen, mit welchem Rechte man ihnen diese schweren Opfer auferlegt? Kommt es einmal so weit, so steht dann bald die Durchbrechung nicht nur der künstlichen, sondern auch der wünschenswerthen Schranken zu befürchten. . . . Vorderhand freilich dauert die Begeisterung noch an, und die Soldaten lassen sich das Gängelband offenbar gern gefallen; Booth's Gewissen ist auch ihr Gewissen, und zwar so sehr, daß man sagen kann, sie verzichten auf jedes Selbsturtheil und jedes individuelle Verantwortlichkeitsgefühl."

Wir selbst glauben ebenfalls, daß die Bewegung keinen langen Bestand haben wird, wenigstens nicht in ihrer jetzigen Gestalt, und wir halten es auch gar nicht für wünschenswerth, daß sie fortbestehe, ohne ihre puritanistischen Uebertreibungen und ihre blöden Auswüchse aufzugeben. Aber selbst wenn sie nur noch zehn Jahre besteht — und daß sie nicht früher untergeht, ist wahrscheinlich — und in dem-

*) Vgl. Einwurf 11 oben unter „Für und Wider".

**) Dasselbe läßt sich übrigens auch von den Gottesdiensten aller Religionsgenossenschaften sagen.

Digitized by Google

selben Maße zunimmt wie seit zwei Jahren, so muß sie nach Ablauf jener Zeit durchgreifende Veränderungen in der britischen Gesellschaft bewirkt haben. Die socialen, gewerblichen und commerziellen Verhältnisse Englands müssen dann von ihr berührt werden. Schon jetzt sind die Folgen der halbascetischen Grundsätze des Verbandes vielfach sichtbar; in dem ungeheuern London ist davon bisjetzt freilich nur wenig zu verspüren, allein in mancher Provinzstadt sind gewisse Arten von Besitzthum, wie Wirthshäuser, Musikhallen u. dgl., im Werthe bereits um die Hälfte gesunken.

Das Neueste ist, daß Booth begonnen hat, deutsche Erlösungsmeetings zu veranstalten, und zwar vorläufig nur in London. Weiteres bleibt abzuwarten. Viele Erfolge dürften da kaum zu erzielen sein.

Digitized by Google

Heilkunde für das Volk.

Versuch zur Zeitgeschichte der Heilkunde.

Von

Dr. med. O. Basset.

I.

In die Heilkunde der Aerzte, ihre Wissenschaft wie ihre Kunst, hat sich nach dem Zeugniß der Geschichte zu allen Zeiten der unberufene Laienstand in unerwünschtester Weise eingedrängt. Zwar ist ärztliches Wissen und Können zuerst aus dem Volke, aus der zweifachen Wurzel der Noth und des Leidens wie der Hülfssehnsucht und Hülfsbereitschaft emporgewachsen, und hat aus gleichem Quell oft genug neue Nahrung erhalten, selbst in neuern Zeiten manche wesentliche Anregung erfahren. Das aber ist nothwendiger innerer Zusammenhang, bedarf nur richtiger Verwerthung und sicherer Begrenzung. Sobald in zweckgemäßer und nothwendiger Theilung menschlicher Arbeit Krankheitskunde und Heilkunst Sache ärztlichen Standes und Berufes geworden waren und sich immer mehr zu strenger Wissenschaft entwickelten, verlor das Laienelement seine Berechtigung zu jedem Wettbewerb, und an die Stelle der arzneikundigen Tempelpriester — namentlich in Aegypten, wo nach Homer alle Aegypter Aerzte waren, die ältesten und bewährtesten Pfleger einer Volksheilkunde und der Anfänge ärztlichen Wissens — trat das unausrottbare Geschlecht der „Curpfuscher". Bei den Griechen gewannen Rang und Recht des Arztes bald eine classische Höhe, und diese schloß unbefugtes Eindringen aus; den Hellenen war die Medicin zugleich Philosophie, das ärztliche Thun und Handeln betrachteten sie wie eine echte Kunst, den Arzt selbst als Philosophen*) und Künstler zugleich. „Ad aegros non vates aut hariolos, sed medicos solemus adducere" („Zu Kranken rufen wir Aerzte, nicht Wahrsager und Gaukler"), schreibt Cicero („De divinatione", II, 3). Im Mittelalter untersagte selbst den damals noch als Culturträger geltenden Geistlichen ein Synodalbeschluß (Synode zu Regensburg 877) jede Betheiligung am Werk der Aerzte (und Rechtsgelehrten) mit einem „Leges et physicen non studeant sacerdotes". Freilich trieben die Henker, Steinschneider, Kräuterweiber und anderes

*) Quae ad philosophiam pertinent in medicina insunt omnia. (Hippokrates.)

Digitized by Google

seßhafte wie fahrende Volk, wol auch manches wackere Mönchlein aus Laborantenzelle und lateinischer Küche geheimer Scheidekunst Laienmedicin. Je weiter die Neuzeit fortschritt, für desto berechtigter hielten sich „gebildete" und ungebildete Leute, von Arznei und Heilen auch etwas zu verstehen, und der Zunft der „Quacksalber" gab der wunderliche Paracelsus, oft der medicinische Luther genannt und in der That ein Reformator der Medicin, durch sein fahrendes und fahriges Leben und Wesen ein bedenkliches Beispiel. Was in Laienmedicin, in Volksheilkunde und „Naturverfahren", in Geheimmittelschwindel und anderm Unfug geleistet werden konnte, zieht sich bis auf die allerneueste Zeit herab, und es ist nicht zu erweisen, daß es mit dem „Freigeben des Curirens", der Aufhebung strafrechtlicher Bedrohungen des Curpfuschens, der Versetzung der Aerzte in die Gewerbeordnung aus der stolzen Höhe ihres Gelehrtenstandes und ihres akademischen Vorrechtes besser geworden sei und daß das Verschwinden der Verfolgung und des Märtyrerthums der „Naturärzte", Schäfer, Einrenker und dergleichen dem Unfug und der gewissenlosen Ueberantwortung Leidender an meist Unwissende und Verwegene Schranken gesetzt habe.

Die neue und neueste Zeit hat dem wissenschaftlich gestützten und verbürgten Wirken des Arztes noch eine andere, eine tiefer und weiter greifende „Concurrenz", Tausenden von Kranken eine noch bedenklichere Gefahr geschaffen: die Literatur der sogenannten Popularmedicin, das ganze Heer der Volksschriften mit den Anweisungen an wirkliche oder eingebildete Kranke, ihr Leiden selbst zu erkennen, zu beurtheilen, zu heilen.

Leider sind es nicht allein Laien, oder solche, die von Verlagsbuchhändlern beauftragt sind oder sich ihnen anbieten, oder Selbstverleger ihres „Schundes", welche den Markt überschwemmen, die Beutel der „nie alle werdenden" Einfältigen und Leichtgläubigen schröpfen und ungezähltes Unheil stiften; auch Aerzte haben durch unzweckmäßige, völlig verfehlte Schriften der Art, welche ein Zuviel boten, schwere Schuld auf sich geladen und ihrem Stand keine Ehre bereitet; ja ein hochachtbarer, durch wissenschaftlich akademische Leistungen und Lehrerfolge ausgezeichneter Arzt, Professor und gelehrter Schriftsteller hat durch den Missgriff eines mehr als Zuviel in dem berühmten Buche „Vom gesunden und kranken Menschen", das aus Aufsätzen in einer um Volksbildung und Familienleben hochverdienten Zeitschrift erwuchs, in Bezug auf den letzten Erfolg nicht segensreich gewirkt. Niemand hat maßvoller und vornehmer, aber zugleich schärfer und vernichtender über diese Popularliteratur der Medicin gesprochen als der leider schon der Wissenschaft entrissene Altmeister Wunderlich in Leipzig in seiner „Geschichte der Medicin" (1859):

„Zahlreiche emsige Federn sind beflissen, den sogenannten Gebildeten die Einsicht in die Gestaltungen der Natur und in ihre Vorgänge zu vermitteln, und es ist eine eigene, äußerst geschäftige Literatur entstanden, welche bald in trockener Weise, bald in schöngeistig zugeschnittener Form für das moderne Bedürfniß sorgt. Auch die Medicin hat ihren Theil an dieser neuen Industrie genommen, und die Annahmen einzelner sind als ausgemachte Thatsachen unter dem großen Haufen ausgestreut worden. Es ist schwierig, zu einem Entschluß zu kommen, ob man

Digitized by Google

über dieses verbreitete Interesse sich freuen oder schlimme Folgen von demselben befürchten soll. Der Nutzen für das Publikum selbst dürfte mindestens ein minimaler sein. Wie früher dasselbe seine Illusion, aus van der Velde's und Spindler's historischen Romanen" (später kamen die Mühlbach, jüngstens die alterthumsgeschichtlichen Romane hinzu) „gelegentlich und in angenehmster Weise Geschichte sich aneignen zu können, nur mit einer Geschmacksverwilderung büßte, so ist zu vermuthen, daß auch die naturwissenschaftliche Nascherei, welche jetzt an der Tagesordnung ist (1859), niemand zu einer klaren Einsicht verhilft, selbst wenn der Gehalt dieses neuesten Mittels, die Zeit zu tödten, wirklich ein gediegener ist. Die Naturwissenschaften, und zumal die Medicin verlangen vor allem ein ernstes Studium, und die Strafe dürfte nicht ausbleiben für den, welcher versucht, sie zum gelegentlichen Amusement seiner müßigen Stunden zu misbrauchen. In der That kann man bemerken, daß die Eindrücke, welche solche Lektüre auf den Unkundigen macht, die flüchtigsten und unhaltbarsten sind, und daß nichts davon zurückbleibt, was das Herz erbaut und das Gehirn säubert, sondern nur ein Chaos unverdauter Fragmente. Doch soll und kann nicht die Möglichkeit in Abrede gestellt werden, daß da und dort ein einsichtigerer Sinn angeregt und zu ernstlichem Studium der Wissenschaft hingelenkt wird, von der einige seltsame Proben seine Neugierde gestachelt haben."

Diese strenge und warnende Stimme, die im Hörsaal der leipziger Hochschule der berühmte Vorkämpfer der „physiologischen Heilkunde" in seinen Vorlesungen über Geschichte der Medicin erhoben, hat den wachsenden Strom des Schriftstellerns über Volksheilkunde in den letzten zwei Jahrzehnten nicht beschworen; unter den Schülern und Zuhörern aber des geistvollen und gelehrten Mannes, welcher das große leipziger Musterkrankenhaus des Jakobshospitals ebenso meisterlich leitete und zur weitberühmten Lehrstätte zahlloser deutscher Aerzte erhob, wie er mit seiner gewandten Feder sein großes „Handbuch der Pathologie und Therapie" aus der umfassendsten Kenntniß des ärztlichen Schriftthums aller Zeiten, der genauesten Durchforschung des gegenwärtigen Standes der Kenntnisse vom gesunden und kranken Leben und Geschehen und aus eigener Heilthätigkeit mit großartiger Thatkraft in vollendeter Darstellung und größter Vollständigkeit schuf — unter den unmittelbaren und mittelbaren Schülern Wunderlich's, die in nicht geringer Zahl auch wieder neue Lehrkräfte der ärztlichen Wissenschaft und Kunst für die medicinischen Facultäten deutscher Hochschulen stellten, hat wol der eine oder andere die Feder angesetzt, um in Feuilletons von Zeitungen und Zeitschriften oder in besondern Schriften sich der volksthümlichen und volksfaßlichen Lehrthätigkeit zu ergeben, welche der Meister von seiner wissenschaftlichen Höhe herab als so „minimal" in Bezug auf den dadurch der großen Menge zu schaffenden Nutzen abgeschätzt hatte. In der That ist gerade in den beiden letzten Jahrzehnten bis zur Stunde aus ärztlicher Feder eine Fülle kürzerer wie umfassenderer Lehrschriften über volksfaßliche Heilkunde erschienen, von denen nicht wenige wirkliche Muster in klarer Fassung sind, nach Entwurf wie Ausführung die Meisterhand verrathen würden, trügen sie nicht zugleich Verfassernamen, welche die Wissenschaft selbst in engern oder weitern Gebieten hervorragend gefördert haben: Hermann Eberhard Richter, der nicht nur wissenschaft-

Digitized by Google

lich lehrende und bahnbrechende Bücher über innere Klinik und physiologische Therapie verfaßt, sondern auch lange Jahre hindurch die große wissenschaftliche Fundgrube: „Jahrbücher der in- und ausländischen gesammten Medicin", herausgegeben hat, ein schöpferischer und gestaltender Vertreter ärztlichen Vereinswesens und vereinten Standeswirkens, ein unermüdlicher Vorkämpfer gegen das Geheimmittelunwesen und die beutelschneidende Pfuscherei in Flugschriften und Tagesaufsätzen bis an seinen für Wissenschaft und Stand sehr beklagten Tod, und Verfasser einer der ersten und besten medicinischen Populärschriften: „Ueber Blutarmuth und Bleichsucht"; Felix Niemeyer, der glückliche Kliniker von Greifswald und Tübingen, der neben seinem hochverdienten, allverbreiteten klinischen Lehrbuch treffliche Schriftchen: „Ueber Haus- und Volksmittel" und „Ueber das Verhalten der Eigenwärme beim gesunden und kranken Menschen", verfaßte, worin er denselben Stoff, den Wunderlich in einer classischen Gelehrtenarbeit behandelt hatte, dem allgemeinen Verständniß nahe brachte; namentlich durch dieses zweite Schriftchen leistete er dem großen neuen Rüstzeug sicherer Diagnose, dem Krankenthermometer, in der gebildeten Welt den größten Vorschub. Sein Bruder, Paul Niemeyer, der Verfasser eines in die meisten Cultursprachen übersetzten Meisterwerkes über „Auscultation und Percussion", des besten nach demjenigen des großen Skoda, ist der eigentliche streit- und schlagfertige, geist- und kenntnißreichste, literarisch fruchtbarste Kämpfer und Führer einer auf verständnißvolle Mitwirkung der vom Arzt dazu herangebildeten Laien rechnenden gesundheitspflegerischen Heilkunde oder hygieinischen Therapie; Johann Hermann Baas, durch seine (nach Häser's großem Werk und Wunderlich's geistvollen, tief anregenden, ob auch mannichfach angefochtenen Vorlesungen neueste und beste) „Geschichte der Medicin und des heilenden Standes" (starker „Grundriß" und kleiner „Leitfaden"), sowie durch diagnostische Forschungen und Lehrschriften ausgezeichnet, verfaßte für die populären medicinischen Sammelwerke der „Medicinischen Handbücher" und andere treffliche Beiträge über „ansteckende Kinderkrankheiten", „Herzkrankheiten" u. s. w., verlangte in seinem Musterschriftchen über den Typhus mit genauen Grenzbestimmungen ein „Mitbehandeln der Laien"; Robert Flechsing, Livius Fürst, Paul Möbius schrieben schöne Bände der Weber'schen „Illustrirten Gesundheitsbücher" über Frauenkrankheiten und Kinderpflege, über Nervosität, wie daselbst F. Runge über Wasserheilkunde; Heinrich Rohlfs hat „für Schiffsoffiziere" (nebst Anleitung zum Gebrauch der Schiffsapotheken) eine „Gemeinfaßliche Heilkunde und Gesundheitslehre" in wiederholten Auflagen gegeben (2. Aufl., 1872), nicht allein für gebildete Männer in der Einsamkeit auf hoher See eine sehr sorgfältig gearbeitete Anleitung in Nöthen und Gefahren, da der Kapitän oder Steuermann den fehlenden Schiffsarzt ersetzen muß, sondern überhaupt ein sehr werthvoller Theil der Schiffsbücherei, mit klarer, kurzer Gliederung der Grund- und Hauptlehren und Nothhülfswinke in Anatomie, Physiologie, allgemeiner wie besonderer Krankheits- und Heillehre, Wundarzneikunst, Frauen- und Kinderkrankheiten, Gesundheitslehre und Geburtshülfe; der praktisch wie literarisch so rüstige hallesche Arzt Kunze läßt seinen vielverlangten Lehrbüchern, Compendien und Grundrissen der praktischen Medicin eine „Populäre Heilkunde" folgen; der treffliche berliner Kinder-

Digitized by Google

arzt Baginsky, dessen „Lehrbuch der Kinderheilkunde" eine der besten Erscheinungen medicinischer Literatur dieser Tage ist, lieferte neben dieser seiner „Specialität" entsprechende Beiträge zu den „Medicinischen Hausbüchern" und schrieb eine sehr tüchtige „Schulhygieine"; Dornblüth's „Schule der Gesundheit" steht innerlich wie äußerlich, in Fülle wie Darstellung jedem Wettbewerb; ein „Illustrirtes Gesundheits-Lexikon" von Dr. Joseph Rusch aus Straßburg wird sehr günstig beurtheilt, dem Vernehmen nach viel begehrt und ist auch in dieser Richtung ein Beweis, daß das schöne und ebenbürtige Geistesleben im wiedergewonnenen Reichslande sich an das große deutsche Ganze anschließt. Ja Großmeister der Wissenschaft: der geniale und kühne Chirurg in München, Ritter von Nußbaum, weitgesucht als glücklicher Vollbringer der berühmten schmerzvernichtenden Nervendehnung, hat, zuerst in der „Deutschen Revue", dann in eigenem Miniaturbuch, „Eine kleine Hausapotheke" veröffentlicht, nach engem Maß und in klarstem Vortrag damit ein Noth- und Hülfsbüchlein volksthümlicher Heilkunde geschaffen, das als unerreichtes Muster wird gelten dürfen; Moleschott's berühmte Feder, welche deutscher Klarheit und Gründlichkeit auf italienischem Lehrstuhl nicht entfremdet ist, gab ein kleines Cabinetsstück in seinem „Rath und Hülfe in Cholerazeiten"; Julius Vogel, der die Wissenschaft um Fach- und Forscherschriften ersten Ranges und die Ausbildung des neuzeitlichen Aerztegeschlechts als einer der ersten klinischen Lehrer zu Gießen und Halle gefördert hat, hinterließ den Gebildeten seines Volkes eine reifste Frucht seines Wissens und Wirkens in seinem schönen Buch „Lebenskunst", und Virchow, mit seinem über die Culturländer des Erdkreises hin hochgeltenden Namen, hat neben seinen Forscher- und Meisterwerken medicinischer, anthropologischer und hygieinischer Wissenschaft kleine Schriften für weite Leserkreise verfaßt, welche, wie seine Belehrung über die Trichinenkrankheit (das erste und beste Werkchen über den unheimlichen neuen Feind menschlichen Wohlseins), seine Vorträge über „Die Heilkräfte des Organismus", über „Hospitäler und Lazarethe", über „Leben und Kranksein", den Glanz seines Namens nur mehren können. Unter dem Facultätsvorsitz Wunderlich's, des Gegners popularisirender Medicin, geschah es, daß an der Universität Leipzig sich Paul Niemeyer, der drängende Reformator einer hygieinischen Therapie, und nach Bock der entschiedenste medicinische Volksschriftsteller, als Docent der Heilkunde habilitirte und seiner Habilitationsschrift, die ein engstes Einzelgebiet der Erkennung von Lungenentzündung behandelte, bei deren Veröffentlichung einen akademischen Anhang mitgab „Ueber Berechtigung und Methode populärer Lehrthätigkeit", für welche er damit „eine officielle Lanze zu brechen" sich gedrängt fühlte und die er als „eine andere, mit Eifer zu pflegende Art öffentlicher Thätigkeit" erklärte.

Aber sind alle diese, immerhin unvollständig aufgezählten, wie unzulänglich gewürdigten Schriften zu volksfaßlicher Heilkunde in der That „für das Volk", für möglichst breite Laienschichten, welche solcher vorbeugenden Belehrung und solchen nothhelfenden Rathes bedürfen, geeignet, ja — nur bestimmt und geradezu berechnet? Wenden sie sich nicht, in der Regel wenigstens, absichtlich nur an „gebildete Leser", an diejenigen Stände, welchen der Arzt mit seiner Hülfe leicht

Digitized by Google

erreichbar ist? Und ist denn die Wirksamkeit dieser Schriften, im besten Falle, bei Vermeidung der naheliegenden Gefahren des Misverstehens und der Ueberhebung, nicht neben dem ihnen selbst nutzbringenden Verständniß der Kranken und Angehörigen zugleich eine Förderung, Erleichterung der ärztlichen Arbeit und Behandlung?

Wol wäre das schon Gewinn und der Nutzen mitnichten ein „minimaler", ebenso wenig wie der von Belehrungen aus der Naturwissenschaft überhaupt, gegen welche das abweisende Urtheil des ebenso gründlichen und geistvollen wie hochgesinnten und formschön sich äußernden Erneuerers und Fortbildners wichtigster Grundlagen der Kunde und Kunst der Aerzte sich vor zwei Jahrzehnten aussprach. Denn „unverdaute Fragmente" dürfen eben nicht geboten und es muß gesorgt werden, daß „das Herz sich erbaue, das Gehirn sich säubere" durch das richtige Maß und die rechte Form einer Uebermittelung der wesentlichsten und zugleich sichersten Ergebnisse aus Natur- und Heilkunde an die Träger „allgemeiner Bildung". Wo wäre diese und ihre Culturmission möglich, gelänge es nicht, aus den im großen Schatzhause des Wissens aufgespeicherten Goldbarren gangbare Münze zu prägen für den geistigen Verkehr? Wie wäre es möglich, sich nur mit einigem Verständniß den, allen Menschenverkehr und alles Culturleben so machtvoll umgestaltenden und beherrschenden Darbietungen der Naturforschung zuzuwenden, gäbe es keine „Popularisirung" der letztern? Strenges Fachwissen ist eben nur Sache des Fachmannes und der von ihm geforderten Anwendung seiner Kenntnisse. Wo bliebe die Theilnahme daran, wo bliebe dasjenige Urtheil, aus welchem beispielsweise im öffentlichen Leben und seinen vielgestaltigen Verwaltungen, in einem Gemeinwesen und in großen gemeinnützigen Unternehmungen, die doch auch so nothwendigen Nichtfachmänner ihr Maß von Einsicht, Ueberschau und den Eifer der Mitwirkung entnehmen müssen? Was dabei von den großen Gebieten des Naturwissens und seinem vielgestaltigen Nutzen gilt, das hat für ein gewisses Maß der Einsicht in das Gesund- und Kranksein, in das Pflegen und Heilen der Menschen nicht minder Gewicht. Für die „große Menge" auch nur der „Gebildeten", für den weiten Bereich „allgemeiner Bildung" ist freilich das nicht gesagt, womit Goethe das Wesen der „Encyklopädie" kennzeichnet:

Eh' es sich rundet in einen Kreis,
Ist kein Wissen vorhanden;
So lang' nicht Einer alles weiß,
Ist nicht die Welt verstanden.

„Encyklopädisches" Wissen, das sich „im Kreis rundet", ist nur für diejenigen Geister, denen eine strenge, eine methodische Schulung zutheil ward und die im Stande sind, auch in angrenzenden oder sogar ihrem Berufs- und Fachwissen entferner liegenden Gebieten sich so zu „orientiren", daß eine allseitige, eine philosophische Umschau möglich ist. Die „allgemeine Bildung", welche nicht nur „nascht" von der reichbesetzten und offen hingestellten Tafel der Wissenschaften, um oberflächlich damit das zu treiben, was der Franzose „Causerie" nennt, sondern deutsch maßvoll und eindringlich zugleich nur eben ein wenig „zu Hause" sein will in den immer unermeßlicher sich ausdehnenden Gebieten der geistigen Eroberungen

Digitized by Google

und ihren Rückwirkungen auf das Leben ringsum, diese „allgemeine Bildung" ist wol jenes „unscientific people", dem Tyndall seine meisterlichen „Fragments of science" bot und die doch die „Herzen erhoben", die „Hirne säuberten", der unduldsamen Priesterschaft des Ueber- und Unglaubens die Gemeinden am wirksamsten und heilvollsten verkleinerten. Hat Humboldt die allgemeinen Hauptstücke des „Kosmos" nicht auch für dieses „unscientific people" schreiben wollen und Großes an ihm vollbracht? Ist das gleichartige deutsche meisterhafte Gedankenwerk Hermann Lotze's, der „Mikrokosmus", bei gutem Grunde einer „allgemeinen Bildung" und bei redlichem Bemühen nicht eben auch dem Nichtphilosophen zugänglich? Vermag es nur „unverdaute Fragmente" zurückzulassen, nicht vielmehr jene Fragments of science, welche erheben und säubern?

Wer hat aus seinen Schulerinnerungen noch so viel Physik behalten, um die beginnenden ungeheuern Umwälzungen der „Elektrotechnik" zu fassen, ohne sie durch popularisirende Einführung in ihren Grundlagen und Hauptgestaltungen sich nahe gebracht zu sehen? Wenden wir dies auf die Medicin an, so heißt es: wie wären diejenigen Handbücher der Hygieine auch Nichtärzten zugänglich zu machen, um letztern eine Theilnahme an ihren, dem Gemeinwesen der Städte oder anderer Selbstverwaltungsbereiche gestellten Aufgaben zu ermöglichen? Ohne jene Prägung gangbarer Münzen aus den Goldbarren physiologischer Forschung wären Grundsätze der Gesundheitslehre und Gesundheitspflege für das derselben so bedürftige allgemeine Verständniß nicht möglich; eine zur ärztlichen Entlastung und zum Heil der Kranken lange noch nicht ausreichend vorhandene geübte und geschulte Krankenpflege setzt nicht mehr und nicht weniger voraus als ein gewisses Popularisiren von Lehren über Kranksein und Heilen.

„Umgrenzt", das ist das Wort, das ist der Begriff, welche zurückleiten zu dem abweisenden Urtheil eines Wunderlich, und ihm unsere anfängliche Zustimmung wiederbringen, da nur die raschen Umgestaltungen zweier Jahrzehnte zu Abweichungen nöthigten, wie inzwischen aufgetretene andere Leistungen, als diejenigen waren, aus deren unmuthiger Würdigung die scharfe Abweisung erwuchs: ein seichtes, novellistisch oberflächliches Popularisiren hier (von dem Schund der Beutelschneidereien zu schweigen), ein unselig, schwer und tief verfehltes „Zuviel" dicker Bücher „vom gesunden und kranken Menschen" dort. Und selbst Wunderlich hat den Gedanken solcher Umgrenzung nicht allein gebilligt, sondern sogar in ganz bestimmtem Falle ausgezeichnet. Im Jahre 1856 stellte eine leipziger Zeitschrift zur Preisaufgabe eine Bearbeitung über popularisirende Medicin. Der Verfasser des vorliegenden Versuchs zur Zeitgeschichte der Heilkunde hatte zu anderm Zweck eben eine Arbeit vollendet „Ueber die Stellung der medicinischen Wissenschaft zur Bildung der Zeit und des Volkes", in welcher wesentliche Anschauungen dieses heutigen Versuches vertreten und die Forderung begründet war, daß die Medicin eben „Stellung nehmen müsse zur Zeit- und Volksbildung" in genau bemessener und planvoll ausgewählter wie beschränkter Darbietung ihrer wichtigsten Ergebnisse. Er reichte jenen vorher schon gelegentlich verfaßten Aufsatz ungeachtet einiger Abweichung von der gestellten Aufgabe ein und erhielt die ehrende Auszeichnung von den Preisrichtern, welche um Beurtheilung der Eingänge seitens

Digitized by Google

der Redaction ersucht worden waren: den leipziger Professoren Otto Funke (Physiolog) und — Wunderlich.

In jenem Anhange an die Schrift, die seine akademische Lehrbefähigung bewährte, hat Paul Niemeyer, der Vorkämpfer hygieinischer Therapie, gesundheitspflegerischer Heilkunst, die von ihm neben der akademischen als „gleichberechtigt" erwählte populäre Lehrthätigkeit „nach Inhalt und Methode der Reform bedürftig" bezeichnet. Er gesteht zu, daß nur zu leicht aus dem Genuß popularisirender ärztlicher Schriften halbe „Aerzte", die sich aber für ganze hielten, erständen, statt „denkender Patienten", die dem Arzt und seinen Anordnungen ein förderliches Entgegenkommen zu erweisen gelernt hätten. „Man könne sich das Publikum nicht unmündig genug vorstellen", erklärt er sehr wenig schmeichelhaft für jenes, und der Jean Paul'schen „Heilsucht der Weiber", dem Fraubasenthum, den „klugen Frauen" (die „sage-femmes der geburtshelfenden Zunft gehören nur zu oft unter diese heilsüchtigen Fraubasen) ruft er nicht nur ein barsches „mulier taceat in medicina!" entgegen, sondern hat mit wenig Höflichkeit einmal auch das „mulieri nec mortuae credatis!" citirt bezüglich der eifrigen Theilnehmerinnen an Vereinen für „Naturverfahren", wie man sie emsig und selbstgewiß im bekannten Italienischen Dörfchen zu Elbflorenz sehen konnte, wo sie die ehrbarsten und besten Absichten, mit allerlei alten und jungen Sonderlingen zusammen, aber nicht minder bedauerliche Beschränktheit bewährten. Ob es dem trefflichen hygieinisch-therapeutischen Reformator gelingen wird, wie er in seinem akademischen Popularprogramm sich vornimmt, „diese von den falschen Propheten des angeblichen Naturverfahrens zu Unrecht annectirte, zum größten Theil gut hygieinisch gesinnte Dissidentschaft zu sich herüberzuziehen" nach der von ihm so drängend verlangten, so geist- und kenntnißvoll verfochtenen „Rückkehr der Heilkunst zur Hippokratischen, mit der hygieinischen gleichbedeutenden Methode"? Nicht wie man Krankheiten erkenne und curire, nicht ärztliches Prakticiren, sondern wie man Krankheiten bekommt und verhütet, „hygieinisches Denken", solle Gemeingut werden; man müsse den Zusammenhang der sogenannten Volksseuchen mit Culturnothständen (Virchow's einschneidende Denkschriften über den „Typhus in Oberschlesien" und die „Noth im Spessart"!) zum Bewußtsein bringen und ihre Verhütung durch hygieinische Reform dieser Zustände herbeiführen; dem Volke seien die Augen zu öffnen, daß die gewöhnlichen Krankheiten gleichfalls durch gesundheitswidrige Lebensgewohnheiten erzeugt und unterhalten, also auch nur durch Rückkehr zu gesunder Lebensweise verhütet und, wenn ausgebrochen, hauptsächlich durch diese oder durch das sogenannte „diätetische" Verhalten curirt würden. „Nicht ein Mittel, sondern nur eine Methode gibt's, gesund zu werden und zu bleiben"; oder wie der jetzige „Arzt des Vereins für volksverständliche Gesundheitspflege" zu Berlin den in rascher Folge als zwanglose Hefte erscheinenden „Aerztlichen Sprechstunden" („Gesundheitslehre für jedermann"), der Zeitschrift seines regen, lehrhaften und schlagfertigen Verkehrs mit Anhängern und Gegnern, als Wahrspruch voransetzt: „Medica mente, non medicamentis" und: „Heilkräfte, nicht Heilsäfte!"

Mit jenen „akademischen" Hauptsätzen für eine Lehrthätigkeit volksfaßlicher

Digitized by Google

Heilkunde dürfte sich auch die ablehnende Haltung wissenschaftlicher Strenge und gelehrter Vornehmheit versöhnen lassen. Gelingt es einer kundigen und berufenen Hand, einem gewissenhaften und weise sich beschränkenden Streben, Maß und Art gemeinverständlicher Anleitung zu einer Selbsthülfe zu finden, welche die Gesundheit fördert, die Krankheit abwendet und in jäher Gefahr den ersten verständigen Rettungsgriff wagen darf, oder raschen Nothbeistand für den Angehörigen oder den Nebenmenschen zu fassen und so klar und scharf, wie knapp und fest auszugestalten so ist in der dreifachen Gliederung der gesundheiterhaltenden wie gesundheitrückbringenden (hygieinischen) Lebensweise („Diät"), der gegen bekannte Krankheitsursachen gerichteten Vorbeugung, der ersten Nothhülfe in lebensbedrohenden Gefahren, dem Schriftwesen einer „Heilkunde für das Volk" Zustimmung, Beifall, Förderung zu erweisen. „Die Gelegenheit ist flüchtig" (deutsch deutlicher als diese wörtlich knappe Uebersetzung des ursprachlichen ὁ δὲ καιρὸς ὀξύς: „Die rechte Zeit geht schnell vorüber"), heißt es im ersten der kurzen Lehrsätze (Aphorismen) des „Vaters der Heilkunde", des großen Griechen Hippokrates; das darf nächst der Mahnung an entschlossenes, nicht säumendes Handeln des Arztes auch für manche Laiennothhülfe bei plötzlicher höchster Lebensgefahr gelten. Die Nothwendigkeit und Berechtigung solcher Nothhülfe erkennen behördliche Verordnungen ausdrücklich an, und die 1872 in Berlin „auf Veranlassung des königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten herausgegebene Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung und Rettung der Scheintodten, oder durch plötzliche Zufälle verunglückter Personen" stützt sich zugleich auf das „weltliche Gebot der Nächstenliebe", wie auf Theil, Titel und Paragraphen des Allgemeinen Landrechts. Die seitdem so mächtig vorgeschrittene Wissenschaft, Schul- und Volksbildung hat in der genauen Begrenzung dieser Anweisung zu religiös wie landesgesetzlich gebotenem Thun nur eben die nöthige Erneuerung und Erweiterung zu geben.

Für die Art, wie man über des Leibes und des leiblichen Lebens Gestaltung und Pflege (mithin auch in faßlichen Grundlehren der Grundwissenschaften gesammter Heilkunde, der Anatomie und Physiologie) nicht allein mit den „gebildeten Ständen" sprechen muß, sondern auch mit jenen breiten Schichten des Volkes selbst, die in guten deutschen Volks-, Mittel- und Fortbildungsschulen zu jener allgemeinen Lernpflicht zusammengeführt werden, welche die Gesellschaft und die Sittlichkeit erhält, und neben der allgemeinen Wehrpflicht und weisen Befreiung wie wohlgegliederten Selbstleitung dem Vaterlande und dem neuen Reiche die Grundlagen der Erhaltung nach innen und außen schafft, geben rühmliches Beispiel schon manche treffliche, nach dem Verständniß des vorausgesetzten Leserkreises abgestufte Volksbücher über Gesundheitslehre und Gesundheitspflege. Des schweizer Arztes Sonderegger unübertroffenes Meisterbuch „Vorposten der Gesundheitspflege; Erismann's „Gesundheitslehre für Gebildete aller Stände", so warm eingeführt von Pettenkofer, dem berühmten Haupt der fruchtbar forschenden „hygieinischen Schule" in München, und selbst Verfasser der bahnbrechenden Untersuchungen „Ueber den Werth der Gesundheit für eine Stadt", „Beziehungen der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden" u. a.; Karl Reclam's, des immer frischen, früh schon durch schneidigste

Digitized by Google

Popularisation ärztlichen Wissens kämpfenden Arztes und Hygieinikers, altbewährtes maßvolles „Buch der vernünftigen Lebensweise", seine geistvollen „Lebensregeln" („Ernstes und Heiteres aus der Gesundheitspflege"), sein körnig kurzer „Gesundheitsschlüssel" (Nr. 1001 in Philipp Reclam's „Universal-Bibliothek"); seine ebenso wissenschaftlicher Vermittelung wie einer Beeinflussung der allgemeinen Bildung in unermüdeter Frische dienende hygieinische Zeitschrift „Gesundheit", in ihrem Einfluß jetzt ein Brennpunkt der sich weit über zahllose Blätter und Feuilletons zerstreuenden hygieinischen Journalistik; Reich's vielnamige, immer der culturgeschichtlichen Seite von Hygieine und Krankheit und ihrer socialen Aufgaben und Forderungen mit humanem Eifer nachspürende Schriften; Jacobi's (Bezirksphysikus in Breslau) in die dort erscheinende treffliche Sammlung kleiner „Deutscher Volksschriften" eingereihte, ganz ausgezeichnete, knappe „Gesundheitspflege"; Ludwig Hirt's (ebenfalls Bezirksphysikus und Universitätsprofessor in Breslau, mit Merkel in Nürnberg der erste deutsche Forscher über „Gewerbekrankheiten") sehr verständige und tüchtige populär-hygieinische Lehrschrift „Arbeiterschutz"; Paul Niemeyer's, des immer in blanker Wissenswehr und -Rüstung im Vordertreffen Stehenden hygieinische Vorträge, Aufsätze, Schriften, Bücher — und manche andere ähnliche Leistungen, als deren ältestes deutsches Grundwerk, das wissenschaftlich vollständigste und streng gegliederte „Handbuch der Hygieine für den einzelnen wie für eine Bevölkerung" von Friedrich Oesterlen nie vergessen werden darf, während A. Geigel's (Professor in Würzburg) sehr anregende, bereits dreimal aufgelegte (jetzt als allgemeiner Theil des mehrbändigen Sammelwerkes „Handbuch der Hygieine und Gewerbekrankheiten. Herausgegeben von M. von Pettenkofer und H. von Ziemssen" erschienene) „Oeffentliche Gesundheitspflege" von Pettenkofer sehr bezeichnend eine „Philosophie der öffentlichen Gesundheitspflege" genannt wird und in der That für die neue Verwaltungskunst des öffentlichen Gesundheitswesens zahlreiche Köpfe erhellt und Herzen erwärmt hat; während A. Hirsch, der berühmte und jetzt einzige „Geograph der Medicin" (sein wissenschaftlich bedeutendes Hauptwerk: „Handbuch der historisch-geographischen Pathologie") in den „Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart" über die „Verhütung und Bekämpfung der Volkskrankheiten mit besonderer Beziehung auf die Cholera" klarste und eindringlichste Grundlagen zur Seuchenlehre gab: das sind mustergültige deutsche*) Grundlagen für die Theilnahme aller Schichten des Volkes an seinem leiblichen Wohl und dessen Pflege; an diese möchte sich anlehnen, was dem Volk an „Heilkunde" geboten werden darf und muß, vielleicht als bescheidener „Anhang" oder auch selbständig im Hinweis auf Vorgang, Erhaltung, Pflege des gesunden Lebens. Hier ist zugleich Anlaß, noch besonders jener neuen, auf die Heilwissenschaft sich ebenso stützenden, wie aus ihr in die

*) Aus der betreffenden Literatur unserer gleichstrebenden Culturgenossen in England, Frankreich, Italien seien nur hervorgehoben: die in Sprache wie Inhalt ihrem Wahlspruch „Vulgariser sans abaisser" classisch getreuen Schriften von Foussagrives (Montpellier): „Entretiens familiers sur l'hygiène", „La maison" u. s. w.; Richardson's den ganzen englischen Comfort des Leibes und Geistes athmende „Hygeia, a city of health".

Digitized by Google

staatliche und gemeindliche Verwaltungslehre überleitenden Verwaltungskunst der „öffentlichen Gesundheitspflege" zu gedenken, einer wahren, wenn auch in etwas anderm Sinne zu fassenden Heilkunde für das Volk, mit ihren Forderungen einer Betheiligung beruflicher Verwalter, wie freiwilliger Pfleger am Gemeinwesen und somit einem Hinüberwirken fachlich heilwissenschaftlicher Kenntnisse in einen weitern, verantwortungsvollen Kreis wirkender Kräfte und Männer. In sehr wesentlichem Sinne ist „öffentliche Gesundheitspflege" eine „populäre Medicin"; ihre Maßnahmen schränken die Nothwendigkeit sonstiger heilkundlicher Volksbelehrung sehr wesentlich ein und sind durch die stete Führung oder durch den Beirath von Aerzten wissenschaftlich verbürgt und überwacht. Das hierfür im Auftrage des „Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege" von dem leider bald darauf 1877 verstorbenen Friedrich Sander verfaßte Handbuch fehlt hoffentlich in keinem Büchervorrath berufener Staats- und Gemeindebehörden, und wird auch in späterer Neuausstattung mit den rasch drängenden Fortschritten der so schön emporblühenden Hygieine den wissenschaftlich gründlichen, wie in der Form geradezu künstlerischen Gedanken und Griff des Verfassers mit seinem Namen noch lange erhalten. Wie man in die immer mächtiger sich entwickelnde und dabei die Grenzen „materialistischen" Erkennens des Welt- und Schöpfungsräthsels immer weiter hinausrückenden heilkundige Grundwissenschaft der Physiologie, in ihre „exacten", mit erstaunlichstem Forschungseifer und Forschersleiß geförderten Lehren gesicherte Grundlagen einer wissenschaftlichen „Gesundheitspflege" zu verflechten vermag, zeigen die unübertroffenen, ebenso inhalts- wie umfangreichen „Grundzüge der Physiologie" von Johannes Ranke: ein im Grunde keinem Arzt mehr entbehrliches Werk, das ihn in der Vermittelungsarbeit mit dem allgemeinen gebildeten Verständniß in Bezug auf Gesundheitspflege ausgezeichnet unterstützt. Allerdings ist die beste Fassung eines Hand- und Hülfsbuches öffentlicher Wohlfahrtspflege zu großem Theile immer nur eine Vorarbeit dazu, wol ein dem jeweiligen Stande der Forschung entsprechendes ganzes Wissen, aber nur ein halbes Wirken, solange nicht eine Neuordnung des gesammten Gesundheitswesens in Haupt- und Gliedern vollzogen, dasselbe mit allen Mitteln und Befugnissen des Verwaltungsrechtes ausgestattet ist, für seine Einrichtungen und Anordnungen die selbständige Macht der Vollstreckung besitzt. Schon Peter Frank, der edle, an großen und guten Reformgedanken so reiche Arzt und Menschenfreund, der eigentliche Schöpfer einer Anwendung und Handhabung der Wissenschaft und Kunst des Arztes auf das öffentliche Wesen und die allgemeine Wohlfahrt (in seinem siebenbändigen, zur Beschämung unserer Zeit noch heute nach hundert Jahren in den gerechtesten Forderungen nicht erfüllten klaren und markigen „System einer vollständigen medicinischen Polizei") klagte nicht allein über das Widerstreben des Unverstandes und der Denkträgheit gegen seine, für das allgemeine Wohl aufgestellten Forderungen, sondern fast mehr noch über den misverstandenen Begriff der Freiheit jedes einzelnen, sich zu Anordnungen der allgemeinen Wohlfahrts- und Gesundheitspflege nicht zwingen zu lassen; schon Peter Frank läßt den Einwurf nicht gelten, daß durch seine Vorschläge das Gebiet der Polizei erweitert, und die ohnehin schon genug beschnittene natürliche Freiheit des Menschen unerhört eingeschränkt werde, und meint, es

Digitized by Google

sei ihm unglaublich, wie man im gesellschaftlichen Leben die natürliche Freiheit uneingeschränkt beibehalten wolle; das hieße denn doch zu sehr à la Rousseau philosophiren; in allen Verrichtungen der „medicinischen Polizei" sehe er nichts, was der in einem gemeinen Wesen möglichen bürgerlichen Freiheit zu nahe käme. Es ist, als läse man heutigentags eine Widerlegung des ermüdenden Kampfes gegen den Impfschutz, dessen Reinigung und Sicherung durch allgemeinste Verwendung der animalen Lymphe und anderes den gegen eine der größten Wohlthaten des Menschengeschlechts anstürmenden Starrköpfen nicht genügt, oder eine Abfertigung des in der That und nachweisbar in diesem und jenem städtischen Gemeinwesen noch vorhandenen Schmuzteufels, der ein Widersacher der Städtereinigung ist.*) Friedrich Sander sagt im Geschichtsabschnitt seines Handbuches über Peter Frank's Klagen gegen den misverstandenen, das Gemeinwohl schädigenden, in nackteste selbstische Willkür verkehrten Begriff individueller Freiheit: „Hiermit trifft er den Knotenpunkt aller Schwierigkeiten, welche einer gedeihlichen Entwickelung der Hygieine heute noch entgegenstehen: Beschränkung in der persönlichen Freiheit, Beschränkung in der Benutzung des Eigenthums sind unerläßlich für das Gesammtwohl, aber unerwünscht dem einzelnen." „Was ihr wollt, das euch die Leute thun, das thut ihr ihnen!" Ob wol die Kirche, welche in ihren beiden Hauptbekenntnissen das Zeitalter so großer Naturbeherrschung durch den Menschengeist so eifrig unter die Botmäßigkeit ihrer strengen Satzungen zu bringen trachtet und auch die großen socialen Fragen am besten lösen zu können glaubt, denn nicht geneigt sein möchte, dies schönste Gebot des Heilands ihren Gläubigen zur Unterstützung der weltlichen Gebote für die Wohlfahrt des Volkes dahin auszulegen und nochmals zu gebieten: daß niemand das Recht habe, der Gesundheit des Nächsten dadurch zu schaden, daß er sich oder seine Angehörigen, oder sein Eigenthum Maßnahmen des öffentlichen Wohls entzieht, welche Entstehung oder Weiterschleppung von Krankheitsursachen, Krankheitsgift, Seuche zu ersticken bestimmt sind? Es bedürfte dazu keines Rückfalls in die seichten Predigten eines dürren Rationalismus des vorigen Jahrhunderts über allerlei gemeinnützige, dem Erwärmen und Erbauen durch den religiösen Vortrag sehr fern liegende Dinge. Die Kanzel und das Pfarrhaus haben ja namentlich im deutschen Dorfe, katholischem wie evangelischem, Geltung und Einfluß genug, um zu solchem immerhin doch auch „praktischen" Christenthum der öffentlichen Wohlfahrt zu Hülfe zu kommen;

*) Minister und Staatsvertreter (Cultusminister von Goßler und Ministerialrath Althoff) wie Abgeordnete (die trefflichen Mediciner Möller, Thilenius u. a.) haben im Reichstage und Abgeordnetenhause zu Berlin, im Interesse einer erleuchteten Staatsleitung der Wissenschaft und des Gesundheitswesens, wie zu Ehren des mit fanatischer Beschränktheit angegriffenen Aerztestandes dem, es bleibt kein anderes Wort, Unverstand, der jetzt sich durch allerlei sonstige Reaction angetrieben meint, sehr laut in sein Stierhorn zu blasen, die kühle Denkerstirn und das warme Menschenherz abwehrend entgegengetragen; dem Cultusminister von Goßler wird es unvergessen bleiben, daß und wie er, vorher von den „Dunkeln" aller Art, jedenfalls zum Theil vorschnell, als ihr Hort begrüßt, erleuchteter und maßvoller Wissenschafts- und Wohlfahrtspflege von seinem überraschend unbefangenen Standpunkt seine feine und gewandte Rede zum Schutz geboten hat.

Digitized by Google

das wäre eine sehr dankbare „Pastoralmedicin", welche auf Universitäten einst den künftigen evangelischen Seelsorgern als besonderes Colleg einer Leibsorge für plötzliche Krankheits-Nöthe und -Gefahren ihren Pfarrkindern auf einsamen, vom Arzt entfernten Dorfe, gelesen wurde*) und eben doch etwas anderes gewesen sein dürfte, als jene in Aachen 1878 und 1879 deutsch und lateinisch („quo et major ejus utilitas existeret in regionibus extra Germaniam positis, et ejusdem usus in clericorum seminariis commendari atque introduci posset") von Dr. med. Capellmann herausgegebene „Medicina pastoralis" mit ihren, die größte Hälfte des Buches einnehmenden kirchendogmatischen Kapiteln und ihrem Vorredepassus: „Endlich bedarf es wol kaum der Versicherung, daß ich beabsichtigt habe, überall mit den Lehren der römisch-katholischen Kirche in Einklang zu bleiben (profiteor, hoc unum esse concilium ac decretum, ut mea sententia sententiae Ecclesiae Roman. Cathol. in omni re et loco subjiciatur). Ich hoffe, daß ich von dieser Lehre nirgends abgewichen bin, erkläre aber überdies, daß ich alles, was etwa in diesem Buche mit der Kirchenlehre im Widerspruch stehen sollte, sofort und unbedingt zurücknehme." Solch „sacrificio dell' inteletto" eines Arztes dürfte freilich der ungeheuern Mehrzahl der „Collegen" des Standes neu sein, dem sonst der sehr leicht auszusprechende Vorwurf des „ubi tres medici, duo sunt athei" gemacht zu werden pflegte. Das protestantische deutsche Pfarrhaus mit seinem Familienleben, seiner Bedeutung für Gesellschaft und Bildung, wie mit der ganzen Stellung des Pfarramtes wäre in der „Diaspora" der Bildung und Einsicht die wahre, feste und engumgrenzte Verwaltungs- und Pflegestätte einer „Heilkunde für das Volk", eine Samariterstation in Noth und Unheil plötzlicher Lebensgefahren, eine verständnißvolle, immer bereite Hülfsinstanz für den oft weither aus der Stadt gerufenen Arzt. Es geschieht dies alles oder einiges davon wol auch in manchen oder vielen rühmlichen Fällen; warum nicht in allen oder fast allen? „Auf dem Lande" vielbeschäftigte Arzte machen da wol manche betrübende Erfahrung und begegnen oft genug statt eines kleinen „Arzneischatzes für das Haus" mit seinen wenigen, aber nothwendigen, dem Arzt und seinen ersten Anordnungen so förderlichen, sicher gehüteten Arzneimitteln, dem Kästchen mit den homöopathischen Streukügelchen (den „Nichtsen" nach des derben Bock schlagender Kennzeichnung), dem „Homöopathischen Hausarzt" oder auch dem allopathischen „Arzt als Hausfreund", oder ähnlichen Krankheitsschilderungen und Receptverzeichnissen mit ihrer ganzen erdrückenden, verwirrenden, unheilvollen Einwirkung.

Die Betheiligung der Kirche, ihrer Diener und Anstalten an Werken der Heilkunst ist auf dem Gebiet des untern Heildienstes, der Krankenpflege, eine auch dem Weltlichen zugewendete Bethätigung von um so größerer Bedeutung, je zweck-

*) Hermann Lotze, als Mediciner und Philosoph zugleich in Leipzig habilitirt und in der That „von seiten der Philosophie der Medicin einige" (unvergeßliche!) „Vortheile bereitend", hielt 1840 als erstes seiner in der Geschichte der Wissenschaft unsterblichen „Collegien" dasjenige „Ueber Pastoralmedicin" vor 39 Theologen.

Digitized by Google

gemäßer, unbefangener sie im Krankenhause wie an den weitzerstreuten Leidensbetten der Paläste, Bürgerhäuser, Bauerhütten und Armenkammern dem Arzte an die Hand geht. Heinrich Häser, der gelehrteste und gründlichste deutsche Geschichtschreiber der Heilkunde und Volkskrankheiten, hat als Sonderschrift eine „Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften" veröffentlicht (1857 zu einer greifswalder Universitätsfeier auf Anregung des streng gläubigen Königs Friedrich Wilhelm IV. verfaßt), die er selbst „Grundlinien eines Gemäldes" nennt, „das nach allen Seiten voll ist des reichsten Lebens und der reichsten Liebe". Aerztliche Erfahrungen mit christlichen Krankenpflegerschaften haben zu verschiedenen Urtheilen, oder besser wol zu einem Urtheil über Verschiedenartigkeit ihres Wesens und Wirkens geführt. Wenn Religion und Kirchenglaube bei den Gemüthern derjenigen Krankenpfleger, denen eben die Religion und ihre Bethätigung Herzenssache ist, zu wahrhaft innerlichem Leben sich gestaltet, dann wird deren Dienst zu lebensvollem freudigen Helfen für Leidende und auch für die Aerzte; Bescheidenheit und Gerechtigkeit reichen sich da oft die Hand; einem nervenerregenden Uebermaß geistlicher Einwirkungen und Uebungen wird da vom sonst achtungsvoll duldsamen Arzte wol kaum zu wehren und die Wahrheit des Satzes nicht bestritten sein, welche der Verfasser dieses einst bei seiner Doctorpromotion in der These aufgestellt hatte: „Nonnisi medico concedente sacramenta aegroto porrigenda", freilich weit abliegend von jener aachener kanonischen „Medicina pastoralis". „Das Krankenzimmer ist das Königreich des Arztes" heißt es im arabischen Sprichwort. Bei mehr äußerlichem Verhalten oberflächlicher Naturen zu dem weihevollen Beruf ist die Mitwirkung für den Arzt oft genug eine sehr äußerliche, unvollständige, ja durch Hervortreten kirchlichen Beiwerkes nichts weniger als förderliche, indem sie die dienende und untergeordnete Zurückhaltung nicht immer wahrt und für des Leidenden Seelenzustand nicht selten bedenklich wird. Bei dieser Beurtheilung ist immer ein vorurtheilsfreier, gegen jede religiöse Meinung und Empfindung duldsamer Arzt vorausgesetzt, für welchen das schöne Wort Wunderlich's („Geschichte der Medicin: Die Gestaltung der Medicin in der Gegenwart") gilt: „Transscendentale Probleme liegen jenseit der Grenze medicinischer Wissenschaft, und diese hat für jene keine Antwort und kein Urtheil. Sie hat gegen sie von ihrem Standpunkt nur das Recht und die Pflicht einer achtungsvollen, aber strengen Neutralität. Niemand mehr als der Arzt hat Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Gemüth berechtigte Bedürfnisse hat, für deren Befriedigung alles Wissen von der Natur insufficient ist, und niemand mehr als der Arzt hat die Pflicht, die Ruhe des Gemüthes und das Glück des Herzens in dem Besitze ideeller Güter als ein Heiligthum zu achten.... Die Naturlehre hat sich zu bescheiden mit dem Stücke Wahrheit, das in den Erscheinungen liegt, und dieses Stück ist kein kleines." Virchow aber, wegen seines „Unglaubens" von Zeloten und Hofpredigern so übel beleumdet und ihnen, wenn er von vornehmer Geisteshöhe die Kapuzinaden gegen einen der erlauchtesten Naturforscher und Akademiker (Du Bois-Reymond) mit durchgreifender Entschiedenheit zurückweist, so unbequem wie manchen höhern Staatsbeamten, wenn er den Weltnamen Alexander von Humboldt's auch noch mit den Ehren

Digitized by Google

eines „freisinnigen Bürgers" schmückt — Virchow, zahllosen alleinseligmachenden Theologen ein leuchtendes, vielleicht eben zu blendendes Beispiel gleich hohen Stolzes, wie maßvollster Bescheidenheit in tiefstem Wissen und Erkennen, hat durch seine scharfen und feinen Aussprüche über „Empirie und Transscendenz" die Gebiete und Berechtigung von Wissenschaft und Glauben so klar und kühl geschieden, daß er die Stellung des ärztlichen Wissens und Wirkens ein für allemal vor zelotischer Intoleranz hätte schützen, im gleichen Sinne edler achtungsvoller Neutralität vor plumpem Bekehrungseifer wahren können, wie Wunderlich — wenn nicht beider führenden Geister und anderer gleichstrebender Aerzte und Naturforscher Bemühungen für priesterliche Selbstgenügsamkeit und Herrschbegierde verloren wären. „Die herbe Frucht versäumter Arbeitszeiten, Unwissenheit, der nie das Dunkel schwand" — ihr würde, ehe sie Ketzergerichte über die treuesten und berufensten Forscher zu halten sich vermißt, an tausend ähnlichen Beispielen wie die erwähnten, an Beispielen gleich stolzer wie ergebener Bescheidung die eigene verdammende Vermessenheit zum Bewußtsein kommen; es würde ihr an dem leider auch zu früh vor wenig Jahren dahingeschiedenen großen und bahnbrechenden Irren- und Nervenarzt Griesinger zu zeigen sein, wie ein bis in alle Fasern theologischer Ueberhebung abgeneigter, freisinniger Gelehrter und Arzt in seiner Psychiatrie „plattem und seichtem Materialismus", den „Pietisten (!) und Fanatikern des Materialismus" mit der Schärfe und Bescheidenheit physio-psychologischen Forschens entgegentritt, freilich ohne jeden einseitig betonten kirchlichen Standpunkt; wie dieser Arzt den unglücklichen Geisteskranken durch seine energische Forderung des englischen humanen „No restraint!" auch in deutschen Irrenhäusern endlich eine volle und ganze Pflege nach den Geboten der Menschenliebe verschafft hat, wie er damit voranging, die armen Irren nicht rauh zu zwingen, sondern schonend zu leiten und dadurch ein „Gotteswerk" für Gottes „Ebenbild" vollbrachte, das der Synodaleifer sich zum Muster nehmen könnte. Hierbei möge mit Bezug auf volksbelehrend ärztliche Bemühungen erwähnt sein, daß Griesinger, der mitführende, und die Heilkunde mit ihm und Roser physiologisch reinigende Reformgenosse und nahe Freund Wunderlich's nahe daran war, mit seiner fast Goethe'schen Feder eine populäre Medicin für eine „Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" in Stuttgart zu schreiben, die vor einigen Jahrzehnten treffliche, heute noch mustergültige Lehrschriften zur allgemeinen Bildung brachte, an deren Bereicherung er nur durch einen glänzenden Ruf in das Ausland verhindert wurde. Krankenpflege und unmittelbarster Krankendienst mit allen seinen Beschwerden, Entbehrungen und Widrigkeiten sind oder sollen sein ein wahres Diakonat der Humanität, gleichviel ob kirchlicher oder weltlicher Genossenschaft entstammend, ob in religiöse Orden oder weltliche Pflegerschaften eingereiht. Letztere freilich sind noch nicht so wohlgegliedert und zahlreich vorhanden, wie jene; das Fernhalten der lediglich geschäftsmäßigen Erwerbselemente aus ihnen kann nur dann gelingen, wenn man dabei aus großem Mittelpunkt heraus, wie aus der Gesellschaft des „Rothen Kreuzes", schaffend, ordnend, leitend, gewährleitend verfahren würde. Bis

Digitized by Google

dahin ist die in den kirchlichen Pflegerschaften liegende Verbürgung uneigennütziger, fest gegliederter Dienstleistung die nächstliegende und willkommenste. Die deutsche Krankenpflege wird noch manche neue Gewöhnung sich aneignen müssen, ehe sie eine Erscheinung hervorbringt wie Miß Florence Nightingale, das Urbild einer tapfern, klar verständigen, vorurtheilslosen Krankenpflegerin, welchem allerdings schon eine deutsche Frau, Marie Simon, die leider längst ihrem edeln Werk und ihrer schönen Gründung der „Deutschen Heilstätte" auf hohem sonnigen Elbufer bei Dresden entrissen wurde, redlich mit Herz und Hand, mit Wort und That nachgeeifert hat.

Digitized by Google

Sicilische Skizzen.

Von

August Schneegans.

III. Palermo und die westlichen Trümmerfelder Siciliens.

Wer Sicilien nur im Fluge durchreist, kann sich kaum ein annähernd vollständiges Bild von diesem wunderbaren Mikrokosmus vergangener Civilisationen machen. Jeder Landstrich hat hier seinen besondern Charakter, jede Provinz ihre besondere Geschichte; ein anderes bewundert man im Osten und im Westen, im Norden und im Süden des trinacrischen Eilandes. An der nach Griechenland zugekehrten Küste umweht uns hellenische Luft; im Westen tritt der düstere, afrikanische Zerstörungsgeist Karthagos weiter in den Vordergrund, und zu ihm gesellt sich, mit wohlthätig linderndem und erhebendem Eindruck, die große, normännische Vergangenheit, die in Palermos Kirchen und Palästen uns so herrlich entgegenstrahlt. In Palermo und in einigen wenigen Küstenstädten im Norden, ganz besonders in Cefalù, hat sich die normännische Periode verkörpert, und so gewaltig wirkt heute noch die Macht jener Hohenstaufen'schen Zeiten, daß Palermo selbst die griechischen Erinnerungen des Westens erdrückt, und daß vor dem Glanze der Capella Palatina und des Doms von Monreale die Trümmerfelder von Segesta, von Solunto und von Selinunt wie unter einem nur halb gelüfteten Schleier zu liegen scheinen, verlassener und vergessener noch als ihre Schwesterruinen in Girgenti und Syrakus. Fast möchte dem nach Ursache und Grund der geschichtlichen, oft so unerklärlich ungerechten Geschicke der Länder und Völker forschenden Denker die Frage sich aufdrängen, ob der unselige Fluch, der allüberall die karthagischen Eroberungen und Zerstörungen begleitet, heute noch auf jenen Landstrichen ruht, die unter den Schlägen der Punier am meisten zu leiden hatten? Segesta, die erste sicilische Stadt, die den afrikanischen Erbfeind gegen die Hellenen zur Hülfe rief und die demselben die Hand reichte zur Vergewaltigung der griechischen Cultur, schlummert in trauriger Bergesöde weitab von der Reisenden Wege, in einer trostlosen Einsamkeit; und Selinunt, das am ersten unter Karthagos furchtbaren Schlägen in den Staub sank, wie noch viel weiter entlegen, in der brennenden Sahara des sciroccoumwehten südlichen Strandes, liegt es dort in seinem ungeheuern Ruinengrabe! Und wer sucht noch die andern Trümmerstätten auf, welche die Schicksalswogen am westlichen Strande unter Sand und Meer vergruben,

Digitized by Google

die alten Emporien der Karthager bei Lylibaeum, und dich, strahlendes Heiligthum der alles bezwingenden Aphrodite, du bis auf die letzten Reste verwüsteter und vergessener Tempel der Venus Erycina? Gewaltiger war freilich der Einfluß, den die östliche, große Trümmerstadt Syrakus auf die Geschicke der damaligen Welt ausübte, und gewaltiger sind auch die Eindrücke, die uns dort überfallen; aber zu unerbittlich und zu grausam nennen wir das Schicksal, das sich auf diese Städte herniedergesenkt und dieselben in jene leere Vergessenheit und Verbannung verlegt, wo sie, selbst dem tröstenden Mitleid der Nachwelt entzogen, ihren ewigen, von keinem Erinnerungstraum durchschimmerten Todesschlaf hinschlummern.

Von Girgenti durchschneidet die Eisenbahn die Insel in fast gerader nördlicher Richtung, um, von den hohen, leichtgewellten, innern Gefilden, bei Termini Imerese, einem nach der Zerstörung Himeras von den Karthagern gegründeten Emporium, zum Tyrrhenischen Meer hinunterzusteigen und sich links abbiegend, an der Küste hin, nach Palermo zu wenden. Der Anblick, der sich dem Reisenden im Innern Siciliens darbietet, wechselt je nach der Jahreszeit; im Sommer gähnt hier die ödeste Wüstenei, sonnenverbrannt, wasserlos, verdorrt; im Winter und Frühling lacht das üppigste, saatengekrönte Ackerland, rauschen Bäche in den kühlen Thalgründen, blüht und grünt es überall, und ziehen balsamische Thymiandüfte von den scharfgezeichneten, aus dem weiten Hochplateau emporragenden Bergeskuppen herunter. Wie ein massiver Thurm, mit seinen fast senkrecht abfallenden Steinwänden, erhebt sich vor uns der Camarata, der schon in der Umgegend von Grotte, in dem Mittelpunkte des Schwefelreiches, unser Auge auf sich zog, und dessen regelmäßige Formen so seltsam von denjenigen der andern Berge abstechen, als wollte er, wie ein ungeheuerer Grenzstein, die beiden Gebiete und Gebirgsformationen trennen, in welche diese Insel zerfällt; denn bald treten wir ein in eine Gegend, wo die Höhen sich in anderer Profilirung zeigen als bis jetzt; die zackigen, phantastisch steigenden und fallenden Klippen des pelorischen Bergstammes an der Meerenge von Messina, wie verwandeln sie sich hier im Westen zu einer weit schönern, edlern Formvollendung! Auf breiter Basis ruht majestätisch der Felsenbau dieser westlichen Berge, deren Typus in dem Monte-Pellegrino, bei Palermo, seinen idealsten Ausdruck gefunden hat. Es legt sich eine, bis dahin nicht gekannte Ruhe über das Antlitz dieses Landes; es überfällt uns ein Gefühl, als träten wir aus dem Reiche einer capriciösen Romantik in dasjenige einer zur Vollendung gelangten classischen Reinheit. In den ersten Tagen des Frühlings war es, als ich zum ersten mal diese Gefilde durchzog; wie ein Garten dehnten sich weit und breit die Hügel, die sanft gesenkten Thäler; Blumen lachten überall; und wie lieblich klang an unser Ohr das Rauschen der Bäche, das Sprudeln der Brunnen inmitten des saftigen Grüns der blütenbeladenen Bäume!

Aquaviva heißt ein Städtchen, bei dessen in dichtem Buschwerk versteckter Station der Zug hält; mit welch erlabender Frische spielt sich dieser Name in unser Gehör, die wir jahrelang in dieser sonnendurchtränkten Insel nach unsern nordischen Quellen und Bächen und schäumenden Wasserfällen lechzten! Aquaviva, sei uns gegrüßt, wie ein glückbringendes Omen, beim Eintritt in das westliche Eilandsparadies;

Digitized by Google

und Nomen sei Omen! Näher zieht's dem Meere zu; rascher läuft der Zug bergab; in der blauen Mondesnacht blinkt es plötzlich silbern durch die Bäume und ein langsam dumpfes Rauschen dringt an unser Ohr wie ein schweres Athemholen: und nun öffnet sich der Horizont, und im weißen, hellen Mondlicht badend liegt die offene See vor uns, und dort, wo die Berge in weiterm Bogen zurücktreten und ein schwarzes, lichterdurchschimmertes, kuppeldurchsäetes Häusergewirr die breite Thalöffnung erfüllt, dort liegt Palermo — Palermo, La Felice! Palermo, dessen Name mit so seltsam märchenhaftem Klang um unser Ohr spielt, Palermo, die Sarazenen- und Normannenstadt, halb Abendland noch, halb Morgenland schon, die Wiege und das Grab des größten der Hohenstaufen, die Stätte der höchsten ritterlichen Cultur und die Stadt der blutigen Vespern, das Heim der schönsten Frauen und der Hort der grausigsten Empörungen, ein glänzender Goldstern in Italiens Krone, aber mit wie blutig düsterer Färbung umschattet! La Felice, die Glückliche: wahrlich kein anderer Name paßte besser als dieser auf diese herrliche Stadt, und ein herrlicheres Bild bietet uns der ganze Süden nicht, bietet uns nicht einmal das einzige Neapel, als dieses, das uns hier entgegenstrahlt, wenn der Vollmond auf den Kuppeln der Kirchen, auf den Zinnen der Paläste leuchtet, der Monte-Pellegrino sich schwarz von dem sternenbesäeten Himmel abhebt und linde, orangenduftgeschwängerte Lüfte den fremden, in diese Zauberstadt eintretenden Wanderer wie in eine sinnenberauschende Atmosphäre von orientalischen Wohlgerüchen einhüllen. Der Orient? Allüberall kehrt das Gefühl und die Stimmung des Orients wieder und klopft an Herz und Sinne bei uns an, und unwillkürlich, bei meiner Einfahrt in diese mondbeglänzte Stadt, mußte ich an Tausendundeine Nacht denken, wo Kaufleute oder verkleidete Prinzen ihren nächtlichen Einzug halten in eine unbekannte Märchenstadt, mit schimmernden Kuppeln am schimmernden Meere.

Der Fremde, der zum ersten mal den Westen Siciliens betritt, vermag der großen und berechtigten Anziehungskraft, die Palermo auf ihn ausübt, nicht zu widerstehen; er versucht es nicht, sich derselben zu widersetzen; er überläßt sich ihr mit einer Art von Wollust, und von dem Dome zur Capella Palatina, von der Zisa nach Monreale, vom Monte-Pellegrino nach der Villa Tasca zieht er in nicht endender Bewunderung. Er folgt einem naturgemäßen Gebote, und doch, wer Sicilien in richtiger Weise und in kunstgerechter Steigerung genießen will, der muß es über sich gewinnen, Palermo bis zum Ende aufzubewahren, und, bevor er die herrlichen Denkmäler der Normannenzeit betritt, nach Solunto, nach Segesta, nach Selinunt, nach den verlorenen Ruinenstädten der Westküste zu wandern. Nur so erhält er ein klares und volles Bild; nur so verleiht er seinen sicilischen Eindrücken die Abrundung, ohne welche die künstlerische Zufriedenheit nicht mehr besteht. Und so lassen wir denn bis auf weiteres Palermo, die glückliche Stadt, im Dufte der Orangenblüten von morgenländischen Märchen träumen und suchen die Stätten auf, wo die griechische und phönizische Vergangenheit unter tausendjährigem Schutt heraufblickt zu uns, und von wo aus die emsige Arbeit der vaterländischen Forschung alte Götterbilder, zerborstene Altäre und sonderbare Sculpturen in das palermitanische Museum überführt.

Digitized by Google

Heiß brannte schon die Sonne, als wir uns, im geräumigen Wagen und mit Proviant versehen, als gälte es in ein unwirthliches Urgebirge zu wandern, auf den Weg machten, um die phönizische Stadt Solunto, auf dem östlichen meerumschlingenden Vorgebirge von Zaffarano, zu besuchen. Die Straße läuft am Meeresstrande hin, meilenlang, zwischen staubigen Cactushecken, gerade auf das Vorgebirge los, das, abgelöst von der großen Bergeskette, inselartig ins Meer hinausragt. Nun biegt der Weg in das Städtchen Bagharia ein, ein langer, schmaler Häuserstreifen, sonnendurchglüht, mit weißblendenden Mauern; und bald hält der Wagen bei einer Pforte, die sich, inmitten von unabsehbaren Olivenwäldchen, in einer Mauer öffnet; wir sind am Eingange des Geheges angekommen, in das die Antiquare des modernen Sicilien die Trümmer der alten Phönizierstadt eingezäunt haben. O ihr todten phönizischen Götter, was würdet ihr wol denken in euerm steinernen Götzenhirn, wenn ihr sehen könntet, wie die Fremdlinge, die verachteten und verhaßten, die euere Priester mit so ausgesuchtem Eifer zum Opfer auswählten, jetzt so mitleidsvoll über den Ruinen euerer Tempel herumklettern, und wenn ihr hören müßtet, wie sie von euch und von den Euern sprechen, die hochmüthigen, alles betastenden, alles erklärenden Menschen, die wie ein Heer von Maulwürfen in den Trümmern der alten Städte hausen. Sogar dieser wackere Unteroffizier, den die Regierung zum Custoden der Phönizierstadt ernannt hat, und der es doch unter Hamilkar oder Hannibal kaum zum Anführer einer Rotte Numidienreiter gebracht hätte, bewegt sich zwischen den alten Tempeln und Palästen wie einer, der sich weit erhaben dünkt über alles, was mit dieser untergegangenen Cultur zusammenhängt; mit einem ganz besondern, mitleidsvollen Ausdruck zeigt er von dem Berge, den wir langsam erklimmen, hinunter auf das kleine Fischerdorf, das dort in der Sonne liegt und das allein noch den Namen des alten, mächtigen Solunt trägt; aber mit wie seltsam veränderter Silbenbetonung, nicht mehr Solúnt, sondern Sôlanto! „Ein Fischernest", fügt er verächtlich die Achseln zuckend hinzu, „und hier unten, ein anderes Nest, Porticello, der einstige Hafen der Phönizierstadt; ist ja kaum Platz drin für ein paar Barken!" Wir klettern inzwischen den steilen Berg hinan; branntest du damals schon so glühend auf die Karthagerschädel, Sonne Homer's, oder fühlten sie deine sengenden Pfeile weniger als wir, die burnusbedeckten Söhne der Wüste? Wie mochte es wol damals wimmeln hier oben und dort unten, von schreienden und feilschenden Semitenkaufleuten! Eine Factorei für die Semitenländer war Solunt, wie Panormo, wie die andern Hafenplätze der Westküste; was scherte die Phönizier und Karthager der politische Zustand der umliegenden Gebiete? Sie ließen die Eingeborenen schalten und walten, und machten Geschäfte; wie die Engländer heute, so beschränkten sie sich darauf, die wichtigsten Ausfuhrspunkte zu besetzen, überall Stationen zu haben; was hätte es ihnen genützt Reiche zu gründen und Ruhm zu gewinnen? Auf anderm Gebiet lag der Gewinn, nach dem sie trachteten. Hoch oben, wie dies semitische Sitte war, auf dem Scheitel des Berges, erhob sich ihre Stadt; schon treten wir ein in das Ruinengebiet; eine breite gepflasterte Straße zieht sich jäh in die Höhe; Häuser stoßen daran, eng, zusammengedrückt, wie es einer Stadt von Kaufleuten geziemt, die noch nicht daran denken, Paläste zu erbauen, sondern

Digitized by Google

zunächst den mühsam errungenen Gewinst einheimsen und in ihren, in kleinen Häusern verborgenen Koffern unterbringen. Die Bürger von Solunt stelle ich mir vor wie eine Gesellschaft von unansehnlichen Krämerleuten, denen mehr Geld durch die Finger läuft als manchen großmächtigen Handelshäusern, die sich aber ducken und verstecken, daß ja der Nachbar nichts davon erfahre, und die höchstens in tiefer Nacht, beim Flackern einer Oellampe, mit freudefunkelndem Auge ihre Reichthümer zählen, dort hinten in jenem verborgenen Stübchen, im hintersten Winkel des engen Häuschens. Ein sicilisches Pompeji könnte man Solunt nennen, nur kleiner und unvollkommener erhalten; denn hoch ragen die Mauern nicht mehr über die Erdoberfläche, und schlimm haben hier die zerstörenden Menschen gehaust. Tempel, Säulen, Altäre, auch ein großes Zeusbild und mannichfache Terracotten wurden in den Trümmerschichten gefunden; und wol ist die Ausbeute noch reich, die hier begraben liegt und allmählich zu Tage gefördert wird; nicht aus phönizischer Zeit aber stammen diese Bilder und Säulen; schon hatte die römische Cultur die frühere semitische ersetzt, als diese Tempel erbaut wurden, und Rom allein ist in diesen soluntischen Alterthümern vertreten. Straße reiht sich an Straße; Haus an Haus; Wasserrinnen ziehen sich, tief in den Steinen gehauen, hinter den Häusern herum; es war ein vorsichtiges Völkchen, das hier oben wohnte; diese Leute kannten wol schon Sicilien und dessen Winterregengüsse, da sie mit so sorgfältiger Anordnung den Plan ihres Städtchens anlegten, um die Wasser so schnell als möglich über den Bergesabhang hinunterschießen zu lassen.

Neben den Trümmern eines Zeustempels hat die vorsichtige Fürsorge der Alterthümerverwaltung eine Hütte errichtet; wie kühl und erfrischend ladet der Schatten zur Ruhe und zum ländlichen Mahle! Und wahrlich, von nöthen sind Schatten und Ruhe nach diesem markvertrocknenden Umherwandern in sengender Phöniziersonne! Einer aber von uns allen — darf ich ihn nennen? Kein anderer war es als mein verehrter Freund Professor Kiepert, mit dem mich das gütige Schicksal im Museum von Palermo zusammengeführt hatte — er allein, obwol der älteste unter uns, wollte von Ruhe und Schatten nichts wissen, bevor er bis zum letzten Tropfen den Becher unserer Alterthums- und Länderforschung geleert; und während wir schon die müden Glieder hinreckten in der wohlthuenden Kühle, warf er noch mit rascher Hand und raschen Strichen das Profil der Berge, die Höhen und Senkungen, die Städte und Städtchen auf seine Papierrollen, eine Rundschau im Nu skizzirend, zur Erinnerung an die Phönizierstadt und zur Belehrung auch für die länderforschenden Gelehrten Deutschlands.

Und wieder mußten wir heraus aus dem kühlen Schatten und die brennenden Steinstraßen hinunterklettern, und zwischen den weißgetünchten Mauern von Bagheria zurückfahren auf der staubigen Landstraße. Aus dem Meere der grünen Orangengärten tauchten Villen auf, von luftigen Balkonen und Terrassen umgeben, auf denen, im Schatten der rococoverzierten Façaden, schöne Frauen und Priester in langem, wallendem Talar langsam spazierten. Dort liegt auch jener Fratzenpalast, von dessen Geschmacklosigkeiten Goethe nicht müde wird zu erzählen, ein sonderbarer Bau fürwahr, mit seinen in Stein gehauenen, wie etwas Ernsthaftes behandelten Menschen- und Thiercaricaturen, mit seinen Spiegel-

Digitized by Google

decken, römischen Kaiser- und Philosophenbüsten, und mit seinem widerlichen Schnörkelwesen und abstoßenden Haschen nach Originalität. Durch die hohen Fenster dieser Grimassenvilla fallen unsere Blicke zurück auf die kahlen Berge von Solunto; die Säulen des Jupitertempels ragen einsam in den blauen Himmel, und leise klopft ein neckender Gedanke an mein Gemüth: Was würden wol unsere Urenkel von uns denken, wenn das blinde Schicksal es fügte, daß diese Villa allein einmal unter dem Schutt der Jahrhunderte wieder ausgegraben würde, und welche seltsamen Schlüsse würden wol die Gelehrten der Zukunft aus dieser Pulcinellaruine auf unsere Cultur und auf unsere Kunst ziehen? Und wer weiß, ob wir nicht auch in dem Urtheil, das wir uns aus der Betrachtung der Trümmer der Vorzeit, über jene Zeiten und jene Menschen bilden, wer weiß, ob wir nicht auch im kleinen und vielleicht im großen solchen oder ähnlichen Schicksalszufällen zum Spielball dienen? Und wer weiß, wie oft es nicht schon geschehen sein mag, daß unsere gelehrten Alterthumsforscher in gewissenhaftester Weise sich abgemüht, eine solche Caricatur wie eine ernste, für die Weltgeschichte hochwichtige Sache zu behandeln! Lassen wir aber diese Gedanken! Wer sie verfolgen wollte, dem verginge alle Lust zur weitern Arbeit, denn es verginge ihm der freudige Glaube, ohne welchen nichts zu erstreben ist.

Von Solunt nach Segesta ist eine weite Fahrt. Ein Glück, daß die Eisenbahn eröffnet ist; sie fährt stundenlang an der prachtvollen, form- und farbenreichen Nordküste hin, von Vorgebirge zu Vorgebirge, von Meerbusen zu Meerbusen; Städtchen, von denen die Geschichte als von wichtigen Seehäfen erzählt, winken von halber Hügelhöhe herunter; auf dieser Seite erhebt sich Sicilien langsam, aber ohne Unterlaß aus dem Meere, und verändert in stetigem Wachsen seine Küstenprofilirung. Bei Castellamare verlassen wir das Meer, und durch ein weites Hügelland geht es nach Süden, an rauschenden Bächen vorbei, zwischen unendlich sich hinziehenden Weinbergen. Ein feuriger Wein wird hier gewonnen und in zweckmäßiger Weise verarbeitet; in ungeheuern Massen werden die Trauben nach Marsala und nach Zucco geführt, wo die bedeutenden gleichnamigen Weinstationen liegen, letztere bekanntlich dem Herzog von Aumale angehörend. Wer im Frühling diese Landstrecke bereist, der muß staunen über diesen Reichthum, über die Fülle dieses Wachsthums, über die unvergleichliche Lieblichkeit dieser Natur; zum Idyll ist diese Landschaft wie geschaffen, und an alles andere denkt man hier eher, als an blutige Kriege und große Welthändel! Und doch, wie oft wurde dies schöne Land von mörderischen Kämpfen heimgesucht, und wie oft, und bis in die neuesten Zeiten herunter haben sich hier die Schicksale großer Reiche entschieden! Hier war es, bei Segesta, das noch hinter den Bergen versteckt liegt, wo die unselige Eifersucht von Stadt gegen Stadt den Karthagern die sicilische Insel eröffnete; von den Segestanern wurden sie herübergerufen, zur Bekämpfung der siegreichen Syrakusaner und des mit denselben verbündeten Selinunt; und wie hauste von diesem verhängnißvollen Tage an die Kriegsfurie auf der unglückseligen Insel! Und wieder auf der Westküste Siciliens war es, wo die ersten entscheidenden Schlachten der Punischen Kriege geschlagen wurden; und noch ist kein halbes Jahrhundert verflossen, so war es wieder hier, wo Garibaldi mit seinen Tausenden

Digitized by Google

den Krieg gegen das Königreich von Neapel begann, und das erste Treffen, das er den Königlichen lieferte, wurde dort, bei Calatafimi, in der nächsten Nähe von Segesta, geliefert! Hoch oben auf steilem Berge, zwei Stunden noch abwegs von der Eisenbahn, erhebt sich das Städtchen Calatafimi, ein Felsennest sondergleichen, von einem alten Sarazenencastell überragt, und von Calatafimi geht es weiter und immer weiter, bergab, bergauf, durch enge Thäler in eine weite, weite Bergeseinsamkeit; und siehe, nun wendet sich der Weg, und plötzlich, hoch oben, über einer steilen Felswand, zwischen zwei Felskegeln wie in einer Bergeslücke, steht ein Tempel, ein griechischer Tempel, durch dessen Säulenhallen der blaue Himmel lächelt, und gebannt bleibst du stehen von diesem gewaltig ergreifenden Anblick! Seltsam ergreifend fürwahr wirkt der Contrast dieser öden, traurigen Felsenumgebung und jenes mitten drin so lieblich, so schön und wieder so unendlich melancholisch, wie vergessen und verloren liegenden Tempelbaues! Und dies ist alles was übrigbleibt von dem mächtigen Segesta! Dieser Tempel und ein paar Steine auf der gegenüberliegenden Höhe! Hinter den Windungen der Wege ist der Tempel wieder verschwunden; wie eine Trauererscheinung flog es vorüber an unserm Auge, dieses jähe Aufblitzen der alten griechischen Zeiten, und immer öder wird das enge Thal, immer schweigender die leere Bergeseinsamkeit! Der Wagen hält bei einer baumüberschatteten steinernen Brücke; eine Wiese dehnt sich links bis zum Fuße eines steilen Berges; ein Pfad schlängelt sich durch das üppige Grün; dort, weiter in jener Senkung der Wiese, glitzert und rauscht es, und kühler scheint der Wind durch die losen Blätter der italienischen Pappeln zu lispeln; ein Bach fließt dort, ein Fluß, berichtigen uns die Führer; der Fiume caldo heißt er jetzt; Skamander aber hieß er früher, in trojanischer Erinnerung, bei diesem von Troja sich abstammenden Volke, und als Skamander begrüßen wir dich, und aus dem Skamander schöpfen wir Wasser in der hohlen Hand, und weihen die ersten Tropfen den unsterblichen Göttern! Den griechischen Göttern aber seien sie geweiht, denen hier in spätern Zeiten dieser Tempel gewidmet wurde, die wir kennen und lieben, und deren Namen wie ein lächelndes Leuchten auf die ganze alte Welt hingießen; nicht aber den alten Gottheiten, die vor ihnen hier oben verehrt wurden, bevor die Griechen das elmyische Urvolk in sich aufgehen ließen! Denn Griechen waren ja die Segestaner nicht, und mit Lybien, mit Karthago und Phönizien fühlten sie sich stammesverwandt, und wenn sie Karthago zur Hülfe riefen, so waren es Vettern, die sich an die Vettern wandten; und es soll die Entschuldigung nicht verschwiegen bleiben, wo die Schuld eine so große ist, wo die Sühne eine so furchtbare war.

Ein Fluch scheint sich auf Segesta gelegt zu haben seit dem unglückseligen Tage, an dem es den karthagischen Feldherren die Thore Siciliens erschloß; wohl brachen die Punier die Kraft der griechischen Städte; wol fiel Selinunt und fiel Akragas, aber wie viel schauerlicher noch war das Ende von Segesta, als Agathokles, nach seiner Rückkehr von dem verunglückten Kriegszug gegen Karthago, in diese Stadt einzog, von den Einwohnern verlangte, sie sollten ihm den größten Theil ihrer Habe ausliefern, und als dieselben sich erdreisteten, die Zumuthung sonderbar zu finden, ein Blutbad unter ihnen anrichten ließ, wie ein gräßlicheres, sogar in dieser an Gräßlichkeit alles überbietenden Geschichte der Städtezerstörung in

Digitized by Google

Sicilien nicht vorkommt. Alles wurde niedergemacht; Kinder und Jungfrauen wurden als Sklaven verkauft; die Grausamkeit, mit der Agathokles diese Stadt züchtigte, war eine solche, daß uns beim Lesen dieser entsetzlichen Schilderungen ein Schauer erfaßt: die Männer wurden in eherne Gefäße gesteckt und lebendigen Leibes geröstet, wobei der Tyrann noch die besondere Vorsicht gebraucht hatte, die Gefäße oben offen zu halten, damit er sich an dem Anblick der Qualen seiner Opfer weiden konnte; den Frauen der reichen segestaner Familien wurden die Brüste abgeschnitten und die Knöchel mit Zangen zerquetscht; die ganze Einwohnerschaft wurde getödtet oder verkauft; die Stadt wurde ihres Namens beraubt, Dikaiopolis genannt und dem hergelaufenen, raublustigen Gesindel überliefert. So fiel Segesta; nicht im heldenmüthigen Kampfe wie Selinunt, oder wie Syrakus, nein! unter dem heimtückischen, meuchelmörderischen Ueberfall eines geschlagenen Feldherrn, dem es seine Thore geöffnet hatte, und der an den frühern Bundesgenossen der Karthager Rache nahm für die ihm von den Karthagern selbst angethane Schmach. Es mag in Agathokles' Seele, als er das entsetzliche Urtheil über Segesta aussprach, die Erinnerung an jene erste Bundesgenossenschaft wieder in hellen Flammen aufgeleuchtet haben, und wie eine griechische Vergeltung tritt Segesta's Zerstörung vor unser Auge. Schrecklich aber war diese Vergeltung, und niemals mehr erholte sich die Stadt von dem ihr versetzten Schlage. Aus dem stolzen Segesta wurde im spätern römischen Volksmunde Egesta, die Arme; leer und öde liegt die Stätte, wo früher Tempel und Paläste sich erhoben; Distelfelder bedecken den Berg, an welchem der Reisende hinanklimmt, bis zu dem ärmlichen Custodenhause, von wo er am entgegengesetzten Abhang den einsamen Tempel wieder erblickt, traurig still in unendlicher Verlassenheit. Heute hat sich der Schutt der Jahrhunderte um den Fuß der Säulen gelagert; eiserne Klammern stützen das von Sturm und Wetter und Sonne bedrohte Heiligthum; dichtes Gras wuchert ringsumher; kein Ton unterbricht die weite Stille, als das Rascheln der Windstöße in den hohen Distelkronen, und so schaut der verlassene Tempel hinaus über Hügel und Thäler, dorthin, nach den südlichen Bergen, wo die Ruinenfelder von Selinunt in der afrikanischen Sonne glühen, und wie eine letzte Sühne des Schicksals erscheint es, daß das einzige, was von Segesta übrigbleibt, dorthin schauen muß, nach der großen Stadt, die Segestas größtes Opfer war.

Nichts steht mehr dort in dem unglückseligen Schutthaufen, der einstmal Selinunt hieß; eine Verwüstung, ein wild übereinandergeworfenes Durcheinander von Säulenstummeln, von Capitälen, von Quadern, von Mauern bedeckt weit und breit die leicht gewellten Hügel, ein Meer von Steinen, wie man es nirgends wieder findet, der grausigste Triumph der Zerstörung! Die Menschen sind es nicht, die dieses Werk vollbrachten! Was die Karthager begonnen, das hat in weit spätern Zeiten die Natur selber vollendet! Nein, nicht des Menschen Hand vermag die Tempel in dieser Weise an den Boden hinzustreuen: anders lägen die Säulen, anders die Mauern; hier zuckte einmal die alte Mutter Erde in gewaltigem Ruck und rüttelte von unten herauf an den schon halb verfallenen Heiligthümern; damals war es, wo auch in Selinunts Schwesterstadt, in Akragas, die herrlichen Tempel in Trümmer zusammenfielen; und wer verbietet uns zu glauben, daß dies

Digitized by Google

Zerstörungswerk zur selben Zeit vor sich ging, als auch in Olympia in den Jahren 522 und 551 n. Chr. die altgriechischen Bauwerke von gewaltigen Erdbeben zur Erde geschleudert wurden?

Eine unsagbare Trauer erfüllt unser Herz, wenn wir von Castelvetrano aus in früher Morgenstunde hinüberreiten zur Stätte, wo Selinunt einst so herrlich blühte. Wie ein ungeheueres Lavafeld von Trümmerschichten liegt es dort auf den Hügeln herum, ein europäisches Babylon. Die Sonne brennt gewaltig, von dem glitzernden afrikanischen Meeresspiegel blendend zurückgeworfen; ein heißer Athem zieht, langsam zuerst, dann in immer stärkerm Schnaufen von dem Süden herauf; ungeheuere Staubwolken wirbeln zum Himmel; in fahlem, gelbem Glanz glüht die Sonnenscheibe. Der Scirocco ist's, der von Karthago herüberzieht; ächzend knarren die alten Oelbäume und schütteln wie jammernd ihre Aeste; und wahrlich, dies ist die wahre Beleuchtung, unter welcher diese Ruinenstadt beschaut werden muß; und um dies Bild zur völligen Geltung gelangen zu lassen, muß der Sciroccosturm über die zertrümmerten Tempel wüthen, und ist es uns auch nicht vergönnt, bei dieser Entfesselung der Elemente in archäologischer Gewissenhaftigkeit die Lage der damaligen Baulichkeiten zu untersuchen, den Plan der ehemaligen Großstadt wiederherzustellen, den Ruinengruppen ihre Namen und Bedeutung aufzulegen, — großartiger und ergreifender ist das Schauspiel, das uns jetzt das todte Selinunt bietet, und gewaltiger der Eindruck, den wir im Rasen des unbändigen Sciroccosturmes in unsere Seele aufnehmen! So raste die wild entfesselte Wuth der Menschen um diese Mauern in jenen Unglücksnächten, als die Punier, von Segesta gerufen, ihre hölzernen Thürme gegen Selinunt auffahren ließen, als mit furchtbarem Anprall die Widder gegen die Mauern krachten, als die wackern Männer und Frauen dort drinnen Steine und brennendes Pech und siedendes Oel auf die afrikanischen Krieger schleuderten, als von Straße zu Straße, von Haus zu Haus der Verzweiflungskampf wüthete; — und wo stand wol die hohe Warte, auf deren Zinnen die Wächter und die Alten der Stadt mit hülfesuchendem Blick nach Osten hinschauten, ob es denn nicht bald helmblinkend und mit dumpfem Schlachtgeschrei über die weiten Gefilde herkäme, von Akragas, von Syrakus, von allen Bruderstädten, zur Hülfe der in Schrecken und Jammer gegen den Tod ringenden Stadt? Aber nichts erschien auf dem weiten, leeren Horizont, kein Lanzenglänzen, kein befreiendes Feldgeschrei; und über die Schwelle der Citadelle flutete das unbändige, siegesberauschte Punierheer; und mit den Flammen der brennenden Tempel erhob sich zum unerbittlichen Himmel der Jammer der sterbenden Weiber und Kinder und der letzte Verzweiflungsschrei der in ohnmächtiger Wuth in den Tod sich stürzenden Männer! Nein, nicht im milden Lichte einer lächelnden Frühlingssonne will ich die Trümmer dieser Heldenstadt betrachten; und dich begrüße ich, sausender Scirocco, der du diesem Bild seine richtige Färbung verleihst, in sturmgepeitschten Staubwolken, im Heulen der Wüstenwinde, im fahlglühenden Glanz der Unheil verheißenden Sonne. Und wie rasch aufschießende, ebenso rasch verschwindende Sterne tauchen vor meiner Seele die Erinnerungen auf an lieblichere Bilder aus der Vergangenheit dieser Stadt, an die Erbauer dieser zerstörten Tempel, an jene ersten Künstler, die in die Metopen

Digitized by Google

dieser Heiligthümer die wunderbaren Gestalten der alten griechischen Mythen meißelten, Herakles und Pallas und das greulich fratzenhafte Medusenhaupt; und an Empedokles denke ich zurück, der die Stadt von Pest und Fieber erlöste, indem er mit kundigem Sinn Kanäle grub und Dämme errichtete; und dort unten mag es vielleicht gewesen sein, bei jenem langsam im Sande versiegenden Bach, wo die Selinuntier einstmals im frohen Festgelage den Namen ihres Befreiers feierten, und wo er selber plötzlich in der silbernen Mondnacht, wie ein Gott anzusehen, in seinem wallenden Purpurmantel mit dem goldenen Lorberkranze auf dem Lockenscheitel unter sie trat und mit erhabenem Dichterwort die Freunde begrüßte! Wie fern, in wie weite, weite Ferne entrückt sind diese Bilder! Und beim Anblick dieser unermeßlichen Trümmerhaufen, wem kämen diese lieblichen Eindrücke in den Sinn? Hier ist keine Stätte freundlicher Erinnerungen; hier hat die antike Moira mit eherner Faust das lustige Leben erdrückt, und nur düstere Grabeserinnerungen sind es, die sich hier vor unsere Seele drängen!

Und sind es andere Gefühle, die uns entgegentreten auf dem Wege von Selinunt nach den Punierstädten von Mazzara, von Marsala, dem alten Lilybaeum, bei den Favignanischen Inseln vorbei, bis nach Trapani und dem Monte-San-Giuliano, wo in längst vergessenen Zeiten das blühende Eryx sich erhob, wo das weit berühmte Heiligthum der Aphrodite stand, wo Griechen und Karthager und Römer, die einen nach den andern, der weltumfassenden Göttin der Liebe ihre Opfer brachten? Wie Grabsteine, weiß und kahl, liegen die verschollenen Städte am Meere hin; von der alten Herrlichkeit, was bleibt übrig? Ein paar Monumente auf ungeheuerm vorhistorischen Quaderlager gegründet — und weiter nichts! nichts als der alte, griechische Himmel, das schimmernde Meer, das die Flotten der Hellenen und der Punier und der Römer trug, und die blendende Sonne, die damals wie heute ihre goldenen Strahlen über Menschen und Länder ergoß. So wie heute, so strahlte damals, umflossen vom rosigen Leuchten, das hohe Vorgebirge mit dem säulengetragenen Tempel der Aphrodite über das blaue Meer in den blauen Himmel hinauf; aber das Leben ist entschwunden, das fröhliche, jauchzende Leben, das sich an diesen Altären entfaltete; Aphrodite ist entschwunden, und umsonst suchte man heute nach ihrem verschollenen Tempel!

In seiner „Reise nach Syrakus" erzählt Spielhagen von einem Hirtenknaben, der den Fremden oben bei den Trümmern der Griechenburg erscheint, auf seiner Doppelflöte langsam klagende Melodien durch die Einsamkeit ertönen läßt, und der wol der große Pan selbst sein dürfte, der weint über die Vergänglichkeit alles Irdischen und Göttlichen. Nicht einmal ein solcher Hirtenknabe aber erscheint hier dem sinnenden Wanderer; der große Pan hat hier nichts zu suchen, nichts zu beweinen; ein leerer Grabhügel ragt in Eryx in die leere See hinaus; der ewige Tod allein feiert an diesen Westgestaden Siciliens seinen alles umnachtenden Sieg.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Wir haben schon mehrmals Veranlassung genommen, auf den bedenklichen Einfluß hinzudeuten, welchen der immer geschäftlicher und kaufmännischer sich gestaltende Zuschnitt der heutigen Kunstproduction auf die naturgemäße Entwickelung und die innere Gesundheit des künstlerischen Schaffens ausübt. Die Resultate der letzten großen Kunstausstellungen haben nur zu deutliche Beweise dafür geliefert, daß unsere Bedenken in dieser Hinsicht keineswegs grundlos waren. Nach den officiellen Berichten wurden von den 3358 Kunstwerken der Internationalen Kunstausstellung in München nur 344, also etwa der zehnte Theil, verkauft. Erwägt man dabei, daß ein großer, wenn nicht der größte Theil derselben von dem Comité für die Verlosung, viele auch von amerikanischen Kunsthändlern, also aus Speculation, dagegen nur sieben von öffentlichen Galerien (fünf nämlich von der münchener Pinakothek, eins von der berliner Nationalgalerie und eins von der dresdener Galerie) angekauft wurden, so bleibt für den Privatankauf, d. h. für die Erwerbung aus wirklichem Kunstinteresse seitens des Publikums, welches auf der Ausstellung durch mehr als 300000 Besucher repräsentirt war, eine so geringe Zahl übrig, daß man unwillkürlich zu der Frage gedrängt wird, was denn wol aus jenen 3014 unverkauften Kunstwerken wird, und wohin eine derartige, dem Bedürfniß in keiner Weise entsprechende Ueberproduction schließlich führen soll. Aehnlich sind die Verkaufsresultate der Internationalen Kunstausstellung in Rom gewesen. Hier waren 2326 Werke ausgestellt, wovon nur 127 Gemälde und 51 plastische Arbeiten verkauft wurden. Diese Zahlen reden deutlicher und eindringlicher, als die lauteste Stimme einer wohlmeinenden Kritik es vermöchte, die in dieser Hinsicht von jeher die Rolle eines Predigers in der Wüste gespielt hat.

Trotz alledem lassen es sich Kunstvereine und ähnliche Gesellschaften fortwährend angelegen sein, diese Ueberproduction und, was dasselbe bedeutet, die Kunstmittelmäßigkeit und Fabrikation fortwährend durch Anpreisung von günstigen Verkaufsgelegenheiten anzustacheln. So lasen wir kürzlich in einem großen Weltblatt die Anzeige, daß für die am 15. Jan. stattfindende kölner Dombaulotterie ein Ankauf von Kunstwerken im Betrage von 60000 Mark beginnen werde; mit dem Hinzufügen, daß, „da der kölner Kunstverein um dieselbe Zeit eine namhafte Summe auf die Erwerbung von Kunstwerken für die diesjährige Verlosung unter seine Mitglieder verwende, und der kölner Museumsverein ebenfalls einen bedeutenden Betrag zum Ankauf von größern hervorragenden Werken für das Museum bereit hält, und ferner erfahrungsmäßig viele Kunstfreunde aus Köln und den benachbarten reichen Städten vorzugsweise in den Wintermonaten ihre Sammlungen von Werken lebender Künstler zu erweitern suchen, Köln alsdann für die Erzeugnisse der bildenden Kunst auf jeglichem Gebiet einen so reichen und vortheilhaften Kunstmarkt darbiete, wie er kaum in einer andern Handelsstadt Deutschlands

Digitized by Google

gefunden werden dürfte". Eine derartige Reclame bedarf keines Commentars und ist nur insofern von Interesse, als sie zeigt, mit welcher naiven Selbstverständlichkeit heutzutage die Kunstwerke lediglich als Marktwaare von denjenigen betrachtet werden, welche auf den stolzen Titel Förderer und Beschützer der Kunst Anspruch machen. Doch genug davon.

In Wien haben im verflossenen Halbjahr einige Ausstellungen stattgefunden, deren jede ihr eigenartiges Interesse darbot, weshalb wir darüber kurz berichten wollen. Zwar was das vielfach gerühmte große Panorama der Schlacht von Rezonville, ausgeführt von den französischen Schlachtenmalern A. de Neuville und Ed. Detaille, betrifft, so gehen dergleichen auf Naturillusion, statt auf den Schein von Naturwahrheit, abzielende Darstellungen, namentlich wenn, wie hier, sogar die Plastik als Wirkungselement zur Malerei (oder umgekehrt) hinzugezogen wird, doch allzu weit über die Grenzen der reinen Kunstwirkung hinaus, als daß sie trotz allen Aufwandes technischer Geschicklichkeit als Kunstwerke im höhern Sinne des Wortes betrachtet werden dürften. Es ist dies übrigens auch ein Zeichen der Zeit, daß, wie auf dem Theater das sogenannte Ausstattungsstück das echte Drama mehr und mehr überwuchert, im Gebiet der malerischen Darstellung der echten Malerei von derartigen, auf die materielle Schaulust der Menge berechneten Schaustücken Concurrenz gemacht wird. Haben wir doch kürzlich aus dem Munde eines Kunstkritikers die bedeutungsvollen Worte vernommen: „Das Malerei mit plastischem Vordergrunde verbindende und so beide Künste versöhnende (!) Panorama hat eine große Zukunft." Dies bedeutet etwa so viel, als wenn man, in Bezug auf die Plastik, dem Wachsfigurencabinet, etwa Castan's Panoptikum, ein ähnliches Prognostikon ausstellen wollte. Wenn solche Ansichten Anspruch darauf erheben dürfen, das Kunstverständniß zu befördern und die Kunst selbst auf eine höhere Entwickelungsstufe zu erheben, dann möchte es allerdings mit der Zukunft der Kunst übel bestellt sein. In noch stärkerm Grade als in dem obenerwähnten Panorama kommt die materielle Naturillusion durch ein ebenfalls in Wien (im alten Musikvereinssaal) ausgestelltes Werk zur Geltung, nämlich durch die malerisch-plastische Darstellung der bekannten Blauen Grotte auf Capri, welche von den Decorationsmalern H. Burghardt und Brioschi ausgeführt ist. Der völlig plastisch und in Naturfarben behandelte Vordergrund zeigt sogar einen wirklichen Kahn in natürlicher Größe, der durch einen künstlichen Mechanismus (selbstverständlich sitzt ein Schiffer mit dem Ruder darin) in Bewegung gesetzt wird, wodurch die gemalte Wasserfläche Wellen zu schlagen genöthigt werden soll! — kurz es ist ein Stück Spielwaare in vergrößertem Maßstabe, das wir gar nicht in einer Revue der bildenden Künste erwähnt haben würden, wenn es nicht in wiener Blättern auf ernsthafte Weise als ein wahrhaftes Kunstwerk gepriesen worden wäre. Man sollte denken, daß der Geschmack des heutigen Publikums bereits hinlänglich auf Abwegen wandelt, um ihn durch den Hinweis auf solche Geschmacklosigkeiten nicht noch mehr zu verwirren.

Gehen wir zu erfreulichern Dingen über; hierzu gehören namentlich die im Herbst vorigen Jahres eröffnete Historische Ausstellung der Stadt Wien und die Italienische Ausstellung von Spranger aus Florenz. Was die erstere betrifft, so hatte sie zwar ihrer Natur nach zunächst eine localhistorische Bedeutung, insofern sie zur zweihundertjährigen Feier der Befreiung des von den Türken belagerten Wien eine Sammlung von Gemälden, Sculpturen, graphischen und literarischen Werken darstellte, welche in irgendeiner Beziehung zu jener Begebenheit stehen. An eigentlichen Kunstwerken war die Ausstellung nicht reich, und was sie davon darbot, konnte kaum Anspruch auf höhere Bedeutung machen. Unter den Gemälden waren einige Schlachtenbilder, angeblich von P. von Breda, F. von der Meulen, J. Wyck und Rugendas, unter den plastischen Arbeiten eine Statuette des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und

Digitized by Google

eine Büste des Kaisers Leopold I., beide in Marmor, zu erwähnen. Künstlerisch bedeutender erscheinen die zahlreichen, zum Theil sehr umfangreichen kunstindustriellen Arbeiten, namentlich aus dem Gebiet der Gobelinmanufactur und Goldschmiedekunst, meist aus kaiserlichen Sammlungen herrührend. Von besonderm Interesse waren die von den Türken eroberten Waffen und Geräthschaften, die sich in hervorragender Weise durch reiche und geschmackvolle Ornamentirung auszeichneten; so namentlich das in reicher Seidenstickerei ausgeführte Zelt des türkischen Feldherrn Kara-Mustapha. Dasselbe Gepräge sauberer und geschmackvoller Ausführung zeigten auch verschiedene graphische Arbeiten türkischen Ursprungs; so ein auf Baumwollpapier geschriebener kostbarer Koran aus dem 14. Jahrhundert, ferner mehrere andere Korans aus späterer Zeit, genealogische Werke u. s. w. Eigenthümlich ist allen diesen Arbeiten der Mangel an figürlichen Darstellungen, welche den Moslems aus religiösen Gründen versagt sind; um so mehr ist die reiche Phantasie zu bewundern, welche trotzdem die türkische Ornamentik so mannichfaltig und zierlich zu gestalten vermochte. Die im Künstlerhause zur Ausstellung gebrachte Sammlung moderner italienischer Gemälde (im Besitz Spranger's in Florenz) war insofern von Interesse, als sie Gelegenheit bot, die Eigenartigkeit der neuern italienischen Malerschule in größerm Umfange kennen zu lernen, da diese sonst auf mitteleuropäischen Ausstellungen meist nur durch einzelne Werke vertreten zu sein pflegt. Bei aller individuellen Verschiedenheit offenbarten diese Gemälde doch einen ziemlich gleichartigen Charakter, sowol was die Wahl der Motive, die fast durchgängig dem niedern Genre in der trivialsten Bedeutung des Wortes entnommen sind, als auch was die technische Behandlung betrifft, welche sich (wie ja auch die moderne italienische Plastik) in minutiöser Durchführung der naturalistischen Details gefällt, die durch ihre Geleckheit, in Verbindung mit entschiedenem Mangel an Empfindung für feinere Tönung, der malerischen Wirkung etwas Ungesundes verleiht. Zu den bessern Arbeiten gehörten die Bilder von Andreotti, Viena, Orsei u. a. Hinsichtlich der Motive ist noch zu bemerken, daß sich die meisten Italiener darauf capriciren, ihre Figuren, obschon die dargestellten Scenen meist ganz moderner Art sind, ins Costüm der vorigen Jahrhunderte, namentlich der Rococozeit, zu stecken, wodurch ihre Unwahrheit, durch den Widerspruch zwischen Inhalt und Form, noch crasser hervortritt: kurz, einen erfreulichen, geschweige denn künstlerisch reinen Eindruck ist diese moderne italienische Richtung hervorzurufen außer Stande.

Von höchst eigenartigem Charakter, aber nach einer sehr verschiedenen Richtung hin, war eine im December 1883 auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden eröffnete Ausstellung von Gemälden A. Böcklin's, veranstaltet von dem berliner Kunsthändler Gurlitt, von denen mehrere vereinzelt bereits auf frühern Ausstellungen, namentlich in Berlin, zu sehen waren. Die Motive zu den zehn ausgestellten, sowie zu den außerdem vorhandenen Photographien nach einigen nicht ausgestellten Bildern sind fast sämmtlich der antiken Mythenwelt entnommen und zwar, um den Ausdruck zu wählen, der Schattenseite derselben: Centauren, Titanen, Satyrn, Pan, sphinxartige Bildungen von zum Theil groteskem Gepräge, die, ganz abgesehen von ihrer, vom malerischen Gesichtspunkt betrachtet, ästhetischen Unwahrheit, auch durch die dem classischen Formgefühl widerstrebende Tendenz äußerster Verhäßlichung in hohem Grade abstoßend wirken. Man kann die Originalität der Erfindung nicht minder wie eine gewisse Großartigkeit der Phantasie, welche sich in diesen Darstellungen ungezügelt ergeht, anstaunen, die virtuose Technik der malerischen Behandlung bewundern: einen reinen künstlerischen Eindruck vermögen sie schon deshalb nicht hervorzubringen, weil sie gänzlich außerhalb selbst der weitesten Grenzen der echten malerischen Wirkung im ideellen Sinne des Wortes fallen. Schon die Genelli'sche Verwerthung antiker Motive für die malerische Behandlung hatte manches Bedenkliche; immerhin aber hielt sie sich wenigstens

Digitized by Google

formell innerhalb der antiken Anschauung; hier aber ist von antiker Anschauung überhaupt nicht die Rede, sondern lediglich von einer mehr wildphantastischen als phantasiereichen Willkür, welche die, nur dem Namen nach so zu bezeichnenden antiken Vorwürfe mit einer bis zum Wahnwitz gesteigerten Einbildungskraft nicht sowol be- als mishandelt.

Im November 1883 hatte das berliner Museum für Kunstgewerbe abermals eine Specialausstellung von Werken fremdländischer Kunstindustrie veranstaltet, welche zum Theil auch von hohem ethnographischem Interesse waren. Dieselben stammen aus der Sammlung des Dr. E. Riebeck in Halle, welcher die meisten davon auf seinen mehrjährigen Reisen in Indien, Japan und China zusammengebracht hatte. Außer zahlreichen Hausgeräthschaften, Waffen, Cultusgegenständen, Costümen, Musikinstrumenten u. s. w., welche einen mehr historisch-ethnographischen Werth besitzen, umfaßte die Ausstellung auch eine große Zahl von Werken höherer Kunstindustie, unter denen sich namentlich die japanischen Arbeiten durch geschmackvolle Form und technische Sauberkeit in hohem Grade auszeichnen, wie Stickereien, Holz- und Elfenbeinschnitzwerke, Metallarbeiten, zum Theil in meisterhafter Gravirung und Emaillirung, Porzellan- und Flechtwerke u. s. f. der verschiedensten Art. Auch China war, namentlich durch eine Reihe von Bronzen, emaillirten Gefäßen und mannichfaltigen Schmucksachen, bedeutend vertreten, ebenso Siam, das besonders durch seine feinen Goldschmiedearbeiten und Nieillen sich auszeichnet. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Besitzer der Sammlung den größten Theil derselben theils dem Ethnographischen Museum in Berlin, theils dem Museum für Kunstgewerbe überwiesen hat: eine Schenkung, welche schon darum höchst dankenswerth ist, weil dadurch die Sammlung vor endlicher Zersplitterung bewahrt bleibt.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir noch einiger anderer großartiger Schenkungen von Sammlungen, die aus Privatbesitz stammen und öffentlichen Kunstinstituten einverleibt wurden. Die bereits früher von uns erwähnte Ueberweisung von mehr als hundert Meisterwerken der Malerei aus der Sammlung Suermond's in Aachen behufs Gründung einer städtischen Galerie ist durch die im October 1883 stattgefundene feierliche Eröffnung des „Suermond-Museums" perfect geworden. Der außerordentlich zahlreiche Besuch des Museums beweist das große Interesse, welches die Bürger der Stadt Aachen an der schönen und werthvollen Sammlung nehmen. Ein gleiches Glück wird der Stadt Hamburg widerfahren, indem ein reicher, nach London übergesiedelter Kaufmann seine nicht nur aus deutschen, sondern auch aus französischen und englischen Gemälden bestehende, umfangreiche Sammlung der Stadt Hamburg behufs Einverleibung in das Museum überwiesen hat. Endlich ist die Stadt Luxemburg kürzlich durch testamentarische Verfügung des in Amsterdam verstorbenen Bankiers L. Lippmann in den Besitz von dessen auf circa 500000 Frs. geschätzter Gemäldesammlung gelangt. Dagegen bestätigt es sich nicht, daß die berühmte Galerie des Grafen Raczynski in Berlin, welche im obern Stockwerk der Nationalgalerie ihre Aufstellung erhielt, weil das Gebäude am Königsplatz, um Raum für das Reichstagsgebäude zu gewinnen, niedergerissen werden muß, den berliner Sammlungen einverleibt werden solle; vielmehr hört man, daß sie nur für die nächsten zwanzig Jahre der Museumsverwaltung zur Aufbewahrung leihweise übermacht ist, im übrigen aber im Besitz der Raczynski'schen Familie verbleibt. Schließlich erwähnen wir noch, daß das Directorium des Krystallpalastes in London Anfang April eine internationale Ausstellung eröffnen will, welche außer Gemälden und Sculpturen auch Zeichnungen, Kupferstiche, Mosaiken, Emaillen und Metall- und Steinschnitte umfassen soll.

An Aufgaben für Monumentalmalerei ist augenblicklich kein Mangel. Unter anderm ist der kürzlich vollendete neue Börsensaal in München durch zwei

Digitized by Google

von Wagner componirte und von Gasselbach ausgeführte Wandgemälde geschmückt worden, welche, mit Bezug auf die ehemaligen Handelsverbindungen Münchens mit Venedig, einige Scenen aus dem öffentlichen Leben Venedigs früherer Zeit darstellen, indeß bei aller technischer Schönheit den Fehler haben, daß sie nicht nur jene Beziehungen der Lagunenstadt mit München gänzlich ignoriren, sondern auch sowol in den Motiven wie in der Behandlungsweise viel zu genrehaft erscheinen, um einen monumentalen Eindruck zu machen. Der Plafond des Festsaales im berliner Architektenhause wird durch den Maler Prell mit einem großen Gemälde geschmückt werden, über dessen Gegenstand und Composition indeß Näheres noch nicht bekannt ist; die preußische Regierung hat dafür die Summe von 6000 Mark bewilligt. Die in der Votivkirche in Wien in Ausführung begriffenen umfangreichen Glas- und Wandmalereien nach den Compositionen Trenkwald's schreiten rüstig vorwärts. Die erstern, Scenen aus dem Leben der Jungfrau Maria darstellend, sind bereits seit einiger Zeit vollendet; die Wandgemälde bilden gewissermaßen die Fortsetzung dazu, indem sie den Mariencultus in den verschiedenen Stadien seiner Entwickelung zur Anschauung zu bringen bestimmt sind, womit allerdings das Zurückgreifen auf die alttestamentliche Geschichte, beispielsweise die Figuren des Elias und Jesaias u. a., nicht recht stimmen will. Die sämmtlichen Bilder vertheilen sich in die sieben, einen Kranz bildenden Kapellen, von denen bisjetzt zwei in der Malerei ziemlich vollendet sind. Die beiden christlichen Gemeinden Darmstadts, welche einen gemeinsamen Kirchhof besitzen, haben sich zusammengethan, um die kapellenartige Halle desselben mit einem malerischen, auf die Bestimmung des Platzes bezüglichen Schmuck zu versehen. Eine zu diesem Zweck angestellte Sammlung fiel so reichlich aus, daß man in der Lage war, den Hofmaler A. Noack, bekannt durch mehrere Bilder aus der Reformationszeit, mit der Ausführung eines großen Wandgemäldes zu beauftragen. Dasselbe ist nunmehr in einer Größe von 5 zu 3 Meter vollendet und findet allgemeine Anerkennung; es behandelt die im 28. Kapitel des Evangeliums Mätthäi geschilderte Scene, wonach Maria Magdalena und die andere Maria am Ostermorgen das Grab des Erlösers besuchen und statt des Leichnams einen Engel finden, der ihnen die Auferstehung desselben verkündet. Beim Verlassen des Grabes erscheint ihnen Jesus und spricht zu ihnen: „Fürchtet euch nicht" u. s. w. Dieser letztere Moment ist das eigentliche Motiv des Bildes, das zwar im allgemeinen etwas decorativ gehalten, aber im übrigen von guter, selbst ergreifender Wirkung ist. In dem bei Rostock gelegenen Dorfe Dobberan wurde vor einigen Jahren die in gothischem Backsteinbau ausgeführte kleine Kapelle, welche dem Verfall nahe war, restaurirt und sodann mit Wandmalereien geschmückt, zu deren Ausführung der Maler Andreä in Dresden berufen wurde. Die Kosten waren nicht unbedeutend, sie sollen sich auf fast 10000 Mark belaufen haben; um so bedauerlicher ist es, daß die Gemälde, wahrscheinlich infolge des dabei in Anwendung gebrachten schlechten Bindemittels, zum größten Theil verschwunden, zum andern Theil in Zerstörung begriffen sind. Bei solchen Arbeiten sollte man doch etwas gewissenhafter zu Werke gehen.

Auch im Gebiet der Glasmalerei sind neuerdings bedeutende Werke theils vollendet, theils in der Ausführung begriffen. Im halberstädter Dom ist von dem dänischen Kammerherrn von Oppen zur Erinnerung an den im 17. Jahrhundert an dem Dom fungirenden Dechanten Matthias von Oppen ein großes Glasfenstergemälde gestiftet worden, welches in der königlichen Glasmalereianstalt zu Berlin nach den Entwürfen des Baumeisters Elis ausgeführt ist. Da das Fenster zwischen zwei alte Fenster aus dem 15. Jahrhundert seine Stelle erhält, so mußte sich die Composition im Stil an die Darstellungsweise der letztern anschließen. Das Fenster besteht aus 20 Abtheilungen, wovon die 16 obersten

Digitized by Google

Scenen aus dem Leben Luther's darstellen, während die untern, außer den Widmungsinschriften, mit den Wappen des Stifters und seines obengenannten Ahnherrn ausgefüllt sind. In ähnlichem Stil sind die Compositionen eines großen (12:2½ Meter) Fensters gehalten, welches in der münchener Glasmalereiwerkstatt von Zettler für den ulmer Dom ausgeführt ist. Dasselbe besteht aus einem großen Mittelbilde und sechs kleinern Seitenbildern, und behandelt Scenen aus der Lebensgeschichte des Apostels Paulus. Seine Aufstellung erfolgte zur Feier des Lutherfestes.

Im Gebiet der kunstgeschichtlichen Malerei ist zunächst die Erwerbung eines Gemäldes von Rembrandt für die Gemäldegalerie des berliner Museums zu registriren. Es stammt aus dem Nachlaß des bekannten englischen Malers Th. Lawrence und ist mit dem Namen des Meisters und der Jahreszahl 1655 bezeichnet. In Figuren von etwa halber Lebensgröße stellt es die alttestamentliche Scene dar, wie Joseph von dem Weibe des Potiphar vor diesem eines Angriffs auf ihre Keuschheit angeklagt wird. Ein denselben Gegenstand in ähnlicher Weise behandelndes Bild desselben Meisters soll sich in der kaiserlichen Sammlung zu Petersburg befinden, jedoch das obige hinsichtlich der Kraft und Schönheit der Durchführung nicht erreichen. In Antwerpen hat man bei Aufräumung der Bodenräume und Magazine der alten Hospitäler eine große Zahl, wie es heißt 143 Stück, altflandrischer Gemälde aus dem 15. bis 17. Jahrhundert gefunden, von denen der größte Theil in der Kapelle des alten Waisenhauses, die zu diesem Zweck in eine Galerie umgestaltet werden soll, zur Aufstellung gebracht wird, sobald die Reinigung und Restauration der allerdings vielfach verdorbenen Bilder vollendet ist. Unter denselben befindet sich eine Reihe ausgezeichneter Bildnisse von namhaften Meistern, wie Franz Hals, Holbein, Pourbus, de Coxie, Rubens, van Dyck, de Vos, Mostaert u. s. w., mehrere Triptychen von B. von Orley u. s. w. Bei der Abtragung einer Kirche in Treviso wurde vom Professor Boito eine Reihe von Frescogemälden in einer Ausdehnung von 120 Meter, welche übertüncht waren, aufgedeckt, die aus der Mitte oder zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts herrühren und Scenen aus der Lebensgeschichte der heiligen Ursula darstellen. Nachdem es gelungen, dieselben mit großer Vorsicht abzulösen, sind sie dem Museum der Stadt Treviso übermacht worden; doch wird ihre Placirung, des beschränkten Raumes halber, einige Schwierigkeit haben. Von den alten Wandgemälden in der Friedhofskirche zu Schelklingen, deren Restaurirung durch den Maler Weinmayer aus München vollendet wurde, sind photographische Aufnahmen gemacht worden, welche durch ihre Klarheit und Schärfe von um so größerm Interesse sind, als aus dem 13. Jahrhundert, in welches die Malereien fallen, nur geringe und defecte Ueberreste bekannt sind. An den Gemälden wird die Innigkeit der Empfindung in dem Ausdruck der Figuren, die auch in der Haltung nicht die Steifheit und Eckigkeit der meisten aus jener Zeit stammenden Gestalten haben sollen, sehr gerühmt. Die den düsseldorfer Malern A. und E. Wittkop übertragene Restauration der in dem Dorfe Heinrichs bei Suhl vor einigen Jahren entdeckten Wandgemälde aus dem 15. Jahrhundert ist auf Kosten des preußischen Staates vollendet worden und, soweit es der Zustand der in Tempera ausgeführten Bilder gestattete, als wohl gelungen zu betrachten. Die in dem Schloß Runckelstein bei Bozen in Tirol befindlichen Fresken, welche Scenen aus „Tristan und Isolde" von Gottfried von Straßburg darstellen, werden, nachdem das Schloß aus dem Besitz des Erzherzogs Johann in den des österreichischen Kaisers übergegangen ist, bei der Restauration des Schlosses ebenfalls renovirt werden. Mit der Ausführung der gesammten Restauration ist der k. k. Dombaumeister Friedrich Schmidt beauftragt worden. Die in der Revue schon öfter erwähnten umfangreichen Wandmalereien im Kaiserhause zu Goslar sind schon bedeutend vorgeschritten. Die

Digitized by Google

Schlacht bei Iconium, in welcher Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1190 die Sarazenen besiegte, ist von Professor Wislicenus als Motiv zu einem großen Gemälde gewählt worden, das er noch im Laufe des Winters zu vollenden hofft. Im Bogenfelde des Südportals der Marienkirche zu Geislingen in Würtemberg hat man ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes Wandgemälde aufgedeckt, welches die Krönung Maria's darstellt. Leider ist das Gemälde in einem so defecten Zustande, daß an eine erfolgreiche Restauration schwerlich gedacht werden kann. Endlich sind auch in einer Kirche zu Rouen unter moderner Uebertünchung mittelalterliche Wandgemälde entdeckt worden, unter denen das Hauptbild Gottvater mit der Weltkugel in der Hand darstellt, während unter ihm Chöre von Engeln und Heilige anbetend zu ihm emporblicken und der Heilige Geist als Taube niederschwebt.

Auch im Gebiet der Plastik und namentlich in der Denkmalssculptur herrscht eine große Rührigkeit. Die Zahl der in letzter Zeit entstandenen Werke ist so groß, daß wir nur die bedeutendern und auch unter diesen nur die im engern Sinne als monumental zu bezeichnenden anführen können. Für Zölsdorf bei Leipzig, wo bekanntlich die Frau Luthers längere Zeit als Witwe lebte, hat Professor Donndorf die Kolossalbüsten des Reformators und Katharina's von Bora auszuführen übernommen und dieselben im Modell bereits vollendet. Wenn andern Luther-Gestalten, wie der Rietschel'schen in Worms, vorgeworfen wird, daß sie zu wenig den Mann der That, den kühnen Kämpfer gegen den Antichrist zur Erscheinung gelangen lassen, so hat Donndorf gerade auf diese Seite des Luther'schen Charakters das Hauptgewicht gelegt; ob freilich hier mit Recht, wo er als Mensch neben seiner Gattin dargestellt werden soll, möchte fraglich sein. Eher hätte sich diese Auffassung für die Luther-Figur in dem leipziger Reformationsdenkmal geeignet, dessen Enthüllung in Gegenwart des Meisters Schilling am 10. Nov. 1883 in feierlichster Weise stattgefunden hat. Luther ist darin sitzend und in einer Haltung dargestalt, die etwas Sinnendes, um nicht zu sagen Reflectirtes hat, während der sich zu ihm neigende Melanchthon mit der Rechten sich auf die Lehne des Sessels stützt; der linke Arm mit dem Buche in der Hand ist halb erhoben und verleiht dadurch der ganzen Gestalt eine lebhaftere Bewegung. Es ist nicht gut anzunehmen, daß der Künstler durch diese Gruppirung lediglich eine Art von Disputation, etwa über die Auslegung einer Bibelstelle, habe darstellen wollen, da ein derartiges Genremotiv für ein wesentlich und im strengsten Sinne monumentales Werk sich schwerlich eignen würde. Was aber auch der Grund dieser Disposition gewesen sein mag, so kann man sich bei der Betrachtung der Gruppe nicht der Reflexion erwehren, daß die beiden Reformatoren, der thatkräftige Luther und der sinnvoll grübelnde Melanchthon, ihre Charaktere gewissermaßen vertauscht zu haben scheinen. Fast gleichzeitig fand in Leipzig die Aufstellung und Enthüllung eines andern Monuments statt, nämlich der von Hähnel modellirten Bronzestatue des Philosophen Leibniz; es hat seinen Platz auf dem Thomaskirchhof gefunden und macht durch die edle Haltung der Figur einen echt monumentalen Eindruck. Löher, ein Schüler des Professors Zumbusch, ist Anfang 1883 von Wien nach Neuyork übergesiedelt, wo er bereits mehrere bedeutende Arbeiten ausgeführt hat, unter andern die Kolossalbüste des ebenfalls aus Deutschland stammenden berühmten Erbauers der großen Brooklynbrücke, Ant. Röbling; gegenwärtig ist er mit der Ausführung von mehrern Kolossalbüsten in Terracotta beschäftigt, darunter die von A. von Humboldt, Linné, Lavoisier und Hufeland, welche auf Kosten einer Mrs. Ottendorfer in der von ihr erbauten Poliklinik aufgestellt werden sollen. Als Zeichen der Anerkennung seiner Leistungen hat er an der Kunstschule zu Neuyork die Stellung eines Professors der Modellirklasse erhalten. In Hannover fand im October 1883 die

Digitized by Google

Enthüllung des von Rassau modellirten und von Bierling in Dresden gegossenen Bronzedenkmals statt, welches die Stadt dem bekannten Technologen K. Karmarsch gewidmet hat; in Neuruppin die des Schinkel-Denkmals, ausgeführt vom Bildhauer Weise. Ueber beide Monumente ist nichts Besonderes zu sagen, außer daß das erstere durch die kolossale Größe der Figur imponirt, was aber den Nachtheil hat, daß der Kopf in eine Höhe gerückt ist, die für die Betrachtung gerade dieses Haupttheils ungünstig erscheint. Eine außerordentlich rege Thätigkeit herrscht in den Ateliers der bedeutendern wiener Bildhauer. Die beiden größten Denkmalprojecte, das Maria-Theresia-Denkmal und das Tegetthoff-Monument, gehen ihrer Vollendung entgegen. Von dem erstern, dem großartigen Werke des Professors Zumbusch, sind sowol die vier Sockelfiguren wie die allegorischen Figuren, ebenso die Hauptfigur, im Guß vollendet; nur die Reiterfiguren und großen Reliefs des Piedestals sind theils erst im Modell fertig, theils noch zu modelliren. Von dem zweitgenannten Werke hat Kundtmann die Modelle für die kolossalen Seerosse und zum Theil die auf den das Piedestal flankirenden Muscheln stehenden Victorien vollendet, während die eine Sockeltrophäe bereits gegossen, die andere im Guß begriffen ist. Außer dieser umfangreichen Arbeit hat Kundtmann auch das große Gipsmodell für das Grillparzer-Denkmal, sowie die drei für das neue Hoftheater bestimmten Figuren, Apollo, Trauer- und Lustspiel darstellend, ausgeführt. Auch das Parlamentsgebäude, die Börse, das neue Universitätsgebäude, der Hof des neuen Rathhauses und andere Monumentalbauten erhalten noch zahlreichen bilderischen Schmuck, an dessen Herstellung in den Ateliers der Bildhauer Beyer, von Hoffmann u. a. gearbeitet wird. Schließlich die Notiz, daß die Kosten des Niederwalddenkmals, einschließlich eines vom Kaiser dem Meister desselben, Bildhauer Schilling, gewährten Ehrengeschenkes von 30000 Mark, sich auf die Summe von mehr als 1,200000 Mark belaufen.

Unter den auch deutsche Künstler interessirenden Concurrenzen, deren Erledigung theils schon stattgefunden hat, theils noch in Aussicht steht, sind zu erwähnen: das für Urbino bestimmte Rafael-Denkmal, dessen Ausführung dem Bildhauer Belli aus Turin übertragen wurde. Die für die malerische Ausschmückung des Festsaals im neuen Rathhause zu Wien ausgesetzten drei Preise sind sämmtlich an wiener Künstler vertheilt worden, unter denen C. Mayer als der Erstprämiirte wahrscheinlich die Ausführung erhalten wird. In der Concurrenz um den Bau des Stadttheaters in Halle sind drei Preise von gleicher Höhe (2000 Mark) an die Architekten Kallmayer und Knoch in Berlin, Seeling in Berlin und Schubert in Dresden ertheilt worden. Ueber die Ausführung selbst verlautet noch nichts Näheres. Eine recht interessante Concurrenz hat im vorigen Jahre der Kunstgewerbeverein in Stuttgart eröffnet, indem er in Aussicht stellte, diejenigen Entwürfe, welche der ausgesetzten Preise für würdig befunden werden, für seine Weihnachtsverlosung ausführen zu lassen. Die gestellten Aufgaben waren: 1) Schachfigurenmodelle zur Ausführung in Knochen, Metall, Holz, Porzellan oder Papiermaché; 2) ein Rauchtisch; 3) ein Garderobe-, Stock- und Schirmständer; 4) Preiscourantetikette und Adreßkarte; 5) ein Vogelkäfig; 6) ein Kohlenkasten. Sehr zweckmäßig erscheint unter den Programmbedingungen die, daß für jeden Gegenstand der etwaige Verkaufspreis beigefügt war, der von den Concurrenten berücksichtigt werden mußte.

Der Tod hat es diesmal gnädig mit den Künstlern gemeint. Während wir in frühern Revuen ganze Reihen von Verlusten zu registriren hatten, sind es diesmal nur zwei Fälle, die wir zu beklagen haben: am 13. Oct. v. J. starb zu Düsseldorf der bekannte Genremaler Professor A. Siegert, geboren am 5. Mai 1820, und am 10. Nov. der Historien- und Porträtmaler Oskar Begas, Bruder

Digitized by Google

des Bildhauers Reinhold Begas und ältester Sohn des seinerzeit berühmten Historienmalers Karl Begas. Er war am 31. Juli 1828 geboren und starb als Senatsmitglied der berliner Akademie. Noch vor nicht langer Zeit haben wir Gelegenheit gehabt, seiner als Mitglied jener Sachverständigencommission zu erwähnen, die nach Wien behufs Ankaufs des großen Bildes von Rubens: Neptun und Amphitrite, gesandt worden war.

Politische Revue.

14. Februar 1884.

Von den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses nahmen die kirchenpolitischen und die steuerpolitischen ein vorwiegendes Interesse in Anspruch. Am 18. und 19. Jan. fand die Berathung über den Antrag des Abgeordneten Reichensperger und Genossen statt, die Art. 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850 wiederherzustellen. Diese Verfassungsartikel bestimmten, daß die evangelische und die römisch-katholische sowie jede andere Religionsgenossenschaft ihre Angelegenheiten selbständig ordnen, daß der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Obern ungehindert sein, das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht des Staates bei Besetzung kirchlicher Stellen aufgehoben sein solle. Die Wiederherstellung dieser Artikel wäre identisch mit vollständiger Vernichtung der Maigesetzgebung. Reichensperger rühmte den alten Liberalismus, der andere Wege gegangen sei als der heutige Pseudoliberalismus, und es begriffen habe, daß die Religionsfreiheit aller Religionsgesellschaften die Voraussetzung jeder politischen Freiheit sei. Auch Richter wünschte, daß die ideale Begeisterung von 1848 noch heute fortbestehen möchte; er wünschte, daß über die Formulirung des Antrages in einer Commission verhandelt, vor allem aber der Zusatz der frankfurter Verfassung aufgenommen werde, daß keine Religion vor der andern Vorzüge genießen solle. Die Conservativen zogen sich hinter eine motivirte Tagesordnung zurück, in welcher sie jenen Antrag nicht als den geeigneten Weg bezeichneten, den Frieden auf kirchenpolitischem Gebiete herzustellen, wohl aber den bereits betretenen Weg der Specialgesetzgebung. In diesem Sinne sprach der Abgeordnete von Hammerstein, der sich überhaupt gegen die Grundrechte erklärte, die als blos theoretische Gesetze, als gesetzgeberische Monologe, nur geringen Werth für eine Gestaltung der Gesetzgebung hätten. In ähnlicher Weise betonte der Minister von Goßler, daß die Grenzen zwischen der staatlichen Autorität und der Autorität der einzelnen Religionsgesellschaften nicht gezogen werden könnten durch allgemeine theoretische Sätze, sondern nur durch eine Reihe von sichern Einzelvorschriften und Einzelbestimmungen. In den 1860 annectirten Staaten hätten wohlgeordnete Verhältnisse zwischen Staat und Kirche geherrscht: die Einführung der preußischen Verfassung mit ihren undefinirbaren Grenzbestimmungen hätte dort nur Verwirrung hervorrufen können. Mit voller Entschiedenheit sprach sich der Minister gegen die Begnadigung der Erzbischöfe von Köln und Posen aus. Windthorst sah hierin das Zeichen einer neuen Aera des Culturkampfes, lenkte aber nach dieser herausfordernden Erklärung wieder in gemäßigtere Bahnen ein. Einige neue Gesichtspunkte in die Debatte brachte die Rede Hänel's, der aber mit Richter im ganzen wenig übereinstimmte, das System der Maigesetze vertheidigte, denen man bedeutende Errungenschaften, wie das Schulaufsichtsgesetz, das Civilehegesetz u. a. verdanke; gegen den einseitigen Rückzug der Regierung habe er sich ebenfalls mit Hand und Fuß gewehrt. Er wolle keine bevorrechtete Kirche in Deutschland, aber einen Schutz der staatsbürgerlichen Rechte gegenüber der Hierarchie; deshalb müsse die neue Grenzregulirung beginnen mit der recht-

Digitized by Google

lichen Stellung der Gemeinden: ein Altkatholikengesetz sei nöthig gegenüber jeder Religionsgemeinschaft. Nachdem Richter's Antrag auf Commissionsberathung gefallen, wurde der Antrag Reichensperger ebenso wie die motivirte Tagesordnung der Conservativen abgelehnt: für den erstern stimmten nur Centrum und Polen, für den letztern nur die Partei, von der er ausgegangen war.

Die Berathungen über den Cultusetat, die am 29. Jan. begonnen, gaben dem Centrum hinlänglich Gelegenheit, seine Wünsche und Forderungen auszusprechen; doch war die Haltung desselben im ganzen eine diplomatische; Windthorst gab hierin den Ton an, der nur von den Heißspornen der Partei bisweilen nicht beachtet wurde. Als Curiosität, die für die Art und Weise der Etatdebatten bezeichnend ist, verdient erwähnt zu werden, daß bei dem Posten, der den Gehalt des Cultusministers angibt, von Minnigerode die Debatte mit Angriffen auf die Vivisection eröffnete. Windthorst fand sogar eine Wendung, die Berathung von der Vivisection auf das kirchenpolitische Gebiet hinüberzuführen; er verlangte von den Gegnern derselben, den Vertretern der Humanität, daß sie dieselbe auch den Katholiken gewähren möchten; es war das jedenfalls ein sehr gewaltsamer Uebergang, der die ecclesia pressa in Eine Linie stellte mit den secirten Hunden, Kaninchen und Fröschen. Für die Zurückberufung der Bischöfe von Münster und Limburg sprach Windthorst der Regierung seinen Dank aus, äußerte aber zugleich sein Bedauern darüber, daß die Erzbischöfe noch nicht zurückberufen worden seien. Gegen die exorbitante Maigesetzgebung kehrte er wieder alle Waffen seiner Beredsamkeit. Durch dieselbe seien ohne Grund die frühern so trefflich geordneten kirchenpolitischen Zustände in Preußen beseitigt worden. „Wenn wir nun bemüht sind, sie wiederherzustellen, so kann uns das natürlich nicht verübelt werden, und wenn wir auch für die Gewährung kleiner Theilchen unsern Dank aussprechen, so müssen wir doch zugleich darauf hinweisen, daß mit diesen Theilchen noch nicht das Ganze gewährt ist. Wer sein Recht ganz und voll verlangt, verdient doch nicht den Vorwurf, mit seinen Forderungen zu weit zu gehen. Wenn wir die Zahlung dessen verlangen, was man uns schuldet, so haben wir unsererseits keine Concessionen zu machen. Und lag die Initiative Ihnen nicht neulich vor, und haben Sie unsern Antrag nicht abgelehnt? Die Regierung hüllt sich uns gegenüber in Schweigen, und die Parteien machen uns überall Schwierigkeiten, selbst bei den einfachsten Sachen. Wollen wir eine Generalgrundlage legen, so ficht man sie wegen ihrer Allgemeinheit an. Specialanträge wiederum, sagt man, sind lästig und reizen ohne zu bessern. Und doch betreten wir damit nur den Weg, auf den man uns gewiesen hat, den Weg der Specialgesetzgebung; aber Sie suchen eben immer einen Ausweg und kommen zu keinem Resultat." Diesem Herzensergusse folgten bestimmtere Klagen über die Unvollständigkeit der theologischen Facultäten, über den Mangel an Seminaren, die Beeinträchtigung der Jurisdiction der Kirche über ihre Untergebenen. Dabei hofft Windthorst aber immer auf das freundliche Entgegenkommen der Regierung. Reichensperger klagt ebenso über die drakonischen Gesetze und die nachtheiligen moralischen Folgen des Culturkampfes. Interessant waren die Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Parteien: der Abgeordnete von Hammerstein verlangte vom Centrum Erklärungen, welcher Weg für die auch von den Conservativen als nöthig anerkannte Revision der Verfassung vorzuschlagen sei; noch mehr provocirte er die schweigsamen Nationalliberalen zu einer Erklärung: die Conservativen könnten nur mit dem Centrum gehen, oder mit den Nationalliberalen und Freiconservativen, welche letztern Windthorst bald darauf die Zwillingsbrüder der erstern nannte; von Eynern antwortete ablehnend; Pfaff aber sprach später den Wunsch einer Beendigung des Culturkampfes aus. Die Gegner, wie Rauchhaupt, brachten wieder die zwei Seelen der Nationalliberalen vor; auch wurde ihnen vorgeworfen, daß sie mit dem Culturkampf stehen oder fallen: was sie ihrerseits wieder, und mit größerm Recht, dem Centrum schuld

Digitized by Google

gaben. Noch einmal sprach Windthorst gegen das Abbröckeln der Maigesetzgebung, bei dem allen die Geduld reiße. Der Cultusminister von Goßler, dessen Haltung während der ganzen mehrtägigen Debatte eine überaus maßvolle war, berief sich auf frühere Erklärungen und rechtfertigte den Entschluß der Regierung, den Cardinal von Ledochowski nicht zurückzurufen, durch die Vermischung der kirchlichen und politischen Tendenzen im Großherzogthum Posen, wie er durch die an den Cardinal als den Primas von Polen gerichtete Adresse nachwies. Die Beweisführung konnten weder Schorlemer noch Jazdzinski genügend entkräften. Der erstere richtete am 31. Jan. nochmals einen heftigen Angriff gegen die Regierung in Sachen der beiden Erzbischöfe, einen Angriff, den Minister von Goßler mit Festigkeit zurückwies. Vergeblich lief auch die Centrumspartei Sturm gegen die Position des altkatholischen Bischofs: der Minister trat indeß für diesen Etatstitel ein, der auch die Mehrheit erhielt.

Bei den Debatten über die Universitäten kamen wieder alle die bekannten Themata zur Verhandlung, vom Frühschoppen bis zum Duellunwesen, das in einigen frühern Corpsburschen, wie dem Abgeordneten von Zitzewitz, warme Vertheidiger fand. Auch allen diesen Fragen gegenüber bewährte sich von Goßler als ebenso takt- wie maßvoller Redner und eifriger Anwalt der Universitäten. Hier aber wagte das Centrum einige Vorstöße, welche geradezu als Uebergriffe bezeichnet werden könnten und die bedenklichste Seite dieser Partei zeigten: den Eifer, die Schule in kirchliche Fesseln zu schlagen. So beschwerte sich Windthorst darüber, daß Professoren der bonner paritätischen Universität sich an dem Deutschen Verein, der bekanntlich den Kampf gegen die Ultramontanen in den Rheinlanden organisirt hat, betheiligen dürften, ohne daß ihnen dies von dem Curator der Universität untersagt worden sei. Daran knüpfte sich eine längere Debatte; die gesetzliche Stellung der Curatoren wurde von dem Minister betont, der hier die Freiheit der Wissenschaft vertrat. Gerade in diesem Falle zeigte sich das so oft mit der Freiheit kokettirende Centrum als eine der schlimmsten Reactionsparteien, welche zu vormärzlichen Zuständen zurückzulenken suchte. Auch die freien Universitäten, die Windthorst nach französischen Vorbildern verlangte, wurden von dem Minister und den Rednern der andern Parteien energisch abgelehnt. Die Debatte über den Cultusetat dauert jetzt schon über zwei Wochen; über eine Menge von Detailfragen, sowie über die kleinen Ausfälle und Pointen, in denen die einzelnen Parteien, besonders das Centrum, sich dabei gefielen, können wir hier hinweggehen.

Neben den Debatten über die kirchenpolitischen Gesetze nahm die Steuerdebatte am 15., 16. und 17. Jan. das meiste Interesse in Anspruch; sie endete damit, daß die Steuervorlagen einer Commission von 28 Mitgliedern überwiesen wurden, welche noch jetzt mit der Berathung derselben beschäftigt ist. Der Kern der Vorlagen besteht in der Steuerbefreiung der dritten und vierten Klasse der Einkommensteuer und in Einführung einer Kapitalrentensteuer. Die Debatte wurde eröffnet mit einer Rede des Freiherrn von Schorlemer-Alst, welcher den Gedanken einer Kapitalrentensteuer mit Freuden begrüßte, zugleich aber sein Bedauern darüber aussprach, daß wir noch keine Börsensteuer hätten. Die neue Steuer solle im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit wirken: dazu sei sie aber zu niedrig angesetzt. Auch gegen eine gänzliche Befreiung der dritten und vierten Stufe hege er Bedenken; der Sprung von der Steuerfreiheit bis zur Besteuerung mit 12 Mark sei zu empfindlich. Bei der Rentensteuer fehle, gegenüber den Einkommen, die 10000 Mark überschreiten, die Progression; es heiße wieder bei den obern Zehntausend: „Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß." Gegen jede Beeinträchtigung des Wahlrechtes durch die Vorlagen protestirte der Abgeordnete des Centrums. Im Namen der Conservativen sprach von Rauchhaupt dem Finanzminister seinen Dank aus dafür, daß er sich an das schwierige Werk einer Reform unserer directen

Digitized by Google

Steuer gemacht habe; seine Partei sehe in der Vorlage größtentheils ihre Gedanken verwirklicht. Die Reform des directen Steuersystems sei die nothwendige Voraussetzung für eine Fortentwickelung der indirecten Steuern. Das ganze Productionssystem habe sich im kapitalistischen Sinne verschoben, deshalb müsse das mobile Kapital mehr belastet werden. In Bezug auf die Grenze der Steuerfreiheit herrschten bei seiner Partei zwei Meinungen; die eine wollte die Steuer nicht erst bei 1200, sondern schon bei 1000 Mark eintreten lassen. Im Namen der Fortschrittspartei sprach Richter: er griff besonders die Declarationspflicht der Arbeitgeber in Bezug auf das Einkommen ihrer Arbeiter an und die Schmälerung des Wahlrechts. Was er über seine eigenen Anschauungen einer Steuerreform sagte, ging im Grunde nur auf eine Verminderung der Steuern hinaus, abgesehen von der verlangten Erhöhung der Zucker- und Branntweinsteuer, und forderte die scharfe Kritik des Finanzministers von Scholz heraus, welcher im übrigen die Steuervorlagen nicht als das Product einer geschlossenen consequenten und allein zum Wort gekommenen Regierungspolitik bezeichnete, sondern nur als eine weit entgegengestreckte Hand zum Compromiß über die persönliche directe Staatssteuer. Die Steuerfreiheit der dritten und vierten Klasse bilde das Hauptinteresse der Regierung in der Vorlage: die Wahlrechte wolle sie nicht verkümmern; doch wegen der an der Steuerverfassung anhängenden Wahlrechte dürfte diese nicht petrificirt werden. Gegen eine Contingentirung und Quotisirung der Steuer sprach sich der Finanzminister entschieden aus.

In dem Rahmen, der durch die Debatte des ersten Tages gegeben worden war, bewegte sich die Debatte der beiden folgenden; die Freiconservativen (Freiherr von Zedlitz) sprachen Bedenken aus gegen die Aufhebung der vierten Klassensteuerstufe, gegen die Doppelbesteuerung der Actiengesellschaften. Die Nationalliberalen (Hobrecht) hielten die Aufhebung beider Klassensteuerstufen mit Rücksicht auf die Commune für bedenklich und eine Ertragssteuer vom mobilen Kapital nur für gerechtfertigt unter gleichzeitiger Reform der übrigen Ertragssteuern; die Secessionisten (Rickert) erklärten sich für Quotisirung und überhaupt gegen die Vorlage. Ueberwiegend sprachen conservative Redner, Wagner mit pathetischem Appell an den Patriotismus, Cremer mit den gewohnten Anklagen der berliner Steuereinschätzungscommissionen: die Generaldebatte machte den Eindruck, daß, wie auch schon Rickert aussprach, wenig von der Vorlage übrigbleiben wird.

Die Mordthaten in Wien, besonders die gegen die Beamten der Polizei verübten Attentate haben die Regierung veranlaßt, Ausnahmeverfügungen zu treffen und durch die Verordnung vom 30. Jan. fünf Hauptartikel des Staatsgrundgesetzes vom 4. Dec. 1867 zu suspendiren. Von dieser Verordnung werden die Gerichtssprengel Wien, Kornneuburg und Wiener-Neustadt betroffen. Das Gesetz vom 5. Mai 1869 gestattet eine solche zeitweise Suspension der Grundgesetze, „wenn in ausgedehnter Weise hochverrätherische oder sonst die Verfassung bedrohende oder die persönliche Sicherheit gefährdende Umtriebe offenbar werden". Ohne Frage hat das tumultuarische Auftreten der wiener Arbeiterbevölkerung, welches mehrfach das Einschreiten der bewaffneten Macht zur Folge hatte, haben die frühern und letzten Einbrüche, Raubmorde und Brandstiftungen, vor allem aber die Angriffe auf die zur Ueberwachung der Bewegung bestimmten Polizeimänner ein Gefühl der Unsicherheit in Wien hervorgerufen, und die Bedrohung des friedlichen Bürger- und Beamtenthums durch die Anarchisten ruft die öffentliche Gewalt zur Gegenwehr auf. Gleichwol ist nicht nachgewiesen, daß die Verbrechen der einzelnen in irgendwelchem Zusammenhang untereinander und mit einer geheimen Centralgewalt stehen, wie dies bei den russischen Nihilisten der Fall ist: es sind Improvisationen überspannter Köpfe, die allerdings auf einem gemeinsamen Boden stehen mit den Agitationen der extremen Partei, aber von dieser keines-

Digitized by Google

wegs veranlaßt oder geboten worden sind. Die englische Regierung denkt nicht daran, wegen der vereinzelten Attentate und Drohungen der Fenier, obschon diese eine in Haupt und Gliedern organisirte Partei sind, die ihre Sendlinge ausrüstet und beauftragt, die Habeas-Corpus-Acte aufzuheben. Ebenso wenig hat die preußisch-deutsche Regierung nach den Attentaten auf den Kaiser eine Aufhebung aller verfassungsmäßigen Volks- und Freiheitsrechte verordnet, sondern sie hat durch das Socialistengesetz ausschließlich jene bestimmte Partei zu treffen gesucht, der sie die Ausschreitungen jener hirnverbrannten Köpfe schuld gab.

Wenn man schon gegen dies Socialistengesetz, dessen Handhabung keineswegs die Presse der andern Parteien, ihre Vereine und Versammlungen belästigte, berechtigte Einwendungen erhob, so ist es begreiflich, daß das Vorgehen der österreichischen Regierung bei der Linken des Abgeordnetenhauses auf lebhafte Opposition stieß und das stets wache Mistrauen der deutschen Partei erregte, die Regierung wolle diese Ausnahmemaßregeln vorzugsweise gegen sie selbst zur Geltung bringen, und wie das volksthümliche Sprichwort sagt, zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen. Graf Taaffe erklärte in der Sitzung vom 5. Febr., er wolle nur einer ad hoc erwählten Commission nähere Auskunft über die Sachlage geben, welche die Regierung zur Suspension der verfassungsmäßigen Rechte genöthigt habe, doch auch dies nur unter der Bedingung vollster Discretion. Um den entschiedenen Widerspruch der Deutschliberalen zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, wie groß die Ausdehnung der Machtbefugnisse ist, welche die Regierung dadurch in ihre Hand bekommen hat: die persönliche Freiheit, das Hausrecht und das Briefgeheimniß sind suspendirt; Vereine dürfen nicht ohne Bewilligung der Behörden gebildet werden, Volksversammlungen dürfen nicht stattfinden; zu Wählerversammlungen, öffentlichen Aufzügen jeder Art, Volksfesten, Processionen ist die Bewilligung der Behörden erforderlich. Das Erscheinen und die Verbreitung von Druckschriften kann verboten werden, sobald sie die öffentliche Sicherheit und gesellschaftliche Ordnung gefährden. Druckereien, Buch- und Kunsthandlungen können zeitweilig geschlossen werden; die Geschworenengerichte in Wien und Kornneuburg sind für Preßdelicte, mit Ausnahme von Ehrenbeleidigung, und für die übrigen von der Verordnung bezeichneten strafbaren Handlungen suspendirt. Auch darf die Regierung noch nachträglich polizeiliche Beschränkungen in Bezug auf das Paß- und Meldewesen, Erzeugung, Verkauf, Besitz von Waffen und Munitionsgegenständen, Ansammlung von Leuten, auf Demonstrationen und Gebrauch von Abzeichen erlassen. Wiederholt erklärte Graf Taaffe, es sei nicht zu besorgen, daß die von der Regierung ergriffenen Maßnahmen auch in politischer Beziehung zur Anwendung kämen; solchen abscheulichen Misbrauch zu dulden, verbiete ihm seine stets geübte politische Gerechtigkeit. Das enfant terrible der Deutschliberalen, der Abgeordnete von Schönerer, erklärte dies alles für „puren Schwindel" unter Gelächter, großem Lärm und Ordnungsruf. Er wies darauf hin, daß bereits der Vorsitzende des Deutschliberalen Vereins in Wien vor die Polizei geladen und bedeutet worden sei, daß jetzt nicht mehr die bloße Anzeige einer Vereinsversammlung genüge, sondern es müsse mittels eines gestempelten Gesuchs unter Vorlage einer genau angegebenen Tagesordnung um die Erlaubniß nachgesucht werden, die Versammlung abhalten zu dürfen. Schönerer, im weitern Verfolg seiner Rede an das deutsche Socialistengesetz und das Vorgehen des Fürsten Bismarck zur Verbesserung der trostlosen Lage der Arbeiter anknüpfend, bringt zwei Anträge ein: den ersten auf Alterversorgungskassen mit Gewährleistung des Staates, den zweiten auf Unterstützung nothleidender Familien, deren Ernährer auf Grund der erlassenen Ausnahmemaßregeln verhaftet oder ausgewiesen worden. Der erste Antrag, eine vom Zaun gebrochene Copie der großen Organisationsplane des deutschen Reichskanzlers und ohne die umfassendsten Vorbereitungen gänzlich in der Luft schwebend, wird gar nicht unterstützt, wohl aber der zweite. So beginnt

Digitized by Google

auch das österreichische Abgeordnetenhaus Socialpolitik zu treiben: bei seiner Zusammensetzung darf man übrigens daran zweifeln, ob es weit damit kommen wird.

Hat doch selbst die achttägige Sprachendebatte, welche dasselbe vorher beschäftigte, nur zu Tagesordnungen geführt, durch welche alles beim alten gelassen wird. Daß die deutsche Sprache in Oesterreich im großen und ganzen die Staatssprache sei, ist indeß von allen Parteien anerkannt und eine durch die Debatte unberührte Thatsache geblieben. Keiner der Anträge erhielt die Majorität, weder der Antrag des Grafen Wurmbrand, die deutsche Sprache als Staatssprache zu codificiren, noch die Anträge von Herbert und Herbst, die gegen einzelne sprachliche Verordnungen der Regierung gerichtet waren.

Die Debatte war im ganzen maßvoll; nur der Abgeordnete von Plener ließ sich zu leidenschaftlichen Ergüssen hinreißen, durch welche auch Oesterreichs Stellung nach außen berührt wurde. Der Abgeordnete Sturm gedachte mit Wehmuth verschwundener Zeiten, als Oesterreich noch an der Spitze Deutschlands stand; er sprach es aus: „Wir haben noch nicht gelernt, das Unglück unserer tapfern Armee bei Königgrätz, den Verlust unserer deutschen Stellung, für welche im Dienste unsers Kaisers 10000 brave Soldaten ihr Leben lassen mußten, als ein Glück zu betrachten.“ Das jetzige deutsch-österreichische Bündniß sei gegen die slawische Hochflut gerichtet gewesen; jetzt aber müßten sie eine slawische Vorherrschaft sich gefallen lassen. Die Sprachenfrage des polyglotten Oesterreich läßt sich kaum durch politische Verhandlungen und Verordnungen lösen, sie hängt mit culturellen Voraussetzungen zusammen, die sich bis in das feinste Geäder des Volkslebens erstrecken, dessen Mischung hier eine so merkwürdige ist wie fast in keinem andern Staate. Daß aber die Regierung gegen das Deutschthum Partei ergreift, in Kärnten, Krain und andern Kronländern deutsche Ortsnamen slawisirt, die sich vordrängenden deutschfeindlichen Tendenzen der andern Nationalitäten unterstützt: das ist in einem Staate, in welchem die deutsche Sprache doch einmal die Trägerin der einheitlichen Verwaltung und Verfassung ist, eine Anomalie, welche die wachsende Verbitterung der deutschliberalen Partei begreiflich macht.

In Frankreich lavirt das Ministerium Ferry im ganzen glücklich genug zwischen den Klippen seiner auswärtigen Politik und der hochgehenden innern socialen Agitation. Von Tongking sind keine frischen Lorbern herübergekommen, mit denen das Cabinet sich schmücken könnte. Der Admiral Courcet temporisirt und wartet auf Verstärkungen; Bacning scheint keine so leichte Beute zu sein wie Sontay. Inzwischen rüsten die Chinesen und haben dazu volle Zeit und Muße. Die französische Diplomatie scheint aber in Hué das Feld zu behaupten, auch dem neuen Regenten gegenüber. Kien-Thui hat den französischen Gesandten Tricou in feierlicher Audienz empfangen und die Ausführung des mit dem vorigen Herrscher abgeschlossenen Vertrages zugesagt. Frankreich wird die Citadelle in Hué besetzen: ein wichtiges Pfand dafür, daß die neue Abmachung eine ernstgemeinte ist; auch behauptet die französische Macht in der Hauptstadt des Landes dadurch eine gebietende Stellung. Ob das pariser Cabinet selbst indeß mit ruhigem Blut an die möglichen Verwickelungen denkt, die aus der immerhin waghalsigen Tongkingexpedition entstehen können, ob nicht bisweilen unheimliche Ahnungen das Ministerium Ferry beschleichen, der Ausgang dieser Expedition könne ein ähnlicher sein, wie derjenige der mexicanischen unter Napoleon III gewesen ist: wer kann es wissen?

Im Innern aber beschäftigt die wirthschaftliche Krisis Ministerium und Kammern. Gerade auf diesem Gebiete hat die Staatsleitung einen um so schwierigern Stand, als die Arbeiterbevölkerung ein besonderes Recht zu haben glaubt, gerade von der Republik eine Abhülfe dieses Nothstandes zu verlangen. Eine wirthschaftliche Krisis ist unleugbar vorhanden, besonders in gewissen Manufacturzweigen, und

Digitized by Google

die Arbeiterbevölkerung entwickelt auch eine besondere Regsamkeit, welche unheimliche Erinnerungen wach ruft, nicht blos an die Commune, sondern auch an die Juniinsurrection von 1848, in welcher sich die Arbeiter mit der rothen Fahne ebenfalls gegen eine Republik erhoben, welche ihren Ansprüchen nicht genug gethan.

Am 10. Jan. hatte ein Meeting der arbeitslosen Arbeiter stattgefunden, auf welchem eine Petition an die Kammer entworfen wurde, sie möchte für die unbeschäftigten Arbeiter sorgen. Am 12. Jan. wurde diese Petition von den Delegirten der Versammlung ins Palais-Bourbon gebracht. Doch wurde auf Grund einer Bestimmung der Geschäftsordnung die Vorlesung der Petition seitens eines Abgeordneten von dem Präsidenten Brisson untersagt. Eine Petition unbewaffneter Arbeiter konnte an sich der Versammlung keinen Schreck einjagen; aber sie empfand doch ein unheimliches Gefühl bei dem Gedanken an die verschiedenen Invasionen der pariser Arbeiter in den gesetzgebenden Versammlungen der großen Revolution und der Februarrevolution. „Wir erschienen dort, wie der Hund beim Kegelspiel", sagte der eine der Arbeiter, als er seinen Genossen Bericht erstattete. Später legte die äußerste Linke Beschlag auf die Delegirten; sie ließ sich von ihnen Daten über die Nothlage geben und erhielt die Bestätigung, daß die Arbeitslosigkeit sehr groß sei; von 40000 Maurern seien nur 10000 beschäftigt, von 30000 Steinhauern seien noch 15000 in Paris und ungenügend beschäftigt; die Tischler litten unter der Concurrenz mit dem Auslande. Im übrigen betrachteten die Arbeiter auch die Männer der äußersten Linken als ihre politischen Gegner, was diesen eine unangenehme Enttäuschung bereitete. Clémenceau kennt die Schrecken der socialen Revolution, mit welcher die Arbeiter drohen, aus nächster Nähe; denn er war während des Communeaufstandes Maire von Montmartre. Wie eifrig hat er um die Volksgunst gebuhlt, und jetzt bezeichnete ihn einer der Delegirten bei seiner Berichterstattung als einen Hanswurst.

Einige unkluge Maßregeln der Regierung haben die Agitation auch in andere Kreise getragen. Der Seinepräfect hat im sanitätspolizeilichen Interesse angeordnet, daß Kehricht und Küchenabfälle nicht mehr auf die Straße geschüttet, sondern in vorgeschriebenen Kästen vor die Thür gesetzt werden sollen, um dann von den Abfuhrwagen fortgeschafft zu werden. Dadurch wurden die Lumpensammler in ihrem Gewerbe aufs äußerste beeinträchtigt: es gibt unter den Chiffonniers von Paris sehr arme, aber auch sehr reiche Leute; alle machten gemeinsame Sache und protestirten in zahlreichen Versammlungen gegen die Verordnung des Präfecten: 40000 Lumpensammler — das ist allein schon eine Armee, die gefährlich werden kann. Sie fanden überall Unterstützung, auch in der Deputirtenkammer, und der Präfect sah sich genöthigt, den Lumpensammlern die Durchforschung der Gemüllkästen zu gestatten. Doch auch die Wächter der Ordnung selbst wurden in Aufregung versetzt durch die vorgeschlagene Uebernahme der Polizeipräfectur durch den Staat, denn dabei wären ihre Pensionsansprüche verkürzt worden. Auch sie hielten ihre Versammlungen und brachten ihre Petitionen ein; wie es heißt, suchten in diesen Kreisen besonders die Monarchisten Unkraut unter den Weizen zu säen: man beruhigte sie durch das Versprechen, den misfälligen Paragraphen bei der zweiten Lesung in der Kammer zu streichen. Auch an andern Versammlungen radicalster Tendenz fehlte es nicht. Bei einem Revisionsmeeting in Vauxhall wurde am 20. Protest gegen die Politik Ferry's erhoben und eine Constituante für die Verfassungsrevision verlangt. Gleichzeitig tagten 2000 Anarchisten in der Salle Graffart: und da stand Rache für die unterdrückte Commune und die rothe Fahne auf der Tagesordnung.

Der Stein der wirthschaftlichen Frage war einmal ins Rollen gekommen, und vom 24. Jan. ab beschäftigte sie fast ausschließlich die Deputirtenkammer. In Vorschlägen zu Gunsten der Arbeiter wetteiferte die Rechte mit der äußersten Linken: man buhlte um die Volksgunst. Wer weiß, ob nicht mancher stille Seufzer nach Versailles

Digitized by Google

geht, wo eine Pression durch die Volksmassen unmöglich war. Die einen wollen von neuem die ausdrückliche Anerkennung des Rechts auf Arbeit und Unterstützung; Langlois, welcher die Interpellation über die wirthschaftliche Lage stellt, verlangte gewerbliche und sociale Gegenseitigkeit, „Socialisation" des Kapitals, durch welche die Löhne erhöht, die Preise ermäßigt, die Bankrotte und Krache vermieden, die überflüssigen Zwischenhändler beseitigt würden; Brousse verlangt eine nationale Pensionskasse auf breitester Grundlage. Baudry d'Asson findet, daß die Absorption der Nation und ihrer wirthschaftlichen Kräfte durch die Regierung die Schuld der jetzigen Krisis trage. Graf de Mun stellte dieselbe in eine internationale Beleuchtung: Frankreich solle die Initiative zu einer solchen Behandlung der Frage ergreifen. „Das Kapital", sagt er, „ist übermächtig geworden, beherrscht alle Verhältnisse, veranlaßt ungeheuere Umsätze, ist dabei ohne Namen, ohne Verantwortung, ohne Vaterland!" Am kühnsten in Bezug auf die Vorschläge zur Abhülfe der Arbeiternoth war Tony Révillon, welcher verlangte, der Staat solle großartige Arbeiten ausführen lassen, um die Arbeiter zu beschäftigen, ihnen Wohnungen bauen und den Arbeitersyndikaten größere Summen zur Verfügung stellen, damit sie ihre Mitglieder unterstützen können.

Frei von allen Illusionen und Utopien hielt sich der Cabinetschef Ferry in seiner großen Rede am 28. Jan., die erst am 31. ihren Abschluß erhielt. Sie verbreitete Klarheit über die Lage der Verhältnisse, auch über die Ursachen der Krisis: aber durchgreifende Mittel zur Abhülfe wußte auch Ferry nicht vorzuschlagen. Er entlastete zunächst sein Ministerium von jeder Mitschuld an dem Nothstand, dessen Ursachen er auf eine frühere Zeit zurückschob, erkannte überhaupt dieselben nur für einzelne Industriezweige an, wies die Staatshülfe zurück und sprach sich besonders energisch gegen den Ausschluß fremder Waaren und Arbeiter aus, da dies unvermeidlich für Frankreich höchst verderbliche Repressalien hervorrufen werde. Gegenüber den Aufhetzereien der patriotischen Liga gegen die Deutschen fiel sein Wort, wenn er auch gerade die deutschen Arbeiter nicht nannte, schwer ins Gewicht. Die Ausfuhr an Fabrikaten übersteigt, wie er erklärte, die Einfuhr noch immer um 1,200000 Mark, und das Zurückgehen einzelner Industriezweige sei durch die Ueberproduction der letzten Jahre, durch die hohen Arbeitslöhne und die Concurrenz der französischen Provinzen mit der Hauptstadt veranlaßt. Das Resultat der langen Reden und Debatten war, daß die Kammer sich selbst ein Zeugniß des Wohlverhaltens ausstellte. Die Majorität nahm eine motivirte Tagesordnung an, indem sie erklärte, sie werde in ihrer socialen Reformpolitik beharren und fortfahren, nach Möglichkeit die nationale Arbeit zu schützen. Die Delegirten der Arbeitslosen erwarten aber von der socialen Reformpolitik der Kammer mehr als Vorschläge und Debatten und motivirte Tagesordnungen mit unmotivirtem Selbstlob. Am 2. Febr. gewann Clémenceau für seinen Antrag, eine Commission zur Enquête der wirthschaftlichen Lage einzusetzen, trotz des Widerspruchs, den Ferry dagegen erhob, die Majorität der Kammer. Die Stellung des Ministeriums wird dadurch nicht erschüttert, wenngleich Clémenceau als Zukunftsmann einige Chancen gewonnen hat.

Die Situation in Frankreich ist danach angethan, die Hoffnungen der Monarchisten zu nähren; die äußere Politik gewährt dürftigen Ruhm und beschwört Gefahren herbei; die innere ist chaotisch genug, obgleich Ferry das Steuerruder nicht ohne Geschick handhabt und kaum durch einen bessern Steuermann unter den Politikern des Tages ersetzt werden könnte. Die Schwäche der Monarchisten besteht nur darin, daß sie aus zwei verschiedenen und feindlichen Parteien bestehen. Thiers bekehrte sich zur Republik wegen der „dreifachen" Monarchie, die an ihre Stelle zu treten suchte; jetzt ist durch den Tod des Grafen Chambord ein Factor ausgeschieden; doch noch sind die Bonapartisten und die Orléans übriggeblieben. Die letztern gebieten bereits über eine weitverzweigte Organisation im Lande; die

Digitized by Google

erstern halten den jetzigen Augenblick für geeignet, hervorzutreten: Jérôme Bonaparte erklärt, die Verfassung müsse durch das allgemeine Stimmrecht festgestellt und durch dieses auch das Staatsoberhaupt gewählt werden. Zur Agitation für das Programm werden Versammlungen ausgeschrieben, welche Comités bilden sollen. Während sich jetzt die Bonapartisten rühren, ist einer der vielgenanntesten Vertreter der idées Napoléoniennes aus dem Leben geschieden. Rouher, Napoleon's III. rechte Hand, der treueste Diener des Kaisers, ist am 2. Febr. gestorben. Die jetzigen Bonapartisten brauchen diesen Verlust nicht zu beklagen; denn er stand den Anhängern Jérôme's fremd gegenüber. Schon vom Prinz-Präsidenten zum Justizminister gemacht, hat der Advocat aus der Auvergne mehrfach Portefeuilles unter dem Kaiserreich innegehabt und besonders von 1863—69 eine ministerielle Dictatur ausgeübt. Nach der Katastrophe vom 2. Sept. 1870 war er der officielle Rathgeber der Kaiserin, was ihm den Beinamen Vicekaiser zugezogen. Als geläufiger Redner hat er die äußere Politik des Kaiserreiches ebenso wie die innere mehrfach vertheidigt: doch seine Anwaltschaft für die mexicanische Expedition, seine Tröstungen nach der Schlacht bei Sadowa, haben seinen Namen mit den unglücklichsten Wendungen der kaiserlichen Politik verknüpft. Auch sein „Jamais", als die Räumung des Kirchenstaates von den französischen Truppen in Frage stand, ist in der Erinnerung geblieben als eine jener Hyperbeln der Machthaber, welche die Geschichte bald corrigirt. Obschon von Haus aus Schutzzöllner, vertheidigte er die Handelsverträge, welche der Kaiser abschloß, wie er auch bei allen Finanzoperationen desselben mitwirkte. Nur mit die Reformpolitik der Plebiscite konnte er sich nicht befreunden; er hatte ja früher für Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes plaidirt. In der Republik war Rouher der Chef der Bonapartisten, und erst der Tod des jungen Prinzen Napoleon zerstörte alle Hoffnungen seiner Partei: so trat er von der politischen Bühne zurück. Den Ruhm eines großen Staatsmannes wird man ihm nicht zuerkennen; aber er war der gewandteste und unermüdlichste Advocat des Imperialismus, ein treuer Diener seines Herrn und seiner Herrin, eine Säule, die noch feststand, als rings die ganze Herrlichkeit des Kaiserthums bereits in Trümmer gefallen war.

Das englische Parlament ist am 5. Febr. eröffnet worden. In Bezug auf die innere Politik stellt die Thronrede Vorlagen über die Erweiterung des Wahlrechtes, Ausdehnung der Reform der Localregierung auf die Provinzen und die Einrichtung einer Municipalregierung in Aussicht, welche die ganze Stadt London umfassen solle. Die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten werden für durchaus freundschaftliche erklärt: die Verhandlungen mit Frankreich über Madagascar seien beendet und hätten das herzliche Einvernehmen zwischen beiden Mächten bestärkt. Was die Verhandlungen mit den Delegirten des Transvaallandes betrifft, so hofft die Königin einen günstigen Abschluß. In Irland bessere sich die Lage fortdauernd, während im Zululande die Unruhen sich stets erneuerten.

Gespannt war man besonders auf die Aufschlüsse der Thronrede betreffs des Aufstandes im Sudan. Die Königin erklärte, daß die Befehle, die im Herbst wegen Zurückziehung der englischen Occupationstruppen aus Aegypten erlassen worden, wegen der Niederlage der ägyptischen Truppen im Sudan zurückgenommen werden mußten: dennoch bliebe der früher angegebene Zweck der englischen Occupation unverändert. Die Königin ertheile der ägyptischen Regierung Rathschläge, welche in Bezug auf die Weiterentwickelung der Hülfsquellen und die sociale Lage des Landes gewünscht würden. Gordon sei abgeschickt worden, um über die geeignetsten Mittel zur Räumung des innern Sudan zu berichten und bei Ausführung derselben mitzuwirken.

Der Aufstand im Sudan hat indeß immer größere Dimensionen angenommen; und wenn auch einige günstige Nachrichten über die Sicherheit Chartums und

Digitized by Google

Berbers, über die Unterwerfung einzelner Araberstämme in der Nähe der letztern Stadt, über einige siegreiche Scharmützel der Truppen Baker-Pascha's die Hoffnung auf eine bessere Wendung der Dinge wach hielten, so hat die Nachricht von der Niederlage Baker-Pascha's alle diese Hoffnungen wieder vereitelt und die Thatsache, daß von El-Obeid bis zum Rothen Meere alle Stämme das ägyptische Joch abzuschütteln bereit sind, vollkommen bestätigt. Am 4. Febr. hat Baker-Pascha bei Tokar eine schwere Niederlage erlitten, ohne von einer Uebermacht angegriffen zu werden: er hat 2250 Mann, darunter 96 Offiziere, verloren. Die ägyptischen Soldaten und die schwarzen Truppen warfen die Waffen fort und ergriffen die Flucht. In Suakim sammelten sich die geschlagenen Truppen. Jetzt handelt es sich nicht mehr um den Sudan; es handelt sich um Nubien und die Häfen des Rothen Meeres.

Inzwischen ist auch General Gordon in Ausführung seiner Mission bis nach Berber gekommen. Die Nachricht von seiner Gefangennahme durch die Araber hat sich nicht bestätigt. Gordon, im Begriff, nach dem Congo abzureisen, wohin ihn der König von Belgien entsendet hatte, wurde nach London zurückberufen: er sollte nach Chartum sich begeben und mit dem Mahdi persönlich unterhandeln. Die Summe von 100000 Pfd. St. ist ihm zur Verfügung gestellt, um die Führer der Araber zu bestechen.

Einer großen nationalen Erhebung gegenüber erscheint diese Krämer- und Schacherpolitik ebenso kleinlich, wie die Hoffnungen auf einen Erfolg derselben nicht recht erklärlich. Lord Derby erklärte erst neuerdings wieder, England denke nicht daran, den Sudan für Aegypten zu behaupten. So wird es Nubien und vielleicht Aegypten selbst gegen den Mahdi vertheidigen müssen: schon jetzt sind seine Positionen am Rothen Meere bedroht. Als der Vicekönig von Aegypten für den Sudan ins Feld ziehen wollte, ertönte das englische Veto; als der Sultan seine Truppen gegen den falschen Propheten ins Feld schicken wollte, stellte ihm England unmögliche Bedingungen. Jetzt rücken die Vorkämpfer des Panislamismus mit großer Heeresmacht, mit dem ganzen Gewölk der Steppe heran, um Arabi's gescheitertes Werk zum Siege zu führen, und da soll General Gordon mit 100000 Pfd. St. in der Tasche den Sturm beschwören, die große Reaction des innern Afrika gegen die von den Europäern in Besitz genommene Peripherie des Erdtheils?

Ohne Frage hat schon jetzt die ägyptische Politik Gladstone's ein klägliches Fiasco gemacht, und das Cabinet wird dasselbe schwerlich überleben. Im Unterhause stellte Churchill, gleich nachdem der Premier die Hiobspost mitgetheilt, den Antrag, in der Adresse auf die Thronrede das Verlangen auszusprechen, daß die gegenwärtigen Rathgeber der Krone durch solche ersetzt werden, welche das Vertrauen des Landes besitzen. Dieser Antrag wurde vom Sprecher des Hauses als ordnungswidrig bezeichnet; doch schon am 7. Febr. kündigten Lord Northcote im Unterhause, Lord Salisbury im Oberhause ihre Anträge auf ein Mistrauensvotum gegen das Ministerium an. Die Minister in London conferiren fortwährend: das Dringlichste ist die Verstärkung der Besatzung von Suakim. Ueberhaupt sollen 8000 Mann Verstärkungen nach Aegypten geschickt werden. Sehr willkommen wäre den Engländern die Bundesgenossenschaft Abyssiniens: doch diese wird so leichten Kaufes nicht zu erwerben sein. Ohne ein neues Tel-el-Kebir wird Nubien schwerlich zu halten sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY UNIVERSITY CALIFORNIA

Der Sudanaufstand und die englische Politik.

Von

L. von Assenbuch.

I.

Es ist nicht leicht, sich über Wesen und Bedeutung der im Sudan ausgebrochenen Bewegung klar zu werden. Indessen bietet die Geschichte des Islam doch eine lange Reihe analoger Fälle, deren Betrachtung das Verständniß für die Ausbrüche einer religiösen Ueberreiztheit erleichtert und es erklärlich macht, warum Schwärmer und Sektirer unter der Herrschaft des Halbmondes oft so schnell zu Macht und Ansehen gelangen. In dem vorliegenden Fall wird zunächst die Frage zu entscheiden sein, ob der Aufstand im Sudan vorwiegend eine religiös-islamitische oder eine national-arabische Bewegung ist. Sie würde sich dem entsprechend entweder gegen das herrschende Religionssystem, gegen die orthodoxe Richtung einer im Formalismus erstarrten Priesterkaste, d. h. gegen die Ulema richten und hauptsächlich das Khalifat bedrohen; oder sie würde der alten, eingewurzelten Abneigung der arabischen Rasse gegen die türkische ihren Ursprung verdanken, auf politische Ziele gerichtet sein und autonome Staatsformen anstreben. Im letztern Falle wäre sie der Beginn einer Revolution, welche den Bestand der Pfortenregierung ernstlich gefährden könnte. In beiden Fällen bekämpft sie den Einfluß der Fremden und die abendländische Cultur. Wie weit in der gegenwärtigen Phase des Aufstandes religiöse oder politische Tendenzen überwiegen, wird heute schwer festzustellen sein. Jedenfalls sind beide Elemente in der Bewegung bereits vorhanden, und wird der Mahdi je nach den Umständen entweder die Rolle des Propheten weiter spielen oder die durch Beseitigung Arabi's erledigte Stellung eines arabischen Volkstribunen einnehmen.

Um sich den Charakter eines solchen morgenländischen Prophetenthums klar zu machen, wird es nothwendig sein, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelungsgeschichte der islamitischen Religionsideen zu werfen.

Es besteht eine, vielen asiatischen Stämmen eigene Tradition, nach welcher Gott in menschlicher Gestalt auf Erden erscheint, oder doch ein Theil seines Wesens auf einzelne Menschen übergeht. Diese bis in die ältesten Zeiten hinaufreichende Vorstellung ist wahrscheinlich indischen Ursprungs. Jedenfalls hängt sie mit der

Digitized by Google

buddhistischen Legende der Incarnation zusammen und ist mit der Ausbreitung jener Glaubensrichtung schon einige Zeit vor Christi Geburt unter den Volksstämmen Westasiens verbreitet gewesen. Ueber Baktrien drang diese Lehre nach Persien, wo sie immer mehr an Boden gewann und sich zu der Anschauung ausbildete, daß die Gottheit sich in den Fürsten verkörpere. Es entstanden hier verschiedene Sekten, von denen sich z. B. die Aly-Ilahy und die Jezydys noch bis in die Gegenwart hinein erhalten haben. Die orthodoxen Mohammedaner belegen sie mit dem Spottnamen Teufelsanbeter. In Wirklichkeit glauben sie an eine successive Incarnation der Gottheit, welche sie in ihren Propheten verehren. Auch in Indien besteht noch heute die Sekte der Mahârâjas, deren Stifter zu Anfang des 16. Jahrhunderts sich als Incarnation Krischna's ausgab. Zur Zeit leben 60—70 Nachkommen von ihm, die sämmtlich göttlicher Ehren genießen. In Bombay allein bekennen sich 60000 Menschen zu dieser Lehre, die ihre stärkste Stütze unter den Weibern findet. Die skandalösen Mysterien dieser Sekte finden ihr Analogon in den schamlosen Auftritten, deren Zeugen vor wenig Jahren und wahrscheinlich noch jetzt die Besucher der Messe von Tantah sein können. Im Jahre 1876 wenigstens hat der Verfasser dieses Aufsatzes noch Gelegenheit gehabt, diesen, an den antiken Phallusdienst erinnernden Festen beizuwohnen, deren öffentliche Ausschreitungen zu hindern die ägyptische Regierung machtlos oder vielleicht auch nicht willens war.

Nachklänge dieser Incarnationsidee finden wir auch in Syrien, wo die Drusen noch heute den im 12. Jahrhundert lebenden Khalifen Hakim als Gottmenschen verehren, und im Euphratthal, wo in der Nähe von Balsora der Cultus der Incarnation sich ebenfalls erhalten haben soll. Begreiflicherweise wurde diese Geistesrichtung abergläubischer Volksmassen von einer Reihe Betrüger ausgebeutet. In allen Theilen des Reiches tauchten falsche Propheten auf, welche vorgaben, in directem Verkehr mit Gott und seinen Engeln zu stehen und mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet zu sein. Ihre Lehre war stets eine von dem orthodoxen Islam abweichende und je nach dem Volkscharakter entweder eine pantheistisch-schwärmerische, wie in Persien, oder ascetisch-pietistische. Die letztere Richtung entsprach am meisten der Sinnesart arabischer Volksstämme. Immer waren es die untern, von der Tyrannei weltlicher Machthaber oder von den Lastern und Ausschreitungen eines entarteten Klerus angewiderten Volksklassen, an welche sich die neuen Propheten wandten und unter denen sie gläubige Herzen und opferfreudige Anhänger fanden. Der Lehre von einer Fortdauer wirklicher Offenbarung mischte sich allmählich die Vorstellung von einer erlösenden, heiligenden Kraft der Gottgeweihten bei. Die Hoffnung auf Befreiung von irdischen Leiden, die Theorie einer bürgerlichen Gleichheit aller Menschen und die im Menschen tief begründete Sehnsucht nach endlicher Erlösung und Entsündigung wurde in die neue Lehre übertragen.

So entstand allmählich die Messiasidee auch unter den Anhängern des Islam. Die Mission Mohammed's erschien als unvollendet, der Ausbildung und Erweiterung bedürftig. Es wurde angenommen, daß die Offenbarungen Gottes mit jenem ersten Auftreten des Religionsstifters nicht erschöpft seien, und das Bedürfniß nach dem directen, unausgesetzten Verkehr mit einem in Menschengestalt er-

Digitized by Google

scheinenden Mittler war so stark, daß schon bald nach Mohammed's Tode das Schisma entstand, durch welches sich ein Theil seiner Anhänger zu der Lehre von der Fortdauer einer göttlichen Mission und deren Uebertragung auf Ali und seine Nachkommen bekannte. Unter dem Einfluß einer pantheistischen Richtung verallgemeinerte sich die ursprüngliche Lehre Mohammed's so sehr, daß in Persien und bei den schiitischen Stämmen die Person Mohammed's überhaupt in den Hintergrund trat und einzelne Erleuchtete zu ihren Lebzeiten eines weit größern Ansehens genossen als der Religionsstifter selbst. Noch heute ist die während des Moharem stattfindende Gedächtnißfeier an den tragischen Tod der Söhne Ali's bei Karbêla die bedeutungsvollste religiöse Feier. Sie nimmt in dem schiitischen Cult eine ähnliche Stellung ein wie die Passionsfeier in der Reihe der christlichen Festtage.

Aber auch in andern Theilen des Khalifenreiches tauchten solche, von der orthodoxen Lehre abweichende Tendenzen auf. Wir wollen hier nur kurz an die mächtige wahabitische Bewegung erinnern, welche nicht mit Unrecht mit der deutschen Reformation verglichen worden ist. Beide stellen sich in der That dar als Manifestationen des sittlich-religiösen Volksgeistes gegen eine entartete und deshalb unpopulär gewordene Hierarchie. Während aber die Wahabiten unter der Anführung ihres Propheten Abd-al-Azyz ein mächtiges Reich begründeten, die heiligen Stätten in Mekka und Karbêla zerstörten und siegreiche Feldzüge gegen ägyptische und türkische Truppen führten, hatte die von Bab ausgehende antiorthodoxe Bewegung mehr den Charakter der Duldung und des Märtyrerthums. Bab, welcher 1822 in Schiras geboren war, vereinigte in seiner Erscheinung und in seinem Wesen alle Eigenschaften, welche ihn für die Rolle eines Messias oder Mahdi geeignet machten. Er hatte in Karbêla Theosophie studirt und war dann nach Mekka gekommen, wo er durch die Aeußerlichkeiten eines dem Fetischdienst nahekommenden Heiligencultus und die innere Leere eines versteinerten Dogmatismus tief verletzt, zuerst den Plan faßte, seine Glaubensgenossen zu einer idealern und sittlich reinern Auffassung des Korans zurückzuführen. Wie alle Sektirer, wurde der junge, schöne, bescheiden und doch charakterfest auftretende Mann zu dem, was seine Schüler und Verehrer aus ihm machen wollten. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, trat er an die Spitze einer Religionsgemeinde, ohne indessen vorerst das öffentliche Aufsehen und den Argwohn der persischen Ulema zu erregen. Aber während er selbst unscheinbar und unbeachtet in einem Winkel des Reiches lebte, durchzogen Hunderte seiner Schüler als Emissare das Land und verbreiteten im geheimen seine Dogmen. Diese stellten Bab als den erwarteten Erlöser, als „den Herrn der Zeit", als den größten aller Propheten hin. Die Bewegung nahm allmählich, namentlich unter Mitwirkung des übereifrigen, fanatischen Molla Hussein eine solche Bedeutung an, daß sie die Aufmerksamkeit der kirchlichen und politischen Organe auf sich zog. Es begann nun die Zeit der Verfolgung; Bab wurde vor Gericht gestellt, von einer Stadt in die andere geschleppt und schließlich unter grausamen Martern 1850 hingerichtet. Die Babisten wurden allenthalben unterdrückt; aber wenn auch die Sekte nicht mehr öffentlich fortbesteht, so leben die in dieser Lehre ausgedrückten Ideen doch im Geiste des Volkes fort und können

Digitized by Google

jederzeit durch die Anregung eines begeisterten Schwärmers wieder an die Oberfläche gelangen.

Die beiden reformatorischen Bewegungen, der Babismus und der wahabitische Aufstand, waren gegen die herrschende theokratische Staatsform gerichtet. Aber die Verschiedenartigkeit in ihrem Verlauf sowol als in der Wahl der Actionsmittel ist äußerst merkwürdig und zugleich bezeichnend für die Stammeseigenthümlichkeiten der persischen wie der arabischen Rasse. Dort passives Märtyrerthum und schwärmerische Duldung, hier fanatischer Glaubenskampf und Uebergreifen der religiösen Anschauungen auf das politische Gebiet. Der Araber leidet nicht nur für seine religiösen Ueberzeugungen, er kämpft für dieselben mit Feuer und Schwert. Das Stammland des Islam birgt noch jetzt dieselben kriegerischen Elemente wie zur Zeit der Hedschra. Wenn hier ein Mahdi auftritt, so will er nicht nur lehren, sondern herrschen. Die gleichgültige, fast verächtliche Toleranz der Türken gegen Andersgläubige paßt nicht zum leidenschaftlichen Charakter der Wüstensöhne. Mit dem Religionskriege verbindet sich zugleich die Schöpfung neuer Staatsbildungen, die Einsetzung neuer Dynastien. So kommt es, daß die Wahabiten trotz aller zu ihrer Unterdrückung unternommenen Kriege im Besitz eines bedeutenden Ländergebietes geblieben sind und sich in einer Art Unabhängigkeit von der stambuler Regierung erhalten haben. Auch die in den sechziger Jahren von Redif- und Mukhtar-Pascha geleiteten Expeditionen haben nur verhältnißmäßig geringe Resultate erzielt. Die Uebergabe einiger ausgehungerter Bergfestungen nach monatelanger Belagerung war alles, was erreicht wurde, und die Herrschaft des Sultans in Yemen ist eine mehr nominelle als thatsächliche. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich auch in der jetzigen Sudanbewegung dieselben Elemente wiederfinden, denen wir an der jenseitigen Küste des Rothen Meeres begegnen, und daß demnach dieser Aufstand einen ähnlichen Verlauf nehmen wird wie der wahabitische. Auch unter den Stämmen des Sudan wird in dem gegenwärtigen Führer nicht nur der gottgesandte Mahdi, sondern zugleich auch der siegreiche Glaubensheld und Volksbefreier verehrt, der nicht nur zur Wiederherstellung einer reinen Lehre, sondern zur Vertheilung irdischer Glücksgüter an seine Gläubigen ausersehen ist. Es entspricht dem semitischen Volkscharakter, mit dem Erscheinen des Messias auch die Errichtung eines großen, veredelten Weltreiches zu verbinden, eine Vorstellung, welche wir ja im Judenthum zum obersten Glaubensgrundsatz ausgebildet finden.

Unter welchen Namen immer und mit welchen Mitteln ausgerüstet die zahlreichen Propheten und Mahdis auch auftreten mochten, stets lassen sich die von ihnen vertretenen Ideen auf eine mystische Geistesrichtung zurückführen, nach welcher Gott, so oft er will, mit den einzelnen Menschen in directen Verkehr treten kann, und es für die Verkündigung der ewigen Heilswahrheiten einer privilegirten Priesterschaft nicht bedarf. Schon der Name Mahdi deutet darauf hin (machedi, mechedi oder machdi ist das Participium perfecti passivi von hada: führen, leiten. Die Aussprache ist je nach dem Dialekt der Provinzen eine verschiedene). Eine solche Gegenströmung wird verständlicher, wenn man sich mit

Digitized by Google

dem Wesen des islamitischen Klerus näher beschäftigt. Von jeher hat ein herrschsüchtiger und fanatischer Geist die Mitglieder dieser mächtigen Klasse der mohammedanischen Staatsgesellschaft ausgezeichnet. Der Umstand, daß der Khalif mit der höchsten weltlichen auch die höchste geistliche Würde in seiner Person vereinigte, daß die Ulema nicht nur Lehrer, sondern auch Rechtsgelehrte und Richter waren und daß das Besitzthum der Geistlichkeit durch ungeheuere Schenkungen der Sultane und fortgesetzte Spenden reicher Privatpersonen schließlich zu einem ganz unerhörten Umfang anwuchs: alles dies mußte den Einfluß des Klerus auf alle Regierungsacte außerordentlich steigern. Der Sultan war genöthigt, mit dieser Partei zu pactiren, wenn er sich auf sie stützen wollte. Er bedurfte ihrer sehr oft, um den Uebermuth des sich immer mehr zur Prätorianergarde herausbildenden Söldnerheeres zu dämpfen. Die hierarchisch gegliederte und nach außen fest abgeschlossene Corporation der Ulema bildete eine Art Staat im Staate. Sie rekrutirte sich aus den fähigsten Elementen der Bevölkerung. Die reichen Pfründen und Sporteln, welche Priester- und Richteramt eintrugen, zogen junge Leute aus den angesehensten Familien zu den reichdotirten Schulen und Medresehs. Aber während der politische Einfluß dieser Klasse erstarkte, gingen religiöser Eifer, Opfermuth und alle die andern sittlichen Kräfte, auf welchen der Islam gegründet war, allmählich verloren. Die Lehre Mohammed's, welche die ersten Gläubigen zu halb wahnsinniger Begeisterung entflammt und für welche Tausende von Menschen willig ihr Blut vergossen, erstarrte zu einem erdrückenden und geisttödtenden Formalismus. Der Schwerpunkt des Cultus wurde immer mehr in die peinliche Beobachtung unverstandener Uebungen und unbefriedigender Aeußerlichkeiten verlegt. Gegen diesen Rigorismus wendete sich die Agitation der Sektirer, deren Neigungen Ascese und Schwärmerei weit mehr entsprachen als verdummende Uebungen oder scholastische Spitzfindigkeiten. Seltsam genug aber verfielen auch sie sehr bald in denselben Fehler, von dem sie die herrschende Lehre befreit zu sehen wünschten. Sie waren in der stricten Observanz ihrer Gebräuche nicht weniger anspruchsvoll. So wurde und ist noch jetzt bei den Wahabiten der Genuß von Taback und Kaffee verboten. Die Babisten entsagten außerdem jeder Art von Luxus, wie dem Tragen seidener Stoffe, während sie andererseits in socialer Beziehung äußerst freisinnigen Anschauungen huldigten; so proclamirten sie unter anderm die Gleichberechtigung der Frauen und gestatteten ihnen, unverschleiert zu gehen.

Solche heterodoxen Anschauungen mußten in einem theokratischen Staatssystem natürlich mit äußerster Strenge bekämpft und ausgerottet werden. Je hohler und wesenloser die Staatsreligion wurde, desto gefährlicher erschienen reformatorische Bestrebungen, und in den blutigen Kämpfen, welche der Widerstreit der Ansichten hervorrief, fochten die Heere der Khalifen nicht nur für die Erhaltung der Dogmen, sondern auch für den Thron und die weltliche Herrschaft des Staatsoberhauptes. Immer sehen wir den islamitischen Klerus auf der Seite der Regierung. So hat denn auch jetzt die orthodoxe Geistlichkeit Aegyptens zu der Bewegung im Sudan bereits Stellung genommen und die große Moschee von Kairo den Mahdi verflucht und als Abtrünnigen bezeichnet. Dagegen haben sich der Großscherif

Digitized by Google

von Mekka und der in Stambul residirende Scheich-ul-Islam vorsichtigerweise noch nicht bestimmt ausgesprochen. An diesen beiden geistlichen Centralstellen will man augenscheinlich den Verlauf einer Krisis abwarten, welche sehr wohl zu Gunsten der allgemeinen islamitischen Idee ausgenutzt werden kann und auf Vertreibung der verhaßten Fremden gerichtet ist. Der Sultan wird sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, durch eine wohlwollende Haltung seinen Einfluß bei der arabischen Bevölkerung Nordafrikas eventuell neu zu befestigen. Er beobachtet dabei dieselbe Politik, die er während der Dictatur Arabi's einschlug. Er wird eine Entscheidung für oder wider den Propheten jedenfalls solange als thunlich hinausschieben. Auf die Pläne, welche Abd-ul-Hamid verfolgt, werden wir noch weiter unten näher eingehen. Ebenso erklärlich ist die Zurückhaltung des Scherifs von Mekka. Sie ist durch nationale Rücksichten geboten; denn die Bewegung im Sudan kann ebenso leicht in eine Auflehnung der arabischen Stämme gegen das Sultanat von Stambul übergehen und damit eine politische Spaltung der Osmanenherrschaft anbahnen. Dies führt uns zum zweiten Theil unserer Untersuchung.

Ein in allen politischen Umwälzungen unsers Jahrhunderts erkennbarer Zug ist das Zusammenströmen der Volksstämme gleicher Nationalität. Diese von den klugen Staatslenkern der Gegenwart zum leitenden Staatsprincip erhobene Strömung ist für die politische und geschichtliche Entwickelung, welche die europäischen Staaten in den letzten Decennien durchlaufen haben, so wichtig und eingreifend gewesen, daß spätere Historiker in ihr ohne Zweifel das charakteristische Merkmal der gegenwärtigen Epoche erblicken werden. Die Zeit der großen, auf gewaltsamem Wege zusammengefügten Weltreiche und dynastischen Staatsgruppen ist vorbei. Die Freiheitsbestrebungen der europäischen Völker sind, nachdem mit dem Hinwegräumen absolutistischer Staatsformen die wesentlichsten Beschränkungen des socialen Ausgleichs gefallen sind, heute auf die Vereinigung gleichartiger Stämme gerichtet. Dieser mächtige Zug, der bereits im Abendlande die Neu- und Umbildung großer Staatsorganismen bewirkte, hat sich auch den Völkerschaften des Orients mitgetheilt und ist zunächst von denjenigen erfaßt und ausgebildet worden, welche durch einen regern Verkehr mit Europa für die Uebertragung solcher Anschauungen zugänglicher waren. Auf der Balkanhalbinsel hat das Erstarken des Nationalgefühls bereits die Ablösung großer Stammesgenossenschaften von dem türkischen Reiche und die Consolidirung neuer Centren für nationale Agitation bewirkt. Aehnliche Umwälzungen bereiten sich auch neuerdings in andern Theilen der Monarchie vor, und die jüngste Kundgebung dieser autonomen Bewegung ist die Krisis, welche das Nilthal seit einigen Jahren zum Schauplatz hat. Daß auch die Vorgänge im Sudan einen analogen Charakter tragen, daß wenigstens ein, vielleicht noch unbewußter, aber deshalb nicht minder bedeutungsvoller nationaler Impuls dort vorhanden ist, kann als sehr wahrscheinlich gelten. Wir finden hierfür in der Geschichte der arabischen Volksstämme zahlreiche Belege. Was diese Rasse von andern asiatischen Bekennern des Islam wesentlich unterscheidet, ist der theils fanatische, theils demokratische Zug, der den Beduinen und Wüstenbewohnern eigen ist. Schon in den ersten Zeiten des Islam hatten die poli-

Digitized by Google

tischen und militärischen Führer der Eigenart ihrer arabischen Anhänger Rechnung tragen müssen. Die ersten Khalifen hatten nur dadurch, daß sie das Beduinenelement sich dienstbar zu machen wußten, ein so großes Reich zu gründen vermocht. Sie verstanden die Beutegier und Eroberungssucht der wilden Nomadenstämme geschickt zu benutzen und den ungezügelten Volksinstincten der großen Massen eine ihre politische Zwecke befördernde Richtung zu geben. Allein dies gute Einvernehmen blieb nur bis zum ersten Bürgerkriege, welcher die einzelnen islamitischen Stämme in ebenso viele einander feindliche Heerlager schied. Als die Parteien des langen Kampfes müde wurden, bildeten sich andere Sitten und Gewohnheiten aus. Die Khalifen und, ihrem Beispiel folgend, viele tributäre Sultane und kleine Dynasten vertheilten das eroberte Gebiet an die Heerführer, Günstlinge und die Geistlichkeit. Auch in den arabischen Districten begannen sich die Eroberer anzusiedeln und begründeten so eine seßhafte Bevölkerung, welche sich mehr und mehr dem Beduinenleben entfremdete, aus dem sie hervorgangen. Auf die Städte und die Armee stützte sich von nun an das Khalifat. Die kriegerischen Stämme aber, welche zur Ansiedelung und Ackerbebauung keine Neigung verspürten, zogen sich, mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden, wieder in die Wüste zurück und begannen die alte Nomadenexistenz: ein Räuber- und Hirtenleben, wie sie es vor dem Erscheinen Mohammed's geführt. Diese Stämme wurden von nun an die natürlichen Gegner der staatlichen Ordnung, und von Zeit zu Zeit bewiesen Massenangriffe und Invasionen in das Gebiet der friedlichern ackerbautreibenden Bevölkerung, daß Beutelust und kriegerischer Geist ihnen nicht abhanden gekommen. Eine solche Invasion, welche, einer Völkerwanderung gleich, von der Sinaihalbinsel ausgehend, das Nilthal und von dort den ganzen nördlichen Küstenstrich Afrikas überschwemmte, fand um die Mitte des 11. Jahrhunderts statt. Die eingeborene Bevölkerung dieser Districte wurde theils vernichtet, theils nach Süden verdrängt. Die schönsten und fruchtbarsten Landstriche Afrikas kamen in den Besitz dieser arabischen Horden, die von nun an auch in die politischen Verhältnisse dieser Länder eingriffen. Die Nachkommen dieser Eroberer haben die Souveränetät der Khalifen und die der osmanischen Sultane niemals vollständig anerkannt. Das Centrum ihrer theokratischen Verfassung blieb Mekka, und selbst die Besitznahme dieses heiligen Orts durch die Türken rief in dieser Hinsicht keine Aenderung in den Anschauungen der arabischen Moslim hervor, schürte vielmehr den Haß dieser Völkerschaften gegen die fremden Eindringlinge. Aehnlich wie die afrikanischen Araber dachten ihre syrischen Stammesgenossen. Hier wie dort besteht eine tiefgehende Abneigung gegen die Türkenherrschaft. Der Unabhängigkeitssinn der Araber ist ein natürliches Resultat des Bodens, den sie bewohnen, und der an ihn geknüpften Existenzbedingungen. Alle diese Völkerschaften, welche die Arabische Halbinsel, die Nordküste Afrikas und das syrische Hochland bewohnen, lebten von alters her unter eigenen, selbstgewählten Häuptlingen. Sie trieben Viehzucht oder führten ein bewegtes Nomadenleben in unfruchtbaren, schwer zugänglichen Districten. Unter solchen Menschen und auf solchem Boden konnten sich große despotische Monarchien füglich nicht entwickeln. Diese gediehen nur in den üppigen, fruchtbaren und reichbewässerten Thalgebieten,

Digitized by Google

in den großen Tiefebenen des Nil, des Euphrat und Tigris und des Indus, oder auf den freien Hochplateaus, wie z. B. auf denen von Dekan und Iran. Dort blühte der Ackerbau und eine aus den Reichthümern des Bodens sich entfaltende Cultur. Die Bewohner dieser Ländergebiete theilten das Schicksal aller ackerbautreibenden Völker und geriethen unter die Gewalt tyrannischer Dynasten. Sie waren durch ihre Beschäftigung an die Scholle gebunden, mußten alle Invasionen geduldig ertragen und konnten nicht, wie die Araber, sich in unzugängliche Schluchten und Bergfestungen zurückziehen. Unter solchen Verhältnissen entwickelte sich bei ihnen naturgemäß ein Sinn sklavischer Unterwürfigkeit, ein Servilismus, der dahin führte, daß sie ihren Fürsten eine an Abgötterei grenzende Verehrung erwiesen. Die schiitische Lehre, welche gleichfalls auf der Vergötterung einzelner Individuen, der Nachkommen Ali's, basirt, fand daher bei den Bewohnern Persiens und des alten Babylon schnellen Eingang. Ihren Anhängern erschien die Wählbarkeit oder Absetzbarkeit eines Staatsoberhauptes ganz undenkbar, ja wie etwas Gotteslästerliches. Solche Anschauungen übernahmen auch später die Turkmanen, und wir finden sie noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts in der nichtarabischen moslemischen Welt vertreten. Erst unter der Regierung der letzten Sultane von Stambul hat dieses starre Legitimitätsprincip Erschütterungen erfahren, und diese Stöße gegen die Allgewalt des jeweiligen Monarchen gingen auch wieder nur von dem arabischen Theil der Unterthanen aus.

Die Araber huldigten von alters her gewissen demokratischen Principien, welche sie dahin führten, die Ansprüche der koraischitischen Verwandten des Propheten auf das Khalifat für unbegründet zu erklären. Sie stellten die Ansicht auf, daß der Imam (das Staatsoberhaupt) aus freier Wahl der Moslim hervorzugehen habe; ja sie bestritten sogar die Nothwendigkeit eines Staatsoberhauptes und erklärten jeden ungerechten oder irreligiösen Herrscher für absetzbar. Die Erbfolge im Khalifat war damit principiell beseitigt. Wer nach dem Sinne des Volkes regierte, Ansehen und Macht besaß, war zum Herrschen berechtigt. Ihm folgten die Massen. Solchen Anschauungen verdanken die zahlreichen Sultane, Scheichs und Marabus der afrikanischen Wüstenstämme noch heute ihren Einfluß und ihre politische Bedeutung.

Aber auch die Ausübung der höchsten geistlichen Function ist für die Araber nicht an eine einzige Person gebunden. Die ältern Staatsrechtslehrer stellten bereits die Ansicht auf, daß recht gut zwei und mehrere Khalifen nebeneinander bestehen dürften, vorausgesetzt, daß ihre Gebiete sich nicht berührten und so der eine in die Machtsphäre des andern leicht hinübergreifen könnte. So sagt der ägyptische Rechtsgelehrte Ibn-Gamâ'ah: „Die letzte Alternative, worauf sich die Erlangung der Herrschaft gründet, ist die Gewalt. Wenn nämlich kein legitimer Imam vorhanden ist und niemand von jenen Personen, die zur Führerschaft befähigt sind, sich um das Imamat bewirbt, und jemand mit Gewalt den Besitz der Herrschaft erringt, wenngleich ohne daß er gewählt worden sei oder die Souveränetätsrechte durch Uebertragung erworben hätte, so ist seine Herrschaft anzuerkennen und ihm Gehorsam zu leisten, und dies, um die Gemeinde der Moslim zusammenzuhalten und Parteibildungen zu vermeiden. . . . Hat aber einer durch

Digitized by Google

Gewalt sich zur Herrschaft emporgeschwungen und es erhebt sich dann ein anderer und besiegt erstern, so ist der zweite als gesetzlicher Souverän (Imam) anzuerkennen."

Wenn solche opportunistische Doctrin bereits Eingang in die Werke der Rechtsgelehrten fand, so ist es wenig verwunderlich, daß die halbwilden Wüstenstämme sich bei den häufigen Umwälzungen rasch und willig auf die Seite des Erfolgs schlugen. In seiner vorzüglichen „Geschichte der herrschenden Ideen des Islam", welcher wir das obige Citat entnehmen, weist Kremer nach, daß diese demokratischen Principien sich bis in die jüngste Gegenwart unter den arabischen Stämmen erhalten haben und daß trotz mannichfacher Wandlungen, welche diese Theorie im Laufe der Jahrhunderte durchmachte, der ursprüngliche Begriff einer im Khalifat gemeinsam ruhenden obern geistlichen und weltlichen Würde nie wieder zu voller Anerkennung gelangte. Die Absetzbarkeit des Staatsoberhauptes, die Zulässigkeit mehrerer Imams und die gefährliche Theorie von dem Recht der Gewalt werden natürlich von dem Sultanat in Stambul aufs entschiedenste bestritten und bekämpft. Dieses beansprucht ja bekanntlich die geistliche Autorität über alle Mohammedaner. Aber unter Arabern und Indern richten sich die Blicke der Gläubigen weit mehr nach Mekka. Die am Sudanaufstand betheiligten Völkerschaften werden daher das Machtwort des Sultans nicht anerkennen. Ihnen erscheint jetzt der Mahdi als der berechtigte Führer, weil er die Gewalt besitzt, und dies ist nach ihren alten Theorien entscheidend.

Wir haben schon oben erörtert, wie der Unabhängigkeitssinn der Wüstenbewohner durch die Bodenbeschaffenheit und die daraus entspringenden Lebensgewohnheiten genährt wird. Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß auch die Rechtsbegriffe und religiösen Anschauungen diese Neigungen unterstützen, so ist es erklärlich, daß die Pforte diese Stämme niemals zu vollständiger Botmäßigkeit brachte. Die Herrschaft des Sultans beruhte in jenen Gegenden auf Compromissen. Noch heute werden die türkischen Steuereinnehmer in den Ortschaften des östlichen Syrien mit Flintenschüssen empfangen. Die Erhebung der Abgaben vollzieht sich ungestört nur unter Mitwirkung der Scheichs, deren guten Willen die Beamten der Pforte natürlich erkaufen müssen. Den ägyptischen Beamten in dem obern Nilgebiet ergeht es nicht anders. Bei einer solchen Stimmung der arabischen Bevölkerung kann es nicht wundernehmen, wenn der Gedanke einer allgemeinen Auflehnung gegen die Regierung von Stambul willigen Eingang findet, namentlich dann, wenn religiöse Anschauungen dabei platzgreifen und unter den Massen die Ansicht verbreitet wird, daß von dem türkischen Régime die Entartung des Islam, die Verkommenheit und Verdummung des orthodoxen Klerus herrühre. Diese Leute sind leicht zu fanatisiren. Ihre einfache Lebensweise, die scharfe Wüstenluft und die langen Nachtwachen machen sie für Ascese und religiöse Exaltation empfänglich. Dazu gesellt sich noch der allen rohen Völkerschaften eigenthümliche Hang zum Aberglauben, der in einem den Massen imponirenden Agitator leicht einen Erleuchteten, Gottgesandten, kurz eine Art Messias erblickt. Wenn dieser mit Versprechungen nicht kargt und der Beutelust seiner Anhänger die geeignete Richtung zu geben weiß, so ist er eines momentanen großen Zulaufs ziemlich sicher. Auch der im Sudan aufgetretene Mahdi hat diese Taktik befolgt. Durch seine

Digitized by Google

Emissare unterhält er mit allen mächtigen Häuptlingen der nordafrikanischen Wüstenstämme Verbindungen, und wenn sich die Theologen der Hochschulen in Algier und Tunis für ihn erklären, so wird die Bewegung sich sehr bald über das französische Colonialgebiet ausdehnen. In diesem Fall sind die Folgen des sudanesischen Aufstandes unberechenbar. Noch ist der Gedanke einer Vereinigung aller arabischen Stämme unter einem selbstgewählten Khalifen, ihr Abfall von der Türkenherrschaft und die Begründung eines Nationalstaates nicht bestimmt hervorgetreten. Allein er kann bei fortgesetzten Erfolgen sehr wohl zum Leitmotiv einer großen Volksbewegung werden. Die Pronunciamentos der ägyptischen Obersten trugen keinen so allgemeinen Charakter. Der Militäraufstand war eine locale Revolution. Sie richtete sich mehr gegen die Fremden als gegen die suzeräne Macht, und die Unschlüssigkeit des Sultans fand in diesem Umstand eine gewisse Rechtfertigung. Zu einem arabischen Einheitsstaat würde es überhaupt schwerlich kommen; dazu ist die Verschiedenartigkeit der Stämme und das von ihnen bewohnte Gebiet zu groß. Die Häuptlinge werden sich freiwillig einem selbst aus ihrer Mitte gewählten Oberhaupte nicht beugen wollen. Dagegen ist eine Art religiöser Union mit einem Centrum in Mekka sehr wohl möglich und eine solche Tendenz für das Sultanat nicht minder bedrohlich. Die Abwendung dieser Gefahr wird daher die Pforte zunächst im Auge haben und ihre Stellung zum sudanesischen Aufstande danach einrichten müssen.

Wir haben in dem bisher Gesagten einen Ueberblick über die religiösen und nationalen Factoren einer arabischen Bewegung zu geben versucht. Wir sahen, wie sich bei einigen Gruppen im Bereich des Islam die altasiatische Vorstellung von der göttlichen Incarnation erhielt, wie diese Vorstellung unter dem Druck der Verfolgung und der Einwirkung speciell semitischer Anschauungen sich zu dem Glauben an einen Messias, einen gottgesandten Mahdi erweiterte. Von nun an treten in verschiedenen Theilen des Reiches zahlreiche Propheten und Schwärmer auf, welche alsbald mit der orthodoxen Hierarchie in Conflict gerathen, deren Märtyrerthum aber die Zahl der Anhänger nur vermehrt. In Persien und Kleinasien werden die Sekten durch die Gewalt einer despotischen Regierung unterdrückt; unter den arabischen Volksstämmen aber werden die reformatorischen Ideen mit den Waffen in der Hand ausgefochten. Die wahabitische Bewegung zu Anfang und der Babismus um die Mitte unsers Jahrhunderts beweisen, daß die Neigung zu religiöser Exaltation unter den Bekennern des Islam noch die gleiche ist wie in frühern Zeitläufen; das Prophetenthum findet noch heute dort einen günstigen Boden.

Immer sind diese religiösen Kämpfe Manifestationen des Volksgeistes gegen eine entartete Hierarchie, welche die Religion zu Gunsten einer bevorrechteten Kaste zu monopolisiren bestrebt ist. Die Herrschsucht und Entartung der Ulema ruft naturgemäß eine Gegenströmung hervor, welche die reinen Principien des Korans wieder zur Geltung bringen und damit den Islam gegen die mächtig vordringende abendländische Cultur aufs neue widerstandsfähig zu machen sucht. Wir haben dann weiter gesehen, wie die Nationalitätsidee unter den verschiedenen Stämmen

Digitized by Google

des türkischen Reiches aufkeimt. Wir finden, daß auch hierfür Arabien, das Stammland des Islam, besonders zugänglich ist. Der Jahrhunderte alte Haß der eingeborenen Rasse gegen die türkischen Eroberer, der den Wüstenbewohnern eigene demokratische Zug bereiten die Stimmung dieser Völkergruppe für eine nationale Bewegung mit autonomen Zielen vor. Wir ziehen aus diesen Erörterungen endlich den Schluß, daß die sudanesische Erhebung, wenn sie auch heute noch einen localen, mit vielen unlautern Elementen versetzten Charakter trägt, sehr leicht zu einer großen, mächtigen Umwälzung führen kann, welche die Sicherheit der europäischen Colonien ebenso sehr gefährden würde wie den Bestand der Osmanenherrschaft. Allerdings sind viele ähnliche Aufstände theils mit Waffengewalt unterdrückt, theils nach einem letzten Aufflackern von selbst wieder erloschen. Im Orient pflegen derartige Manifestationen der Volksleidenschaft plötzlich und gewaltsam wie vulkanische Eruptionen zu entstehen; aber die von ihnen ausgehende Erschütterung pflanzt sich über weite Gebiete fort, führt oft zu großen staatlichen und gesellschaftlichen Revolutionen und hat stets einen der europäischen Civilisation feindseligen Charakter.

Wird auch der heutige Aufstand im Sudan eine so gefährliche Ausdehnung gewinnen? Wer könnte darüber schon jetzt mit Sicherheit urtheilen. Nubar-Pascha hat kürzlich öffentlich ausgesprochen, er sei fest überzeugt, die Bewegung sei an sich bedeutungslos und werde, wenn sie localisirt bleibe, von selbst erlöschen. Aber der von England eingesetzte neue Premierminister hat ein Interesse daran, die Lage in Oberägypten nicht als gefahrdrohend darzustellen und seine Amtsführung mit beruhigenden Zusicherungen zu inauguriren. Er ist sicher einer der fähigsten ägyptischen Staatsmänner und vielleicht von allen am meisten geeignet, Ordnung in dem Chaos der ägyptischen Verwaltung herzustellen. Allein für die Macht religiöser Bewegungen im Islam hat er als orthodoxer Armenier vielleicht ein weniger unbefangenes Urtheil als ein abendländischer Christ. Wir sind nicht geneigt, seine geringschätzende Meinung von der Expansionsfähigkeit des sudanesischen Aufstandes schon jetzt zu theilen; denn wir finden in der Entstehung und in den ersten Phasen desselben alle die Elemente wieder, die wir in dem kurzen culturgeschichtlichen Ueberblick soeben gekennzeichnet.

Die Nachrichten über die Persönlichkeit und die Eigenschaften des Führers der Bewegung sind zwar nur spärlich und lückenhaft, aber darin übereinstimmend, daß der Mahdi im Zeitraum weniger Jahre von einem unbedeutenden Handwerkersohn zu einem mächtigen Scheich emporgestiegen ist, und daß er die Rolle eines Propheten mit Geschick und Energie durchführt. Von allen Mittheilungen erscheint uns die von dem Orientalisten Richard Buchta gegebene Beschreibung des Mahdi die interessanteste und beachtenswertheste. Dieser Afrikareisende, welcher den Sudan genau kennt und mit dem Mahdi früher im persönlichen Verkehr gestanden hat, berichtete über den Beginn des Aufstandes in der am 17. Jan. 1884 abgehaltenen Sitzung der münchener Geographischen Gesellschaft etwa Folgendes: „Der Fagîh Mohammed-Achmed stammt aus Dâr Dongola, einer unter dem 20. Breitengrade gelegenen Landschaft Nubiens. Die Bewohner dieses Landstriches sind der größern Mehrzahl nach entweder Gellaba, deren Beruf dem unserer ländlichen Hausirer

Digitized by Google

entspricht, oder Fagîhs, die im Sudan das mohammedanische Priesterthum repräsentiren. Diese Fanatiker sind, abgesehen von ihrer Kenntniß des Korans und der Fähigkeit lesen und schreiben zu können, dem gemeinen Volke durchaus nicht an Bildung überlegen. Der Einfluß eines solchen Fagîh, der gewöhnlich den Titel eines «Scheich» führt, ist aber trotzdem ein bedeutender; denn da der Koran nicht nur die Glaubenslehren des Islam enthält, sondern zugleich das bürgerliche Gesetzbuch ist, so greift die Thätigkeit eines solchen Interpreten des Korans in alle Lebensverhältnisse ein. Dieser Priesterklasse anzugehören war der Wunsch Mohammed-Achmed's, der in seinen jüngern Jahren mit seinen Brüdern als Schiffszimmermann in Khartum lebte. Er widmete sich daher neben seiner Berufsthätigkeit dem Studium des Lesens und Schreibens und ließ sich dann, nachdem er kurze Zeit als Vorsteher einer kleinen Schule in Khartum seinen Unterhalt erworben hatte, in der Gegend von Tamaniât, etwa 50 Kilometer nördlich von Khartum als Fagîh nieder. Nachdem er dort einen bereits etablirten ältern Berufsgenossen durch List und Schlauheit verdrängt, verschwand er wieder aus dieser Gegend und zog sich auf die im Weißen Nil liegende Insel Aba zurück. Hier führte er in einer Höhle eine Einsiedlerexistenz."

Nichts ist im Orient so sehr geeignet, auf die niedern Volksmassen zu wirken, als eine absonderliche, originelle Lebensweise. Selbst Geisteskranke werden bekanntlich mit Schonung, ja mit Verehrung behandelt. In allen mohammedanischen Orten gibt es schmuzige, halbnackte Kerle, die im Geruch der Heiligkeit stehen und denen die abergläubische Bevölkerung sehr bald übernatürliche Kräfte und besondere göttliche Inspirationen zuschreibt. Eitelkeit und Arbeitsscheu führen dieser Klasse stets zahlreiche Neophyten zu. Auch Mohammed-Achmed gefiel sich bald in dieser Rolle. Seine Höhle wurde zum Wallfahrtsort für Kranke, welche Heilung, und fromme Pilger, welche tröstlichen Zuspruch suchten. Sein Anhang wuchs. Die ascetische Richtung scheint aber nicht nach dem Geschmack des neuen Fagîh gewesen zu sein; denn nach andern Berichten soll er mehrere Ehen mit den Töchtern einflußreicher Scheichs aus dem Stamme der Bagara eingegangen und dadurch zu immer größerm Ansehen gelangt sein. Aus der Verbindung mit den Familien derjenigen Häuptlinge, welche von alters her hauptsächlich den Sklavenhandel aus dem Innern betrieben, scheint zuerst der Plan einer Auflehnung gegen die ägyptischen Behörden entsprungen zu sein. Wie der Major Sarrepons kürzlich in einer englischen Revue mittheilte, betrieb der Stamm der Bagara Selim bis in die Mitte der siebziger Jahre, wo Sir Samuel Baker diesen Landstrich eroberte und den Sklavenhandel aufhob, die Ausfuhr von Negern im großartigsten Maßstabe. Es war dies ein vollständig organisirtes und einheitlich geleitetes Handelsunternehmen. Eine Reihe von Depots längs des Flusses sicherte den Transport der Sklaven. In Khartum, El-Obeïd und Schegga waren Comptoirs errichtet, welche den Export vermittelten. Die menschliche Waare wurde entweder in den Nilschiffen stromab oder zu Lande an die Küste des Rothen Meeres geschafft und dort für fernere Absatzgebiete verladen. Andere Züge gingen zu Lande nach den nordafrikanischen Märkten ab. Auch die Harems von Konstantinopel wurden von hier aus versehen. Die Sterblichkeit unter diesen Unglücklichen war eine unge-

Digitized by Google

heuere. Man hat berechnet, daß jährlich circa 1 Mill. Neger aus dem Innern Afrikas als Sklaven ausgeführt wurden, von welchen circa 800000 den Qualen und Entbehrungen erlagen.

Die Bagara waren durch das Verbot des Sklavenhandels mit einem Schlage ihres bisherigen Erwerbszweiges beraubt. Ihre Erbitterung wurde noch durch die Aufreizungen des europäischen Gesindels geschürt, das sich in jener Gegend zusammengefunden und an dem abscheulichen Geschäft theilgenommen hatte. Unter der Bevölkerung von Khartum sollen sich noch gegenwärtig 10000 Individuen dieser Kategorie befinden. Verlumpte und verlotterte Subjecte, welche das Abendland ausgestoßen, geflüchtete Verbrecher aller Nationen, ägyptische Deserteure, der Abschaum der levantinischen Handelswelt bilden das Gelichter, das hier zusammenfließt: eine Menschenklasse, wie man sie auch in San-Francisco und andern Stationen des Far-West wiederfindet. Alle diese Leute sind geschworene Gegner geordneter Zustände. Sie waren und sind noch jetzt die Helfershelfer der Aufständischen, von deren Sieg sie die Wiederaufnahme ihres lucrativen Geschäfts erhoffen.

Wenn aber der Aufstand innerhalb des Stammes der Bagara durch solche unlautern Tendenzen wahrscheinlich den ersten Impuls erhielt, so wog doch bei der fernern Entwickelung desselben der religiöse Charakter bei weitem vor; denn die Scharen, über die der Mahdi zunächst gebot, waren Fanatiker, die in ihm den Abgesandten Gottes erblickten. Nach einer alten Tradition soll Mohammed das Erscheinen eines Nachfolgers vorausgesagt haben, welcher durch Warzen auf der Backe und einem längern rechten Arm auch äußerlich kenntlich wäre, außerdem aber auch den Namen des Religionsstifters, Mohammed-Achmed, führen müsse. Da sich der Mahdi jener eigenthümlichen äußern Merkmale erfreuen soll und auf dieselben hinwies, so wurde der Glaube an sein Prophetenthum wesentlich verstärkt. Auch eine andere, weitverbreitete Prophezeiung, nach welcher für das Ende des 13. Jahrhunderts der Hedschra, also für die gegenwärtige Zeit, der Untergang des türkischen Sultanats und die Wiedererweckung der arabischen Herrschaft vorausgesagt wird, machte sich der Mahdi zu Nutze. Solche Weissagungen kommen immer in Umlauf, wenn ein Kampf gegen das herrschende Regierungssystem unternommen wird. Auch Abd-el-Kader und der berühmte Marabut Sidi-Mohammed-ben-Ali-es-Senussi wirkten mit solchen Mitteln auf die Massen. Dr. Nachtigall berichtet von einem gewissen Ibrahim-Scherif-ed-Din, der im Jahre 1856 in Bagirmi als Mahdi mit einer Schar von mehrern tausend Anhängern auftrat und den König dieses Landes besiegte und tödtete. Die Bewegung erlosch aber mit dem Tode dieses Schwärmers.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Einzelheiten des sudanesischen Aufstandes und die zu seiner Unterdrückung unternommenen militärischen Maßregeln hier näher zu beschreiben, zumal die Nachrichten über die letzten Phasen noch sehr unzulänglich sind. Aus allen Berichten, die nach Europa gelangten, können wir aber mit Sicherheit das eine entnehmen, daß die ägyptische Regierung es gleich von vornherein an der nöthigen Umsicht und Energie hat fehlen lassen. Auch alle nachherigen Maßnahmen erfolgten theils zu spät, theils mit unzureichenden

Digitized by Google

Mitteln. Schon die erste Unternehmung, welche Reuf-Pascha im Juli 1881 anordnete, also vor der ägyptischen Krisis, zu einer Zeit, wo die Autorität des Chedive noch nicht erschüttert war, hatte einen äußerst kläglichen Verlauf. Der Mahdi hielt sich in einem kleinen Dorfe am Nil auf. Ein Dampfer mit 300 Mann Besatzung und einer Kanone wurde gegen ihn entsendet. Aber die Uneinigkeit der Führer ließ es zu einem geregelten Angriff nicht kommen. Der Mahdi ritt furchtlos ins Wasser, dem Schiff entgegen, und dies imponirte der Truppe so sehr, daß die Kanoniere das Geschütz nicht zu laden vermochten. Eine Umzingelung des Ortes ward gar nicht vorgenommen, und nachdem sie einige ganz Unbetheiligte getödtet, zog sich die ägyptische Streitmacht unverrichteter Sache zurück. In diesem Stil wurden auch die spätern Expeditionen geleitet. Man schickte immer mehr Truppen; aber jetzt war auch der Mahdi bereits von einer Schar Bewaffneter umgeben und geschützt. Allmählich wuchs diese Schar zu einer kleinen Armee an, und wenn auch bei den Zahlenangaben über seine Streitmacht die Phantasie der orientalischen Berichterstatter sicherlich mitspielt, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß der Mahdi in den vielen nun folgenden Gefechten stets mit großer Uebermacht auftrat.

Die Militärrevolte in Aegypten lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung in Kairo erklärlicherweise von jenen Vorgängen ab; in Europa hatte man überhaupt noch keine Notiz davon genommen. Erst nach der englischen Occupation erfuhr man, daß ein großes Ländergebiet im Sudan bereits insurgirt und der Sitz der Provinzialregierung in Khartum bedroht sei. Die Auflösung des ägyptischen Heeres hätte nun hinreichendes Material an Truppen für die Wiedereroberung der abgefallenen Districte verfügbar gemacht. Aber diese Truppen waren durch die wiederholten Pronunciamentos und die Niederlagen völlig demoralisirt. Für die ägyptischen Offiziere waren die Garnisonen im Sudan stets Verbannungsorte gewesen. Sie gingen auch jetzt nur widerstrebend auf die Posten, welche die englische Militärverwaltung ihnen anwies. Inzwischen hatte sich der Mahdi westlich vom Nilthal in der Provinz Kordofan festgesetzt. Seine Streitmacht occupirte in dem Tekelegebirge, etwa 150 Kilometer südlich von El-Obeïd, eine feste Position. Den ersten größern militärischen Erfolg hatte er gegen Raschid-Bei, einen Offizier tscherkessischer Abkunft, erzielt, welcher von Faschoda aus gegen den Befehl des Gouverneurs von Khartum, aber unterstützt durch die Scharen des Negerkönigs Kaikun, mit 400 Mann regulärer Truppen gegen ihn vorgerückt war. Das ganze Corps wurde von dem Mahdi aufgerieben. Der Schlag war entscheidend für die Stellung des Mahdi in der Provinz Kordofan. Seine Scharen streiften jetzt auch in die benachbarte Provinz Sennâr hinüber. Die Provinzialregierung machte vergebliche Anstrengungen, der Verbreitung des Aufstandes Einhalt zu thun. Einige glückliche Expeditionen des Baiern Giegler-Pascha waren nicht genügend unterstützt, um nachhaltige Erfolge zu erzielen. Endlich entschloß man sich zur Ausrüstung einer größern Operation. Aber bedauerlicherweise herrschten auch hier Systemlosigkeit und falsche Oekonomie. Die Geldbeträge, welche Hicks-Pascha zur Verfügung gestellt wurden, waren nicht ausreichend. Gerade mit Gold hätte man viele Verbündete gewinnen, die Schwankenden zur Regierungspartei hinüberziehen

Digitized by Google

und selbst den Anhang des Mahdi lichten können. Außerdem fehlte es aber an vielen für eine Wüstenexpedition unerläßlichen Hülfs- und Transportmitteln: an Kamelen, Feldtelegraphen und Vorrichtungen zur Brunnenbohrung. Die Wasserfrage ist in jenen Gegenden bekanntlich die entscheidende, und General Hicks scheint hierbei nicht die nöthige Vorsicht beobachtet zu haben. Um auf den Feind zu stoßen, mußte ein 10—12 Tage langer Marsch durch größtentheils wasserlose Gegenden unternommen werden. Von Duém bis Kordofan mußten in bestimmten Zwischenräumen befestigte Depots angelegt werden, um die Nachfuhr und Verproviantirung des Corps zu sichern. Alle diese Vorkehrungen aber hingen ab von dem Vorhandensein des Trinkwassers in den Oasen. Der Feind hatte wahrscheinlich die meisten Brunnen verschüttet oder verpestet. Die materiellen Schwierigkeiten der Erhaltung und Ernährung einer solchen Expedition wurden noch vermehrt durch die schwerfällige Formation der Marschcolonne, welche unter steter Flankendeckung sich fortbewegen und jeden Augenblick einen Ueberfall des Feindes gewärtigen mußte. Dazu kam noch die Unzuverlässigkeit der ägyptischen Soldateska, die sich aus denselben Individuen zusammensetzte, welche bei Tel-el-Kebir eine so klägliche Rolle gespielt; man hatte sie theilweise unter Entziehung der Waffen und gebunden nach dem Kriegsschauplatz schleppen müssen. Die letzten Berichte des englischen Correspondenten O'Donovan und des im Stabe Hicks-Pascha's dienenden ehemaligen preußischen Offiziers von Seckendorf gaben ein sehr trübes Bild von der Stimmung der Truppen. Dennoch war eine so furchtbare Katastrophe wie die von El-Obeïd nicht erwartet worden. Noch jetzt fehlt es an irgendwie zuverlässigen Nachrichten über die Niederlage der Aegypter. Es ist nicht einmal mit Sicherheit festzustellen, ob das ganze Corps niedergemetzelt wurde, oder ob versprengte Theile desselben noch irgendwo internirt sind. Wahrscheinlich sind viele Irreguläre zum Mahdi übergegangen. Dem kürzlich nach Europa gelangten Brief einer Barmherzigen Schwester österreichischer Abkunft, welche der Mahdi gefangen hält, entnehmen wir die Thatsachen des triumphirenden Einzugs, den der Prophet nach der siegreichen Schlacht in El-Obeïd hielt und bei welchem die erbeuteten Geschütze figurirten. Weitere Details über die Katastrophe sind noch unbekannt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lauheit, welche die englische Regierung gegenüber den ägyptischerseits auf Wiedereroberung des Sudan gerichteten Anstrengungen schon im vorigen Sommer beobachtete, sehr wesentlich zu der Erfolglosigkeit des Unternehmens beitrug. Der in Khartum residirende österreichische Viceconsul Hansal, dessen Berichte in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" veröffentlicht wurden, klagte schon im Juli 1883 darüber, daß Lord Dufferin die ägyptische Regierung bei ihren militärischen Vorkehrungen nicht genügend unterstütze.

„Das britische Cabinet", schreibt er, „scheint sich aus der Eroberung der beiden Provinzen Kordofan und Darfur nichts zu machen. Der Grund dafür mag sein, daß England die Handelsartikel aus jenen Provinzen auch auf einer andern Route als über Aegypten zu beziehen hofft." Also schon damals drängte sich den Nächst-

Digitized by Google

betheiligten die Befürchtung auf, England verfolge mit dem Preisgeben des Sudan eigennützige Handelszwecke. Natürlich würde jene „andere Route" nach einem englischen Stapelplatz am Rothen Meere führen.

Inzwischen griff die Bewegung immer weiter um sich. Der Mahdi ernannte sogar „Veziere", welche bestimmte Landschaften zu insurgiren und in seinem Namen zu regieren hatten.

Der Ruf des siegreichen Feldherrn verbreitete sich schnell unter den Wüstenstämmen, und die Vernichtung des ägyptischen Corps führte Hunderttausende von Anhängern dem mächtigen Propheten zu. Bald verpflanzte sich der Aufstand auch nach den östlichen Provinzen, und gegenwärtig ist das ganze Gebiet zwischen dem Blauen Nil und der Küste insurgirt, sodaß nur einzelne feste Plätze, wie Suakin und Massaua, noch in den Händen der Aegypter sind.

Dies ist in kurzen Zügen die Geschichte des dreijährigen Aufstandes. Wir wollen hier der Frage nicht näher treten, ob und mit welchen Mitteln eine Wiedereroberung der empörten Provinzen im gegenwärtigen Augenblick ausführbar ist. Wir haben hier vielmehr die politische Constellation, wie sie sich aus den bedeutsamen Vorgängen im untern und obern Nilgebiet neuerdings entwickelt hat, zu prüfen und die Verschiebung zu constatiren, welche der fremdländische Einfluß in Aegypten erfahren hat. Vor allem wird es unsere Aufgabe sein, die Ziele, welche die englische Politik in Nordafrika verfolgt, klar zu legen. Wir werden daher auch auf den Gang der ägyptischen Krisis und die Stellung der dabei zumeist interessirten Mächte näher eingehen müssen, ohne uns selbstverständlich auf eine Schilderung allgemein bekannter Vorgänge einzulassen.

Digitized by Google

Schiffbruch.

Novelle

von

E. Vely.

(Schluß.)

XIV.

Zuckende Blitze und wild rollender Donner — Ada hatte trotzdem die Thür nach der Terrasse offen, der Regen schlug ihr ins Gesicht, wie sie sich vorbeugte, sie achtete es nicht; der Aufruhr in der Natur stimmte zu dem Sturm in ihrem Herzen. Sie hätte nicht gezuckt, keinen Schreckensruf ausgestoßen, wenn alles um sie her zusammengestürzt wäre.

Sie meinte, vor einer Stunde habe sie der härteste Schlag getroffen, der jemals ihrem Haupte hatte drohen können. Rafael, welcher seit acht Tagen die Villa nicht betreten, schrieb ihr mit kurzen Worten, daß er auf Reisen gegangen — für unbestimmte Zeit.

„Entschuldige mich bei Herrn von Velda, ich komme doch schon früh genug zur Vollendung der langweiligen Fresken — und von Dir allein nimmt er eine Entschuldigung an" — sie hatte mit starren Augen auf diese ihr unverständlichen Worte geblickt. „Der Zweck meiner Reise" — es war, als ob sie Rafael reden höre — „Kind, erinnere Dich des schwerwiegenden Wortes «Cherchez la femme»; ich habe endlich eingesehen, daß ich auch ein Herz besaß — dies offene Geständniß wirst Du zu schätzen wissen."

Sie hatte zornbebend dagestanden. Das war das Ende, so hatte es kommen müssen; Rafael, der Egoist, blieb sich getreu — sie lachte, aber das klang hohl von den Wänden zurück. Dann stand sie und sah die drohenden Wolken sich ballen, hörte den Donner näher und näher grollen und wich nicht von ihrem Platze, als der wilde Orkan sich entfesselte.

Einmal faltete sie die Hände über der Brust und sprach den Namen Siegwart vor sich hin.

Wie die alten Fichten sich ächzend zur Erde bogen unter der Wucht des Sturmes, wie die knorrigen Eichen krachten! Dort drüben stürzte ein Baum, die Wurzeln schnellten aus dem Boden heraus, als habe eine Kinderhand sie im Spiel gelockert — und da, durch die Bäume irrend, schutzlos dem Sturm preis-

Digitized by Google

gegeben, eine schlanke Männergestalt; war es Vision — war es wirklich der, dessen Namen sie eben noch in das Windgebraus hinausgerufen?

Die Stimme versagte ihr, aber sie hob winkend die Arme und trat hinaus — und nun gewahrte er sie und kam auf das Häuschen zu. Durchnäßt, die dunkeln Haare triefend, stand er vor ihr.

„Was in aller Welt" — sie konnte nicht vollenden.

„Mich hinaustrieb?" half er ihr. „Sturm im Innern und Sturm außen, das kann die Harmonie wiederherstellen; aber ich sehe doch, daß es ein schlechtes Hülfsmittel war. Ich wollte einer Gestalt entfliehen — und stehe nun vor ihr."

Welch eine Gedankenmagie das war! Welche dämonische Mächte mit ihnen beiden ihr Spiel trieben — sie hätte zu seinen Füßen sinken, seine Knie umklammern mögen und sprechen: „Mir ist wie dir!"

Aber es gelang ihr doch, sich zu halten; sie deutete auf die Thür: „Da ist Obdach, Schutz!"

„Circe's Zauberpalast!"

„Nicht so", wehrte sie; „jedenfalls ein besserer und gefahrloserer Aufenthalt als draußen." Ein greller Blitz zuckte über sie beide hin; er war blaß, seine Augen erschienen aber größer und leuchtender.

„Weib — Weib!" sagte er, und als sie zurückwich, lächelte er.

„Unbesorgt, Ada, alle Stürme gehen vorüber."

„Gewiß, alles geht vorüber", sagte sie mechanisch; dann sah sie sich, um dem seltsamen Zwiegespräch zu entrinnen, wie nach einer Hülfe um; dort lag Rafael's Brief, sie faßte danach.

„Er ist nun wirklich gegangen — den Sinn versteh' ich nicht ganz."

Velda überflog den Brief. „Wie alle kleinlichen Naturen, die eine Schuld an sich abschwächen wollen, indem sie andere verklagen", sprach er und warf das Blatt verächtlich von sich. Dann reckte er die Arme in die leere Luft.

„Ada, mir ist zertrümmerungslustig zu Muthe. Denk' einmal, diese Welt um uns versänke und du und ich schwebten über dem Chaos, über der Wüste, gleichviel — du und ich!"

Sie schüttelte traurig das Haupt.

„Die Wirklichkeit sieht uns an — wir haben beide kein Recht zu träumen."

Er lachte. „Thörichtes Kind, nur so lange nicht, als wir es uns nicht nehmen."

„Nie, nie!" stammelte sie; vielleicht hörte er die Qual und Angst in dem Tone nicht, weil der Donner wieder aufgrollte. Er trat ganz nah an sie heran, es blitzte so eigenartig in seinen Augen — das war nicht mehr Hermes, der Stolze, das war ein Faun mit seinem beleidigenden Lächeln; aber der Gedanke haftete nicht; sie fühlte sich umschlungen, sie schloß eine Secunde lang die Wimpern und barg den Kopf an seiner Brust, sein Athem glitt heiß über ihre Stirn — dann stand sie wieder, beide Hände von sich streckend, befreit da.

„Du siehst, wenn ich will, so gibt es keinen Widerstand; du weißt, dein Gott hat Arme, wenn er will!"

Digitized by Google

„Was mich umhertrieb?“ fuhr er fort, als sie schwieg, die blauen Augen nicht hob, weil er in ihnen nicht lesen sollte, was sie bewegte; „Ada, du bist nichts als ein Kind, ein starkes Weib zu sein, träumst du nur bisweilen. Und erst seit du eingesehen, wie schwach und hülflos du dem großen Gefühl gegenüber bist, erst seitdem ist deine Seele erwacht. Was ich denke? Auf diesen Armen möchte ich dich in eine andere Welt tragen — es sprach eine Stimme zu mir:

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm!

Ada, ich hatte vorhin den tollen Gedanken, mit dir zu fliehen, alles hinter mich zu werfen: du würdest mir gefolgt sein — ich weiß es! Was mich hielt, war der Begriff Pflicht!“

Sie war todtenbleich, ihre Lippen schlossen sich fest aufeinander, sie sagte kein Wort der Entgegnung.

Plötzlich faßte er nach seinen nassen Haaren.

„Beim Zeus, da reden wir von Weltuntergang, Liebe, Tyrannei — und inzwischen hol' ich mir den schönsten Schnupfen. Eine jede andere würde zuerst an eine trockene Hülle gedacht haben — da, wie mein Haar trieft.“

Eine jede andere — das klang ihr wie eine Leichtfertigkeit, er sah das Misbehagen und schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht tragisch nehmen, ich habe genug Zeit, mich später umzukleiden im Schlosse —.“ Dann wurde seine Miene düster. „Ah, du weißt es nicht — meine Frau ist sehr krank, sie leidet besonders bei einem Gewitter — ich wollte es nicht sehen —“

„Pflicht!“ sagte sie jetzt plötzlich, aber ihre Stimme hatte nicht den alten süßen Klang, „Pflicht ist ein größeres Zauberwort als jedes andere — und ich würde mich dahinter flüchten und schützen, wie unter einen Schild.“

„In deinen Träumen, Ada — nur in deinen Träumen!“ antwortete er und richtete sich höher auf. „Ich kenne dich besser, als du dich selber kennst. Du liebst — das ist jetzt alles für dich, wird alles für dich sein. Und breitete ich wieder meine Arme aus, die sanfte Taube flatterte doch hinein. Du weißt nicht, was du mir zu danken hast, du weltunerfahrenes Kind!“

War das Wahrheit, was er jetzt sprach, wäre sie wirklich nicht stark, hing sie nur von seiner Großmuth ab? Wenn er jetzt die Arme öffnete, mußte sie an seine Brust sinken?

„Pflicht — und Reue!“ sagte sie.

„Das ist das Wort, welches dich schützt“, antwortete Siegwart. „Reue — das ist, was dich verzehren würde. Deine Aufopferung mag noch so groß sein, deine Reue ist größer. Und darum —“

Er vollendete nicht, trat in die Thür, ließ, wie sie es vorhin gethan, die Regentropfen in sein Antlitz schlagen und kam dann wieder an ihre Seite.

„Was du und ich in einer Stunde miteinander durchlebt, gefühlt haben —

Digitized by Google

meinst du, Ada, die Menge fühlte es nach, faßte es nur? Es ist Gnade, so empfinden zu dürfen."

„Und sich schuldig fühlen", sagte sie leise.

„Das thun auch nur große Seelen."

Für alles hatte er diese hochfliegenden Entschuldigungen, Erklärungen.

„Die Götter gingen von jeher über die Erde — und die Erde ist staubig!"

Sie wich noch weiter von ihm zurück, ihre Blicke bekamen einen erschreckten Ausdruck.

„Rafael kommt vielleicht gar nicht wieder", stammelte sie.

„Du bist nicht schutzlos!" gab er zur Antwort. „Und — du wirst muthig sein?"

„Muthig?" fragte sie.

Er legte wie neulich die Hand auf ihren Kopf.

„Du wirst mich noch verstehen, Kind! Psyche, scheues Reh! Muth der Welt gegenüber, Hoffnung, Vertrauen." Es war, als wolle er sie aufs neue an seine Brust reißen, aber ihre Mienen waren so flehend, daß er die Arme sinken ließ.

„Muth, Ada!" klang es noch einmal von der Thür her.

Sie preßte beide Hände auf ihr Herz, keinen Schritt machte sie hinter ihm her — so ging er. Wenn er einmal so ginge, um nicht wiederzukehren? Und durfte er wiederkommen nach dem Heute? Warum war Gott nicht barmherzig gewesen und hatte den Blitz gesandt, sie an seinem Herzen zu treffen?

„Liebe! Liebe!" sagte sie laut, „und Schuld! Und das eine und das andere wird mich tödten!"

Drüben der entwurzelte Baum und seine Worte: „Glücklicheres Erdreich verdiente der Stamm!"

Sollte sie mit Gott hadern, um das „Zu spät", um das „Warum" dieser sie überwältigenden Liebe? Sie schüttelte den Kopf. Nein, das Gefühl nur eine Stunde empfunden zu haben, war mit dem ganzen Leben nicht zu theuer bezahlt; sie wollte stark sein, tragen — tragen und büßen, wenn es sein mußte — Erdenkinder haben immer die Liebe der Götter gebüßt.

„Das hätte nicht sein sollen — das nicht", sagte sie mit gebrochener Stimme. „Hätte ich gleich an seinem Herzen sterben können, dann war es gesühnt — und doch, wie selig, selig es sich dort ruhte."

Blitz und Donner ließen nach, der Regen wurde leiser, da rollte ein Wagen vor das Haus. Sie sprang empor. Das konnte nur Rafael sein, der reuig wiederkehrte; aber noch war sie die Stufen nicht vollends hinabgeeilt, als eine weibliche, tief vermummte Gestalt sich mühevoll aus dem Gefährt heraushalf.

„Tante Cornelie!" sagte Ada im Ton leichten Schreckens und blickte dann forschend in das Innere des Wagens.

„Ja, mein Kind, und umarmen können wir uns drinnen, wo es jedenfalls gemüthlicher ist als hier — und mitgebracht habe ich niemand — und gekommen bin ich, dich zu holen; der Wagen wartet."

„Ich verstehe das alles nicht!" sagte das schöne Mädchen.

Die Dame ließ sich in den nächsten Sessel fallen.

„Es gehört weniger Scharfsinn dazu, als er dir sonst eigen, mein Kind! Ich

Digitized by Google

habe mit Leonidas Jungmann traurige Erfahrungen gemacht und meine Freiheit, die Scheidung, kostet mich ein großes Opfer an Geld! Mein Gott, das Herz bricht einem nicht mehr in meinem Alter — und so bin ich denn zurückgekommen, natürlich such' ich zuerst die Kinder meines theuern Bruders auf — und wie ich sehe, gerade zu rechter Zeit. Ich pflege immer zu rechter Zeit zu kommen."

„Du meinst Rafael's wegen!"

„Rafael's? Nicht so ganz, mein Kind!" war die Antwort. „Bitte, diesen Regenmantel möchte ich doch ablegen, und dann — ja, meine liebe Ada, es ist am besten, sich sofort deutlich auszusprechen. Ich habe gelernt, über Herzensaffairen milder zu denken; es war ja auch so eine Art von Herzenssache mit Leonidas — und daß für dich einmal eine Klippe kommen würde — nun, liebe Ada, das vorauszusehen, brauchte man nicht einer der sieben Weisen Griechenlands zu sein."

Bleich, aber stolz sagte das schöne Mädchen: „Ich weiß dir nicht zu antworten, Tante Cornelie!"

Die lebhafte Frau löste die Hutbänder. „Ich will auch keine Erwiderung und kein Geständniß; ich sehe nur ein, daß ich einmal wieder zu rechter Zeit gekommen bin — und daß ich handeln werde."

„Rafael —", wollte Ada beginnen, aber ein neuer Wortschwall unterbrach sie.

„Konnte verständiger sein, durfte dich gerade jetzt, wo du dem Gerede ausgesetzt bist, seiner tollen Neigung wegen nicht verlassen."

Ada kam hastig an den Lehnstuhl der Sitzenden:

„Ich — dem Gerede?" fragte sie und ihr Gesicht nahm einen steinernen Ausdruck an — „welchem Gerede?"

Frau Cornelie sprang empor. „Sagt' ich's nicht? Dacht' ich's nicht? Du bist wie ein Kind, du bist zu harmlos! Sieh dich doch um — hör' doch nur! Du bist deinem Bruder hierher gefolgt —"

„Ja!"

„In diese Villa! Du bist schön, geistvoll — Herr von Velda soll ein gefährlicher Mann sein — seine Frau ringt mit dem Tode — Kind, was sagt wol da die Welt?"

„Gerechter Himmel!" stöhnte Ada.

„Sie sagt —"

„Nein, nur das nicht!" bat sie; aber Frau Cornelie ließ nicht einmal die Stimme sinken:

„Sie sagt, daß die Geschwister, die früher so unzertrennlich waren, jetzt tolerant gegeneinander geworden sind."

Ein Wehschrei! Nun verstand sie plötzlich Rafael's Andeutung, Siegwart's beschwörendes „Muth, Muth". Rafael war feige genug, statt sie zu vertheidigen, sie sich selber zu überlassen; ja vielleicht zu glauben — was denn? Und die Welt und die Menschen, hatten sie so völlig Unrecht —

„Es gibt Dinge auf Erden, innere Vorkommnisse, über die kein dritter urtheilen kann", hörte sie Corneliens klare, durchdringende Stimme sagen, „kein dritter, liebe Ada! Und so liegt es wol auch hier — und nach allem, was ich weiß und

Digitized by Google

höre, wird es in nicht zu ferner Frist in Herrn von Velda's Hand und Macht liegen, dich zu rehabilitiren — warten wir das ab!"

Eiseskälte war in den Adern des schönen Mädchens. Ja, sie war schuldig, aber nicht der Welt gegenüber — sie hatte gesündigt, aber nur gegen sich. Was konnte das die Welt kümmern, daß sie bereit war, sie mit Schmach zu überhäufen? Und er! Nicht mehr Rafael, der feige, energielose Knabe; er, Siegwart hätte das wissen, abwehren müssen. Was kümmerte sie eine Zukunft — was jetzt war, das war nur Schmach und Schande.

Sie faßte nach Corneliens Hand:

„Ich bin bereit — laß uns gehen!"

„Es ist das Beste!" sagte die energische Frau. „Brigitte kann uns morgen folgen."

Ada nahm aus dem Nebenzimmer Hut und Mantel, während Frau Cornelie im Fluge ihre Befehle in der Küche ertheilte. Sie fand die Nichte in ruhiger Haltung in dem Salon stehend, keine Thräne hatte die langen, blonden Wimpern benetzt.

„Hast du nichts mitzunehmen?" fragte sie.

„Nein!"

„Also Liebesbriefe sind nicht gewechselt worden", reflectirte die Dame. „Willst du noch ein Billet schreiben?"

„Nein!"

Ueberrascht sah die andere empor — entweder verstanden sich die beiden zu gut, oder es war alles Verleumdung. Letzteres hätte sie nicht einmal gewünscht. Sie sehnte sich nach thätiger Einmischung in irgendwelche Dinge, das Nächste war ihr das Willkommenste.

Als der Wagen sich in Bewegung setzte, sprang Treff an dem Schlag empor. Ada strich über den Kopf des Thieres; nach den Thürmen von Helenenlust sah sie nicht hinüber.

XV.

„Was beschließt du in Bezug auf unsern kleinen, schwachen Rafael?" fragte Cornelie.

„Zu warten!" war die ruhige Antwort.

Jene legte die Zeitung, in welcher sie von den Triumphen Eleonore Herding's in einer süddeutschen Residenz gelesen, ungeduldig seufzend zur Seite.

„Dein Warten in Stille und Ergebenheit wird ihn nicht loslösen — er ist Zeuge, wie man sie feiert und vergöttert, das fesselt ihn nur noch mehr."

Ada zuckte die Achseln.

„Wenn seine Liebe groß und wahr ist, so kann nichts dagegen anstürmen."

„Aber wenn du ihn an Pflicht und Ehre erinnerst?"

Ein verächtlicher Ausdruck glitt über das schöne Gesicht.

„Pflichtgefühl kennt Rafael nicht — und Ehre ist ihm ein unklarer Begriff!"

Die kleine Frau nahm die schwere Anklage gegen ihren Liebling gelassen auf.

Digitized by Google

„Es gäbe ein Mittel: du müßtest dich an die Schauspielerin wenden — ihr schreiben —"

„Niemals!"

„Aber mein Himmel, man muß doch etwas für den Armen thun! Er wird ihr nicht viel mehr sein als ein Spielzeug. Wenn du nicht daran denkst — sie muß trotz allem eine interessante Person sein — so bin ich bereit", sie sah dabei ein wenig unsicher nach der schlanken Gestalt hinüber, „und wenn ich eine Reise darum machen sollte!"

Fast mitleidig war Ada's Ton: „Glaubst du wirklich, das hülfe im einen wie im andern Falle? Laß jeden mit sich selber fertig werden!"

Die Dame seufzte und wandte sich ihrem Zeitungsblatt wieder zu; aber nicht lange, so knisterte es in ihrer Hand; sie stieß einen lauten Schreckensruf aus, holte tief Athem und sagte dann hastig:

„Ada — du mußt es selbst lesen — nein, es ist besser, ich bereite dich vor; aber wie soll ich's machen?" Sie blickte rathlos empor.

„Betrifft es Rafael?', fragte das ernste Mädchen.

„Nein, dich — ihn — das heißt Herrn von Velda — seine Frau ist gestorben."

Sie saß wie in der Erwartung einer nun folgenden Scene; aber nicht einmal ein Zittern, ein Erröthen und Erbleichen war an Ada wahrnehmbar, und das veranlaßte die erstaunte kleine Frau zu dem schnellen, innern Urtheil: sie hat kein Herz — und alles ist Gerede und erlogen gewesen.

Ada zog den rothen Wollfaden so regelmäßig wie vorhin durch das Gewebe, welches sie in den Händen hielt; sie schien mit völliger Gleichgültigkeit anzuhören, daß Cornelie wieder in Aufregung gerieth über all das, was man in dem Nekrolog über die häuslichen und geselligen Tugenden, den Wohlthätigkeitssinn, die Frömmigkeit der Verstorbenen sagte; als sie an den Passus kam, welcher die eheliche Harmonie des Velda'schen Paares rühmte, stockte sie.

„Nur weiter!" klang es von Ada's Lippen.

Die andere schlug die Augen gen Himmel, sie konnte sich mit den Sonderbarkeiten dieses Mädchencharakters nicht abfinden. Wenn Ada wirklich eine Neigung für Velda empfunden: wie vermochte sie es denn, ohne Eifersucht und Neid rühmen zu hören, was ihm eine andere gewesen?

Ada blickte über das Häusermeer hin; wo sie in der Ferne grüne Bäume aufragen sah, dahin zog es sie. Sie sehnte sich ins Freie, den Himmel nur über sich, weit fort von menschlichen Blicken.

Als Cornelie nach einer Weile den Kopf sinken ließ, ihren Mittagsschlaf unbemerkt in dem Lehnstuhl zu halten, stand Ada auf und ging in ihr Zimmer. Dort breitete sie die Arme ins Leere; zum ersten mal wünschte sie sich, ihr müdes, schweres Haupt an das Herz einer Mutter legen zu können, um zu weinen.

Es war, als habe vorhin eine eiskalte Hand in ihre Brust gegriffen und ihr Herz zusammengepreßt. Velda war frei, die Frau von ihm gegangen, der sein Leben, seine Pflicht gehört hatten — sie schauderte; wie sollte, wie konnte sie nun fortan an ihn denken?

Als er ihr so unerreichbar war, als sie sich schuldig fühlte, den Gatten einer

Digitized by Google

andern zu lieben, lag für sie Sühne in dem Gedanken, daß Entsagung ihre Buße sein müsse.

Jetzt? Nach Monden, Jahren konnte sie sich vielleicht ein Recht erringen — nein, nicht weiter! Sie richtete sich stolz auf, dann faltete sie die Hände, wie sie es in ihren Kinderjahren gethan, wenn das runzelige Gesicht der alten Brigitte sich über ihr Bettchen geneigt: „Und die nicht mehr erwachen, führ' ein zu ewiger Ruh'."

XVI.

Frau Cornelie und Ada hatten ein Seebad in Schottland aufgesucht, waren in London gewesen und nach Paris gekommen, als der Herbstwind die letzten Blätter im Bois de Boulogne von den Bäumen jagte, und verlängerten den Aufenthalt daselbst von Woche zu Woche. Zum ersten mal in ihrem Leben entwickelte Frau Cornelie Taktgefühl und Zartsinn: sie sprach nie mit Ada von Siegwart Velda, und das ernste Mädchen dankte ihr das und wurde duldsamer mit den kleinen Schwächen ihrer Begleiterin.

Es war in der Kunstsammlung des Luxembourgpalais, wo einige deutsche Worte vor den pflügenden Stieren Rosa Bonheur's die Bekanntschaft der Witwe mit dem Baron Honold vermittelten; Cornelie hatte eine besondere Vorliebe, Reisebekanntschaften zu machen. Man hatte sich bereits mehrere Tage im gleichen Hotel gesehen; nun gab es eine Masse Anknüpfungspunkte. Ada betheiligte sich kaum an der Unterhaltung, sie stand bewundernd vor dem Werke der großen Künstlerin — das war wirklicher Ruhm, das war Arbeit, Talent.

„Ich meine", sagte plötzlich der kleine Herr stockend, „ich hätte das Fräulein schon irgendwo gesehen! Lassen Sie mich nachdenken — die Züge — nein, ich vermenge Sie immer mit der Erinnerung an einen jungen Künstler —"

„Rafael Haslau", fiel Cornelie ein, „der Zwillingsbruder meiner Nichte wird es gewesen sein, und Sie sahen ihn —"

„Auf dem Schlosse des Herrn von Velda, in Helenenlust — ah, nun bin ich orientirt!"

Cornelie beobachtete Ada; der Name wurde zum ersten mal wieder seit jener Zeitungsnotiz vor ihr genannt; aber kein bemerkbares Zeichen der Erregung war an ihr sichtbar.

Die kleine Dame umging geschickt eine mögliche Frage nach der Vollendung der Fresken oder der Fahnenflucht Rafael's, indem sie einfiel:

„Die Vollendung des künstlerischen Schmuckes wurde durch den Tod der Schloßfrau unterbrochen."

Der Baron nickte traurig. „Und das schöne Helenenlust verlassen — vorläufig nur, so wollen wir indeß annehmen. Herr von Velda war zu musterhaft glücklich in seiner Ehe, um nicht nach neuem Glück zu verlangen. Lassen Sie einmal sehen, sieben Monate sind es her — in Berlin rechnet man sich schon an den Fingern verschiedene Partien vor. Herr von Velda kann die höchsten Ansprüche machen — war eine gute, kleine, unbedeutende Frau — die höchsten Ansprüche, sage ich."

Digitized by Google

UNIV. OF CALIF.

Ada's Blicke blieben unverwandt auf das Bild geheftet; die Ackerfurchen, welche die Stiere durchzogen, waren so wunderbar ausgeführt.

„Ah, ah", sagte Cornelie, und man hätte sie diesem Tone und der diplomatisch vorsichtigen Miene nach für eine genaue Bekannte Siegwart Velda's halten können, „in der That? Das — das ist ja interessant — und Sie — Sie wissen gewiß noch Genaueres."

Herr von Honold lächelte. „Da ist die Prinzeß Seline — Nebenlinie, arm, nicht mehr jung; die hat immer ein großes Interesse für den schönen Mann gezeigt — und in unsern Tagen ist man duldsam ältlichen Prinzessinnen gegenüber; und man kann ja auch mit einer Grafenkrone eventuell nachhelfen."

Aus den Ackerfurchen vor Ada erhob sich eine Gestalt — schon einmal hatte sie Velda verleumden hören müssen — das Gesicht der Schauspielerin lächelte sie an — sie wandte sich ab.

Baron Honold verabschiedete sich eben von Frau Cornelie.

„Ein angenehmer Mann", sagte die, „man hätte ihn nur früher kennen lernen müssen; denn morgen, liebes Kind, reisen wir nach Deutschland."

Und die kleine Frau hob den Kopf stolzer empor; sie kam sich vor, als sei sie im Begriff, einen Staatsstreich zu vollführen.

XVII.

„Nun blühen in Helenenlust die Märzveilchen wieder", dachte Ada, in den Sonnenstrahl blickend, welcher schräg in ihr Gemach fiel; trotz aller Willensstärke vermochte sie oft doch nicht die Erinnerung ganz zu bannen; in demselben Augenblick meldete man ihr Edwin Bern. Sie hatte ihn seit fast Jahresfrist nicht gesehen; was ihn herführte, mußte etwas Wichtiges sein. Sie nickte und ging dem Eintretenden mit der Frage entgegen: „Sie kommen — Rafael's wegen?"

Der Schauspieler neigte bejahend den hübschen Kopf. „Wie würde ich es sonst gewagt haben — es ist Rafael's Wunsch, ein dringender. Ihr Bruder ist in meiner Wohnung."

„Ah" — sie zuckte mit den Lippen — „und er will nach vorsichtiger Kinder Art erst der Verzeihung gewiß sein, eh' er hierher kommt."

„Mehr als das, Fräulein Ada — Sie sollen für ihn handeln!"

Erstaunt blickte sie ihn an. „Eleonore Herding ist seiner überdrüßig?"

„Freilich! Es kam, wie es kommen mußte", antwortete Bern, „und das ist für Rafael am Ende nicht das Schlimmste! Noch leidet er, denn die Art war eine grausame. Die schöne Eleonore sagte ihm eines Morgens mit kühler Freundlichkeit: «Ich bin deiner müde, kehre zu deiner Pflicht zurück» — und keine Bitten, die tiefste Erniedrigung seinerseits vermochte sie zu bewegen; vor acht Tagen traf Rafael bei mir ein."

Ada that einen schnellen Athemzug und sprach hastig: „Er mag kommen; es soll ihn nichts an seine Abwesenheit erinnern."

Bern sah sie ernst an. „Ich wußte, daß Sie so reden würden — Rafael kann aber nicht so kommen." Er sprach augenscheinlich mit Pein.

Digitized by Google

„Was hindert ihn?“ fragte sie ruhig.

„Fräulein Ada, Sie haben immer eine stolze Art gehabt, Sie wollten nie sehen und verstehen, was in mir vorging, was ich für Sie empfand; seien Sie einmal milde, geduldig — hören Sie mich jetzt wenigstens an.“

Sie neigte den blonden Kopf.

„Herr Bern —“

Da faßte er ihre beiden Hände. „Ada, ich habe Sie immer geliebt, von der ersten Stunde an, in welcher ich Sie erblickte. Ich habe das Gefühl bewältigen wollen — und es nicht vermocht — und wenn ich gleich weiß, Sie würden mich nie lieben können, nie das empfinden, was ich für Sie fühle, so möchte ich doch fragen, ob Sie nicht Ihr Schicksal in meine Hand legen wollen.“

„Nicht mehr, nicht weiter“, bat sie mit zitternder Stimme, „ich mag Ihnen nicht wehe thun und ich muß es doch.“

„Ada!“ rief er schmerzlich — dann kam es dumpf nach: „Ich wußte es, ahnte es — und mußte doch sprechen. Und Gott weiß, wie redlich ich es gemeint habe!“

Es war eine lange Pause, dann fragte Ada weiter: „Ich möchte wissen, was Rafael zurückhält — Tante Cornelie ist ebenso bereit zu verzeihen wie ich.“

„Es ist nicht das“, antwortete Bern, „es bezieht sich darauf, daß Rafael's Hiersein bekannt geworden — er hat Grund, Herrn von Velda zu fürchten.“

„O, wegen der Fresken —“

„Nein, nicht darum! Und weil es einmal sein muß, weil Rafael mich autorisirt hat, das Aeußerste und Wahrste zu sagen —“

Sie sah seinen Kampf und stand bewegt neben ihm. „Reden Sie nur! Ich bin stark.“

„Rafael hat, um Eleonore Herding zu beschenken und all ihre capriciösen Launen zu befriedigen, draußen den Namen des Herrn von Velda misbraucht.“

„Wechsel?“ schrie Ada auf.

„Ja!“ war die dumpfe Antwort.

Nach langen, langen Minuten sagte sie leise:

„Und — er lebt noch! Und — er ist wiedergekommen!“

„Er hofft auf Sie!“

Die blauen Augen sahen ihn erstaunt an. „Was habe ich anders für ihn zu thun, als die Schande mit ihm zu tragen?“

„Nein“, antwortete Bern, „das nicht — er hofft auf Ihre Fürsprache bei Herrn von Velda!“

„Bei Herrn von Velda! Meine Fürsprache!“ Sie hätte fast gelacht, so verzweiflungsvoll empfand sie bei dem Wort — der Mann, welcher ihr alles war auf der Welt, sollte sie demüthig bittend vor sich sehen um eines Verbrechers willen? Und dieser Verbrecher war ihr Bruder! „Nimmermehr!“ rief sie laut, „nimmermehr“, setzte sie leise hinzu, „das kann er nicht wollen, das nicht!“

„Ada, Sie sind eine starke Seele; ich meine, ich habe Sie stets besser gekannt als all die andern! Und so darf ich Ihnen auch das Härteste nicht ersparen.“

Als er stockte, lächelte sie bitter.

Digitized by Google

„Gibt es noch Härteres?“ fragte sie.

„Ja, für Sie!“ Er zog einen Zettel aus der Tasche. „Als Eleonore ging, weil Rafael sie nicht verlassen wollte, hatte sie zwischen seine Sachen einen offenen Zettel gelegt, der Ihren Namen trug. Rafael hat ihn mir übergeben; er enthält in wenig Worten die Geschichte jener Liebesaffaire — sie war der Racheact einer Verschmähten.“

„Lesen Sie!“ sagte Ada.

Edwin Bern's Stimme zitterte, als er gehorchte:

„Ich habe meine Genugthuung — auch Sie werden verlassen. Siegwart von Velda ist bereits mit Prinzeß Seline verlobt. Ich habe kein Interesse mehr an Ihrem Bruder! Da Sie jetzt auch beiseitegeschoben sind, ist es genug! Eleonore.“

„Ah!“ Langgedehnt hatten die bleichen Lippen das hervorgestoßen, dann wischte sie über ihre Stirn, sah im Zimmer umher, als kenne sie die alten, vertrauten Möbel nicht mehr; endlich fiel ihr Blick auf Bern, der hoch aufgerichtet neben ihr stand, und die Empfindung, als müsse sie etwas Weiteres sagen, kam über sie — aber was? Sich oder Siegwart vertheidigen? Er bedurfte dessen nicht, und sie? Herr, mein Gott — sie selber hätte jetzt freilich eines Vertheidigers bedurft: Die schändliche Verleumdung — der zweideutige Sinn! Und stand da nicht jemand neben ihr, welcher ihr schon bewiesen, daß er all das nicht glaube?

Lebhaft hob sie die Hände.

„Sie — Sie wußten um diese Worte? wußten, was die Welt gesagt — und hatten doch den Muth, mich vorhin zu fragen.“

„Ada, für mich bedürfen Sie keiner Rechtfertigung — ich habe an Sie geglaubt!“

Ihre Brust hob sich, ein leidenschaftliches „Dank, Dank!“ rang sich daraus hervor.

„Und um ganz wahr zu sein“, fuhr er fort, „ich hätte begreifen können, daß ein Weib wie Sie sich für einen Mann wie Siegwart Velda begeistern kann; im übrigen stehen Sie hoch über allem Erdenstaube!“

„Dank, Dank!“ sagte sie noch einmal.

„Und das gab mir den Muth — und wenn jetzt Herr von Velda als Gatte einer Prinzessin auftritt“ — sie hatte ein überlegenes Lächeln — „und Sie hätten es vermocht, mir Freundschaft, Vertrauen entgegenzubringen —“

Sie wehrte ihm, weiter zu reden. „Das muß nun auch vorbei sein, mein Freund. Ich erkenne deutlich Ihre gute Absicht, in dem Moment, wo die Welt dem Freiherrn jene hochgeborene Gattin zuspricht, mich in Ihren Schutz nehmen zu wollen — es kann nicht sein. Ich darf Ihnen kein Herz bringen, in dem ein anderer wohnt — mit dieser Wahrheit belohne ich Ihr Vertrauen, Ihre Aufopferung.“

„Also doch!“ rief Bern — und dann fügte er hinzu: „Armes Weib, wie willst du es überwinden?“

Sie hörte das nicht, ihr Antlitz zeigte heitere Ruhe, sie legte ihre beiden Hände in die seinen und fragte:

„Rafael?“

Edwin Bern schreckte zusammen.

Digitized by Google

„Es ist die höchste Zeit für ihn zu handeln; man spricht davon, daß nächstens ein Ministerportefeuille in Velda's Hände gelegt werden soll; heute noch kann der Privatmann nützen, wo der Minister nicht mehr zugänglich sein darf."

„Rafael hat es nicht verdient; aber ich will Herrn von Velda Gelegenheit geben, großmüthig zu sein", sagte sie.

Edwin Bern verstand sie nicht — war die plötzliche heroische Aufwallung aus der innern Verzweiflung hervorgegangen?

Sie entließ ihn mit der Haltung einer Königin: „Ich werde für Rafael sorgen!"

Als die Thür hinter dem Schauspieler ins Schloß gefallen war, breitete sie die Arme in die Luft.

„Wie sie dich verleumden, du Reiner, Hoher — wie sie dich alle nicht kennen, nicht an dich glauben!"

Sie ging zum Schreibtisch und schrieb auf ein Briefblatt: „Psyche erwartet Hermes"; auf ein anderes: „Komm — Ada!" Dann zerriß sie beide und sagte: „Das bedingt Zeitverlust — ich muß unverzüglich vor ihm stehen, zu ihm reden."

Sie dachte nicht einmal daran, einen verhüllenden Schleier zu nehmen; der Wagen fuhr ihr nicht rasch genug nach dem Stadthause Velda's; der Diener, welcher noch tiefe Trauer trug, schien endloser Zeit zu bedürfen, eh er ihre Karte überlieferte, und dann kam ihr die Wanderung durch kleine und große Zimmer so lang und weit vor, bis eine Portière zurückgeschlagen wurde und sie Herrn von Velda in der Mitte des Zimmers stehen sah, den schönen Kopf ihr zugewandt, den Blick erwartungsvoll auf sie geheftet.

Nur wenige Schritte machte sie voran. „Ada", sagte er dann leise und stand neben ihr.

„Ich mußte kommen!" flüsterte sie.

„Endlich!" seufzte er gedehnt.

Bleich und älter sah er aus, mehr Falten hatten sich um den Mund gegraben; er mußte doch gelitten haben; es war ihr eine schmerzliche Entdeckung.

„Nicht für mich bin ich da; ich hätte Geduld gehabt, zu warten, o, so viel Geduld", begann sie mit der Schüchternheit eines Kindes; „aber sie wollen aus dem Herrn von Velda einen Minister machen — und mein Bruder —"

Eine rasche Bewegung unterbrach sie.

„Kennt Psyche mich denn so wenig, um nicht zu wissen, daß ich ungefragt vergeben habe?" Er ging zum Schreibtisch. „Da liegen — die kleinen Scherze des jungen Herrn; die Anwesenheit auf Helenenlust hat ihn kühn, die Leidenschaft ihn blind gemacht." Er zerriß die Papiere, ballte sie zusammen und warf sie auf die noch im Kamin glimmenden Kohlen — „nur für die Zukunft möchte ich gesichert sein", setzte er lächelnd hinzu.

In Ada's Augen standen Thränen, sie pflegte sonst nicht so leicht zu weinen. „Das ist groß!" sagte sie, „Sie haben gehandelt, ehe ich zu bitten vermocht."

Er faßte ihre Hände und zwang sie so, sich auf einen Stuhl niederzulassen.

„Hättest du mich anders finden wollen, kleine blonde Ada?"

Ihre Seele lag in ihrem Blick, sie konnte nicht antworten.

Digitized by Google

„Das war eine lange, traurige Zeit, in der wir uns nicht sahen, und ich habe dir für deinen Takt und deine Rücksicht gedankt, Ada. Und daß du heute kommst, beweist mir wieder, wie groß deine Seele ist, wie vorurtheilsfrei du empfindest."

„Nicht loben!" sagte sie abwehrend.

„Doch, doch", flüsterte er erregter werdend, und sie fühlte wieder seine Hand auf ihrem Scheitel, „und wenn du wüßtest, was es mich gekostet, all das Sehnen die lange Zeit, der Kampf zwischen Pflicht und Liebe, Reue; o, wenn du es wüßtest —"

Sie schloß die Augen. So lange hatte sie die Stimme nicht gehört; sie war wie in einer andern Welt — allem entrückt, was sie bedrückt, gequält; wie im Traum sagte sie, zum ersten mal auch wieder das trauliche „Du" gebrauchend:

„Ich habe es im Herzen gefühlt, wie sehr du gelitten hast."

Er küßte ihre Hände, dann ihre Stirn; sie barg den Kopf wie eine schüchterne Taube an seiner Brust.

„Ada, Psyche! Und diese Milde und Engelsgüte — jede andere Frau an deiner Stelle würde mich verachten!"

Das war ein seltsames Wort; sie richtete sich auf, sah ihn an und fragte leise: „Was du da redest, mußt du mir erklären."

„Hat das mein kluges Kind nicht selbst gefunden, nicht selber bewiesen mit dem heutigen Schritt? Du bist mein unter allen Umständen und Verhältnissen, du stellst dich über dieselben — du bist größer, als ich gedacht!"

„Siegwart!"

Wieder legte er seinen Arm um sie.

„Sieh, so trotzen wir der Welt! Ich weiß es, sie hat sich an dich gewagt lange zuvor, und sie wird es niemals glauben, wie rein unsere Beziehung war."

„Ich weiß nur eins", stammelte sie, „daß ich dich habe, dein bin — ich denke nur an dich! Hermes hat Arme!"

„Wenn auch nur ganz, ganz heimlich", flüsterte er, ihre Stirnlocken zurückstreichend. „Ja, hinter dieser Stirn, da ruht ein fester Wille — der zwingt noch mehr als Vorurtheile, Ada, ich habe zum ersten mal im Leben wirklich um ein Weib gelitten; aber Pflicht und Gewissen —"

Er duldete nicht, daß sie den Kopf von seiner Brust hob.

„Pflicht und Gewissen siegten, weil sie siegen mußten. Das Bild der armen bleichen Helene verfolgte mich unaufhörlich; es verbot mir, diejenige an ihre Stelle zu setzen, der mein Herz schon bei ihren Lebzeiten gehört hatte. So that ich der Welt, ihr zu Liebe, um Reue und Gewissensbisse zu übertönen, den Schritt."

„Den Schritt", sagte Ada mechanisch.

„Und immer mit der Sehnsucht nach dir im Herzen, mit der bangen Furcht, daß ich dich verlieren möchte — o du mein großes, edles Kind."

„Sie haben mich auch gequält, dich verleumdet; ich habe aber nicht gezweifelt, ich bewegte in meinem Herzen, was du zu mir geredet — jetzt noch, vor einer Stunde noch, nannten sie den Namen der Prinzessin . . ."

Er küßte im tändelnden Spiel ihre Finger einzeln.

Digitized by Google

„Die blutarme, bleichsüchtige Seline — sie liebt mich wirklich."

„Sie liebt dich, ach, Siegwart, wer kann dich lieben außer mir!" rief sie im überströmenden Gefühl.

„In ihrer Art, mein Kind, gibt sie, was sie geben kann. Und darum ist alles so schleunig abgewickelt; arme Seline, sie glaubt einem großen Glück entgegen zugehen — mag ihr der Wahn bleiben; wenn du und ich —"

Ada riß sich plötzlich los und sah ihn mit weitoffenen Augen an.

„Die Prinzessin glaubt — Siegwart — wo bin ich? Was redest du? Die Leute sagen, daß die Prinzessin — die Welt will zusammenstürzen, halte mich! Hast du mir nicht eben noch von Liebe gesprochen?"

Er zog ihr die Hände von den pochenden Schläfen, seine Ruhe verließ ihn nicht. „Komm zu dir, mein Kind! Wir befinden uns beide in einem entsetzlichen Irrthum. Wir müssen uns über die Thatsachen einigen; ich halte es für eine solche, daß deine Liebe mir unter allen Umständen bleibt, und du wirst wenig unter dem Gedanken leiden, daß die Prinzessin vor der Welt meine Gattin ist."

Die letzten Worte waren ihm doch schwer geworden, er sah forschend in das blasse Gesicht.

„Deine Gattin — Prinzessin Seline? Also doch beiseitegeschoben — sie haben alle recht gehabt, alle — und nur ich —." Stückweise kam das von Ada's Lippen, es sah aus, als sei alles Leben in ihren Zügen erloschen — dann streckte sie die Arme weit von sich.

„Wer sagte, es sei ein entsetzliches Misverständniß — wer sagte das doch? Der Herr Minister da?"

Er hatte Furcht, sie möge laut aufschreien.

„Ada, komm zu dir! Laß mich nicht an dir zweifeln, laß mich in dir das große Weib sehen, für welches ich dich gehalten!" bat er mit seinen bestrickendsten Tönen.

„Das große Weib!" Sie stand wie eine Rachegöttin da. „Siegwart Velda, ich frage dich, war es wirklich Ueberzeugung von dir, an die Fortsetzung unserer" — sie suchte nach einem Wort — „Beziehungen zu glauben, nachdem du eine neue Gattin an deine Seite gestellt?"

„Mein Kind, dein Hiererscheinen, die ganze Art, in der du dich gabst, und meine völlige Unbefangenheit, denn ich habe nie daran gedacht, dich —"

„Halt ein!" rief sie grollend, drohend, „denn spräche st du das Wort zu Ende, müßte ich dich morden. Und das wäre doch ein klägliches Finale für Siegwart von Velda, der im Begriff steht, eine Prinzessin zu heirathen und Minister zu werden. Ich sehe jetzt, du bist jedem Verhältniß, jeder Situation gewachsen; sag' mir, welchen Namen gibst du mir für die Zeit, wo ich an dich geglaubt."

„Ada, komm zu dir! Nicht diese Haltung", sagte er kalt. „Ich sehe lieber Thränen beim Weibe als Härte. Du bringst zu viel Tragik in dein Leben, meine Liebe."

Sie machte eine verächtliche Geberde.

„Du hast recht — eine elende Komödie haben wir gespielt! Aber gib Ant-

Digitized by Google

wort auf das, was ich fragte." Sie blieb stehen; er setzte sich, vielleicht um ihr zu zeigen, wie er kaltblütig und Herr der Situation bleibe.

„Es muß das ausführlich geschehen, liebe Ada — und du mußt Geduld haben. Mich klagst du an! Bin ich schuld, daß ich dich, daß du mich liebtest, zu einer Zeit, wo diese Neigung Sünde war? Und daß, als meine Frau geschieden, mir das Gewissen sagte: sühne und büße — entsage, weil du sie gekränkt."

Ada sah ihn ironisch an. „Der Lebenden gegenüber schwieg dein Gewissen."

Er überging den Einwurf. „Du bist mir heute noch, was du mir warst — groß, das bedeutendste Weib, welches ich auf meinem Pfade traf, aber eben darum unerreichbar. Ich habe einsehen lernen, daß wir trotz unserer großen Neigung unsäglich unglücklich werden müßten; ich kann keine bedeutende Frau neben mir haben, ich brauche eine stille, duldende Seele."

Daß sie sich unter seinen kühlen, verständigen Reden das zuckende Herz hätte aus der Brust reißen können, dies Herz, welches ganz Demuth, ganz Hingabe für ihn war — ach, nicht einmal eine Ahnung hatte er davon, was sie hätte für ihn sein können; das wenigstens war ein Gefühl innerer Genugthuung.

Er spielte mit einer Tanagrafigur, welche er vom Nebentisch genommen, und sagte noch zurückhaltender als vorhin: „Endlich — meine Stellung vor der Welt — meine Kinder — dein Bruder — vor all diese Conflicte konnte ich nicht gestellt sein."

Sie war ruhig geblieben; jetzt hob sie die Blicke und die sonst so ernsten Augen blitzten:

„Wenn ich nun jetzt frage und sage: Siegwart Velda, warum hast du die Hand nach mir ausgestreckt? Gib mir jetzt wieder, was du mir genommen, Gott und das Vertrauen in die Menschen!"

„Liebe Ada, dieser Zustand der Erregung, der Verbitterung wird vorübergehen."

„Ja, Herr von Velda, er wird vorübergehen."

Sie wandte ihm den Rücken und wollte hinauseilen; rasch war er an ihrer Seite.

„Nicht so — die Dienerschaft darf keine Scene vermuthen."

„Sie haben recht — wegen der Prinzessin." Und sie vermochte es, seinen Arm zu nehmen. Im letzten Zimmer rief er den Haushofmeister.

„Fräulein Haslau wünscht morgen in Helenenlust das Atelier ihres Herrn Bruders zu besuchen — geben Sie die nöthigen Befehle!"

Dann die höflichsten Verbeugungen — ein Lachanfall kam ihr, auch den erstickte sie.

„Ach, meine Gnädigste", sagte der Bankier Rosner in der Vorhalle.

Der Ton war abscheulich, sie schauderte unter demselben zusammen.

„Vermuthlich zur Verlobung und der demnächstigen Excellenz Glück gewünscht?"

„Sie treffen das Rechte!"

Armand Rosner schaute der schlanken Gestalt nach. „Ach — das hat eine Scene gegeben — schau, schau, natürlich! Nun sind wir wie die Königstochter mit dem Garnknäuel auf der Insel — na, bin wieder mal unglücklich mit den

Digitized by Google

Namen dran! Und am Ende wäre jetzt für uns die Zeit gekommen — mal sondiren!"

Er trat bei Velda ein, der aufgeregt in seinem Gemach hin- und herschritt. Die Begegnung mit Ada hatte ihn doch tiefinnerlich ergriffen — nicht ihr Schmerz, ihre Verzweiflung, sondern daß er sie unwiederbringlich verloren. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die mit sich spielen lassen; jetzt waren auf dem Instrument, welchem er alle Melodien höchster Empfindung entlockt, die Saiten gerissen — für immer.

Der Bankier machte sich erst nach einigen Minuten bemerklich.

„Die Welt ist voll von Ihrer Verlobung. Ach, wie beneidenswerth, so das Tagesgespräch zu bilden. Wenn unsereiner das auch einmal könnte. Man sagt, Sie haben schon die Grafenkrone."

Velda klopfte ihm auf die Schulter. „Was ist denn so Außergewöhnliches daran? Ich halte es mit Napoleon's I. Ausspruch, der nur dann eine Heirath entschuldigt, wenn für den Mann sich ein Vortheil daran knüpft."

„Eh bien! Charmant! Habe soeben die schöne Haslau gesehen."

„Kam des Bruders wegen!"

„Freilich, freilich!"

Velda lachte ironisch. „Entführen Sie die — und Ihr Wunsch ist gleich erreicht, Sie werden Tagesgespräch."

„Will sehen — kein schlechter Einfall. Sie senden sie wol deshalb morgen nach Helenenlust?"

XVIII.

„Nach Helenenlust!" Die ganze schlaflose Nacht hatte sie seine Stimme das sagen hören, ein eigener Ton war es gewesen. Vor der Dienerschaft hatte er damit ihren Besuch bei ihm motiviren wollen. „Nach Helenenlust" sprach sie vor sich hin, in ihrem Zimmer auf- und abwandernd, bis der Morgen graute — und dann fühlte sie, daß sie wirklich hinaus müsse aus den engen Räumen in die freie Luft. Es that nicht länger gut, auf dem Boden zu liegen und die Finger in das harte Holz zu graben, sie konnte seinen Namen nicht mehr zum tausendsten mal mit erstickter Stimme rufen, sie mußte Raum haben, laut hinauszuschreien.

Und es war wieder ein solch köstlicher Morgen, wie damals, als sie zuerst ihren Fuß auf den Boden gesetzt, über welchen er herrschte. Die Anemonen und Märzblümchen blühten, die Spatzen zwitscherten lustig, die Bächlein rauschten.

„Was will ich denn hier?" fragte sie, niederblickend. Langsam war sie vor das Häuschen getreten, welches sie mit Rafael bewohnt hatte; aber sie vermochte es noch nicht, die wenigen Stufen hinaufzusteigen; ihr war, als erwarteten sie hinter den geschlossenen Fensterläden Spukgestalten.

„Es gilt alle Spuren zu vertilgen", sagte Ada, erhob sich, stieß die angelehnte Thür auf und schritt dem Atelier zu. Nicht rechts, nicht links sah sie, bis sie vor der Gipsbüste stand.

„Siegwart Velda!" rief sie im Tone tiefsten Grolles. Wie weich, wie liebens-

Digitized by Google

würdig war sein schöner Kopf in Thon gewesen, wie hart, wie erstarrt schauten sie die bekannten Züge da in der weißen Masse an.

„Mir ist, als wäre die Erde zu eng für dich und mich!“ sagte das schöne Mädchen, „auch hier hast du keine Arme, Hermes, Lügengott; warum mußtest du je welche für mich bekommen?“

Freilich, es wurde ihr hier in dem sonnenüberfluteten Raum so wenig Antwort von den weißen Statuen, wie sie ihr gestern von den Lippen des Mannes geworden war, den sie gefragt hatte: „Warum hast du mir Gott und die Menschen genommen?“

Die Stille beengte und ärgerte sie zugleich, sie wollte, ein lautes, donnerähnliches Getön hätte die Luft erschüttert. Neben ihr lag ein Stemmeisen; sie ergriff es rasch und schlug damit auf den Kopf der Büste: ein Krachen, ein Splittern, ihr Gott lag in Scherben.

Minutenlang starrte sie nieder auf die zerbröckelte Gipsmasse zu ihren Füßen, dann stieß sie einen Jammerruf aus und sank zu Boden: „In Scherben, Siegwart, in Scherben mein Glück!“

Ihre bebenden Finger suchten in der weißen Masse herum; hier entdeckte sie ein Ohr, da ein Stück der Lippe, dies war die hohe Stirn, hinter der so tröstliche und so verrätherische Gedanken wohnten. „Scherben, Scherben!“ Sie weinte laut, sie wüthete plötzlich gegen sich selber — warum hatte sie das gethan? Mit Blut und Thränen hätte sie alles wieder zusammenfügen mögen, um nur die äußere Form des geliebten Mannes zu haben.

„Liebe ich ihn denn noch immer?“ schrie sie plötzlich auf und hob die Hände empor. „Und wird das stets so sein, solange das Herz noch schlägt, der Athem noch der Lippe sich entringt? Wer hilft mir ihn hassen? Wer hilft mir vergessen, wer rettet mich mir selber?“

Und wieder keine Antwort. Sie erhob sich von den Knien.

„Ich weiß es wol, ich gehöre zu den Naturen, die nur einmal lieben können, und an dieser Liebe sterben, zu den Weibern, die ihren Gott zertrümmern und ihn dennoch lieben.“ Beide Hände vor das Gesicht drückend, wankte sie hinaus, die Steintreppe hinab.

„Und so weiter leben zu sollen — wer hilft mir dazu? Um Rafael's willen, der Pflicht wegen? Und glückliche Menschen soll ich noch im Leben sehen?“

Sie blickte auf. Dort drüben in dem kleinen Hause war auch ein Unglücklicher — der alte, kinderlose Gärtner. Sie ging weiter; Treff kam ihr entgegen, beroch ihr Gewand, leckte ihre Hand und stieß dann ein klägliches Gewinsel aus.

„Treues Thier!“ sagte sie.

Aufs neue leckte und winselte der Hund, endlich wich ihre apathische Gleichgültigkeit. „Dein Herr, Treff, wo ist dein Herr?“ Das Thier sprang bis an die Hausthür, kam zurück, zerrte an ihrem Kleide. „Ich komme“, sagte sie, „ist deinem Herrn etwas zugestoßen?“

Die Spatzen zwitscherten lustig, die Primeln und Aurikeln blühten in dem Vorgärtchen, das Fenster stand offen, der Sonnenschein floß hinein, sie sah den

Digitized by Google

alten Wingerodt in dem Armstuhl sitzen, aber auf den Gruß, welchen sie ihm zurief, antwortete er nicht.

So stieß sie die Thür auf. Mit einem Satz war Treff bei seinem Herrn und wieder erklang sein trauriges Geheul. Ein banges Gefühl überschlich sie, als sie sich näherte: Leichenblässe im Gesicht, Todesstarre in der einzigen Hand — der alte Gärtnersmann war hinübergegangen in das unbekannte Land.

Sie faltete die Hände, ein deutliches Gebet kam weder auf ihre Lippen noch in ihr Herz, es war die Majestät des Todes, welche sie zu dieser Bewegung gezwungen hatte. Dann erst vermochte sie es, weitere Umschau zu halten, und ein leiser Schreckensruf entrang sich ihr. Neben dem Alten stand ein geleertes Glas, ein Fläschchen mit dem Rest einer Flüssigkeit, seitwärts — was war das? War der Mann da freiwillig aus der Welt gegangen? Und warum? Es hatte ihn nichts gedrückt als seine Einsamkeit und sein Kummer — und den trug er doch mit einer Art Heroismus! Und plötzlich kam ihr seine Andeutung in den Sinn, daß er nur dann aus dem Leben freiwillig gehen würde, wenn er sich in seinem Wohlthäter getäuscht haben sollte.

Welche Erfahrungen hatte der einarmige Gärtner an Siegwart Velda machen können?

Drüben auf dem Tische stand eine alte kunstvolle Kassette — ein Schlüssel steckte darin, ein Brief lag daneben. Waren das Dinge, welche Aufschluß zu geben vermochten? Sie beugte sich über den Brief und las ihren eigenen Namen; mühevoll genug mochten der armen Linken da diese Riesenlettern geworden sein.

Sie zögerte, endlich brach sie das Siegel. Ein eingewickelter Gegenstand fiel heraus; als sie die Hülle gelöst, hielt sie ein mit Brillanten besetztes Medaillon in den Händen — die Kapsel gab nach — Siegwart Velda's Bild sah sie an; sie wollte rasch wieder schließen, nur hier nicht, in Gegenwart des Todten, an ihn und sein schönes, falsches Bildniß denken. Da schob sich noch ein kleines Papier zwischen das Glas und die goldene Hülle. Es war sorgsam zusammengelegt gewesen, liebevoll aufbewahrt. Sie entfaltete es: „Meine süße Martha, heute um sieben Uhr bei der Prinzenlinde."

Kein Name — sie hatte die Handschrift nur einmal gesehen, als Siegwart Velda ihrem Bruder ein Billet gesandt. Sie kam sich vor, als gliche sie in ihrer Starrheit dem Todten dort; kein Blutstropfen rollte mehr durch ihre Adern, ihr Herz schien stillzustehen — daß es wirklich so wäre! Aber dann mußte sie das grobe Briefblatt auseinanderschlagen — der Todte wollte es.

„Weil Sie der Marthe so sehr ähnlich waren und der alte Wingerodt sonst niemand hat — sie, die arme Frau von Velda ist an der Entdeckung gestorben, aber sie hat davon geschwiegen und nun weiß ich es wol, warum sie sagte, das Kind sei wirklich bei den Engeln. Marthe hat geschwiegen, wie es ihr kein Mann nachthut — und ist lieber in den Tod gegangen, eh' sie die andere noch unglücklich machte. Und ich geh' zu ihr; mich verlangt's da zu sein, wo mein Kind ist. Treff ist allein der Kluge gewesen, der hat ihn nicht leiden können — den Verräther. Nehmen Sie sich des Hundes an. Es ist so natürlich gekommen; ich hatte einmal wieder Sehnsucht nach dem Kinde und holte den Kasten, worin es all' die Sächelchen, auf die es hielt, ver-

Digitized by Google

wahrte. Und da ward mir's, als müßte ich die wenigstens liebkosen; denn mit ihnen hatte sich ja die Marthe schön gemacht — und Frau Velda hatte versichert, es seien keine Beweise darin. Nun, ihr und mir hat's den Stoß gegeben. Setzen Sie ihr den betenden Engel auf das Grab, sie hat's verdient. Ihn konnte ich nicht treffen, er hat mir Wohlthaten erwiesen — und ich bin gern zum Kinde gegangen. Aber eine Seele sollte darum wissen, das sind Sie!

Der alte Wingerodt."

Da stand sie, angesichts des Heimgegangenen; auf diesem Blatt hatten seine lebenswarmen Finger zuletzt geruht. Daß sie die erste sein würde, welche in das kleine Haus träte, in dem er seinen Athem ausgehaucht, hatte er wol nicht geahnt.

Da stand sie, die Vollstreckerin seines Letzten Willens — und vor ihr lag das blitzende Geschenk Siegwart's von Velda, mit dem er wol zuerst die Neigung des kleinen, eitlen Gärtnerkindes gewonnen. Ach, ihm war der Sieg über Frauen jeder Art so gar leicht gemacht.

Wie verklärt das Gesicht des Todten da in dem Sonnenglanz aussah! Ruhe und Friede waren über ihn gekommen, verschönt war er worden — und dann zuckte sie zusammen, bald würden die Leute kommen und die Läden schließen, und klagen und schwatzen und vermuthen. Er hatte niemand gehabt, der ihm nahe stand — brauchten eigentlich die Leute zu wissen, wie er aus dem Leben geschieden war? „Nein!" rief sie rasch, und das war der erste Laut seit langer Zeit, und dann kam ihre alte Energie wieder über sie. Sie trug das Glas hinaus und spülte es am Brunnen, schob den Brief, das Medaillon und das Fläschchen in ihre Tasche, brach eine Rose, die am Fenster stand ab und legte sie neben den Alten, wie zum letzten Gruß strich sie ihm die buschigen Haare aus der Stirn.

„Halt Wache, Treff!" sagte sie dem Hunde, und der verstand sie wieder und setzte sich zu den Füßen seines Herrn. Dann schob sie vorsichtig die Thür an. Die Spuren des Selbstmordes waren getilgt — nicht so leicht würde man jetzt auf den Gedanken kommen, daß der alte Gärtner freiwillig aus dem Leben gegangen sei.

Niemand sah sie das Haus verlassen, sie eilte dem Walde zu.

Gestern — es schien ihr, als seien lange Jahre seitdem vergangen — hatte sie sich ins Freie gewünscht; nun war sie hier — und was war inzwischen aus ihr selber geworden?

Gestern hatte sie in Siegwart Velda den Gott der Lüge erkennen müssen; heute wußte sie, daß er der Verführer Martha's war — der Mann, dessen Familienleben man als musterhaft gepriesen, der ihr Ideal gewesen war mit seiner Milde wie mit seinem energischen Wollen.

Sie schrie laut, als sie unter den Tannen stand. Was war ihr nun geblieben? Ekel, Ekel an der Welt, Verachtung und Abscheu für ihn, Ekel vor sich selber, weil sie diesen Mann geliebt!

Und wohin nun in der weiten Welt, wohin mit diesen Gefühlen, die, sie wußte es, niemals zu überwinden sein würden?

Weiter und weiter irrte sie unter Fichten und blätterlosen Bäumen hin, über

Digitized by Google

Moose und Moräste; sie wußte keine Richtung mehr, nicht ob sie denselben Weg ein- oder zweimal mache. „Prinzenlinde" las sie auf einer ausgestreckten hölzernen Hand, die nach einer kleinen Anhöhe hinaufdeutete — als der Baum dort oben ein dichtes Laubdach hatte, barg sich in seinem Schatten ein flüsterndes Paar. Jahre waren es her, seit Martha's Füße verstohlen hier über den Moosteppich geschlüpft waren.

Weiter! Dort war die gothische Grabkapelle der Familie von Velda, sie stieß hart an den kleinen Friedhof der Dorfgemeinde. Ada trat heran und sah durch das Fenster — ein Altar, ein Friedensengel mit der Palme — ja, dort unter den weißen Marmorplatten ruhte Frau von Velda in Frieden, und drüben wölbte sich einer der schlichten Hügel über Martha Wingerodt, und bald bettete man ihren Vater auch daneben — gewiß, sein Wunsch mußte erfüllt werden, der Marmorengel sollte auf Martha's Grab.

Nun stand sie vor der kleinen katholischen Kirche; die hatte Helene von Velda erbauen lassen, die Thür war offen; sie trat über die Schwelle; drüben war der Beichtstuhl. Die arme blasse Frau, die vielbeneidete Gattin des Millionärs, mag oft genug darin gekniet und ihr bekümmertes Herz ausgeschüttet haben, und endlich war sie wissend gestorben, den Verräther noch schonend.

Für sie, für Ada, die dreifach Betrogene gibt es keinen Beichtstuhl, kein williges Ohr, keine absolvirende Stimme, keine segnende Hand — wie eine Verfemte entwich sie wieder.

Durch Gestrüpp, über Steine, durch Regenlachen wanderte sie; ihr Kleid hing zerrissen und beschmuzt an ihr herunter; sie blickte einmal nach der Sonne, die war im Sinken: so wollte wol der Abend kommen und dann die Nacht.

Da blinkte etwas zu ihren Füßen, sie sah geordnete Wege ringsum, das Schloß war drüben, in Schilfblättern rauschte es leise — der Teich, der Ort, an welchem Martha Ruhe gesucht und gefunden. Das Wasser war so spiegelglatt; sie hatte eine Vision, sie sah das schlanke Kind am Strande stehen und noch einmal hinüberblicken nach den Thürmen drüben. Sterne standen am Himmel, Musik erklang in der Ferne — dann eine rasche Bewegung, das Wasser schlägt zusammen.

War das nicht eine weiße Hand, die sich winkend emporhob?

„Nein, das ist nicht mein Weg", sprach Ada dumpf, faßte in die Tasche, schleuderte das Medaillon in die Tiefe und ging weiter.

Die Sonne war hinab, als sie vor der kleinen Villa ankam — sie hatte ja eigentlich nichts mehr darin zu suchen.

Hinter der Ulme hervor trat eine Männergestalt auf sie zu.

„Ah, mein gnädiges Fräulein, welch ein glücklicher Zufall!"

„Zufall — ja", sprach sie mechanisch nach.

„Man sollte eher sagen, Sympathie; denn daß es uns gleichzeitig hinaustrieb nach Helenenlust —"

„Ja, wenn Sie wollen, Sympathie, Herr Rosner."

Er blickte überrascht: so nachgebend hatte das schöne Mädchen nie gesprochen, sie hatte überdies etwas von einer Nachtwandlerin am Tage.

Mit der Rechten deutete der kleine Herr über die Schulter.

Digitized by Google

„Nun muß sich bald alles zum Einzug der Prinzessin schmücken — ein wenig rasch, n'est-ce pas? Aber man sagt, die Prinzessin habe eigentlich um ihn geworben."

„So!"

„Das beste Prognostikon ist gerade nicht zu stellen für diese Ehe."

„Nicht!"

Der kleine Herr faßte nach der Hand des schönen Mädchens und wunderte sich, daß sie ihm so willig überlassen blieb.

„Sie sehen ein wenig leidend aus, liebe Ada! Sie müssen sich zerstreuen; ich begreife, Naturen wie Sie nehmen manches schwer, Sie müssen lernen, das Leben leichter anzufassen. Ich wüßte wol ein Mittel."

Sie sah ihn starr an. „Sie wissen ein Mittel?"

„Ei freilich! Nach einer kleinen Herzenstäuschung gibt man sich einer neuen Neigung hin."

„In der That!"

„Ich gehe nach Italien — wie wär's, wenn Sie und Rafael sich mir anschlössen? Dieser gute Rafael ist jetzt hier unmöglich — und ich wollte ein geduldiger Lehrer für Sie sein! Ich nehme meine Pferde mit, ich habe immer schon gedacht, wie köstlich es sein müßte, an Ihrer Seite als Cavalier bewundert zu werden — beneidet — wollte ich eigentlich sagen. Sie müssen sich aber bald entschließen."

„Bald entschließen, freilich, Herr Rosner!"

Er wagte es, die kalten Finger zu drücken.

„Sie haben noch zu thun — sonst würde ich um die Gunst bitten, Sie zur Stadt zurückbegleiten zu dürfen."

„Ich habe noch zu thun — ja — und nun Gute Nacht!" sagte sie klanglos.

Sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand an seine Lippen zog, und bedeutsam setzte er hinzu: „Ich hoffe, ich kann mir morgen die Zusage für Rafael und Sie holen."

Als sie gegangen, flüsterte er lächelnd: „Ich zweifle nicht am Erfolg; ich sagte ja, abwarten. Sie ist schön und ich werde Brillanten auf ihren Weg streuen."

„Ich habe noch zu thun", wiederholte Ada drinnen und sah auf ihre Hand herab und rieb dieselbe an den Falten ihres Kleides; „was habe ich noch zu thun? Und daß es dahin kommen konnte, daß ein solcher Mensch so zu mir reden darf und ich ihn wehrlos anhören muß — Siegwart, o Siegwart, auch das ist dein Werk!" Sie schloß eine Secunde lang die Augen. Sie sah Rosner's vieldeutiges Lächeln, hörte seinen näselnden, zudringlichen Ton, sah Rafael leichtsinnig die Hand desselben ergreifen und sie —

„Haschisch für die Seele — ja, wer Opium trinken kann, ohne den bittern Geschmack zu haben."

Dann hob sie plötzlich die Hände zum Himmel.

„Der arme, alte Mann dort drüben, der wußte den rechten Weg zum Frieden!"

Ein Leuchten, ein verschönerndes Lächeln zog über ihr Gesicht. „Und ich finde

Digitized by Google

ihn auch! Jetzt weiß ich ihn ja!" Mit fester Hand schrieb sie auf ein Blatt Papier „Für Martha's Hügel" und hängte dasselbe an den Arm des betenden Engels, der seinen Platz neben ihrem Schreibtisch erhalten hatte.

Ein anderes leeres Blatt schien sie bedeutsam anzublicken — sollte sie Abschied nehmen mit rührenden Worten, um sich und ihm und der Welt Commentare zu geben? Nein! Sie tauchte die Feder ein und schrieb ein Schopenhauer'sches Wort nieder, das ihr durch den Sinn fuhr:

„Es gibt auf der Welt nur ein lügenhaftes Wesen: es ist der Mensch. Jedes andere ist wahr und aufrichtig, indem es sich unverhohlen gibt als das, was es ist, und sich äußert, wie es sich fühlt."

Dann ging sie in Rafael's Atelier und zog den schützenden Vorhang von dem Bilde; er hatte seit dem Tage, wo Siegwart Velda vor demselben gestanden, nicht einen Strich weiter daran gemacht.

„So hinabgezogen werden, willenlos, das wäre ein letztes Glück, aber es wird mir nicht so gut."

Sie nahm das Fläschchen aus der Tasche, das sie neben dem alten Gärtner gefunden.

„Auch ein Schiffbruch — weiter nichts — Schiffbruch im Leben — das ist alles!"

XIX.

Einige Wochen lang sprach man von dem freiwilligen Ende der schönen Schwester Rafael's, allerlei Vermuthungen wurden laut und schwiegen wieder. Zerknirscht war der junge Maler zu Frau Cornelie zurückgekehrt, geweint hatte er und sogar unaufhörlich gerufen: „Und daß ich sie nicht rächen kann und darf, das ist das Härteste — aber Herr von Velda hat mir Dienste erwiesen, die sich nicht ableugnen lassen."

Sein Schmerz hatte Frau Cornelie noch tiefer gerührt; sie versprach ihm Reisen in den Süden, wo er sich sicher neue Ideen holen würde, und seufzte, ihre eigenen Thränen trocknend:

„Sie war ein zu sonderbarer Charakter, sie wollte alles allein durchkämpfen, sie wies jede hülfreiche Hand zurück. Hätte sie mich für sich handeln lassen, es wäre alles anders gekommen."

Der Bankier Rosner pflegte noch lange Zeit, wenn man Ada's Namen nannte, die Augen zu verdrehen und zu seufzen: „Und ich hatte Esperancen, ich hatte sie auf Ehre — das fühlt mir niemand nach, der das nicht kennt."

Siegwart von Velda stand mit seiner Gemahlin auf dem Balkon, als die Sonne unterging und die Sänger des Dorfes, welche dem Paare ein Ständchen gebracht hatten, sich zerstreuten. Dort unten schimmerten zwischen dem Schilf des Schloßteiches die Wasserrosen; am Waldrande blitzten die Strahlen noch einmal in den Fenstern der drei Villen auf, von dem katholischen Kirchlein klang das Ave Maria-Läuten. „Welch ein köstlicher Abend, welch ein reizendes Heim, und wie bin ich glücklich!" sagte Prinzeß Seline, ihren aschblonden Kopf an den Arm Siegwart's lehnend, sie reichte ihm nicht einmal bis zur Schulterhöhe.

Digitized by Google

Er küßte ihre abgezehrten Finger. „Glücklicher als daheim — o Seline, ich wußte und fühlte es, wie beengt du in deiner Umgebung warst, und darum sprach eine Stimme in mir:

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm!

In demselben Augenblick erinnerte er sich, zu wem er die gleichen Worte gebraucht; aber sein eigener fester Wille hatte rasch Ada's schönes Gesicht wie ein Phantom verscheucht — und die arme blasse Prinzessin, der nie im Leben ein Mann gehuldigt, wehrte den Freudenthränen nicht und sagte mit Bewunderung zu ihm aufsehend: „Wie du alles verstehst und mitfühlst! Welch ein Mann du bist!“

Digitized by Google

Jüngere französische Romanschriftsteller.

Von

Friedrich Carl Petersen.

I.

Emile Gaboriau.

Die Aufgabe des Romanschriftstellers, das Feuer der Leidenschaft bei seinen Helden in einer oder der andern Hinsicht zu läutern, hat auch Emile Gaboriau in gewinnender Weise gelöst. Es ist ihm in der schwülen Atmosphäre, in welcher sein Talent so rasch aufblühte, nicht vergönnt gewesen, bis in das reifere Mannesalter thätig zu sein, nach der Gärungs- ganz die Klärungsperiode zu durchleben, wir besäßen sonst vielleicht ein erschöpfendes pariser Sittenwerk von ihm; allein was er in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines literarischen Schaffens geboten, ist bedeutend genug, um ihn unter Frankreichs Romanschriftstellern einen ehrenvollen Platz und noch dazu eine Sonderstellung einnehmen zu lassen, wie sie nicht jeder hervorragende Romancier mit ihm gemein hat. Sein Dichten und Trachten ging stets dahin, getreu nach dem Leben zu schildern; sein Scharfblick und seine ausgezeichnete Beobachtungsgabe kamen ihm dabei vortrefflich zu statten. Er verschmähte es, obwol auch er seine Vorbilder hatte, über Personen und Dinge sich anders als de visu und de auditu zu unterrichten, und das Frappantwahre seiner Lebensbilder gemahnt daran. Gewissenhaft in allem, leistete er denn auch Vorzügliches in der Charakterzeichnung. Seine Gestalten leben, es sind keine Abgüsse aus der bekannten typischen Form; der Leser ergötzt sich an ihnen, mögen sie nun zu Gutem oder Bösem ihren Weg gehen. Gaboriau hat Frauencharaktere geschaffen, wie sie nur dem begabten Schriftsteller, der für den edeln Stolz des Selbständig-Freien sich zu begeistern vermag, gelingen können, und auf die er mit inniger Freude hinblicken konnte. In der Beschreibung vermied er das Langathmige: prägnante, anschauliche Darstellung war bei ihm Gesetz; in der Hinsicht verharrte er auf dem Standpunkt des pariser Chroniqueurs, den beständig die Raumbeschränkung nöthigt, nicht abzuschweifen. Nur wenige, aber gelungene, das Charakteristische vollauf zur Erscheinung bringende Striche, und die Skizze war fertig, das Lebensbild dem Leser meisterhaft vermittelt. Ohne ein Temme oder ein Terrail, d. h. ein Romancier zu sein, der in möglichster Anspannung der Erwar-

Digitized by Google

tung des Lesers, in der Anbahnung des bekannten Heißhungers auf Weiteres aus derselben Feder seine erste Aufgabe erblickt, verstand es Gaboriau, den Leser in Athem zu erhalten, die Theilnahme desselben bis zum Ausgange entsprechend zu steigern. Er erzählte lebhaft; äußerst scharfsinnig, leistete er in dem Romangenre, das er in Frankreich einbürgerte, ja, am ersten anbaute, nämlich im Criminalroman, Bedeutendes. Von vornherein, wie es übrigens sein soll, bringt er den Leser in seine Gewalt. Indem er diesen gleich beim Beginn in einen Knotenpunkt der Handlung versetzt, steigert er bei demselben die Spannung nach der Vergangenheit in einer Weise, die das Unangenehme der Unterbrechung bedeutend abschwächt. Im Aufbau sind denn auch seine Romane durchweg kunstvoll zu nennen. Bei aller Lebenswahrheit in seinen Werken ging er insofern nicht den Weg des Naturalismus, als er das Princip des Bösen nie siegreich aus dem vorgeführten Kampfe hervorgehen läßt. Nichts lag seinem Wesen ferner als die Versuchung, einen Cartouche zu einem Ruhmeshelden aufzubauschen. Seine Geheimpolizisten und Untersuchungsrichter sind, einzeln betrachtet, con amore vollendete, mit Humor und feinem Gefühl ausgestattete kleine Meisterstücke. Allerdings besaß er in diesen Dienern der menschlichen Gerechtigkeit dankbare Werkzeuge zur Erregung fesselnder Spannung; allein ohne ihre geschickte Verwerthung wäre es doch übel damit bestellt gewesen. Im Darlegen von Seelenzuständen und Seelenvorgängen, namentlich bei Schuldbeladenen, war er nicht selten glücklich; das Vermögen, sich ganz in seine Helden hineinzudenken, in ihnen zu empfinden und zu leben, dieses für den Romanschriftsteller wie für den Dramatiker gleich unentbehrliche Vermögen besaß er in hohem Maße. Er liebte es, mit überraschenden Wendungen der Handlung einen neuen Reiz zu geben; in der scharfsinnigen Ausnutzung eines Stoffes thaten und thun es ihm nicht viele nach. Aus dem Conflict der Leidenschaften ließ er in consequenter Entwickelung Auftritte hervorgehen, die in ihrer dramatischen Kraft wahrhaft bewältigend wirken. Gaboriau war meist in Bezug auf Scenen, die ein Aufeinanderplatzen einander feindlich gegenüberstehender Elemente bedingt, was den Dialog anbetrifft, glücklich im Treffen des Passenden und Rechten. Abgesehen von einer relativ zwar nur selten ersichtlichen stilistischen Fahrlässigkeit, wie sie sich in der Wiederholung gewisser Ausdrücke zeigt, und deren Vorkommen der heilige Abscheu, den wunderbarerweise unser Romancier vor dem Correcturlesen hatte, erklärt, sowie von einem etwas kurzen, man könnte sagen leidenschaftlich hastigen Abschließen, das nicht immer ganz befriedigt, entsprechen im ganzen seine Werke vollkommen den Anforderungen, welche die Kritik an einen guten Roman stellen darf.

Der innere Schöpferdrang, äußere Lebensumstände und die Eigenart seines Charakters waren die Factoren, welche ihn in die Bahn trieben, die er so erfolgreich durchwandelte. Gaboriau's Lebenslauf bildet einen neuen glänzenden Beweis für die Kraft der Hindernisse, die den Berufenen nicht nur abschrecken, sondern mit wachsendem Muthe und steigendem Selbstvertrauen vorgehen lassen. Seine Knabenjahre verlebte er im Aelternhause zu Jonsac, im Departement Nieder-Charente, wo er im Jahre 1836 das Licht der Welt erblickt hatte, in ungetrübter

Digitized by Google

Sorglosigkeit. Vielleicht sah dem Wildfang die zärtliche Mutter bisweilen etwas durch die Finger; genug, schon auf der Schulbank soll er jenen sich an nichts bindenden Freisinn an den Tag gelegt haben, dem er später, in seinem pariser Leben, so bohêmeselig die Zügel schießen ließ, mit dem er als Romancier so ausgiebig mehrere seiner gelungensten Helden bedachte. Im Besitz des Wissens, das in Frankreich ein lernbegieriger Schüler im Colleg aufspeichern kann, sollte er nach dem Willen des gestrengen Vaters, der als Hypothekenbeamter für das Söhnlein gern eine einträgliche Stellung in Aussicht nehmen mochte, Kaufmann werden. Allein das nüchterne handelsgeschäftliche Treiben sagte ihm nicht zu; mit Unlust saß er über den Comptoirbüchern, aber um so eifriger vertiefte er sich in die Romanlektüre, und dabei reifte der Gedanke: „Dergleichen kannst du vielleicht auch schreiben!" bald in ihm zu dem Entschluß, einen Versuch zu wagen, dessen Folgen für seine künftige Lebensstellung entscheidend sein sollten. Nicht, daß ihm seine Erstlingsarbeiten gleich Bahn gebrochen hätten: höchst wahrscheinlich kamen dieselben nicht einmal zum Abdruck; aber durch sie bekam er gleichwol freie Bahn, denn dem Herrn Principal konnte mit der Schriftstellerei auf Kosten der Hausarbeit unmöglich gedient sein, und eines schönen Morgens erhielt der Romancier in spe in bester Form seinen Abschied.

Natürlich rief das Begebniß im Aelternhause großes Misvergnügen hervor, und gewiß setzte es harte Verweise bei Hindeutung auf die „brotlosen Künste", die mit ihren trügerischen Aussichten schon so manchen getäuscht haben. Nichtsdestoweniger ließ sich der „Unverbesserliche" von seinem Vorsatz nicht abbringen, und dem innern Drange folgend, zählte er bald zu der nicht geringen Schar derjenigen, die zu Paris, als Repräsentanten der „petite presse", d. h. der nicht täglich erscheinenden Journale, im Verein mit jüngern und ältern Künstlern jene Bohême bilden, deren Wesen Mürger in seinem berühmten Roman „Scènes de la vie de Bohême" noch lange nicht erschöpfend genug dargelegt hat. Man muß dieses Leben persönlich kennen gelernt haben, um das Aufreibende desselben recht würdigen zu können. Für den hoffnungsvoll in die Welt hineinschauenden jungen Literaten, der z. B. als Chroniqueur einer Zeitung beflissen sein darf, Stoff zu seinen Artikeln einzuspeichern, das Volksleben kennen zu lernen und sich Sittenstudien hinzugeben, entbehrt dieses Leben nicht eines umstrickenden Reizes, zumal da mit dem Einblick in gewisse Kreise Anregungen verknüpft sind, die das junge, noch nicht gezeitigte Talent auf epochemachende Zukunftsleistungen hoffen lassen. Manche sagen selbst dann noch nicht dem wechselreichen, manchmal auch recht illusionsarmen Zigeunerleben Valet, wenn Fortuna ihnen ihre Huld zugewandt hat, und einer von diesen war Gaboriau.

Nachdem er längere Zeit für Wochenblätter, namentlich auch das Witzblatt „Le Tintamarre", welches seine ersten Bluetten brachte, journalistisch thätig gewesen, ward er im Jahre 1866 ständiger Chroniqueur des „Pays". Auf dem Büchermarkt war er damals schon mit verschiedenen Bänden vertreten, dank dem Verleger und Schriftsteller Julien Lemer, welche der leichten, gefälligen Schreibweise und dem üppig sprudelnden Esprit des jungen Autors längst gebührende Beachtung geschenkt hatte. In den Sammelwerken „Berühmte Buhlerinnen" und „Angebetete

Digitized by Google

Schauspielerinnen" bot er der Leserwelt pikante Charakterstudien, fleißig behandelte Porträts mehr oder weniger berühmter oder berüchtigter Frauen, die durch Schönheit, Geist, Talent u. s. w. gekrönte Häupter wie sonstige hervorragende Persönlichkeiten im schönen Frankreich an ihren Triumphwagen spannten. Diese bestellten Schriften waren für ihren Verfasser insofern von Bedeutung, als er einmal damit sich Existenzmittel verschaffte, und dann daran sein junges Talent erproben und ausbilden konnte. Die unter dem Haupttitel „Glücksehen" erschienenen zwei Novellen verrathen noch die Unschlüssigkeit des angehenden Romanciers betreffs der einzuschlagenden Richtung. Der rechte Weg war noch nicht gefunden. Seine eigene Vergangenheit gab ihm die Anregung zum Entwerfen des mit Witz und Humor im Causeriestil geschriebenen Skizzenwerkes „Die Bureaumenschen", an dem sich Bureaukraten erbauen können, das aber ein Verständniß für den kunstvollen Aufbau noch vermissen läßt. Wie in diesem, wesentlich durch die darin vermittelte Beleuchtung einer gewissen Liederlichkeit des Beamtenlebens interessanten Buche, so macht sich auch in der Humoreske „Das 13. Husarenregiment", einer pikanten Schilderung des Kasernenlebens, mit dem sich Gaboriau schwerlich befreundet hätte, jener Sinn für Ungebundenheit geltend, der ihn selbst auf Grund seiner Liebe zur Schriftstellerei der hemmenden und beklemmenden Dienstsphäre entrückt hatte. Die erste größere Leistung, bei der sein Talent im Verwerthen von Stoffen, wie sie Criminalprocessen zu Grunde liegen, in Betracht kommen darf, war seine Novelle „Der kleine Alte von Batignolles". Sie ist kaum etwas anderes als ein Versuch; aber schon verräth derselbe die Gabe der fesselnden Unterhaltung, die der Verfasser in seinen Romanen so trefflich zu verwerthen verstand. Unzweifelhaft kam er auf seinen Kreuz- und Querfahrten bei seinen pariser Sittenstudien dann und wann mit Leuten in Berührung, die als Geheimagenten von der Inselpräfectur Jagd auf Verbrecher machten, war er selbst Zeuge von Auftritten, wie sie polizeiliche Recherchen mit sich bringen; darin lag für ihn der erste Fingerzeig zu einer Auffassung des Geheimpolizistencharakters, wie sie, obwol naheliegend, bei der im Lande herrschenden Abneigung gegen alles, was mit dem Institut an der Rue de Jérusalem in Verbindung steht, und im besondern gegen die stets im Verborgenen thätige Sicherheitspolizei ebenso neu als originell erscheinen mußte. Ich bin versucht zu glauben, daß sein Zusammentreffen mit Claude, dem unlängst verstorbenen Chef de la sûreté, wie man zu Paris kurzweg sagt, dabei vornehmlich in Anschlag zu bringen ist. Unstreitig hätte er bezugs seiner Polizeihelden kein besseres Vorbild wählen können. In seiner Stellung als Mitarbeiter des „Pays" sollte er vollends in die rechte Bahn einlenken, indem er der Redaction seinen ersten Criminalroman „Die Affaire Lerouge" antrug, und dieselbe ihn für den Feuilletonraum annahm. Für seinen Ruf war damit im Grunde wenig gewonnen, da der Leserkreis des „Pays" ein sehr beschränkter war. Zufällig las den Roman Chavette (Vachette), Oberredacteur des vom Bankier Millaud begründeten „Soleil". Das Werk lenkte, zumal es das Auftauchen eines neuen Romangenres bedeutete, seine Aufmerksamkeit auf den Verfasser. Ohne Säumen erwarb er für den „Soleil" das Recht des Nachdruckes, und damit war des jungen Autors Glück so gut wie gemacht.

Digitized by Google

Einem größern Publikum geboten, fand „Die Affaire Lerouge", allerdings ein meisterhafter Erstlingswurf, die beifälligste Aufnahme. Gaboriau schrieb einen neuen Roman: „Das Verbrechen von Orcival", für den „Soleil". Nicht lange dauerte es, so zählte ihn das „Petit Journal", das von Hunderttausenden gelesen wird, zu seinen Mitarbeitern, und rasch stieg fortan sein Schriftstellerruhm. Schon 1866 brachte das „Petit Journal" seinen zweiten Roman. Und in flottem Gusse folgten fast ohne Unterbrechung „Die Acten Nr. 13", „Die Sklaven von Paris" (1867), „Herr Lecocq" (1868), „Ein Höllenleben" (1869), „Die vergoldete Sippe", „Anderer Leute Geld" (1870), „Den Hals in der Schlinge" (1871), „Der Sturz" (1872). Gaboriau's sämmtliche Werke veröffentlichte im Buchhandel der Verleger Dentu, sodaß dem Glücklichen von zwei Seiten zugleich der Pactolus floß. Es hieß, die Leserwelt habe zuletzt eine gewisse Abneigung gegen das neue Romangenre an den Tag gelegt. Ich glaube zu wissen, was es damit für eine Bewandtniß hat. Zeitungsredactionen schließen, wenn ein paar Briefe mit Tadel einlaufen, danach leicht auf die Stimmung der Leserwelt überhaupt, und dann heißt es: „Ihre Arbeiten gefallen nicht." Ein Autor wie Gaboriau, der so oft unbarmherzig den socialen Sumpf aufdeckte, die Geisel der Wahrheit wider die charakterlosen feilen Sklaven, die dummstolzen Lotterbuben und Tagediebe, die vornehmen Schwelger und Prasser, die Banditen mit der Gründermaske schwang, der in so drastischer Weise die Urheber des Staatsstreiches, die Schandgenossen Ludwig Napoleon's, an den Pranger stellte, hat gewiß nicht nur Freunde, sondern auch heftige Gegner.

Gaboriau fühlte sich als Schriftsteller, dessen Streben ein glänzender Erfolg krönt, um so glücklicher, als ihm eine liebende Gattin zur Seite stand, die an allem, was ihn betraf, den innigsten Antheil nahm. Mit ihr plante er seine Romane, sammelte er auf Erholungsreisen Stoff zu neuen Werken, setzte er als eingefleischter Bohème in den Niederungen des socialen Paris bis in seine letzte Lebenszeit seine Sittenstudien fort. Auf diesen Streifzügen durch das Reich der Plebejer ließ er es nicht etwa beim stillen Beobachten bewenden: er lebte auf gleichem Fuß mit dem Volke, theilte sogar, um gründlich erforschen zu können, dessen Zecherstrapazen. Das verbindliche Entgegenkommen eines seiner besten Freunde, des verdienstvollen Journalisten H. Escoffier, jetzigen Chefredacteurs des „Petit Journal", brachte mich in die Lage, dem Leser noch ein paar interessante Daten über den Schriftsteller und Menschen Gaboriau bieten zu können. Wißbegierig in hohem Grade, folgte er quand même dem Bohèmezuge, und wenn er dabei zum Theil seine Gesundheit einbüßte, so gewann er andererseits dabei, wie es übrigens seine Romane vielfach beweisen, einen Beobachterblick von erstaunlicher Schärfe. Gaboriau erinnert mit seiner Charakterzeichnung, mit seinem Schaffen überhaupt an Balzac. Und in der That, Balzac war neben William Cooper, wie ich vermuthe, sein Lieblingsautor: ihn las und las er unaufhörlich. Gleich seinem Vorbild ging er mit einer gewissen Zaghaftigkeit an die Arbeit. Ein eiserner Wille und eine zähe Strebsamkeit, zwei von der Lust und Liebe zur Sache bedingte schätzbare Eigenschaften, halfen ihm über die Klippe des mühsamen Arbeitens hinweg. Er combinirte gewissenhaft, und lag die Grundidee wie ein rother Faden im Kopfe klar

Digitized by Google

da, so machte er sich ans Ausführen, indem er vorerst die hauptsächlichsten Anhaltspunkte flüchtig niederschrieb und danach in eben derselben Weise weiter arbeitete. Im Brouillon nahm er hernach die angezeigten Aenderungen vor; manchmal blieb von dem ursprünglich Niedergeschriebenen wenig übrig, es erstanden die Ideen in einem ganz neuen Wortgewande, und auch darin war er seinem Vorbilde ähnlich, wenn auch Balzac nicht im ersten Manuscript, sondern erst auf dem Correcturbogen die zeitraubende Arbeit vornahm. Nun schrieb Gaboriau, dabei das Werk noch einmal unter die Feile nehmend, das Vorliegende sorgfältig ins Reine, und feuilletonweise, immer genau auf die Zeile für den Raum berechnet, wanderte das Manuscript in die Druckerei. Nie sah er seine Arbeiten auf dem Correcturbogen wieder durch. Unser Romancier, der Leser erräth es, arbeitete nur bei Tage. Vor 10 Uhr morgens kam er nie aus dem Bett. Von da ab bis 6 Uhr abends schrieb er ununterbrochen und war für niemand zu sprechen. Jeden Abend trieb es den Bohème hinaus; meist begleitete ihn die Frau, auch in dieser Lebensweise seine treue Genossin, und erst spät in der Nacht kehrte er heim. Nur am Mittwochabend blieb er zu Hause. Auf den bat er regelmäßig einige Freunde zu Gast; das war sein Soiréeabend. Der Salongäste waren etliche zwanzig; zu ihnen zählte der Verlagsbuchhändler Dentu, der Landschaftsmaler Weber, der Theaterdirector S.... und andere bekannte Persönlichkeiten mehr. Das Kartenspiel war in den Soiréen nicht verpönt.

Jeder conventionellen Fessel ledig, war Gaboriau der liebenswürdigste Wirth, der zuvorkommendste College und Freund. Sein jovial gemüthliches Wesen, sein unverwüstlicher Humor machte ihm alle, die mit ihm in nähere Berührung kamen, zugethan. Kein hülfsbedürftiger Fachgenosse sprach bei ihm vor, dem er nicht, und zwar auf die discreteste Art, die helfende Hand geboten hätte. Mit Empfehlungsbriefen an seinen Verleger, mit Arbeit und Vorschüssen, kurz allem Möglichen diente er. Gaboriau war ein guter, lieber, edler Mensch, gleich manchem andern Bohème ein Communist im edelsten Sinne des Wortes, würdig, eine Gattin zu besitzen, ebenso reizend als Weib wie liebevoll und treu als Beratherin und Mitarbeiterin. Es war ein glückliches Zusammenleben und Zusammenwirken; nur eins trübte das Glück der beiden: ihre Ehe blieb kinderlos. Plötzlich traf die Gattin der härteste Schlag. Am 29. Sept. 1873 waren sie eben von einem Ausflug ans Ufer des Meeres, dessen Zweck Studien zu einem neuen Sittenroman bildeten, in ihr Heim zurückgekehrt, da traf den jungen, begabten Schriftsteller mit einem Schlagfluß jählings der Tod. Eine Zeit lang ist die arme junge Witwe noch mit gebrochenem Herzen umhergewankt: etwa ein Jahr nach dem Hinscheiden des Gatten starb auch sie.

Der Romancier Gaboriau ist nicht gestorben. Noch nach langen Jahren wird der Freund des Sittenstudiums seine Romane mit Nutzen lesen, der Geschichtschreiber, der über sociale Zustände in Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs gut unterrichtet sein will, aus denselben schätzbare Beiträge zur Kenntniß dieser Zustände fördern, der Freund einer geistvollen Darstellung, die durch farbenreiche lebenswahre Bilder fesselnd und manchmal dramatisch bewältigend wirkt, an den Werken des Verstorbenen sich ergötzen.

Digitized by Google

Den ihm angeborenen Forscherfleiß bewies Gaboriau schon in seinem Erstlingswerke. Er hat tüchtig lesen, prüfen, vergleichen, folgern müssen, und viel excerpirt, um sein pikantes zweibändiges Werk „Berühmte Buhlerinnen"*) erscheinen lassen zu können. Die Aufgabe, welche sich Gaboriau beim Entwerfen dieses Werkes stellte, war, dem Leser in treffenden Lebensbildern die lange Reihe der Frauengestalten vorzuführen, welche im Laufe der Zeiten am Hofe der Könige von Frankreich als Favoritinnen auftauchten, und dabei den Einfluß festzustellen, den eine und die andere in Staatsangelegenheiten geltend zu machen gewußt hat. Am Leitfaden der Geschichte ging nun der Autor vor. Natürlich hält er mit seinem Urtheil auch bezüglich der gekrönten Anbeter nicht hinter dem Berge; in der Regel ist dasselbe von logischer Schärfe. Störend wirken beim Lesen dieser Schilderungen die, allerdings da und dort der Citate wegen erklärlichen, wenn nicht gerechtfertigten Wiederholungen: manchem merkt man noch die Unerfahrenheit des Verfassers im Sichten und Ordnen an; der kritische Gärtner müßte mit der Heckenschere darunter aufräumen. Davon abgesehen, liest sich die Arbeit, namentlich was die später entstandenen Abschnitte betrifft, vortrefflich. Die Darstellung der Hofsitten, des Privatlebens der Könige u. s. w. schließt natürlich manches Pikante nicht aus; es fehlt nicht an eingestreuten mehr oder weniger grobkörnigen Citaten aus Pamphleten und Spottgedichten; Schminke und Poudre-de-Riz benutzt Gaboriau nicht gern, bei einer sittenrichterlichen Andeutung mag er es nicht bewenden lassen; die Grenzen des Erlaubten, wie sie in Betreff eines solchen Werkes gezogen sein sollen, überschritt er bei alledem nicht: den Teufel malt man einmal nicht ohne Hörner und Pferdefuß.

In der Galerie, die Gaboriau hier der Anschauung bietet, kann sich nicht nur der legitimistische Adel im Lande, sondern auch das französische Volk spiegeln. Sie erscheint im wesentlichen als ein mit bunten Flittern besäeter Morastweg der Schande, der durch die Jahrhunderte herauf sich zu üppiger Breite entfaltet, bis er schließlich in den Blut- und Thränensumpf der großen Revolution endet. Es sind lebende Bilder zu Spott und Hohn, Fragmente eines Dynastieromans, in dessen Helden das arme unwissende, bethörte Volk meistens nicht, was sie im Grunde waren: mit ihrer Stellung Misbrauch treibende, ihren Lüsten fröhnende, das Geld der Steuerzahler verschleudernde Ehebrecher und Wüstlinge, sondern über alle Niedertracht erhabene Gottmenschen erblickte. Wir schauen sie der Reihe nach, die verführerischen Evagestalten mit dem leichten Gewande und dem leichten Sinn, die gehorsamen Dienerinnen einer liebereichen Majestät, die Herrscherinnen von Venus Gnaden, von der Fredegunde Chilperich's bis zur du Barry, bezüglich deren Gaboriau treffend schreibt: „Unschuldig büßt Ludwig XVI. für die keck begangenen Verbrechen Ludwig's XIV. und die Schandbubenstreiche Ludwig's XV. In der armen du Barry, einer auf den französischen Königsthron verirrten Dirne, strafte man all die Favoritinnen, die im Laufe der Jahrhunderte es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Frankreich zu Grunde zu richten: sie ward das Sühnopfer einer Diana von Poitiers, einer Montespan, einer Pompadour."

*) „Les cotillons célèbres" (9. Aufl., Paris 1877).

Digitized by Google

Diesem interessanten, bei allem Pikanten der Citate in seiner Wirkung sittlich erhebenden Werke schließt sich die nicht minder anziehende Schrift „Angebetete Schauspielerinnen"*) wegen ihres verwandten Inhalts an. Gaboriau läßt darin die hervorragendsten unter den leichtlebigen holden und nichtholden Actricen, die seit Molière's Zeiten im Lande nicht nur ihr Bühnentalent entfalteten, nicht nur auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, sondern auch in dieser Welt selbst, in der Gesellschaft eine Rolle spielten, die Revue passiren. Die Porträts sind durchweg gelungen.

Die Erzählungen „Herr J. D. de Saint-Roch" und „Eheversprechen"**) sind mit Geist und Humor in einem Stile geschrieben, der ein ruhiges, heiteres Vorgehen, Liebe zur Sache und einen entsprechenden Fleiß verräth. In der erstern schildert Gaboriau unter anderm überaus glücklich das Treiben eines jener unternehmenden Ehemäkler, die tagtäglich im Annoncentheile vielgelesener pariser Blätter unter Angabe der Zahl ihrer den Bräutigam erwartenden, mit so und so viel Tausenden oder Hunderttausenden gesegneten Clientinnen einem heirathslustigen Publikum ihre Vermittlerdienste anbieten.

Auch in dem Pendant zu dieser Erzählung: „Eheversprechen", herrscht jener ruhige, milde Humor vor, mit dem der Begabte quand même die Sympathien der gebildeten Leserwelt erringt. In Bezug auf geistvolle, witzige Darstellung ward hier Bedeutendes geleistet. Ein da und dort in der Erzählung auftauchender naiver Zug erscheint bei dem geistvollen Fluß der Rede fast als ein literarisches Raffinement. Der Titel bezieht sich auf das Eheversprechen, das glückliche Väter einander manchmal hinsichtlich ihrer neugeborenen Kinder ertheilen. Das bezeichnende Schlußwort lautet: „Der erste aller Heirathsvermittler ist und bleibt der Zufall." Bemerken will ich noch, daß Gaboriau hinsichtlich des in dem Roman eine Rolle spielenden Briten etwas allzu sehr die alte beliebte Engländercharge hervortreten läßt, auch in seinen Voraussetzungen zu weit geht.

Classisch in seiner Art wäre das Buch „Die Bureauleute"***) zu nennen, entspräche dem Inhalt die Form. Es ist eine Reihe lose zusammenhängender, im bekannten „Tintamarre"-Stil augenscheinlich feuilletonweise geschriebener Skizzen, im ganzen eine satirische Beleuchtung administrativer Uebelstände und einer Liederlichkeit der Beamtenwelt wie sie unter dem zweiten Kaiserreich sich breit machten und zum Theil wol auch heute noch zu constatiren sind. Romain Caldas, der Held der Erzählung, hat auf der Rechtsschule die Licentiatenprüfung bestanden, meint infolge dessen, er dürfe in jedem Verwaltungsfache sein Glück machen, wird, da ihn eine einflußreiche Persönlichkeit empfohlen, glücklich als Supernumerarius im Ministère de l'Équilibre angestellt und kann nun, indeß er Personen und Dinge in dem Staatsrathe kennen lernt, nebst seinem Liebchen, der kleinen Actrice, am Hungertuche nagen, bis ihn die Muse des Dramas aus der amtlichen Jammer-

*) „Les comédiennes célèbres" (5. Aufl., Paris 1878).

**) „Mariages d'aventure. I. Mr. J.-D. de Saint-Roch, agent matrimonial. II. Promesses de mariage" (9. Aufl., Paris 1879).

***) „Les gens de bureau" (17. Aufl., Paris 1877).

Digitized by Google

höhle erlöst. Gaboriau läßt in dem Buche mit dem Muthwillen des lebenslustigen Bohème dem Humor die Zügel schießen, kehrt darin, dann und wann zur Charge seine Zuflucht nehmend, alle Schattenseiten des Beamtenthums ironisch und sarkastisch heraus und bietet damit dem Leser eine Fülle pikanter Auslassungen, die allerdings eine bedeutende komische Kraft verrathen. Der Gleichgewichtsminister fordert von jedem Amtscandidaten das Baccalaureusdiplom und läßt ihn noch besonders prüfen, „vermuthlich, weil er bemerkt hat, daß ein Baccalaureus gemeiniglich mit der Orthographie auf keinem allzu vertrauten Fuße steht". „All die Leute", denkt Caldas, als er im Archivsaal nebst 150 andern der Prüfung entgegenharrt, „haben sicher einen Beschützer, allen ist die Namensunterschrift irgendeines Staatsgewaltigen zu statten gekommen. Wie nur? Durch welche Triebkräfte und Mittel? Stehen sie bei einer hübschen Evatochter, einer Zofe, einem Friseur oder einem Beichtvater gut angeschrieben? Die Statistik könnte hierüber interessanten Aufschluß geben." Ergötzlich sind die vorgeführten Bureaudiener- und Beamtenporträts. Nach einer von Caldas mitgeschlagenen Bureauschlacht, in der gebackene Aepfel als Wurfgeschosse, Feuerzange und Aschschaufel als Hiebwaffen benutzt werden, wird dem Leser der Beamte Rafflard vorgestellt. „Herr Rafflard läßt sich nur des Sonntags rasiren. Herr Rafflard bekommt leicht den Schnupfen; aus dem Grunde trägt er starkwattirte Socken und ein Käppchen: alljährlich am 1. Januar bieten ihm seine Collegen ein Sammtkäppchen zum Geschenk. Das erste mal ist er bitterböse geworden; seitdem hat er das Geschenk gern angenommen, und am Ende würde er jetzt böse, wenn man es ihm vorenthielte. Leider gibt man ihm keinen Ueberzieher zum Ersatz dessen, den er im Bureau trägt, seitdem die Asche Napoleon's hergebracht worden. Dieser Ueberzieher diente fast ebenso lange wie Rafflard. Im Jahre 1838 ward dieser Supernumerarius. Nach dreiundzwanzigjähriger Dienstzeit war er Commis erster Klasse. Unterchef hofft er bis zu seinem Rücktritt zu werden. Allein keiner glaubt das außer ihm: Rafflard hat seinen Marschallsstab. . . . Sein geringes Beamtenglück hat ihn griesgrämig gemacht. Schon bei seinem Eintritt war schwer mit ihm auszukommen; jetzt ist er unausstehlich. Daran ist ein Magenübel schuld, dessen Ursache zurückgetretener Ehrgeiz ist. Aeußerst wenig intelligent, bemäntelt er seine Unfähigkeit mit einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit. Er ist ein Tagedieb; allein nie sah man ihn unbeschäftigt. Rafflard ist der thätigste Faulenzer und die feierlichste Null im Gleichgewichtsministerium." Doch zur Frühstückszeit muß man die Beamten sehen, um sie nach Gebühr würdigen zu können. „Im Gleichgewichtsministerium ist das Frühstück das wichtigste Tagesgeschäft. Vormals gewährte man den Beamten eine Stunde zum Frühstücken in einer Speisewirthschaft. Allein auf Grund des Misbrauchs, der mit dieser Erlaubniß getrieben wurde, verordnete der Minister, die Mahlzeit müsse im Bureau gehalten werden. Dank dieser wirksamen Maßregel nimmt das Frühstücken nicht viel mehr als ein Drittel der vorschriftsmäßigen sechsstündigen Arbeitszeit in Anspruch." Ein vollkommen blödsinniger Greis ist Coquillet, „le prince des calligraphes". „Außer einer schönen Handschrift gibt es, nach ihm, nichts, dessen sich ein Mensch rühmen sollte. Wenn ihn etwas wundert, so ist es der Umstand, daß er nicht Minister ist, er, der aus freier Hand um

Digitized by Google

bewunderungswürdig correcte Buchstaben die wundervollsten Arabesken zeichnet. Doch weiß er sich zu trösten, und kein Mensch ist glücklicher als er, wenn er in den vorschriftsmäßigen sechs Stunden eine Pergamentseite mit Lettern bedeckt hat, die einen Buchstabenstecher dazu bringen könnten, seine Platten zu zerschmettern. Im Punkte des Gleichmuths hat dieser Wackere seinesgleichen nicht. Die Reinheit seiner Sitten lieh seiner Phantasie und fast auch seinem Antlitz etwas Kindliches. Coquillet ist mittelgroß, weder fett noch mager. Er hat rosenrothe Wangen, sein mattblaues Auge ist absolut nichtssagend; es ist das wahre Fenster seines Kopfes." In alle Geheimnisse der Bureaukratenwelt weiht uns Gaboriau ein, gebührende Beachtung schenkt er jeder Beamtenspecies. En passant versetzt er den eitlen Pfahlbürgern einen Hieb, die alles daransetzen, um ihre Söhne dem Beamtenheere einzureihen. Der Bohème Caldas hat im Ministerium viel gelernt und den Stoff zu einem Drama „Die Müßiggänger" gesammelt, das nach seinem Scheiden von der Beamtenbühne, ein Scheiden, das, nebenbei bemerkt, seinem amtlich versorgten Vater keine Freude macht, mit beispiellosem Erfolge über die Breter geht. Der Schluß ist bezeichnend.

Wie in Caldas so bringt Gaboriau auch in dem Helden des Soldatenromans „Das 13. Husarenregiment"*) seinen eigenen ungezügelten und unlenkbaren Charakter zur Erscheinung, während ebenso in beiden Werken der Conflict des Sohnes mit dem Vater dargestellt wird. Gleichwie der Bohème und Licentiat der Rechte gegen den väterlichen Willen auf die Beamtencarrière verzichtet, so thut der Husar Gédéon Flambert das Mögliche, um den Wunsch des Vaters, er möchte die Offiziersepauletten erringen, nicht zu erfüllen. Gédéon ist als Freiwilliger eingetreten: wie so viele andere hat ihn das brillante Aussehen der Reiter verführt. Ach, wie bald soll er einsehen lernen, daß es hinter den Coulissen nicht so aussieht wie auf der Bühne! Gédéon hätte als Soldat „Mädchen mit kühnen, höhnenden Sinnen gewinnen", nicht gemeine Stallknecht- und Straßenkehrerdienste verrichten mögen, und wie sieht er sich in seiner Erwartung getäuscht! Er, der flotte Lebejüngling, der als kleinstädtischer Don Juan mit den blanken Batzen des Vaters umsprang als hätte er sie selber im Schweiße seines Angesichts verdient, muß in Holzschuhen gehen, Tag und Nacht sein Pferd, sein theueres Schlachtroß, warten, wenn die Reihe an ihn kommt in der Regimentsküche die Schüsseln waschen, Kartoffeln schälen, Suppenbrot schneiden und dazu pfeifen, damit er ja nicht etwa es sich einfallen lasse, eine Schnitte zu mausen.... Und wenn er einmal, nachdem er sich an all die kleinen Misèren gewöhnt, seines frühern Löwenlebens eingedenk, von Wein und Liebe über den Urlaub hinaus sich kirren läßt, so kommt er ins Verlies, wo weder Sonne noch Mond hinscheint. Schließlich ist Gédéon bei aller Freundschaft, die ihm auf Grund seiner Tractirseligkeit Brigadier und Wachtmeister erwiesen haben, auf dem Punkte angelangt, wo der Soldat das Gemüthliche des Dienstes in einer Strafcompagnie studiren kann. Und da dort alle Gemüthlichkeit aufhört, zieht Papa Flambert den Beutel und kauft dem bedrängten Söhn-

*) „Le 13e hussards" (23. Aufl., Paris 1879).

Digitized by Google

lein einen Ersatzmann, worauf Gédéon vergnügt ins Privatleben zurücktritt und sein Don-Juan-Leben fortsetzt, bis ein Chargenkauf ihn die Anwaltlaufbahn betreten läßt und im Hafen des Amts- und Ehelebens sein Rebellenblut ruhiger wallt. Das Buch ist trotz der hier und dort etwas trockenen Darstellungsweise lustig zu lesen und als Persiflage auf den Regimentszopf ein gelungener Pendant zu dem Werke, in dem es auf den Bureauzopf gemünzt ist. Ein 13. Husarenregiment gab es nicht; à bon entendeur, salut! kann es gleichwol auch hier heißen. Und daß das Buch fleißig gelesen worden, beweist die Zahl der vergriffenen Auflagen. In Bezug auf das Leben und Treiben in der Cavalerieкaserne, die Sitten und Gebräuche der Insassen, ist dasselbe erschöpfend. Der alte Dienstschlendrian, die ungleichartige Musterung, das verflachende Kaffeehausleben der Offiziere, das unvermeidliche und unaufhörliche Schnapstrinken der Unteroffiziere und Mannschaften, ebenso die überlieferte Kraftwörtersammlung fanden darin nach Gebühr Berücksichtigung. Es begegnet darin manches vom Scharfsinn des Verfassers zeugende Witzwort. Auch in der architektonischen Landschaft leistete Gaboriau Gutes, wie wir hier sehen. Das Anziehendste in dem Werke sind unstreitig die Porträts, die man Husarenchargen nennen könnte. Vom Obersten bis zum Brigadier herab ist die Musterung eine ebenso unterhaltende als soldatisch originelle.

Die angehängten Militärprofile*) sind mehr oder weniger pikante Localskizzen, ergänzende Bruchtheile eines großen Kasernenromans. Der gloireselige Humor, mit dem der Autor seine Helden vorführt, vergegenwärtigt treffend die Stimmung im Lande während der Zeit des second empire.

Eine Reihe Romanfragmente und Romanskizzen bietet Gaboriau in dem Buche „Der kleine Alte von Batignolles".**) Ueber das Standesvorurtheil erhaben, zeigt er sich, den Menschen nur nach seinem innern Werthe würdigend, in der Erzählung „Glück geht über Reichthum". Der Vicomte Max hat als junger pariser Lebemann so oft den Freudenbecher geleert, daß schließlich der Ueberdruß gekommen ist, und der Blasirte schrecklich gelangweilt seine Tage verlebt. Da führt ihm der Zufall eine hübsche Arbeiterin in den Weg. Der Reiz des Neuen macht sich bei ihm geltend: er spielt, zu dem gewöhnlichen Wege der Lüstlinge, dem Geschenkwege, seine Zuflucht nehmend, den Verführer, erzielt damit aber bei der Sittenstrengen nichts, läßt, als das Mädchen eingewilligt, die Seine zu werden, und auf Grund seiner Weigerung, die ihm vorgeschlagene Aristokratentochter zu ehelichen, der Graf, sein Vater, sich von ihm losgesagt hat, seine Louise sich antrauen und kann endlich mit ihr, nachdem sie die Hungerperiode glücklich überstanden, zufrieden wie ein Gott, von seiner Hände Arbeit leben, worauf schließlich der Alte, natürlich liebevoll einlenkend, dem Glücke des jungen Ehepaares die Krone aufsetzt. Ein Cabinetsstück möchte ich das kleine Lebensbild nennen, in welchem Gaboriau ein paar helle Streiflichter auf die Wölfe im Schafspelz fallen läßt, die einem

*) „Profils militaires. I. La cantinière. II. Le perruquier de l'escadron. III. Le vaguemestre. IV. Le zouave. V. Le chasseur à pied. VI. Le fantassin."

**) „Le petit vieux de Batignolles", „Bonheur passe richesse", „La soutane de Nessus", „Une disparition", „Maudite maison", „Casta vixit" (19. Aufl., Paris 1879).

Digitized by Google

Priesterseminar vorstehen können. Der Titel „Die Nessuskutte" ist bezeichnend. Die reiche Frau Gräfin, welche ihr Söhnlein im Seminar unterbringen möchte, empfängt der Vorstand in der liebenswürdigsten Weise, für ihren Sohn scheint das Hausreglement nicht zu bestehen. Als aber der arme Bauer mit seinem Sohne kommt, weht bei dem frommen Herrn der Wind aus einer andern Richtung, trotz der schriftlichen Empfehlung des Herrn Pfarrers: gewiß, Hänschen darf sich zusammennehmen, wenn ihm der großmüthige Herr Director das Studiren nicht bald verleiden soll. Die Persiflage auf die priesterliche Habgier erinnert an den feinen Spott, den Ferdinand Heilbuth in seinen Priesterbildern so treffend zu verwerthen wußte. Eine Humoreske mit dem Motto „Mundus vult decipi", nichts anderes ist das Lebensbild „Verwünschtes Haus". Wie? die Miethe ermäßigt?! rufen die über den großmüthigen Entschluß des neuen Eigenthümers erstaunten Miethsleute. Damit muß es seine besondere Bewandtniß haben, das Haus muß den Einsturz drohen! Und nicht lange, so steht das Haus leer, und es gelingt dem Portier beim besten Willen nicht mehr, neue Miether zu gewinnen. Psychologisches Feingefühl muthet uns in der Skizze „Casta vixit" an. Der gute Notar glaubte in seiner andern Hälfte einen sittenfesten Engel zu besitzen: Madame wandelte auch nicht thatsächlich auf Abwegen, liebte aber ihren Gemahl nicht und verliebte sich dafür um so heißer in verschiedene mehr oder weniger imposante Adamssöhne; nur die Bedeutung des Wortes „Ehebruch" bewahrte sie vor dem Sturze von der Tugendleiter, und dennoch ziert ihr Grabmal die Inschrift „Casta vixit". Nun ja, strenggenommen scheint es, daß die Eheschwestern der Notarsfrau es mit dem Schwärmen so genau nicht nehmen.

Einen ersten Anlauf zum Criminalroman nimmt Gaboriau in dem Gesellschaftsbilde „Ein Vermißter", der Geschichte eines bankrotten Kaufmanns, dessen plötzliches Verschwinden einige ein Verbrechen wittern läßt und andere in Gefahr bringt, für die Thäter angesehen zu werden, der aber einfach einen Selbstmord begangen hat, um die vom Elend bedrohten Seinen in den Besitz einer Summe zu bringen, welche eine Assecuranzcompagnie nach seinem Tode auszahlen muß. Deutlicher erkennt man schon den Schöpfer des neuen Romangenres in dem Kapitel aus den Memoiren eines Geheimpolizisten: „Der kleine Alte von Batignolles." Der Wechselkampf zwischen Geheimpolizist und Untersuchungsrichter ist freilich erst angedeutet und das bürgerliche Drama erst in den Folgen der Katastrophe dargelegt. Der Geheimagent erzählt in dem Buche, wie er zu der Erkenntniß seines Spürsinns in Bezug auf die Entdeckung der Urheber eines Verbrechens gelangt ist.

Im rechten Fahrwasser fährt mit vollen Segeln das Glücksschiff Gaboriau's in dem Roman „Die Affaire Lerouge"*) einher. Das Werk ist in der ersten Manier unsers Romanciers verfaßt, die sich von der andern, spätern vornehmlich bezugs der Art und Weise des Zurückgreifens auf die motivirenden Begebnisse unterscheidet. Gaboriau verwendete auf die Ausführung einen Fleiß, der sich selbst im Neben-

*) „L'affaire Lerouge" (18. Aufl., Paris 1877).

Digitized by Google

sächlichen glänzend bewährt. Die Exposition ist ungemein klar, alles tritt mit plastischer Lebendigkeit vor den Blick. Jeder Auftritt steigert die Theilnahme des Lesenden. Mit weisem Bedacht vorgehend, demnach immer Herr der Situation, hat es der Autor verstanden, den Leser lange betreffs des wahren Schuldigen im Ungewissen zu lassen. Es verdient denn auch der Roman das Epitheton „kunstvoll". Köstliche Blüten trieb darin der Humor. Aber auch die Stürme der Leidenschaft wüthen darin. Es liegen in dem Roman das Standesvorurtheil und die Freisinnigkeit, die keusche und die gewöhnliche Liebe, der Biedersinn und die Ehrsucht, die Opferfreudigkeit und die gemeine Habgier miteinander im Streit. Als Motto könnte er das Dichterwort vom Fluche der bösen That führen. Die von Gaboriau zu der Intrigue benutzten Mittel sind nicht neu, aber originell verwerthet. Gleich beim Beginn wird der Leser in eine spannende Situation versetzt. Am 6. März 1852 wird dem Polizeicommissar von Bougival gemeldet, die zu La Jonchère ein einsam gelegenes Haus bewohnende Witwe Lerouge lasse sich seit zwei Tagen nicht mehr blicken, vergebens habe man wiederholt angeklopft, sie mache nicht auf, möglicherweise sei ihr etwas zugestoßen. Der Commissar begibt sich hin, öffnet mit dem im Chausseegraben gefundenen Schlüssel. In der That, es hat ein Mord stattgefunden: die Witwe Lerouge liegt mit zwei Stichwunden im Rücken entseelt vor dem Feuerherde auf der Erde. Es wird ermittelt, daß die That am Abend des Fastnachtdienstags verübt worden ist. Gévrol, der Chef der Sicherheitspolizei, glaubt, es liege dem Morde ein Diebstahl zu Grunde. Anders urtheilt Papa Tabaret, genannt Tirauclair, der vom Untersuchungsrichter auf die Anregung des jungen Geheimpolizisten Lecocq hergebetene Rentier, der die Verbrecherjagd insgeheim aus Liebhaberei betreibt, indem er feststellt und beweist, daß der Mörder wichtiger, von ihm im Ofen verbrannter Papiere wegen gekommen ist und das Silberzeug mitgenommen hat, um die Justiz irrezuführen. Gévrol bringt inzwischen den Namen eines Schiffskapitäns in Erfahrung, der am Tage des Mordes einen Menschen, der vor dem Hause der Witwe gesehen worden, an Bord genommen hat, und empfängt den Auftrag, dem letztern nachzuspüren, während Tabaret seinerseits alles daransetzen will, den wahren Thäter ausfindig zu machen, und sofort im Geiste eine Geschichte aufbaut, wie sie nach seinem Ermessen zu der Katastrophe geführt haben muß. Seit langen Jahren ist Tabaret mit der den dritten Stock in seinem Hause bewohnenden Witwe Gerdy und ihrem Sohne Noël, dem jungen, strebsamen Advocaten, befreundet. Zu Hause erfährt er, daß Frau Gerdy beim Lesen der Zeitungsnachricht von dem zu La Jonchère begangenen Morde bewußtlos hingestürzt sei. Noël theilt ihm unter vier Augen mit, Frau Gerdy sei nicht seine Mutter: ein Pack Briefe, die er zufällig in ihrem Secretär entdeckt, hat ihm die Wahrheit enthüllt. Aus den vom Grafen von Commarin an seine Valérie, Frau Gerdy, gerichteten Briefen erhellt, daß die Gattin des Grafen und dessen Maitresse gleichzeitig mit einem Knaben niedergekommen, daß de Commarin, der die Gräfin nicht ausstehen konnte, während er seine Gebieterin leidenschaftlich liebte, durch seinen Kammerdiener Germain und die Amme Claudine Lerouge die beiden Knäblein miteinander vertauschen ließ, daß somit Noël des Grafen rechtmäßiger Sohn und Erbe ist. Der junge Advocat

Digitized by Google

hat vor acht Tagen im Hotel des Grafen sich dessen Sohne Albert bereits vorgestellt, und dieser hat sich, nachdem er von dem Inhalt der Briefe Kenntniß genommen, bereit erklärt, ihm, sobald er mit seinem auf acht Tage verreisten Vater Rücksprache genommen haben werde, seine Rechte abzutreten. Durch den Tod der Frau Lerouge kam er um deren Zeugniß. Und wenn gewisse Papiere, die sie in Händen hatte, sich nicht mehr vorfinden, kann man ihn einen nichtswürdigen Ränkeschmied schelten. Sofort begibt sich Tabaret, in dem natürlich Noël einen harmlosen Alten erblickt, mit einem der Briefe, den er unbemerkt hat einstecken können, zum Untersuchungsrichter: in seinen Augen ist kein anderer als Albert de Commarin der Thäter; diesem allein konnte der Tod der Frau Nutzen bringen. Bei der Enthüllung fährt Daburon zusammen. Albert de Commarin ist mit Claire d'Arlange verlobt, und nachdem vor zwei Jahren der Richter als Heirathscandidat von der letztern einen Korb bekommen, hat er im Liebeswahnsinn den glücklichen Nebenbuhler erschießen wollen. Lange aus dem Grunde unschlüssig, stellt er gleichwol schließlich den Verhaftsbefehl aus: Tabaret frohlockt. Mittlerweile hat die Unterredung zwischen Albert und dem Grafen stattgefunden. Das Endergebniß des meisterhaft geschilderten Auftritts, in dem ein den Zeitverhältnissen Rechnung tragender, freisinniger junger Edelmann einem zähe am Alten, Herkömmlichen festhaltenden, eingefleischten Legitimisten gegenübersteht, ist das Einlenken des Grafen, der in dem opferfreudigen Sohne den Ehrenmann erkennt. Tabaret ist nach der Verhaftung des Vicomte um so mehr von dessen Schuld überzeugt, als er in seinen Gemächern verschiedene Gegenstände entdeckt, die, nach ihm, der Mörder beim Verüben der That getragen oder bei sich gehabt haben muß. Daburon schreitet zum Verhör Noël's, dessen taktvolles Auftreten den Richter die beste Meinung von ihm gewinnen läßt, des Grafen, der zerknirscht vor ihm das Buch seiner Vergangenheit aufschlägt, stellt die zwei einander vor: ein Auftritt, den, wie die äußerst schwierigen Verhörscenen überhaupt, Gaboriau höchst feinfühlig schildert, und Noël fährt mit dem Grafen in dessen Behausung, wo ihn der Vater in alle seine Rechte einsetzt. Der Vicomte betheuert im Verhör seine Unschuld, aber der Untersuchungsrichter zweifelt an der Wahrheit seiner Betheuerungen um so mehr, als Albert de Commarin nicht angeben will, wo und wie er den Abend des Mordtages hingebracht hat. Als Tabaret aus Daburon's Munde vernimmt, der Verhaftete habe nicht das Alibi beweisen können, stammelt er betroffen: „Der Mann ist unschuldig"; aber vergebens bietet er alles auf, den Richter zu seiner Ueberzeugung zu bringen: Daburon erklärt alles, was jener sagt, für Unsinn. Kurz darauf empfängt der Richter den Besuch der Braut des Vicomte. Endlich soll das Dunkel gelichtet werden: bei ihr hat der Vicomte jenen Abend im Hotelgarten zugebracht. Die Enthüllungsscene ist ergreifend. Und als Claire d'Arlange noch dazu handgreifliche Beweise erbringt, muß Daburon wol einsehen, daß Tabaret's Folgerung in allen Punkten zutreffend gewesen. Vom Richter begibt sich Claire direct zum Grafen de Commarin, da jener erklärt hat, sein Einfluß reiche nicht hin, Albert's unverzügliche Freilassung zu bewirken, und da Noël geäußert, er wolle vor Gericht als Vertheidiger seines Bruders auftreten, fährt der Graf, begleitet von Claire, die durchaus mitgehen will, nach der Wohnung

Digitized by Google

des jungen Advocaten. Noël ist gerade abwesend; Frau Gerdy liegt im Sterben. Der Anblick des Grafen, welche auf Grund eines Irrthums, der ihm jetzt benommen werden soll, längst mit seiner Valérie gebrochen hat, bewirkt bei der Hirnkranken ein letztes Aufleuchten des Seelenlichts. In erschütternden Worten redet sie zu ihm von ihrem einstigen Liebesleben, betheuert ihm ihre unwandelbare Treue, beruft sich auf das Zeugniß ihres Bruders, des Offiziers, den der Graf für einen Nebenbuhler gehalten. Da geht eine Treppenthür auf. Herein tritt Noël, bleich und ruhig wie immer. Und ihre letzte Kraft zusammenraffend, streckt die Sterbende die Hand wider ihn aus, ruft mit starker Stimme das Schreckenswort: „Mörder!" und sinkt todt in die Kissen zurück... An dem Worte „Mörder" nimmt niemand Anstoß: man deutet es so, als habe es dem Vicomte gegolten. Der Untersuchungsrichter hat unterdeß noch erstaunlichere Dinge erfahren. Gévrol ist mit einem Zeugen von Rouen eingetroffen; der Mann ist kein anderer als der Gatte der vermeintlichen Witwe Lerouge, der, längst von ihr getrennt, sie an jenem Tage besucht hat, um ihren Consens zur Heirath ihres Sohnes einzuholen. Aus seiner Erzählung erhellt, daß der geplante Umtausch der beiden Knäblein nicht stattgefunden hat, was übrigens Lerouge mit einem von den Betheiligten unterzeichneten Schriftstück belegt. Grübelnd begibt sich Tabaret, als ihm Gévrol das Unerhörte mitgetheilt hat, auf den Heimweg. So wäre, folgert er, Noël...? Doch nein, das ist unmöglich. Ach, bald erfährt er, daß seine Logik ihn nicht betrogen hat. Ein Wucherer theilt ihm mit, daß Noël von einer Dame der Halbwelt in pecuniärer Hinsicht völlig zu Grunde gerichtet worden ist. Aus dem Munde der Schönen selber, der er sich als Noël's besten Freund vorstellt, vernimmt er, daß Noël am Abend des Fastnachtdienstags mit ihr im Theater gewesen ist, sie aber gleich nach dem Beginn der Darstellung verlassen und erst um Mitternacht wieder aufgesucht hat. Das Alibi!... Auf gewisse Andeutungen fußend, begibt sich Tabaret nach dem Havrebahnhofe: an jenem Abend sind in einem Waggon zweiter Klasse verschiedene Sachen gefunden worden, und die Sachen gehören Noël. Sogleich eilt Tabaret zum Untersuchungsrichter. „Der Thäter ist Noël!" ruft er ihm zu. Sachte schleicht sich bei den Worten der Graf, den Daburon gerade von den Enthüllungen Lerouge's unterrichtet hat, davon. Mit dem Verhaftsbefahl in der Tasche entfernt sich Tabaret wieder. Der junge Advocat hat dem Grafen versprochen, ihm den Abend persönlich den Erfolg seiner Bemühungen um Albert's Freilassung melden zu wollen, und findet sich pünktlich ein. Es kommt zwischen Graf Commarin und ihm zu einer Erklärung von furchtbarer Bedeutung. Sich eine Kugel durch den Kopf jagen, wie der Graf meint? Noch nicht. Ins Ausland flüchten will der Schuldige; und dort leben zu können hat er Geld, viel Geld nöthig: mit einem Stoß Banknoten, die ihm der Graf vor die Füße geworfen, in der Tasche entflieht er wie ein Geächteter. Lange irrt er rathlos in den Gassen umher. Endlich treibt es ihn zu seiner schwarzäugigen Juliette. Die Schöne will mit ihm ziehen, wohin es auch immer sei, macht sich an das Einpacken ihrer Kleinodien. Da pocht es... die Häscher treten ein mit Tabaret an der Spitze!... Es kracht ein Schuß. Der Mörder hat sich selbst gerichtet. Das Drama ist ausgespielt.

Digitized by Google

Fesselnd in hohem Grade, angemessen spannend bei trefflich durchgeführten Auftritten von bedeutender dramatischer Wirkung, wenn auch nicht so kunstvoll wie der erste, ist der Roman „Das Verbrechen von Orcival".*) Das Zurückgreifen auf die Vergangenheit erfolgt darin im Memoirenwege. Der Gang der Handlung ist im wesentlichen derselbe wie im Erstlingsroman. Die Leiche der ermordeten Gräfin von Trémorel findet am Morgen im Schloßgraben ein Fischersmann. Maire und Untersuchungsrichter halten den letztern und einen Kammerdiener des Grafen für die Thäter. Lecocq, der von Paris herbeorderte Chef der Geheimpolizei, verfährt gleich Tabaret und folgert richtig. Hector von Trémorel, der Gatte der Ermordeten, der vordem schon, im Einverständniß mit dessen Frau, seinen Freund, den Ehrenmann Souvresy, vergiftete, um mit der Witwe dessen großes Vermögen erheirathen zu können, ist der Mörder. Mit der vorgeblich in ihn verliebten Tochter des Maire flüchtig, soll er schließlich von dem schlauen Vorstand der Sicherheitspolizei eben festgenommen werden: da streckt den Feigling, der sich weigert, durch einen Pistolenschuß selber seinen Familiennamen vor dem Schimpfe eines Criminalprocesses zu bewahren, die Verführte mit dem Revolver nieder. Der jungen Mutter aber, die verzweifelnd Selbstmord begehen will, rettet, im rechten Augenblick herzukommend, Lecocq das Leben, ihr väterlicher Freund, der Friedensrichter Plantat, der sie längst im stillen liebt, die Unbescholtenheit, indem er ihr, da die Mord- und Entführungsgeschichte nicht ruchbar geworden, seinen Namen bietet und mit der ihm Angetrauten unverzüglich auf ein Jahr nach Italien reist.

Den Höhepunkt in der flotten, kecken, treffenden Verkettung der Scenen erreicht Gaboriau in dem Roman „Die Acten Nr. 13".**) Lecocq, der Held von der Inselpräfectur, tritt darin nicht officiell auf: er handelt auf eigene Faust, spielt gegenüber der verfolgten Unschuld die Rolle der rettenden Vorsehung und bewirkt mit seiner Verkleidungskunst wahre Täuschungswunder. Den Ausgangspunkt des Romans bildet ein Kassendiebstahl: aus dem eisernen Geldschrank des Bankherrn Fauvel sind nächtlicherweile 350000 Frs. in Banknoten entwendet worden. Wer ist der Schuldige? Nur der Kassirer und der Principal wissen um das Wort, mit dem der Schrank geöffnet werden kann. Unwillkürlich klagen beide einander an. Der Kassirer wird verhaftet, der Untersuchungsrichter legt die Acten Nr. 13 an, läßt aber, da die Justiz auf bloße Vermuthungen nicht fußt und Lecocq auf Grund einer an dem grünangestrichenen Geldschranke sichtbaren, von einem gewaltsamen Seitwärtsstreichen des Schlüssels herrührenden Schramme festgestellt hat, daß zwei Personen zugegen gewesen sein müssen, den Gefangenen wieder in Freiheit setzen, und dieser thut fortan, indem er sich einem vorgeblichen Freunde seines in der Provinz lebenden, von seiner Unschuld überzeugten Vaters, der kein anderer als unser Geheimpolizist, anschließt, das Mögliche zur Entdeckung des Thäters. Zu Prosper's, des Kassirers, Freunden zählt der junge

*) „Le crime d'Orcival" (10. Aufl., Paris 1879).
**) „Le dossier N°. 13" (17. Aufl., Paris 1879).

Digitized by Google

Raoul de Lagors, ein Vetter der Principalin, der mit dem Marquis de Clameran eng befreundet ist, aber vor einem Monat mit dem Hausherrn sich überworfen hat. Auf die Vergangenheit dieses Paares richtet Lecocq zunächst sein Augenmerk, und nicht lange, so kann er, darüber im Klaren, mit Sicherheit vorgehen. Vor etwa 20 Jahren lebte auf seinem Schloß bei Tarascon der Marquis de Clameran mit seinen zwei Söhnen Gaston und Louis. Gaston verliebt sich in die einzige Tochter der Frau de la Verberie, deren Ahnenschloß am andern Rhôneufer steht, ersticht der Geliebten wegen im Wirthshause ein paar Klatschhelden, springt, von Gensdarmen verfolgt, in die Rhône und entkommt, todt gesagt, glücklich nach Marseille, wo er sich an Bord eines Kauffahrers einschifft. Fräulein de la Verberie begibt sich, um die Folgen ihres Fehltritts geheimzuhalten, mit der Mutter nach England, kommt dort mit einem Knaben nieder und kehrt in die Heimat zurück, wo sie kurz darauf der junge Bankherr Fauvel heirathet, der nichts von diesen Vorgängen weiß. Gaston's Bruder, Louis, ein genußsüchtiger Mensch, läßt nach des Vaters Tode seinen Lüsten die Zügel schießen, geht ins Ausland, sucht, nach allerlei unsaubern Händeln materiell gänzlich zu Grunde gerichtet, die Heimat wieder auf, erfährt dort von einem alten Diener Gaston's Vaterschaft, geht nach England und begibt sich von dort nach Paris mit einem Begleiter, den er der Frau des Bankiers Fauvel als ihren Sohn Raoul vorstellt. Die Gelderpressung beginnt, indem die Frau den vermeintlichen Sohn dem Gatten gegenüber für ihren Vetter ausgibt, Raoul und der Marquis fortan frei im Hause des Marquis verkehren und jener unersättlich im Fordern ist. Das Maß zu häufen, begehrt der Marquis die Braut des Kassirers, des Bankherrn Nichte, zur Ehe, und Madeleine, eine hochherzige Jungfrau, die um alles weiß, bricht mit Prosper und will aus Liebe zur Tante das Opfer bringen. Da erfährt de Clameran durch den Bankier, es lebe in Südfrankreich ein Hüttenbesitzer Gaston de Clameran mit Namen. Kein Zweifel, das ist sein Bruder. Ohne sich etwas merken zu lassen, reist er hin. In der That, es ist Gaston, der, in Südamerika unermeßlich reich geworden, nachdem er erfahren, daß die Geliebte das Weib eines andern, ein Hüttenwerk gekauft hat und das Leben der Arbeit thatkräftig weiter lebt. Seine Freude beim Erscheinen des Bruders ist groß. Er macht ihn zu seinem Geschäftstheilhaber, und als er plötzlich gefährlich erkrankt, setzt er ihn zu seinem Universalerben ein. Da stirbt Gaston, wol durch Gift, und de Clameran plant mit seinem Genossen, der die beiden Frauen im Hause des Bankherrn längst um all ihre Kleinodien gebracht hat, einen Streich, der ihn in die Lage bringen muß, in den Augen der beiden sich als ein großmüthiger Erretter geriren zu können. Er hat als Erbe des Hüttenbesitzers beim Bankier Fauvel einen Wechsel über 350000 Frs. einzukassiren; Raoul ersucht den Kassirer, das Geld für den andern Morgen bereit zu halten, und am späten Abend geht er, nachdem er in einer Souperstunde durch ein von Prosper an seine Gebieterin Gypsy gerichtetes Schmeichelwort hinter das Schlüsselgeheimniß gekommen ist, dorthin. Er gibt vor, er habe eine Spielschuld zu tilgen, und könne er es nicht, so bleibe ihm nichts übrig, als sich zu erschießen, und schwindelt so der Frau des Bankiers, die nicht anders meint, als es sei der Hausregel gemäß kein Geld in dem Schrank, den Schlüssel ab; so begeht er den

Digitized by Google

Kassendiebstahl, wobei ihm die Aermste vergebens den Schlüssel zu entreißen sucht. Darauf sucht denn de Clameran den Großmüthigen zu spielen, indem er der Frau aus seiner Tasche die gestohlene Summe zurückerstatten will; weiß er doch, daß sie das Geld nicht annehmen kann. Ein anonymer Brief, den beim Lesen der Zeitungsnachricht von der bevorstehenden Verbindung de Clameran's und Madeleine's Prosper seinem frühern Principal schrieb, macht diesen aufmerksam. In der Meinung, Raoul sei der Galan seiner Gattin, überrascht er beide auf einem Landhause. Zum Glück wachte Lecocq, und nach einem erschütternden Auftritte, der endlich die Betrogene aus aller Noth erlöst und bei dem Gatten alle Zweifel hebt, läßt Lecocq, nachdem er ihm die geraubten Banknoten abgefordert, den Betrüger, welchen de Clameran, obwol er um den Tod des Knaben wußte, für den Sohn der Frau ausgegeben, entfliehen. Und da de Clameran, die ihm nachspürenden Geheimpolizisten witternd, den Kopf verliert und als geisteskrank in einem Irrenhause untergebracht wird, somit die Gefahr des Processes wegfällt, bleibt das Familiengeheimniß bewahrt, können Prosper und Madeleine ihre Hochzeit in Aussicht nehmen und die Acten Nr. 13 ad acta gelegt werden.

Umfassender verwerthete Gaboriau die Triebfeder der moralischen Knechtung, wie man sagen könnte, in dem zweibändigen Roman „Die Sklaven von Paris".*) Die Franzosen haben für diese moralische Knechtung, die wir etwas vag Gelderpressung, Geldablistung oder Geldablockung nennen, den bezeichnenden Ausdruck „chantage" (von pêche chantage: Fischfang, bei dem man Lärm macht, um die Fische ins Garn zu locken), und darunter versteht man die niederträchtige Handlung, die einer begeht, wenn er, um geheimgehaltene Begebnisse wissend, deren Enthüllung einer Gesellschaft, einer Familie oder einem Einzelnen Schaden oder Schande bringen kann, dies benutzt, um mit solcher Drohung die Betheiligten in seine Gewalt zu bringen. Mit den „Sklaven" sind demnach Leute gemeint, die irgendeinen dunkeln Punkt in ihrer oder der Ihrigen Vergangenheit geheimzuhalten haben und dadurch in die Lage kommen können, schurkischen Wissenden in allem zu Willen sein zu müssen. In dem Roman treiben ein Arzt, ein Advocat und der Vorstand eines Versorgungsbureau, der, tagtäglich mit zahlreichen Dienstboten und Angestellten in Berührung kommend, diese ohne ihr Wissen als Spione benutzt, das saubere Metier im Großen.**) Das Kleeblatt regiert schon seit langen Jahren; mit einem Capitalstreich, der ihnen Millionen eintragen muß, ihre Laufbahn zu beschließen, binden sie einem leichtsinnigen jungen Mann auf, er sei der einzige Sohn und Erbe eines Edelmanns, bezüglich dessen sie wissen, daß er um einen einst von ihm verlassenen Sohn trauert, und als sie, nahe daran, ihren Plan zur Ausführung zu bringen, erfahren, daß der wirkliche Sohn des Grafen als Ver-

*) „Les esclaves de Paris" (6. Aufl., Paris 1879).

**) Daß derartige Banditen in Paris thatsächlich ihr Wesen treiben, lehren die unlängst anläßlich des Selbstmordes des Generals Ney von den Zeitungen gebrachten Mittheilungen, laut denen augenscheinlich eine im Verborgenen thätige Société de chantage den Fall herbeigeführt hat.

Digitized by Google

zierer zu Paris lebt und Brandmale an sich trägt, um deren Dasein der Vater weiß, ätzt der Arzt der Haut des Schützlings ähnliche Male ein, während der Vorstand alles aufbietet, um das lebende Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Ueber den jungen Künstler aber wacht einestheils seine Geliebte, eine ebenso sittenfeste als hochherzige Jungfrau, die dem Standesvorurtheil entfremdete einzige Tochter adeliger Aeltern, und anderntheils Lecocq, der unermüdliche Chef der Sicherheitspolizei, der denn auch schließlich alles zum Besten lenkt. Im großen Ganzen nicht so prägnant wie das vorhergehende, bietet das Werk dem Leser gleichwol eine Fülle nach dem Leben vorgeführter Bilder, Auftritte, die Herz und Nieren ergreifen, in denen abwechselnd dramatische Leidenschaftlichkeit und lyrische Wärme zur Erscheinung kommen, Episoden, welche das Göttliche im Menschen untergehen lassen in Nacht und Grauen, und wieder andere, bei denen das Herz des Lesers mit aufjubeln möchte vor innerm Wohlgefallen; endlich eine Gruppe Charaktere, die von dem ahnenstolzen Schloßherrn bis zu dem ahnenlosen Boulevardjüngling und dem liederlichen Voyou herab in eigenartiger Vollendung mit einer Lebendigkeit vor den Blick treten, die ich bewundere.

Verwandte Charaktere treten in dem zweibändigen Roman „Ein Höllenleben"*) auf, der mit seinem auf Habgier basirten Ränkegewirr seitens der Ruhestörer gleichsam aus jenem hervorgegangen ist und in der Intrigue eine Fortsetzung desselben bildet.

Der lebhafte, erklärliche Beifall, der den erschienenen Romanen und im besondern der sympathischen Figur des als Gesetzesheld wesentlich moralisch leitenden und steuernden Geheimagenten zutheil geworden, bestimmte Gaboriau, dieser Persönlichkeit ein besonderes Werk zu widmen, und so gelangte der zweibändige Roman „Herr Lecocq" auf den Büchermarkt. Das Epos führt die ersten Thaten des Helden in der Geheimpolizistencarrière vor. Lecocq hat, nachdem er als Student der Rechte Collegia angenommen hatte und durch den Tod seines plötzlich um sein Vermögen gekommenen Vaters völlig mittellos geworden war, versucht, in Paris als Notariatsgehülfe, Anzeigenmakler u. s. w. sich durchzuschlagen, und ist schließlich, seiner Neigung folgend, in den Dienst der Polizei getreten. Als Geheimagent legt er gleich bei der ersten Affaire, die er mit klar stellen darf, ein außerordentliches Spürtalent an den Tag. Sein Vorgesetzter Gévrol erblickt in dem blutigen Auftritt, der den Roman einleitet, einfach ein Wirthshausbegebniß, wie es vor den Thoren der Hauptstadt nicht zu den Seltenheiten zählt. Lecocq wittert, auf gewisse scheinbar nichtige Punkte fußend, ein Familiendrama, und in der That, wie sich später herausstellt, ist der vermeintliche Auslader, der nach dem begangenen Doppelmord mit dem Revolver in der Faust den in das Haus dringenden Häschern entgegentritt, kein anderer als der Stammhalter eines alten Geschlechts, welcher Verdacht gegen seine Gattin geschöpft hat und ihr am späten Abend zu der Herbergswirthin, in deren Gewalt sie sich befindet, da dieselbe um den von ihr an der Geliebten ihres Gatten begangenen Giftmord weiß, eben früh

*) „La vie infernale" (5. Aufl., Paris 1879).

Digitized by Google

genug gefolgt ist, um sie vor roher Gewaltthat schützen und, ihren Rückzug deckend, seine Familienehre wahren zu können. Und wenn Lecocq nebst seinem Papa Absinthe in dem Mühen um die amtliche Feststellung seiner begründeten Muthmaßungen schließlich den kürzern zieht, so hat das seinen Grund in der numerischen Ueberlegenheit der Gegenpartei und in den überraschenden Schachzügen des schlauen Herzogs. Seine Revanche dem Untersuchungsrichter gegenüber besteht darin, daß er als Eckensteher verkleidet dem Herzog mit aller Discretion einen angeblich von jenem geschriebenen Brief mit einer Geldforderung überbringt, und als er die zusagende Antwort des Herzogs in der Tasche hat, Bart und Perrüke herunterreißend sich dem Betroffenen zu erkennen gibt und mit den Worten scheidet: „Nun die Frau Herzogin gestorben ist" — sie hat inzwischen Gift genommen — „kann von den Begebnissen zu La Borderie" — dort geschah das Verbrechen — „nicht mehr die Rede sein." Gleich am andern Morgen geht Lecocq hin und bestellt sich ein Wappen mit dem Bildniß eines Hahns und der Umschrift „Semper vigilans". Kurz darauf ist seine Ernennung zum Chef der Sicherheitspolizei erfolgt. Besonders lesenswerth machen diesen Roman die drastischen Episodenbilder aus den ersten Tagen der Restauration. An Colorit und hinreißender Lebendigkeit steht dieser Roman keinem andern Werke Gaboriau's nach.

Die Schwindel- und Gründerperiode in der Zeit des zweiten Kaiserreiches gab unserm Romandichter den Stoff an die Hand, den er in den Romanen „Die vergoldete Sippe"*) und „Anderer Leute Geld"**) verwerthete. Es sind geistvolle Sitten- und Charakterschilderungen, aus denen grelle Streiflichter auf damalige gesellschaftliche Zustände fallen, der sarkastische Autor schonungslos nach oben und unten die Leuchte mit dem enthüllenden Schein richtet. Ein herzerhebendes Ringen der wahren, keuschen Liebe mit der sträflichen Leidenschaft, der Tugend mit dem Laster führt darin wie ein versöhnendes Licht durch die Irrgänge der unter dem Stachel der Begier drastisch sich entwickelnden Intrigue. Es treten darin ein paar Frauengestalten auf von bewunderungswürdig edelm selbständigen Wesen.

Auch in dem Buche „Den Hals in der Schlinge"***) begegnet ein solcher Frauencharakter. Uebrigens reiht sich der Roman, besonders was die Verkettung der Auftritte betrifft, würdig den erwähnten Werken an. Neu ist darin der Charakter des Maire Seneschal, der seine Reden lustig mit lateinischen Citaten würzt, sowie der des alten de Boiscoran, der im Raritätensammeln eine Lebensaufgabe erblickt. Der Titel bezieht sich auf die Lage eines jungen Edelmannes, der, einer Brandstiftung und eines Mordversuchs angeklagt, auf Grund der gegen ihn vorliegenden Scheinbeweise, und da ein anderer Edelmann, mit dessen Gattin er verbotenen Umgang gepflogen, aus Rachsucht gegen ihn ausgesagt hat, trotz seiner Unschuld zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt wird. Die moralische Bedeutung liegt in dem Schuldbewußtsein, das in anderer Beziehung den Betroffenen

*) „La clique dorée" (11. Aufl., Paris 1878).
**) „L'argent des autres" (8. Aufl., Paris 1879).
***) „La corde au cou" (11. Aufl., Paris 1877).

Digitized by Google

quält. Und als endlich seine Schuldlosigkeit sonnenklar erwiesen ist, darf er, für alle Zeit von der sträflichen Leidenschaft geheilt, freudig bewegt seine hochherzige junge Braut vor den Traualtar führen.

Etwas zu sehr in die Länge gezogen ist der zweibändige Familienroman „Der Sturz"*), der in seinem Rahmen die Geschichte des zweiten Kaiserreiches vorführt. Die Erzählung beginnt mit dem Staatsstreich. Die Ermordung eines höhern Offiziers, der als Ehrenmann an dem Treiben der Schwindlersippe sich nicht betheiligen will und aus dem Grunde von einem der Anführer im Palais de l'Elysée über den Haufen gestochen wird, bildet den Ausgangspunkt. Die Witwe des Ermordeten, ein hochsinniges, edelherziges Weib, erzieht ihre beiden Söhne im Haß wider die Urheber ihres Herzeleids, und als endlich der morsche Kaiserthron zu wanken beginnt, da soll ihr Rachegelöbniß in Erfüllung gehen, da fällt der Mörder ihres Gatten im Zweikampf von der Hand Raymond's, ihres ältern Sohnes. Die heillose Wirthschaft der saubern Clique, die dem Abenteurer Ludwig Napoleon zu dem Kaiserthron verholfen, wird zur Genüge beleuchtet, die Maitressenwirthschaft, der Bauschwindel u. s. w. in den Folgen sattsam dargelegt, das allmähliche Sinken des imperialistischen Sternes treffend mit den Landesereignissen zur Anschauung gebracht; nur eins muß ich tadeln, nämlich, daß der Autor seinen Helden Raymond als Ingenieur in Staatsdienste treten ließ. Ein Charakter wie der vorgeführte darf, wenn er Theilnahme erregen soll, sich nichts zu Schulden kommen lassen, was ihn in den Augen des Lesers erniedrigen kann.

Mit dem Zeugniß, daß seinen Romanen durchweg eine hochsittliche Bedeutung nicht abzusprechen ist, scheide ich von Gaboriau.

*) „La dégringolade" (5. Aufl., Paris 1879).

Digitized by Google

Skizzen aus der Zeit des second empire.

Von

Oskar Meding (Gregor Samarow).*)

1) Kaiser Napoleon und die Seinen.

Wenn ich bei der Charakteristik derjenigen Persönlichkeiten, welche zu jener Zeit die maßgebenden Factoren der französischen Politik waren, nur meine ganz subjectiven Anschauungen und Eindrücke aussprechen kann, so glaube ich doch gerade um der langen persönlichen Beobachtung willen, bei welcher ich meist hinter den Coulissen stand und das höchste Interesse hatte, mich nicht zu täuschen, für meine Auffassungen eine gewisse Berechtigung in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn dieselben auch von manchen allgemeinen und schablonenmäßig gewordenen Bildern der modernen Geschichtschreibung abweichen.

Unter allen politischen Persönlichkeiten stand natürlich der Kaiser Napoleon III. selbst voran; nicht nur weil ihm formell die ausschließliche Entscheidung in allen Fragen der äußern und innern Politik zustand, sondern auch, weil er materiell stets ganz allein und in vollster Unabhängigkeit diese Entscheidungen traf. Schon die äußere Erscheinung dieses Mannes, der so lange den leitenden Mittelpunkt für die Schicksale Europas und das ungelöste Räthsel für die europäische Diplomatie bildete, war merkwürdig und würde frappirt haben, auch wenn er nicht Kaiser von Frankreich gewesen wäre.

Zu jener Zeit war Napoleon nicht mehr der schlanke, elegante und gewandte Mann wie in den Tagen seiner Präsidentschaft und in der ersten Epoche seines Kaiserreiches; er war stark geworden, das Embonpoint hatte die früher so schlanke Taille verschwinden lassen und seiner kleinen Gestalt eine etwas unsichere Haltung und einen schwerfälligen Gang gegeben; sein Gesicht hatte eine gewisse schwammige Fülle bekommen und dadurch waren die frühern scharfen und markigen Züge verwischt, sein blondes Haar war ergraut und dünn geworden: er machte im Jahre 1867 vollkommen den Eindruck eines alten Mannes, dem das Gehen und namentlich das Stehen schwer wurde, man sah sowol seiner Haltung als seinem oft weh-

*) Aus dem demnächst in der Verlagshandlung dieser Zeitschrift erscheinenden dritten Bande der „Memoiren zur Zeitgeschichte" von Oskar Meding (Gregor Samarow).

Digitized by Google

müthig und schmerzlich verzogenen Gesicht die tiefen peinlichen Leiden an, welche ihm eine stetig und schnell fortschreitende Blasenkrankheit bereitete und welche er bei seinen äußerst empfindlichen Nerven schmerzlicher empfand als irgendjemand anders. Er sah unter diesen Umständen in dem bequemen Civilanzuge besser aus als in der französischen Generalsuniform, welche in der That nur bei schlankem und ebenmäßigem Wuchs kleidsam ist. Trotz dieser körperlichen Gebrechen aber, welche fast mit jedem Monat mehr sichtbar und für ihn selbst mehr fühlbar wurden, fehlte es seiner Erscheinung nicht an Würde und Anmuth. Er war in jüngern Jahren ein vortrefflicher Reiter und stolz auf den Titel eines „premier écuyer de France" gewesen, den man ihm damals mit Recht gegeben hat, und auch zu jener Zeit saß er trotz seiner Schwerfälligkeit immer noch gut zu Pferde, obgleich es ihm unendlich schwer wurde, lange im Sattel zu bleiben. Das Eigenthümlichste und Merkwürdigste an ihm waren seine Augen, welche meist wie mit einem Schleier von Spinngeweben verhüllt schienen, zuweilen aber, wenn ihn irgendeine Idee entzündete, leuchtend und blitzend aufflammten, überraschend und fast erschreckend, um im nächsten Augenblick ebenso plötzlich und übergangslos wieder hinter ihren Schleiern zu verschwinden. Man konnte darum wol seinen Blick mit dem eines Löwen vergleichen, der im Hintergrunde seines Käfigs zusammengekauert schlummert und dann plötzlich hochaufgerichtet am Gitter steht. Sein Mund hatte trotz des großen zugespitzten Schnurrbarts, welcher der Prinzessin Mathilde so sehr missfiel, daß sie ihren kaiserlichen Vetter scherzend mit einem Sergeant de ville verglich, dennoch etwas weiblich Zartes und Weiches. Die poetische Träumerei, welche in seinem Charakter lag, fand in seinen Lippen einen unverkennbaren Ausdruck, und es gab nichts Anmuthigeres und Liebenswürdigeres als sein Lächeln. Er hatte in seinem ganzen Wesen, in seiner Weise zu sprechen, in der Art, wie er grüßte, wie er empfing und entließ, ganz vorzugsweise das, was die Franzosen Politesse du coeur nennen, und er besaß im hohen Grade die politisch so wichtige und so wirksame Kunst, zu hören. Personen von Geist und Weltkenntniß sind oft ganz entzückt, ja berauscht von ihm fortgegangen, um, von seiner Conversation hingerissen, sein Lob zu verkünden, und doch hatte er kaum ein Wort gesprochen, sondern nur stumm zugehört. Aber er hörte in seiner Weise zu: den Kopf ein wenig seitwärts geneigt, schien er jedem Worte, das er vernahm, eine ganz besondere Bedeutung beizulegen, jedem Gedanken, der vor ihm ausgesprochen wurde, durch ein feines flüchtiges Lächeln, durch eine kaum bemerkbare Bewegung der Hand, durch einen flüchtigen Aufblick noch eine ganz besondere Nuance zu geben, und so regte er denn bei jedem, der mit ihm sprach, das Gefühl der Eitelkeit und des Selbstbewußtseins an; denn jeder hatte den Eindruck, etwas Neues, Bemerkenswerthes, Wichtiges gesagt zu haben. Und in der That lernte er auch von jedem Menschen etwas; er verstand es, die Quintessenz jeder Meinung in sich aufzunehmen, alles, was er sah und hörte, in sich zu ordnen und gegeneinander abzuwägen und daraus sich dann in brütender Einsamkeit seine eigene Meinung zu bilden. Niemals sprach er in der Unterhaltung eine eigene bestimmte Meinung aus, und auch bei den Berathungen mit seinen Ministern verhielt er sich fast immer schweigsam und receptiv, wie mir von verschiedenen

Digitized by Google

Seiten versichert wurde; er hörte alle verschiedenen Ansichten und hob die Sitzung auf, ohne sich ausgesprochen und engagirt zu haben. Einige Zeit darauf erschien dann, oft ganz unvermuthet, meist in Gestalt eines Briefes, seine kaiserliche Willensmeinung, zuweilen den vor ihm ausgesprochenen Ansichten beipflichtend, zuweilen auch denselben so scharf und entschieden widersprechend, daß die betreffenden Minister veranlaßt waren, ihre Entlassung zu geben, die er dann in der verbindlichsten und liebenswürdigsten Weise annahm, ohne jemals die Person zu verletzen. Er verbrauchte die Kräfte nicht, und wenn er eine derselben für den Augenblick zurückstellte, so sparte er sie doch immer vorsichtig für eine andere Zeit auf. Zurücktretende Minister wurden nie seine Feinde, sondern blieben stets bereit, ihm unter andern Verhältnissen von neuem zu dienen, wie denn z. B. Drouyn de l'Huys, trotz scharfer Meinungsverschiedenheit, dreimal sein Minister war.

So scharf nun auch des Kaisers Beobachtung und Auffassung, so richtig sein in stiller abwägender Arbeit gewonnenes Urtheil auch war, so fehlte ihm doch eine hochwichtige politische Eigenschaft, nämlich der Entschluß, im richtigen Augenblick das für richtig Anerkannte auszuführen. Es war dies nicht Mangel an Muth, denn die Fabel von seiner Feigheit haben auch seine bittersten Feinde nicht aufrecht erhalten können. Der Kaiser hatte den ruhigen, kaltblütigen Muth des Fatalismus und hat diesen Muth bei jeder Gelegenheit bewiesen; seine zögernde Unentschlossenheit lag vielmehr daran, daß er immer noch abwog, immer noch glaubte, etwas Besseres, noch Richtigeres zu finden, und immer noch zweifelte, ob nicht noch ein günstigerer Augenblick für die Ausführung einer für richtig und nothwendig erkannten That sich bieten werde. Der alte Havin, der geistvolle Redacteur des „Siècle", mit dem er trotz scharfer politischer Differenzen, die zwischen ihm und dem alten Republikaner naturgemäß vorhanden sein mußten, dennoch in freundlichen Beziehungen stand, pflegte von ihm zu sagen: „Napoleon kommt mir vor wie ein Mann, der das Bedürfniß eines kalten Bades fühlt: er steht am Rande des Wassers und berührt dasselbe prüfend mit seiner Fußspitze, aber er wagt immer nicht, vorwärts zu gehen, und ist endlich demjenigen dankbar, der ihn kopfüber hineinstößt." Sein Wahlspruch war: „Tout revient à qui sait attendre!" und so richtig dies auch in vielen Fällen sein mag, so kann es doch in andern verhängnißvoll werden. Bei dem Staatsstreich freilich wußte er mit kühner Entschlossenheit den richtigen Moment zu erfassen; aber es ist dies fast auch das einzige Beispiel, und damals galt es, alles zu gewinnen; später, als er Kaiser war, fürchtete er, das Gewonnene zu verlieren, wie ein ruinirter Spieler leicht den kleinen Rest seiner Baarschaft auf eine Farbe setzt, ein rangirter Mann aber sein Vermögen nicht wagt. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Kaisers war, um mich so auszudrücken, das Bedürfniß der Conspiration, das in seiner Natur lag; er hatte so lange als hoffnungsloser, von aller Welt verlachter Abenteurer das große Ziel seines Lebens, die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches, verfolgt, die Verschwörung war seine einzige Waffe gewesen; diese Waffe hatte ihm endlich Erfolg verschafft und ihre Handhabung war ihm dadurch zur zweiten Natur geworden; vielleicht mochte er auch nach dem alten Grundsatz handeln, daß die Regierung nur durch diejenigen Mittel erhalten werden könne, durch welche sie

Digitized by Google

begründet wurde; genug, er conspirirte immer und überall in kleinen und großen Dingen. Dadurch verlor er oft auch das Vertrauen seiner ergebensten Freunde und im gleichen Maße wuchs dann wieder auch sein eigenes Mistrauen, das ja ohnehin stärker sein mußte bei einem regierenden Fürsten, dessen Stellung auch während seiner höchsten Macht stets bestritten und in ihren Wurzeln angegriffen wurde, als bei einem legitimen, dessen Autorität an sich auch von der schärfsten Opposition nicht in Zweifel gestellt wird. Er conspirirte mit den Deputirten gegen die Minister, mit einem Minister gegen den andern, mit einer Partei gegen die andere, und endlich auch mit einer europäischen Macht gegen die andere, er conspirirte auch mit der Sache des Königs Georg. Er glich in dieser Beziehung ein wenig Ludwig XIII., wenn er auch freilich keinen Richelieu neben sich duldete, sondern mit höchster Eifersucht sein eigenes ausschließliches Regiment festhielt. Die Unschlüssigkeit, die zögernde Scheu vor der entscheidenden That wurde mit jedem Jahre bei dem Kaiser größer, je mehr er seine körperlichen Gebrechen fühlte und je heftiger die Schmerzen seiner Krankheit ihn peinigten. Er sah vollkommen klar ein, daß er zur Aufrechthaltung seiner Dynastie entweder einen Krieg gegen Preußen führen oder umgekehrt die deutsche Einheitsbewegung unterstützen und mit dem geeinigten Deutschland ein festes Bündniß schließen müsse. Er konnte sich weder zu dem einen noch zu dem andern verstehen; er conspirirte mit den Führern der chauvinistischen Richtung und scheute doch vor einem festen kriegerischen Entschluß zurück, um so mehr, als er wohl wußte, daß er kein Feldherr sei, und doch das Commando keinem General in die Hände legen wollte, und als er vor den für ihn fast unerträglichen körperlichen Anstrengungen eines Feldzuges zurückbebte. Auch in dieser größten und wichtigsten Frage seiner ganzen Regierung ließ er sich endlich in die Flut, an deren Rande er so lange tastend und prüfend gestanden hatte, kopfüber hineinstürzen. Aber seine Nerven hatten die Spannkraft verloren, er mußte untergehen, weniger noch an den verlorenen Schlachten, als an der Gebrochenheit seines Körpers und seines Geistes, welche keiner mächtigen Anspannung mehr gewachsen waren. Nach der Schlacht von Sedan konnte immer noch ein Friede geschlossen werden, welcher das Kaiserreich erhalten haben würde. Bazaine stand mit seiner Armee fest zum Kaiser, ganz Frankreich war damals bonapartistisch, und mit der Armee Bazaine's wäre der Kaiser aller republikanischen Regungen Herr geworden. Fürst Bismarck selbst hat es öffentlich erklärt, daß er den Kaiser bei der Unterredung in Donchéry aufgefordert habe, sich nicht gefangen zu geben, sondern Frieden zu schließen. Ein solcher Frieden lag in jenem Augenblick auch gewiß im Interesse Deutschlands, das dadurch Ströme edeln Blutes erspart hätte; der Kaiser aber lehnte es ab; er war zu Ende mit seiner Kraft und auch mit seinem Willen, er mußte Ruhe um jeden Preis haben, und diese konnte er nur in der Gefangenschaft finden; auch mochte der tief in seiner Natur liegende Fatalismus in jenem Augenblick seinen Entschluß bestimmen. Er hatte von Jugend auf an seinen Stern geglaubt; dieser Stern hatte sich zum Niedergang gesenkt, er beugte sein Haupt und ließ über sich ergehen, was er abzuwenden nicht mehr die Kraft fühlte.

Digitized by Google

Wie sehr in seiner letzten Lebensepoche sein körperlicher Zustand mit seinen quälenden Leiden bestimmend und maßgebend für ihn war, beweist in tragischer Weise die Geschichte seines Todes. Um die Jahreswende 1872—73 war alles in Frankreich zur Wiederherstellung des Kaiserreiches vorbereitet, die Greuel der Commune hatten in dem französischen Volke die Sehnsucht nach einer festen Regierung immer lebhafter erweckt, und der Marschall Mac-Mahon wäre mit Freuden bereit gewesen, dem zurückkehrenden Kaiser entgegenzureiten, wie es einst Monk gethan. Für die Landung war alles in Bereitschaft und man hatte in Berlin durch eine vertraute Person von Chiselhurst aus anfragen lassen, wie sich Deutschland, dessen Occupationsarmee damals noch in Frankreich stand, einer Landung des Kaisers gegenüber verhalten werde. Die bestimmte und präcise Antwort war erfolgt: „Wir werden Gewehr bei Fuß stehen!" Alles schien dem Unternehmen günstigen Erfolg zu versprechen, aber der Kaiser litt unsäglich an den Schmerzen seines Blasensteins. Die Kaiserin Eugenie drang in ihn, sich vor der Ausführung des Unternehmens einer Operation zu unterziehen, für welche die Aerzte mit Sicherheit einen günstigen Ausgang versprachen. Napoleon verweigerte diese Operation; er erklärte, daß er trotz seiner Krankheit die Anstrengung des Zuges nach Frankreich überwinden könne, daß er aber die peinvollen Qualen einer Operation nicht aushalten werde. Es kam zu einer heftigen Scene. Endlich gab der Kaiser den dringenden Vorstellungen, die sich bis zu Vorwürfen steigerten, nach — die Operation wurde vollzogen. Sie verlief vollkommen glücklich, wie es die Aerzte vorhergesagt hatten; aber auch Napoleon hatte die Empfindlichkeit seiner Constitution richtig erkannt, die gequälten Nerven versagten den Dienst: er schlief ein, um nie mehr zu erwachen. Diese Geschichte seines Todes, deren Tragik nur noch durch den verhängnißvollen Untergang seines Sohnes, des letzten Trägers des Napoleonischen Kaiserprincips, überboten wird, ist wenig bekannt; die Quelle aber, aus der ich sie geschöpft, schließt jeden Zweifel an ihrer vollkommen historischen Wahrheit aus.

Die Kaiserin Eugenie, diese so schwer vom Schicksal getroffene Fürstin, deren Unglück so groß und unermeßlich ist, daß es selbst ihren Feinden Ehrfurcht abzwingt, gehört ohne Zweifel zu den von der öffentlichen Meinung am meisten falsch beurtheilten Frauen der Geschichte. Die Wahl Napoleon's, durch welche die bis dahin unbekannte spanische Gräfin zu einer so schwindelnden Höhe erhoben wurde, die außerordentliche und zugleich strahlende und anmuthige Schönheit der Kaiserin, ihre Gabe der Conversation und Repräsentation: das alles lenkte die Blicke von Paris, von Frankreich und von der ganzen Welt mehr auf sie als auf jede andere Fürstin ihrer Zeit. Sie wurde von ihren Bewunderern überschätzt, aber ebenso unverdient von den Feinden des Kaiserreiches, denn persönliche Feinde hatte sie kaum jemals, angegriffen. Man schrieb ihr einen großen Einfluß auf den Kaiser zu; indeß durchaus mit Unrecht; es fehlte ihr dazu absolut der feste, männliche Geist und der klare, weite politische Blick; sie war eben eine Frau mit allen liebenswürdigen Eigenschaften, aber auch ebenso mit allen Schwächen ihres Geschlechts; außerdem war es absolut unmöglich, auf den Kaiser Napoleon irgendeinen Einfluß auszuüben, eben weil er seine eigenen Gedanken, solange dieselben

Digitized by Google

durcheinanderarbeiteten, in ein undurchdringliches Geheimniß hüllte, weil er schweigend alles anhörte und mit seiner Meinung erst dann hervortrat, wenn sie fertig war. Eine Idee allein konnte vielleicht Einfluß auf ihn gewinnen, aber er war auch gegen die Idee mistrauisch, und einer großen Idee, welche ihm hätte imponiren können, war die Kaiserin ihrer ganzen Natur nach nicht fähig. Freilich war ihr Einfluß in kleinen Dingen groß, soweit Hofintriguen und Gunst- und Gnadenbezeigungen in Frage kamen; aber wenn sie sich um die Politik kümmerte, was im ganzen wenig geschah, so blieb diese Beschäftigung immer harmlos und in den wirklich eingeweihten politischen Kreisen ziemlich unbeachtet. Freilich hatte sie auch in der großen Frage der „nationalen Beklemmungen", welche durch die Schlacht von Sadowa hervorgebracht waren, ihre politischen Pläne; sie hoffte zunächst den preußischen Bundeskanzler zu stürzen und ihn durch eine Persönlichkeit zu ersetzen, welche ihr ein Bündniß mit Preußen vermitteln sollte. Diese kleinen Intriguen, welche aller Welt und auch dem Kaiser bekannt waren, erhoben sich niemals zu ernster Bedeutung. In der luxemburger Frage wirkte sie für den Frieden, aber sie dachte dabei mehr an die Weltausstellung und die glänzenden Besuche der europäischen Souveräne, welche durch den Krieg vereitelt worden wären, als an irgendetwas anderes, und ihr Einfluß war damals jedenfalls ein unendlich kleines Gewicht, das in die Wagschale des Friedens fiel. Später freilich war sie dem Kriege geneigt. Sie war mit dem Kaiser einig in dem Gedanken, daß die Erhaltung der Dynastie für die Zukunft das einzige Ziel der Napoleonischen Politik sein müsse. Es war nun dem Kaiser gerathen worden, daß er um die Zukunft seines Sohnes, der vielleicht in noch jungem Alter zur Regierung gelangen konnte, zu sichern, den Thron mit liberalen Institutionen umgeben möge, welche auch die Person eines unerfahrenen Souveräns mit Schutzmauern umgeben sollten; von anderer Seite rieth man, das sinkende Prestige des Kaiserreiches durch einen glänzenden siegreichen Krieg wiederherzustellen, da die innere Opposition gegen jeden Kaiser ohnmächtig bleiben würde, der als Schiedsrichter an der Spitze Europas stände. „Retremper la dynastie dans la gloire Napoléonienne!" so hieß die Formel für dieses politische Recept, das damals dem Kaiser von einem großen Theil seiner Umgebung empfohlen wurde. Die Kaiserin neigte ihrer ganzen stolzen und feurigen Natur nach freilich wol mehr zum Kriege; aber sie hatte in der That nicht in dem Maße und gewiß nicht so erfolgreich für denselben gearbeitet, als die öffentliche Meinung in Frankreich und Deutschland es ihr vorwarf. Der Kaiser, fortwährend grübelnd und brütend, kam zu dem traurigen und verhängnißvollen Resultat, beide Rathschläge zu befolgen, die doch einander ausschlossen: er gab liberale Institutionen, und ließ sich dennoch zugleich zum Kriege hinreißen, freilich erst, als die Zerrüttung seiner Nervenkräfte ihn zu einer Art von pessimistischer Verzweiflung getrieben hatte. Er dachte wol daran, durch einen siegreichen Krieg oder mehr noch durch eine unter der Kriegsdrohung erreichte Genugthuung für das Nationalgefühl die Zügel des festen Regiments, die ihm entschlüpft waren, wieder fest in seiner Hand zusammenzufassen; jedenfalls war unter den Factoren, die ihn zum Kriege fortrissen, der Einfluß der Kaiserin der mindest bedeutende. Die niedrigen und widerwärtigen Angriffe, welche nach

Digitized by Google

dem Vorgange Rochefort's von der ganzen republikanischen Partei gegen die Kaiserin erhoben wurden und welche auch in Deutschland so vielfachen Widerhall fanden, waren unzweifelhaft völlig grundlos und unverdient. Die Kaiserin war niemals eigensüchtig; sie zeigte sich überall großmüthig, hülfreich, wohlthätig, ihr ganzes Leben lag offen und durchsichtig vor den Augen aller Welt da, und ihre erbitterten Feinde hätten gewiß, statt allgemeiner Schmähungen und Verleumdungen, doch mindestens irgendeinen thatsächlichen Vorwurf gegen sie zu erheben gewußt, wenn ein solcher sich auch nur scheinbar hätte begründen lassen. Sie hat auf einer Höhe gestanden, wie wenige Menschen auf Erden sie erreichen; die Welt hat sich damals vor ihr gebeugt, weil sie die Herrscherin des reichsten und schönsten Landes in Europa und die Gemahlin des Mannes war, dessen Wort die Schicksale der Völker diesseit und jenseit des Oceans bewegte; jetzt beugt sich die Welt vor ihr, soweit reines menschliches Gefühl die Herzen bewegt, weil sie die unglücklichste Frau ihres Jahrhunderts ist.

Von dem kaiserlichen Prinzen konnte man zu jener Zeit nur sagen, daß er ein äußerlich liebenswürdiger Knabe war, der alles gelernt hatte, was nothwendig erschien für die Erziehung eines Prinzen, den nach menschlicher Berechnung einer der ersten Throne der Welt erwartete.

Die interessanteste und liebenswürdigste Persönlichkeit war die Prinzessin Mathilde, welche durch ihre früh geschlossene und nach bitterer Enttäuschung wieder getrennte Ehe mit dem bekannten Anatole Demidow, Fürsten von San-Donato, zu einem zwecklosen und für ihren lebhaften Geist traurigen Leben verurtheilt war. Die Prinzessin hatte viel gelernt und viel gesehen, sie hatte viel Geschmack und einen kräftigen, feinen Verstand. Ohne das Band ihrer äußerlich getrennten Ehe, das ihr nach den Satzungen der katholischen Kirche eine Wiedervermählung unmöglich machte, wäre sie vielleicht Kaiserin geworden und würde dann wol eine bedeutende Rolle gespielt haben; denn sie war vielleicht die einzige, welche auf den Kaiser einen Einfluß hätte ausüben können, soweit dies überhaupt möglich war. Sie kannte den König Georg von alters her und hatte mit ihm, als er noch Prinz Georg von Cumberland war, mehrfach im Hause des preußischen Oberkammerherrn, Fürsten Wittgenstein, verkehrt. Sowol der König als die Prinzessin erinnerten sich sehr freundlich jener Zeit, und die Prinzessin bewies mir stets viele liebenswürdige Theilnahme. Die Salons in ihrem reizenden Hotel in der Rue de Courcelles waren vielleicht der interessanteste Sammelplatz aller Elemente des pariser Lebens; denn man fand hier ebenso die officielle Welt, welche erschien, um der Cousine des Kaisers ihren Hof zu machen, als die Vertreter des geistigen Lebens in Wissenschaft und Kunst, welche gern der verständnißvollen Beschützerin der Künste ihre Huldigungen darbrachten. Die Prinzessin wußte auf außerordentlich liebenswürdige Weise die Honneurs ihres Hauses zu machen, sowol in ihrem Hotel in Paris als auf ihrem Landsitze Saint-Gratien. Sie verstand es, jedermann anzuregen, und machte sich oft das boshafte Vergnügen, die Würdenträger des Kaiserreiches durch eine scharfe und rücksichtslose Kritik der Regierungsmaßregeln in die äußerste Verlegenheit zu setzen, indem sie von allem, was ihr in der äußern und innern Politik nicht gefiel, in einer Weise

Digitized by Google

sprach, welche sie sich allein ungestraft erlauben durfte und welche die Diener ihres kaiserlichen Vetters an einem andern Orte und aus einem andern Munde nicht ungerügt hätten anhören dürfen.

Von dem Prinzen Napoleon und seiner edeln, frommen Gemahlin, der Prinzessin Clotilde, ist wenig zu sagen. Die Prinzessin lebte still und eingezogen, und widmete ihre ganze Sorgfalt der Erziehung ihrer Kinder, für deren Vortrefflichkeit der junge Prinz Victor jetzt den Beweis liefert. Der Prinz beschäftigte sich mit allem Möglichen, er war vielseitig gebildet, und der unfruchtbare Thätigkeitsdrang seines unsteten Geistes wendete sich bald dem einen, bald dem andern Problem der Wissenschaft, der Politik oder der socialen Fragen zu, ohne jemals den Gegenstand seines augenblicklichen Interesses bis zum Ende zu verfolgen. Er suchte die Popularität, ohne sie jemals gewinnen zu können; er befand sich in fortwährender Opposition gegen die Regierung, ohne jemals einen bessern Weg anzeigen zu können, und es war unmöglich, ihm irgendeinen Platz in der Staatsmaschine zu geben, da er immer nur verwirrte und sich keiner Ordnung einzufügen verstand. Der Kaiser hatte eine unendliche, an Schwäche grenzende Nachsicht für ihn, wie für alles, was zum Blute seines großen Oheims gehörte, und auch der Prinz war, obgleich er nach den Traditionen des Palais-Royal ein wenig Egalité zu spielen liebte, doch wieder dem Kaiser aufrichtig ergeben, sodaß seine gelegentlichen Ausfälle ziemlich ungefährlich blieben und seinen Vetter nur selten zu schnell vorübergehendem Zorn reizten.

Die bedeutendste Persönlichkeit in der Regierung war der Staatsminister Rouher, ein Mann von eminenten und vielseitigen Kenntnissen, von einer unverwüstlichen Arbeitskraft und unentbehrlich für die Führung der Staatsmaschine, deren Räder niemand so gut kannte wie er, da er sie fast alle selbst zusammengefügt hatte. Er war dem Kaiser treu und unerschütterlich ergeben; gab es doch auch für ihn keinen Platz außerhalb des Kaiserreichs, aber er blieb dennoch ein Bureaukrat und Advocat, er war niemals im Stande, sich zu den oft wunderbar großartigen poetisch-mystischen Ideen des Kaisers zu erheben, und wenn er schon deswegen dem eigenen innern Wesen seines Souveräns fremd blieb, so kam dazu noch ein gewisses leises Mistrauen, das Napoleon diesem Manne entgegenbrachte, an dessen Treue er nie zweifelte, der ihn aber zuweilen seine Unentbehrlichkeit empfinden ließ. Der Kaiser conspirirte gerade gegen Rouher mit allen übrigen Ministern fast unaufhörlich; keiner seiner Collegen liebte den Staatsminister, der gern die Rolle des Vicekaisers spielte, wie man ihn in Paris nannte, und mancher kleine Schlag wurde gegen ihn geführt, der ihn empfindlich berührte, ohne daß er deshalb jemals aufhörte, seine ganze Kraft jederzeit bereitwillig für die Wünsche des Kaisers einzusetzen. Er war stets der Gegner eines jeden Krieges, insbesondere des so gefährlichen Krieges gegen Preußen. Der Zufall des ehernen Würfelspiels widerstrebte seinem kalt berechnenden Geiste; für ihn lag die einzige Gefahr des Kaiserreichs in der Abschwächung und Zersetzung der Regierungsmaschine, und ein straffes, rücksichtsloses, bureaukratisch persönliches Regiment verbürgte nach seiner Ueberzeugung die Ruhe und Ordnung des Reiches und die Sicherheit der Dynastie. Vielleicht kannte er die Franzosen besser als diejenigen, welche zu gewagten und gefährlichen Maß-

Digitized by Google

regeln riethen, und vielleicht bestände das Kaiserreich heute noch, wenn Napoleon Rouher's Rathschlägen gefolgt wäre.

2) Zur Geschichte der Luxemburger Frage.

In den Coulissen der diplomatischen Welt hatte sich ein völlig unvorhergesehener und unberechenbarer Zwischenfall zugetragen, der die Pläne der französischen Politik und insbesondere derjenigen Elemente in der Regierung durchkreuzte, welche die Gelegenheit zum Kriege für günstig hielten und dieselbe benutzen wollten. Die Verhandlungen über den Verkauf von Luxemburg waren Anfang März 1867 nach der ersten Einleitung, welche von Napoleon bei dem König und der Königin von Holland persönlich gemacht worden, zwischen dem französischen Gesandten und dem Chef der luxemburgischen Regierung, Baron von Tornaco, den der König zu diesem Zweck nach dem Haag berufen, geführt worden. Frankreich machte geltend, daß die Abtretung Luxemburgs an Frankreich aus politischen und strategischen Rücksichten eine unabweisbare Nothwendigkeit sei; wenn diese Abtretung nicht erfolge, so werde in einem dann unvermeidlich nahen Kriege das Großherzogthum für den König von Holland sicher verloren gehen, da dasselbe, wie die Entscheidung auch kommen möge, dem Sieger zufallen müsse. Frankreich erbot sich, gegen die Abtretung Luxemburgs nicht nur die limburgischen Landestheile, sondern auch die Integrität der holländischen Besitzungen im allgemeinen zu garantiren. Die von Frankreich zu zahlende Entschädigung für diese Abtretung wurde nach einigen Erörterungen auf 3 Mill. Thlr. festgesetzt und das Geschäft schien pecuniär um so vortheilhafter, da der König von Holland als Großherzog von Luxemburg nur eine Civilliste von 50000 Thlrn. jährlich bezog. Außerdem verpflichtete sich Frankreich, die in Luxemburg liegenden Privatbesitzungen der holländischen Königsfamilie zum Abschätzungspreise zu übernehmen. Herr von Tornaco war nach dem vorläufigen Abschluß dieses Vertrages nach Luxemburg zurückgekehrt und es begann eine ziemlich bemerkbare Agitation in dem Großherzogthum für den Anschluß an Frankreich, bei welcher sich besonders der Präfect, Baron Jacquinot, betheiligte.

Während von Frankreich die Geheimhaltung der ganzen Angelegenheit befürwortet war, um Deutschland mit einem fait accompli zu überraschen, schien der König von Holland selbst entweder nicht zu erwarten, daß die Angelegenheit in Deutschland ganz besonders ernst werde genommen werden, oder vielleicht auch umgekehrt Besorgniß vor den Folgen einer verletzenden Ueberraschung des mächtigen Nachbarn zu empfinden — genug, der König stellte am 26. März an den Grafen Perponcher, den preußischen Gesandten im Haag, mündlich die Frage, wie die preußische Regierung es auffassen würde, wenn er sich der Souveränetät über das Großherzogthum Luxemburg entäußern sollte. Graf Perponcher erhielt darauf die Anweisung, zu erklären, daß die preußische Regierung dem Könige jede Verantwortung für seine Handlungen selbst überlassen müsse, daß sie sich über die gestellte Frage nicht äußern könne, ohne sich darüber zu versichern, wie dieselbe von ihren deutschen Bundesgenossen, von den Garantiemächten der Verträge von 1839, und auch von der öffentlichen Meinung in Deutschland, welche gerade damals

Digitized by Google

in dem versammelten Norddeutschen Reichstage ein Organ besaß, aufgefaßt würde. Zu einer solchen Aeußerung werde aber die preußische Regierung nur dann Veranlassung finden, wenn sie dazu thatsächlich werde genöthigt werden. Die öffentliche Meinung bemächtigte sich inzwischen, nachdem einmal ein Zipfel des Schleiers, welcher das Geheimniß bedecken sollte, gelüftet war, der Sache immer lebhafter, und am 1. April, dem Geburtstage des Grafen Bismarck, stellte der Abgeordnete von Bennigsen die bekannte Interpellation über den holländisch-französischen Handel. Dem Grafen Bismarck war diese Interpellation natürlich vorher mitgetheilt worden und er befand sich in einer schwierigen Lage. Er war entschlossen, die Abtretung Luxemburgs an Frankreich in keinem Falle zu dulden, ebenso wie er alle Compensationsanträge Napoleon's unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz zurückgewiesen hatte. Auf der andern Seite aber war der Augenblick für einen Krieg damals für Preußen nicht günstig, das Gefüge des Norddeutschen Bundes war noch nicht gefestigt, die Bündnißverträge mit den süddeutschen Staaten waren eben erst bekannt geworden und sollten erst lebendige Gestaltung gewinnen — kurz, alle Gründe, welche die französische Regierung den Krieg wünschen ließen, standen für Preußen demselben entgegen. Noch mehr aber als diese Opportunitätsrücksichten des Augenblicks bestimmte die Haltung des Grafen Bismarck die bei ihm feststehende Ueberzeugung, daß der erste Kanonenschuß, der unter den damaligen Verhältnissen Europas fallen würde, eine mindestens fünfzigjährige Aera fortdauernder Kriegsgefahr bedingen müsse. Wol fürchtete er eine solche Gefahr nicht, aber er hielt es für seine Pflicht, derselben möglichst auszuweichen, und wenn sie dennoch kommen sollte, Preußen und Deutschland von jeder auch nur scheinbaren Schuld an derselben freizuhalten und zugleich einem unvermeidlichen Kampf mit völlig gesammelter und geeinigter Nationalkraft entgegenzutreten; er wollte, wenn es irgend möglich wäre, das Ziel der vollständigen Einigung Deutschlands ohne weiteres Blutvergießen auf friedlichem Wege erreichen, und je mehr es gelang, das Nationalbewußtsein im ganzen deutschen Volke in friedlicher Entwickelung zur Einigung zu führen, um so mehr durfte man hoffen, daß endlich der letzte Schritt einer solchen Einigung ohne bewaffnete Einmischung des Auslandes sich vollziehen könne. Die Hoffnung konnte sich um so sicherer erfüllen, je mehr es ihm selbst gelang, ohne Eifer und Eile seinem großen Ziele zuzustreben und den letzten Endpunkt seiner politischen Bahn nach außen hin zu verhüllen, auf die Gefahr hin, daß ihm das Streben nach einseitiger Vergrößerung Preußens schuld gegeben würde, was damals in der That so vielfach geschah. Graf Bismarck wünschte daher einen kriegerischen Conflict zu vermeiden, wenn dies irgend mit der Ehre und den Interessen Preußens und Deutschlands vereinbar bliebe. Darum hatte er dem König von Holland auf dessen Anfrage jene ausweichende und zugleich warnende Antwort geben lassen, welche nach allen Seiten seine Politik offen hielt und ihm zugleich die Möglichkeit gab, eine übereilte diplomatische Erörterung zwischen Preußen und Frankreich zu vermeiden, bei welcher die gegenseitig gereizte nationale Empfindlichkeit zu unmittelbarem Kriege drängen konnte. Dieses aus wohlüberlegter und festbegründeter Ueberzeugung hervorgegangene Streben sollte dem Grafen Bismarck noch durch einen besondern Zwischenfall erschwert werden, den er indeß durch eine

Digitized by Google

diplomatische Geschicklichkeit und zugleich einen Freimuth ohnegleichen seiner Absicht dienstbar machte.

Die französische Regierung hatte beschlossen, dem preußischen Cabinet über den Abschluß des luxemburgischen Handels officiell Kenntniß zu geben, und dem Grafen Benedetti eine die betreffende Mittheilung enthaltende Depesche gesendet. Eine solche officielle Benachrichtigung von einer Thatsache, welcher die preußische Regierung zu widersprechen entschlossen war, mußte den Krieg unvermeidlich machen; denn während man in Berlin die vorläufige und ganz allgemein gehaltene Anfrage des Königs von Holland ausweichend beantworten konnte, so hätte man der französischen officiellen Mittheilung über den Verkauf von Luxemburg einen bestimmten Widerspruch entgegensetzen müssen, und dann wäre die französische Regierung ihrem eigenen Volke gegenüber zur kriegerischen Durchführung des einmal bekannt gemachten Vertrages mit Holland gezwungen gewesen. Bei der Absendung der Depesche war nun diese Erwägung in Paris bei dem zum Kriege geneigten auswärtigen Ministerium maßgebend gewesen und das Schwanken des Kaisers war nur durch die Hoffnung überwunden worden, daß man sich in Berlin dennoch vor der vollendeten Thatsache zurückziehen, und daß dann der für Frankreich erreichte Erfolg als eine ruhmvolle, das französische Prestige wiederherstellende Compensation für Sadowa von der öffentlichen Meinung aufgenommen werden würde.

Am Vormittag des 1. April stand Graf Bismarck, nachdem er die Glückwünsche zu seinem Geburtstage entgegengenommen, eben im Begriff, sich nach dem Norddeutschen Reichstage zu begeben, um die dort zu stellende Interpellation des Herrn von Bennigsen zu beantworten, als ihm der französische Botschafter Graf Benedetti gemeldet wurde. Der Botschafter stattete dem Grafen seine Glückwünsche zu dessen Geburtstage ab und fügte dann hinzu, daß er demselben eine Depesche des Marquis de Moustier mitzutheilen habe. Graf Bismarck war tief bewegt, er konnte den verhängnißvollen Inhalt dieser Depesche ahnen und fühlte, daß in diesem Augenblick die Zunge an der Wage der Weltgeschichte zwischen Krieg und Frieden schwankte; aber mit jener Klarheit und Festigkeit, welche ihn in dem entscheidenden Moment so ganz besonders auszeichnet, war er auch sogleich entschlossen, sich so lange als möglich um jeden Preis den Weg offen zu halten, den er im Interesse seines großen Werkes für den richtigsten hielt. Er kannte die weiche, geschmeidige und zögernde Natur des Grafen Benedetti, welcher, wie alle Levantiner, gewaltsame Maßregeln scheute und außerdem auch aus politischer Ueberzeugung unausgesetzt bestrebt war, die Spannung zwischen Frankreich und Preußen durch irgendwelche Compensationsausgleiche zu beseitigen, wobei er, wie bei jenem später bekannt gewordenen Vertragsentwurf über die Annexion Belgiens, mehr den persönlichen Instructionen des Kaisers Napoleon als denen des Auswärtigen Amtes folgte, wie denn der Kaiser fast immer, ähnlich wie einst Ludwig XV., mehr oder weniger gegen seine eigenen Minister conspirirte und sich für den Fall des Mislingens seiner officiellen Politik immer noch einen Nebenweg offen hielt. Als Benedetti die Depesche aus der Tasche ziehen wollte, hielt ihn Graf Bismarck zurück und sagte ihm, daß er in diesem Augenblick zu einer politischen Unterredung außer Stande sei, da er im Begriff stehe, sich nach dem Reichstage zu begeben,

Digitized by Google

wo er bereits erwartet werde; er forderte den Botschafter auf, ihn zu begleiten und ihr Gespräch auf dem Wege fortzusetzen. Es führte zu jener Zeit noch ein Weg aus dem Garten des auswärtigen Ministeriums hinter dem damals noch Radziwill'schen Palais her nach der Leipziger Straße, welcher gerade dem Sitzungsgebäude des Norddeutschen Reichstages gegenüber einmündet. Obwol Benedetti bat, zunächst wenigstens seine Depesche mittheilen zu dürfen, führte Graf Bismarck ihn mit sich auf diesem Wege fort und sagte zu ihm, zwischen den Gärten fortschreitend:

„Ich gehe soeben in den Reichstag, in welchem eine Interpellation über die in den Zeitungen bereits lebhaft discutirte Frage eines möglichen Verkaufs des Großherzogthums Luxemburg gestellt werden wird."

„Ich weiß es", erwiderte Benedetti, „und gerade deshalb möchte die vorherige Mittheilung meiner Depesche wünschenswerth sein."

„Ich will Ihnen", erwiderte Graf Bismarck, indem er das hingereichte Papier abermals zurückwies, „auch die Antwort sagen, welche ich auf die Interpellation geben werde. Ich werde die Erklärung mittheilen, welche der Graf Perponcher im Haag auf die Anfrage des Königs der Niederlande abgegeben hat. Die niederländische Regierung hat inzwischen durch ihren hiesigen Gesandten uns ihre guten Dienste behufs der von ihr vorausgesetzten Verhandlungen mit Frankreich über das Großherzogthum Luxemburg angeboten; wir haben darauf geantwortet, daß wir nicht in der Lage wären, von diesen guten Diensten Gebrauch zu machen, da derartige Verhandlungen nicht stattfänden. Auch dies werde ich dem Reichstage mittheilen und dann hinzufügen, daß der Regierung über die Lage der Sache nichts weiter bekannt sei, daß ich also nicht in der Lage wäre, mich über die Absichten und Entschlüsse der preußischen Regierung und ihrer deutschen Bundesgenossen öffentlich auszusprechen, aber die Ueberzeugung hege, daß keine fremde Macht die zweifellosen Rechte deutscher Staaten und deutscher Bevölkerungen beeinträchtigen werde, und daß die Regierung hoffe, alle deutschen Rechte auf dem Wege friedlicher Verhandlungen zu wahren. Dies werde ich auf die Interpellation antworten, weil es in der That die Wahrheit ist, und diese Erklärung wird alle möglichen Fälle freundlicher Verhandlung und Verständigung offen halten; eine solche Antwort aber könnte ich nicht geben, wenn mir bekannt wäre, daß ein Vertrag über den Verkauf des Großherzogthums in der That abgeschlossen sei. Wenn ich auf officiellem diplomatischen Wege über einen solchen Verkauf benachrichtigt wäre, dann müßte ich dem Reichstage sagen: Ja, es hat ein solcher Verkauf stattgefunden, und dann müßte und würde ich zugleich hinzufügen, daß Preußen und ohne Zweifel auch seine deutschen Verbündeten — niemals die Ausführung dieses Vertrages und die Abtretung deutschen Gebietes dulden werden. Sie begreifen, daß nach einer solchen Erklärung ein ernster Conflict zwischen Frankreich und uns entstehen müßte und nach der bei Ihnen herrschenden Empfindlichkeit kaum anders als mit einem Bruch enden könnte, den ich nicht minder beklagen würde, als ich das von Ihnen voraussetze!"

„In der That", sagte Benedetti verwirrt, „es ist so, nach einer solchen Erklärung wäre der Krieg unvermeidlich."

Digitized by Google

Beide waren während dieser Auseinandersetzung an dem Ausgange des Gartenweges nach der Leipziger Straße hin angelangt.

„Nun", sagte Graf Bismarck, während Benedetti erschüttert und unschlüssig vor ihm stand, „unser Weg ist beendet, wir müssen uns trennen, und ich frage Sie jetzt: haben Sie mir eine Depesche zu übergeben — ja oder nein?"

Benedetti sann noch einen Augenblick nach.

„Nein!" antwortete er dann, steckte seine Depesche ein, verabschiedete sich schnell und eilte durch die Leipziger Straße davon, während Graf Bismarck sich in den Reichstag begab.

Hier gab er auf die Interpellation des Herrn von Bennigsen die bekannte Antwort, deren Inhalt er bereits dem Grafen Benedetti mitgetheilt hatte und die wol den Entschluß zeigte, den Kaufhandel über Luxemburg nicht zu dulden, aber dennoch, da sie die Thatsache als unbekannt hinstellte, den Weg zu diplomatischen Unterhandlungen öffnete. Es war somit die nächste und unmittelbare Kriegsgefahr vermieden und Frankreich, wenn es dennoch auf seinem Plan bestehen sollte, in die Lage des absichtlichen Friedensstörers gebracht; auch alle Großmächte, welche die Verträge von 1839 garantirt hatten, mußten nun mindestens in der formellen Behandlung der Sache sich auf die Seite Preußens stellen.

In Paris war man, als des Grafen Benedetti Bericht über seine Unterredung mit dem Bundeskanzler und die Anzeige, daß er die Depesche bis auf weitere Entscheidung zurückgehalten habe, dort ankam, in hochgradiger Aufregung; die kriegerisch gesinnten Elemente in der Regierung, zu denen der Marquis de Moustier, trotz äußerlich vorsichtiger Zurückhaltung, seiner eigenen Gesinnung nach gehörte, begriffen sehr wohl die für Frankreich ungünstige Verschiebung der völkerrechtlichen Sachlage, und der Kaiser wurde insbesondere von einem großen Theil seiner Vertrauten bestürmt, Benedetti's eigenmächtiges Verfahren zu rectificiren und ihn sofort zur Abgabe der zurückbehaltenen Depesche anzuweisen. Man wußte wohl, daß dann der Krieg unvermeidlich sein würde, aber man hoffte auf den siegreichen Ausgang desselben aus den bereits mehrfach angeführten Gründen. Allein der Kaiser, welcher niemals so recht ernstlich den Krieg mit Preußen wollte und die Hoffnung gehegt hatte, daß man sich in Berlin vor der vollendeten Thatsache zurückziehen würde, scheute dann seinerseits, den unvermeidlichen Krieg zu provociren, der, wie die Sache sich nun gewendet hatte, nach der Beantwortung der Interpellation im Norddeutschen Reichstage als ein Angriff gegen die deutsche Nation erscheinen mußte. Die Kaiserin war zu jener Zeit noch nicht, wie später, kriegerisch gesinnt, sie trieb ihre kleine Politik für sich und hoffte auf allerhand sonderbaren Wegen es erreichen zu können, daß Graf Bismarck durch den Grafen von der Goltz ersetzt werde, und daß dann die Verständigung über eine Compensationspolitik, welche Preußen und Frankreich zu Schiedsrichtern Europas machen sollte, leicht gefunden werden würde. Diese durch ganz eigenartige Intriguen geführte Camarilla-Politik der Kaiserin war jedem in die damaligen diplomatischen Verhältnisse der europäischen Höfe Eingeweihten bekannt. In die Details derselben einzugehen, muß ich mir hier versagen — vielleicht bietet eine spätere Zeit die Gelegenheit, auf diese oft kleinlichen, aber immerhin äußerst charakteristischen und

Digitized by Google

interessanten Episoden zurückzukommen. Genug, die Thatsache stand fest, daß die Kaiserin in jenem Augenblick für die unbedingte Erhaltung des Friedens gestimmt war und den Staatsminister Rouher bei seinen Bemühungen im gleichen Sinne lebhaft unterstützte. Dazu kam, daß die Eröffnung der Weltausstellung bevorstand und daß dem Kaiser ungemein viel daran lag, bei dieser Gelegenheit womöglich den Besuch aller europäischen Souveräne in Paris zu empfangen und dadurch vor ganz Europa den glänzenden Beweis zu liefern, daß das zweite Kaiserreich von den übrigen Monarchen als völlig ebenbürtig anerkannt sei. Endlich auch war der österreichische Einfluß ungemein thätig für die Erhaltung des Friedens. Herr von Beust hatte wol die Wiederherstellung der Habsburgischen Macht in Deutschland als das Endziel seiner Politik sich vorgesteckt, allein er erkannte besser als irgendjemand in Oesterreich, daß eine durchgreifende finanzielle, administrative und militärische Regeneration des Kaiserstaates ausgeführt werden müsse, bevor Oesterreich überhaupt im Stande sei, in irgendeine europäische Action einzugreifen. Ein in jenem Augenblick ausbrechender Krieg hätte bei der damals noch in Wien herrschenden Stimmung das unfertige, innerlich zertrümmerte Oesterreich in verhängnißvoller Weise mit fortreißen können, oder er wäre, selbst im Falle eines glücklichen Ausganges, vielleicht für Oesterreich wenig vortheilhaft gewesen; denn wäre Napoleon jemals allein infolge eines siegreichen Feldzuges Herr der Verhältnisse geworden, so hätte er wol ohne Zweifel ein föderativ gegliedertes Deutschland in der Weise des alten Bundes wiederhergestellt, aber er würde ganz gewiß niemals Preußen über ein gewisses Maß zurückgedrängt haben, wie man es im Jahre 1866 von Wien aus thun wollte. Der Fürst Metternich war also angewiesen, nachdrücklich für die Erhaltung des Friedens zu wirken und auf das bestimmteste zu betonen, daß Oesterreich in seiner gegenwärtigen Lage in keiner Weise im Stande sei, die französische Action zu unterstützen. Der Kaiser gab allen diesen Einflüssen um so lieber nach, als seine eigene Neigung mit denselben übereinstimmte; er approbirte das Verfahren des Grafen Benedetti, und die Depesche, welche derselbe am Morgen des 1. April dem Grafen Bismarck hatte übergeben sollen, blieb annullirt. Die Folge war nun, daß die ganze luxemburger Angelegenheit den Unterzeichnern der Verträge von 1839 vorgelegt wurde und den bekannten Verlauf nahm, welcher zu der Londoner Conferenz und dem am 11. Mai unterzeichneten Vertrage führte, der das Großherzogthum für neutral erklärte und die Schleifung der Festung festsetzte.

Digitized by Google

Annam und Tonkin.

Von

Friedrich von Hellwald.

I.

Den ganzen Osten der Hinterindischen Halbinsel, die man auch die Goldene nennt, nimmt das Reich Annam ein, welches abwechselnd bald als Kaiserthum, bald als Königreich aufgeführt wird. Es ist ein schmaler Streifen Landes, der, ähnlich wie Chile in Südamerika, zwischen den Gebirgen, die den Mekhongstrom begleiten, und der Meeresküste in fast nordsüdlicher Richtung sich hinzieht. In frühern Zeiten gehörten auch das heutige Niedercochinchina und Kambodscha zu Annam, welche beide in der Gegenwart von den Franzosen beherrscht werden; das erstere als directer Colonialbesitz, das letztere aber in der Gestalt eines Protectorats, welches Frankreich über das Königreich Kambodscha ausübt. Ich schließe daher diese beiden Gebiete im allgemeinen von den nachfolgenden Schilderungen aus. In seinem dermaligen Umfange zerfällt das Reich Annam in drei Theile, nämlich Tsiampa oder Champa im Süden, Dang-Trong oder das eigentliche Cochinchina, und im Norden Tonkin oder Dang-gnoi, die „äußere Gegend", welche an die südlichen Provinzen Chinas grenzt. Dazu kommt noch das Gebiet der Moï und der dem Reiche unterworfenen Laosstämme.

Sobald man sich der Küste von Tsiampa, also des südlichen Annam, nähert, trifft das Auge nur auf fortlaufende, höchst unfruchtbare Striche. Sandberge ohne alle Vegetation, Pics mit verkrüppelten Stauden, Granitformationen, die indeß schon an der Ostküste von Kambodscha auftreten, und eine röthliche, zerklüftete Steinmasse fallen hier dem Reisenden auf, den selten der Anblick eines grünen Rasens erfreut. Und diese Verödung beschränkt sich nicht auf die Küste, sondern erstreckt sich über die ganze Breite von Tsiampa bis zum Mekhong und selbst über einen Theil von Kambodscha. Die Berge, welche in letzterm Lande kaum 80 Meter hoch sind, steigen in Tsiampa, d. h. an der Westgrenze dieses Landes, bis zu 2450 Meter an, sind indeß nicht ganz nackt. Uebrigens wissen wir über das Innere des fraglichen Gebietes so gut wie nichts, und dies gilt mit wenigen Ausnahmen auch vom übrigen Annam. Unsere Karten dieses Reiches sind, sobald sie von den Küsten sich entfernen, wenig besser als Phantasiegemälde, da es an festen Positionsbestimmungen sowie an topographischen Aufnahmen durchaus gebricht und sie daher größtentheils nur auf eingezogenen Erkundigungen

Digitized by Google

beruhen. Das meiste verdanken wir den Missionaren und zwar den Franzosen, welche überhaupt sich vor allen um die Erforschung des östlichen Hinterindien verdient gemacht haben, ja in der Gegenwart fast allein in geographischer Beziehung dort thätig sind. Schon 1650 veröffentlichte ein französischer Jesuit, Pater Alexander von Rhodus, seine merkwürdige Karte des Königreichs Annam; ihm folgten später die Reisenden Van Wusthof (1641), Poivre (1749), Barrow (1796) u. a.; aber erst 1790 wurden von Dayot, einem ehemaligen Offizier der Indischen Compagnie, der von 1790 bis 1795 als Oberbefehlshaber der annamitischen Flotte fungirte, ernstliche kartographische Arbeiten über die Küste Cochinchinas unternommen, und diese sind bis auf unsere Zeit die Grundlage unserer hydrographischen Karten jenes Küstenabschnittes geblieben. Unter den spärlichen Arbeiten der uns näher gerückten Epochen sind hier blos jene von Vidalin und Héraud 1863 und die von Héraud und Bouillet 1865 zu erwähnen. Die erstern nahmen die Küstenstrecke zwischen Cap Kega und Cap Padaran sowie die Baien von Phan-ri und Phan-ran nebst einigen benachbarten Inseln auf; die letztern thaten das Nämliche für die Strecke von Xuan-dai bis Kwin-hon, dem wichtigsten, auch den Fremden geöffneten Hafen im südlichen Annam.

So unfruchtbar die Küste ist, so reich ist sie an Häfen. Vor derselben liegt unter $10^1/_2$ nördl. Br. die Insel Kulao-Thu, sehr berühmt wegen ihrer Vogelnester und der Menge von Trepang, und darum von den Annamiten unter Aufsicht der Regierung besucht, welche keinen einzigen Artikel, von dem ein Zoll zu erheben oder aus dem ein Monopol zu machen ist, ihrer Aufmerksamkeit entschlüpfen läßt. Von hier an folgt nun Bai auf Bai, deren Ufer alle den nämlichen unfruchtbaren Anstrich zeigen. Die tiefste aller dieser Buchten ist die von Kamragne (gne wie im Französischen auszusprechen), und da eine hohe Insel, Tayu, an ihrem Eingange liegt und sie von allen Seiten von Land umgeben ist, so sieht sie mehr wie ein See aus. Die Berge in der Nähe sollen reich an Silber sein. Der Fluß, welcher die nördliche Grenze des Tsiampalandes bildet und den die hydrostatische Kunst der Annamiten angeblich mit dem Mekhong verbunden hat, fällt nach einem, in gerader Linie gerechnet, 60 Kilometer langen Laufe in das Meer. Für die Verbindungen mit dem Binnenlande ist er von unberechenbarem Werth. Dies ist der geräumigste und beste Hafen, den Annam besitzt, aber weder Einheimische noch Fremde haben Veranlassung, ihn zu besuchen; denn die Umwohner sind lauter arme Fischer, die einen unsichern Unterhalt gewinnen und zudem den Erpressungen der annamitischen Mandarinen ausgesetzt sind. In Tsiampa wohnt eine besondere Bevölkerung, die mehr den Malaien als den Annamiten gleicht. Seit aber das Land Annam einverleibt wurde, haben die Ureinwohner, einst wie die Malaien kecke Seefahrer im Indischen Archipel, sich in die Berge zurückgezogen, sind eine verlorene, verfolgte Rasse, und einige tausend Annamiten haben von der Küste Besitz genommen.

Nördlich von der Kamragnebai liegt die Lam-Tranbai, deren Umwohner ausschließlich Annamiten sind. Das Land ist hier wohlbewohnt und bebaut, und das Ganze hat ein freundlicheres Aussehen als die südlichern Gegenden. Die Bai selbst ist sehr klein, hat aber einen guten Ankerplatz. Mehrere Kilometer gegen

Digitized by Google

Westen stoßen wir auf die größte Stadt dieses Landstriches, zugleich die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz Kagne-hoa, einen sehr belebten Ort mit einer fleißigen Bevölkerung. Auch hier fällt ein Fluß ins Meer und überall findet man Spuren des berechnenden Geistes der Mandarinen, welche durch Eröffnung von Kanälen den Verkehr zu erleichtern suchen. Etwas weiter gegen Norden entsteigen dem Meere eine Menge Riffe und Inseln, wovon wir die Pyramideninsel erwähnen. Sie verdankt ihren Namen einem hohen Kegel, der sich darauf befindet. Das Land — wir sind hier schon im eigentlichen Cochinchina — hat einen romantischen Anstrich; die Bäume sind schattig und hoch, und einige Thäler bieten reizende Aussichten, die durch den Contrast mit dem öden Lande weiter gegen Norden noch erhöht werden. Auf dieses ödere Land folgt indeß der reichste Theil Annams: Fu-jen-tran, ein gut angebauter, durch Fruchtbarkeit und Schönheit gleich ausgezeichneter Landstrich. Hier liegt die Stadt Fu-jen an einem von Land umschlossenen Hafen unter 13° 23′ nördl. Br. Das Gebiet ringsumher zeigt sich höchst vortheilhaft, da Thätigkeit und eine starke Bevölkerung sich verbinden, es möglichst anziehend zu machen. Von hier an folgen sich die Baien und Häfen von Kulao-Xagne (unter 13° 33′ nördl. Br.; Kulao heißt soviel wie Insel), der wenig bekannte Chadschiahafen, Nuk-man, bekannter unter dem Namen Kwin-hon, der einen sehr geräumigen, aber nicht sehr tiefen Ankerplatz darbietet; endlich das Aestuarium des Sahuigne und die Mündung des Tan-kwanflusses mit dem nahen Hafen von Saphu. Wo man landet, sieht man rege Thätigkeit, und die öde Stille ist gänzlich verschwunden; die Bewohner haben durch ihre Thatkraft die sandigen Stellen in fruchtbare Felder verwandelt. Etwas weiter gegen Norden wendet sich die Küste gegen Nordwest nach der Turanbai, dem bekanntesten Hafen an der ganzen annamitischen Küste, welcher durch einen dem Meeresufer parallel laufenden Salzwasserfluß mit dem südlicher gelegenen Hafen Faifo verbunden ist, dem größten Emporium für den chinesischen und ehemals auch für den japanischen Handel in Annam; noch jetzt ist es ein blühender Handelsort. Das östliche Ende der Insel Hon-sau-scha, welches den Hafen von Turan schließt, liegt unter 16° 11′ nördl. Br. und 108° 15′ westl. L. von Greenwich. Nähert man sich dem Hafen von Süden her, so erscheinen Massen von Dolomitfelsen mit groteskem Aussehen, abstechend von der übrigen Landschaft und fast inselartig, da die Sandstrecke ringsumher sehr niedrig ist, aufsteigend. Der Hafen ist amphitheatralisch von Bergen umgeben, und nur die Südseite in der Richtung von Faifo zeigt ebenen Boden; er ist etwa 11—12 Kilometer breit, der von Bergen umschlossene Theil in der Nordost- und Südecke dagegen von geringer Ausdehnung. Selbst bei schönem Wetter brechen sich schwere Wellen am Ufer und machen die Landung gefahrvoll. Nordwestlich von Turan liegt die Insel Hon-hagne, und nicht weit davon der Hafen von Wungdam, der etwa 8 Kilometer Breite hat; hier bricht sich die Brandung mit fürchterlicher Gewalt und der Ankerplatz ist während des Nordostmonsuns sehr gefährlich. Die Bai, in welche der Truong-tien oder Fluß von Hue fällt, ist gleichfalls, wie der Hafen von Turan, durch eine Insel geschützt, und in der Entfernung von 15 Kilometer liegt an den Ufern dieses Flusses die Hauptstadt des Reiches Hue oder P'hu-thua-tien.

Digitized by Google

Wir unterbrechen hier den Verlauf unserer Küstenwanderung, um uns ein wenig im Innern des Landes umzusehen. Wir können dies thun, da die Umgebungen von Hue in den letzten Jahren genauer bekannt geworden sind. Dutreuil de Rhins, ein Franzose, welcher als Kapitän ein annamitisches Kanonenboot befehligte, hatte Gelegenheit, in den Jahren 1876—77 den Truong-tien aufzunehmen, welcher, wie sich bald zeigte, in kurzer Entfernung von der Hauptstadt aus der Vereinigung zweier Arme entsteht. Der östliche Zweig entspringt in den Bergen, welche Cap Schumay mit der großen Kette verbinden, der auch die im Süden von Hue bis zu 400 Meter ansteigenden Berge von Buong-tam, Dahan und Hon-Dun angehören. Dieser Fluß bewässert ein wildes, bewaldetes und völlig unbewohntes Bergland, ist ungemein reißend und voll Stromschnellen und Katarakten, zwischen tiefen Ufern eingekesselt und bis zu seiner Vereinigung mit dem westlichen Arme 70—120 Meter breit, aber bloß 1—3 Meter tief. Seine Richtung ist im allgemeinen eine nordnordöstliche; das auf dem linken Ufer gelegene und theilweise von katholischen Annamiten bewohnte Dorf Buong-tam ist der einzige erwähnenswerthe Ort. Die Vereinigung der beiden Quellflüsse vollzieht sich bei dem Dorfe Scho-tuan, das einen großen Markt besitzt und zugleich Barkenstation ist. Der westliche Arm ist gleichfalls ein wilder, felsenbesäeter Bergstrom von nur geringer Breite; er bricht aus den Gebirgen hervor, welche das hier sehr schmale Gebiet Annams von jenem der Moï oder „Wilden" trennen. Auch sein Lauf wird durch Katarakte unterbrochen und zwängt sich zwischen den Bergen Hon-Dun und Dahan durch eine enge Schlucht. Es ist dies ein von Elefanten und Tigern bevölkertes Land, aus welchem der Fluß, nordwärts eilend, dann in verhältnißmäßig ebene, bewaldete und zum Theil bebaute Striche tritt. Ehe man noch Scho-tuan erreicht, gewahrt man an seinen Ufern schöne Nadelholzpflanzungen und königliche Gärten. Nach der Vereinigung beider Quellarme hat der Truong-tien bis zum Dorfe Thang-ho eine durchschnittliche Breite von 200—250 Meter bei einer Tiefe von 3—4 Meter. Seine Richtung ist eine nordwestliche und die Ufer sind auch hier bewaldet und bebaut. Bei Thang-ho beginnt man die Nähe der Hauptstadt wahrzunehmen. Die Gegend wird bevölkerter und der Strom belebter; südlich von Hue verbreitert er sich bis auf 350 Meter. Die Bodencultur besteht hauptsächlich in Reis, von dem man hier jährlich zwei Ernten erzielt, im Mai und im October, dann aber auch in süßen Bataten, Mais, Taback, Betel, verschiedenen Pflanzen, die als Salat genossen werden, Gurken, Rüben, Bohnen, Tomaten, Spinat u. s. w. Auf den weniger tief gelegenen Gründen zieht man Zuckerrohr, Pfeffer, Baumwolle u. dgl. Dank diesen Culturen gewinnen die Ufer des Stromes ein reizendes Aussehen. Die gewöhnlichsten Bäume sind hier der Bambus, dessen zierliche Wedel der elegante Arecanußbaum überragt, verschiedene Palmenarten, Ficus, Mangobaum, Tamarinde u. s. w. Bei Thang-ho zweigt sich am linken Ufer ein kleiner Wasserlauf ab, der sich sehr bald mit einem Flüßchen verbindet, und dieses ergießt sich in den Südostkanal von Hue. So wird eine sehr bewaldete Insel gebildet, deren Ost- und Süduser dicht bevölkert sind. Nach Passirung eines Klosters oder Bonzerei, welche sich durch einen hohen Thurm vor den umliegenden Gebäuden auszeichnet, stößt

Digitized by Google

man auf das Dörfchen Kimlong, in dessen Nähe sich die katholische Missionsstation befindet. Schräg gegenüber mündet der Phu-cam am rechten Ufer in den Truong-tien. Man ist hier in allernächster Nähe der Citadelle von Hue; dennoch sieht man davon nichts, als den First der Umwallungsmauer, einige Thore und die Gelbe Flagge, die auf der südlichen Centralbastion weht.

Das Hue unserer geographischen Handbücher, die große Hauptstadt Annams, existirt in Wahrheit gar nicht; man müßte denn diesen Namen der eigentlichen Citadelle und den umliegenden Marktorten beilegen, die aber jeder seinen eigenen Namen führen. Die Gesammtbevölkerung dieses ganzen Ortschaftscomplexes dürfte nach dem Marinearzt Dr. A. Auvray, der 18 Monate lang der französischen Gesandtschaft in Hue beigegeben war, sicherlich 60—70000 Köpfe nicht übersteigen. Die Citadelle, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts von dem in annamitischen Diensten stehenden französischen Obersten Olivier erbaut wurde, ist ziemlich ein Viereck von 2232 Meter Seitenlänge mit einem Vorwerk an der Nordseite. Auf jeder Seite, die südöstliche ausgenommen, befinden sich je sechs Bastionen mit 16 Geschützen besetzt, aber keineswegs sehr Achtung gebietend. Die Gräben sind außer der Regenzeit beständig trocken, im Süden bespült der Truong-tien die Glacis. Eine zweite Umwallung an der Südseite umgibt die Wohngebäude des Königs. Ein Thor, dem sich eine Art Corridor, ein zwischen hohen Mauern hinlaufender Gang anschließt, führt zu denselben; der Gang aber endet am Strom mit einer Bambusumfriedigung, welche als die Bäder des Königs bezeichnet wird. Diese Citadelle von Hue ist jedem Europäer unzugänglich; wir wissen über deren Inneres, das etwa von 30000 Menschen bewohnt sein dürfte, gar nichts, denn auch den verschiedenen europäischen Gesandtschaften ist der Eintritt niemals gestattet worden. Im Osten wird diese eigentliche Stadt durch eine große, halbkreisförmige Insel des Stromes maskirt, die im Innern sehr cultivirt, an ihren Ufern sehr bewohnt ist. Hier liegt die bedeutendste Vorstadt, wenn man diesen Ausdruck für das Conglomerat von Dorfschaften gebrauchen darf, welche die Citadelle umgeben; es ist dies Ja-hoï oder Benso, ein hauptsächlich handeltreibendes, übrigens in mehrere Gemeinden zerfallendes Viertel mit ansehnlichem Markte. Benso ist der Ort der Ressourcen; dort ist alles zu haben. Im Innern der Insel, in schlecht unterhaltenen Gärten, erheben sich mehrere stockhohe, aber durchaus schmucklose Gebäude, die Wohnungen königlicher Prinzen. Von den die Citadelle umgebenden Kanälen ist der südwestliche der einzige, auf welchem sich ein gewisses Handeltreiben entwickelt; an seinem Südende hat der Strom eine Breite von 450 Meter. Hier liegt auf seinem rechten Ufer das Gebäude der französischen Legation. Weiter stromabwärts zweigt vom Hauptstrom sich rechter Hand der sogenannte „Fluß des Königs" ab, welchen entlang die Straße nach Thuan-an, dem eigentlichen Meereshafen von Hue, führt. Den innern Hafen bildet die Vorstadt Mang-ka im Norden. Weite Reisfelder umziehen hier die Stadt, und aus dem flachen Lande ragen zahlreiche zierliche, wenn auch nur aus Holz erbaute Pagoden hervor.

Die Umgebung von Hue entbehrt nicht der landschaftlichen Reize. Da ist zuerst der „Berg des Königs" oder Dia-bigne im Südosten der Stadt und auf

Digitized by Google

dem linken Ufer des Phucamflusses. Dieser Berg ist zwar blos ein Hügel von 120 Meter Höhe, aber dicht mit Nadelgehölz bewaldet, und von seinem Gipfel genießt man eine überraschende Fernsicht. Weiter gegen Süden liegt der sogenannte „Opferpark", dessen Betreten den Fremden auf das strengste untersagt ist. Westlich davon stoßen wir auf die Königsgräber, umgeben von prächtigen Gärten und weiten Baulichkeiten mit vergoldetem Ziegeldach. Weniger anmuthig ist die Gegend im Norden von Hue. Dort liegt im Truong-tien die langgestreckte Insel Daido, und erst von hier an beginnt der Strom bis zu seiner nahen Mündung schiffbar zu sein für jene Fahrzeuge, welche die große Barre am Meere und die kleinern im Innern zu passiren vermögen. Nordwärts fortschreitend, erblickt man das Dorf Lang-Xin, und auf dem andern, linken Ufer jenes von Thuy-tu, endlich Thagne-Phuok, die Winterstation der annamitischen Flotte. Von hier an ist der Stromlauf weniger bewaldet, weniger reizend. Unabsehbare Reisfelder werden am Horizont von den Sanddünen des Strandes bei Buong-schua und Thuan-an begrenzt. Das Dorf Thuan-an erstreckt sich etwa 1600 Meter lang an der Innenseite der Düne und verbirgt sich großentheils hinter Cocosnußbäumen, die dem Könige gehören. Am Ende des Dorfes ist ein Fort errichtet, welches die 350 Meter breite Mündung des Stromes beherrscht. Mehrere andere ähnliche Befestigungen sind auf der gegenüberliegenden Düne, sowie auf einigen Inseln des Truong-tien angebracht. Außerdem aber erschwert eine große Barre, von welcher man einen beträchtlichen Landstrich zwischen Cap Schumay im Süden und den Bergen von Ba-trük im Norden überschaut, das Einlaufen in den Strom. Während der Monate October und November, wenn der Nordostmonsun weht, ist die Barre ganz unpraktikabel, und auch sonst während der langen düstern und regnerischen Wintermonate nur schwer zu passiren. Sie liegt in 16° 34′ 25″ nördl. Br. Hinter ihr zieht dem eigentlichen Meeresufer entlang eine Lagune oder ein Strandsee, Kau-Hei genannt, welche sich von Turan im Süden noch über Thuan-an nordwärts erstreckt, also eine Länge von mehr als 100 Kilometer besitzt.

Von der Mündung des Truong-tien beginnt gewissermaßen ein neues Kapitel in der Gestaltung der annamitischen Küste. Wir können ihr nunmehr folgen bis zum Golf von Tonkin und diesen selbst entlang bis zu den Grenzen Chinas und werden nur mehr in höchst seltenen Fällen einige erhabene Punkte auf einer niedrigen, monotonen Küste erblicken, die fast stets unsichtbar bleibt. Es ist dies auch, wenigstens bis zu dem unter 18° nördl. Br. gelegenen Wiung-kiua der unbekannteste und gefährlichste Theil der ganzen Küste Annams. Statt großer, wohlgeschützter Häfen gibt es hier blos einige unpraktikable Flußmündungen; statt deutlich erkennbarer und schützender Landvorsprünge nichts als flachen Strand und niedrige Sanddünen, immer nichts als Sand, der unter den Strahlen der sengenden Sonne mit den letzten Wogen des Oceans zu verschmelzen scheint. Nur die im Hintergrunde auftauchenden blau angehauchten Kuppen der im Halbkreise zwischen Turan und Ba-trük gelagerten Gebirge gewähren dem Seefahrer einige Anhaltspunkte. Leider sind diese Berge noch sehr wenig erforscht, blos an einzelnen Stellen; auch von dem vorliegenden Lande weiß man nur wenig; am

Digitized by Google

meisten noch von der Provinz Hue oder Kwang-Duk. Der schon erwähnte Dutreuil de Rhins hat von Turan den Landweg nach Hue eingeschlagen, und ein anderer seiner Landsleute, der Marinearzt Dr. J. Harmand, einer der eifrigsten und kühnsten Erforscher Hinterindiens, ist im April bis August 1877 von Bassak am Mekhong in Siam nach Kwang-tri nördlich von Hue und von da nach der annamitischen Hauptstadt gewandert, wobei er den nördlichen Theil der Provinz kennen lernte. Annam, wenn wir von den unter dem Namen Tonkin zusammengefaßten Provinzen, weitaus dem größern Theil des Reiches, absehen, umfaßt, Tsiampa inbegriffen, zehn Provinzen, nämlich von Süden gegen Norden fortschreitend: Bigne-Thuan, Nhatrang, Fu-jen, Kwin-hon oder Bigne-Digne, Kwang-Ngai, Kwang-Nam oder Turan, Kwang-Duk oder Hue, Kwang-tri, Kwang-Bigne und Nghe-An; letztere wird sogar manchmal als schon zu Tonkin gehörend betrachtet. Die Gesammtoberfläche dieses ganzen Landstriches schätzt Dutreuil de Rhins auf höchstens 97000 Quadratkilometer, welche eine Bevölkerung von vielleicht $2^1/_2$ Mill. Köpfen haben. Von allen diesen Provinzen ist jene von Hue die kleinste; der genannte Gewährsmann schätzt ihre Bevölkerung im günstigsten Fall auf 160000 Menschen. Mehr als die Hälfte des Bodens ist in ihr völlig uncultivirt; Industrie und Handel sind hier gleich Null. Was nun die im Westen streichende Gebirgskette anbelangt, so erhebt sie sich zu keiner beträchtlichen Höhe und besitzt bequeme Paßübergänge. Dr. Harmand, vom Se-Bang-Hieng kommend, einem linksseitigen Nebenflusse des Mekhong, überstieg das Gebirge auf einem Paß von blos 250 Meter Höhe und auf Ziegenpfaden, die ihn aus dem Lande der Wilden, der Pu-Thai, in die annamitische Ebene, nach dem Fort von Kamlo, wo sich ein nicht unbedeutender Markt befindet, und nach dem von einer ungeheuern Citadelle vertheidigten Kwang-tri führte, wo er in der dortigen katholischen Mission eine freundliche Aufnahme fand. Dr. Harmand beschreibt uns den Uebergang nirgends als gefährlich oder ausnehmend beschwerlich, wenngleich er gern einräumt, daß er nach dem monatelangen Aufenthalt im Lande der Wilden beim Betreten des annamitischen Bodens sich mitten in das Bereich der Civilisation versetzt däuchte. Hier hatte er das Vergnügen, auf einer guten, geraden Straße zu wandern, an den Flüssen ordentliche Brücken oder stets bereite Fähren, in den Ortschaften wohlversorgte Märkte, an den Straßen wohlthätige „Tram", nämlich große Gebäude zur Aufnahme der Reisenden und zum Wagenwechsel zu finden. Eine solche wohleingerichtete Straße durchzieht das ganze Reich, von Saïgon in Französisch-Cochinchina bis Hue und von da bis Hanoi, der Hauptstadt Tonkins.

So niedrig die Gebirgskette im Westen ist — ein Specialname für dieselbe fehlt bisher — so wird sie doch in der Regel von den Annamiten nie überschritten. Dr. Harmand fand allerdings in Phin, dem Grenzort gegen die Pu-Thai, einen annamitischen Gouverneur und zu Digne einen annamitischen Zollposten; auch unterhalten die Pu-Thai einigen Verkehr mit den Annamiten, nichts dergleichen trifft man dagegen tiefer im Süden, im Gebiete der Moï. Angeblich sind diese freilich den Annamiten unterworfen, in Wirklichkeit sind sie es nicht. Das Moïgebiet erstreckt sich zwischen Kambodscha und Annam von 10° 40′ bis etwa 16° nördl. Br. Die Annamiten bezeichnen mit dem Worte Moï, Man,

Digitized by Google

Mang, Muong, Kwan u. s. w. alle die zahlreichen Bergstämme von verschiedenen Dialekten und Sitten, welche den Siamesen als Kha gelten. Alle diese Benennungen bedeuten einfach: Wilde oder Leute, nicht so gesittet wie wir. Das Gebiet der Moï, welche zu Annam gehören sollen, liegt nördlich von Kambodscha und der französischen Colonie Niedercochinchina, in deren nördlichen Theilen sich ebenfalls solche Moï aufhalten. Wir wissen noch sehr wenig von diesen Menschen, doch haben in letzterer Zeit einige von Französisch-Cochinchina aus zu ihnen unternommene Reisen sie uns einigermaßen näher gerückt. Wir verdanken dies hauptsächlich dem Lieutenant Amédée Gautier, dessen Reise die Zeit vom 5. Febr. bis 25. Juni 1882 umfaßte, und dem Marinearzt Dr. Paul Neïs, welcher seit 1880 im Lande der Moï thätig ist.

Die Geschichte Annams sowie die noch vorhandenen Reste von Denkmälern beweisen, daß an den Oberläufen der Niedercochinchina bewässernden Flüsse einst ein oder mehrere Staaten existirten, welche in der Civilisation fortgeschritten waren und einen sehr entwickelten Kunstgeschmack, besonders in Architektur und Bildhauerei, besaßen. Siegreiche Feinde haben wahrscheinlich dieselben zerstört und die einstige Bevölkerung zum größten Theil vernichtet. Lieutenant Gautier ist nun der Ansicht, daß die heutigen Moï directe Abkömmlinge der Bewohner jener alten Stätten sind, deren in geringer Zahl gerettete Angehörige in die Wälder flüchteten und allmählich in der Folge der Geschlechter von ihrer verhältnißmäßig hohen Culturstufe zu ihrem jetzigen elenden Zustande herabsanken. Beweise für diese Ansicht gibt er freilich nicht, auch laufen die Meinungen der Sachverständigen darüber sehr stark auseinander. Die Ethnologie Hinterindiens liegt noch sehr im argen. Ich will indeß, der allgemeinen Orientirung halber, in Kürze zusammenstellen, was man davon denkt. Im allgemeinen nimmt man an, daß die Annamiten mit den Thai oder Siamesen sowie mit den Birmanen verwandt sind und mit diesen eine gemeinsame Wiege in nördlicher gelegenen Theilen Asiens hatten, woraus die drei großen Hauptvölker der Indochinesen hervorgegangen. Es fragt sich nun, wie verhalten sich die Moï und andere „Wilde" zu den Annamiten? Zunächst ist festzuhalten, daß auch unter den „Wilden" es verschiedene Arten gibt, die ethnisch und auch linguistisch auseinanderzuhalten sind. Die Moï sind nicht das nämliche Volk wie die nördlicher hausenden Lao, diese aber wol verschieden von den Annamiten, entgegen der Annahme Francis Garnier's. Wohl aber darf man vielleicht glauben, daß Lao und Annamiten beide zwei Abzweigungen der chinesischen Urbevölkerung sind, und die Mehrzahl der nördlichen Wilden Hinterindiens, jener z. B., die wir in Tonkin kennen lernen werden, gehören wahrscheinlich den laotischen Familien an. Für die südlichen Moï ist indeß eine Bestimmung ihrer ethnologischen Stellung kaum noch möglich; wir müssen uns begnügen, einstweilen sie für eine Bevölkerung zu halten, welche das ganze nordwestliche Cochinchina innehatte, ehe die Annamiten und vielleicht die Tsiampa sie zwangen, sich in das Bergland zurückzuziehen.

Die Moï, soweit wir sie bisjetzt kennen, leben in Dörfern und sind in den südlichern Landstrichen nicht viel anders als die Sklaven der dort ansässigen Annamiten, welche ihnen Vorschüsse geben und dieselben dann abarbeiten lassen.

Digitized by Google

Die Moï schicken sich in diesen nicht sonderlich harten Zwang, bekommen sie doch dadurch eine Menge Dinge, die sie sonst ganz entbehren müßten. Im Gebiete des Dong-naï-Stromes nennen sich die Moï Mokao, und ihre Sitten und Gebräuche sind ungefähr dieselben wie die der Belö und Benon. Moralisch aber scheinen die Mokao in vielen Punkten tiefer zu stehen als jene Anwohner der Flüsse Dare-glun und Direman, welche dem Mekhong tributär sind. Dabei sind sie über alle maßen abergläubisch und anscheinend viel weniger beherzt im Kampfe mit den Thieren des Waldes. Die Moï nach den in der französischen Colonie wohnenden zu beurtheilen ist übrigens ganz falsch; denn die des Annamitischen mächtigen Moï in der Colonie unterscheiden sich von ihren unabhängigen Brüdern ebenso sehr wie diese von den Annamiten. Die unabhängigen Stämme der Belö und Benon sind höchst anständig, arbeitsam und wenig abergläubisch, voll Liebe zur Familie, hoher Achtung vor dem Rechte anderer und voll unbezähmbarem Freiheitsdurst. In den Wäldern trifft man eine ruhige, muthige, anständige und fleißige Bevölkerung, die sich freilich dem Fremden gegenüber zuerst sehr feindselig zeigt. Das ändert sich aber, sobald man sich den Leuten verständlich machen kann. Zwischen dem Annamitischen und der Sprache der Moï bestehen so tiefgehende Unterschiede, daß die erstern sich einer conventionellen Sprache bedienen, welche nur an der Grenze die Wilden verstehen. Soviel wir wissen, bedienen sich die Moï beim Zählen des Decimalsystems. Sie theilen den Tag nicht in Stunden. Wollen sie die Zeit bezeichnen, die man braucht, um von einem Ort zum andern zu gelangen, so zeigen sie nach dem Himmel und sagen, „von der Sonne an dem Ort bis zu der Sonne an jenem Ort", und wenn man länger als einen Tag braucht, „einmal, zweimal u. s. w. im Walde schlafen". Die Wohnungen der Moï sind alle gleich: ein Hauptgebäude, das 15—20 und noch mehr Menschen beherbergt, 30—40 Meter lang und 15 Meter breit ist, und auf Pfählen ruht, sodaß der Fußboden 2—3 Meter über der Erde liegt und man sich einer Leiter zum Hinaufsteigen bedienen muß. Innen, und zwar in der Mitte der Hütte, der Längsachse nach, finden sich in regelmäßigen Zwischenräumen 5—6 Feuerstellen, einfache Bambusrahmen mit Asche bedeckt, und jede Feuerstelle bezeichnet die Stätte einer Familie. Rings um das Hauptgebäude stehen etwa ein halbes Dutzend Hütten zur Aufnahme des Reis, des Geflügels, der Geräthschaften u. s. w. Das Ganze ist von einer doppelten und zuweilen selbst dreifachen lebenden Bambushecke umgeben. Um die Wohnungen tummeln sich Schweine, Hühner und Enten; ein besonderes Geschick haben die Moï in der Erzielung guter Kapaunen.

In der Familie hat der Mann seine Beschäftigungen und die Frau die ihrigen; sie genießt in hohem Grade Achtung und Ansehen. Ehebruch ist vollständig unbekannt, Vielweiberei sehr selten und von der angeblich vorkommenden Polyandrie sah Gautier kein Beispiel. Der wahre Herr im Hause ist das von Liebe und Sorge gehütete Kind, welches zu schlagen z. B. den Moï als eine Ungeheuerlichkeit erschiene. In hohem Ansehen steht bei ihnen die Höflichkeit; bei ihren Festen herrscht ruhige Heiterkeit; unter dem Einfluß des Reisbranntweins wird die Unterhaltung zwar lebhaft, aber zu Streitigkeiten kommt es nie. Wol findet sich bei den Moï Sklaverei, aber in äußerst milder Form. Gewöhnlich werden die Sklaven

Digitized by Google

als kleine Kinder gekauft und ohne Unterschied mit jenen des Herrn aufgezogen. Der Sklave kann sich verheirathen, selbst mit der Tochter seines Herrn, ohne daß er darum aufhörte Sklave zu sein. Er kann auch jederzeit verkauft werden; nur sein im Hause geborenes Kind kann dies nicht mehr, wenn es auch den Familienmitgliedern gegenüber noch immer in einer gewissen Abhängigkeit bleibt. Der Sklavenstand hat nichts Erniedrigendes; ein Sklave ist nichts als ein Gehülfe, den man sich mittels Geldes verschafft, der aber auch an dem Wohlstande seines Herrn Antheil hat. Kein Herr kann seine Sklavin zwingen, seine Concubine zu sein; ja er darf sie nicht einmal als solche benutzen, wenn sie darein willigte. Eine Tochter, welche sich verheirathet, verläßt ihre Aeltern nicht, sondern der Gatte muß in das Haus seiner Frau ziehen, wenn er nicht reich genug ist, um seinem Schwiegervater als Ersatz für die Tochter einen Sklaven zu geben. Eine Anzahl Töchter ist also für den Moï ein wahrer Reichthum.

Das Bild, welches Gautier von diesen Wilden entwirft, ist, wie man sieht, ein wahrhaft idyllisches, und wird wol nicht gänzlich ohne Mistrauen aufzunehmen sein. Stört uns daran, daß diese trefflichen Menschen in höchst primitiver Gewandung, ja die Frauen meist ganz nackt erscheinen, so misfällt uns noch mehr, daß diese Guten ihre Pfeile mit einem Gift von unerhörter Heftigkeit bestreichen, dessen Geheimniß sie sorgfältig bewahren. Auch hat Dr. Neïs bei vielen Moïstämmen andere Erfahrungen gemacht. Er fand bei ihnen Vielweiberei, nur muß bei den Thioma z. B. für jede Frau ein eigenes Hauswesen eingerichtet ist, es wäre denn, daß sie Schwestern wären, in welchem Falle ein gemeinschaftliches Hauswesen genügt. Auch pflegen mehrere Stämme nach eigenem Geständniß die Leichen der im Kriege erschlagenen Feinde aufzuessen.

Im Norden der Moï, die in eine Anzahl Stämme zerfallen — Dr. Neïs nennt uns blos unter den von ihm besuchten: die Baria, Kaokang, die La-kagnedong, Bang, Thioma, Lays, Rde, Lates, Schop — dehnt sich im Innern Hinterindiens das weite Gebiet der Laosvölker aus, welches der mittlere Mekhong bewässert. Diesen Laos sind die von den benachbarten Völkerschaften völlig verschiedenen Ktohl, dann die Töpun und die Kiray unterworfen, und im Osten bildet dieselbe namenlose Bergkette, welche das eigentliche Annam von dem Innern der Halbinsel scheidet, auch die Grenze des Laoslandes gegen jenen Theil des annamitischen Reiches, welchen man speciell als Tonkin bezeichnet. Doch greifen die Laos auch nach Tonkin herüber. Das ganze Gebiet des sehr gebirgigen Na-ham, wo mitunter intensive Kälte mit Eis und Schnee herrscht, wird nach dem französischen Missionar Pater Fiot von Laos bewohnt, mit Ausnahme weniger Dörfer, welche die Meo innehaben. Diese Meo rasiren sich den Schädel und lassen blos einen Zopf stehen wie die Chinesen, tragen sich auch wie diese, heirathen nur untereinander und huldigen dem Ahnencult. Sie unterscheiden sich von allen Umwohnern durch ihre Sitten und leben in vollkommenster Unabhängigkeit, sind aber auch weiter noch im westlichen Tonkin verbreitet. Sie sind sehr kräftig, sehr intelligent und verfertigen sich selbst die nothwendigen Werkzeuge; bauen Reis, Mais, Hirse, Lein, Bohnen, Gurken, Melonen und auch Opium, das sie theuer verkaufen, aber nur in sehr bescheidenem Maße selbst rauchen. Dagegen verstehen sie Mais-

Digitized by Google

wein zu bereiten, Rohrzucker herzustellen und Papier aus Bambusfasern zu fabriciren. Die Meo sind geriebene Handelsleute, wissen ihre Erzeugnisse sehr gut an den Mann zu bringen, verbinden aber damit eine merkwürdige Verschwendungssucht. Ihrer Sprache nach zu urtheilen hängen sie mit den Miaotse des südlichen China zusammen. Das obenerwähnte Gebiet von Na-ham liegt in dem Landstrich Tran-nigne, an der Grenze der annamitischen Provinzen Nghe-An und Thagne-Hoa, welche beide, die letztere sicherlich, zu Tonkin gehören, im Becken des Schong-Bö oder Kimtuha, des Schwarzen Flusses, der sich in den Hauptstrom Tonkins, den Hong-kiang, Song-ka oder Rothen Fluß ergießt. Die Provinz Thagne-Hoa ist durch ihre geographische Lage eine der reichsten und begünstigtsten des ganzen Reiches. Sie besitzt für die landesüblichen Boote schiffbare Gewässer, welche von den im Westen, Norden und Süden streichenden Gebirgen, dem die Ostgrenze bildenden Meere zueilen und durch zahlreiche Kanäle miteinander verbunden sind. Ihr Anblick ist ziemlich malerisch, jedenfalls weit weniger monoton als die unermeßlichen Ebenen im nördlichern Tonkin. Ein französischer Missionar schätzt ihre Bevölkerung auf etwa 1,200000 Köpfe, darunter 15000 Katholiken. Thagne-Hoa erzeugt Reis, Baumwolle, Maulbeerbäume, Zuckerrohr, Mais, Thee, Betel u. s. w., zieht seinen Hauptreichthum aber aus den hier in etwa zehnerlei Arten vorkommenden trefflichen, unverwüstlichen Bauhölzern, worunter das sogenannte Eisenholz nicht einmal an erster Stelle steht. In der Ebene und in den Thälern gedeihen alle Obstsorten Tonkins, besonders die Areca- und die Cocosnuß, vor allem aber der Zimmt, dessen Anbau auch ein königliches Monopol bildet. Die Thierwelt weicht nicht ab von der in ganz Hinterindien vorhandenen. Unter den großen Vierfüßlern bemerken wir den Elefanten, das Nashorn, den Tiger, Affen, Stachelschwein u. s. w., unter den Vögeln den Pfau, den Fasan, Papagai, Spottvogel u. dgl. Zu Kua-Bang wird ein einträglicher Sardinenfang betrieben. Im Nordwesten der Provinz, unweit vom Flusse Ma, am Rande der von den Wilden bewohnten Berge liegt Tay-Giaï, eine nach annamitischer Mode als Viereck erbaute Festung. In der Hauptstadt Thagne-Hoa sind, wie in allen annamitischen Küstenplätzen, Chinesen angesiedelt, welche sich hauptsächlich mit Elfenbeinhandel beschäftigen. Die Stadt ist die Wiege der alten Nguyendynastie und zeichnet sich aus durch die hohe Achtung, in welcher dort die chinesische Gelehrsamkeit und Gesittung stehen, was sich auch in dem feinen Anstand und den höflichen Formen der Bewohner bemerklich macht.

Das Innere von Tonkin, dessen Name auf annamitisch Dông-kigne geschrieben und ausgesprochen wird, und soviel wie „östlicher Hof" bedeutet, ist erst in dem letzten Jahrzehnt genauer bekannt geworden; bis dahin beruhte alle unsere Kenntniß von Land und Leuten, wie für ganz Annam überhaupt, in den Nachrichten, die wir den kühnen katholischen Missionaren verdanken, welche, den strengen Befehlen der annamitischen Regierung trotzend, in das festverschlossene Land einzudringen wußten. Schon vor 150 Jahren, und selbst in den gefahrvollen Jahren von 1790 bis 1825 durchzogen sie Tonkin, um nach China zu gelangen; so z. B. Le Pavec 1793—96, Dumazel 1809, Florens 1814, Brosson und d'Osimo 1817,

Digitized by Google

Msgr. Pérocheaux 1820, Msgr. Jaubert 1825 u. a. m., wie man sieht insgesammt Franzosen. Im allgemeinen ist Tonkin im Osten nahezu flach und geht gegen das Meer zu in eine weite Alluvialebene aus, welche vom System des Hongkiang oder Songka und seinen Nebenflüssen bewässert wird. Die südliche Grenze von Tonkin, welche manche in 17° 36′ nördl. Br. verlegen wollen, steht nicht fest; rechnet man die Provinz Nghe-An noch zum eigentlichen Annam, so darf etwa 19° 20′ — 19° 30′ nördl. Br. als Südgrenze Tonkins gelten. Seine Küste ist eine fortlaufende Fläche von zahlreichen Flüssen und Bächen durchschnitten. Man findet dort keine große Stadt und das sumpfige Land scheint hauptsächlich von Reisbauern und Fischern bewohnt, die den Alligator jagen, dessen Fleisch gegessen und in den Fleischbänken verkauft wird; nicht selten sieht man 5—6 dieser Ungeheuer mit geknebelten Mäulern im Hofraum eines solchen Fleischers. Der Ertrag dieser Fischerei ist ungeheuer, denn nicht nur werden die ärmern Klassen im Innern, die selten anderes Fleisch essen, damit versorgt, sondern auch noch ein starker Ueberschuß nach China ausgeführt. Diese fleißige, hart arbeitende Klasse führt ein elendes Leben, haust in ärmlichen, oft nicht einmal wasserdichten Booten, oder wenn sie ihre Fische salzen und trocknen, in Bambushütten, hat aber dabei kaum Lumpen genug, ihre Blöße zu bedecken. Ihre Haut ist gebräunt durch das fortwährende Leben in der freien Luft, ihre gewöhnliche Speise ist der Abfall von Fischen mit etwas Reis und Salz; ihre Weiber sind schmuzig und häßlich, aber sehr fruchtbar. Dennoch sind diese Fischer ein lustiges Volk, das stets lacht und singt und Hunger, Hitze, Kälte und Nässe ohne Murren erträgt. Diese Gestade werden auch häufig von chinesischen Dschunken besucht, aber Untiefen und Riffe in großer Zahl machen die Schiffahrt gefährlich, wozu noch die Teifune kommen, die mit überwältigender Stärke wüthen, sodaß man über den geringen Handel in einem Lande, das sonst durch seine Betriebsamkeit fremde Händler einladen würde, sich nicht wundern darf. Der Hong-kiang, den wir mit seinem eingebürgerten Namen Rother Fluß bezeichnen wollen, bildet ziemlich in der Mitte der tonkinesischen Küste ein weitverzweigtes, schwer praktikables Delta, nordwärts aber zieht sich der Küste entlang ein Archipel von mindestens 18 großen und bewohnten Inseln. Er ist bestrittener Grund zwischen Annamiten und Chinesen, und Vagabunden beider Völker, meist der Seeräuberei ergeben, finden hier eine Zuflucht. Beide Regierungen haben von Zeit zu Zeit Geschwader von Kriegsbooten hingesandt, um die Ansiedelungen der Piraten zu vernichten, doch ohne besondern Erfolg. An einigen dieser Inseln sollen Perlmuscheln gefunden werden, und viele Boote kommen in der schönen Jahreszeit dahin, um danach zu tauchen.

Der wichtigste Strom Tonkins ist der gleich den meisten übrigen Flüssen des Landes in südöstlicher Richtung fließende Rothe Fluß, welcher aus der an Tonkin im Nordwesten angrenzenden chinesischen Provinz Yün-nan, einem noch ungenügend erforschten, aber ungemein metallreichen Berglande, hervorbricht. Den Chinesen ist die Existenz des Rothen Flusses nachweislich mindestens seit dem Jahre 1320 bekannt, aber die Jesuiten waren die ersten Europäer, welche den Lauf des Stromes aufnahmen von seiner Quelle an bis an die Grenzen Tonkins. Es geschah dies in den Jahren 1708—18. Gestützt auf diese Daten war Pater de Mailla

Digitized by Google

der erste Europäer, welcher 1732 den Stromlauf, wenn auch sehr ungenau, bis zum Golf von Tonkin verzeichnete. Ihm folgte 1790—97 der Pater Le Pavec, welcher zuerst das Thal des Rothen Flusses von Hanoï an bis nach Yün-nan hinaufwanderte und eine Beschreibung desselben veröffentlichte. Erst 1867 waren Doudart de Lagrée und Francis Garnier in der Lage, die Aufnahmen der französischen Jesuiten, südlich von Yuen-kiang auf einer Strecke von etwa 30 Meilen zu rectificiren. Francis Garnier war es auch, welcher zuerst in dem Rothen Flusse die vielgesuchte Wasserstraße nach Yün-nan vermuthete, wozu der Mekhong sich als unbrauchbar erwiesen hatte. Um diese wichtige Frage ins Reine zu bringen, entschloß sich die pariser Geographische Gesellschaft 1872, ihren Reservefonds von 10000 Frs. einem muthigen Reisenden zur Verfügung zu stellen, der in das damals noch so fest verschlossene Tonkin eindringen und den Rothen Fluß erforschen würde. Dieser schwierigen und gefahrvollen Aufgabe unterzog sich Lieutenant Delaporte, ein früheres Mitglied der Mekhongexpedition, welcher auch in der That schon im November 1872 in Saigon sich befand. Gleichzeitig war aber auch die französische Kriegscorvette Le Bourayne unter Kapitän Senez mit Küstenaufnahmen im Golf von Tonkin beschäftigt, und die Offiziere dieses Schiffes unternahmen durch den Nordarm des Rothen Flusses eine Bootfahrt, die sie dann durch einen Kanal nach der Hauptstadt Tonkins, nach Hanoï oder Kescho, führte. Ehe aber noch Delaporte Gelegenheit erhielt, seine Absichten auszuführen, hatte das Problem von anderer Seite seine Lösung gefunden. Ein französischer Kaufmann, Jean Dupuis, der in den Jahren 1860—68 China nach den verschiedensten Richtungen bereist hatte und von den Mitgliedern der Mekhongexpedition, die ihn in Yün-nan trafen, vom Stande der Dinge unterrichtet worden war, machte sich sofort selbständig ans Werk und erforschte den wichtigen Stromlauf in den Jahren 1870 und 1871 auf chinesischem Gebiet und in Obertonkin; 1872 fuhr er dann den Fluß bergan von der Mündung bis zur Stadt Mang-hao in Yün-nan, wo der Rothe Fluß aufhört schiffbar zu sein. Endlich 1873 legte er die Thalfahrt auf demselben zurück und constatirte die Schiffbarkeit dieser Wasserstraße zu allen Jahreszeiten. Jean Dupuis ist somit der wahre Erforscher des Rothen Flusses. Die in den Jahren 1875—76 vorgenommene Untersuchung des Grafen Jumeau de Kergaradec hat nichts weiter als eine völlige Bestätigung der Forschung Dupuis' ergeben.

Danach betritt der Rothe Fluß bei dem Grenzorte Lao-kai das annamitische Gebiet in Tonkin, strömt südöstlich durch das Land, bespült die wichtigen Plätze Hung-Hoa und Sontay, läßt aber die Hauptstadt Hanoï in der Gabel zweier Arme liegen, in welche er sich ein wenig oberhalb spaltet, und von welchen aus er Nebenzweige nach Osten entsendet, mit denen zusammen er ein mächtiges Delta bildet, dessen einzelne Aeste durch zahlreiche Kanäle miteinander verbunden sind. Bei Hanoï ist der Rothe Fluß 1000—1500 Meter breit, seine Tiefe beträgt aber blos 5 Meter. Oberhalb der Stadt, bei der Einmündung des nach Hai-Dzuong führenden Armes, ist dieselbe 6—10 Meter tief bei 500 Meter Breite. Das Wasser ist dick und wie auf seinem ganzen Laufe von röthlicher Färbung, was seinen Namen erklärt. Das Delta selbst ist ein mächtiges Alluvialdepot von Detritus,

Digitized by Google

welches der Strom bei Hochwasser mit sich führt, und die Ufer sind so niedrig, daß man nur mit Mühe die Mündungen erkennt; zudem machen noch zahlreiche Untiefen das Einlaufen gefährlich. Es sind drei Hauptmündungen vorhanden, von welchen die nördlichste, Kua-Kam genannt, die tiefste ist und Fahrzeugen von 4—5 Meter Tiefgang Einlaß gestattet; die südlichste, Kua-Dai, ist für Schiffe von mehr als 3 Meter Tiefgang unzugänglich. An den Ufern dieser Arme und Kanäle stehen zahlreiche Dörfer und einige der wichtigsten Städte Tonkins. An einer Abzweigung des Kua-Kam finden wir den befestigten Platz Kwang-Yen, ihm gegenüber Haï-phong, einen Hafen neuerer Schöpfung, der fast den ganzen Handel Tonkins vereinigt; am Kua-Thai-Bigne, dem südwärts nächstfolgenden Mündungsarme, das schon genannte Hai-Dzuong, Hauptstadt einer gleichnamigen Provinz, eine der bedeutendsten Städte Tonkins und gleichfalls mit einer Citadelle versehen. Von diesem Arm führt der Kanal Song-Schi nach dem Bo-De oder Kua-Ba-La-Dong durch die Provinz Bac-Nigne, deren gleichnamige Hauptstadt nördlich von dem genannten Kanal in schöner hügeliger Gegend liegt. Bac-Nigne zählt etwa 5—600 Häuser und besitzt eine Citadelle, die aber von mehrern umliegenden Hügeln beherrscht wird. Ein kurzer Landweg führt von da nach der 130 Kilometer vom Meere entfernten tonkinesischen Hauptstadt Hanoï. Auch diese erfreut sich einer sehr schönen Lage, nimmt über 20 Hektar ein und erhebt sich terrassenförmig an den Ufern des Rothen Flusses, während ihre Citadelle im Norden sich in einem großen See spiegelt. Die Einwohnerzahl, in der das weibliche Geschlecht stark zu überwiegen scheint, schätzt man sehr verschieden, zwischen 50000 und 500000! Doch dürften 150—200000 Tonkinesen und 3000 Chinesen annähernd das Richtige sein. Die Straßen sind breit, nicht gepflastert, bei Regen also sehr kothig, aber doch stellenweise von hübschen Häusern aus Ziegelbau eingesäumt; die Mehrzahl der Wohnungen besteht freilich aus Bambushütten. Bambuserzeugnisse spielen auch eine große Rolle in den wohlgefüllten Kaufläden, desgleichen Seiden- und Baumwollstoffe, Artikel aus Zinn, Schachteln, lackirt und reich bemalt, grobe Töpferwaare und chinesisches Porzellan. Nahrungsmittel aller Art stehen sehr billig im Preise; dennoch bildet Reis das Hauptnahrungsmittel der Tonkinesen, welche sich indeß dabei nicht schlecht befinden. Die Frauen in Hanoï sind im allgemeinen hübsch und würden ohne das häßliche Betelkauen noch besser aussehen. Südlich von Hanoï liegen im Delta, welches gut mit Mais, Zuckerrohr, süßen Bataten u. dgl. bebaut, auch mit wohlhabenden Leuten bevölkert ist, die wichtigen Plätze Nam-Digne und Nigne-Bigne. Ersterer, dessen Einwohnerzahl man auf 40000 schätzt, bildet das Centrum des Ackerbaues. Der Strom befruchtet durch seine periodischen Ueberschwemmungen die Reisfelder; nach einem strengen Winter in Yün-nan ergießt er eine bedeutende Wassermasse, obgleich er eigentlich nicht größer ist als unsere Oder. In seinem Oberlaufe führt er zahlreiche Goldtheilchen, und Tausende von Menschen sind beschäftigt, sie zu sammeln. Auch Eisen und Blei kommen auf dem Rothen Flusse herab. Zwischen den Orten Manghao und Lao-kai liegen nämlich auf chinesischem Gebiete Bergwerksdistricte, deren Ausbeutung eines hohen Aufschwunges fähig ist. Im Flusse selbst stößt man ferner auf reiche Ansammlungen von Magneteisenstein; die Felsen am Ufer

Digitized by Google

führen 35—38 Proc. dieses Minerals. Kupfer-, zink- und silberhaltige Bleiglanzminen sind in der Nähe vorhanden; bei Lao-kai endlich kommt herrlicher Bergkrystall vor, wovon Dupuis 1872 prachtvolle Proben nach Europa gebracht hat. Die Anzahl der in den Rothen Fluß einmündenden Nebengewässer ist beträchtlich, die wichtigsten darunter sind der schon einmal erwähnte Schwarze Fluß auf dem rechten, der Tsin und der Nansy auf dem linken Ufer, welche theilweise als Grenze gegen Yün-nan dienen. Außerdem gibt es noch eine Unzahl Zuflüsse, die aber zumeist den Charakter von reißenden Gießbächen tragen.

In Tonkin, wie in ganz Annam herrscht während der trockenen Jahreszeit, die von November bis April dauert, Nordostwind, in der Regenzeit, von Mai bis November, Südostwind; beide Jahreszeiten wechseln rasch und in den Uebergangszeiten ist die Gesundheit der Europäer am stärksten gefährdet; selbst die Eingeborenen werden stark von Krankheiten befallen. Der Boden im Schwemmlande ist ungemein feucht und in den Sumpfgegenden sind die Wechselfieber so gefährlich, daß der zweite Anfall mitunter schon tödlich wird. Den Europäern ist die äußerste Mäßigkeit zu empfehlen, Trinkwasser ist gefährlich und nur filtrirt oder gekocht als Thee zu gebrauchen. Der Typhus wirkt endemisch in den Sumpfgebieten, die Cholera tritt wiederholt plötzlich auf. Viele Europäer leiden nach wenigen Monaten des Aufenthalts an Blutarmuth, die häufig zu Fieber, Ruhr u. s. w. führt und dann tödlich wird. Die Ruhr in allen Formen sucht den Europäer schrecklich heim; bei einer stärkern Anstrengung oder bei einfachen Erkältungen treten heftige Koliken ein, die Abmagerung erfolgt rasch und die Kranken sterben an Erschöpfung. Die „cochinchinesische Diarrhöe", die auch in Tonkin und Annam häufig ist, wird besonders blutarmen Europäern gefährlich. Sonnenstich kommt in Tonkin häufig vor, ebenso oft gefährliche Luftröhrenentzündungen. Leberleiden in allen Gestalten sind, wie in allen heißen Gegenden, an der Tagesordnung; in Tonkin herrschen auch Augenkrankheiten allgemein und haben einen ähnlichen Verlauf wie in Aegypten. Ebenso sind Geschwüre an den Beinen, die sich sehr schwer schließen, verbreitet. Wenn die Ueberschwemmungen aufhören, treten in dem Flußdelta Sumpffieber auf. Gesünder gestaltet sich natürlich das höher gelegene Land, die Region der Wälder und Berge, letztere 1000—1500 Meter hoch. Doch ist dieser Theil bei weitem weniger bevölkert und auch weniger reich.

Die verschiedenen Völker Tonkins bieten in physischer wie in moralischer Beziehung große Abweichungen dar. Es ist ja durchaus nicht ein Volk, welches Tonkin bewohnt. In den Ebenen sitzen Annamiten, welche als Beherrscher des Landes eingedrungen sind, und Tonkinesen, die das Gros der Bevölkerung bilden. Sie sind ein von den Annamiten verschiedenes Volk, haben nach Dupuis einen weit entwickeltern Sinn für das Geschäft wie jene, sind auch thätiger und handeln mit allem. Sie lieben den Geldgewinn, sind aber ebenso eifrig dabei, ihn durchzubringen, als ihn zu erwerben, und an den nächsten Tag zu denken ist nicht ihre Sache. Der Tonkinese ist verschwenderisch, ist ein großes sorgloses Kind und ein Freund von Spektakel, Lustbarkeiten und Festen; für prunkhafte Ceremonien und Leichenbegängnisse ist ihm keine Summe zu hoch. Sonst ist sein Charakter dem des Chinesen ähnlich, welcher freilich mehr an die Zukunft denkt und seinen Ver-

Digitized by Google

dienst nicht so unsinnig von sich wirft. Die Tonkinesen lieben es, bei ihren Freunden zu speisen, und bei Tafel verhandeln sie gewöhnlich ihre Angelegenheiten. Von Natur sind sie heiter, wunderbar beweglich und ungewöhnlich gewandt, dabei offenherzig und weit entfernt von der Schurkerei ihrer Nachbarn, der Annamiten. Das alles macht sie dem Europäer sympathisch und zu dem angenehmsten Volke des fernen Ostens; auch hat das Christenthum bei ihnen Eingang gefunden, und die Zahl der tonkinesischen Christen beträgt 420000. Was das Aeußere der Tonkinesen betrifft, so ist ihre Nase weniger platt als die der Chinesen, und die Backen springen weniger vor. Ihre Glieder sind etwas schwach, der Bart spärlich, die Gesichtshaut olivenfarbig. Die Männer sind vielleicht von etwas zu vierschrötiger Gestalt, die Frauen etwas zu rundlich; aber sie ersetzen diese Mängel durch stattliches Aussehen, feine Haut und schöne schwarze Augen unter dichten Brauen. Die pechschwarzen Haare werden nie verschnitten, sondern man läßt sie so lange wachsen, als es nur geht, faßt sie hinten am Kopfe zu einem Chignon zusammen und befestigt sie dort mit einer Spange. Der Wuchs ist meist eher klein als groß. Charakteristisch ist für sie die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit Geschenke auszutauschen; man darf gar nicht daran denken, sich irgendwo sehen zu lassen, ohne vorher oder nachher eine Gabe zu übermitteln. Im Gegensatze zu Annamiten und Chinesen ist der Tonkinese eifrig auf fremde Erzeugnisse aus. Allgemein ist endlich die Sitte des Betelkauens. Die ganze Bevölkerung lebt in größern oder kleinern Dörfern, welche Bambuszäune umgeben; auch die Häuser darin bestehen aus Holz, oder mit Lehm beworfenem Bambus und sind mit Stroh, bei Reichern mit Ziegeln gedeckt. Meist wohnen darin Bauern, in manchen Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Weber, Bretschneider u. s. w. Die Bauern sind zweifellos der gesündeste und sittlichste Theil der Bevölkerung, während die dem Opium und allerlei Ausschweifungen ergebenen Beamten das Volk nur unterdrücken und aussaugen. Freilich sind diese zum größten Theil Annamiten, gegen welche die Tonkinesen von Haß erfüllt sind.

In den Gebirgen wohnen wieder andere Menschen als die Tonkinesen der Ebene, Menschen von lichterer Hautfarbe, höherm Wuchse und einfacherm Charakter. Mehrere Stämme unter ihnen sind Nomaden; sie unterhalten weder Ochsen noch Büffel zur Bebauung der Felder; sie errichten ihre Wohnsitze auf kleinen Bergen, inmitten der Wälder, welche sie niederhauen und rings um ihre Wohnungen herum verbrennen; in die Asche säen sie Reis und andere ihnen zur Nahrung dienende Gewächse. Ist der Boden erschöpft, oder setzen ihnen Gras oder Holz allzu großen Widerstand entgegen, so verlassen sie ihre Hütten, nehmen ihre Habseligkeiten auf den Rücken und suchen sich anderswo einen günstigern Boden. Auf solche Weise leben die sieben großen Familien, aus welchen das Xavolk besteht, das wahrscheinlich aus Laos stammt. Die sehr zahlreichen Muong, unter denen 5—6000 Katholiken und eine Art Adel vorhanden sind, nämlich die Kaste der „Lang", die an der Spitze der verschiedenen Stämme steht und nach Erbrecht von Vater auf Sohn die Regierung führt, wandern auch aus, aber nur zur Zeit einer Hungersnoth oder eines Krieges. Ihre Mundart ist, wie man sagt, ein fast ganz der annamitischen Sprache entstammendes Kauderwelsch, sie sprechen es aber

Digitized by Google

auf eine so eigenthümliche Weise aus, daß die Annamiten es nicht verstehen, während die meisten Muong zur Noth das Annamitische verstehen und sprechen. Viel Verlaß ist indeß auf diese linguistischen Angaben nicht, die meisten Bergvölker reden eben eigene Mundarten. Dies gilt auch von den Thi, welche angeblich die eigentlichen Ureinwohner des Landes sind, und von den Nong, chinesischen Bergbewohnern, welche sich im Norden der an China grenzenden Striche Tonkins niedergelassen haben. Alle diese verschiedenen Stämme sind fast durchweg Heiden. Manche Forscher halten diese Völker, ganz besonders die Muong, für die Aboriginerrasse, aus welcher die Annamiten hervorgegangen sind. Letztere wären dann durch Aufnahme chinesischen Blutes und chinesischer Gesittung wesentlich modificirt worden. Nach Dr. Harmand nähern sich dagegen die Muong und Genossen weit eher den Eingeborenen des Massivs von Attopö in Siam, welche den Annamiten sehr fern stehen. Harmand glaubt bei den Annamiten auch an einen starken malaiischen Einfluß. Endgültiges steht aber nach keiner Richtung noch fest. Auch über die Bevölkerungsmenge Tonkins gehen die Angaben weit auseinander. Der apostolische Vicar Retord bezifferte sie mit 18 Mill. und F. Romanet de Caillaud, dem wir eine sehr fleißige Arbeit über Tonkin verdanken, läßt sie zwischen 15—20 Mill. schwanken. Nach Dutreuil de Rhins beträgt aber die Bevölkerung Tonkins, das zweimal so groß ist wie das übrige Annam, blos etwa 10 Mill. Einwohner.

Nächst Korea hat Tonkin sein Ausschließungssystem gegen Fremde am längsten aufrecht erhalten; denn die annamitische Regierung, welche sich das Land erst seit 1802 unterworfen hat, wünschte Tonkin in Vergessenheit zu begraben und vor der Neugier der Europäer zu schützen. Deshalb ließ sie auch keine Küstenaufnahmen im Golf von Tonkin veranstalten, der erst in neuester Zeit durch die obenerwähnten Unternehmungen der Franzosen genauer bekannt geworden ist. Im Norden ist Tonkin von dem chinesischen Nachbargebiete durch die große Gebirgskette von Yün-nan, dann aber durch den Nangan-kiang geschieden, und 32 Kilometer südlich und westlich von diesem Flusse ist neutraler Boden, den weder China noch Annam für sich in Anspruch nehmen, da es in Ostasien Gebrauch ist, überall dort, wo zwei Länder nicht durch das Meer oder eine Wüste getrennt sind, einen gewissen Zwischenraum als wildes Waldland liegen zu lassen. Hier ist derselbe in der That an vielen Stellen eine undurchdringliche Wildniß. So haben denn die Chinesen den ganzen Raum, wo ihre Provinz Kwang-si im Südosten an Tonkin stößt, im Besitze der Ureinwohner und herumstreifender Abenteurer — wir werden sie später noch kennen lernen — gelassen, und um die Scheidung noch mehr zu sichern, an der Grenze Forts angelegt, in denen sie kleine Garnisonen erhalten. Die annamitischen Behörden in Tonkin haben ihrerseits strengen Befehl von ihrer Regierung, den Verkehr zwischen beiden Reichen zu hindern und dem Anwachsen der Bevölkerung in dem fruchtbaren Landstriche, der an China grenzt, Einhalt zu thun. Nach dem Nangan-kiang springt die Grenze zwischen Tonkin und Kwang-si auf eine Strecke von 160 Kilometer auf eine Bergkette über, und hier finden sich auf chinesischer Seite acht blühende Städte und Festungen, während auf dem tonkinesischen Gebiete völlige Wildniß ist. Die Sümpfe hier

Digitized by Google

hauchen tödlichen Dunst aus, und manches chinesische Heer hat in diesen pesterfüllten Dschungeln ein frühzeitiges Grab gefunden. Selbst die Grenzgebirge am Westende von Kwang-si, welche kostbare Metalle führen, werden im ungestörten Besitze eines Laosstammes gelassen, der gegen gewisse Procente, welche er an die Mandarinen beider Länder entrichtet, die Minen ausbeutet.

Trotz dieses gegenseitigen Absperrungssystems sind doch beide Reiche, China und Annam, durch ein wichtiges Band, das Lehnsband, verknüpft; denn Annam ist China tributpflichtig, sein König, wenn auch blos der Form nach, ein Vasall des Kaisers zu Peking. Im übrigen ist die Regierung von Annam, dessen staatlichen Verhältnissen wir uns nunmehr zuwenden müssen, unumschränkt in dem Sinne, daß die ganze Gewalt in der Person des Königs vereinigt ist und von ihm ausgeht; in der Theorie ist sie aber keine Willkürherrschaft, da die Ausübung der Staatsgewalt durch Gesetze geregelt ist. Der Monarch hat seinen geheimen Rath; er besitzt ferner ein Ministerium der peinlichen Rechtspflege, ein Ministerium der bürgerlichen Rechtspflege, ein Kriegsministerium, ein Ministerium für religiöse und doctrinelle Fragen (also ein Cultusministerium), ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dann ein Ministerium der innern Angelegenheiten und der auswärtigen Beziehungen. Der letztere Minister, den die Europäer am öftersten Gelegenheit haben kennen zu lernen, führt den Titel „Tuong-bak". Sein Gehalt, wie wol auch der seiner Collegen, beträgt freilich blos 1800 Frs. jährlich, allein durch verschiedene Nebensporteln wissen sie alle zu großem Wohlstande zu gelangen. Es gilt daher die allgemeine Regel, daß ein Würdenträger, welcher längere Zeit einen Posten einnimmt, wegen Erpressung verklagt und gestürzt wird. Die Anklage ist immer begründet; denn das Aussaugen der Bevölkerung ist allgemeine Gepflogenheit in einem Lande, wo der Diebstahl nicht entehrt. Diese Minister sind nun die eigentlichen Herrscher in Annam; der König selbst hat wenig zu sagen; er ist der Sklave seiner angeblich allmächtigen Stellung. An dem traurigen Königshofe zu Hue herrscht als souveräne Gebieterin die chinesische Etikette, worin alles, selbst die geringste Geberde vorgesehen ist, und welche die Annamiten noch übertreiben. Der Monarch lebt in seinem Palast völlig abgeschlossen von der Außenwelt, umgeben von seinen Frauen und bedient von Weibern, welche seine Ehrengarde bilden. Gleich dem Kaiser von China ist er für sein Volk völlig unsichtbar. Nur am ersten Tage des der Erde geweihten Opferfestes zeigt er sich, wenn man dies zeigen nennen kann; denn ein ganzes Heer dient als königliche Escorte und entzieht ihn den Blicken der neugierigen Menge. So ist es auch so oft der König ausgeht; außerdem verkünden Tamtamschläge sein Nahen, bei welchem Zeichen alle Hütten sich schließen, alle „Sampan", d. h. landesüblichen Barken, die Flucht ergreifen. Auch die fremden Gesandten, welchen Privataudienzen der annamitischen Majestät gewährt werden müssen, dürfen sich kaum rühmen, dieselbe wirklich gesehen zu haben; denn der König hält sich im Hintergrunde einer niedrigen und düstern Behausung auf, zwei lange Reihen Mandarinen bilden Spalier bis zu den Gesandten, die man möglichst ungünstig zu placiren trachtet; auch dauert die ganze Audienz nur wenige kurze Augenblicke, gerade die nöthige Zeit, um die schon

Digitized by Google

zuvor vereinbarten Höflichkeitsphrasen auszutauschen. Die annamitische Diplomatie, soweit sie im Verkehr mit den Europäern sich gezeigt hat, ist arglistig und spitzbübisch, gewunden, voll Widersprüche und Einschränkungen, immer unentschieden; mit Versprechungen treibt sie ein leichtfertiges Spiel, heute gewährend, morgen widerrufend; nur Drohungen weicht sie, deren Ausführung ihr bevorstehend erscheint, und dann noch, ist die Gefahr vorüber, findet sie Mittel, auf gemachte Concessionen zurückzukommen, um zu versuchen, sie in schlauer Weise illusorisch zu machen.

Das Kriegsministerium umfaßt die Dienste der Marine und des Heeres. Ueber letzteres weiß man nur wenig Zuverlässiges. Nach den Angaben des Vicar Retord, welche freilich nicht neuern Datums sind, besteht dasselbe aus etwa 200000 Mann, von denen 40000 ihr Standquartier in der Hauptstadt haben; der Rest ist in den Provinzen zerstreut. Diese Zahlen sind aber gewiß übertrieben. Graf de Warren schätzt die Armee auf 150000 Mann, und auch dies scheint nur glaubhaft, wenn darunter die Hülfsvölker und regellosen Banden der Laos und anderer mitgezählt werden. Das Heer zerfällt angeblich in 6 Corps von je 25000 Mann. Das erste davon ist die kaiserliche Garde und wie die übrigen in 5 Regimenter, jedes zu 12 Compagnien, eingetheilt. Die militärische Tüchtigkeit dieser Truppen ist, wie sich in den Kämpfen mit den Franzosen herausgestellt hat, eine sehr geringe. Einem ernsten Angriff halten sie nicht Stand, nur in gewaltiger Uebermacht vermögen sie, und dann meist nur durch Ueberrumpelung, erfolgreich zu wirken. Prügel, die ein jeder höherer dem untergebenen Offizier zubilligen darf, sind das Universalmittel zur Begründung des Mannszucht. Die Bewaffnung ist nur bei der Garde erträglich, doch gab es früher einheimische Stückgießereien, deren Erzeugnisse von Crawfurd höchlich belobt wurden. Dies ist aber 60 Jahre her, denn Crawfurd war in Annam im Jahre 1823. Von der Cavalerie und ihrem Werthe kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man aus neuern Schilderungen vernimmt, daß beim Exerciren Attaken stets nur im kurzen Trab ausgeführt werden! Das Interessanteste ist das Exerciren der Elefanten, welche, in die Mitte der feindlichen Schlachthaufen gestürzt, Schrecken und Verwirrung verbreiten sollen. Von europäischer Taktik haben die annamitischen Truppen keine Idee; ihre ganze Kriegführung hat einen durchaus asiatischen Zuschnitt und ist auch nur einem asiatischen Gegner gewachsen.

Ebenso kläglich ist es mit der Verwaltung bestellt. In sämtlichen Hauptorten haben gewöhnlich vier Großmandarinen ihren Sitz: der Generalmandarin oder Statthalter der Provinz, der Vorstand der peinlichen Rechtspflege, der Befehlshaber der Truppendivision (5000 Mann) und ein Großmeister der chinesischen Schriftzeichen. Jeder District hat drei Mandarinen untergeordneter Grade: einen Richter für die bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten, einen Hauptmann mit 3—400 Soldaten, und einen Lehrer der chinesischen Sprache. In einem Bezirke gibt es zwei Mandarinen, deren einer alle richterlichen, fiscalischen und administrativen Verrichtungen besorgt, während der andere den Vorsitz bei der Studiendirection führt. Alle diese Beamten haben ihre Unterbeamten, Commis, Schriftführer u. dgl. Die Schriftgelehrten ertheilen unentgeltlich Unterricht allen denen,

Digitized by Google

welche ihren Lehren folgen wollen; sie werden vom Monarchen, wie alle andern Staatsbeamten besoldet; dies ist die annamitische Universität, sie wird aber weit weniger besucht als die Privatschulen. Zu Beförderungen gelangt man fast nur durch Cabalen und mittels starker Geldgeschenke an die verschiedenen Minister, welche dann die Dinge so einrichten, daß ihre Schützlinge diese oder jene Stelle erhalten. Um Mandarin zu werden, muß man mindestens den Grad eines Licentiaten der chinesischen Literatur erlangt haben, denn das Chinesische ist die gelehrte wie die amtliche Sprache der Regierung und aller zur schriftlichen Verhandlung kommenden Angelegenheiten. Im Umgange spricht aber niemand das Chinesische.

Literarische Grade gibt es es drei: das „Tu-tai" oder Baccalaureat, das „Hüong-kü" oder Licentiat und das „Tien-si" oder Doctorat. Zu den beiden ersten Graden gelangt man nur durch einen allgemeinen Concurs, welcher alle drei Jahre in den verschiedenen Provinzen eröffnet wird; um den dritten Grad zu erlangen, müssen sich sämmtliche Licentiaten zu gewissen Zeiten einer letzten Prüfung in der Hauptstadt unterziehen. Unter den 5—6000 Bewerbern, welche sich zu den allgemeinen Prüfungen in den Provinzen drängen, können kaum hundert auf die Ehre des Erfolges hoffen. Und dennoch sind diese Graduirten keine Wundermenschen. Ihr Gedächtniß ist mit Texten vollgepfropft. Sie können chinesische Schriftzeichen lesen und zeichnen, über den nächstbesten Gegenstand in Prosa oder in Versen wortreiche Phrasen drechseln; von eigentlicher Wissenschaft aber verstehen sie kein Wort. Der Unterricht ist übrigens vollkommen frei. Jeder hat das Recht eine Schule überall zu errichten, wo er Zöglinge zu finden hoffen kann; er braucht dazu weder Zeugnisse noch sonst eine obrigkeitliche Ermächtigung. Ebenso studirt jeder, wo er will und was er will, und bei der Zulassung zu den allgemeinen Prüfungen, bei der Verleihung der Grade, wenn er den Preis davongetragen, fragt man nicht nach den Lehrern, bei welchen er Unterricht genommen. In Annam studiren mehr oder weniger allein die Männer; es gibt wenige, die nicht lesen und schreiben können. Unter den Weibern beschäftigen sich blos die Töchter der Mandarinen und der Reichen einigermaßen mit der Literatur. Im allgemeinen hält man das Studium nur für nützlich, um Aemter zu erlangen. Mit der Verleihung der literarischen Grade, die durch ein besonderes Diplom geschieht, ist das Geschenk eines Feierkleides oder einer Feiermütze verbunden, welche der König jedem der Neugraduirten einhändigen läßt. Was die bei den Concursen durchgefallenen Gelehrten betrifft, so werden sie von dem Volke zu Vorständen oder Untervorständen eines Cantons, zu Schulzen oder Gemeindeschreibern ernannt; sie besitzen den Mandarinentitel nicht, weil sie von dem Monarchen weder erkürt noch besoldet werden. Dessenungeachtet müssen sie um Bestätigung bei den Provinzstatthaltern nachsuchen, welche dann die Wahl ihrer Mitbürger durch ein Diplom legalisiren. Sie sind die Vertreter des Volkes bei den Mandarinen für die örtlichen Angelegenheiten; sie erheben die Steuern und Abgaben, welche in die Kasse des Hauptortes abzuliefern sind.

Außer den allgemeinen Gesetzen, welche für das ganze Reich die gleichen sind, außer dem geschilderten Verwaltungssystem hat jede Gemeinde, jeder Flecken noch seine besondern Verordnungen und Gebräuche, eine Art innerer Regierung, in

Digitized by Google

welche die Mandarinen sich nicht zu mischen haben. In Annam ist die Bevölkerung in mehr oder minder beträchtliche Dorfschaften vereinigt. Man sieht keine vereinzelt stehenden Häuser, keine da und dort auf offenem Felde zerstreut umherliegenden Bauerhöfe wie in Europa. Die annamitischen Ortschaften sind wie die tonkinesischen mit hohen und starken Bambushecken umgeben, haben fast alle Thore, die nachts geschlossen und von vier oder fünf Männern bewacht werden, die in den Feldern die Runde machen, um Diebe abzuhalten. Jeder Ort bildet daher gewissermaßen eine kleine Republik, welche ihre Vorstände, ihre eigenen Gebräuche, Sitten und Freiheiten, sowie ihre besondere Verwaltung hat. Der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Ackerbauern, doch gibt es auch große schwimmende Dörfer auf Flößen oder am Meeresufer; diese leben vom Fischfang. Ferner trifft man Dorfschaften, deren sämmtliche Einwohner Handelsleute, Schreiner, Zimmerleute, Schmiede u. s. w. sind; der Flecken bildet gleichsam eine einzige Werkstätte eines und desselben Gewerbes. Daher rührt die große Charakterverschiedenheit, die man oft unter den einzelnen Ortschaften wahrnimmt. Gewisse Theile der Bevölkerung legen große Ehrlichkeit und Einfachheit an den Tag; andere sind durchaus verdorben. Die beste Klasse ist die der Ackerbauer, die schlimmste die der Mandarine. Wein, Spiel, Opium, Schauspiel, Musik und Schlemmerei bilden ihren Hauptzeitvertreib. Ihre einzige Sorge ist darauf gerichtet, den Fürsten zu hintergehen, um Gunstbezeigungen zu erlangen, das Volk zu unterdrücken, um es auszusaugen, die Gerechtigkeit zu verkaufen, um sich auf Kosten der Unglücklichen zu bereichern. Natürlich fehlt es auch in dieser Klasse nicht an ehrenwerthen Ausnahmen; allein sie sind sehr selten, und das Beispiel, welches der König und sein Hof geben, ist nicht geeignet, den Staatsbeamten Liebe zur Tugend einzuflößen. Kurz, die Staatseinrichtungen sind in der Theorie zwar ziemlich gut, die Männer der Regierung in der Praxis aber abscheulich. Dr. Auvray versichert uns, das Elend sei allgemein, und es sei ein wahrer Jammer, zu hören, wie den Menschen im Winter unter ihrem Strohmantel, ihrem einzigen Kleidungsstück, vor Frost die Zähne klappern; es sei auch nicht selten, Menschen leblos an Straßengräben liegen zu sehen; sie seien buchstäblich an Elend und Hunger umgekommen; denn trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, trotz ihrer unglaublichen Genügsamkeit, würden sie oft von grausamen Hungersnöthen heimgesucht.

Die Annamiten besitzen neben anerkennenswerthen Tugenden auch große Fehler; sie sind lügnerisch, verschlagen und verdorben. Unter ihren Tugenden glänzen Sanftmuth und Mitleid für die Unglücklichen; auch ist der Annamit dankbar gegen seine Wohlthäter, gelehrig und unterthänig, wenn man ihn gütig behandelt. Wißbegierig und mit einem guten Gedächtniß begabt, begreift er schnell alles, worin man ihn unterweist. Unbeständig und leichtsinnig, ist er doch selten verstockt; rachsüchtig, verzeiht er doch bei der mindesten Genugthuung; in Unglücksfällen und Krankheiten ist er äußerst geduldig. Er versteht, fast ohne Werkzeuge, kleine sehr zarte Arbeiten zu verfertigen, und ist im Stande, ohne Meister jedwedes Gewerbe zu erlernen. Obschon ehrgeizig und nach Reichthum lüstern, weiß er manchmal bis zur Verschwendung freigebig zu sein, und ergibt sich in die Armuth ohne

Digitized by Google

Murren wie ohne Scham. Seine Nüchternheit ist staunenswerth. Reis, das Hauptnahrungsmittel, dient ihm statt Brot, und Dinge, die uns Abscheu bereiten, verzehrt er ohne Anstand. Wasser, über Thee oder andere aromatische Blätter abgegossen, ist sein einziges Getränk. Die Annamiten besitzen umfassenden Handelssinn und handeln mit allem. Messen und Märkte haben sie in Menge, allein ihre Handelsverbindungen beschränken sich auf das Innere; es ist verboten, das Reich zu verlassen, um im Auslande Handel zu treiben, und unter allen fremden Völkern haben blos die Chinesen und seit neuerer Zeit an gewissen Plätzen die Franzosen das Recht, des Tauschhandels halber ins Land zu kommen. Es gibt wenig große Kapitalisten, keine Associationen, keine Handelsversicherungen, keinen Schutz, keine Aufmunterung für den Gewerbfleiß seitens der Regierung. Trotz ihrer uralten Cultur sind die Annamiten hinter andern Völkern, nicht am wenigsten hinter den Chinesen, ihren Lehrmeistern, zurückgeblieben. Von diesen sind ihnen alle Culturschätze zugekommen, auch die Religionen, deren wir in Annam wie in China verschiedene finden. Obenan steht die Lehre des chinesischen Weisen Konfu-tse, für den sich wiederum wie in China fast nur die officielle und gelehrte Welt interessirt. Verbreiteter ist der Buddhismus, doch steht er durch kein äußeres oder hierarchisches Band mit dem chinesischen, indischen oder tibetanischen in Verbindung, und übt keinen Einfluß auf die Sitten des Landes, das gegen die buddhistische Lehre vollkommen gleichgültig ist. Von den Büchern, welche diese Lehre enthalten, haben nur die Bonzen Kenntniß; das gemeine Volk machen sie weder mit deren Sinn noch mit deren Principien bekannt. Der in Annam am meisten in Ehren gehaltene Cult ist der der Schutzgeister; jedes Dorf hat seinen Geist, jeder Geist seinen Tempel. Dieser Cultus hat keine Einheit, keine allgemeine Regel. Jedes Dorf folgt hierin seinen althergebrachten Gewohnheiten. Daneben herrscht der Ahnencult, der für die Familie das ist, was der Cultus der Schutzgeister für die Gemeinde bedeutet. Endlich ist noch der Zauberer, Hexen, Wahrsager und anderer Gaukler zu gedenken, welche den Chinesen Lao-tse als ihren Stifter und Vater anerkennen und alle Arten von Dämonen verehren. Denke man über diese Klasse von Menschen übrigens wie man wolle, so viel ist gewiß, daß sie viele, das höchste Erstaunen erregende Dinge ausführen; besonders wissen sie über die Erscheinungen des sogenannten Magnetismus und Somnambulismus in einem weit höhern Grade zu gebieten, als dies die berühmtesten Medien Europas und Amerikas jemals im Stande waren.

Digitized by Google

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren.*)

Von

Walter Rogge.

Der sechste und siebente Band dieser Memoiren umfassen die letzten 13 Amtsjahre des Staatskanzlers vom Tode des Kaisers Franz (2. März 1835) bis zum Sturze des Fürsten (13. März 1848). Die Fülle des darin enthaltenen historischen Materials ist geradezu überwältigend und wird um so bedeutsamer, als die Anordnung des vorangehenden Bandes beibehalten ist. Jedes Jahr eröffnen wiederum Auszüge aus den Ephemeriden der Fürstin Melanie, die uns Reminiscenzen aus dem socialen und Hofleben jener Zeit bieten, namentlich aber für den Eintritt der Katastrophe von unschätzbarem Werth sind. Dann folgen die politischen Actenstücke, unter denen abermals die vertraulichen Depeschen Metternich's an den Grafen Apponyi in Paris die hervorragendste Rolle spielen. Auch darf man nicht vergessen, daß diese Papiere uns noch einen tiefen Einblick in zwei entscheidende und erfolgreiche Actionen des alternden Fürsten gewähren: in die Quadrupleallianz, die er 1840 gegen Thiers in der ägyptischen Frage zu Stande brachte, und in die Einverleibung Krakaus, die sich sechs Jahre darauf vollzog.

Das erste Lustrum der Regierung Ferdinand's bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. am 9. Juni 1840 verlief noch im Trott der Heiligen Allianz und in vollster geistiger Stagnation. Die Monarchenzusammenkünfte in Teplitz vom Jahre 1835 und 1838 beweisen so recht schlagend, daß es bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. für den Gipfel aller Staatsweisheit galt, das große Wort „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" in allen Tonarten zu variiren, und Metternich ist des Jubels wie des Stolzes voll, daß es ihm immer leichter wird, seine gekrönten Schüler von diesen Elementen der Regentenkunst zu überzeugen. Die Begegnung der drei verbündeten Monarchen in Teplitz während der letzten

*) „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard von Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström" (Bd. 6 und 7, Wien, W. Braumüller). Vgl. die Artikel „Metternich's Memoiren", Bd. 1 und 2, in „Unsere Zeit", Jahrg. 1880, I, 442 fg., und „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren", Bd. 3 und 4, Jahrg. 1881, I, 696 fg.; Bd. 5, Jahrg. 1882, II, 227 fg.

Digitized by Google

September- und ersten Octobertage des Jahres 1835 fand, wie Metternich an Apponyi schreibt, infolge einer Verpflichtung statt, die sie zwei Jahre vorher bei ihrer Trennung in Münchengrätz übernommen. Da Metternich selbst in dieser Depesche sagt: „Was die drei Höfe wollen, weiß alle Welt; es zu wiederholen, ist unnütz, und könnte nur zur Abschwächung ihrer uneinnehmbaren Stellung dienen; die Wellen zerschellen sich am Felsen, nicht der Fels rückt vor, sie zu brechen", brauchen auch wir nicht die bis zum Ueberdruß aufgewärmten reactionären Schlagwörter und Tiraden, die bei dem Anlaß gewechselt wurden, wiederzukäuen. Wie absolut unfähig der Fürst war, in einer zweiundzwanzigjährigen Vergangenheit irgendetwas zu lernen, zeigt die Erinnerung an seinen Aufenthalt in Teplitz im Jahre 1813. „Was hat sich seitdem nicht alles ereignet", schreibt er seiner Frau. „Wenn die Welt viel zu leiden gehabt, liegt das großentheils an dem Widerstande, den damals Kaiser Alexander der Weisheit meiner, ihm unterbreiteten Pläne entgegensetzte. Ich würde sie ihm in der gleichen Situation auch heute vorlegen. Damals hielten wir den Stier bei den Hörnern; jetzt handelt es sich um keinen Stier, sondern um Gespenster, die viel schwerer zu packen sind." Allein noch machte der Kanzler Furore mit seinem, jede freie Bewegung anathemisirenden Dogma. „Erhalten Sie sich", sagte ihm der Zar, „Sie sind unser Schlußstein; solange die Gewölbbogen sich nicht über den Schlußstein beklagen, ist alles am richtigen Platz und das Gebäude stürzt nicht ein." Auch mit kleinen Aufmerksamkeiten überhäuften die Souveräne den Kanzler. Da die Fürstin nicht hatte nach Teplitz kommen können, weil sie in interessanten Umständen war, begrüßte ihn der König von Preußen in seiner abgebrochenen Manier: „Recht schade — wäre sehr angenehm gewesen — gute Ursache — schade — wird schon werden — bitte viel Schönes — bald wiedersehen." Sogar zu einer scherzhaften Improvisation ließ sich der Selbstherrscher aller Reußen herbei. In Prag, wohin sich die hohen Herrschaften aus Teplitz begaben, trat er am 8. Oct. plötzlich beim Kaiser Ferdinand mit der Nachricht ein, er reise nach Wien, der Witwe Franz' I. seine Aufwartung machen, und komme dann zurück, um Abschied zu nehmen. Während der allgemeinen Verwunderung trat Metternich in den Salon. „Schreiben Sie an Ihre Frau, ich werde den Brief überbringen", rief ihm Nikolaus zu, „ja, ja, es ist kein Spaß, ich reise nach Wien; in 28 Stunden bin ich dort und am Montag wieder hier." Der Kanzler mußte zwei Zeilen aufs Papier werfen „mit einer abscheulichen Feder", und da in der Eile kein anderes Petschaft aufzutreiben war, mit dem Wappen des Prinzen Wilhelm von Preußen, des heutigen Deutschen Kaisers, siegeln. „Dies Billet ist mir in Wien am 9. Oct. um 5 Uhr abends vom Kaiser Nikolaus zugestellt worden", notirte Melanie auf dem Briefchen. So konnte denn der Kanzler an Apponyi berichten: „Teplitz ist ein vollständiger Erfolg gewesen; unter allen Herrscher- und Ministerréunionen, die in den letzten 20 Jahren stattgefunden, hat keine diese complete Uebereinstimmung in Gedanken, Wünschen und Ansichten dargeboten. Alles was wir gewollt haben, wollen und empfinden die beiden andern Cabinete."

Die Reaction fühlte sich so sicher, daß am 2. Oct. 1835 ein tief geheimes Memorandum aufgesetzt ward, worin die Heilige Allianz ihre Verbindungen für den

Digitized by Google

Fall eines Zusammenbruches der Julimonarchie ins Auge faßte. Der Kanzler legte seinem Briefe an Apponyi Abschrift dieses Schriftstückes bei, band ihm aber auf die Seele, die Copie gleich nach deren Durchlesung zu verbrennen. Die Mächte hatten sich dahin geeinigt, eine Wiederherstellung der legitimen Dynastie sofort anzuerkennen, der Erhebung eines neuen Fürsten oder der Ausrufung der Republik gegenüber aber die strengste Zurückhaltung zu beobachten; sie wollten alsdann ihre Gesandten aus Paris abberufen und keine Vertreter der neuen Regierung annehmen; sie würden die vollständige Freiheit ihrer weitern Beschlüsse bewahren und so die nöthige Zeit gewinnen, um auf Grundlage eines zwischen ihnen herzustellenden Einverständnisses die ihren gemeinsamen Interessen entsprechenden Entschlüsse zu fassen. Bei der Zusammenkunft der drei Monarchen, die während der zweiten Hälfte des Juli 1838 wiederum in Teplitz stattfand, fühlte sich der Kanzler so sicher als absoluter Herr der Lage, daß er seiner Frau schreibt: „Die beiden Souveräne, Nikolaus und Friedrich Wilhelm III., und wir sind vollkommen einig, sodaß die beiden Minister, Nesselrode und Wittgenstein, nur noch der Vollständigkeit halber mitzählen; in der Haltung ist alles durchsichtig; sie ist principiell ganz gleichmäßig — wo Unterschiede obwalten, sind sie auf einen Mangel an Lebensklugheit zurückzuführen, der nicht auf unserer Seite lastet." In seinem Triumphgefühl faßt er die Sache schon spaßhaft auf: „Den Abend haben wir auf der Réunion zugebracht, wo Ball war. Der König von Preußen war seit 8 Uhr auf seinem Posten, und nichts vergegenwärtigt mir besser die Beständigkeit im Unbedeutenden als die teplitzer Réunion. Alle Personen sind da wie versteinert an ihren respectiven Plätzen und setzen sich nur in Bewegung, um andere Plätze einzunehmen, die gleichfalls im voraus bestimmt sind: die Jahre entfliehen, doch die Figuren bleiben bis zu ihrem natürlichen Tode. Der König nimmt regelmäßig die gleiche Zahl Prisen Schnupftaback; Wittgenstein erzählt dieselben Zötchen; alles wechselt und dreht sich, mit Ausnahme dieser Personen und auch meiner selber, der ich in diesem Unbeweglichkeitsrahmen meinen Platz behaupte." Ein andermal erzählt Metternich seiner Frau „das große Abenteuer des Tages": ein Hund der Kaiserin ist im Clarypark durchgebrannt und unter lautem Hallo des Publikums von einem Prinzen Liechtenstein beim Schwanze eingefangen worden. „Unzählige Beifallsrufe lohnten diesen großen Erfolg. Du siehst, der teplitzer Congreß wickelt gar große Geschäfte ab! Doch der Teufel verliert nichts dabei, und ich hoffe, ans Ziel zu gelangen, ohne daß ich mich einen Augenblick in Lauf zu setzen brauche." Das soll sehr vornehme Ironie sein: aber ein gut Stück bewußten oder unbewußten Galgenhumors ist auch dabei.

Unbegreiflich nur, wie sich Thiers — noch dazu nachdem der Besuch der französischen Prinzen Anfang 1835 von Wien aus so beharrlich abgelehnt worden war und das blutige Attentat Fieschi's (28. Juli 1835) neuerdings die Gebrechlichkeit des Thrones Ludwig Philipp's dargethan — über die Lage der Dinge so täuschen konnte, daß er gerade in der Zeit, da Metternich in allem Ernste an den Umsturz der Julimonarchie dachte, den Herzog von Orléans auf Freiersfüßen an den Kaiserhof schickte. Am 29. Mai 1836 traf der älteste Sohn des Königs mit seinem Bruder, dem Duc de Nemours, in Wien ein, und wenige Tage später ver-

Digitized by Google

zeichnete Fürstin Melanie in ihr Tagebuch: „Der Herzog von Orléans hat meinem Manne gesagt, daß ihm die Erzherzogin Therese" (die Tochter des Siegers von Aspern, spätere Königin von Neapel) „sehr gefallen; daß er also mit ihrem Vater, dem Erzherzog Karl, ganz offen gesprochen und dieser ihm erwidert habe, er habe gegen seine Person nichts einzuwenden; es handle sich aber dabei um eine politische Frage. Der Herzog drang also in meinen Mann, sich seinem Glück nicht zu widersetzen, das jetzt nur von ihm abhänge. Clemens bemerkte, die Angelegenheit müsse als Familiensache ernst besprochen werden. Der Herzog entgegnete, er müsse ein bestimmtes Ja oder Nein haben, und zwar bald; denn Saint-Aulaire (der französische Botschafter) sei vom Könige beauftragt, seine Werbung officiell zu unterstützen. . . . Man hat die Rollen trefflich vertheilt. Thiers schrieb an Saint-Aulaire einen Brief, der Clemens gezeigt wurde und worin er erklärt, man müsse um die Hand der Erzherzogin förmlich anhalten. Saint-Aulaire legte großes Gewicht darauf, daß man das zwischen Frankreich und Oesterreich bestehende gute Einvernehmen stören werde, wenn man dem Sohne Ludwig Philipp's, der diese Heirath vorzüglich wünsche, eine abschlägige Antwort gebe. Er verhehlt sich die Schwierigkeiten nicht und geht auf unsere Einwendungen ein, läßt sich aber von seinem Wege nicht abbringen, wobei er jedoch die größte Artigkeit beobachtet und sich in Complimenten erschöpft." Erzherzog Ludwig, der Chef des unter Ferdinand regierenden Triumvirats, war mit seinem Bruder Karl alsbald über eine abschlägige Antwort um so mehr einig, als die zwanzigjährige Prinzessin erklärte, so angenehm sie den Herzog fände, würde sie es nie wagen, ihn zu heirathen, da sie überzeugt sei, daß sie bei der ersten Emeute, die in Frankreich ausbrechen könnte, sterben würde. Diese Gründe theilte am 9. Juni Erzherzog Karl dem Prinzen mit, den er zu sich hatte bitten lassen; als dieser die Hoffnung aussprach, es werde ihm später vielleicht ein günstigerer Erfolg zutheil werden, wenn er größere Garantien des Glückes und der Sicherheit darbiete, erwiderte der Erzherzog, er könne in der Beziehung keine Verpflichtung auf sich nehmen, weil er seine Tochter dem Manne zu geben gedenke, den sie wähle, falls sich einer finde, der ihm anstehe; die kaiserliche Familie sei dagegen, zum dritten mal eine österreichische Erzherzogin an einen Franzosen verheirathet zu sehen. In seinen amtlichen Depeschen an Apponyi führt der Kanzler dies Motiv näher aus: „Die Frau Erzherzogin hat nicht den Muth in sich gefühlt, die Gefahren zu laufen, denen die königliche Familie ausgesetzt ist. . . . Als sie die Nachricht von dem Attentat Alibaud's (25. Juni 1836) erhielt, rief sie aus: «Großer Gott, wenn ich Ja gesagt hätte, ich wäre heute gestorben!»" An den Grafen Clam aber richtete der Fürst ein vertrauliches Billet: „Die französische Heirathsgeschichte ist glücklich zu Grabe getragen; nun, da die odiöse Sache zu Ende ist, ist das gänzliche Stillschweigen Ehrensache." Einen ganz geheimen Herzenserguß an Apponyi schließt Metternich gar mit den Worten: „Man nimmt in Wien nichts im Sturm, weder ein Cabinet noch eine Prinzessin. Herr Thiers durfte nicht vergessen, daß die Stellung der königlichen Familie in Frankreich eine falsche ist und daß demgemäß die persönliche Sicherheit des Königs und des Thronfolgers bedroht erscheint. Niemand wird bestreiten, daß das Haus Orléans ein großes und erlauchtes Haus

Digitized by Google

ist; der Thron vom 7. Aug. nur erniedrigt es. Der Herzog von Chartres wäre eine wünschenswerthe Partie gewesen — der Kronprinz der Franzosen ist es nicht."

Hoch charakteristisch für das ganze Verhältniß Metternich's zu Friedrich Wilhelm IV. ist der Briefwechsel zwischen beiden unmittelbar nach dem Thronwechsel in Preußen. „Ew. Majestät kennen die treue Verehrung, die ich dem verewigten König zollte", schreibt der Kanzler am 11. Juni 1840; „an mir hat derselbe nie gezweifelt, sowie ich stets auf ihn gebaut habe. . . . Geruhen Ew. Majestät mir gnädigst zu erlauben, mich fortan allerhöchstdenselben gegenüber auf dem Fuße zu erhalten, auf dem der verewigte Monarch mir die freie Darlegung meiner Ansichten erlaubte! Oesterreich und Preußen sind berufen, die erhaltenden Mächte in der europäischen wie in der deutschen Richtung zu sein; sie müssen sich verstehen, denn nur so können große Gefahren beschwichtigt werden. Solange das Herz noch gesund ist, gibt es Hoffnung fürs Leben, und die beiden Reiche vertreten in Europa die Stelle des Herzens." Zehn Tage später antwortet der König in einem pathetischen Briefe, den am besten die Anfangs- und Schlußzeilen charakterisiren. Die erstern lauten: „Ihr Brief, theuerster Fürst, in seiner antiken Kürze des Ausdruckes und bedeutungsreichen Inhaltes ist ein schönes Monument auf den Verewigten, den wir beweinen. Ach, wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist das gewisse Mittel, immer recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht; denn ich vermag mich nicht von dem Schlage zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus dem ich sehnlichst das Erwachen wünsche!" Noch eigenthümlicher muthet der Schluß der Epistel an: „Sie, verehrter Fürst, gehören nicht Oesterreich allein an. Der Sohn des Königs von Preußen glaubt ein Recht an Sie zu haben, und so werde ich getrost Sie als meinen Rathgeber und Freund so lange betrachten und behandeln, bis Sie mir etwa zu erkennen geben, so sei's nicht von Ihrer Seite gemeint. Leben Sie wohl, lieber theuerer Fürst, haben Sie Dank für Ihren schönen Brief an mich, für Ihre Freundschaft zum unvergeßlichen Vater; auf die Freundschaft, von der Sie mir schon so manche Beweise gegeben, auf die zähle ich ganz besonders. Vielleicht segnet Sie Gott, wie er jenen gesegnet hat: zum Heil Deutschlands und Europas. Mit wahrer Freundschaft und hochachtungsvollstem Vertrauen, lieber Fürst, Ihr ergebener Friedrich Wilhelm." Einen burschikos-humoristischen Stempel trägt das Schreiben vom 22. Mai 1842, in welchem der König dem Kanzler die Stiftung einer Friedensklasse des Ordens pour le mérite anzeigt. „Mein theuerer Fürst!" schreibt Friedrich Wilhelm. „Ich komme heute mit einer Zumuthung an Sie, die, misverstanden, Ihnen höchst abgeschmackt und bedenklich erscheinen könnte. Daher bedarf die Sache einer Erläuterung, die ich mir nicht nehmen lasse, Ihnen selbst zu geben." Der König will „dreißig Ritter deutscher Nation, d. h. die ersten und besten Namen in Kunst und Wissenschaft, als eine Art Ordenskapitel ernennen und ihnen eine Stimme bei Vacanzen zugestehen". „Wie darf Ihr Name, verehrter Fürst, unter den Dreißig fehlen? Hielt ich den Orden zurück, und er hat nur den allermindesten Ehrgeiz, so springt er Ihnen von selber an

Digitized by Google

den Hals. Aber, aber dort hat der goldene Widder seit langer Zeit Platz genommen und stößt eifersüchtig jeden Competitoren um den Raum einer Fingerbreite zurück. Dennoch bleibt so viel gewiß, daß Ihr Name, theuerer Fürst, für die Ehre des Ordens unentbehrlich und daß Ihr erleuchteter Rath, Ihre Stimme bei der Besetzung der Vacanzen geradezu eine Nothwendigkeit ist. Wie das zu vereinigen? Sagen Sie mir, ob ich's getroffen habe!" Metternich solle den Orden an einen sichern Ort legen und sich „des incomparabeln Glückes, die Decoration zu tragen, enthalten". So werde er hiermit „feierlich von jedem Versuche dispensirt, den güldenen Namenszug mit dem güldenen Bock in Conflict zu bringen, und nur dringend aufgefordert, bei einer Vacanz zu rechter Zeit einen recht illustren Namen wohl petschirt anher zu senden". Dann gedenkt der König der bevorstehenden Grundsteinlegung für das Südportal des Kölner Domes und schließt: „Welche Freude wäre es für mich und welch schöne Bedeutung hätte es, wenn Sie, lieber Fürst, dabei gegenwärtig sein könnten. Denken's a bißl darüber nach, ich bitte! Ich küsse die Hände der Fürstin und der Herzogin und umarme Sie herzlich, sehr sehnsüchtig, Sie wiederzusehen, mein lieber, theuerer Fürst, als Ihr wahrer Freund Friedrich Wilhelm."

In einem entsprechend blumenreichen und gleich humorvollen Schreiben erklärt der Kanzler sich selbstverständlich zur Annahme „mit dem Danke verpflichtet, womit ein guter Christ eine höhere, aber unverdiente Gnade hinnimmt . . . zwischen dem güldenen Widderfelle und dem gelehrten Zeichen besteht keine Feindschaft; ich liefere sonach unbedenklich meinen Hals den feindlichen Gewalten". Das Rendezvous, das Se. Majestät ihm in Köln zu geben geruht, werde er einhalten, wenn es irgend in seinen Kräften stehe: „Jede Veranlassung, Ew. Majestät persönlich die Gefühle meiner treuen Ergebenheit zu Füßen zu legen, hat für mich den vollen Werth eines Glückes! Geruhen Sie, gnädigster Herr, den Dank meiner Damen für die gnädige Erinnerung und die Huldigung meiner ehrfurchtsvollen Gesinnung hinzunehmen." Allein schon drei Jahre später mußte Metternich die Erfahrung machen, daß er sich denn doch schwer getäuscht, wenn er auf Grund dieses Austausches von Liebenswürdigkeiten geglaubt hatte, den Sohn in ähnlicher Weise umgarnen und ganz unter seine schützenden Fittiche nehmen zu können, wie ihm dies einst beim Vater gelungen war.

Mitte August 1845 empfing Friedrich Wilhelm IV. auf Stolzenfels den Besuch der Königin Victoria und des Prinzen Albert, die Lord Aberdeen begleitete, des belgischen Monarchenpaares und vieler anderer hohen Persönlichkeiten, darunter des Erzherzogs Friedrich; daß letzterer den Ehrenplatz vor dem Prinz-Gemahl angewiesen bekam, verstimmte die Engländer. Auch Metternich war von Schloß Johannisberg aus eingetroffen. Gleichzeitig hatten am 12. blutige Ereignisse in Leipzig bei der Musterung der Communalgarde durch den Prinzen Johann stattgefunden. Es entstand ein Tumult unter dem Geschrei: „Es lebe Ronge! fort mit den Jesuiten!" als die Musik der Communalgarde vor der Wohnung des Prinzen im Hôtel de Prusse nächtlicherweile aufspielte. Das Militär, das herbeigerufen ward, feuerte unter die Menge, welche die Fenster einwarf und das

Digitized by Google

Gasthofsthor erbrechen wollte. Als sieben Leichen auf dem Pflaster lagen, gerieth die ganze Stadt in Bewegung, und in einer tags darauf abgehaltenen Versammlung der Bürgerschaft machte sich Theatercassirer Robert Blum als Führer und Redner bemerkbar. So viel zum Verständniß des Folgenden. „Nun, da haben wir saubere Geschichten! ich hoffe, mein königlicher Schwager wird hineinschlagen!" mit diesen Worten empfing der König den Kanzler am 15. bei der ersten Begegnung in Stolzenfels. Der war denn gleich mit seinem alten Sprüchlein bei der Hand: „Dies ist nur eine Folge, die andererseits den Werth eines Anfangs hat! Ew. Majestät werden morgen erfahren, daß Leipzig in tiefer Ruhe lebt und daß der Theatercassirer und Apostel Robert Blum der Vertheidiger der Ordnung ist. Die Geschichte heißt: der Prinz heraus und der Apostel herein! Mit diesem Chor fällt der Vorhang." „Verlassen Sie sich auf mich", erwiderte der König, „ich habe hierzu bereits die Befehle ertheilt; wir werden noch von dem allen sprechen." Wirklich fing der Monarch drei Tage später wieder an: „Was denken Sie von dem Spectakel in Sachsen?" — „Für mich haben sie den Werth einer Nachricht, daß ein Kranker kränker geworden ist. Das soeben Geschehene wundert mich nicht: es ist übrigens nur ein Versuch, ein Vorpostengefecht, der Schluß wird nachfolgen." — „Hierin sehen Sie richtig; ich weiß, was Sie von dem Sektenwesen denken. Hierüber bitte ich Sie, mich als Ihren treuesten Akolyth zu betrachten. Auch werde ich tüchtig dreinschlagen." Das war eine Freudenbotschaft für Metternich, der sich seit Sand's Mordthat kaum jemals in so angenehmer Aufregung befunden wie bei der Nachricht von dem Blutvergießen in Leipzig. „Die leipziger Ereignisse haben hohen Werth", schrieb er aus Schloß Johannisberg am 22. Aug. dem Erzherzog Ludwig, „und ich zweifle nicht, daß Ew. kaiserliche Hoheit denselben das, was in ihnen liegt, zumessen. Der Stoff ist der der gemeinen Krankheit der Zeit, welcher in Leipzig aber in seiner gediegensten Kraft durch die Presse und deren Ungebundenheit auftritt. Seit Jahren haben Ew. kaiserliche Hoheit mich eine eigene Aufmerksamkeit auf das religiöse Feld richten sehen: hierbei habe ich nicht Theologie, sondern gesellschaftliche Grundlagen im Auge gehalten. Ich habe vorhergesehen, daß die Revolution sich des religiösen Feldes zu bemeistern suchen würde, und habe mich sonach auf dasselbe gestellt: denn man kann nur Schlachten liefern, wenn man sich auf einem Felde gegenübersteht." Der Schluß der Relation zeugt von einer wahrhaft classischen Verbissenheit: „Zu den ganz eigenthümlichen Fügungen des Schicksals bitte ich Ew. kaiserliche Hoheit das Zusammentreffen der leipziger Ereignisse mit dem Aufenthalte der Königin von England und Lord Aberdeen's in Koburg, also inmitten des Rummels, zu betrachten. Lord Aberdeen gehört zu den abstracten Engländern, die nur an Prügel glauben, wenn sie durchgebläut werden. Alle Schläge, die zu Leipzig oder auf sächsischem Gebiete fallen, werden auf die Königin tiefen Eindruck ausüben; denn sie ist im Herzen Sächsin geblieben. Hätten mich Robert Blum und seine Spießgesellen um die Stunde des Losschlagens gefragt, so würde ich ihnen den Moment angezeigt haben, den sie selbst gewählt." So weit wäre alles recht und schön gewesen. Leider aber sollte in diesen Freudenbecher noch beim Abschiede Metternich's von Stolzenfels ein gar bitterer Wermutstropfen fallen.

Digitized by Google

Am 18. Aug. nahm der König den Kanzler auf seinem Dampfer mit, um ihn am Fuße des Johannisberges abzusetzen, und lud denselben alsbald in die Cabine, wo beide ein zweistündiges Gespräch über die ständischen Fragen führten. Friedrich Wilhelm eröffnete die Conversation mit der Betheuerung, ein Zweifel, den Metternich an ihm hege, würde ihn schmerzen, denn er verdiene kein Mistrauen. Der Fürst unterbrach: „Beruhigen sich Ew. Majestät über meine Gefühle; sie sind Ihnen im besten Sinne treu ergeben, ich zweifle nicht, aber ich fürchte, und sehen Ew. Majestät die Dinge wie sie sind, so müssen Sie mein Gefühl theilen.“ Der König entgegnete: „Ja, ich theile es, dies jedoch mit dem Vorbehalte meiner Kraft und der Festigkeit meines Willens. Ich kenne mein Land und seine Gesinnung; es ist durchwühlt und steht dennoch fest. Man muß einen Unterschied machen zwischen dem Gerede, und besonders dem Geschreibsel, und dem Volksgeiste. Ich kenne den echten Preußen nicht, der nicht wüßte, daß Reichsstände, das was man unter einem Repräsentativsystem versteht, auf das Land nicht passen. Preußen könnte ein solches System nicht ertragen, und ich halte es demnach nicht im Auge, sondern ich verdamme es ausdrücklich und werde danach handeln. Ich habe Provinzialstände und bei denen hat es sein Verbleiben. Das Versprechen vom Jahre 1815 werde ich in seinem praktischen Theile einlösen, den unpraktischen werde ich vernichten. Als thunlich, ja, selbst als unausbleiblich betrachte ich die Einholung des Rathes der Provinzialstände dann, wenn es sich um eine Staatsanleihe oder um die Vermehrung der directen Steuern handeln sollte. Der erstere dieser Fälle kann eintreten, der andere nicht. Nun können acht getrennte Körper sich unmöglich einigen; man muß ihnen sonach hierzu das Mittel bieten, und die Natur der Dinge bietet dasselbe, es heißt Zusammentreten; hier kommt es auf das Wann und Wie an!“ — „Ew. Majestät schließen den Begriff der Reichsstände aus; dies Nein und Nimmermehr müssen Ew. Majestät eben aussprechen. Ihr hochseliger Vater hatte unrecht, das Wort Reichsstände auszusprechen, er hatte recht, sie in 25 Jahren nicht einzuführen. Er hat aber nicht allein dem gewagten Worte keine Folge gegeben, sondern auf dem Sterbebette Ew. Majestät die Pflicht auferlegt, dasselbe Ihrerseits nie zu erfüllen. Der zuerst Berechtigte hat sich also eines Bessern besonnen, und an dem Bessern hängt das Bestehen oder Aufhören der preußischen Monarchie. Ew. Majestät haben Ihrerseits nur die Wahl (wenn hier das Wort zulässig wäre) zwischen dem Sein und Nichtsein, zwischen dem Gehorchen und dem Nichtgehorchen gegenüber dem Willen Ihres Vaters.“ Hier fiel der König dem Fürsten in die Rede: „Nie und nimmer werde ich Reichsstände bewilligen; sie würden den Untergang des preußischen Staates herbeiführen, und dies, glauben Sie mir aufs Wort, will kein Preuße. Aber eben infolge meines Nichtwollens muß ich handeln und dem Bösen hierdurch einen Riegel vorschieben.“ — „Ew. Majestät wollen keine Centralrepräsentation, Sie wollen nur getrennte Provinzialstände, sehen jedoch Fälle vor, in denen es nöthig sei, die getrennten Theile in irgendeiner Gestalt zusammenzufassen.“ — „C'est cela, das will ich, aber nicht mehr.“ Als nun aber der König sich unter den möglichen Modalitäten für die Versammlung der Plenarstände in ein Plenum entschied, entgegnete Metternich: „Dann drängt mich meine feste Ueberzeugung zu

Digitized by Google

dem höchst bestimmten Ausspruche, daß Sie Ihre 600 Provinzialabgeordneten als solche einberufen und daß dieselben als Reichsstände auseinandergehen werden. Dies zu verhindern, genügt nicht der Wille Ew. Majestät." — „Hinter meinem Willen", sagte der König mit bedenklicher Miene, „steckt noch meine Macht." — „Ew. Majestät habe ich den Ausspruch meines Gewissens nicht verhehlt; Sie sind Herr zu handeln, aber nicht Herr dessen, was der Gewalt der Dinge angehört." Im Verlauf des ganzen Gespräches herrschte „der freundlichste Ton"; aber Metternich „blieb der Eindruck, daß der König sich auf dem schiefen Wege fortbewegen werde". Er hatte „eine einzige gereizte Stimmung Gelegenheit bei Sr. Majestät zu bemerken", als der König im Verlauf der Unterredung bemerkte: „Das was ich thue, thue ich für mich und infolge der Ueberzeugung, die mich belebt; ich thue es nicht für andere; denn die können ihrerseits dasselbe Recht üben. Dies ist, was ich meinem Bruder Wilhelm sage: gefällt dir einst nicht, was ich gethan habe, so verändere es nach deinem Gefühl." — „Es gibt Sachen", erlaubte Metternich sich einzuwenden, „die, einmal geschehen, sich nicht wieder vernichten lassen". Hierauf antwortete der König nicht. Wohl „war der König in der besten Laune und erdrückte Metternich beinahe in Umarmungen beim Abschiednehmen auf dem Schiffe". Dennoch schreibt der Kanzler dem Erzherzog Ludwig als dem Chef der Staatsconferenz: „Der Haupteindruck, den mir die letzten verlebten Tage hinterlassen, ist ein trauriger, ein Gemahnen an Holbein's Todtentanz. Der König von Preußen, mit großer Pracht umgeben, ist mit der herzlichsten Gutmüthigkeit und Laune aufgetreten; in seiner unmittelbaren wie in seiner weitern Umgebung herrscht aber sichtbare Angst. Dies ist auch das Gefühl aller hohen Gäste, und deren waren viele, sowie des rheinischen Publikums. Alles forscht nach dem, was die nächste Zukunft bieten dürfte, und niemand sieht ihr mit Vertrauen entgegen: unter der Last dieser Stimmung steht selbst der König." Indessen tröstet der Fürst sich noch: „Nach dieser Schilderung dürfte man annehmen, daß ich bestimmt wissen dürfte, was geschehen wird. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich einen Unterschied mache zwischen dem, was der König heute noch will, und dem, was er morgen thun wird. Die Erlebnisse des Tages werden auf dessen endliche Aussprüche nicht ohne Einfluß bleiben, gegen seine Idee besteht eine gewichtige Opposition. Was Canitz von dem Plenum plenorum denkt, glaube ich zu wissen. Das Grundübel des Tages ist heute in Preußen die Excentricität des Königs in seinen wohlgemeinten Ideen und die bereits stattgehabte Auflösung der alten Staatsmaschine. Die neue ist noch nicht geschaffen, und in solchen Lagen kann niemand für den folgenden Tag einstehen."

Die Hoffnung, den König umzustimmen, erwies sich als eitel. Kaum aber war das Patent vom 3. Febr. 1847 zur Einberufung des Vereinigten Landtages publicirt, so entwickelte Metternich eine fieberhafte Thätigkeit, um Preußen Knüppel zwischen die Füße zu werfen. In Süddeutschland, ja, in Paris wurde die verbündete deutsche Macht förmlich denuncirt, als habe sie es nur darauf abgesehen, die Kleinstaaten unter preußische Botmäßigkeit und deren Beherrscher um ihre Souveränetät zu bringen. Es sind diese Bestrebungen um so weniger qualificirbar, als der Herausgeber, weil er die ganze Haupt- und Staatsaction doch füglich nicht

Digitized by Google

mit Stillschweigen übergehen konnte, sicherlich nur die harmlosesten unter den betreffenden Actenstücken publicirt hat. „Jacta est alea!“ schreibt der Kanzler am 10. Febr. dem preußischen Minister Canitz. „Preußen und mit demselben wir, Deutschland und die Welt können nur in der Erwartung stehen, ob das Ziel getroffen ist.“ Dieses wird nochmals dahin definirt, daß eine Centralrepräsentanz ausgeschlossen bleiben und „durch ein vorübergehendes Zusammenziehen der provinzialständischen Körperschaften nichts an deren getrennter Wesenheit geändert werden soll“. Er warnt dringend, nicht zu gestatten, daß die Körperschaften sich untereinandermengen, damit nicht politische Wahlverwandtschaften eine Rolle spielen und die Versammlung in eine Rechte, eine Linke und ein Centrum spalten. Diese Gruppirung nach den politischen Neigungen der Individuen würde „dem Uebergriffe der Vereinigung von Körperschaften, die unter sich getrennt bleiben sollen“, Vorschub leisten. Auch werde man doch wol nicht gar an die Errichtung einer Rednerbühne denken: „Diese moderne französische Erfindung gehört, meines Erachtens, zu den unglücklichsten in allen ihren Richtungen.“ Dieser officiellen Depesche aber lag ein vertrauliches Schreiben von gleichem Datum bei, ein Herzenserguß, dessen ganze Tendenz genügend die Schlußworte kennzeichnen: „Gegen Constitutionen habe ich nichts; ich verehre die guten, und bedauere den Staat, der einer schlechten, d. h. auf ihn nicht passenden untersteht. Den Constitutionalismus werfe ich in die Hölle, er lebt nur von Täuschung und Betrug.“ Am 10. März aber richtete er eine Depesche an Apponyi, die vollends keines Commentars bedarf und ganz offen die Hülfe Frankreichs anruft gegen die Preußen zugeschriebene Absicht der Errichtung eines Bundesstaates und für die Aufrechterhaltung des alten, angeblich durch das Februarpatent bedrohten Staatenbundes. Ueber Tendenz und Tragweite des Documents ist keine Täuschung zulässig; denn es beginnt: „Herr Guizot richtet auf die heutigen Vorgänge in Preußen unruhige Blicke. Er mag nicht daran zweifeln, daß zwischen seinen Eindrücken und den meinigen schwerlich ein Unterschied obwalten kann, und das was ich Ihnen über diese neueste Angelegenheit bereits geschrieben, muß dem Herrn Minister bewiesen haben, wie weit ich davon entfernt bin, das Gefühl des Vertrauens in den Erfolg zu theilen, das Se. preußische Majestät beseelt.“ Und das sehr langathmige Schreiben schließt: „Wollen Sie, mein lieber Graf, diesen Brief zu Herrn Guizot's Kenntniß bringen. Er wird mich stets zum freimüthigsten Austausch meiner Eindrücke und Ideen mit den seinigen bereit finden; es gibt ja heute keinen ernstern Gegenstand, als die Zukunft Preußens und die Rückwirkung, welche die Entwickelung der Ereignisse, in bösem oder gutem Sinne, auf die übrigen deutschen Staaten ausüben muß.“ Was nun aber Apponyi dem Minister mittheilen, wie er demselben einheizen soll, das übersteigt geradezu alles Glaubliche, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es die Präsidialmacht des Bundes ist, die so mit dem Erbfeinde des Reiches gegen die zweite deutsche Großmacht verhandelt: „Die Situation sei ganz danach angethan, Gefahren hervorzurufen, bezüglich deren die Interessen Oesterreichs und Frankreichs sich begegnen und die ganz besonders nahe die deutschen Mittel- und Kleinstaaten berühren. Niemand in Deutschland wolle preußisch werden; aber Deutschland sei nur für eine radicale Revolution empfänglich, die zu den extremsten

Digitized by Google

Abwegen führen müsse. Wenn eine solche Revolution in Deutschland ausbräche, würde sie unvermeidlich in einen Bauernkrieg auslaufen. Der Trieb der Selbsterhaltung dränge die Regierungen und die ungeheuere Mehrheit der Bevölkerungen in Deutschland, das Rettungsmittel in dem föderalen System zu suchen. Indem sie den Deutschen Bund suchen, finden sie Oesterreich, dem niemals irgendein Opfer zu schwer fallen wird, um die Rechte dieser großen politischen Institution zu sichern. Mögen die verständigen Leute in der französischen Regierung uns die Hand bieten in der Richtung dieser Politik, die, weil sie durch und durch conservativ ist, keine andern Feinde kennt als die Geister der Zerstörung. Möge Herr Guizot die Ueberzeugung festhalten, daß Territorialumgestaltungen sich in Deutschland nur durch offene Revolution vollziehen können. Solange das föderale Princip aufrecht steht, werden die Einverleibungsgelüste niemals die Grenzen speculativen Ehrgeizes überschreiten. Dieses Gelüst, wenn auch persönlich dem König Friedrich Wilhelm fremd, spukt zweifellos in vielen preußischen Köpfen, die aber ihr Ziel nur im Wege des allgemeinen Umsturzes erreichen können. Worauf es also ankommt, das ist die Stärkung des föderalen Princips, während die Umsturzmänner dem Bundestage eine nationale Centralversammlung substituiren möchten. Möge die französische Regierung auf allen Wegen ihrer Politik das föderale Princip unterstützen: sie wird eben dadurch der Sache der Ruhe und Ordnung zu Hülfe kommen. Wenn ich heute in dem Grundsatze der Conföderation und in der Verstärkung des Actionscentrums das Heilmittel gegen die, Deutschland gegenwärtig bedrohende Gefahr suche, so räume ich dabei immer der Souveränetät der den Deutschen Bund bildenden Staaten den ihr gesetzlich gebührenden Platz ein. Ein aufgeklärter Staatsmann vom Range Guizot's wird sich nicht darüber täuschen können, was wir in jeder dieser beiden Richtungen für nützlich oder schädlich halten."

Ja, in einem Schreiben vom 6. Juni wandte Metternich sich direct an den König von Würtemberg, dem er ein Gemälde à la Höllenbreughel von der Situation entwarf, als stände die Revolution vor der Thür und an den mitteldeutschen Höfen stündlich ein Decret aus Berlin zu erwarten in dem Genre des Napoleonischen: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren." Der Kanzler sagt: „Das Uebel spricht sich deutlich aus, und Preußen ist demselben verfallen. Der König ist bereits dorthin gelangt, wohin er nicht gehen wollte. Er wollte keine Reichsstände, und er hat sie im Vereinten Landtage; er wollte nicht die Periodicität der Versammlungen, und er hat sie; er wollte den Ständen nicht die gesammte Gesetzgebung unterordnen, und sie ist ihnen preisgegeben. Er wollte das alles nicht, weil ihm erwiesen war, daß die Grundbedingungen des preußischen Staates damit unverträglich seien. Hierin hatte er recht: aber um es zu behaupten, durfte er dem, was er nicht wollte, nicht die Thür öffnen. Er hat sie geöffnet, und das, was einmal durch dieselbe eingedrungen, läßt sich nicht wieder hinausschieben. . . . Daß der preußische Staat ein für das System nicht geeigneter ist, kann kein Vernünftiger leugnen. In ein Prokrustesbett lassen sich 613 Männer nicht legen, und legt man sie hinein, so zersprengen sie es und schaffen sich ein bequemeres. Preußen unter dem neuen System muß sich Luft machen; es muß den Raum, in

Digitized by Google

dem es sich eingeengt fühlt, zu erweitern streben. Hierzu bietet ihm der Begriff des Deutschthums einen bereiten Stoff, der heute in dem alles- und nichtssagenden Begriff der Nationalitäten die Welt überflutet.... Theorien sind zweischneidige Schwerter: der Baier will kein Oesterreicher, der Oesterreicher kein Baier werden, und niemand, der es nicht ist, will ein Preuße sein. Sie sind aber Mode, und welchen Einfluß die Mode hat, lehrt die Geschichte aller Zeiten. Die Schweiz bietet die Aussicht, nächstens in einem Vulkan aufzulodern. Frankreich steht in einer höchst miserabeln Lage, England in einer nicht viel bessern: die englische Politik legt sich inzwischen auf die Beförderung aller Revolutionen. Italien leidet an der Krankheit des auf dasselbe nicht passenden Nationalismus und an seichten Regierungen. Oesterreich steht auf seinen alten Grundlagen und hat sich mit zwei Aufgaben zu beschäftigen: sie für sich im Innern zu erhalten und durch sie nach Möglichkeit beruhigend nach außen zu wirken." Drei kurze Vierteljahre noch, und dies vielbelobte Oesterreich spürte zuerst, bis zur Erschütterung in seine tiefsten Fugen, die Nachwirkung der Februarrevolution, die gerade an England spurlos vorüberging. Aber es war nun einmal eine Idiosynkrasie Metternich's, immer wieder zu erklären, daß England hauptsächlich durch Palmerston's Schuld rettungslos in allernächster Zukunft der Revolution verfallen werde.

Nach dem Abschlusse der Landtagssession bietet Metternich sodann den Malcontenten in Berlin seine Beihülfe für einen Miniaturstaatsstreich in kaum verhüllten Worten an. „Nach meiner Voraussicht", schreibt er unter dem 11. Juli an Canitz, „hat in den wichtigsten Beziehungen das Ende des ersten Vereinten Landtages eine weit größere Bedeutung als dessen Zusammentreten, eine Bedeutsamkeit, der ich keinen bessern Vergleich unterzustellen vermöchte als den der Verschiedenheit zwischen einrückenden Conscribirten und ausgedienten Soldaten! Diese Lage, welche Beihülfe bietet ihr nicht außerdem die deutsche Presse und welche Unterstützung werden ihr nicht die Männer des Fortschritts, nicht allein in den deutschen ständischen Kammern, sondern im gesammten Auslande bieten? Um hieran nicht zu zweifeln, bedarf es nur eines nüchternen Blickes auf die schon jetzt zu Tage geförderten Producte der Tagespresse, der die Rückkehr der Landtagsdeputirten in ihre Wahlbezirke einen neuen, reichen Stoff bieten wird!" Den Schluß der Depesche bildet ein sehr verständlicher Wink: „Mir ist die parlamentarische Gediegenheit der Reden aus den Reihen der Opposition höchlichst aufgefallen. Es kann ihnen insgesammt neben andern Gaben die einer seltenen Ueberlegenheit und Fügsamkeit nicht abgesprochen werden. Nie den gemeinsamen Zweck aus dem Auge verlierend, hat der ostpreußische Radicalismus sich mit dem rheinischen Gallikanismus zu einigen gewußt. Die schwerste Aufgabe der Regierung bleibt die zu lösende; denn durch einfache Aussprüche wird sie nicht erschöpft. Welches meine Wünsche sind, das bedarf keiner Ausführung. Der König wie Ew. Exc. kennen sie, und sie sind einer Umwandlung nicht fähig. Der hohe Werth, den ich auf die Erhaltung und das Gedeihen bekannter Größen lege, unterliegt nirgends einem Zweifel, und in der höchsten Sphäre des preußischen Staates wol weniger als irgend anderswo. Ich gehöre zu den Menschen, welche Schlachten nicht gern herbeiführen, aber,

Digitized by Google

wenn sie stattfinden, das Capituliren dem Siegen nicht vorziehen; ich gehöre demnach zu den treuen Gefährten an den Tagen der Kraftäußerung."

Sapienti sat. Friedrich Wilhelm aber bewahrte dem Kanzler seine ungeschwächte Freundschaft bis über dessen Sturz hinaus. Am 14. März 1848 zeigte Metternich dem König seinen Rücktritt an. Dieser antwortete unter dem 14. April, daß der Brief in der Zeit, wo Se. Maj. „den Kopf mit Trübsal und Noth ganz erfüllt" gehabt, verlegt worden sei und daß Friedrich Wilhelm „eine fast kindische Freude" gehabt, als sich im „friedlichen Potsdam" das Schreiben in einem „wohlverwahrten Packet" vorgefunden, „das bei der Emigration aus Berlin mitgenommen worden". Der König fährt dann fort: „Wie ich Ihre durch und durch edlen Zeilen gelesen habe, fühlte ich mein Herz in Bewunderung und Schmerz schlagen, und die Thränen traten mir in die Augen. Wer riefe nicht aus: welch ein Mann und welche Zeit! die den Mann nicht verträgt!" Noch folgt das denkwürdige Geständniß: „Mein persönliches Verhältniß zu Ihnen ist das alte und doch durch unser gegenseitiges Unglück verjüngt, gestählt, befestigt. Für Oesterreich fühl' ich wie Anno 40. Was ich vermag, um seinem Erbkaiser die erbliche römische Kaiserwürde zu verschaffen, werd' ich redlich thun, und der römische Kaiser muß wieder das Ehrenhaupt deutscher Nation sein. Ein Cäsar dieses Augustus als besonderes Wahloberhaupt des besondern deutschen Reiches scheint unvermeidlich. Ich will aber nicht diesen Cäsar abgeben. Meine Ambition ist, Erzfeldherr des Reiches zu werden — doch ehe diese schönen Träume Wirklichkeit werden, muß Gott uns über manche Klippe hinweghelfen."

Je mehr Metternich in den Jahren vorschritt, um so ausschließlicher ward für die Beurtheilung der Personen wie der Sachen sein einziger Maßstab, ob dieselben der politischen Reaction angehörten, resp. in deren Interesse sich verwenden ließen. Selbst Fragen wie die Angelegenheit der Elbherzogthümer betrachtete er einzig und allein von diesem Parteistandpunkte aus. Als der „Offene Brief" Christian's VIII. vom 8. Juli 1846 die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den dänischen Gesammtstaat vorbereitete, wußte der Kanzler nichts Besseres zu thun, als das Interesse der deutschen Bevölkerung an diesem Gewaltschritt zu verhöhnen und zu denunciren. „Die Männer des Fortschritts", schreibt er an den preußischen Minister Canitz, „haben zur Entscheidung dieser Aufgaben Gerichte herbeigezogen, deren Competenz wahrlich schwer zu entdecken ist. Was hat die Universität Heidelberg, was haben Magistrate deutscher, nicht unter dänischer Botmäßigkeit stehender Städte, was haben Clubs, Lehr- und Gesangvereine mit der Lösung gemein? Nicht besser steht es mit der Loyalität des Richteramtes, welches deutsche Dichter sich anmaßen. Hoffmann von Fallersleben hat seinen Ausspruch bereits gefällt, und Sängervereine von Hamburg und andern Orten verkünden ihn unter einem Halli-hallo dem deutschen Vaterlande!" Und der Bundespräsidialgesandte, Graf Münch in Frankfurt, erhält die charakteristische Weisung: „Der Bund habe weit mehr in der vermeidenden als in der befördernden Richtung zu wirken. Spricht die Bundesversammlung nicht ein lautes Stillesein! aus, so verliert sie ihre Stellung, und es werden sich Gewalten von oben und unten

Digitized by Google

die Hand bieten, um eine Unordnung herbeizuführen, die bis zur offenen Gewalt reichen dürfte.... Die Geschichte selbst ist übrigens ein abermaliges Symptom der Zeit. Ungeschickter kann ein Gang nicht gedacht werden, als der des dänischen Hofes ist: andererseits spielt die Frage selbst die Rolle eines Honigseims, auf den die Schmeißfliegen von allen Seiten zuströmen. Den Honigseim hat die dänische Regierung aufgetischt, seitdem sie im Verlaufe von mehr als einem halben Jahrhundert das Ungeziefer angezogen und caressirt hatte."

Die Gemeinsamkeit in den urreactionären Ideen führte denn auch zu dem grotesken Resultat, daß Metternich aus einem Minister der Julimonarchie seinen Vertrauten machte: denn das ward Guizot seit dem Vereinigten Landtage in Preußen um so mehr, als sowol in Italien mit der Wahl Pio Nono's zum Papst (Juni 1846), wie in der Schweiz mit dem Ausbruch des Sonderbundskrieges (November 1847) die Dinge der revolutionären Entscheidung zudrängten. Der Kanzler nennt Guizot gegen Apponyi „den besten Minister, den Frankreich, so wie es heute ist, haben kann"; freilich erklärt er das ein andermal: „Der König und sein Minister sind Individualitäten, die mit so viel Kraft begabt sind, wie die innere Situation des Landes das zuläßt. Sie gleichen schlechten Laternen, deren Flammen nur das Innere des Behältnisses erhellen und rundum nicht Licht, sondern falschen Glanz verbreiten." Der Kanzler fügt hinzu: „Lord Palmerston hat diese Wahrheit entdeckt: darin findet er die Kraft, die der ihn beseelende Geist der Gehässigkeit verzehnfacht." Und wieder: die Allerweltsgeschäftigkeit Frankreichs begründe die Schwäche, der das Land verfallen sei; sie habe „der englischen Politik den beklagenswerthen Aufschwung gegeben, den sie unter Lord Palmerston gewonnen". Ja zur Zeit der Katastrophe in der Schweiz, am 24. Nov. 1847, schreibt der Kanzler dem Grafen Ficquelmont in Mailand: „Die Schweiz, Italien und die Fortschrittspartei in Deutschland stehen unter einem und demselben Einflusse, der auf die rerolutionäre Regierung zurückzuführen ist. Diese lastet, unbekannt und bekannt, sichtbar und doch nicht greifbar, weil sie überall und nirgends ist, auf Europa. Lord Palmerston, der nicht zu dieser Regierung gehört, bildet eine ihrer schamlosesten Stützen. Jeder Tag bringt uns neue Beweise dieser traurigen Wahrheit; den schlagendsten Beleg dafür werden Sie in der Rolle finden, welche dieser Mensch gegenwärtig die englische Regierung in der Schweiz spielen läßt.... Mit England zu gehen, ist nicht mehr möglich: es gilt also, ohne dasselbe vorzugehen, was für die französische Regierung nicht allzu leicht ist — die Schwierigkeit dabei liegt nicht in dem, was Herr Guizot will, sondern in dem, was er kann." Wie in den zwanziger Jahren Canning, so ist während des fünften Decenniums Palmerston die bête noire Metternich's. „Niemand denkt übrigens daran, den öffentlichen Frieden zu stören, wenn nicht Lord Palmerston", schreibt er Ende Mai 1847 an Apponyi. Ja in einem Athemzuge fast klagt er bitter über den Aufflug der englischen Politik unter Palmerston und triumphirt hohnlachend über denselben wie über einen Reichsverderber: „Palmerston's Bestreben müsse es sein, solange wie thunlich Englands factische Isolirung vor den Augen der Welt zu verbergen.... Verlassen von Frankreich und auf jedem diplomatischen Felde geschlagen, steht das heutige England (1846) mit gelähmten

Digitized by Google

Gliedern und tiefgesunkenem Einflusse den Continentalmächten einsam gegenüber." Noch viel größer als gegen Palmerston wären natürlich die Antipathien des Kanzlers gegen Thiers gewesen, wenn nicht der Sieg, den er in der ägyptischen Frage über den Franzosen davongetragen, hier seinen Bemerkungen den Stachel der Verbitterung und Gehässigkeit genommen hätte. Beide Staatsmänner trafen sich im September 1838 am Comersee, als Kaiser Ferdinand in Mailand die Krönung für Lombardo-Venetien vorgenommen. Schon im Frühjahr schrieb der Kanzler an Apponyi: „Ich vermuthe, Herr Thiers" (der damals nicht Minister war) „wünscht eine Zusammenkunft mit mir und der Comersee ist nur ein Vorwand. Nun, ich werde ihn festen Fußes erwarten: meint er aber, irgendwelchen Einfluß auf mich auszuüben, so geht er einer schweren Enttäuschung entgegen. Sie können ihm versichern, daß sein Wunsch, sich mit seinen Büchern zu umgeben, keinen Schwierigkeiten begegnen werde. Es werden die Weisungen nach Mailand ergehen, ihm den freien Eingang alles dessen zu sichern, was er verlangt." Nach der Begegnung äußert sich der Fürst nicht ungünstig über den empfangenen Eindruck: „Herr Thiers sei hervorragend aufgeweckten Geistes und habe sich in seiner Redeweise ungemein maßvoll gezeigt. Er verbarg den Oppositionsmann sorgfältig, was mich berechtigte, mich mit Freimuth gegen den Oppositionsgeist im allgemeinen auszusprechen." Aber als Thiers wieder Conseilpräsident war und in dem Handel Mehemed-Ali's mit Metternich in schärfsten Conflict gerieth, ist er dem Kanzler das verkörperte Princip des Bösen. „Das Uebel Frankreichs ist die Revolution", schreibt der Fürst Ende August 1840 an Apponyi, „und weil er sie repräsentirt, ist Thiers allein dort stark. . . . Die Armee, über die er sicher verfügt, ist die der Revolution." Nachdem dann die Bildung der Quadrupleallianz das Ministerium gestürzt und am 29. Oct. das Cabinet Soult mit Guizot ans Ruder gebracht, höhnt der Fürst nicht den geschlagenen Politiker, sondern den Miturheber der Julitage: „Hätte Europa noch einer Lehre bedurft, um die Barrikaden von 1830 nach ihrem wahren Werthe zu würdigen; die Erhebung des Herrn Thiers zur Macht hätte der Welt jene Lection gegeben." Und wieder: „Herr Thiers läßt sich gern mit Napoleon vergleichen. Was Deutschland anbelangt, ist die Aehnlichkeit vollkommen, ja Thiers gebührt die Palme. Eine kurze Spanne Zeit hat ihm genügt, dies Land dahin zu bringen, wohin eine zehnjährige Unterdrückung es unter dem Kaiser geführt. Ganz Deutschland ist bereit, den Krieg anzunehmen, und das von Volk gegen Volk. . . . Welch ein eigenthümliches Genie, dieser Mr. Thiers, der sich durch seine Eigenschaften ganz besonders berufen geglaubt, den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einzunehmen! . . . Zur Herbeiführung eines solchen Resultats gehört Talent, aber nicht dasjenige eines Ministers!" Nun, man begreift den Zorn des Kanzlers gegen „Monsieur Thiers und Lord Palmerston, der erstere ein Heros auf dem Felde, wo seinerzeit Abbé de Pradt einen ganz andern Jupiter-Scapin entdeckte, indeß der andere seine Whigprincipien zum Siege führen will, wie Spieler eine Bank angreifen". So schrieb Metternich drei Wochen vor Thiers' Sturz, als der Kriegslärm am wüstesten erscholl, an den König von Preußen — und man wird mit ihm warm, wenn er seinem Zorne darüber Luft macht — „daß man in Frankreich Deutschland wie eine Arena betrach-

Digitized by Google

tet, auf der es jedem französischen Luftspringer freisteht, seine Kunst zu zeigen. Mr. Thiers, ein großer Künstler im Fach, spricht vom Kriege, als wäre derselbe ein Frankreich legitim angehörendes Mittel, sich aus Nöthen zu helfen und andere Mores zu lehren. . . . Was heißt denn der Krieg, mit dem Monsieur Thiers droht? Ist es genug, daß ein Président du Conseil sich den Ruhm eines Napoleon zu erwerben trachtet, um das Land, an der Spitze von dessen Regierung er steht, zu ermächtigen, Europa als eine Fechtschule zu betrachten, in der die Geschicklichkeit der Parteien ihre Proben zu bestehen hat?" Aber bei aller Anerkennung von Metternich's Politik in diesem Falle darf man doch nicht blind dagegen sein, daß Palmerston und Thiers bis ins höchste Greisenalter blieben, was er eigentlich nie gewesen: moderne Staatsmänner.

Das Köstlichste aber ist, daß gerade Ludwig Philipp die hohe Verehrung, die den Kanzler für Guizot wegen dessen correct reactionärer Gesinnung überkommen, nur mit sauersüßer Miene sah. Als die Affaire wegen Mehemed-Ali's ganz abgewickelt war, hatte Apponyi eine lange Unterredung mit dem Könige, über die er seinem Chef am 13. Mai 1841 berichtete und in der Se. Maj. ihm sagte: „Der Prinz Metternich schreibt alles, was Gescheites geschieht, Herrn Guizot zu, als wenn es ihm, seiner Fassungs- und Urtheilskraft allein zu danken wäre! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich von dem Verdict des Fürsten über Herrn Guizot erfreut bin; dasselbe ist, wie ich gern zugebe, ein verdientes, redlich verdient; aber man darf nie zugeben, daß diese Herren sich einbilden, in irgendetwas reussiren zu können, ohne den König, ohne das königliche Element. Ich weiß wohl, Prinz Metternich will Herrn Guizot nur schmeicheln; da hat er ganz recht und ich tadle ihn deshalb nicht; aber der Minister darf niemals vergessen, daß er ohne den König ein Nichts ist, daß er seiner niemals entbehren kann. Der Fürst Metternich quält sich auch sehr ab, zu wissen, was Herr Thiers denkt und was er nicht denkt. Sagen Sie ihm von mir aus, daß Thiers überhaupt gar nicht denkt, daß seine Idee von heute nicht mehr seine Idee von morgen ist. Wenn ich ihn da hatte (der König zeigte mit dem Finger auf den runden Tisch im Conseilsaale, wo unser Gespräch stattfand), übte ich ein gewaltiges Uebergewicht auf ihn aus; ich war es immer, an den er sich wandte, um zu wissen, was er wollte und was er nicht wollte. Meine Meinung, mein Wille waren demgemäß beinahe immer die seinigen, und hätte er verstanden, sich in der Stimmung zu erhalten, worin er sich jedesmal nach unsern vertraulichen Unterhaltungen oder nach dem Ministerrathe befand, so würde er immer gut gethan und sich zu einem ausgezeichneten Minister geeignet haben." Diese Ansichten halte der Leser mit Thiers' sprichwörtlich gewordenem Princip zusammen: „Der König herrscht, aber er regiert nicht!"

Die schweizer und italienischen Ereignisse mußten den Haß Metternich's gegen Palmerston bis zur Wuth steigern. „Wenn Sie die Albernheiten dieses Menschen verstehen, so haben Sie es weiter gebracht als ich", schrieb er acht Tage vor Ausbruch der Februarrevolution an Ficquelmont in Mailand. In einem Anfalle unbewußter Prophetie fügt er hinzu: „Sehen wir nur zu, daß wir von heute in

Digitized by Google

zwei Monaten nicht fallen, dann werden viele Dinge anders stehen als an diesem 17. Februar." Immer intimer wurde dagegen das Verhältniß das Kanzlers zu Guizot. Als der Sonderbundskrieg ausbrach und die Wirren in Italien der Krisis zureiften, war Metternich bereits überzeugt, daß es „zweifellos in den Eindrücken, die sie beide von dem Stande der Dinge empfingen, keinen nennenswerthen Unterschied geben dürfte". Auf dies Schreiben des Fürsten vom 13. Oct. 1847 antwortete Guizot am 7. Nov. in einem Briefe, der mit der Schmeichelei schließt: „Mit großem Vergnügen habe ich erfahren, daß Ew. Hoheit Gesundheit vortrefflich ist; ich mache Europa mein Compliment dazu." Ueber die Stellung des Fürsten zu den Vorgängen in Italien, zu denen die Inthronisation Pio Nono's Ende Juni 1846 den Anstoß gab, wird allerdings niemand in Zweifel sein; dennoch ist sein Schreiben vom 24. April 1847 an den Großherzog von Toscana ein merkwürdiger Beleg, wie er mit dem zunehmenden Alter in seinem alleinseligmachenden Dogma förmlich verknöcherte. Nach vor 28 Jahren hatte er Adam Müller ironisirt, als dieser für Sand's That die Reformation verantwortlich machte. Heute hebt er selbst seine Auseinandersetzungen damit an: „die sogenannte kirchliche Reformation habe zur Revolution von 1789 führen müssen". Unter den Bourbons habe sich der Liberalismus entwickelt und die Julirevolution herbeigeführt; unter der letztern der Radicalismus den schalen Liberalismus verdrängt. „Das Wort Italien wie jenes Nationalität sind die Fahnenträger. Ein Italien ist nur unter dem Begriffe des Zusammenfließens der selbständigen Theile denkbar, welche die Halbinsel bilden. Ein Zusammenfließen ist nur in Sinne einer Republik denkbar: denn der italienische Fürst lebt nicht, unter dessen Scepter sich alle italienischen Gebiete stellen würden, und sollte einer leben, so würden die Mächte dessen Eroberungssucht Schranken setzen. Von oben läßt sich sonach das eine und untheilbare Italien nicht bilden, es müßte das Unternehmen von unten ausgehen. Zwei Parteien setzen heute Italien in höchst gefährliche Aufregung: die liberale bearbeitet die Regierungen, die radicale wühlt das Volk auf — jene zählt auf die Schwäche der Regierungen und spiegelt ihnen Verbesserungen vor; diese nimmt die Volksleidenschaften in Anspruch und spiegelt dem Volke Befreiung vor. Beiden dienen die Begriffe Italien und Nationalität zum Aushängeschilde. In ihrem laut ausgesprochenen Haß gegen Oesterreich, als das Haupthinderniß ihrer Pläne, mit seinem Besitzstande auf dem linken Po-Ufer vom Ticino bis zur Adria, hat die Revolution recht: die Fürsten, die der Sieg der destructiven Parteien von Haus und Hof vertreiben würde, haben unrecht, wenn sie — sei es um eine ihnen nicht zugängliche Popularität zu erreichen, sei es im Gefühl ihrer Schwäche — in den Chor des schreienden Haufens eingehen. Alles, was der Umwälzung frommt, kann den Regierungen nicht dienen. Zwischen den Parteien bitte ich Ew. kaiserliche Hoheit keinen andern Unterschied zu machen als den, welcher zwischen der Vorrede eines Werkes und dem Werke selbst besteht. Diese Wahrheit paßt vollkommen auf die Leiter der beiden Parteien. Zwischen einem Balbo, einem Azeglio, einem Gioberti, einem Petiti, diesen Verfechtern des italienischen Liberalismus, und einem Mazzini und dessen Spießgesellen besteht kein anderer Unterschied als zwischen Vergiftern und Todtschlägern auf offener Straße,

Digitized by Google

und findet ja ein Unterschied in dem Willen dieser Menschen statt, so verschwindet er auf dem Felde der Thaten. Dem Uebel entgegenzutreten, gibt es nur ein Mittel: Regieren. Das Regieren gehört den Fürsten, ihren Rathgebern und Handlangern an, nicht dem Volke und dessen Verführern: wollen oder verstehen die Regierungen das Regieren nicht, so thun sie besser, den Platz zu räumen, auf dem sie sich ohne Beihülfe des Regierens nicht behaupten können; es blüht ihnen dann die Aussicht, von dem Volke, das unter der Geisel der Befreier geblutet, zurückgerufen zu werden, um dessen Wunden zu heilen. Der weggejagte Fürst kehrt nie wieder! ... Machen Ew. kaiserliche Hoheit sich keine Illusion über den Werth der Richtung des Geistes gegen Oesterreich; der Wortlaut Oesterreich bezeichnet nicht die Sache, er berührt nur die hemmende Gewalt, der die Fortschrittsmänner sich entledigen möchten. Fiele diese Gewalt, so würden die italienischen Fürsten fallen, und keiner würde auf seinem Throne bleiben.... Hüten sich Ew. kaiserliche Hoheit vor den Einflüssen der liberalen Partei, die an sich selbst nur Dunst ist. Die ehrlichen Theilnehmer an derselben spinnen sich in Worte ein, und ihre Werke gedeihen nie, denn sie haben keinen praktischen Werth: diese Leute schießen Bresche, über welche die Radicalen in die Festung eindringen."

Der Schluß des denkwürdigen Briefes: „Das Interesse Toscanas ist von dem der österreichischen Monarchie unzertrennlich; das wissen die Factionen und deshalb wollen sie die Trennung", enthält das Alpha und Omega, enthält aber auch zugleich den praktischen Kern des Systems Metternich, das für ihn bekanntlich den vollen Werth einer „Weltordnung" hat. Auf den Umstand, daß Oesterreich der Felsen der Reaction ist, soll zugleich seine Hegemonie in Deutschland wie in Italien gegründet werden: darum ward in Florenz wie in Stuttgart eindringlichst vor den liberalen, annexionistischen Bestrebungen Sardiniens und Preußens gewarnt. Denn natürlich bildete die schon zwei Jahre vor der Katastrophe beginnende Spannung mit Karl Albert für Oesterreich den Mittelpunkt der Situation. Wol fängt eine Instruction Metternich's an Ficquelmont in Mailand vom 22. Aug. 1847 mit den Worten an: „Italien ist in eine völlig neue Phase eingetreten. Die schwachen Regierungen Mittelitaliens hatten seit langer Zeit das Uebel sich verbreiten und Wurzel fassen lassen, sodaß es bei der ersten Gelegenheit hervorbrechen mußte; die Wahl Pius' IX. ist diese Gelegenheit gewesen." Wol schrieb der Fürst unter dem gleichen Datum an Marschall Radetzky: „Waren die frühern Zeiten großer Anstrengungen bedürftig, so waren sie doch besser als die gegenwärtigen: die Erscheinung eines liberalisirenden Papstes war der Welt noch aufbewahrt!" Allein das Hauptaugenmerk Metternich's war mit gutem Grunde auf Turin gerichtet. Schon Ende Mai 1846 muß Graf Buol dort über laxe Handhabung der Censur in Genua Beschwerde führen, später sogar den König daran erinnern, wie er es nur der Intervention des Kaisers Franz verdanke, daß nach seiner Betheiligung an der Revolution von 1820 sein Erbfolgerecht nicht umgestoßen wurde. „Kein Fürst", schrieb Metternich am 29. Mai 1846 an Buol, den österreichischen Gesandten in Piemont, „hat eine andere Wahl als die zwischen zwei Systemen: Aufrechthaltung der Fundamentalgrundlagen der Ordnung, oder Triumph der Carbonarirevolution; denn das System der Liberalen ist in seiner ganzen Nichtigkeit bloß-

Digitized by Google

gelegt." Der Kanzler „leugnet ausdrücklich", daß er dem König von Sardinien die Absicht zutraue, sich an die Spitze der Revolution zu stellen und die andern Regierungen, allen voran die päpstliche, aus der Halbinsel zu vertreiben: und hielte man ihn selbst dessen für fähig, wäre es möglich, daß er Italien entkatholisiren wollte? Aber den Heiligen Vater seiner weltlichen Macht berauben, das wäre der Triumph der Irreligiosität. Und wieder: „Die Revolution ist ein Proteus, der seine Gestalt geschickt nach den Umständen zu wechseln versteht. Die Devise, die sie heute auf ihre Fahne geschrieben hat und um die sie die Massen zu sammeln versucht, heißt Nationalität.... Man weiß, was alle diese hochklingenden Phrasen von Nationalität werth sind, wenn die Revolution es ist, die es übernimmt, sie in Thaten umzusetzen, wie eben jetzt bei den Schmerzensscenen, die Galizien mit Blut und Thränen bedeckt haben." In einem geheimen Briefe gleichen Datums (29. Mai 1846) an Buol sagt der Kanzler unumwunden: „Ich bin weit entfernt von der Annahme, Karl Albert sei unfähig, sich verführen zu lassen. Gewiß aber ist, daß der König nur die Wahl hat zwischen zwei diametral entgegengesetzten Systemen: zwischen demjenigen, das er bisher befolgt hat, und demjenigen, das er, nach vielen Symptomen zu schließen, in einer nahen Zukunft befolgen zu wollen scheint. Das eine ist das der Erhaltung, das andere das der crassen Revolution. Der Liberalismus, dessen Fahne Karl Albert 1820 gefolgt, ist verbraucht; der Radicalismus ist an seine Stelle getreten. Will also der König die conservative Richtung verlassen, so bleibt ihm keine Alternative subversiver Tendenzen; er muß sich der Revolution durch den Carbonarismus in die Arme werfen, der aus zwei Elementen besteht, der bürgerlichen Anarchie und dem politischen Kriege."

Und wunderbar! Dabei könnte man nicht einmal sagen, Metternich selbst habe eigentlich gefunden, daß in der Monarchie der Habsburger sein System, oder vielmehr seine „Weltordnung" des „Justamentnöt" den Völkern besonders gut anschlug. Wenigstens trägt Fürstin Melanie schon zu Weihnachten 1835 in ihre Annalen ein: „Clemens ist durch die ungarischen Angelegenheiten sehr peinlich in Anspruch genommen, er sieht sie in recht trübem Lichte. Er hat mit so bösen Leuten zu thun, daß ich überzeugt bin, er beurtheilt dies unglückliche Land zu hart. Es zählt freilich manche sehr exaltirte Köpfe und schlechte Subjecte; allein im Grunde ist es ein gutes Land, wo es treffliche und edle Charaktere gibt, die man sehr gut benutzen könnte, wenn man sie nur recht zu nehmen wüßte. Die dortigen Angelegenheiten versetzen mich oft in eine sehr schwermüthige Stimmung." Allein Metternich schreibt am 1. Mai 1836 aus Preßburg, wohin er mit dem Kaiser abgereist war, um den Landtag zu schließen: „Ich habe im Laufe meines Lebens viel gearbeitet und viele Geschäfte abgemacht; aber Sachen wie diese hier sind recht unangenehm. Ungarn, das Land, seine Gesetze, seine Sitten, seine Gebräuche sind um mehrere Jahrhunderte hinter dem übrigen Europa zurück; dabei sind einige hirnverbrannte Subjecte mit den Ideen getränkt, die im Westen Europas aus dem Uebermaß der Civilisation entsprungen sind, und wollen dieselben auf einen Gesellschaftskörper anwenden, der zu deren Aufnahme nicht reif ist. Im Menschenleben gibt es eine Kindheit, ein reifes Alter und den Verfall: Ungarn

Digitized by Google

hat das Mannesalter übersprungen; und was die Narren dieses Landes in andern Ländern gesucht haben, das waren nicht die Früchte des reifen Alters, sondern die Producte des Verfalls. Das ist die Wahrheit und die ganze Wahrheit." Als der Kanzler sich im Mai 1843 zur Eröffnung des Landtages nach Preßburg begab, schrieb er dem König von Preußen: „Ich bitte Ew. Majestät, sich über diesen Reichstag nicht den Kopf zu zerbrechen; denn mit all Ihrem großen Verstand können Sie nicht dahin gelangen, das zu verstehen, was ein solcher Tag bietet. Lassen sich Ew. Majestät ebenso wenig von dem Lärm stören; denn hinter demselben steckt nichts. Ungarn bedarf einer Umgestaltung, und so Gott will, wird dieselbe auf ganz einfachem Wege erfolgen. Das Land steht auch nicht von fern im Kampfe mit dem König: die Parteien bekämpfen sich untereinander und möchten wol ein interessantes Schauspiel gewähren, thronte nicht die Langeweile über demselben. So oft von Ungarn die Rede ist, vergesse man nicht, daß noch vor 150 Jahren Ungarn unter einem Pascha stand." Im November 1843 aber schrieb der Fürst an den Palatin Erzherzog Joseph: „Thatsache ist, daß im ungarischen Haushalt alles kreuz und quer liegt; nichts an seinem Platze. Daraus entsteht Lähmung: dies ist so wahr, daß das Land selbst gegen die Revolution gelähmt ist; denn wäre das nicht der Fall, so stünde Ungarn, infolge der in ihm gärenden Elemente, bereits in Revolution. Der Weg der Concessionen würde das Land nur zur Revolution führen. Kommt es in Ungarn zu einer Revolution, so wird sie Ströme von Blut kosten und zur Erhebung der untersten Volksschichten gegen die Besitzenden führen. Dies fühlen übrigens die Parteien im Lande selbst und schonen sich deshalb mehr als gewöhnlich: selbst gegen den König treten die ihm Entgegengesetzten weicher auf, weil sie wissen, welche Ahndung derselbe ohne große Mühe gegen sie üben könnte.... Einseitige Concessionen sind Geschenke: wer immer schenkt und niemals empfängt, der muß bankrott werden. Im ungarischen Haushalt haben Concessionen auf dem Gebiete der Principien und der königlichen Rechte in Menge stattgefunden, sodaß die Grenzlinie erreicht ist, die ohne Zusammenbruch des Königreichs nicht überschritten werden kann. Solange es nur die Schmälerung der königlichen Gewalt gilt, waren die Parteien blind genug, um das Spiel als fruchtbringend für sich zu betrachten: heute wo sich dasselbe gegen die privilegirten Stände kehrt, wendet sich das Geschäft; Besinnung und Furcht erheben die Blicke nach dem Thron!... Unerläßliche Nothwendigkeit bleibt in erster Linie, daß die preßburger Straßen- und Tafelskandale dorthin gewiesen werden, wohin sie gehören — in die Hölle!" Ende 1844 beginnt Metternich eine Denkschrift über die ungarischen Zustände: „Ungarn steht bereits in der Vorhölle der Revolution.... Beständen dort nicht den socialen Zuständen angehörige Eigenthümlichkeiten, bildete das Land nicht einen, legislativ und administrativ getrennten, politisch aber vereinten Theil des Kaiserreiches, so wären Ungarn und Siebenbürgen bereits längst der großen Revolution verfallen. Nur die exceptionellen Bedingungen, in deren Bereich beide Länder stehen, vermochten das zu verhindern. Statt in Flammen aufzugehen, glimmen die revolutionären Elemente unter der Asche fort; wird ihnen nicht Einhalt gethan, so werden sie die alten Gebäude in einen Aschenhaufen verwandeln." Für Metternich gehört „die Mehrzahl der ungarischen Opponenten"

Digitized by Google

trotzdem zur „faselnden Opposition". Er schließt sein Mémoire: „Das heute lebendige allgemeine Gefühl im Lande ist, daß die Dinge, wie sie stehen, zu bleiben nicht vermögen, und daß die Hülfe nur vom Throne ausgehen kann; denn eben aus der Prüfung des Gelichters der einer Verbesserung der Zustände im Wege stehenden Opposition ergibt sich, daß in deren Reihen nicht einer ist, welcher sich zu einer, die Lage verbessernden Gewalt zu erheben vermöchte!" Die vollständig irrthümliche Hallucination, als werde man im Nothfall in Ungarn der revolutionären Bewegung dadurch Herr werden können, daß man, wie in Galizien, die Bauern gegen die „Herren" ausspielte, verließ Metternich bis zum Schluß nicht. Schrieb er doch an Apponyi nach Niederwerfung der galizischen Insurrection im März 1847: „Der tapfere und loyale Widerstand (!), den das galizische Volk der Verführung der obern Klassen entgegensetzte" (man gedenke der schauerlichen Blut- und Mordscenen, die an die Greuel der verschiedenen Bauernkriege erinnerten, auf den Edelhöfen des Tarnower Kreises und anderswo!), „wird auf Ungarn einen großen Einfluß ausüben. In vielen Beziehungen leben die Bauern dort noch in der Lage, der die österreichische Gesetzgebung die Bevölkerung Galiziens entrissen hat. Das Beispiel der Gerechtigkeit (!), das die letztere an den Verführern statuirt hat, könnte mit Leichtigkeit gegen die höhern Stände in Ungarn sich kehren; in diesem Punkte brauche ich Ihnen keine Aufklärung zu geben; Sie wissen gleich mir, was es in Ihrem Lande für eine Wirkung üben würde, wenn der König Miene machte, einen Aufruf an das Volk zu richten!"

Uebrigens bilden gerade die Depeschen Metternich's über die Einverleibung Krakaus, die mit dem galizischen Aufstand so eng zusammenhing, und die Antwort auf den Protest der Westmächte einen Glanzpunkt seiner diplomatischen Thätigkeit. Sie sind an die Cabinete von Paris und London gerichtet und datiren vom 6. Nov. 1846, resp. vom 4. Jan. 1847. Analysiren lassen sich diese Meisterwerke leider nicht, da ihre Stärke in der streng geschlossenen Logik ruht: sie wollen in extenso gelesen sein, um nach ihrem vollen Verständniß gewürdigt zu werden. In einem vertraulichen Schreiben an Apponyi, das die Antwort auf den westmächtlichen Protest begleitet, erklärt Metternich gar, wenn man von allem Parteizwiste und aller Voreingenommenheit abstrahire, erscheine die Einverleibung Krakaus als „einfache Polizeimaßregel". Guizot war mit allem sehr einverstanden; Palmerston aber nahm in der schweizer Affaire seine Revanche so gründlich, daß Metternich, nach der Niederlage des Sonderbundes, Guizot zu Weihnachten 1847 durch Apponyi mahnte, sich nicht „radicalisiren", „das Recht der Mächte am allerwenigsten unter die Zuchtruthe Lord Palmerston's beugen zu lassen"; Lord Palmerston, „der interventionslustigste aller Staatsmänner, der am meisten beschäftigte, immer und überall, in jeder Frage und bei jeder Gelegenheit dreinzureden, dessen Prätension sich offenbar bis zu der unverschämten Forderung erhebe, daß die fremden Länder nur durch Männer seiner Wahl regiert würden, nehme sich heraus, den Nachbarstaaten der Schweiz zu verbieten, daß sie über ihre eigene Sicherheit wachen, indem er sie unter der Aegide des Nichteinmischungsprincips mit dem Interdict belegte"! Zwei Memoranden über die Insurrection und über die Zustände Galiziens schildern aber so wahrheitsgetreu „die allerbarbarischste Lage", in der Galizien

Digitized by Google

sich zur Zeit des Jagellonenreiches befunden; den „miserablen Zustand", in den „der Misbrauch der Gewalt von seiten der kleinen adeligen Grundbesitzer, der sogenannten „Slachziz", die Bauern versetzt; die Preisgebung dieser letztern durch die Magnaten, die, selbst durch das politische Spiel ruinirt, ihre Unterthanen mit unerträglichen Lasten beladen ließen"; die Erlösung, welche das Kaiserreich der Bevölkerung gebracht, und die Treue, mit der sie deshalb an demselben hänge. Metternich schildert hier das alles so anschaulich, daß wir wenigstens die Conclusionen, zu denen er gelangt, kurz resumiren wollen. Galizien müsse in West- und Ostgalizien getheilt werden: „Natur und Bevölkerung selbst scheinen diese Scheidung durch den Lauf des Sanflusses zu bezeichnen. Der Volksstamm auf dem westlichen Ufer ist der masurische; den auf dem östlichen Ufer bilden die Rußniaken, zwei durch Cultus und Sitte getrennte Stämme." Als Sitz des Guberniums für Westgalizien eigne sich am besten — horribile dictu — Teschen; Lemberg liege zu weit entfernt, sowol von der Reichshauptstadt wie von den äußersten westlichen Kreisen Galiziens. Ueberhaupt bleibt die Hauptaufgabe der Regierung „die Beförderung und Stärkung des deutschen Elements in Galizien": der Kanzler proponirt als „Mittel zum Zwecke die Förderung von Ankäufen der Domanialbesitzungen durch Deutsche; die Erhebung des deutschen Bürgerstandes durch die Verbreitung der deutschen Sprache in den Schulen und auf andern Wegen". Noch keine vierzig Jahre sind seitdem verflossen; ein wiener Journal jedoch, das heute für die Anwendung der deutschen Sprache in Galizien, oder gar für dessen Zerreißung plaidiren wollte, würde unbedenklich als „Hetzblatt" klassificirt werden und der schweren Hand der Polizei oder Staatsanwaltschaft verfallen. Ein Publicist aber, der es wagt, Teschen zur Hauptstadt Westgaliziens vorzuschlagen, könnte sicher sein, von der officiösen Meute als „Kornblumenritter" denuncirt zu werden, der österreichische Provinzen zur Annexion an Preußen präpariren wolle. Beweis das Hallo der Preßhusaren gegen die Idee einer Zweitheilung Böhmens, deren erster Urheber doch Palacky im kremsierer Verfassungsausschuß war, wie bei Springer („Geschichte Oesterreichs", II, 629) nachzulesen ist.

Wir kommen zur Katastrophe, über welche das Tagebuch der Fürstin Melanie einige charakteristische Details enthält. Da bis zum 29. Febr. keine Nachrichten aus Paris in der Staatskanzlei eingelaufen waren, wurde man dort ruhiger: da überbrachte um 5 Uhr nachmittags Rothschild eine Depesche mit der Nachricht von der Abdankung Ludwig Philipp's. „Man wird verrückt, wenn man die Zeitungen liest mit den Einzelheiten über die französische Republik; man könnte sich in das Jahr 1793 zurückdenken. Es ist, als wäre die Hölle losgelassen; und Gott allein kann dieser entsetzlichen Flut einen Damm setzen." Am 10. März: „Die Ruhigsten sind erschüttert; die Lage ist eine so trostlose, daß man in der That nicht weiß, wohin die Blicke richten. Daher haben wir Frauen im engen Kreise unserer Familie, meine Mutter, Karoline und Sophie Zichy, Felicie Hyos, Emilie Széchényi, Herminie und ich, uns zu inbrünstigem Gebet vereinigt, auf daß der Herr uns aus der Noth helfe." Weiter lesen wir: „Am 12. abends sahen wir bei uns mehr Leute als gewöhnlich, darunter Felicie Esterházy, geborene Sigmy, die nicht

Digitized by Google

immer versteht, was sie spricht. Unter andern warf sie die lakonische Bemerkung hin: «Ist es wahr, daß ihr morgen weggeht?» «Warum?» frug ich. «Nun, man sagt uns, wir sollen Kerzen kaufen, um morgen zu illuminiren, weil ein großes Ereigniß stattfinden wird.»" Sodann: „Am Montag, 13., um 10 Uhr abends, vernahm ich, daß man anfange Concessionen zu machen und daß die erste Concession der Sturz meines Mannes sei. Im ersten Moment hielt ich es für unmöglich; sterben ja, aber mit Ruhm! Aber Concessionen! Den heutigen Thatsachen gegenüber schien mir das zu erbärmlich; und mein erstes Gefühl war das der Schmach für unsere unglückliche Monarchie vor Europa, vor der ganzen Welt." „Ich kann gar nicht sagen", fährt die sonst so lebensfreudige Fürstin, mit der in den Tagen des Glückes alle „so lieb" gewesen, in ihren Aufzeichnungen fort, die während dieser Zeit natürlich erst nachträglich gemacht wurden — „ich kann gar nicht sagen, was ich an diesem Tage an Undank und Schlechtigkeit erfuhr. Ich habe nie viel von den Menschen gehalten; aber ich gestehe, daß ich sie mir nicht so niedrig vorgestellt hatte. Wie die Ratten ein untergehendes Schiff verlassen, wurden wir von vielen beängstigten Freunden geflohen.... Alle Welt freute sich darüber, daß Clemens in der öffentlichen Meinung Europas herabgesetzt war; ich aber halte ihn für größer denn je. Man wird sehen, was kommen wird." Am 14. März: „Clemens hat geschlafen, wie der Gerechte nach einer edel vollbrachten That.... Jeder hat den Kopf verloren; nur daß man leider das nicht verlieren kann, was man nicht hat." Das fürstliche Paar verließ die Staatskanzlei, „um niemand unbequem zu werden", und ging zu Taaffes; die Kinder wurden zu Esterházys geschickt. Aber „die Lage begann für die gastfreundlichen Taaffes so unheimlich zu werden, unsere Verlassenheit war so allgemein, daß wir daran denken mußten, uns von Wien zu entfernen. Nachdem wir bei Taaffes gespeist, fuhren wir in einem Fiaker Brezenheim's zu Karl Liechtenstein in die Jägerzeile." (Fürst Brezenheim war der Schwiegervater des Grafen Taaffe, Präsidenten des Obersten Gerichtshofes; der gegenwärtige Premierminister ist des Grafen Sohn.) „Man gab uns einen Wagen mit Pferden des Fürsten Louis. So fuhr ich mit Clemens fort, während die Kinder unter dem Schutze Rechberg's die Eisenbahn benutzten." Vorher ließ der Exkanzler noch den Erzherzog Ludwig um Rath fragen, der ihn gewissermaßen dazu aufforderte mit den Worten: „Heute Sie, morgen ich!" Die Fürstin fügt erregt hinzu: „Also hat man unsere Abreise gewünscht." Als treue Gattin klagt sie weiter: „Der Mann, der immer seine Gewohnheiten, seine Bequemlichkeiten hatte, für den ich gestern noch jede Erkältung, jede Zugluft zu vermeiden suchte, war in seinem 75. Lebensjahre obdachlos.... Wir hatten doch so viele Freunde und fliehen nun allein, ganz allein.... Man mag nicht daran denken, es ist wie ein gräßlicher Traum!" Nun, mit der „Obdachlosigkeit" war es bei den vielen herrlichen Schlössern des Fürsten in Böhmen, am Rhein und auch in Inneröstereich nicht so wörtlich zu nehmen. Allein „Clemens war leidend auf dem Wege nach Feldsberg; er war sehr durch die sechsstündige Fahrt ermüdet, und nun wurde die Straße so schlecht, daß er vor Schmerzen stöhnte.... Bei unserer Ankunft fanden wir, Gott sei Dank! die Kinder wieder; es war sehr kalt im Schlosse, da natürlich niemand von unserer Ankunft benachrichtigt war. Erst nach

Digitized by Google

zwei Stunden konnte Clemens zu Bett gebracht werden. Es war gegen 4 Uhr morgens, und nichts für die Gemächlichkeit, nichts für die gewohnten Bedürfnisse war vorhanden". Der Herausgeber der Memoiren, Fürst Richard, damals 20 Jahre alt, fügt hinzu: „In dem ganzen kalten und gänzlich unvorbereiteten Schlosse war nur ein Zimmer mit Kaminfeuer nothdürftig geheizt; mein armer Vater legte sich, bevor er ins Bett gebracht werden konnte, auf ein Sofa, wo wir Kinder ihn mit unsern Mänteln und Shawls bedeckten, um den müden und erstarrten Körper einigermaßen zu erwärmen."

Nun, zum Glück zählte das Martyrium des Greises nur nach Stunden: das Brot des Exils, das er in London aß, war für ihn nicht bitter; nachher war ihm noch ein Jahrzehnt genußreichsten Stilllebens auf seinen Gütern und in dem prächtigen wiener Palais am Rennweg beschieden. Wie oft aber mögen Silvio Pellico und Ypsilanti in den Kasematten des Spielbergs und von Munkacs verzweiflungsvoll die Hände gerungen, wie oft gleich der Fürstin Melanie mit dem Himmel gerechtet haben: „Warum? Was thaten wir? Haben wir das verdient?" ehe sie, unheilbar siech an Leib und Seele, den Tod im Herzen, die eisigen, finstern, nassen Kerkerzellen verließen. Wir erinnern uns sehr genau, daß schon im Sommer 1848 ein gar flotter Brief Metternich's durch alle Zeitungen ging, in dem er voll freudigster Hoffnung eine nahe Zukunft prognosticirte, wo alles, was das Blei der Kriegsgerichte von dem Rebellengelichter übriggelassen, nach Amerika spedirt sein würde. Schade, daß der Brief in der Sammlung fehlt. Uns tönt die sonore Phrase „Le plomb des conseils de guerre" noch nach 36 Jahren in den Ohren!

Digitized by Google

LIBRARY UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Brindisi.

Eine historische Landschaft.

Von

Alexander von Warsberg.

Es haften verurtheilende Schlagworte an manchen Orten. Brindisi gehört zu diesen. Und so vorurtheilsvoll bin auch ich das erste mal hierher gekommen: nur daß mich die großen Erinnerungen an Julius Cäsar und Pompejus, an Cicero und Cassius, an Augustus und Marc Anton, an Horaz und Virgil, und an die mit der Asche ihres in Antiochia vergifteten Gemahls Germanicus hier gelandete Livia, an das ganze antike Römerthum und an alle seine Schriftsteller, denen mein Sinn und meine Studien so sehr gehören, aber auch die Erinnerungen wieder an Normannen und Sarazenen, an die Hohenstaufen und zuletzt noch an den auch hier umsichtig und thätig eingreifenden Karl V. wenigstens neugierig gemacht hatten, den so geweihten und ausgezeichneten Platz einmal auch mit eigenen Augen zu sehen.

Ich kam hier an „um die Zeit der Wintersonnenwende", so wie Appian dies in seinen römischen Geschichten von der Ankunft des großen Julius Cäsar angemerkt hat, als dieser hierher kam, den Pompejus nach Pharsalos hinüber zu verfolgen, und ich war durch diesen historischen Zufall nicht wenig stimmungsvoll voreingenommen; aber es war auch in der That ein häßlicher Decembertag: der Morgen trübe und feucht von herabhängendem regungslosen Sciroccogewölk, und die Gassen und Wege bodenlos schmuzig vom Regen, welcher nachts herabgeströmt. Indessen fand ich bald heraus, daß auch das mir nur eine Gemeinschaft mehr mit dem großen Julier gab, welchen, wie Appian berichtet, „der Wind gegen seinen Willen und trotz aller Ungeduld so zurückhielt, daß er noch den ersten Tag des neuen Jahres in Brundusium zubringen mußte". Das können auch nur Südwinde verschuldet haben, denn diese einzig stehen dem Auslaufen von Brindisi entgegen und sind auch in Wahrheit die im Winter vorherrschenden. Mit Cäsar's Ungeduld suchte ich mich also zu gedulden, und las mir als ein zerstreuendes Mittel dazu seine ganze hiesige Geschichte aus dem Appian vor. „Cäsar dagegen eilte um die Zeit der Sonnenwende nach Brundusium, in der Hoffnung, seine Feinde besonders durch das Unerwartete eines Angriffs in Schrecken zu setzen. Aber er fand in Brundusium weder Lebensmittel noch sonstige Zurüstung; nicht

Digitized by Google

einmal sein Heer war ganz beisammen. Gleichwol berief er die Anwesenden zu einer Versammlung und hielt folgende Rede an sie: «Ihr Männer, die ihr mir in einer so hochwichtigen Sache beistehen wollt, nicht die stürmische Winterzeit, nicht die Langsamkeit unserer Genossen, nicht der Mangel an schicklicher Ausrüstung wird mich von meiner Unternehmung zurückhalten; denn vor allem, denke ich, soll rasches Handeln mir frommen. Darum sollten wir, glaube ich, die wir zuerst hier zusammengetroffen sind, Diener, Lastthiere, Gepäck und alles hier zurücklassen, damit uns die vorräthigen Schiffe aufnehmen können; sollten allein sogleich uns einschiffen und hinübersegeln, ehe die Feinde Kunde von uns erhalten, indem wir gegen die Winterstürme unser Glück, gegen die Schwäche unserer Zahl unsere Kühnheit einsetzen, gegen die Furcht vor Mangel auf der Feinde Reichthum blicken, in dessen Besitz wir uns sogleich beim Anlanden setzen können, wenn wir bedenken, daß wir nichts Eigenes haben, als was wir erobern. Auf denn, laßt uns die Diener, das Gepäck, die Lebensmittel der Feinde holen, solange sie noch in Häusern überwintern! Laßt uns ausziehen, während Pompejus wähnt, auch ich überwintere oder beschäftige mich als Consul mit festlichen Aufzügen und Opfern! Ich brauche es euch nicht erst zu sagen, daß in den Kriegen eine überraschende Unternehmung am wirksamsten ist, und welche Ehre es uns bringt, wenn wir den allerersten Ruhm des künftigen Feldzuges davontragen und unsern Genossen, die uns sogleich folgen werden, jenseit eine sichere Stätte bereitet haben. Ich für meinen Theil wünschte lieber jetzt schon, in diesem Augenblick zu Schiffe als auf der Rednerbühne zu sein, damit Pompejus mich erblickte, wenn er glaubte, ich sei noch in Rom mit amtlichen Anordnungen beschäftigt. Wol ist mir euere Folgsamkeit bekannt, doch erwarte ich eine Antwort von euch.»

„Da rief laut mit Begeisterung das ganze Heer, er solle sie führen. Cäsar sprang sogleich von der Rednerbühne herab und führte sie an das Meer, 5 Legionen zu Fuß und 600 auserlesene Reiter. Wegen der Unruhe des Meeres aber mußte er auf offener See vor Anker liegen."

Ist das nicht so poetisch gesprochen, so charakteristisch gezeichnet, als irgendetwas, das Shakspeare dann dem großen Römer in den Mund gelegt und ihn hat thun lassen? Die antiken Geschichtschreiber waren nebenbei auch Dichter, dramatischer als die professionellen unserer modernen Literatur. Und bei diesen Betrachtungen, die zuerst nur meine Geduld stärken sollten, mir aber dann beim Lesen solche Freude bereiteten, kam zur Belohnung für meine Ausdauer als eine andere Reminiscenz auch mir das Glück zu Hülfe, nicht daß ich schon mit ihm übers Meer fuhr gleich Cäsar zu den Keraunien hin, aber daß es heute wie damals wieder licht wurde. Schon der Mittag ward sonnig und warm, beinahe für meine weiten Spaziergänge um und durch die Stadt zu warm; der Himmel blau mit glanzvollen grellweißen Wolken darauf; die See golddufftig bis in weite sehnsuchterweckende Fernen hinaus; und die dunkle eisenhaltige Erde blieb rothbraun, von jener starken ausdrucksvollen Farbe, wie sie der Frescomaler braucht, um mit breiten Streifen und Lagen in seinen Gemälden dem Vordergrunde und der Ebene Kraft und Charakter zu geben; und die Wiesen und die Artischockenfelder, der Wein, der noch in reichen Guirlanden hing, blühende Hecken und das

Digitized by Google

saftig dichte Laub der Orangen und Citronen bewahrten das frische erquickliche Dunkelgrün, das ihnen der reinigende Regen gegeben hatte, und die schönsten Palmen, die man irgend sonstwo in Unteritalien bemerken kann, standen in der Mitte, alles überragend, gedächtniß- und gedankenvoll, melancholisch ernst still, hinaufgehoben mit den vollen Kronen, in denen auch Früchtenbüschel hingen, nach dem blauen, sonnigen Aether, ragend über die spanischen Festungsmauern und die noch ältern normannischen und byzantinischen Kirchenruinen, und selbst über die antiken Römersäulen, bis sie das Meer sehen, das warme südländische Meer, woher sie gekommen sind und wohin auch mein Blick und meine Erwartung immer wieder sich wendeten.

Und wie Schuppen fiel es mir von den Augen, und ich mußte mir sagen, daß selbst in Italien nicht mehr viele Orte sind, deren landschaftliche Erscheinung so ganz in Uebereinstimmung mit dem ihnen innewohnenden Geiste, mit der Seele ihrer Erinnerung sei als dieses Brindisi, und daß hier ein ganz harmonisches Bild, eine historische Landschaft gesehen werde, vielleicht gerade darum so historisch und poetisch, so malerisch schön und harmonisch, weshalb es von jenem Vorurtheil gerichtet wird, indem es voll Schmuz und Ruinen und nicht befleckt vom verwüstenden Geiste der Neuzeit ist. Denn Künstler und Dichter werden immer im Verfall schwelgen. So bildete sich bei mir eine wahre Passion für dieses gesteinigte Brindisi aus, und ich habe alle meine Reisen nach dem Orient, wie lockend auch deren letztes Ziel sei, in der zögernden Weise eingerichtet, daß ich hier einen vollen Tag vor der Einschiffung und Abfahrt in Erforschung der alten Ruinen zubringe.

So konnte ich denn auch bereits im Jahre 1874 und wieder nahe der Wintersonnenwende in mein Tagebuch einschreiben:

Brindisi, Sonntag, 6. Dec. nachts. Wanderung um und auf den Mauern der Stadt, zuerst nordwärts hinein in die Tiefe des alten Hafens, wo jetzt ganz unbrauchbar, unzulänglich das malerische Schloß steht. Von der gegenüberliegenden Gartenküste gesehen mit dem Spiegel des Hafens im Vordergrunde, mit dem einen und dem andern ab- und zuziehenden kleinen Segel davor: müßte es ein ganz hübsches Aquarell geben. Die Thürme sind alt, rund und mit Zinnen versehen; die Schatten stark und die Farben verwittert. Es ist aus gelbgrauen Steinen gebaut, die Quadern so sorgsam gefügt, ohne sichtbaren Mörtel, wie wenn der Bau classisch antik wäre. Nach dem Glacis zur Landseite hin flankiren gewaltige runde Thürme die Pforte und die Brücke. Mit andern steigt es in der Mitte noch höher auf. Alle Zinnen sind mit Wäschestücken, die trocknen sollen, überhangen. Statt meine Frage abzuwarten, ladet mich die Schildwache schon aus weiter Ferne zum Eintritt ein. Das ist der Süden; freundlich und warm wie seine Sonne auch die Menschen, und überall wirkliche Urbanität. Wieder sage ich, wie leicht wird es hier, Demokrat zu sein! Bei uns würde ein Bauerssohn auf hohen Befehl meine furchtsame unterthänige Bitte mit der hochmüthigsten Grobheit beantwortet haben. In dem Castell sind 718 Gefangene festgehalten. Sie schienen aber sehr zufrieden bei der Arbeit. Nicht ein trübes Gesicht begegnete mir. Von dem flachen Dache der Arbeitssäle weite Aussicht auf die Ebenen im Norden und

Digitized by Google

Westen, die in der letzten Ferne blau lagen; auf das Meer im Osten und Süden und die nahe graubraune, steinerne Stadt, und die Gartenhügel jenseit des Hafenarmes. Dort sogar Palmen, alles voll von Cactus, Agavenhecken, und ab und zu schützende Pinienkronen. Aus dem Innern der Feste kamen von einem elenden Klavier lustige Polkatöne.

Ich saß, Platen lesend, die neapolitanischen Idyllen, lange auf den zerbröckelten Zinnen des Festungswalles. Die Luft so warm, so erquicklich, daß ich glaubte, die damaligen Wintertage in Korfu nicht unterbrochen zu haben. Auch der Friede von damals kam über mich. Meine ganze Seele, meine Lunge, wie die Augen längst schon, spannten allmählich ihre Flügel aus, zu großem, zu neuem Fluge. So wird man trotz des Körpers Schwere zum Vogel, ganz wie Faust es sich wünscht. Man muß nur wollen und sich hingeben, wenn die Stunde kommt, und der Zaubermantel ist unser. Hier nur lebt man frei, wo man körperlich so wohl leben kann. Auch die schönen Laute der Sprache thaten mir wohl, sodaß jeder Sinn seine Befriedigung erhielt. Es kamen dann zwei Soldaten, eine Truppe Gefangener begleitend, welche Steine in den Festungsgraben neben mir ausleerten. Beide klein, wohlgebildet, mit zierlichen Füßen, gut beschuht, rein gekleidet, die Uniform etwas nachlässig, aber gefällig tragend, im eifrigen, durch viele Bewegungen belebten Gespräch, und jede Geberde graziös, sicher; nichts Rohes, Gemeines in Reden, Blick, Haltung und Regung. Auch heute wieder erscheint mir jeder dieser Burschen aus dem Volk nur wie ein mit den Uniformen des 19. Jahrhunderts bekleideter pompejianischer Bronzenarciß. In der Kirche morgens spielten die Kinder und weinten nach Herzenslust, indessen am Hochaltar die letzte Messe gelesen wurde. Ich sah lauter Passini um mich. Auch die alten Weiber und die knienden, betenden, bronzebraunen, zerlumpten Männer stimmten dazu. Ein schwarzlockiger, blasser Junge aber, der sich während der Wandlung ungenirt auf die Treppe zur Emporkirche setzte und mit einer Büchse und einigen Soldi darin klapperte, war wie einer der Engelsbuben, die Cima und andere altitalienische Maler musicirend auf die Thronstufen ihrer heiligen Conversationen setzten. Daß sie wol einmal einen solchen hübschen, muthwilligen Jungen so gesehen, gab ihnen die erste glückliche Anregung zu solchem Bilde.

Ich ging auf der Landseite der Mauern weiter, an einem Thore vorüber und über das zweite weg. Die Gräben stehen voll verwilderter Agaven. Die heutige Stadt füllt kaum die Hälfte des alten Raumes. Auch noch bauliche Reste, sogar edle, große und schöne Palastfronten, zeugen in dem Innern der Gassen „von verschwundener Pracht“ und dieser größern Bedeutung der altitalischen Hafenstadt selbst bis in unser Mittelalter hinein. Auf dem Walle bei diesem zweiten Thore fand ich aus jener mittelalterlichen Zeit ein merkwürdiges kleines Kirchlein, eine einschiffige Basilika mit kleiner Apsis. Die Fronte ist ganz wie die Bauten in Aegypten drüben aus horizontalen Lagen lichter und dunkler Steine geschichtet, eine Rosette über der einzigen Thür aus arabischen Ornamenten zusammengesetzt. Und auch ein Hirtenjunge, der nahebei auf dem Walle Schweine hütete, sang schon klagend mit ganz orientalischen Melodien und ruhelos gedehntem Tonfall. In der Kirche hielt eben ein Geistlicher mit prächtiger Stimme

Digitized by Google

im vollsten, schönsten Italienisch für kleine Knaben die Christenlehre. Mir war es, als höre ich Cicero hier in Brundusium, wo er gelandet, ciceronianisch reden. Ein paar Mädchen, die mir begegneten und mich um Soldi zum Ankaufe von Cigarren lustig anbettelten, nannten mir das Kirchlein San-Christo. Durch ein armes Stadtviertel stieg ich dann im Süden Mauerbreschen hinab zu dem neuen Wege, der dort die Stadtwälle umgibt und zum Hafen führt. Von dieser Straße wäre auch eine malerische Ansicht des Ortes aufzunehmen. Viel unregelmäßiges, zerklüftetes und zerbrochenes Gemäuer, das viel grelles Licht und starken Schatten gibt; die alten Stadtwälle und Thürme; Agaven und zwei Palmen, die über alles aufsteigen. Einige bleigraue Rottmann'sche Wolken, wie er sie auf die Scylla und Charybdis gemalt, ballten sich darüber. Das Land jenseits, gegen Otranto zu, lag rothblau schon in den Farben des Abends.

Die ersten historischen Gedanken hat Herodot in diese Landschaft gelegt. Lange vor Trojas Fall läßt seine Polyhymnia Kretenser hier ankommen, also wol Phönizier. Diese angebliche Colonialbildung finden deutsche Geographen „wunderlich", weil sie infolge der Sprachfunde hier nichts erkennen wollen als illyrische Einwanderungen, welche der Küste den Namen Messapia gegeben haben sollen. Ich frage, warum können nicht beide geschichtlich sein, zwei Colonien übereinandergelegt, ineinandergemischt, die ältere wie überall die phönizische? „Auch Brundusium soll eine Colonie der Kreter sein, die mit Theseus aus Knossos kamen, oder auch die mit Japyx aus Sicilien auswanderten (denn man erzählt beides)." So berichtet Strabo und fährt dann fort: „Aber sie blieben nicht dort, sagt man, sondern zogen fort nach Bottiäa. Hernach, von Königen beherrscht, verlor die Stadt einen großen Theil ihres Gebietes durch die Lacedämonier unter Phalantos; dennoch nahmen diesen, als er aus Tarentum vertrieben worden war, die Brundusiener auf und würdigten ihn nach seinem Tode eines prächtigen Grabmals. Sie haben aber besseres Land als die Tarentiner; denn es hat zwar nur dünnen, aber sehr fruchtbaren Boden", — also auch in dieser antik-historischen Darstellung schon derselbe, wie er mir heute Nachmittag mit seiner reichen Blüte erschienen ist —; „und ihr Honig und ihre Wolle", setzt Strabo seinen nationalökonomischen Bericht fort, „gehören zu den besonders gerühmten Sorten. Auch hat Brundusium einen bessern Hafen; denn in Eine Mündung sind viele vor den Wellen sichere Häfen eingeschlossen, indem sich nach innen zu einige gesonderte Meerbusen bilden, sodaß die Gestalt einem Hirschgeweih ähnelt, woher sich auch der Name schreibt; denn mit der Stadt zusammen ähnelt die Gegend ziemlich einem Hirschkopfe. Der Hirschkopf aber heißt in der messapischen Sprache Brention." Auch das ist heute nicht deutlicher zu vergleichen. Kiepert freilich glaubt den Namen richtiger vom albanesischen brente, „das Innere", abzuleiten; was mir indeß das Unwahrscheinlichere bleibt, schon weil ich meine, daß, wer dem Ursprunge einer Sache näher gelebt hat, mehr Rechte des guten Glaubens hat.

„Der tarentinische Hafen dagegen", sagt Strabo weiterhin, „ist nicht ganz gegen die Wellen geschützt, weil er offen liegt und auch um seine innersten Winkel her einige Untiefen hat." Trotzdem scheint dieses Hirschgeweih von glücklichen Häfen erst spät geworden zu sein, was es unter dem weltbeherrschenden

Digitized by Google

Rom war und heute für das einige Italien wieder sein möchte; sodaß Polybios mit einigem Rechte, wenn auch schon übertrieben im Ausdrucke, schreiben durfte: „Es war nämlich damals (d. h. zur Zeit, da Tarent und Kroton, überhaupt die griechischen Colonien hier blühten) die Stadt Brundusium noch nicht gegründet."

Ganz so aber, wie man es heute oder wie man wenigstens immer noch die Ruinen der frühern Zeit sieht, beschreibt es Appian in seinen römischen Geschichten, da er erzählt, daß die Stadt, welche dem August treu blieb, vom Antonius belagert worden sei. „Von hier segelten sie vor Brundusium, wo fünf Cohorten des Cäsar in Besatzung lagen. Aber die Brundusier verschlossen die Thore vor beiden, vor Ahenobarbus, als einem alten Feinde, vor Antonius, weil er in Gesellschaft eines Feindes käme. Aufgebracht über dieses Verfahren, worin er leere Ausflüchte erblickte, während es eigentlich die Besatzung Cäsar's sei, die ihm im Sinne Cäsar's den Einzug verweigere, ließ er die Erdzunge, auf welcher die Stadt liegt, mit einem ummauerten Graben durchschneiden. Brundusium bildet nämlich eine Halbinsel in einem Hafen, der die Gestalt eines Halbmondes hat. Und man konnte jetzt vom festen Lande aus nicht mehr in die Stadt kommen, da der steile Verbindungsrücken durchschnitten und vermauert war. Aber auch den Hafen, so bedeutend sein Umfang ist, und die darin liegenden Inseln ließ Antonius ringsherum mit sehr vielen Festen einschließen. Cäsar Augustus mußte einige Tage in Canusium krank liegen. Obgleich er übrigens hinsichtlich der Stärke des Heeres dem Antonius noch weit überlegen war, konnte er dennoch, da er Brundusium abgegraben fand, nichts anderes ausführen, als daß er ein Lager gegenüber aufschlug und die kommenden Ereignisse abwartete. Antonius war zwar im Vortheil durch seine feste Stellung, in welcher er sich mit seinem entschieden kleinern Heere ohne alle Gefahr behaupten konnte. Dennoch rief er eiligst sein Heer aus Macedonien herbei und gebrauchte die List, daß er heimlich bei Nacht lange und runde (Last-)Schiffe mit Landvolk bemannt auslaufen ließ, welche bei Tag unter den Augen Cäsar's nach und nach bewaffnet wieder einlaufen mußten, als kämen sie aus Macedonien an. Nachdem auch seine Belagerungswerkzeuge fertig waren, machte er Anstalt, Brundusium anzugreifen, was den Cäsar um so mehr kränkte, als er ihn nicht daran zu hindern vermochte. Endlich aber ging in diesen Stellungen den beiden Heeren die Geduld aus. Sie waren noch nicht gewillt, sich um der absoluten Herrschaftsgelüste ihrer Feldherren willen auf Tod und Leben zu bekriegen. Sie wählten Abgeordnete, welche sich zu den beiderseitigen Heerführern begeben mußten. Diese Abgeordneten ließen sich nicht auf ihre Beschwerden ein, sie seien nicht gewählt, zwischen ihnen zu richten, sondern nur sie zu versöhnen, zwischen dem Cäsar und Antonius soll alles Vorgefallene vergessen und vergeben sein und in Zukunft Freundschaft bestehen. Und da vor kurzem Marcellus, der Gemahl der Octavia, einer Schwester des Cäsar, gestorben war, auch der Tod der ränkevollen Fulvia, der Gemahlin des Antonius, gemeldet worden war, so wünschten die Vermittler, Cäsar möchte die Octavia mit dem Antonius verloben. Cäsar erfüllte diesen Wunsch sogleich, und beide Heerführer umarmten sich, und den ganzen Tag und die ganze Nacht über ertönte unaufhörliches

Digitized by Google

Freudengeschrei bei dem Heere und frohe Wünsche für beide Männer. Nun theilten Cäsar und Antonius abermals das ganze Gebiet der Römer unter sich."

Dieser Theilungsvertrag des zweiten Cäsar ist wol neben der Rede des ersten, welche derselbe hier vor seiner Einschiffung nach Oricum hin den Truppen hielt, das bedeutendste Blatt aus der Geschichte dieser Stadt, die sich übrigens beinahe auf alle Blätter der römischen Weltgeschichte und in die Biographien aller ihrer berühmten Männer denkwürdig eingeschrieben hat. Man liest hier gleichsam aus dem Leben heraus antike Geschichte, frischt das Gedächtniß auf, indem man sinnlich die Sinne mahnt.

Brindisi, Freitag, 28. Nov. 1879. Hatte ich bisher mich vorzüglich den Außenwerken, den stattlichen Thoren und Ringmauern, den schroffen Bastionen und vielbethürmten Castellen gewidmet, die alle den monumentalen Charakter des Baustiles tragen, womit der kraftvolle Pietro duca di Toledo, Statthalter des spanischen Kaiser's Karl V., das ganze neapolitanische Königreich umformte, so wollte ich diesmal insbesondere das Innere der Stadt, das, was diese Mauern und Festungswerke umschließen, durchforschen. Ein großer Theil dieses weiten Bezirkes, namentlich der, welcher hinten, entfernter dem Meere zu auf der Höhe liegt, ist Feld geworden, Garten und Acker voll der üppigsten Gemüsestauden, Mandel- und Pfirsich-, Orangen- und Citronenbäume. Und wenn man dort wandelt, mit dem Blick zuerst über das reiche blühende Grün, dann über das Röthbraun der alten byzantinischen Kirchen, Thürme und Kuppeln, über das grelle Steingelb der mittelalterlichen normannischen und spanischen Paläste, über das stechende Weiß der modernen flachdachigen, neugetünchten kleinen und niedrigen Häuser, auf die vielverschlungenen und tiefeingebuchteten Häfen, und hinaus auf ein grenzenlos erscheinendes Meer: so erfreut man sich der schönen stimmungsvollen Abendbilder; denn die Sonne versinkt im Westen in die weithin sichtbare alte classische tarentinische Ebene, und wirft Licht und Glanz in die große und weite Ferne, breite und tiefe blaue Schatten in den vielgebrochenen, scholligen und hügeligen Vordergrund. Um den Hafen aber rundet sich ein neuer Kai. Dort unmittelbar an den Quaderdamm legen sich die großen Indien- und Aegypterdampfer der englischen P. O. Company, die Schiffe des Oesterreichischen Lloyd und der Società Florio an, welche nach Korfu und Syra, nach Smyrna und Salonichi, nach dem Piräus und nach Konstantinopel, nach Odessa und Trapezunt, nach Alexandria und Port-Said, nach Bombay und Kalkutta gehen. Doch wie bequem auch dieses Aus- und Einsteigen in neuerer Zeit durch diese Dammbauten und die Reinigung der Häfen gemacht worden ist, es herrscht doch dort nur wenig Leben und die Häuser rings um diesen Kai sind klein und verfallen geblieben, das einzige Grand Hôtel des Indes ausgenommen, und dieses hat nicht der Localfleiß des Ortes, sondern die Unteritalienische Eisenbahngesellschaft erbaut. Man kommt hier nur eben an, um in der nächsten Minute weiter zu gehen, und das gilt auch von den Passagieren. Waaren scheinen gar keine hier aus- und eingeladen zu werden, daher ich denn auch außer diesen wöchentlichen Passagierdampfern niemals irgendein großes anderes Dampf- oder Segelschiff hier vor Anker liegen

Digitized by Google

sah, und alles still und leer, beinahe melancholisch todt und ruinenvoll auf dem Meere und auf dem Kai wie oben bei dem verfallenen Festungsgemäuer fand. Der Handel hat sich noch nicht auf die Spur der alten Via Appia zurückgelenkt, und geht rechts und links hin auf seinen in Bombay und Kalkutta, Alexandria und Konstantinopel befrachteten Dampfern die adriatischen und tyrrhenischen Wege hinauf nach Triest und Venedig, nach Genua und Marseille, Southampton und Liverpool; und es scheint mir überhaupt, damit Brindisi wieder werde, was es einmal war, müßte auch die damalige Voraussetzung seiner Bedeutung sich wieder erfüllen, und Rom das einzige kaiserliche römische Rom, die Welthauptstadt werden. Bis dahin hat aber wol selbst der vermessenste Traum der Italia irredenta noch weit zu denken.

Unmittelbar hinter diesem schmalen Uferdamme, der wahrscheinlich auch erst allmählich der See abgerungen worden ist, erhebt sich schroff und steil das eigentliche Stadtgebiet. Kleine Schenken, Buden und Magazine sind unten um den Fuß dieser Höhen gebaut und verstecken sie beinahe völlig. Und gleich dort auf diesem ersten Landstrich, ganz Brindisi hoch überragend und den Schiffern weit auf das Meer hinaus sichtbar, erhebt sich das erste und beste, das edelste und schönste Denkmal der ältesten Geschichte dieser Stadt, eine Römersäule aus lichtem Marmor mit gigantischem Capitäl. Einstmals standen zwei hier, knapp nebeneinander. Von der andern ist nur der Sockel übriggeblieben, und dieser taucht für den von der Seefläche aus Hinaufschauenden unter in dem Häusergewirr. Im Wappenschilde von Brindisi haben sich noch beide aufrecht erhalten, in der Natur aber, will es mir scheinen, steht die einzelne viel schöner und malerischer da als ein Paar, und da ich nachmittags nebenbei in den Niederungen des ehemaligen, nun zugeschütteten innern Hafens spazieren ging, und zurückblickend immer wieder und, je weiter ich ging, höher und einsamer vor mir emporsteigend diese eine glänzendweiße Römersäule sah, die sich schroff abhob vom blauen Hintergrunde des Meeres und der Luft: da mußte ich mir sagen, daß es keine andere gebe, nicht in Rom und Sicilien, nicht in Griechenland und Kleinasien, die mehr Zeugniß gibt von versunkener Pracht, stürzen kann über Nacht, und welcher mehr der Uhland'sche Vers nachgedichtet zu sein scheint. Man will sie auch in die Byzantinerzeit vordatiren, weil das Capitäl gar so roh und abenteuerlich ist, ein das Gesims mit beiden aufgereckten Armen tragender und in das Blattgewinde verflochtener Gigant. Aber ich frage, wo hört die Römerzeit auf und wo beginnt die ausgesprochen byzantinische? Hier gewiß nicht, solange Byzanz und seine Kaiser, ein Heraclius und Justinian, noch so stark waren, auf solcher abgelegenen Küste so große Werke aufzurichten. Der Spanier Theodisius und der Thrazier Konstantin waren nicht mehr und nicht weniger Römer als jener Afrikaner und der Bulgare aus dem Dorfe des Balkangebirges. Das eine wie das andere Land gehörte zum großen römischen Weltreiche, und was sie hier aufstellten war römisch gedacht und gethan, so gut wie der Trajansbogen in Rom selbst und das Hadriansthor auf dem Olympeion zu Athen. Wenn man übrigens auch diesen erst justinianeischen Ursprung des Capitäls der Wappensäule von Brindisi zugesteht, so glaube ich doch nicht, daß der ungeheuere Schaft etwas anderes ist als ein Product der

Digitized by Google

größern ersten cäsarischen Zeit Brundusiums, als Rom noch hier ausmündete und hier anlandete, aus dem Osten heimkehrend. Denn in Byzanz selbst wußte Justinian nichts anderes zu thun, als sie sich anderswo zu stehlen. Keiner seiner Bauten dort hat mehr Aehnliches producirt; um wie viel weniger hier auf diesem damals schon halbvergessenen Strande. Es bleibt also die Wappensäule von Brindisi auch als ein denkwürdiges Zeugniß der Pracht und der Größe, der Macht und der Stärke, des Hochmuths und der Eitelkeit, der Ueberhebung und der Verschwendung des weltbeherrschenden Roms übrig, so gut wie das Capitol und das Colosseum, und ist als solches Denkmal zu verehren und aufrecht zu halten, eine Reliquie der Allmacht, welche hier einmal einem König Eumenes von Kleinasien den Befehl entgegenschicken konnte, innezuhalten in seiner Huldigungsreise nach Rom hin, weil selbst diese Unterwürfigkeit dem Senat und dem Volke unbequem erschien. Car tel était son plaisir, was damals wahrlich mehr als zur Zeit Ludwig's XIV. die Menschheit regierte.

Kleiner und unansehnlicher, ich sage auch unwürdiger, entsprechend dem Charakter ihrer Zeitgenossen stellen sich die Ruinen der nächsten Geschichte dieses Ortes dar. Da ist zunächst für die byzantinische Epoche ein kleines Taufkirchlein des heiligen Johannes des Täufers. Die flachkuppelige Decke ist eingestürzt; Gras und Blumen wachsen auf seinem Boden, und aus den Gesimsstücken des Rundportals wuchert ein sich abwärts neigender vielgekrümmter Feigenbaum. Auch Rebgewinde schlingt sich an den Fensterhöhlen und abgedachten Säulen hinauf, die lastlos dastehen, als seien sie nur zur Tragung dieses leichten Schmuckes aufgestellt. Es ist nicht möglich, auch nicht in einer noch so phantastischen Dichtung und in der willkürlichsten künstlerischen Erfindung, sich eine Ruine der romantischen Zeit poetischer und malerischer von der kunstmörderischen Hand der Zeit zerstört und von der heilenden Hand der Natur zierlicher geschmückt zu denken.

Ueber grundlose Gassen, über deren ausgebrochenes Pflaster der Regen wie mit kleinen Wasserfällen rieselte, steigt man zu dem Kirchlein in einem abgelegenen Stadtwinkel hinauf. Es ist eingebaut in elende Hütten, und gleich war aus den kleinen Hausthüren eine Menge Volk da, um mich neugierig zu bestaunen bei meiner Schau und bei meinen Abzeichnungen und Notirungen. Bildschöne altgriechisch-classische Männergesichter waren darunter, mit schwarzen Vollbärten das edelste rundliche Oval umrahmt, und mit Augen, die brannten und leuchteten in dunkler Glut aus dichtschattigen Brauen heraus. Auch diese Staffage und der enge kleine Platz, die niedrigen Hütten ringsum schienen stimmungsvoll die Ruine zu schmücken und meine Bewunderung und Verwunderung zu mehren. Wie immer in Italien erwies sich auch dieses schwarzäugige, ganz banditenartig aussehende Volk als gefällig und wohlgesittet, beflissen mir in jeder Weise bei meinen Studien behülflich zu sein. Der eine wußte eine fabelhafte Geschichte, der andere wies mich auf besondere Ungeheuerlichkeiten des Ornaments hin, und endlich brachten sie mir, was das Nützlichste war, eine Leiter, um sie an die Außenmauer anzulehnen und mir also durch eine der Fensterhöhlen die Einsicht in den Innenraum zu ermöglichen; denn es ist lebensgefährlich, dort einzutreten, und es ist der Thorweg deshalb verschlossen. Der ornamentale Pfeilerschmuck dieser Pforte

Digitized by Google

ist das Merkwürdigste des ganzen Baues, und dessen Betrachtung hielt mich lange auf.

Als eigenthümlich im allgemeinen fiel mir hier wie überhaupt in Brindisi bei andern Sculpturen und bei solchen der Renaissancezeit auch noch auf, wie laut sich in allen jüngern Kunstweisen die beste altgriechische Art wieder eingemischt hat. Und selbst die Neuzeit hat diese Aeußerung der schönsten Lebenszeit dieses Ortes nicht völlig zum Schweigen gebracht; denn alles, was man hier von neuem Thongeschirr sieht, ist noch ganz in den guten alten Formen der Amphoren und Legithoi gemodelt. So unsterblich ist ein guter Gedanke, wo er einmal allmächtig geherrscht hat.

Hier bei San-Giovanni hat sich der griechische Geist dem rohbyzantinischen gesellt. Die Blumen und Laubgewinde des sich aufschlingenden Ornaments habe ich ganz so noch an neuen persischen Kunstwerken gesehen. So ist hier auf dem linken Pfeiler die Geschichte des heiligen Georg, der den Drachen tödtet, nicht anders in die Ranken eingeflochten, als sich die Liebesgeschichte Jussuf's und Sulaika's in Persien wiederfindet. Auffallend oft erscheint der Pfau, wol wegen seiner damaligen religiös-mystischen Bedeutung. Schwerer zu erklären ist, warum das Ornament des rechten Thürstockes vom Rücken eines Nilpferdes aufsteigt, und warum sogar ein Elefant in das Bildwerk der dem Thorweg zugekehrten Fläche dieses Pfeilers eingefügt ist. Er trägt einen Korb auf dem Rücken, in welchem zwei Personen sitzen, die aus dem darüberhängenden Laubgewinde Früchte holen. Ein dritter Reiter sitzt dem Thiere auf dem Nacken und leitet dasselbe. Es ist ganz naturgetreu und leicht erkenntlich nachgebildet und beweist, daß dieses Ornament noch jener ältesten Zeit angehört, da sich von der Zeit der Römergebräuche her in diesen Ländern die Kenntniß erhalten hatte von jenem innerasiatischen Riesenthiere, welche dem gewöhnlichen Menschenverstand verloren ging. Daneben aber erscheinen auch schon jene märchenhafte Compositthiere, geflügelte Greifen und Löwen, welche in Drachenschweife auslaufen, und die, wenn sie auch in der Antike entstanden sind, hier doch schon in jene abenteuerlichern, noch mehr ins Unmögliche miswachsenen Formen verzerrt sind, wie sie dann die sogenannte Gothik auf das ungeheuerlichste und, ich kann es nicht anders finden, auf das häßlichste, und wie mir scheint mit der Absicht so abschreckend zu wirken, ausgebildet hat. Die Säulenschäfte, welche im achtseitigen Innern theils noch stehen, auch noch einzelne Rundbogen tragen, theils hingestreckt im Grase liegen, sind aus den edelsten antiken Steingattungen geformt, haben auch noch antike korinthische Capitäle aufliegen und zeugen also auch mit jener einsamen großen drunten am Hafenbecken von noch größerer geschwundener Pracht. Und auch diese, theilweise schon geborsten, können stürzen über Nacht. Ganz gespenstig aber starren uns dunkle, mystisch-christliche Freskenreste von den Wänden des innern Arcadenganges an.

Vielleicht noch älter in ihrer Grundlage und ersten Schöpfung ist die heute beinahe schon unterirdisch gewordene Kirchenruine von Santa-Lucia. Man steigt mit Kerzenlicht in sie hinab, um alte, starre, in den Farben sehr wohl erhaltene Fresken, ein urgewaltiges, unzerstörtes, und ich möchte beinahe sagen unzerstörbares, aber rohes, barbarisches Gemäner und kleine Nebenkapellen zu sehen, welche

Digitized by Google

wilden Felsenhöhlen nicht unähnlich sind. Aber die Mitte des Gewölbes wird von vier schlanken Säulen getragen, und diese Decke selbst, weil sie ein zierliches Kreuzgewölbe ist, glaube und fasse ich als das Denkmal der ritterlichen Normannenzeit, sodaß sich diese also auch hier bezeugt findet.

Anders, mächtiger, stattlicher, so wie es zu ihrer durchaus in ganz Italien glanzvoll geführten Redeweise stimmt, spricht sich auch in Brindisi die Kunst der Renaissance durch den Palazzo Serranova aus. Er steht in der Oberstadt nahe dem Domplatze, in einer der bessern, wenn nicht in der einzig guten Straße, ein prächtiges Gebäude, einfach in der Gesammtform und doch reich geschmückt im einzelnen. Ein hohes Erdgeschoß trägt mit noch höhern und größern Fenstern ein zweites Stockwerk. Breite Flächen liegen zwischen den Fenstern; diese und das Thor bilden mit starken plastischen Säulen und Giebelschmuck auffällige und vortretende Gruppen. Oben springt ein breiter Sims vor, daß das Ganze etwas den ernsten Eindruck des Palazzo Farnese in Rom macht, nur daß hier der gelbe Sandstein, derselbe, der auch die Tempel von Girgenti so weithin leuchtend macht, in der Sonne wie Gold glänzt. Reiche, beinahe üppige Blumenzier ist den Säulenschäften eingemeißelt. Die Stützen der Altane und die Balustraden sind mit sarazenischem Linienornament verziert; Gesimse und Querbalken aber erscheinen dem kräftigsten altgriechischen Muster nachgeahmt. Es überrascht, wie ganz in ihrem frühern Ausdruck sich diese ersten Formen hier einfach wiederholt finden, nicht wie im übrigen Italien vollständig umgebildet in eine selbständig gewordene Kunstweise, welche, nachdem sie die antiken Muster nach dem Maß der modernen Bedürfnisse beschränkt, adoptirt und also modificirt hat, die neue Kunst der Renaissance genannt worden ist. Hier ist neben das unveränderte Alte nur auch anderes gestellt, damit verbunden worden. Sonst hat sich die Antike hier unverfälscht und ungemindert bewahrt. Das gibt der hiesigen Architektur Spuren der Renaissance — denn neben diesem großen Palast finden sich aus demselben gelben Material noch manche andere kleinere Häuser ähnlich mit Balkonen und reichen Thür- und Fensterstöcken geschmückt — etwas ganz Absonderliches, das zuerst so befremdet, daß man nicht weiß, wohin man den Ursprung dieser Bauten datiren soll. Aber sie gehören der spanischen Epoche an, und sie zeigen gleich den Festungswerken, wie hier auch nach der glanzvollen römischen Zeit das Leben noch einmal reich und groß gewesen sein muß, und sie lassen den heutigen Verfall nur um so trauriger und überraschender erscheinen, weil man ihn doch durch die Hierherleitung des Orient- und Indienhandels aufzuhalten glaubte.

Das Innere des Palastes Serranova hat seine alten Formen und Farben nicht bewahrt. Aber nebenan auf seiner rechten Flanke blüht ein kleines Gärtchen, das mit seinen Rosen und Palmen, Orangen und Lorber, einer Pergola, die auf denselben gelben Sandsteinsäulen ruht und sich neben der ganzen Seitenfronte des Erdgeschosses hinzieht, mit alten Steinbänken, Sculpturresten und Amphoren dem Auge alles gibt, was sich nur die ausschweifendste Phantasie zur Ausschmückung unserer sehnsuchtsvollsten Gedichte nach Italien denkt und dort erwartet. Auch Romeo noch ließe sich in diesen kleinen Palastgarten versetzen.

Der Bau ist seit mehrern Jahren in das Eigenthum der Brüder Nervegna

Digitized by Google

übergegangen, welche triestinischen Ursprungs sind und vom verstorbenen Baron Bruck hierher als die ersten Agenten des Lloyd verpflanzt wurden. Das sind sie noch immer. Der eine der Brüder nutzt daneben die Gunst der Oertlichkeit aus, um griechische Alterthümer zu sammeln. Seine Vasen haben in Neapel, Paris und London kaum ihresgleichen, und eine, welche einen Satyrtanz vorstellt, übertrifft in der That alles, was ich irgendwo gesehen. Auch drei goldene Schmuckstücke wurden mir dort gezeigt, ein Gürtelknoten, ganz so geschlungen, wie ihn die ägyptischen Bilder tragen, eine Brustspange, welche ein Füllhorn darstellt, und Ohrgehänge, wie Castellani's Kunst in Rom das noch nicht so vollendet zum Muster gehabt hat. Aber was mich in dieser Sammlung am meisten beschäftigte, waren einige Vasen, ganz in der Nähe aus Gräbern auf den Gütern des Signor Nervegna entnommen, welche mich dieselben Jünglinge sehen ließen, die mir gerade vorher bei einem Spaziergange auf den alten Stadtmauern begegnet waren; dieselben kleinen, wunderbar schön rundlichen und weichen Gesichter, wie abgeschliffen in den Wangen, daß man sich versucht fühlt, darüber zu streicheln; den Bart ebenso weichlich gekraust, das Ohr so fein ciselirt, die Nase nur so mäßig vorstehend, das Auge so tief versenkt, so schwarz, feurig, ausdrucksvoll aufblickend aus dunkeln Schattenwimpern, und die Gestalt so zierlich, nicht groß, schlank und beweglich in den Hüften, den ganzen Menschen schöner als irgendeiner, dem ich im ionischen und attischen Griechenland selbst je begegnet war, also noch ganz einen Rest jenes üppigen, reichen, wollüstigen, aber auch um seiner Schönheit, Anmuth und Grazie, um seines Reizes und um des feinsten Kunstsinnes willen berühmten Großgriechenland, sodaß mir auch hier wieder mein alter Glaubenssatz durch die Erfahrung bestätigt worden ist, daß die Menschen im großen und ganzen auf demselben Boden immer als dieselben wieder aufwachsen, ganz so, wie er fortfährt dieselben Pflanzen zu produciren, wenn man nur diese nicht gewaltsam ausreißt oder sie künstlich ummodelt, durch Pfropfung in das verwandelt, was man eine höhere und allgemeine Bildung nennt. Drum kann nur der ganz „gemeine Mann", weil er diesen Veredelungsproceß nicht durchgemacht hat, Zeugniß geben von der Vergangenheit und daß der Boden noch urwüchsig sei.

La terra molle e lieta dilettosa
Simili a se gli abitator produce.

Tasso.

Brindisi, Albergo delle Indie, Freitag, 23. April. Wunderbar herrliche Mondnacht. Man glitt wie durch den Himmel selbst hin. Wahrhaft überirdischer Frieden schon hienieden, aber freilich nicht auf der Erde, sondern auf dem Meere, diesem durchaus reinern, den Menschen nicht so zugänglichen, von ihnen nicht so erbsündlich befleckten Element. Ach, daß es nur immer so bliebe — mit diesem Sehnsuchtsrufe legte ich mich gestern Nacht an Bord des Tibisco zu Bett. Noch ist es schön und darf ich nicht klagen. Zum ersten mal fuhr ich auch nach Brundusium ein von der See kommend, fühlte mich ganz als heimkehrender Cicero. In der That, ebenso sahen sie ihr Heimatland wieder, die alten Römer, so niedrig und flach die Küste, so schattenhaft dunkelgrün ihr Profil, dann Brundusium

Digitized by Google

so stattlich, bergaufgerichtet, wie es mir heute Morgen im rosig milchigen Morgenlichte erschien. Seine alten Burgen und Thürme erscheinen, als stecke dahinter eine Weltstadt; auch die flachen Dächer helfen diesen Eindruck schmücken. Das viele und schöne Grün ringsum, einige Landhäuser, die mit Gärten zum Hafen hinabsteigen, das langsame Hineingleiten zwischen den Festungsmauern, endlich durch den engen Kanal, dann in das weite, runde, letzte innere Hafenbecken, gaben dieser Einfahrt einen stattlichern Charakter, als ihn der in manche viel größere Hafenstadt bietet, wie in Triest zum Beispiel, wo alles verblaßt.

Schon um 8 Uhr werfen wir den Anker. Aber erst nach 9 Uhr steigen wir ans Land. Freundlichste Behandlung der Dogana. So wohlthuend empfängt einen gleich die gentilezza italiana, wenn man übersättigt, magenleidend von griechischer und orientalischer Barbarei heimkehrt. Auch hier gilt: ach, wenn es doch immer so bliebe! In classisch-antiker Zeit wird es dem heimkehrenden Römer nicht anders erschienen sein. Und gleich darauf stellt sich artig Signor Giuseppe Nervegna vor. Mit ihm wird für den Nachmittag ein Ausflug nach den Krypten von Gianuzzo und Cáfaro und nach dem Landgute seines Bruders verabredet. Um 2 Uhr holt er uns ab. So warm, daß wir den Wagen wie gegen die Kälte zur Deckung gegen die Sonne geschlossen lassen. Kerzengerade staubige Landstraße. Aber der Sonnenglanz goldglühend im Staube macht ihn und die gerade Landstraße eminent malerisch. Bei solchen übeln Nebenumständen lernt man den apollinischen Charakter der Sonne beinahe noch mehr erkennen und respectiren als in dem immer Schönen der südlichen Landschaften. Mir fällt die Wahrheit des Bildes von Oswald Achenbach ein, Villa Torlonia, das auch eine solche apollinische Transformation des Staubes darstellt, und ich sehe, wie in diesem Italien das Poetische und das Malerische ohne die vielen reichen Mittel des Orients auf der Landstraße liegt. Man muß nur Augen, etwas Gefühl und Vorliebe dafür haben. Behülflich freilich sind auch zum glücklichsten Contrast die reichen, junggrün gesegneten Felder daneben. Wein, Feigen, Maulbeeren, nichts mehr ohne frische Blätter. Es ist eine Farbe auf der ganzen Landschaft, in ihrer Art wie das fleischige Roth auf den Wangen eines Jünglings. Ganz anders alles zu sehen als in Griechenland, heiterer, frischer, die Sinne bestechender. Selbst das Gold des Horizonts erscheint mir klarer. Darüber wie mit dem Messer gezogen eine bergige Wolke, ein wahres himmlisches Alpengebirge, die Schweiz in den Aether erhoben, so in der Richtung gegen Tarent; dann wieder reinstes, goldiges Himmelslicht. Eigentlich alles Licht, weil nirgends verdüsternde Berge stehen, und das mag dem Gemüth den Eindruck der freudigen Helle, der Lust und Heiterkeit geben. Ich gestehe, daß nach dem fortwährenden Uebersteigen von Gebirgen in Griechenland mir dies Unübersehbare eines glanzvollen Flachlandes ungemein wohlthat.

Die Straße geht in der Richtung der ersten gegen Bari zu stehenden Eisenbahnstation nach San-Vito weiter. Dort nahebei befindet sich auch die Meierei meiner Gastfreunde. Der jüngere, graubärtige, schöne Bruder, ganz landläufig in hohen Gamaschen und breitem Schlapphut, tritt heraus auf die Landstraße, gibt uns, was noch fehlt, in den Wagen mit und ladet uns dann zum nachmittäglichen Imbiß ein. Wir fahren nun beinahe unzugängliche Wege in die Felder hinein.

Digitized by Google

Bei einer andern Meierei halten wir. Köstliche, solide, derbe Meiersleute; es scheint ein Menschenschlag, wie ihn nur Walter Scott schildern konnte. Und das lebt hier noch fort, ehrlich und wohlhabend, ja reich, ohne daß man bei uns, wo man indeß alles zu wissen glaubt, eine Ahnung davon hat.

Hinter dem Meierhofe steigt man in eine wenig merkliche Felsenmulde hinein. Ringsum die Felswände sind bearbeitet. Man erkennt Thüren und Fenster darin, auch eine Gattung Halbnischen, in welchen man die Eremiten schlafend vermuthet, weil sie nicht liegen und bequem sitzen sollten, sondern so unbequem pönitentiarisch als möglich halb zusammengekauert sich verhalten mußten. Die meisten dieser künstlichen Felsenlocale sind leer und verstümmelt; in einem nur die Malereien gut erhalten und heute bei der feuchten Sciroccoluft sichtbar, als seien sie eben erst ausgemalt worden, die Farben, Oelfarben, scheinbar noch nicht einmal trocken. Von diesen Farben vermuthe ich übrigens manches erneut. Doch glaube ich nicht, daß das weiche Himmelsblau von einer spätern Zeit so mäßig gemischt werden konnte. Heute jedenfalls nicht. Zierlich und graziös ist der Erzengel Michael, der sein Schwert in die Scheide steckt, zierlich die nachdenkende Madonna, die ihre Hand an die Wange legt, um sie zu stützen. So findet man hier zuerst dieses Motiv, welches dann wie typisch von so vielen großen Meistern festgehalten worden ist. Sehr merkwürdig und frühzeitig ist auch die stramm anliegende Kleidung dieser Ritter. Von der Antike, wenigstens von der, wie ich sie eben in Griechenland gesehen, ist hier keine Spur zu entdecken. Mir wird der Entwickelungsweg und Gang der ersten Renaissancekünste, nach dem, was ich nun hier finde, immer räthselhafter. Das hier ist unbehülflicher als Giotto und Cimabue; aber es ist freier, mächtiger im Ausdrucke als die Mosaiken von Sicilien. Es dürfte also zwischen diese und jene eingereiht werden, und es fände sich also doch, wogegen die deutschen Gelehrten so leidenschaftlich protestiren, die Behauptung Crowe's und Cavalcaselle's bestätigt, daß die Entwickelung der mittelalterlichen Künste ihren Anfang in Unteritalien und nicht in Pisa und Florenz genommen. Alles Dortige ist entschieden jünger als diese Kryptenmalerei des Agro di Brindisi.

Außerordentlich im geistigen Ausdruck ist das Rundbild des Erlösers in der Mitte der Decke. Hier dürften auch die bräunlichen Farben unvermischt die ersten alten geblieben sein. Nicht so sehr abschreckender Ernst wie in dem byzantinischen Christustypus der Mosaiken der Aja Sophia, Palermos und Monreales: mehr geistiger Ernst, mehr Seelensprache und Tiefe. Ein ganz vortreffliches Charakterbild unsers Erlösers. Mich wundert, daß es als das nicht mehr festgehalten und vervielfältigt wird. Auch der Christus von Daphne in der Kuppelkirche der Herzoge von Athen, auf der heiligen Straße nach Eleusis, den ich noch frisch im Gedächtniß trage, ist strenger. Unser Gott würde danach immer noch unversöhnlich erbsündlich zürnen, der Gott der Gnade, der uns die Liebe untereinander empfahl. Eine unglücklichere Verirrung der Kunst von ihren Zwecken und Aufgaben findet sich vielleicht in der ganzen Geschichte nicht wieder.

Unverkennbar sind dieses hier Kirchen, nicht Gräber und Wohnhäuser. Ringsum mögen die Wohnungen der flüchtigen Einsiedler gewesen sein; in der Bodenvertiefung entdeckte und vermuthete sie nicht leicht jemand. Aber wenn dieses

Digitized by Google

so ist, gehört der Anfang der Kirchenform, den wir den römisch-heidnischen Basiliken zuschreiben, nicht eigentlich hierher in dieses flachdachige Felsenkapellchen, das oben hinter dem Altar rund abgeschlossen, dann lang und schmal gezogen ist, mit Felsenbänken ringsum?

Vor diesem Kirchlein finde ich das Thal wunderbar mit Roth bekleidet, gleichsam rothbrauner Wollstoff eines Smyrnateppichs; so der blühende Klee, darein gemischt Brandroth der Mohnblüten; ich habe selten etwas Farbigeres in der Natur gesehen.

Noch überzeugender in dem obigen Sinne reden die Fresken in der Krypta von Cáfara. Hier sind alle Farben echt geblieben, und es spricht nicht nur der alte Geist, auch dieselbe Stimmung zu uns. Das ist milder, edler als irgendetwas der byzantinischen Mosaiken, und doch noch nicht so machtvoll im Ausdruck, so ungebunden in den Geberden, nicht einmal so viel wollend und anstrebend als bei Cimabue und Giotto. Namentlich ein Täufer und die Christusgestalt sind geradezu bedeutend im Ausdruck, daß man sich, von jeder andern Rücksicht abgesehen, Copien von ihnen wünscht. Ein Priester der Umgegend hat in einer fleißigen Specialschrift, wie sie in Italien nie einer Merkwürdigkeit fehlt, manches Beachtenswerthe über diese unterirdischen Felsenbauten zusammengestellt: „Di Alcune Cripte nell' Agro di Brindisi per Arci-diacono Giovanni Tarantini" (Neapel 1878).

Es war stiller, friedlicher, glanzvoller, ganz goldiger Abend geworden, di color d'oro, in che raggio traluce, so wie Dante in dem Himmel des Saturn die Stiege durchleuchtet sah, welche ihm sinnbildlich die himmlische Contemplation darstellte. Nichts als Lichtfülle oben über uns:

Tanti splendor ch'io pensai ch'ogni lume
Che par nel ciel, quindi fosse diffuso —

und auf der weiten Fläche diese Helle lichtgrün zurückgestrahlt. Die Luft trank sich wie frisches Quellwasser. Nie hat sie mich so rein und stärkend in Griechenland angemuthet, wie mir hier denn auch sofort mehr Heiterkeit in das Gemüth zieht.

Wir kehrten zurück zur Meierei. Auch dort bereitete sich alles zur Ruhe vor, und nachdem wir eine kleine Mahlzeit eingenommen, von den flachen Dächern die Ebene beschaut, sahen wir die mächtigen schwarzen Kühe und Ochsen mit den breiten Hörnern zurück in ihre Ställe kommen. So bezogen die Ziegen und Schafe ihre abgesondert großen Höfe. Wir sahen dabei, wie sie geschickt beim Uebergang von einem Hof zum andern abgefangen wurden, um gemolken zu werden; wir sahen die herrlichen dunkeln Maulthiere des Gutsherrn heimkehren, welche hier nicht geritten werden, sondern Wagen ziehen, sahen im Hofe eine Menge von Federvieh, stolz herumwatschelnde und sich breit machende Truthähne, eitle, goldene Pfauen, und alles zufällig so schön gruppirt, daß ohne jeden Zusatz der Künstler hier nur zu copiren brauchte, um ein vollendetes Bild zu schaffen. Dunkel beinahe schon war die Luft und schattenlos in der That schon der Vordergrund geworden bei dem Mangel des Lichtes. Geradlinig abgeschnitten stand der Hintergrund mit weißgetünchten Wirthschaftsgebäuden; von einem derselben, welches thurmähnlich emporragte, stiegen auf der offenen, freien, darumgelegten Treppe eine Menge Frauen und hübsche Bursche herab, die Hosen in hohen Stiefeln,

Digitized by Google

Schlapphüte auf den Köpfen. Die Pächter der Wirthschaft, welche mir vorgestellt wurden und sich mit ihren erwachsenen Söhnen um uns sammelten, sind riesige, breitschulterige und dabei doch schöne Gestalten, als hätten sie alle den farnesischen Hercules zum Vater gehabt, und vermöchten selbst auch wieder, wenn es noththäte, neue herculische Thaten zu verrichten. Unten im Hofe, wo sich dieses Volk dann vertheilte, lagert ein hoher Steinhaufen. Dieser ist ganz von Perlhühnern und Pfauen besetzt; zu oberst aber thront ein sich blähender Truthahn. Und durch das offene Wirthschaftsthor, das unter jenem thurmähnlichen Obergebäude, von dem die Schar der Colonen herabstieg, eingewölbt ist, kommen immer neue Heerden prächtiger Ochsen, Kühe, Stiere, Schafe und Ziegen zurück, unzählbare, ja kaum zu überschauende, daß mir eine andere herculische Mahnung kam, wie sie die gewaltige Körperbildung der Hirten schon angeregt hatte. Denn ganz in die Idylle des Theokrit, Herakles beim Augias, fand ich mich versetzt:

. . . und eiligen Schrittes gelangten sie bald zum Gehöfte . . .
Helios lenkte die Rosse nunmehr zum Abend hinüber,
Bringend die Dämm'rung des Tages, und es kam vollnahrig das Kleinvieh
Heim von der Weide, den Weg einschlagend zu Hürden und Ställen.
Nach ihm erschienen die Küh' bei Tausenden, Scharen auf Scharen
Hintereinander, wie Züge von regenbelasteten Wolken,
Die am Himmel hinfahren nach vorwärts, mächtig getrieben,
Sei's von Föhnes Gewalt, sei's aber vom thrakischen Nordsturm.
Zahl gibt nimmer es da für die Wandelnden hoch in dem Luftraum,
Nimmer ein Ende; so viel zu den vorderen wälzet von hinten
Mächtig der Sturm, und auf andre erheben von neuem sich andre.
Also hinter den Kühen mit Kühen hinwieder daher kam's.
Voll ward allhin die Eb'ne und voll ward jeder der Pfade
Unter dem kommenden Heer, und die fetten Gefilde erdröhnten
Rings von Gebrüll. Leicht füllten von schwer hinwandelnden Rindern
Nun sich die Ställe, doch blieben im Hof in den Hürden die Schafe.
Müßig nun stand kein Mann, so endlos ihrer die Zahl war,
Neben den Rindern am Platz und wußt' nicht, was er zu thun hab',
Sondern den Füßen anband mit saubergeschnittenen Riemen
Einer die hölzernen Sohlen, um hart an der Seite zu melken;
Unter die Mütter anlegte ein andrer die liebenden Jungen,
Voll der Begierde zu saugen der Milch weich nährende Labung;
Der trug Melkgeschirr; der käsete fettige Sahne;
Der trieb Stiere herein, von den Kühen im Platze gesondert.
Aber die sämmtlichen Ställe beging aufmerkend Augeias,
Welchen Ertrag des Besitzes ihm niedergeleget die Hirten;
Auch sein Sohn und die Stärke des in sich vertieften Herakles
Waren dem König zur Seite, dem Wandelnden unter den Schätzen.
Wie unerschütterlich auch in dem Busen das Herz sich bewahrte
Und wie unwandelbar fest des Amphitryon edler Entspross'ner,
Staunt' er doch hoch, wie er schaute die wimmelnden Scharen der Rinder.
Nimmer ja hätte gesagt wer oder geglaubt, daß ein einz'ger
Mann, ja zehen der Männer so mächtige Heerde besäßen,
Wenn aus der Kön'ge Gesammtheit an Reichthum des Viehs auch sie ragten.
Helios hatte verliehen an seinen Erzeugten den Vorzug,
Fülle der Heerden zu haben vor sämmtlichen anderen Männern.

Digitized by Google

Und doch war das wieder nur, so antik es aussah, ein ganz derbes hausbackenes, modern gewöhnliches Cultur- und Sittenbild von Unteritalien. Aber im classischen Lande stirbt der alte Odem selbst im Lebendigen nicht ab.

Der Herr des Hofes wurde von allen achtungsvoll gegrüßt. Dabei sprach sich doch Vertrauen und Kameradschaft in dem Behaben der Leute gegen ihn und in seiner Haltung zu ihnen hin aus. Erfreulicher, gesünder und natürlicher ist ein Verhältniß zwischen Herr und Knecht nicht zu denken und darzustellen. Dies verdiente wol auch auf ein Bild übertragen zu werden; denn das ist auch ein classisches Kunstwerk, wie es auf mich einen ganz künstlerischen Eindruck machte.

Auch die Kapelle wurde mir dann noch gezeigt, die eigens für diesen Hof gebaut ist, und wo jeden Sonntag für die vielen Bediensteten die Messe gelesen wird.

Erst um 8 Uhr setzte ich mich zur Rückfahrt in den Wagen. Es war Mondschein, daß die Nacht Schatten hatte, wie sie sonst nur die Sonne dem Tage gibt. Merkwürdig, mir kommt es vor, ich habe auch das nie so deutlich in Griechenland gesehen; daß mir hier also der lichten und freudigen Eindrücke beinahe nicht weniger geworden sind, als eben dort, wo ich doch einen ganzen Winter in Athen verbracht und dann zwei Monate durch Attika, Böotien, Phokis, Korinth, Argos, Sparta, Messenien, Triphylien, Arkadien und Elis gereist bin. Und so denke und hoffe und glaube ich, weil ich in der „Akademie" des Plato vor kurzem erst gelesen habe, wie er Wünsche, welche der Eros ganz erfüllt, für unwiderstehliche erklärt, daß ich auch dieses Brindisikapitel meines Tagebuches nicht abzuschließen, nur zu unterbrechen brauche.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. März 1884.

Der Eröffnung des Reichstages ging die Kunde von der Vereinigung der secessionistischen und Fortschrittspartei voraus, die jetzt unter dem Namen „Deutsche freisinnige Partei" im Reichstage und Abgeordnetenhause geschlossen zusammengehen wird. In dem Aufrufe, der an die Genossen beider Parteien ergeht, findet das Pronunciamento des Zoologischen Gartens zum ersten mal eine feste Formulirung. Beide Parteien haben erkannt, daß sie in den wesentlichen Grundsätzen, welche die politische Arbeit in der nächsten Zeit beherrschen müssen, sich in Uebereinstimmung befinden; sie glauben sich den Rahmen geschaffen zu haben, der, ohne von irgendeinem Theile ein Opfer an grundsätzlichen Ueberzeugungen zu fordern, fest genug ist, um lähmende innere Meinungsverschiedenheiten auszuschließen, der aber gleichzeitig allen wahrhaft Liberalen den Zutritt offen hält und ermöglicht. Abgesehen von den allgemeinen Grundsätzen, zu denen die Entwickelung eines wahrhaft constitutionellen Verfassungslebens gehört, sowie die Befestigung der nationalen Einheit in Treue gegen den Kaiser und auf dem verfassungsmäßigen Boden der Bundesstaaten, finden sich unter den Einigungspunkten bei den Zeit- und Streitfragen aufgenommen: die gesetzliche Organisation eines verantwortlichen Reichsministeriums, Aufrechterhaltung der einjährigen Finanzperiode und der jährlichen Einnahmebewilligung, sowie der Rede- und Wahlfreiheit, der Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit; Bewilligung von Diäten; gleiches Recht für alle Bekenntnisse; Eintreten für alle auf Hebung der arbeitenden Klassen zielenden Bestrebungen durch Bekämpfung des Staatssocialismus, im Steuersystem Entlastung der nothwendigen Lebensbedürfnisse, keine Zoll- und Wirthschaftspolitik, keine Monopolgesetzgebung; volle Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht, möglichste Abkürzung der Dienstzeit, Feststellung der Friedenspräsenzstärke innerhalb jeder Legislaturperiode.

Die Zahl der Einigungspunkte, die zu einer Fusion der beiden Parteien führen konnten, ist nicht gering, und es ist auch an dieser reichbesetzten Tafel noch Platz für die Nationalliberalen gelassen, welche nach ihrem bisherigen Vorgehen jedenfalls einer beträchtlichen Zahl dieser Punkte zustimmen können. Die „Secessionisten" oder die „Liberale Vereinigung" wollten von Haus aus nur den nucleus bilden für das Zellgewebe einer großen liberalen Partei. Durch die Fusion mit der Fortschrittspartei ist dazu ein bedeutender Schritt gethan. Von der letztern ging die liberale Parteibildung aus: die Nationalliberalen waren im Grunde Secessionisten der Fortschrittspartei, die Liberale Vereinigung wiederum ganz eine Secession der Nationalliberalen, die jetzt zu der ursprünglichen Partei zurückkehrt: ein merkwürdiger Kreislauf, welcher den Gegnern natürlich als ein circulus vitiosus erscheint. Für das ganze politische Leben liegt in der Klärung der Parteien ein unleugbarer Gewinn; die Zersplitterung derselben erschwerte jeden parlamentarischen Calcul.

Digitized by Google

Die Nationalliberalen lehnen es zunächst ab, sich der neuen Partei anschließen, ebenso wenig scheinen sie den Versuch machen zu wollen, mit den Freiconservativen zusammen ein politisches Centrum zu bilden. Ein solches Centrum, wie es bei allen gesunden parlamentarischen Verhältnissen vorhanden ist, fehlt dem Reichstage und dem preußischen Abgeordnetenhause. An Stelle desselben ist eine confessionelle Partei getreten, welche verschiedene politische Fractionen unter dem Banner der ecclesia militans vereinigt, eine Partei, mit der von der Regierung und den andern Parteien Fall für Fall verhandelt werden muß, die in ihren Entschlüssen unberechenbar und doch bei den Abstimmungen meist ausschlaggebend ist. Die Deutsche freisinnige Partei ist ihr im Reichstage jetzt an Zahl überlegen, da sie dort 106 Mitglieder zählt (60 Fortschrittler und 46 Secessionisten); und darf außerdem auf die Gefolgschaft der neuen Abgeordneten der Volkspartei rechnen.

Der Reichstag wurde am 6. März mit einer Rede des Staatssecretärs von Bötticher eröffnet. Die bedeutsamste Aufgabe, sagte der Minister, liegt auf dem Gebiete der socialpolitischen Reform, in der endlichen gesetzlichen Regelung der Fürsorge für die durch Betriebsunfälle verunglückten Arbeiter und deren Hinterbliebenen. Die frühern Vorlagen sind einer sorgfältigen Prüfung unterzogen worden; das Resultat derselben ist eine anderweitige Ausgestaltung der in Aussicht genommenen berufsgenossenschaftlichen Organisationen der gewerblichen Unternehmer auf der Grundlage ausgedehnter Selbstverwaltung, sowie einer erwarteten Betheiligung der Arbeiter behufs Wahrung ihrer Interessen. Weiterhin soll eine befriedigende Ordnung der Fürsorge für die durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig gewordenen Arbeiter angestrebt werden. Die Zustimmung zu einer Verlängerung des Socialistengesetzes vom 21. Oct. 1878 wird nachgesucht, eine Abänderung des Actiengesetzes vom 11. Juni 1870 in Aussicht gestellt, sowie die nochmalige Vorlage der im Jahre 1882 vor den Reichstag gebrachten Pensionsgesetze. Nach einem Hinweis auf den internationalen Vertrag mit Belgien zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst wird der friedliebende Charakter der deutschen Politik und die friedliebende Gesinnung seiner Nachbarn erwähnt, wobei besonders die Betonung der ererbten Freundschaft bemerkt wurde, welche Deutschland und seine Fürsten mit den benachbarten Kaiserhöfen verbindet! Daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland sich in jüngster Zeit wesentlich gebessert haben, wie die Reise des Ministers von Giers nach Varzin und die Ernennung des Grafen Orlow zum Gesandten in Berlin bewiesen, ist nun durch die Eröffnungsrede ausdrücklich bestätigt worden.

Die voraussichtlich letzte Session des Reichstages in dieser Legislaturperiode hat sich also mit der Socialreform zu beschäftigen, die aus der Initiative des Fürsten Bismarck hervorgegangen ist; doch eine Klippe, an welcher der Reichstag selbst zu scheitern droht, ist die Verlängerung des Socialistengesetzes, für welche sich kaum eine Mehrheit finden wird: es geht das Gerücht, daß für diesen Fall die Auflösung des Reichstages in Aussicht genommen ist.

Die Deutsche freisinnige Partei trat gleich am 7. März in Action, und zwar in sehr stürmische Action. Nachdem die Stelle des zweiten Vicepräsidenten mit einem Mitgliede der Fortschrittspartei, dem Amtsgerichtsrath Hoffmann, ohne Widerspruch auf Windthorst's Vorschlag besetzt worden, da die numerische Stärke der Partei sie dazu berechtigt, daß ein Vicepräsident aus ihrer Mitte gewählt wird, las der Präsident von Levetzow die Todtenliste des letzten Jahres vor und erwähnte, daß unter den parlamentarischen Führern jetzt einer fehle, den man stets gewohnt sei an seinem Platze zu sehen. Da erhob sich Abgeordneter Rickert, um dem amerikanischen Repräsentantenhause seinen Dank auszusprechen für den Beweis der Theilnahme an dem Verluste Lasker's, dieses ausgezeichneten Mannes. Darauf stürmische Unterbrechung, Erklärung des Präsidenten, daß der Abgeordnete nicht

Digitized by Google

zur Geschäftsordnung gesprochen, ein Protest des Abgeordneten von Hammerstein gegen den Dank Rickert's, der wieder großen Tumult erregt, weil er gegen die Bestimmungen der Geschäftsordnung zum Theil abgelesen wird, eine kurze Rede Hänel's, welcher erklärt, es bestehe eine Lücke in den Gesetzen dieses Hauses, wogegen wiederum von Maltzahn-Gültz Protest erhebt, eine scharfe Kritik der „unbefugten Einmischung des Reichskanzlers" seitens des Abgeordneten Richter, eine Verwahrung des Staatsministers von Bötticher gegen die Kritik eines einzelnen Abgeordneten, ein Hinweis des Abgeordneten Braun auf Präcedenzen im preußischen Abgeordnetenhause: das waren die tumultuarischen Vorgänge bei dieser Sitzung des Reichstages.

Dieselbe fand ein Nachspiel in der Sitzung des 13. März, in welcher kein Geringerer als der Fürst-Reichskanzler selbst das Wort ergriff, um die Rücksendung der Resolution des amerikanischen Repräsentantenhauses zu rechtfertigen. Seine Rede zeugte von vieler geistiger Frische und Elasticität und war dem Inhalt nach diplomatisch gewandt. Er erklärte, er würde die Resolution, in der er anfangs einen Ausdruck des Wohlwollens des amerikanischen Repräsentantenhauses für das deutsche erblickte, dem Reichstage ohne weiteres übermittelt haben, wenn ihn nicht eine Wendung der Zuschrift daran gehindert hätte: Lasker's Thätigkeit werde in derselben als eine anerkennenswerthe, nützliche, für Deutschland ersprießliche bezeichnet: darin liege eine Verurtheilung der kaiserlichen Politik, die er nicht habe mit seinem Viso versehen können; die Rolle eines bloßen Briefträgers aber lehnte der Fürst entschieden ab. Er kritisirte dann mit großer Schärfe Lasker's parlamentarische Thätigkeit, gab ihm die Zersprengung der nationalliberalen Partei nach rechts und links schuld und betonte dann, daß das Wohlwollen des amerikanischen Repräsentantenhauses jedenfalls hier erwidert werde. Bei diesem Anlaß erklärte der Fürst, die Nationalliberalen hätten den Anlauf genommen, eine Majoritätsfraction zu werden, da sie etwa 180 Mitglieder gezählt, und das sei gerade was uns fehle; jede Einheitlichkeit, sie möge von rechts oder links kommen, sei besser als die Zerrissenheit unsers Fractionswesens. Hierin konnte man fast eine Anerkennung der neuen Partei sehen, der 110 Getreuen des Abgeordneten Hänel, wie der Fürst später sagte. Dieser Abgeordnete, welcher in der Resolution des amerikanischen Repräsentantenhauses nur eine Beileidsbezeigung sehen wollte, in der Rede des Fürsten Bismarck aber ein Todtengericht, veranlaßte den letztern zu der Entgegnung, daß der Vorwurf, ein Todtengericht abzuhalten, diejenigen treffe, welche den todten Lasker gegen ihn ausgespielt hätten.

Nach dem Abschluß der Lasker-Debatte begannen die Berathungen über die wichtigste Vorlage der Session: die Unfallversicherung. Das Resultat der dreitägigen Debatte war die Verweisung der Vorlage an eine Commission. Aus der parlamentarischen Retorte wird sie jedenfalls in etwas veränderter Gestalt hervorgehen; dann ist wol Aussicht, daß sie die Mehrheit des Reichstages für sich gewinnen wird; es wäre bedauerlich, wenn die Initiative des Reichskanzlers auf dem Gebiete einer socialen Reform, die von allen Seiten als nothwendig anerkannt wird, wiederum gelähmt werden sollte. Aus der Generaldebatte ergab sich die Stellung der Parteien zur Vorlage und den einzelnen Punkten derselben. Mit Entschiedenheit dagegen sprach sich der Socialdemokrat von Vollmar aus. Er hob anfangs hervor, daß die Vorlage oft in Wendungen spreche, welche sonst nur bei den Socialdemokraten üblich seien. Die Regierung sei jetzt der Bourgeoisie Schritt für Schritt entgegengekommen, nur aus dem Bestreben, in dieser Session um jeden Preis etwas zu schaffen. Vollmar tadelt, daß das Baugewerk und die Eisenarbeiter, sowie vor allem die ländlichen Arbeiter ausgeschlossen sind, daß zwischen Fabrik- und Handarbeit ein dem Volke unverständlicher Unterschied gemacht wird, daß einzelne Arbeiter von den Prämien ausgeschlossen werden, während doch alle das Risico der Versicherung tragen. Die Entschädigung von zwei Dritteln des Arbeits-

Digitized by Google

lohnes sei nicht genügend. Auch andere Bedenken gegen einzelne Bestimmungen macht Vollmar geltend und erklärt dann am Schluß, das Selbstgefühl der Socialdemokratie sei gestiegen; alles was die Regierung bisher gegen sie gethan, sei leere Kraftvergeudung geblieben. Wollten die Socialdemokraten eine Bosheitspolitik treiben, so würden sie die Vorlage annehmen.

Für die Conservativen sprach Freiherr von Maltzahn-Gültz: er hofft, daß es sich in der Commission zeigen werde, welche Gegnerschaften noch bestehen, und mit welcher Partei es ihnen möglich sein werde, das Gesetz durchzubringen. Die Einbeziehung der forst- und landwirthschaftlichen Arbeiter hält er für wünschenswerth, den Unterschied zwischen Fabrik- und Handwerksbetrieb für mechanisch, die Frage über die Kostentragung während der ersten 13 Wochen für sehr discutabel: in allen diesen Punkten stimmt er mit den Socialdemokraten überein. Auch der Vertreter der Nationalliberalen, Oechelhäuser, erklärt sich gegen die Beschränkungen auf bestimmte Arbeiterkreise, gegen die dreizehnwöchentliche Frist, während welcher die Krankenkassen hinzugezogen werden sollen, und plaidirte dafür, daß für die Arbeiterversicherung der bisherige Modus der privaten Versicherungsgesellschaften beibehalten werde. Dafür äußern sich auch Bamberger und Löwe. Die Bereitwilligkeit, für die Vorlage einzutreten, sprechen auch die Abgeordneten Lohren und von Hertling aus; letzterer erklärte sich gegen den Arbeiterausschuß, ersterer dafür. Die Vertheidigung des Gesetzes übernahm am 14. der Staatssecretär von Bötticher, am 18. der Reichskanzler selbst. Der erstere erwiderte dem Abgeordneten Vollmar, daß seine Ansicht in seiner eigenen Partei nicht durchaus gebilligt werde: er vertheidigte die Berufsgenossenschaften und ihre Organisation, sprach sich gegen Zulassung der Versicherungsgesellschaften aus, bei denen die Hälfte der Prämien durch Geschäftskosten verschlungen würde. Dagegen beabsichtige die Regierung die Ausdehnung des Gesetzes auf alle Arbeiter; auch vertheidigte der Minister den Arbeiterausschuß durch den Hinweis auf schon bestehende und wohlthätig wirkende derartige Ausschüsse in Schlesien.

Die große Rede des Fürsten Bismarck war reich an jenen weiten Perspectiven, durch welche er die Debatte, während eine Menge von Rednern im technischen Detail aufgeht, stets darüber hinauszuheben weiß. Man hat den Fürsten oft einen Realpolitiker genannt: in dieser Rede proclamirte er die Real- und Interessenpolitik als das einzig Zeitgemäße; er sprach es als seine Ueberzeugung aus, daß die politischen Parteiungen und Gruppirungen nach besonderm Programm sich überlebt haben. „Ich glaube, viele unter uns werden es erleben, daß unsere Kinder, jedenfalls unsere Enkel auf den heutigen Standpunkt, welcher an den der dreißiger Jahre und von 1848 zurückverweist, auf unsern heutigen Kampf zurückblicken werden mit Achselzucken und Bedauern, daß wir unsere Zeit nicht besser angewendet.“ Der Fürst erklärte ferner, er sei nicht für eine absolutistische Regierung; er halte eine richtige parlamentarische Mitwirkung für ebenso nothwendig und nützlich, wie er eine parlamentarische Herrschaft für schädlich und unmöglich halte; er sei kein Parteimann oder Parteikämpfer. „Meine Bestrebungen für die Zukunft sind, daß das bleibt, was die verbündeten Fürsten und Freien Städte, was unser Heer, was die preußische Dynastie geschaffen hat, indem wir die Unterstützung der Parlamente haben, deren wir bedürfen; wenn wir die auf die Dauer nicht erhalten können, wenn sie nicht zu haben ist, für niemand, wenn auf keiner Seite eine solche Majorität sich findet, so läuft das Deutsche Reich ernstlich Gefahr, durch Rede und Presse, durch Misbrauch wieder aus dem Leben zu fallen, oder wenigstens in seinen Bestandtheilen so locker zu werden, daß keine so große europäische Krise dazu gehört, den Bau, den Sie behandeln, als wäre er in der Natur gewachsen, durch Risse zu erschüttern; ich hoffe meinerseits die Verwirklichung dieser Befürchtung nicht mehr zu erleben; aber wir sind bei dieser Leidenschaft und Zerrissenheit der Parteikämpfe auf dem besten Wege, den Cementbau,

Digitized by Google

den die Stärke des Heeres und die Politik des Kaisers gebaut haben, zu erschüttern, sodaß er die imponirende Stellung und das Vertrauen, das er in Europa hat, verliert."

War dies ein Beitrag zum politischen Credo des Reichskanzlers, so betraf der dritte allgemeine Gesichtspunkt, den er hervorhob, den Staatssocialismus. Ueberaus treffend sagte er: „Der Hauptgrund der Wirkung, welche die Führer der eigentlichen Socialdemokratie ausüben, liegt darin, daß wir nicht Staatssocialismus genug treiben; der Staat läßt ein Vacuum, und dies Vacuum wird von den Agitatoren ausgefüllt. Dabei fallen die Machtmittel natürlich in andere als staatliche Hände. Die Abhülfe der Nothlage und berechtigter Klagen gehört zu den Verpflichtungen des Staates: nennen Sie das Staatssocialismus, so genirt mich das nicht; ohne solchen kommen wir überhaupt nicht durch; denn schließlich kann man jede Armenpflege als Staatssocialismus bezeichnen, und das Armenpflegerecht des Staates werden Sie doch nicht leugnen.... Ich erinnere Sie an die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung, an deren guten Zweck und Zulässigkeit jetzt niemand mehr zweifelt, und doch hat auch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung einen Kern von diesem Staatssocialismus im weitesten Sinne."

Bei der Vertheidigung des vorliegenden Gesetzes wandte sich der Fürst besonders gegen die Abgeordneten von Vollmar und Bamberger: er versprach eine spätere Ausdehnung desselben auf andere Arbeiterklassen: er erklärte sich gegen die Privatversicherungsgesellschaften und betonte als Princip, daß Unfälle oder Unglücksfälle überhaupt nicht als die geeignete Operationsbasis für die Gewinnung von hohen Zinsen und Dividenden gelten sollen und daß man den Arbeitern die Versicherung so wohlfeil als irgendmöglich schaffen solle. Dann vertheidigte er das Umlegeverfahren: man habe es eine Sünde an der Zukunft genannt; wir würden uns aber bei dem umgekehrten Gedanken an der Gegenwart versündigen. Die gedankenreiche Rede des Fürsten trug den Stempel jener geistigen Bedeutung, der allen seinen oratorischen Leistungen eigen ist. Es würde jedenfalls bedauerlich sein, wenn auch dieser Unfallgesetzentwurf an der Zersplitterung der Meinungen scheitern sollte, welche bei den Parteien und ihren Führern herrscht. Auch die eifrigsten Vorkämpfer eines Parlamentarismus, der mit größern Rechten ausgestattet ist, als bisher, würden es mit dem Fürsten Bismarck bedauern müssen, wenn das Parlament auch diesmal wieder bei einer kahlen, unfruchtbaren Negation verharrte und der Initiative der Regierung ein non possumus entgegensetzte, das aus der Unmöglichkeit hervorginge, einen durchgreifenden Mehrheitsbeschluß zu finden.

Am Anfang und Schluß seiner Rede hatte Fürst Bismarck auf das Socialistengesetz hingewiesen, zu dem er in der Unfallversicherung gleichsam das Correlat geschaffen, die positive Ergänzung: erst nach Annahme derselben würde der Staat in die Lage versetzt werden, auf jenes Ausnahmegesetz zu verzichten. Die bevorstehenden Debatten über das Socialistengesetz haben heute noch nicht begonnen; wir werden daher erst im nächsten Heft über dieselben, über ihre Resultate und Folgen berichten können.

Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses knüpfen meistens wieder an die Etatsberathung an, bei welcher nur selten Positionen angezweifelt oder gestrichen werden, sondern nur Bemerkungen, Interpellationen, Debatten über die verschiedenartigsten Gegenstände sich breit machen, die oft mit den Posten des Etats nur im lockersten Zusammenhang stehen. Diese Verschleppung der Etatsberathungen gehört zu den Erbfehlern unsers Parlamentarismus; die Verzettelung in einer Reihe von Aperçus, polemischer Angriffe und Duelle, von Parteierklärungen und Parteiverwahrungen nimmt den Platz fort für die Berathung der wichtigern Gesetzentwürfe. Im übrigen ist auch das zur Sache gehörige Detail der einzelnen Etats

Digitized by Google

meistens nicht von allgemeinem Interesse, und eignet sich nur für eine Parlamentschronik, welche gewissenhaft jedes gesprochene Wort zu verzeichnen hat.

Neben den Etatsberathungen fanden nur einige Debatten über gestellte Anträge statt: die wichtigste am 5. März über den Antrag Windthorst, das Sperrgesetz mit dem 1. Mai 1884 aufzuheben. Die conservative Partei zeigte sich gespalten in dieser Frage: die Abgeordneten von Hammerstein und Minnigerode sprachen gegen den Antrag, Abgeordneter von Gerlach für ihn. Ebenso erklärte sich dafür der Abgeordnete Richter, aus Rücksicht darauf, daß der Staat jetzt mit dieser Sperre die Anerkennung nicht mehr erzwingen will und die Regierung eine reine Tauschpolitik damit treibe. Der Antrag wurde mit 209 gegen 152 Stimmen abgelehnt: geschlossen stimmte nur das Centrum. Der Gesetzentwurf zur Ergänzung und Abänderung einiger Bestimmungen über Erhebung der auf das Einkommen gelegten directen Communeabgaben wurde nach kurzer Berathung am 26. Febr. einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen. Am 2. und 28. Febr. wurde die neue hannoverische Kreis- und Provinzialordnung mit großer Mehrheit angenommen, und zwar die letztere nach der Vorlage der Regierung, welche die Wahlen zur Provinzialvertretung auf die Kreistage basirt, während die Commission, als deren Vertreter der Abgeordnete von Rauchhaupt das Wort ergriff, das alte ständische Princip zur Geltung bringen wollte. Der Antrag Windthorst-Löwe, welche die Aufhebung der Lotterien im Deutschen Reiche verlangten, ward, so sehr auch Wagner dafür sich ereiferte, am 3. März abgelehnt. Viel Staub wirbelten am 14. März die Verhandlungen über die Interpellation Zelle betreffs der neustettiner Unruhen auf. Der Pöbel dieses Ortes hatte die heimkehrenden, wegen des Synagogenbrandes freigesprochenen Juden insultirt. Es kam bei der Debatte zu sehr lebhaftem Meinungsaustausch zwischen der semitischen und antisemitischen Partei des Abgeordnetenhauses: bemerkenswerth war dabei der souveräne Ton, mit welchem die Abgeordneten Stöcker und Wagner ihren Standpunkt vertraten.

Was die auswärtige Politik betrifft, so erfreut sich Europa jetzt eines tiefen Friedens, nachdem auch die Beziehungen zwischen Rußland einerseits, Oesterreich und Deutschland andererseits sich zunächst freundlicher gestaltet haben. Die Westmächte sind in den andern Continenten engagirt: England in Afrika, Frankreich in Asien, und während die Briten die Häfen des Rothen Meeres gegen die Aufständischen im Sudan vertheidigen, haben die Russen die günstige Gelegenheit benutzt, um in aller Stille Merw zu occupiren und die Oberhoheit über die dortigen Turkmenenstämme anzunehmen. In London gibt man sich den Anschein, als ob das Vorrücken Rußlands nach Indien hin keine Feindseligkeit gegen England in sich schließe, als ob diese für den weitern Vormarsch sehr wichtige Station von den Russen ohne Schädigung der britischen Interessen besetzt werden könne. Es gab aber eine Zeit, wo man in der Besetzung Merws seitens der Russen geradezu eine Kriegserklärung gegen Angloindien zu sehen geneigt war. Tempora mutantur!

Die Engländer sind jetzt vollauf im Sudan beschäftigt; der diplomatische und strategische Feldzug dort ist übrigens durchaus unklar und undurchsichtig in seinen jetzigen Maßregeln und letzten Zwecken, und man kann dem Cabinet von Downingstreet nicht nachsagen, daß ihm als Vorbild die energische und klare Politik, welche der deutsche Reichskanzler verfolgt, vorgeschwebt habe. Die eigentlichen Intentionen des Gladstone'schen Ministeriums werden von Gordon vertreten, der in Khartum eingetroffen ist und dessen Aufgabe darin besteht, den Sudan von Aegypten loszulösen. Ihm kommt es nur darauf an, den ungefährdeten Rückmarsch der ägyptischen Garnisonen, mit Einem Worte die Räumung des Sudan zu leiten. Der Mahdi ist von ihm als Sultan von Kordofan bestätigt worden, und durch die verschiedensten Zugeständnisse hofft Gordon die Insurrection im Sudan zu beenden. Ueber seine Stellung zum Sklavenhandel sind bisher wider-

Digitized by Google

sprechende Nachrichten eingelaufen: wie es scheint, will die anglo-ägyptische Politik hierin ein dilatorisches Verfahren einschlagen. Ist der Sudan von den Aegyptern geräumt, so wird England vom Rothen Meere aus in denselben einzudringen und von dort aus seine Handelsinteressen zu wahren suchen: man spricht schon von dem Plan einer zwischen Suakim und Berber zu bauenden Eisenbahn.

Inzwischen sahen sich die Engländer von den Pfaden dieser opferlosen, auf die Zukunft speculirenden Politik durch die Vorgänge an den Ufern des Rothen Meeres abgedrängt: hier galt es einen Act der Nothwehr, dessen Tragweite sie selbst indeß soviel als thunlich einzuschränken suchten. Seit der Niederlage Baker-Pascha's und seiner 4000 Mann (4. Febr.) hat der Führer der Araber, Osman-Digma, einen Erfolg nach dem andern errungen, Sinkat und auch Tokar (22. Febr.) erobert. Da die ägyptischen Truppen nicht fähig waren, energischen Widerstand zu leisten, wurde rasch ein aus britischen Truppen bestehendes Expeditionscorps unter Befehl des Generals Graham nach Suakim gesendet. Nach einem für die Engländer erfolgreichen Gefecht von El-Teb fand zwischen dem 11. bis 13. März ein heißer Kampf zwischen ihnen und den Arabern Osman-Digma's statt bei den Tamaniquellen, ein Kampf, der schon mit der Niederlage der Engländer zu enden drohte und nur durch das tapferste Vordringen des zweiten Quarré zu ihren Gunsten gewandt werden konnte. Von einer Vernichtung oder Verfolgung des Feindes war indeß nicht die Rede: man hält zunächst die Hafenstädte für gesichert, und wie es scheint, ist die Campagne des Graham'schen Corps zu Ende. Zu einer langathmigen Kriegführung sind die Engländer keineswegs geneigt: das stimmt nicht mit den letzten Intentionen ihrer Politik im Sudan. Osman-Digma ist übrigens kein Freischarenführer auf eigene Faust, wie anfangs versichert wurde; er ist ein Lieutenant des Mahdi, ein begeisterter Vorkämpfer des Islamismus; es ist mehr als zweifelhaft, ob die letzte Niederlage genügen wird, die Araberstämme so einzuschüchtern, daß sie keinen weitern Vorstoß mehr wagen.

Einen Erfolg, der keine Zweifel zuläßt, haben inzwischen die Franzosen in Tongking errungen: sie haben am 12. März die Festung Bacninh besetzt, nachdem sie in vorausgehenden Kämpfen, die mit der Erstürmung der Pagoden am Song-Cou am 21. Febr. begonnen, die Chinesen Schritt für Schritt zurückgedrängt hatten. Nach der Erstürmung zweier Forts bei Yending leisteten die Chinesen keinen weitern Widerstand: sie sahen sich durch die combinirte Bewegung der zwei französischen Armeecorps umgangen und räumten die Stadt, wobei es nur noch zu einem heftigen Arrièregardengefecht kam.

Mit der Eroberung Bacninhs hat Frankreich den casus belli gegeben, den die chinesische Diplomatie in Europa festgestellt hatte; doch hat es jetzt nicht den Anschein, als ob das große Reich der Mitte sich in einen Krieg einlassen werde, um die Frage der Suzeränetät über Annam zu entscheiden. Für die Franzosen ist jetzt kein weiterer Anlaß zu kriegerischem Vorgehen mehr vorhanden; sie haben den Chinesen ihre militärische Ueberlegenheit fühlbar genug gemacht, ja die Stärke und Tapferkeit der Feinde, wie aus dem zögernden Vorgehen ihrer Generale zur Genüge hervorging, anfangs überschätzt: es sollen in Bacninh 20000 Mann Annamiten und Chinesen versammelt gewesen sein, während die beiden französischen Corps unter Millot und Negrier eine Stärke von etwa 14000 Mann haben mochten. Jedenfalls wird China, wenn es jetzt Frieden schließt, die Kosten der Tonkingexpedition tragen müssen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY UNIVERSITY CALIFORNIA

Der rechte Platz.

Charakterstudie

von

M. Corvus.

I.

Ein heißer Tag des Juli neigte sich dem Abend zu. An dem bewaldeten Höhenzuge, der den Horizont nach Süden abgrenzte, hing eine dunkle Dunstmasse, als wolle sich dort vor der Nacht noch ein Gewitter zusammenziehen. Es hatte zwar am Nachmittag etwas geregnet, genug, den ärgsten Staub zu löschen, zu wenig aber, um die Schwüle der Luft zu heben. Die Landstraße, welche sich auf einer Hochebene des Erzgebirges dahinzog, war mit Ebereschen und Birkenbäumen bepflanzt, die langgedehnt ihren Schatten vor der niederwärts gehenden Sonne hinstreckten. Aber auch dieser bot kaum etwas Kühlung in der dicken, trägen Atmosphäre: der Wanderbursche mit dem Ranzen auf dem Rücken, welcher soeben die Straße dahergeschritten kam, hatte den alten Filzhut abgenommen und wischte mit seinem blauleinenen Sacktuche die perlenden Schweißtropfen sich von der Stirn ab.

„Das ist ein heißer Tag zum Wandern! Dich hat wol auch das Gehen müde gemacht?“ sagte er, stehen bleibend, zu dem jungen Mädchen, das auf einem der Steinhaufen saß, welche zum Aufbessern der Straßen zwischen den Bäumen aufgeschichtet lagen.

Sie zuckte statt aller Antwort nur ein wenig mit den Achseln und sah ihn träge und gleichgültig von der Seite an, ohne den Kopf, welchen sie nach der Richtung gewendet hielt, von wo er gekommen war, auch nur um Haaresbreite nach ihm zu kehren.

„Nun, es muß ja nicht sein, daß wir zusammen reden, wenn du zu faul bist, deinen Mund aufzuthun, oder den Kopf nach mir umzukehren“, lachte er spöttisch und ging dann langsam seines Weges weiter.

Das Mädchen konnte höchstens vierzehn Jahre zählen, obschon sie lang aufgeschossen war; aber ihre Glieder entbehrten noch aller Rundung, und ihre Haltung, wie sie den einen Fuß von sich gestreckt hielt und den Oberkörper vorwärts hängen ließ, war noch vollständig die eines Kindes. Das feurigrothe Kopftuch, welches sie zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen um den Kopf

Digitized by Google

getragen, war herabgeglitten und lag ihr lose um den schlanken Hals. Eine lange, starke Flechte blauschwarzer Haare hatte sich mit gelöst, hing ihr vorn über die Achsel herab und schleifte auf dem Boden hin. Ihre dunkeln Augen, die noch soeben träge vor sich hingeblickt hatten, konnten jedoch recht lebhaft funkeln; denn es schoß plötzlich ein zorniger Blitz daraus hervor, als der Bursche über sie lachte. Aber es war das nur ein einziges Aufflammen, wie phosphorisches Leuchten aus dunkler Wolke; dann sanken die Augen wieder in ihr träges Hindämmern zurück.

So verging eine geraume Weile. Es war weit und breit um sie her nichts zu hören als das müde Zwitschern eines Vogels in der Eberesche, welche ihre Zweige über den Steinhaufen ausbreitete, und das leise, einschläfernde Gesumme einer Biene, deren dicker, haariger Körper in der Abendsonne glänzte, wie sie mit ausgebreiteten Flügeln zwischen der Baumkrone und dem Kopf des darunterfitzenden Mädchens auf- und niederschwebte. Nichts bewegte sich sonst, nicht einmal ein Blatt, so reglos stand die heiße Luft.

Da endlich streckte sich das Mädchen jäh empor, als zerreiße sie mit Gewalt die träge Müdigkeit, welche sie leise einschläfernd, wie die Fäden eines Netzes, umwoben hatte.

„Warum nur Paul noch immer nicht kommt?“ sagte sie ungeduldig vor sich hin. „Ich werde nicht so thöricht sein, noch länger auf ihn zu warten. Er dürfte es auch gar nicht erfahren, daß ich es gethan — es wäre das ein schöner Triumph für ihn, nachdem ich ihm ungeduldig davongelaufen bin.“

Jetzt kam in einiger Entfernung ein Wagen dahergefahren.

„Ich will noch die Kutsche vorüberlassen“, sagte sie zu sich. „Kommt Paul dann noch immer nicht, so gehe ich fort, und kommt er, so gehe ich erst recht; er mag denken, ich sei der Hitze wegen so langsam meines Weges gegangen, daß ich noch nicht weiter gekommen bin.“

Sie nahm den herabhängenden Zopf auf und begann das aufgelöste Ende desselben wieder zusammenzuflechten, dabei die Straße immer scharf im Auge behaltend.

Der Wagen näherte sich schnell. Es war eine offene herrschaftliche Equipage, welche ein Kutscher in feiner, dunkler Livree lenkte. Drinnen saß nur ein älterer Herr in die Kissen zurückgelehnt. Von dem erwarteten Paul war aber noch immer nichts zu erblicken.

„Ach, wer doch auch fahren könnte“, dachte das Mädchen. „Ich bin so müde, und da drinnen sitzt nur Einer. Der hat es gut!“

Ihre dunkeln Augen waren mit so deutlich erkennbarem Verlangen auf den Wagen gerichtet, daß es dem Darinsitzenden auffiel, als er die junge Wegelagerin wohlgefällig betrachtete, deren Gestalt sich gegen die Goldglut der hinter ihr niederwärts gehenden Sonne zauberhaft abhob. Er warf ihr im Vorüberfahren schnell ein Geldstück zu. Sie sah es auf den Kies der Straße hinfallen, aber sie rührte sich nicht von ihrem Platz auf dem Steinhaufen, dasselbe aufzuheben.

Da ließ der Vorüberfahrende den Wagen halten und winkte dem Mädchen mit der Hand, heranzukommen.

Sie warf den langen Zopf über die Schulter zurück und stand langsam auf,

Digitized by Google

indem sie, geschmeidig wie eine Pantherkatze, die schlanken Glieder streckte. Das rothe Kopftuch, das sie unbeachtet nachlässig um den Hals hängen ließ, stand ihr prächtig zu ihren dunkeln Haaren und Augen, der bräunlichen Gesichtsfarbe und dem frischen Incarnat ihrer Lippen. Ihr unscheinbares Kleid von dunkelfarbigem Kattun hatte einen ungeschickten, aber städtischen Schnitt und reichte ihr nicht bis zu den Knöcheln der kleinen Füße, die in ziemlich plumpen Lederstiefelchen steckten. Die schmalen Hände waren von der Luft gebräunt, schienen aber noch keine schwere Arbeit verrichtet zu haben.

Sie näherte sich langsam dem Wagen, ohne Erwartung oder Neugierde zu verrathen um das, was man von ihr begehre.

„Willst du nicht das Geldstück aufheben, das ich dir zuwarf, liebes Kind?" sagte der Herr freundlich zu ihr.

Sie warf die Oberlippe trotzig auf.

„Nein, danach bücke ich mich nicht", entgegnete sie zornig. „Das mag aufheben, wer es bedarf oder danach verlangt — ich lasse mir nicht Geld zuwerfen."

Ueberrascht sah sie der Herr aufmerksamer an. Es that ihm leid, sie verletzt zu haben; er hatte eine Bedürftige in ihr zu sehen gemeint und im schnellen Impuls gehandelt. Wohlgefällig betrachtete er ihr erzürntes Gesicht; dabei mußte er doch ein wenig über den Stolz der jungen Straßenwanderin lächeln.

„Ich wollte dich nicht kränken", entgegnete er gutmüthigen und beschwichtigenden Tones. „Du sahst so verlangend nach mir, daß ich glaubte, du habest einen Wunsch."

Ein schalkhaftes Lächeln flog über ihr Gesicht und verscheuchte schnell den noch soeben gezeigten Zorn.

„Ich hatte auch einen Wunsch", sagte sie offenherzig, die funkelnden Augen, aus denen jetzt alle Trägheit gewichen war, lebhaft auf ihn richtend.

„Nun, und darf ich diesen nicht wissen?"

Sie lachte, daß die kleinen weißen Zähne wie eine Schnur Perlen zwischen den rothen Lippen hervorblitzten.

„Warum nicht?" antwortete sie munter und unbefangen. „Ich wäre gar so gern auch gefahren!"

„Wohin willst du denn?"

„In die Wittelsmühle."

„Siehst du, diesen Wunsch kann ich dir erfüllen. Wir haben beide ein Stück Weges dieselbe Richtung einzuschlagen, und so weit kannst du mit mir fahren. Komm, steige ein", sagte er freundlich und öffnete ihr die Wagenthür.

„Wirklich? Ich darf?" rief sie voll kindlichen Jubels aus und sprang, ohne sich zu besinnen, mit einer schnellen, leichten Bewegung in den Wagen.

Es war nichts Linkisches an ihr, auch nichts Verlegenes bei der ihr doch fremdartigen Situation, so plötzlich in dem Landauer zu sitzen, dem feinen ältlichen Herrn gegenüber. Sie nahm alles so natürlich und selbstverständlich auf, lehnte sich so behaglich an die Kissen zurück, als ob sie hier ganz an ihrem Platze wäre und nicht eben erst noch auf dem Steinhaufen der Landstraße gesessen hätte. Nun, als die Pferde wieder anzogen, beugte sie sich einen Augenblick zum Schlage

Digitized by Google

hinaus und sah noch einmal rückwärts, wohin sie vorhin so ungeduldig nach dem Erwarteten ausgeschaut hatte. Er kam noch immer nicht.

„Ach, wenn mich Paul so sehen könnte!“ rief sie unwillkürlich aus.

„Wer ist Paul? Wol dein Bruder?“ fragte der Herr, welcher belustigt die Person und das Wesen seines jugendlichen Gegenübers beobachtete.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe weder Geschwister noch Aeltern — er ist der Sohn meiner Frau Pathe.“

„Und er sollte jetzt kommen?“

„Freilich, ich bin ihm ja in der Stadt davongelaufen, um ihn böse zu machen, weil er von mir verlangte, ich solle warten, bis er seine Arbeit beendet habe.“

„Das ist ja recht liebenswürdig von dir.“

„Ach was“, meinte sie, mit den Achseln zuckend, „er ärgert sich doch nicht... er bleibt immer ruhig, wenn ich es auch noch so arg treibe. Und ist er wirklich einmal böse, ich mache ihn schon wieder gut, und um so hübscher ist es dann“, setzte sie zuversichtlich lächelnd hinzu.

„Und da wolltest du jetzt, um ihn zu ärgern, den weiten Weg bis in die Wittelsmühle allein zurücklegen? Aber, liebes Kind, es sind noch beinahe zwei Stunden Weges bis dahin.“

„Was thut das? Bin ich doch auch von dort allein nach der Stadt gegangen. Und dann“ ... sie lachte wieder schelmisch, „ich wartete ja hier, daß Paul mir nachkomme.“

„Der arme Paul, er wird dich nun suchen.“

„Das eben wäre das Herrliche!“ rief sie eifrig. „Aber bewahre, er thut es nicht; er wird denken, ich sei nach Haus gelaufen, und kommt mir ruhig nach.“

„Seid ihr denn beide in der Mühle zu Haus?“

„Ich bin doch dort bei meiner Frau Pathe, der Wittelsmüllerin. Sonnabends Nachmittag trage ich allemal meine Wochenarbeit an geklöppelten Spitzen zum Factor in die Stadt, und Paul geht dann immer mit mir für den Sonntag nach Haus; denn er ist noch bis Michaelis drin auf dem Gymnasium und wohnt in der Stadt.“

Während sie sprach, hatte sie unbefangen den noch immer herabhängenden dicken Zopf aufgesteckt, als sei sie daheim und mache unbeobachtet Toilette. Er sah ihr bewundernd zu. Es lag so ungemein viel natürliche Grazie in allen ihren Bewegungen und ein unbewußtes Gefühl für Schönheit, wie sie die Flechte zur Krone aufsteckte und das rothe Tuch leicht darüber schlang, ohne jene zu verhüllen. Dabei stand ihr das alles wunderbar gut, als sei diese Anordnung der Erfolg eines langen Studiums vor dem Spiegel gewesen. Dann lehnte sie sich behaglich wieder in die Kissen zurück und kreuzte die schlanken Hände lässig in dem Schos. Er dachte, wie reizend die Spitzengebilde sein müßten, welche diese feinen Finger hervorbringen möchten, und dann blickte er wieder in ihre dunkeln Augen, die so sicher und unbekümmert in die Welt hinaussahen, als komme es gar nicht in Frage, wie sie sich mit ihrer Person derselben gegenüber zu geben habe, sondern als frage es sich nur darum, wie jene sich zu ihr stellen müsse.

Digitized by Google

„Sie ist ein merkwürdiges Kind aus dem Volke, ich habe nie ein ähnliches gesehen — man könnte wahrlich an ihr studiren", mußte er denken.

Sie fühlte sich weder durch sein Schweigen, noch durch sein anhaltendes Beobachten gestört. Man sah ihr an, sie gab sich mit vollen Zügen nur rückhaltslos ganz dem Behagen hin, welches ihr das Fahren in dem bequemen Wagen verursachte.

„Ich weiß noch gar nicht wie du heißest?" fing er endlich wieder zu sprechen an.

„Angela."

„Was tausend — du treibst es vornehm mit deinem Namen", lachte er gut gelaunt. „Kein landläufiger Mine oder Trine, sondern hochtönend Angela!"

Sie nickte ein wenig mit dem Kopfe; es sah wirklich vornehm aus, wie sie das that und ebenso sagte: „Ja, Angela Salvieri."

„Aber wie kommst du denn mit solchem Namen in unsere erzgebirgische Wittelsmühle?"

„Mein Vater war hier Eisenbahnarbeiter", antwortete sie, und wie sie es sagte, klang es gerade so, als ob sie gesagt hätte: „Mein Vater war hier Premierminister."

„Und da ist er hier gestorben?"

„Ja, vor zwölf Jahren; meine Mutter aber schon vorher, kurz nach meiner Geburt; sie haben beide hier das Klima nicht aushalten können, und da hat mich die Wittelsmüllerin bei sich behalten."

„Armes Kind!" sagte er theilnehmend, dieses ältern- und heimatlose, in die fremde Welt verschlagene Kind betrachtend. Sie interessirte ihn immer mehr. „Und ist denn die Müllerin gut gegen dich?"

Sie sah ihn mit großen erstaunten Augen an.

„Warum sollte sie es denn nicht sein?" fragte sie verwundert, als sei das Gutsein mit ihr selbstverständlich und das Gegentheil eine Unmöglichkeit.

„Sie kann einen in ihrer kindlichen Einfalt ordentlich beschämen, als habe man etwas Dummes gesagt", dachte er. „Welches seltsame Mädchen ist das! In ihrem dürftigen Kleide und mit ihrer mangelhaften Erziehung erhebt sie sich doch weit über das Gewöhnliche. Und dabei — sie wird eine Schönheit werden, eine ganz außerordentliche, wunderbare, und wenn sie richtig gebildet und geleitet würde, auch eine ungewöhnlich interessante Erscheinung. Alle Elemente sind dazu vorhanden; es fehlt nur die bildende Hand, welche das Gegebene auf den rechten Weg leitet. Wenn Eine, so ist sie für einen höhern Platz geboren, als den sie jetzt im Leben einnimmt."

Bis zu diesem Ergebniß war er in seinen stillen Betrachtungen gelangt, als der schnell vorwärts fahrende Wagen zu einer von der großen Chaussee abzweigenden Straße gekommen war, an welcher ein Wegweiser die Aufschrift „Nach Steinfurt" zeigte. Ueber dichtem dunkeln Tannenwald sah man in der Entfernung einer halben Stunde die Zinnen eines Schlosses hervorragen, golden umflutet von dem feurigen Lichtglanz des Abendhimmels. Die Pferde wollten eben von selbst, freudig wiehernd, in den Nebenweg einbiegen, als sei es der wohlbekannte, welcher sie nach dem heimatlichen Stalle führe; da schreckte der Herr aus seinem Sinnen auf.

Digitized by Google

„Heinrich, fahre nach der Wittelsmühle", gebot er mit schnellem Entschluß dem Kutscher und sah dann wieder auf seine kindliche Gefährtin.

Diese lächelte befriedigt bei dem ertheilten Befehl, der ihr noch länger das Mitfahren gewährte, und dabei fing er einen freudigen Blitz der dunkeln Augen auf, deren wechselnder Ausdruck ihn nachgerade immer mehr anzog und beschäftigte. Dann lenkte er die Blicke nach dem leuchtenden Schlosse hinüber, und auf dasselbe deutend, sagte er zu Angela mit einer gewissen stolzen Betonung:

„Dort liegt Schloß Steinfurt — kennst du es?"

Sie nickte gleichgültig mit dem Kopfe.

„Die Wittelsmühle gehört nicht dahin", entgegnete sie, als interessire sie deshalb das Schloß nicht besonders.

„Ja, sie ist Freigut", meinte er. „Einer meiner Vorfahren hat sie als freies Eigenthum dem Müller gegeben, weil ihm dieser das Leben gerettet hatte. Ich bin Graf Duna."

Weder das Schloß noch diese hohe, bevorzugte Stellung, die ihr Gefährte einnahm, machte einen besondern Eindruck auf Angela. Sie sah den Grafen nicht mit andern Augen an wie bisher. Ihr war er nur der Besitzer des Wagens, dem sie das Vergnügen des Mitfahrens verdankte, anstatt daß sie sonst hätte gehen müssen; für das übrige schien ihr noch jede Schätzung des Werthes zu ermangeln.

Die Straße fing nun an sich von der offenen Hochebene zu senken, auf welcher sie bisher hingeführt hatte; Tannenwald nahm sie auf, und nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich vor den Fahrenden ein Thal, von einem lebhaften Gebirgsfluß durchströmt, und kurz davor, wo der Wittelsbach sich in denselben ergoß, stand wie auf einer vorgeschobenen Landzunge die Wittelsmühle, ein altersgraues, festes Gebäude, dem ein daran befindlicher stumpfer Thurm ein burgartiges Ansehen verlieh. Vielleicht war sie früher eins der Bollwerke der alten fehdelustigen Grafen Duna gewesen. Es war ein prächtiges Landschaftsbild, welches das graue Bauwerk zwischen den weißschäumenden Wassern und dem frischen Wiesengrün bot; dahinter der dunkle Tannenwald, und alles von dem Rosenhauch der Abendwolken mit warmen Lichttönen übergossen.

„Wie romantisch nimmt sich doch die alte Mühle aus!" rief der Graf, entzückt von diesem Anblick.

Angela sah erst ihn und dann die Mühle fragend an. Sie konnte nichts Besonderes daran erblicken, als daß sie das Haus ihrer Pathe, der Müllerin, sei, wohin Paul gehörte, mit dem sie sich gewöhnlich zankte, und worin sie selbst ihre Wochenarbeit an Spitzen zu klöppeln hatte, sobald ihre wenigen Schulstunden vorüber waren. Es mochte das alles recht gut sein, aber es war doch nicht besonders anziehend.

Als jetzt der Wagen hielt und der Kutscher den Wagenschlag öffnete, erhob sie sich schnell von ihrem Platz.

„Ich danke, daß ich mitfahren durfte", sagte sie und lachte noch einmal den Grafen fröhlich an.

„Möchtest du immer so fahren?" fragte er da plötzlich, ihre Hand ergreifend und sie daran festhaltend.

Digitized by Google

„Wenn das möglich wäre, natürlich lieber als gehen", entgegnete sie, die Oberlippe ein wenig kräuselnd. Dann löste sie die feinen Finger aus den seinigen und sprang leicht und gewandt aus dem Wagen.

„So warte doch, Angela", rief ihr der Graf zu. „Ich gehe mit dir, denn ich habe mit der Müllerin zu sprechen."

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

II.

Duna war ein Mann Ende der funfziger Jahre, aber noch gut erhalten und mit nur erst leicht ergrauendem Haar. Früher Gesandter seiner Regierung an verschiedenen Höfen, hatte er jetzt seine diplomatische Laufbahn aufgegeben und lebte nun, seit fünf Jahren verwittwet, ab und zu in der Residenz oder in Steinfurt. Sein Sohn, ebenfalls bei einer Gesandtschaft attachirt, war verheirathet, und seine Tochter auch; dadurch in seinem Hause vereinsamt, führte er so ziemlich das Leben eines Junggesellen, wenn nicht hin und wieder seine Kinder mit ihrer Familie ihn in Steinfurt besuchten. Er war nun freilich schon Großvater ziemlich großer Enkel, aber er ließ sich nicht gern daran erinnern, daß ihm das Alter nahe rücke; machte er doch noch immer hohe Ansprüche an den Genuß des Lebens.

Frau Werner, die Müllerin, sah sehr verwundert auf, als Angela sie aus der Mehlkammer rief, da Graf Duna sie zu sprechen wünsche. Sie war eine alte schlichte Frau, sah aber klug aus und als ob sie ein scharfes Regiment in der Mühle zu führen wisse, an Stelle des vor mehrern Jahren gestorbenen Müllers.

„Die Angela ist ein hoffärtiges Ding", sagte sie zum Grafen, als dieser sie über das Mädchen befragte. „Die Mannsleute verwöhnen sie und setzen ihr was in den Kopf, obgleich sie noch ein Kind ist. Ich ärgere mich oft über sie; aber man muß ihr dennoch gut sein, und ich zanke deshalb weniger mit ihr, als ich wol sollte. Nur der Paul ist streng gegen sie, und da gibt es freilich immer Krieg zwischen den beiden."

Der Graf bot ihr nun an, daß er Angela in einer Bildungsanstalt erziehen lassen und so lange für sie sorgen wolle, bis sie als Lehrerin oder dergleichen sich selbst im Leben fortbringen könne. Es sei schade, wenn das Mädchen, in welches die Natur viel gelegt habe, nicht zur Verwerthung dessen gelangen könne.

„Ob was Besonderes in ihr steckt, weiß ich nicht", entgegnete die Müllerin. „Aber das weiß ich, daß sie immer Absonderliches will und nicht zu derber Arbeit und auch nicht zum Dienen taugt. Und immer nur Spitzen klöppeln, das ist ein karger Verdienst fürs Leben, wenn sie sonst weiter nichts hat. Ich habe sie bei mir aufgenommen, das arme Würmchen, als die Mutter starb und der Vater bald danach auch, und werde sie nicht von mir treiben, solange ich lebe, obschon sie mir nichts in der Wirthschaft nützt; bei meinem Tode aber kann ich nichts für sie thun, denn die Mühle und alles Geld gehört dem Paul von seinem Vater her. Wegen des Jungen ist es mir aber ganz recht, sie kommt nun bald aus dem Haus — wenn er sich auch jetzt noch keinen Narren an ihr erholt hat, man kann doch nicht wissen, was wird; denn sie thut es allen Mannsleuten an. Zur Müllerin paßt sie aber nun und nimmermehr."

Digitized by Google

„Und denken Sie, Frau Werner, daß das Mädchen zu diesem Wechsel ihres Lebens gern bereit sein wird?"

„Die? Nur zu gern, wenn es höher hinaufgeht", entgegnete die Frau. „Und am Ende sind sie alle so — immer soll es oben hinaus. Es ist ein Elend, niemand ist mehr mit dem Platze zufrieden, wo der liebe Herrgott ihn hingestellt hat. Das Müllerhandwerk ist doch ein schönes und einträgliches, und meines Seligen Vorfahren sind alle hier Müller gewesen und sonst nichts weiter. Mancher von ihnen hat nicht lesen und schreiben gelernt, aber tüchtige, rechtschaffene Leute, die ihre Sache verstanden, waren sie darum doch alle. Was braucht nun auf einmal ein Müller ein Gestudirter zu sein? Da hat aber der Herr Pastor meinen Paul mit seinem Fritz zusammen unterrichtet, und meinem Jungen ist dadurch der Kamm geschwollen. Nun will er durchaus studiren, ehe er sich in die Mühle setzt und sie übernimmt, und der Herr Pastor hat mir ins Gewissen geredet, gerade wie der Herr Graf jetzt wegen der Angela, daß es eine Sünd' wäre, wollt' ich's nicht zugeben, weil nun einmal der Paul das Zeug dazu habe. Meinetwegen denn, mag er studiren; was er aber dadurch besser und glücklicher wird, das seh' ich mein Lebtag nicht ein. Und so ist's auch mit der Angela."

Sie schwieg verdrießlich und fuhr glättend mit der Hand über die große, helle Schürze hinweg, welche sie, falten- und fleckenlos, vorgebunden trug.

Da wurde rasch die Thür geöffnet und ein junger Mann erschien in derselben. Er mußte sich bücken, um durch die nicht sehr hohe Thür eintreten zu können, denn seine Gestalt war von ungewöhnlicher Größe, dabei kräftig und breit gebaut. Er mochte zwanzig Jahre zählen; der erste Bart sproßte ihm um Lippen und Kinn, und ein üppiger blonder Haarwuchs beschattete die hohe Stirn, unter welcher graue Augen mit ruhigem, festem Glanze hervorschauten. Das Gesicht sah allerdings so aus, als könne die willensstarke Ruhe, welche darauf lag, nicht leicht verscheucht werden und als beherrsche ein scharfer Verstand Willen und Neigung des jungen Mannes.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, flogen seine Augen forschend über die weite Unterstube der Mühle hin, als müsse sich jemand irgendwo darin versteckt halten, drangen suchend in jeden Winkel ein, sogar in die tiefe dunkle Ecke zwischen der Wand und dem großen blauen Kachelofen, der sich breit und umfangreich mit seiner umlaufenden Bank weit vor in die Stube schob. Dabei musterte der Eingetretene den Fremden, welcher dort an dem einen Fenster neben der Müllerin in dem tiefen Lehnstuhl saß.

„Ist denn Angela noch nicht nach Haus gekommen, Mutter?" fragte er, nachdem er den Grafen höflich und mit vielem Anstand gegrüßt hatte.

„Schon lange, Paul", antwortete Frau Werner. „Hier der Herr Graf Duna haben sie in seinem Wagen mit hergebracht."

Der Graf betrachtete prüfend den jungen Mann.

„Aha", dachte er, „dieser junge Hercules ist also der vielerwähnte Paul. Wenn sein Verstand seinem Körperumfange nur einigermaßen gleichkommt, thut er allerdings wohl daran, nicht blos Müller von Profession zu werden."

Digitized by Google

Die Müllerin war aufgestanden und hatte die Stube verlassen; nach einiger Zeit kehrte sie mit dem jungen Mädchen wieder zurück.

„Ich habe es der Angela gesagt, was der Herr Graf mit ihr vorhaben", meinte sie, dieselbe herbeiführend.

Ein schneller, flüchtiger Blick der dunkeln Augen streifte im Vorübergehen Paul, der in einiger Entfernung von dem Grafen stand und ruhig mit ihm sprach; etwas wie Triumph zuckte auch um des Mädchens volle rothe Lippen, aber beides leicht und vorüberfliegend, wie das Spiel von Licht und Schatten, wenn die Sonne durch bewegte Laubmassen blitzt. Jetzt stand sie vor dem Grafen und sah ihn gelassen an, ohne alle Erregung oder Spannung in dem ausdrucksvollen Gesicht, obgleich doch so viel Umgestaltendes in ihr Leben treten sollte. Und wieder war er frappirt von dem Kindlichen ihrer unentwickelten Gestalt mit dem schlichten kurzen Kleide, und dem dabei doch scheinbar Selbstbewußten in der Haltung ihres Kopfes mit der stolzen Haarkrone und in dem Ausdruck der dunkeln, blitzenden Augen.

„Nun, Angela", sagte er zu ihr, „bist du damit einverstanden, daß ich dich von hier fort in eine Erziehungsanstalt bringe, wo du mit andern jungen Mädchen vieles lernen sollst, was zu wissen dir noch gebricht und zu deinem bessern Fortkommen im Leben noththut?"

„Ist das dasselbe, was Sie vorhin meinten, da Sie mich fragten, ob ich immer so fahren möchte?" entgegnete sie, indem sie ihn forschend betrachtete, als habe sie nur diesen einen wichtigen Punkt des Fahrens im Auge.

Für einen Moment verwirrte sich der Gesichtsausdruck Duna's unter dem gelassenen, sichern Blick und bei der ruhigen Frage des Mädchens. Er hatte nichts Ehrloses mit ihr im Sinn; er dachte wirklich nur daran, diesem seltsamen Kinde eine bessere Bildung zu verschaffen; aber er war sich selbst nicht ganz klar, wohin ihn sein Interesse für dasselbe führen könne. Doch schnell beherrschte er sich wieder; es war doch absurd, daß er, der routinirte Weltmann, sich von einem Kinde aus dem Volke um die Fassung bringen ließ.

„Daß du nicht mehr auf der Landstraße laufen wirst, sondern fahren, ja, Angela, das hängt damit zusammen", erwiderte er bestimmt.

„Nun gut, dann bin ich sehr gern dabei", sagte sie, den Kopf mit der Haarkrone neigend, als gewähre sie eine Gunst, um welche man sie gebeten.

„Mutter, was ist das, du willst die Angela von dir gehen lassen?" warf da plötzlich Paul mit ausbrechender Heftigkeit ein und trat auf seine Mutter zu.

„Ich werde sie nicht zurückhalten, wenn sie gehen will, und sie nicht an dem hindern, was zu ihrem Besten sein soll — und auch du wirst es nicht thun", antwortete gelassen und fest die Müllerin.

Der Graf erhob sich schnell.

„Die Sache wäre also abgemacht", sagte er mit einiger Hast, dadurch jedes weitere Wort der Einwendung abschneidend. „In acht Tagen werde ich mit einer Dame kommen, das Mädchen abzuholen und in die Anstalt zu geleiten. Vorher aber werde ich nothwendige Kleidungsstücke für sie hersenden, und von dem Ortsrichter mir die Vormundschaft und fernere Sorge für sie anvertrauen lassen, bis sie mündig sein wird."

Digitized by Google

Er reichte Angela die Hand, in welche sie unbefangen die ihrige legte, grüßte den finster dreinschauenden und sich verbeugenden Paul und verließ die Stube, von der Müllerin hinausbegleitet.

Eine Zeit lang herrschte jetzt lautlose Stille in dem weiten Raum. Paul lehnte an einem der Fenster und blickte in den sich tiefer senkenden Abend hinaus, scheinbar die schwarzen Wolken beobachtend, welche jetzt höher an dem südlichen Himmel heraufgestiegen waren, gespensterhaft grell von den letzten scheidenden Strahlen der hinabgesunkenen Sonne beschienen.

Angela hatte sich auf die Ofenbank gesetzt, die kleinen Füße gekreuzt und von sich gestreckt, die Hände im Schos liegend und den Kopf zurück an das blaue Ungethüm von einem Ofen gelehnt. Ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf der abgewendeten Gestalt des jungen Mannes, gespannt, von Augenblick zu Augenblick harrend, ob nicht dort ein Gewitter endlich ausbrechen wolle. Aber er blieb ruhig und stumm, und die kleinen Füße begannen schon ungeduldig zu zucken und die vollen Lippen sich zornig aufzuwerfen, da gar nichts von dem Erwarteten erfolgen wollte, als er sich plötzlich umdrehte und langsam die Länge des Zimmers hinabschritt. Ihre Augen hatten sich schnell gesenkt, als beobachte sie ihn nicht, ja als höre sie nicht einmal unter seinen festen Tritten das Knirschen des feinen weißen Sandes, welcher über dem Fußboden gestreut lag. Es war wie das Spielen der Katze mit der Maus, wenn dieser Vergleich bei diesen beiden angewendet werden könnte; als habe sie instinctiv das noch unklare Bewußtsein der großen Macht, welche sie besaß und ausübte, und erfreue sich an der Wirkung, die sie damit zu erzielen vermochte.

An der Stubenthür angelangt, stand er einen Augenblick still, wie unentschieden, ob er gehen oder bleiben solle; dann kehrte er aber doch wieder um und schritt entschlossen zurück. Als er in ihre Nähe kam, blieb er stehen. „Jetzt!“ dachte sie, innerlich frohlockend, und schlug die Augen voll und groß, aber so gelassen wie möglich, zu ihm auf, obschon, wenn er ruhig gewesen wäre, er vorüberhuschend das schelmische Blitzen darin hätte wahrnehmen müssen. Aber dazu war er zu sehr erfüllt mit dem, was ihn innerlich bewegte.

„Angela, du willst also von uns gehen?“ sagte er, und obgleich er sich bezwingen wollte, ruhig zu sein, klangen seine Worte doch wie das unterdrückte Grollen eines fern heraufrollenden Donners.

„Du hast es gehört, Paul“, entgegnete sie so unbefangen als möglich, trotzdem die Lust in ihr zuckte, ob seines nun endlich ausbrechenden Aergers zu lachen.

„Das kann nicht sein — es ist nicht denkbar. Sprich, es ist nur ein Irrthum gewesen, Angela? Bitte, sage Ja!“ stieß er heftig hervor.

„Warum?“ fragte sie kurz.

„Weil ... weil ... ach, wie kann ich jetzt zu dir davon sprechen! O Angela, du bist ja noch ein Kind und kannst nichts verstehen von einer großen, gewaltigen Liebe, kannst sie nicht erkennen und nicht erwidern. Aber Dank, den mußt du doch begreifen und mußt ihn zollen können. Und ist es nicht undankbar von dir, wenn du meine Mutter, die Mühle, alles was dir bisjetzt Schutz, Freund und Heim war, verlassen willst, achtlos und unbesonnen alles von dir stoßen, weil dieser

Digitized by Google

fremde Graf dich lockt, den du doch vor einer Stunde zum ersten mal gesehen hast?"

Er hatte in furchtbarer, sich immer steigender Erregung gesprochen, und obgleich Angela ihn nicht ganz verstand, wirkte das doch um so gewaltiger auf sie, als sie sah, wie er jene zu bemeistern suchte und es doch nicht vermochte. Sein Gesicht war sehr bleich geworden und sah noch fahler aus in der blassen Dämmerung, welche über der Stube lag; seine Augen aber leuchteten trotzdem hell hervor unter der Gewalt des Zornes oder eines andern Gefühls, das ihn überwältigend beherrschte.

Neugierig und gespannt sah sie zu ihm auf, fast erschrocken über die Wirkung, welche sie hervorgerufen, wie ein Kind, das ein Streichholz angebrannt und erschrocken sich wundert, daß es ein Haus damit angezündet hat ... und doch erfreut, ihn endlich aus seiner Ruhe aufgescheucht und, wie sie meinte, geärgert zu haben, nur daß der Erfolg noch ein weit größerer war, als sie erwartet hatte. Als er aber sie undankbar nannte, wurde auch sie zornig und sprang von ihrem Sitze auf. Ihre Augen flammten stolz und heftig in die seinigen und die Flügel ihrer feinen Nase zitterten vor Erregung.

„Undankbar, wenn ich gehe, um zu lernen!" rief sie ihm heftig zu. „Was thust du denn anders? Bist du selbst etwa auch undankbar zu nennen, weil du deine Mutter verlassen willst, um zu studiren?"

„Nur mit dem Unterschied, Angela, daß ich zu ihr zurückkehre; du aber — du wirst niemals wiederkehren, wenn du jetzt von uns gehst", sagte er schmerzerfüllt.

Er wartete, daß sie etwas erwidere; sie hielt aber die Lippen fest aufeinandergepreßt, als sei sie gekränkt, nicht er.

„Und ist es dir denn wirklich um das Lernen zu thun? Sicherlich nicht!" sagte er von neuem zürnend. „An Wohlleben denkst du nur, ich habe es ja gehört ... daß du fahren kannst, anstatt zu gehen, das liegt dir im Sinn ..."

„Ja - wohl, und nicht mehr Spitzen klöppeln muß, sondern etwas anderes, besseres zu thun lerne", lachte sie. Und es war wieder der alte unbekümmerte, kindische Uebermuth, der hervorbrach, derselbe, worin sie die Welt sich dienstbar gegenüber sah, anstatt sich ihr anzupassen.

Sobald sie lachte, brach sich sein Zorn, und der Ausdruck eines tiefen, qualvollen Schmerzes lagerte sich auf seinem blassen Gesicht. Er vergaß ganz, das Kind in ihr zu sehen, welches sie doch noch war, weil er, der junge Mann, das junge Mädchen in ihr liebte. Daß sie lachen konnte, wo der Grund seiner Seele bis in seine tiefsten Tiefen im Leid erbebte, das verletzte ihn bis auf das Mark seines Wesens.

Da züngelte draußen der erste Blitz aus der drohend finstern Wolke hernieder und beleuchtete grell sein Gesicht. Sie sah den Ausdruck tiefsten Schmerzes darauf liegen; doch hatte sie kaum Zeit, das zu beobachten, als er auch schon mit gewaltsam erzwungener Ruhe zu ihr sagte:

„Nun, so gehe denn fort, Angela, wie du es wünschest, und mag Gott dich bewahren, daß du dort nicht auf Abwege geratheſt."

Digitized by Google

Wieder fuhr draußen ein Blitz herab, diesmal aber näher, und ein furchtbarer Donnerschlag folgte krachend hinterdrein. Sie fuhren erschrocken zusammen und sahen beide einander bestürzt in die fahl beleuchteten Gesichter, in die heiß erregten Augen; aber keins sagte ein weiteres Wort. Und doch erwartete jedes, daß das andere noch nicht das letzte Wort gesagt habe, sondern daß eins gesprochen werde, das die beabsichtigte Trennung nicht zur Ausführung kommen lasse. Ihr Streit hatte ja immer versöhnend geendet und er mußte es auch heute. Aber keins konnte oder wollte das rechte Wort finden, das dieses auch jetzt möglich machte. Endlich drehte Angela enttäuscht den Kopf hinweg; da wendete auch er sich von ihr ab und ging festen Schrittes zur Stube hinaus.

III.

In Steinfurt hatte sich alles in festlichem Kreise versammelt, um dem Einzug Graf Duna's mit seiner jungen Gemahlin beizuwohnen. Eine Ehrenpforte erhob sich an dem Parkthor, von wo aus die große Allee uralter riesenhafter Eichen nach dem Portal des Schlosses führte. Auf der großen Freitreppe desselben war die ganze Dienerschaft aufgestellt, während oben auf der Terrasse sämmtliche Beamte aus Schloß und Wirthschaft, Dorf und Wald sich befanden, und Knechte und Mägde, Zugehörige und Schuljugend Spalier längs der Allee hin bildeten. Die Musikanten des Dorfes bliesen aus Leibeskräften, Fähnchen wehten, bunte und weiße Tücher wurden geschwenkt, alle Kehlen jubelten „Hoch!" und immer wieder „Hoch!" dem Paare entgegen, und die sinkende Abendsonne des Sommertages streute ihm ihre Rosen auf den Weg. Die junge Gräfin grüßte freundlich nach allen Seiten hin, und alle, die sie sahen, staunten sie an, weil sie gar so schön und prächtig war, eine thaufrische junge Blüte an der Seite des alternden Grafen.

Es ist auch ein Juliabend und vier Jahre sind darüber hingegangen, als er die, welche jetzt als Gräfin neben ihm einzieht, auf dem Steinhaufen am Wege sitzend fand, und das Kind von damals hat erfüllt, was sein kundiger Blick von ihm erwartete. Sie ist eine wunderbar schöne, stolze Erscheinung geworden, die alle bezaubert, welche sie sehen, während sie seltsam ruhig die Bewunderung hinnimmt, die sie erregt.

In der Erziehungsanstalt, in welche sie der Graf damals von der Mühle aus bringen ließ, hatte sie schnell begriffen und leicht gelernt, was ihr mangelte, wenn sie auch nicht gerade mit Eifer daran ging, diesem Mangel abzuhelfen. Ihr scharfer Verstand verarbeitete schnell, was sie lernen sollte; aber wie sie in allem sich suchen ließ, trat sie auch hier aus einer gewissen Passivität nicht heraus, welche sie ohne eigentliches Interesse sich zu eigen machen ließ, was ihr geboten wurde. Das Ungewöhnliche ihres ganzen Wesens, welches ihr einen Anschein von Vornehmheit selbst da verlieh, als sie in dem niedern Gewande des Volkes auf der Landstraße saß, trat jetzt in gewählterer Umgebung immer auffallender hervor, je mehr ihr Geist und ihre Schönheit sich entwickelten, und überraschten Duna auf das höchste, so oft er kam, nach ihr zu sehen. Eine

Digitized by Google

heftige Leidenschaft für sie erglühte immer mächtiger in ihm und ließ ihn den zwischen ihnen liegenden Unterschied der Jahre und der Lebensverhältnisse übersehen. Nach Verlauf eines Jahres wechselte er plötzlich seinen bisherigen Erziehungsplan mit ihr und brachte sie nach Paris, in eine der vornehmsten Pensionen, wo junge Damen aller Länder und aus den höchsten Gesellschaftskreisen ihre Bildung empfingen. Der wohlklingende Name Angela Salvieri, die Protection des Grafen ließen das Mädchen dort wie unter ihresgleichen auftreten, und obgleich sie selbst sich nie die Mühe nahm, etwas über ihre Vergangenheit zu verbergen, sprach sie doch auch nur wenig darüber, sodaß man, bestärkt durch ihre ungewöhnliche Persönlichkeit, unter diesem Wenigen eher ein sie umgebendes Geheimniß vermuthete, als daß man das Erzählte für die schlichte Wahrheit ihrer Lebensverhältnisse ansah.

Und Madame Gramont, die Vorsteherin, nahm es so sehr als ausgemacht an, sprach so entschieden wie selbstverständlich davon, daß der Graf Mademoiselle Salvieri zu heirathen gedenke, richtete ihr ganzes Augenmerk so genau darauf hin, was die künftige Gräfin zu lernen, wie sich zu benehmen habe, daß Angela unbemerkt sich auch daran gewöhnte, dieses als das Endresultat ihrer Lehrjahre zu betrachten; wie beinahe alle die jungen Mädchen, mit welchen sie hier zusammen war, auch schon den ihnen bestimmten Bräutigam hinter der Thür harren sahen, welche sie jetzt noch von der großen Welt draußen abschloß.

So kam es denn auch, daß, als nach Verlauf weiterer zwei Jahre der Graf sie fragte: ob sie seine Gemahlin werden wolle, sie ebenso ruhig und unbedacht Ja sagte, als sie es damals gethan, auf die Frage, ob sie in eine höhere Schule gehen wolle. Klugerweise fragte er nicht, ob sie ihn liebe — denn so leidenschaftlich er auch, trotz seiner sechzig Jahre, für sie entbrannte: als Welt- und Menschenkenner wußte und sah er genau, daß ihr Herz noch gar nicht erwacht war und sie ihm auf diese Frage ebenso ruhig Nein gesagt und seine Liebe zurückgewiesen haben würde. Sie war im Grunde mit ihren siebzehn Jahren noch immer nicht viel mehr als ein Kind, und wie dasselbe damals die Mühle verließ und mit ihm ging, nur um Paul aus seiner Ruhe aufzuschrecken und ihn zu ärgern, so war auch jetzt ihr erster Gedanke, als sie sich zur Gräfin Duna erheben ließ: „Was wird nun Paul dazu sagen?“ und er lag immer im Hintergrunde ihrer Gedanken und trieb sie zu ihrem Handeln an, ohne daß sie sich dessen bewußt war.

Der Graf war mit seiner jungen Gemahlin ein Jahr lang auf Reisen gewesen, um sie an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen und in die Gesellschaft seines Standes einzuführen, ehe er sie auf sein heimatliches Schloß brachte. Sie fand sich mit derselben Leichtigkeit und Unbefangenheit darin zurecht, wie sie sich damals auf den Kissen des Landauers gleich an ihrem Platze gefühlt hatte, und keiner, der sie sah, ahnte das Kind aus dem Volke in ihr.

Ueberall, wo Duna mit ihr erschien, erregte sie das größte Aufsehen, und er konnte es nicht vermeiden, daß sich die junge Männerwelt an eine Schönheit wie die Angela's herandrängte. Obgleich ihn das störte, sah er doch sehr bald, daß er nicht eifersüchtig zu sein brauche, denn keiner machte einen größern Eindruck auf sie. Sie nahm alle dargebrachte Huldigung wie etwas Selbstverständliches

Digitized by Google

hin, und wenn sie vielleicht die Macht ihrer Schönheit kannte, strebte sie doch nicht danach, sie zu besonderer Geltung zu bringen. Stolz lag vorherrschend in ihrer Natur, aber nicht Eitelkeit oder Gefallsucht, und jener hielt sie ab, um irgendeines Menschen Bewunderung zu werben.

Als sie jetzt, von vier prächtigen Rossen gezogen, an der Seite des Grafen durch die ihnen zujubelnde Menge fuhr und lächelnd grüßte, war ihr Lächeln auch nicht das befriedigter Eitelkeit. Ihre Augen flogen dabei forschend und suchend über die Versammelten hin, als müßten sie jemand darunter entdecken, an dessen Gegenwart ihr besonders lag und der ihr den bereiteten Empfang erst zum wirklichen Triumph machen würde. Aber sie sah ihn nirgends, und endlich das Vergebliche ihres Suchens einsehend, sagte sie enttäuscht unwillkürlich laut: „Wenn mich doch Paul so sehen könnte!"

Der Graf zuckte zusammen und blickte heftig aufgeregt in ihr Gesicht. Dieselben Worte sagte sie damals, als er sie in seinem Wagen aufgenommen, und die Wichtigkeit, welche der junge Mann in den Gedanken des Kindes einnahm, hatte ihn damals schon heftig gestört, als er diesen in der Mühle sah. Zum ersten mal überkam ihn jetzt die Empfindung von Eifersucht. Es war das eigentlich lächerlich, diesem unbedeutenden Menschen gegenüber, wo so viel gefährliche Männer ihm als ungefährlich für sie erschienen waren — und dennoch konnte er sich dieser peinlichen Empfindung nicht erwehren. Sie hatte bisher diesen Namen nie wieder genannt, auch nie von der Mühle gesprochen, sodaß er meinte und hoffte, sie habe die Vergangenheit vergessen oder wolle sie vergessen. Und nun ihr plötzliches Erinnern, und das in diesem Augenblick!

„So laß doch den Müllerburschen unerwähnt", entgegnete Duna heftiger, als er eigentlich wollte.

„Warum soll ich nicht von ihm reden?" fragte sie einfach, und ihre Augen sahen ihn forschend und verwunderungsvoll an. Es war derselbe Blick, welcher ihm an dem Kinde so sicher vorkam und ihn dadurch verwirrte, und der ihm jetzt an der Frau so kindlich erschien und darum auch verwirrte.

„Weil du jetzt Gräfin bist und er nicht mehr zu dir paßt, liebe Angela", entgegnete er endlich so ruhig als möglich und drückte ihr zärtlich die Hand, um seine heftigen Worte wieder auszulöschen.

Sie schwieg, aber es war ihr mit einmal, als entbehre ihr festlicher Einzug allen Werthes, und sie sah ziemlich gleichgültig auf die jubelnde Menge zurück.

Der Wagen hielt an der Freitreppe, und der Graf hob seine junge schöne Gemahlin heraus. An seinem Arm durchschritt sie die Versammelten, welche sich ehrfürchtig vor dem Paare verneigten, obgleich sie recht gut wußten, wer ihre neue Gräfin war. Duna hatte zwar Heinrich, den Kutscher, entlassen, weil er damals die nunmehrige Herrin auf dem Steinhaufen der Straße sitzen sah; aber verschwiegen konnte ihre Herkunft in Steinfurt nicht bleiben, wo die Wittelsmühle so nahe lag und dort jedermann von ihr sprach, selbst wenn nicht der Dorfrichter davon erzählt hätte, der mit Wichtigkeit seine Kenntniß der Verhältnisse ausposaunte.

Es lag auch gar nicht in Angela, das verbergen zu wollen. Bisher war ihr

Digitized by Google

noch von keiner Seite ihre Herkunft zum Vorwurf gemacht worden und sie dachte nicht daran, daß man sie deshalb geringer schätzen könne. Nach zwei Wochen ruhigen Einlebens im Schlosse sagte sie daher zum Grafen:

„Duna" — sie gebrauchte nie die vertrauliche Anrede seines Vornamens Léonce — „ich will heute Nachmittag in die Wittelsmühle fahren, um die Müllerin zu sehen."

Er hatte in den vielen Geschäften dieser Tage, wo er nach jahrelanger Abwesenheit wieder selbst nach seinem Eigenthum sah, ganz die Mühle und seine Bewohner vergessen. Jetzt war er betroffen, da Angela wieder davon sprach; aber er fürchtete dem erstaunten Kindesblick seiner Frau bei einer Ablehnung zu begegnen, und so antwortete er nur:

„In die Mühle willst du? Dann werde ich mit dir dahin fahren."

Als er jedoch am Nachmittag Angela in den Wagen gehoben hatte und ihr folgen wollte, kam der Verwalter eines entfernt gelegenen Vorwerks auf den Hof gefahren, und da er den Mann herbestellt hatte, war er genöthigt dazubleiben.

Und nun fuhr sie allein im Thale dahin, immer aufwärts an dem wildschäumenden Flusse, und tausend Erinnerungen aus ihrer Kindheit hätten sie hier begrüßen sollen. Aber keine davon sprach zu ihr; es war das wie ein geschlossenes Buch, das sie weggelegt mit den unscheinbaren Kleidern von damals, und keins der noch nicht einmal vergilbten Blätter reizte sie, wieder ihren Blick darauf zu werfen. So viel Neues war inzwischen an ihren Augen vorübergegangen, und sie hatte mit dem Neuen dahingelebt, wie einen die Woge trägt und unbemerkt von dem Ufer weiter und weiter entführt.

Nur sobald ein Mann jetzt des Weges daherkam, blickte sie gespannt nach ihm, wer es wol sei, und sank dann wieder achtlos und lässig in die seidenen Kissen zurück, da ein Unbekannter vorüberschritt.

Endlich rauschte ihr wieder der Wittelsbach entgegen, und da lag auch die Mühle vor ihr mit dem alten Thurm daran, noch immer so fest und grau und unverändert wie damals, als der Graf sie so romantisch aussehend fand. Aber daneben erhob sich ein neues stattliches Gebäude, an dem die Werkleute noch arbeiteten, und obgleich dasselbe alterthümliche gothische Fenster, Söller und Giebel erhielt, sah es doch sonderbar jugendlich neben der altersgrauen Mühle aus. Und was das Merkwürdigste war: das Mahlwerk mußte in letzterer stillstehen, jetzt am Werkeltag; denn Angela vermißte das altbekannte Klappern, obgleich die rauschenden Wasser des Wittelsbaches noch immer über das Rad hinschossen und ein Werk in Bewegung zu setzen schienen.

Pluto, der alte Hofhund, war auch noch da und riß bellend an seiner Kette, als der Wagen vor der Mühle hielt. Da trat aus der Hausthür die hohe Gestalt eines Mannes heraus, nach den Kommenden zu sehen. Das war er, Paul, und kein anderer! Angela neigte sich lebhaft vorwärts, Freude und Erwartung rötheten ihr Gesicht höher — jetzt war der ersehnte Augenblick gekommen, und sie war gespannt, auf seinem Gesicht den Eindruck zu lesen, welchen ihr Erscheinen als Gräfin bei ihm hervorrufen mußte.

Beider Blicke begegneten sich und hingen festgebannt ineinander, die ihrigen forschend und erwartungsvoll ... die seinigen tief verwirrt und erschrocken; um

Digitized by Google

ihre vollen rothen Lippen ein frohlockendes Lächeln ihres alten kindischen Uebermuthes ... auf seinem Gesicht tödliche Blässe und der Ausdruck eines unermeßlich großen Leides! Und als er sie so anstarrte, keines Wortes mächtig, die Lippen in dem bleichen Gesicht schmerzhaft zuckten, da trat plötzlich, lange verwischt, sein fahles, schmerzbewegtes Antlitz aus dem Dämmern der Mühlenstube wieder vor ihre Seele hin; Längstvergessenes erwachte und sie hörte abermals, was er damals zu ihr sagte und sie nicht verstanden hatte.

Oft hallen Worte unbegriffen und unbeachtet an uns vorüber, und wir denken ihrer nicht mehr. Dann nach langer, langer Zeit, da kommt plötzlich ein Augenblick, wo sie in irgendeiner versteckten Falte unserer Seele wieder erwachen und so vernehmlich in uns nachklingen, als seien sie soeben erst gesprochen worden, und es überflutet uns mit überraschender Macht das Verständniß ihrer Bedeutung. Was hatte damals Paul zu ihr gesagt? „Du bist noch ein Kind und kannst nichts verstehen von einer großen, gewaltigen Liebe.“ Jetzt verstand sie plötzlich dieselbe, jetzt las sie in seinen Zügen deutlich die Erkenntniß des bisher Unbegriffenen, und wie seine Liebe groß, leidenschaftlich, allgewaltig vor ihr aufleuchtete — da erwachte sie aus dem Kinde zum Weibe! Vor ihr tief in den Staub hinab sank ihr eingebildeter und erwarteter Triumph, und ein Gefühl von Schuld, die sie auf sich genommen, wuchs bedrückend aus ihrem Herzen empor.

In einer Verwirrung, wie sie dieselbe noch nie empfunden, verließ sie den Wagen, als der herabgesprungene Diener ihr heraushalf, und ging auf Paul zu, der endlich sich so weit gefaßt hatte, ihr auch einige Schritte entgegentreten zu können.

„Paul!“ sagte sie leise mit vibrirender Angst in der Stimme, als fürchte sie das, was sie soeben auf diesem Antlitz gelesen, und dabei streckte sie ihm schüchtern die Hand entgegen.

Er beachtete diese Bewegung nicht.

„Frau Gräfin“, entgegnete er, sich verbeugend, „darf ich bitten, in mein schlichtes Haus einzutreten?“

Und er trat seitwärts, ihr Raum zu geben, daß sie ihm voraus über die Schwelle der Hausthür schreite.

Sie ließ betroffen die dargebotene Hand wieder herabsinken und lenkte zitternd und unsicher ihre Schritte nach der großen Unterstube; sie wußte ja hier überall Bescheid. Gewiß saß die Müllerin darin an dem Fenster, und die alte Frau wenigstens freute sich vielleicht, sie wiederzusehen. Aber der Platz stand leer und jene war auch nirgends sonst in der Stube zu sehen.

„Wo ist die Mutter, Paul?“ fragte sie, noch immer nicht vermögend, ihn anders als sonst anzureden, obgleich ihr dabei das Herz, ängstlich klopfend, die Blutwellen nach dem Kopfe emportrieb. Alle ihre Sicherheit hatte sie jählings verlassen.

Er deutete nach dem Fenster hinaus. „Auf dem Kirchhofe“, sagte er dumpf.

„Auf dem Kirchhofe?“

„Ja, seit beinahe einem Jahre hat sie mich allein gelassen und ruht dort unter den Rosen.“

Digitized by Google

Angela erschrak so heftig, daß sie auf die Ofenbank niedersank, vor welcher sie sich befand. Er hatte ihr noch keinen Stuhl angeboten und stand seitwärts einige Schritte von ihr entfernt, schwer athmend und vor sich niederstarrend, als ringe er, Meister seiner tiefen Bewegung zu werden, und wage nicht, ihr wieder in das schöne Antlitz zu sehen.

„Die gute Mutter todt!“ stammelte sie hervor und fühlte jetzt mit einem mal, daß sie dieselbe doch recht lieb gehabt habe, ja, die Mutter und auch Paul!

Sie hatte in dem ersten Jahre nach ihrem Scheiden aus der Mühle an die Müllerin geschrieben, jedoch keine Antwort erhalten; das Schreiben war nicht Sache der alten Frau, und da auch Paul ihr nicht schrieb, hatte sie ihren Brief nicht wiederholt. Vergessen hatte sie dieselben nicht, aber ihre Zuneigung hatte so unverstanden und unbeachtet in ihr gelegen mit allen Erinnerungen ihrer Kinderjahre.

Jetzt, wie sie sich hier umblickte, wachte eine nach der andern auf und machte sich geltend, als fordere jede ihr altes gutes Recht von ihr. Der große Lehnstuhl, in welchem die Müllerin ihr Schläfchen am Mittag gehalten; der umfangreiche Kachelofen, an den sich Angela so oft behaglich gelehnt; ihr Platz am Fenster, wo sie an ihrem Klöppelkissen gearbeitet; der plumpe, altväterische schwere Eichenholztisch, an welchem sie ihre Schularbeiten geschrieben und Paul oftmals sie angetrieben hatte, wenn sie träge darüber hindämmerte; die dunkle Stubenecke, worin sie sich vor ihm versteckte; alles das waren alte Bekannte, ja Freunde, die ihr Recht des Wiedersehens und Wiederbegrüßens von ihr heischten.

Und dann er selbst — Paul! Verstohlen wendete sie jetzt die Blicke seitwärts nach ihm hin, denn sie fühlte sich sonderbar beängstigt und eingeschüchtert ihm gegenüber, seitdem sie in seiner Seele gelesen. In starrer, verschlossener Haltung stand er jetzt da. Wie war er doch stattlich geworden, wie männlich und fest; der damals erst um Kinn und Lippen sprossende Flaum nun zum glänzenden Vollbart geworden, der tiefe Ernst der Augen, die sinnende Stirn ... wie gut stand das zu seiner hohen, breiten Gestalt. Sie erröthete, als sie das entdeckte, und zog schnell die Augen von ihm zurück, da ihr beiderseitiges anhaltendes Schweigen ihn jetzt bedrücken mochte und, aus seinen Gedanken auffahrend, er zu ihr sagte:

„Kann ich der Frau Gräfin mit etwas dienen?“

„Ich möchte von der guten Mutter hören“, entgegnete sie rasch.

„Da ist wenig zu erzählen. Sie hat geschafft und gearbeitet, treu und unermüdlich in der alten Weise, wie sie es immer gethan, bis ich vor einem Jahre von der Universität heimkehrte, und sie freute sich doch und war stolz darauf, daß ich Doctor geworden, obschon das Studiren nicht nach ihrem Sinn war. Dann, eines Morgens, erschien sie nicht, zu früher Stunde ihr Tagewerk zu beginnen, und als wir nach ihr sahen, lag sie entschlummert, still und kalt da — ein Herzschlag hatte sie getroffen und schmerzlos ihr treues Wirken beendet.“

„Und — und Sie, Paul?“ fragte sie stockend. Sie konnte doch nicht mehr mit Du ihn anreden, wenn er sie immer Frau Gräfin nannte.

„Nun ich?“ Er strich sich mit der Hand über die hohe Stirn, als wische er etwas aus, was dort vielleicht ohne sein Wissen und gegen seinen Willen

Digitized by Google

geschrieben stehe, und sich höher aufrichtend, streifte er auch gewaltsam die lähmende Pein von sich ab, welche ihr unerwartetes Erscheinen über ihn gebracht hatte. „Ich werde nun auch mein Theil Arbeit treu und willensstark erfüllen", sagte er fest; „nur daß ich dabei mein Wissen verwerthe. Ich habe Chemie studirt und nach der Mutter Tode die Mühle in eine chemische Fabrik umgewandelt. Da aber hierzu der ganze vorhandene Raum nöthig ist, baue ich mir daneben ein Wohnhaus hin."

Er schwieg, und wieder wollte eine Pause zwischen ihnen entstehen, als gebe es nichts mehr zu sagen und als liege nichts in Vergangenheit und Gegenwart, woraus sich für beide der Faden einer Unterhaltung spinnen lasse. Wie es ihr ergangen, was sie zunächst jetzt betraf, danach fragte er nicht. Wie sollte sie da von sich selbst sprechen? Es verlohnte sich auch nunmehr nicht, etwas darüber zu sagen; es hatte gar keine Bedeutung mehr, wollte es ihr erscheinen.

Sie erhob sich von ihrem Platze.

„Ich muß nun gehen", sagte sie, um dieses peinliche Beisammensein zu brechen.

„Gehen?" Um seine Lippen zuckte es ironisch und aus seinen Augen traf sie ein geringschätziger Blick. „Mich dünkt doch, Sie haben es im Leben, wie Sie es einst wünschten, bis zum Fahren gebracht, indem Sie deshalb Frau Gräfin wurden."

Diese Worte trafen sie wie ein Schlag in das Gesicht und verletzten sie auf das tiefste. Aus ihren großen dunkeln Augen schoß ein stolzer, zorniger Blitz zu ihm auf; doch er begegnete ihm fest und mit der alten Ruhe, wie er ehedem ihren kindischen Zorn aufgenommen hatte.

So schieden sie wieder voneinander.

IV.

Als Angela in die seidenen Kissen ihres Wagens sank, schloß sie die Augen. Eine unerklärliche Bangigkeit belastete sie. Sie hätte weinen mögen, zum ersten mal, wenn sie es nur gekonnt hätte; aber sie hatte nie Thränen gehabt, auch nie deren bedurft, als Kind nicht und später ebenso wenig. Früher zürnte oder lachte sie in Trotz und Uebermuth alles kindische Leid hinweg, und eins, das an ihrem Herzen nagte und sich nicht hinwegscheuchen ließ, war ihr noch nicht gekommen.

Auch jetzt wußte sie nicht, ob es ein Leid sei, das sie dort aus der Mühle mit hinwegnahm. Aber mit seinen Blicken und Worten hatte er ihre Welt umgewandelt; diese war nun nicht mehr das, womit sie sich kindisch einen Triumph über ihn eingebildet hatte. Fast schämte sie sich jetzt dessen, was Hohes aus ihr geworden war; allen Glanz hatte er dem genommen und die Unruhe eines innern Vorwurfs in ihrer Seele geweckt. Und sie zürnte ihm um das, was er gethan, auch um das, was er von seinem Herzen sie hatte sehen lassen; denn was er in Stücke geschlagen, dafür hatte sie nirgends einen Ersatz, und was er an tiefem Leid ihr gezeigt, peinigte sie qualvoll. Es war die erste wirkliche Pein, welche sie empfunden, und damit mußte sie zum Weibe erwachen; nicht mit dem Bewußt-

Digitized by Google

sein einer eigenen Liebe im Herzen, nein, mit der Erkenntniß seiner gekränkten Liebe für sie, und daß der, welcher sie geliebt, sie nun verachte, war sie aus dem langen Kindheitstraum aufgeschreckt worden.

Sie versuchte tief aufzuathmen aus der schwerbeklommenen Brust, um damit alle diese ungewohnte Qual wieder von sich abzuwälzen, und es drang wie ein Stöhnen herauf, sodaß sie erschrocken die Augen öffnete, als könne nicht sie, sondern ein anderer neben ihr müsse diesen angstvollen Laut hervorgestoßen haben. Aber sie war ja allein in dem Wagen, und besorgt sah sie vor sich nach den beiden Dienern auf dem Kutschersitz, ob keiner von ihnen ihr Seufzen vernommen habe und sich nach ihr umsehe. Doch diese saßen steif aufgerichtet da, wie es sich für gräfliche Diener schickt, und das gab auch ihr selbst die Haltung wieder zurück.

Im Schlosse angelangt, kam ihr Graf Duna schon in der Halle entgegen, sie zu empfangen. Er hatte sie mit eifersüchtiger Sorge fortfahren sehen und mit Unruhe ihrer Wiederkehr entgegengeharrt. Der Ausdruck ihres eigenthümlich bewegten Gesichts fiel ihm nun sofort auf. Sie hatte es nie für nothwendig gehalten, sich anders zu geben, als sie war, und jetzt, wo sie gern den Umsturz in ihrem Innern vor allen Augen verborgen hätte, fehlte ihr die Kraft und die Kunst, das zu thun.

„Wie lange bist du fort gewesen, geliebte Angela", sagte er und küßte sie mit heftiger Leidenschaftlichkeit.

Sie fuhr zusammen und wurde leichenblaß.

Bisher hatte sie kalt und gleichgültig die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit hingenommen, ohne sie jemals zu erwidern; heute fühlte sie dieselben wie eine Schmach, die ihr angethan wurde. Er war ihr bisjetzt der Graf gewesen, der sie zur Gräfin gemacht . . . der sie äußerlich lenkte, während sie doch fühlte, daß sie ihn innerlich beherrsche; aber die tief sittliche Bedeutung des Bandes zwischen Gatten, das, was demselben erst die Weihe gab, das war noch ihrem kindischen Sinn entgangen. Jetzt mochte das Verständniß dafür in ihr aufdämmern; denn sie kam sich plötzlich verächtlich vor, daß er, der ihrem Herzen gar nichts war, sie küssen dürfe, und es war ihr, als fühle sie wieder Paul's Blick deshalb geringschätzig auf ihr ruhen.

„Laß mich!" rief sie empört, das Gesicht von ihm abkehrend, und entwand sich schnell und zornig seinen Armen.

„Was ist dir, Theuerste?" fragte Duna besorgt, erregt, mit tausend erwachenden Zweifeln.

Sie stand abgewendet von ihm da und rang nach Fassung.

„Die Müllerin ist todt", antwortete sie endlich dumpfen Tones. Sie wußte sonst nichts zu sagen von dem, was in ihr rang.

Er athmete beruhigter auf; ihr seltsames Wesen hatte wahrscheinlich den Grund in der natürlichen Trauer um den Tod derer, welche ihre Kindheit behütet hatte, glaubte er.

„So wirst du nun nichts mehr in der Mühle zu suchen haben", rief Duna erleichtert aus.

„Nein, nichts mehr — ich werde auch nie wieder dorthin fahren", stieß sie heftig und hart hervor, und verließ den Grafen.

Digitized by Google

Seitdem sie sich in Steinfurt befanden, waren Duna und Angela nicht mehr so viel aufeinander angewiesen, als es während ihrer Reisen der Fall gewesen. Es war die Einrichtung von früher her, daß zu der Mittags- und Abendtafel der eine oder andere der höhern Beamten des Hauses hinzugezogen wurde, und das erlitt jetzt keine Aenderung. Auch kamen, seitdem man wußte, daß der Graf zurückgekehrt, öfter Herrenbesuche, besonders die Offiziere der nahen Garnisonstadt.

Angela war dessen froh, es überhob sie heute Abend der Nothwendigkeit, sich allein mit Duna zu befinden. Sie hatte sich so weit gesammelt, die Eingenommenheit ihrer Gedanken nicht mehr so schroff hervortreten zu lassen, versuchte mit ihrem Nachbar, einem Hauptmann, der am Abend zum Besuch gekommen war, über gleichgültige Dinge sich zu unterhalten, bemühte sich sogar zu lächeln, als dieser einen Scherz machte, den sie nur halb hörte, und dabei wanderten im stillen ihre Gedanken in die Mühle zurück.

Wie deutlich jetzt mit einem mal ihr Leben von ehedem wieder vor ihr stand, so eingeschränkt, schlicht und gering im Vergleich mit ihrem jetzigen, und dennoch schien es ihr plötzlich, als sei es voller Reiz gewesen. Armuth hatte sie ja nie zu empfinden gehabt, und in der Weise, wie sie immer die Menschen beherrschte, war ihr auch Beschränkung nie fühlbar geworden, bis der Graf sie aus derselben hervorgezogen hatte. Als ob sie auf einem Berge stehe und der sie umgebende Nebel hier und dort zerreiße, um sie tief unten im Sonnenglanz ein fernes, freundliches Bild erblicken zu lassen, so wachten Scenen, Bilder, Worte vor ihr auf aus dem Nebel ihrer Kinderjahre und legten sich lind mit dem verklärenden Glanze der Erinnerung an ihre erregte Seele. Das Einfachste gewann Bedeutung, das Schlichteste einen süßen Reiz, und als der Diener ihr eine Schüssel mit den ersten Kartoffeln des Jahres präsentirte, die aufgeplatzt ihr Mehl zwischen der Schale hervorblicken ließen, mußte sie lächeln. Denn sie sah die gute alte Müllerin vor sich, wie diese damals die große Schüssel selbsterbauter Kartoffeln mit Stolz auf die Schönheit derselben hereintrug, und Angela nun davon für sich und Paul schälte. Wie oft zankten sie sich dabei, wenn nicht im Ernst, so doch im Scherz, da er die Kartoffeln ihr aus den Fingern zu rauben suchte. Ja, aus den Fingern, denn damals bedienten sie sich nicht der Gabel dazu. Das Kind aus dem Volke regte sich plötzlich in ihr und damit die Lust, es wieder so wie ehedem zu thun, und sie folgte dem erwachten Verlangen.

Da redete der Hauptmann sie an, und sie hob die Blicke auf, beinahe erstaunt, sich Frau Gräfin nennen zu hören und sich hier vor der glänzenden Tafel zu finden. Ihr gegenüber an der Wand hing ein großer Spiegel, und als sie aufsah, erblickte sie darin den hinter ihr stehenden Diener, welcher sich unbeachtet glaubte und mit spöttisch lächelnder Miene auf die Kartoffel zwischen ihren Fingern niederblickte. Als alter Diener war er stolz auf die Vornehmheit des Hauses, dem er zugehörte; die aus niederer Sphäre hervorgezogene neue Herrin war ihm nicht vollgültig, und ohne daß sie es ahnte, beobachtete er sie immer, um die Mängel herauszufinden, welche ihr anhaften müßten.

Als sei sie auf einem Verbrechen ertappt worden, so schnell legte sie unwillkürlich die Frucht aus der Hand, um gleich darauf zu bedauern, dieses gethan zu haben.

Digitized by Google

Ihr Stolz litt empfindlich, daß sie sich von dem höhnischen Lächeln eines Untergebenen hatte beeinflussen lassen. Sonst würde sie es gar nicht bemerkt haben; heute, wo sie unter dem geringschätzigen Blicke Paul's gelitten, war die bisherige Unbefangenheit ihr genommen, ihr Selbstgefühl hatte einen harten Stoß empfangen und sie sah sich plötzlich der Welt und ihrem Urtheil gegenüberstehen.

Sie blickte hastig den Hauptmann an, ob er sie ebenfalls beobachtet habe, und bildete sich ein, auch auf seinem Gesicht einem sonderbaren Lächeln zu begegnen. Da nahm sie die weggelegte Frucht wieder ruhig zwischen die Finger, schälte sie zierlich ab und reichte sie dem ihr gegenübersitzenden Grafen.

„Der glückliche Gemahl — wie herrlich wird ihm die Frucht munden, welche so zarte Finger gehalten haben", meinte ihr Nachbar galant.

„Ich erwartete das", entgegnete sie kurz mit ihrem ruhigen Blick, der ihr so vornehm stand.

Innerlich pochte und hämmerte ihr aber die Unruhe, und ihre aufgeregten Gedanken ließen sie auch keinen Schlaf finden, als sie sich diese Nacht zur Ruhe niederlegte. Immer wieder sah sie Paul von den Blitzen beleuchtet in der Mühle stehen und hörte abermals seine Worte; oder sie fühlte den Blick seiner Augen erst voll tiefen Schmerzes und dann so geringschätzig auf ihr ruhen, daß ihr war, alles Blut müsse ihr zu Eis darunter gerinnen. Daß ein Blick doch so martern kann! Sie zürnte Paul darum und haßte ihn, o so sehr! Und doch zogen ihre Gedanken Vergleiche zwischen ihm und dem Grafen, und dieser kam ihr mit einem mal sogar alt und gebrechlich vor gegen Paul's männlich schöne Erscheinung. Welche qualvolle Nacht war das, und doch brachte ihr auch der erwachende Tag keine Erlösung. Denn nachdem einmal der Gedanke wach gerufen worden, daß der eine sie misachte, weil sie sich äußern Glanzes wegen zu ihrer jetzigen Stellung hatte erheben lassen, fürchtete sie nun argwöhnisch auf allen Gesichtern das gleiche Urtheil zu lesen, und es trafen sie da manche wirkliche oder eingebildete kleine Nadelstiche, welche die Pein ihrer verwundeten Seele immer höher reizten.

„Sollte sich dennoch in der Mühle etwas ereignet haben, was Angela mir verbirgt?" fragte sich Duna, da ihm ihr eigenthümliches Wesen je länger, je mehr auffiel und beunruhigte; es war so ganz verschieden von ihrer sonstigen Art zu sein. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, wies jede seiner Liebkosungen zurück. Und dennoch scheute er sich, daran zu rühren; es gibt Dinge, die besser todtgeschwiegen werden, als durch Fragen sie erst zu vollem Bewußtsein und Leben wach zu rufen. Klüger war es, Angela unbemerkt abzulenken, auf andere Gedanken und neue Eindrücke zu bringen. Er rief täglich Gäste in das Haus, es wäre ihm sogar jetzt recht gewesen, sie hätte für den einen oder andern der Herren ein wenig Interesse gezeigt; aber sie blieb gleichgültig für alle, und es trat keine Aenderung in ihrer Stimmung ein. Nun begann er auch, mit ihr die nöthigen Besuche auf den benachbarten Gütern zu machen. Er wollte eigentlich damit noch warten, bis er sie unter den Schutz einer der Damen gestellt; aber er wurde durch die Sorge um sie jetzt wider Willen schnell vorwärts gedrängt.

Auf Reisen war Angela in den vornehmen Kreisen die Gräfin Duna gewesen, deren niedere Herkunft niemand ahnte; die Herren huldigten ihrer ungewöhnlichen

Digitized by Google

Schönheit, und auch die Damen nahmen die junge Frau entgegenkommend auf. Hier aber wußte jedermann, wer die frühere Angela Salvieri gewesen, und die späte Leidenschaft des Grafen für die junge Arbeiterin hatte zu großer Aufregung Veranlassung gegeben, als er dieselbe rechtsgültig heirathete und damit seinem Stande als Mitglied aufzwang. Man hatte sich verschworen, ihm zu zeigen, daß man sich das nicht bieten lasse, wenn er versuchen sollte, die Person in die Gesellschaft einzuführen.

Duna selbst war eine zu angesehene Persönlichkeit, als daß ihm irgendeine Thür verschlossen werden konnte; aber wie er nun mit seiner Gemahlin erschien, war man entweder nicht zu Haus, oder konnte man es nicht umgehen, die Besuchenden zu empfangen, so traten zwar, wie überall, die Herren Angela bewundernd entgegen — mancher auch das nur verstohlen, um der eigenen Gemahlin kein Aergerniß zu geben — die Damen jedoch begegneten ihr alle mit einer exclusiven Zurückhaltung und eisigen Ablehnung, über welche hinwegzukommen einer routinirten Weltdame schwer geworden wäre, vor denen aber Angela's Unerfahrenheit machtlos zurückschreckte und ihr Stolz sich empörte.

Duna war entrüstet über den Empfang, der ihr zutheil wurde, obgleich er sich hätte denken können, daß es so kommen werde, er, der seine Gesellschaft doch genau kannte. Aber er schwieg darüber; denn einmal begonnen, ließ sich jetzt schwer die Tournée abbrechen, und er hoffte wenigstens, daß Angela in ihrer alten Unbefangenheit nichts davon bemerke, und daß nicht alle Damen in gleicher Weise ablehnend sich zeigen würden, sondern die eine oder andere sich bereit finden lasse, Angela über den schweren Anfang hinwegzuhelfen. Als sie aber bei der Gräfin Vonhoven gewesen waren und die Dame außer einem stummen Gruß von oben herab Angela auch nicht des kleinsten Wortes gewürdigt hatte, saß diese, in den Wagen zurückgekehrt, schweigend und von ihm abgewendet neben dem Grafen, während dieser lebhaft zu ihr sprach, ihr über den empfangenen peinlichen Eindruck hinwegzuhelfen. Plötzlich kehrte sie sich entschlossen zu ihm um.

„Fahren wir nach Haus, Duna, ich werde keine weitern Besuche mit dir machen", erklärte sie ihm heftig. „Mich von deinen Gräfinnen über die Achsel ansehen zu lassen, dazu bin ich zu stolz."

Erschrocken sah er auf und blickte mit Sorge in ihr aufgeregtes Gesicht.

„Sei nicht beleidigt, theuerste Angela; es war eine große Ungeschicktheit der Gräfin", sprach er ihr besänftigend zu. „Aber bleiben wir zu Haus, wie du wünschest; wir bedürfen der ganzen Gesellschaft nicht."

„Beleidigt?" sagte sie, warf den Kopf höher empor und zuckte leicht die Achseln. „Beleidigen können diese mich nicht."

Sie hielt plötzlich stockend inne und starrte erschrocken vor sich hin.

Von links her kam aus einem Waldwege ein einzelner Reiter in scharfem Trabe geritten, der die Straße eben kreuzen wollte, als die schnell dahinfahrende Equipage des Grafen heranrollte, und es war nahe daran, daß sich ein Unglück ereignete. Die Wagenpferde scheuten und auch das Roß des Reiters bäumte sich wild auf, als es so plötzlich fast in Berührung mit dem Gespann des Wagens kam. Der Reiter hielt aber die Zügel in fester Hand. Mit scharfem Ruck riß

Digitized by Google

er noch rechtzeitig sein Thier herum und suchte dessen Herr zu bleiben. Dabei, obgleich er selbst fest im Sattel saß, fiel ihm der Hut vom Kopfe herab und das männlich schöne Gesicht Doctor Werner's zeigte sich unbeschattet dem Grafen. So verändert es auch war durch den dasselbe umgebenden Vollbart, so erkannte er doch Paul sofort wieder, dessen ganze Erscheinung ihm damals in der Mühle aufgefallen war. Erschrocken wendete er seine Blicke auf Angela, um in ihren Augen den Eindruck zu lesen, welchen diese Begegnung auf sie hervorgebracht habe.

Alle Röthe war jetzt aus ihrem Gesicht gewichen, und obgleich sie noch vor wenigen Wochen lebhaft den Wunsch geäußert hatte, Paul in Steinfurt unter den sie Begrüßenden zu sehen, sprach sich doch jetzt keine Freude in ihren Blicken aus, sondern sie starrte ihn mit unverkennbarem Entsetzen an.

Inzwischen hatte die Equipage gehalten, der herabgesprungene Diener hob den Hut auf und brachte ihn Paul, welcher mit seinem Thier zu thun gehabt hatte. Jetzt drehte er sich herum und sah nach den Insassen des Wagens und in Angela's groß und entsetzt zu ihm hinüberstarrende Augen. Heute malte sich weder Schreck noch Schmerz in seinen Zügen ab, als er sich so plötzlich ihr gegenüber sah. Er blieb ruhig und kalt, nur ein höhnisches Zucken der Lippen meinte sie zu sehen, als er jetzt das Paar im Wagen begrüßte. Ach, wie diese stummen Lippen sie schmähten, wie deutlich ihre Augen darauf lasen, was jene verschwiegen, und wie sie bis auf den Grund ihrer Seele empfand, was auszusprechen es keiner Worte für sie bedurfte!

Der Graf dankte dem Grüßenden; da versuchte auch sie ein wenig den Kopf zu neigen, und als ihr das endlich mühsam gelang in der sonderbaren Erstarrung, welche über sie gekommen war, senkte sie die Augen nieder, als ertrage sie länger nicht seinen Blick.

„Beleidigen kannst nur du mich, du allein!“ schrie es schmerzlich in ihr auf. „Doch wüßtest du, wie mir ist, du würdest vielleicht mich beklagen, nicht aber mich verhöhnen.“

Der Wagen rollte an ihm vorüber, der Reiter jagte wild dahin, jedes der beiden nach einer andern Richtung, aber die Gedanken kamen nicht voneinander los, sondern hingen mit Groll und Schmerz aneinander fest.

Auch dem Grafen erfüllte eine kaum zu beschreibende heftige Erregung. Er liebte Angela mit aller Glut und Leidenschaft der Jugend, aber mit der verzehrenden Angst des Alters, das sich eines Besitzes nicht sicher fühlt, weil es die Jahre nicht hinwegtilgen und die Jugend nicht wieder zurückrufen kann, welcher anzugehören jener das nächste Recht hat. Er wußte ja, daß sie ihn nicht liebe, wenigstens nicht so, wie sein Herz von ihr begehrt hätte; sie heuchelte ja nie. Aber sie hatte wenigstens seine Liebe geduldet und er mit diesem kargen Glück sich begnügt, solange ihr Herz überhaupt für keinen sprach; er hatte sogar zu glauben begonnen, daß sie überhaupt nicht lieben könne, und damit hatte er Zweifel, Furcht und heißes Sehnen zur Ruhe gebracht. Aber jetzt? Seitdem sie in der Mühle gewesen, war sie vollständig verändert, stieß sie ihn von sich und wich ihm mit der unüberlegten Ursprünglichkeit des Kindes aus, das sich nicht zu verstellen versteht. Und doch bei alledem glaubte er nicht, daß sie liebe. Es war

Digitized by Google

eine so zornige Erregung in ihr, ihre Augen funkelten gereizt, aber glänzten nicht in sehnsüchtigem Verlangen, und wie er einmal fragte, was ihr fehle, zuckte sie nur verächtlich die Achseln, als lohne es sich nicht, darüber zu sprechen. Vielleicht hatte sie sich bei ihrem Besuch in der Mühle mit Paul gezankt, wie sie es ehedem so oft gethan; aber welcher tiefgehende, nachhaltige Streit mußte das gewesen sein, und wie gefährlich solches Zanken zwischen jungen Leuten!

Nun mußte auch der Miserfolg ihres Auftretens in der Gesellschaft hier ihr die Kreise verhaßt machen, zu welchen er sie erhoben. Bisher hatte sie sich in ihren neuen Verhältnissen wohl gefühlt; würde das nicht einen Stoß nun erleiden, der auf ihn zurückwirkte?

Und da kommt so recht zur Unzeit dieser Paul ihr wieder in den Weg! Wüthende Eifersucht bemächtigte sich seiner, als er sich die Erscheinung des jungen Mannes vergegenwärtigte. Unwillkürlich blickte Duna an seiner eigenen zusammenfallenden Gestalt herab, gedachte er seiner immer dünner und grauer werdenden Haare und der Verheerungen des beginnenden Alters auf seinem Gesicht, trotz aller der Toilettenkünste, womit er dagegen ankämpfte. „Ja, das Alter, das grausame Alter, dagegen läßt sich nichts thun. O glückliche Jugend, der alle Vortheile zur Seite stehen", seufzte er innerlich.

Aber gegen die hier unleidlich gewordenen Verhältnisse konnte er sich wehren und mußte es mit allen Kräften thun. In immer größer werdende Aufregung und Sorge um den Besitz seines Glückes sich hineindenkend, faßte er den Entschluß, mit Angela wieder auf Reisen zu gehen, obgleich ihm das in letzter Zeit sehr unbequem geworden war und er sich nach seinem alten Daheim in Steinfurt gesehnt hatte. Aber immerhin, es war doch besser, er sicherte sich sein Weib, indem er irgendwo anders mit ihr lebte.

So fuhren die beiden schweigend dahin, keins sprach ein Wort und jedes kämpfte in sich mit seinen wild aufstürmenden Gedanken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Emilio Castelar.

Von

Wilhelm Lauser.

Es war in den Julitagen des Jahres 1867. Die Fürsten Europas waren bei Napoleon III. in den Tuilerien zu Gaste, die Ausstellung auf dem Marsfelde das Stelldichein für die ganze Welt. Das vom zweiten Kaiserreiche erneuerte und verschönerte Paris strahlte im Glanze von hundert Festen. Niemand schien an etwas anderes zu denken, als in vollen Zügen aus dem Becher der Lust zu schlürfen, den die leichtfertige Muse Offenbach's credenzte.

„Wann wird dieser Carneval ein Ende nehmen?" seufzte muthlos einer der Führer der Opposition, Eugène Pelletan, als eben ein prächtiger Festzug den von Ausschweifungen erschöpften Sultan Abd-ul-Asis auf dem Boulevard an uns vorüberführte.

Und doch konnten schon damals einem schärfern Blick die Anzeichen nicht entgehen, welche den nahen Untergang dieser Herrlichkeit verkündeten. Eine unheimliche Gewitterschwüle lag in der Luft seit dem Tage von Königgrätz, den die öffentliche Meinung Frankreichs als eine Niederlage für Napoleon betrachtete. Das aufgeregte Nationalgefühl der Franzosen war inzwischen nur kümmerlich durch die diplomatische Beilegung jenes luxemburger Handels beschwichtigt, der für einen Augenblick sogar die Möglichkeit gefährdet hatte, die Weltausstellung zu eröffnen.

So war man bis zum Vorabend des Festes der Preisvertheilung im Industriepalast gelangt. Da traf, allerdings von der Regierung zunächst ängstlich geheimgehalten, die Schreckensnachricht aus Queretaro ein, die mit dem Kaiserthum Maximilian's in Mexico den Napoleonischen Traum zerstörte, dem Stamme der Germanen in der Neuen Welt die romanische Verbrüderung, den republikanischen Einrichtungen und Grundsätzen diejenigen eines modernen Cäsarenthums entgegenzustellen.

An jenem Tage wanderte ich in Gesellschaft zweier französischer Freunde, des berühmten Geographen Elisée Réclus und seines Bruders, des Schriftstellers Elie, nach Boulogne an der Seine hinaus, der Einladung Fernando Garrido's folgend, dessen Buch über das zeitgenössische Spanien bekanntlich Arnold Ruge ins Deutsche übersetzt hat. Es war eine merkwürdige, wenig gemischte Gesellschaft, die wir dort antrafen, lauter politisch Verbannte, zum Tode Verurtheilte. Fernando Gar-

Digitized by Google

rido selbst, der mit spanischer Liebenswürdigkeit den Wirth machte und mit kundigem Blicke die Bereitung eines echt nationalen Mahles leitete, war als alter Verschwörer an das Brot der Verbannung schon gewöhnt. Die übrigen Gäste waren größtentheils Opfer des verunglückten madrider Juniaufstandes vom Jahre 1866. So vor allem der Demokrat Cristino Martos, später mehrfach Minister des Innern, des Aeußern, der Justiz und Ministerpräsident in Spanien, und der Socialist Pi y Margall, der künftige Dictator der spanischen Republik. Zu dem zerfahrenen Wesen Fernando Garrido's, zu der weltmännischen Kühle, womit in der alsbald lebhaft gewordenen politischen Unterhaltung Cristino Martos ausführte, es sei müßig, sich für diese oder jene Regierungsform zu erhitzen, da alles nur auf die Feststellung der demokratischen Grundsätze ankomme, zu der fast ascetischen Erscheinung Pi y Margall's, welcher sich in seinem Doctrinarismus nicht davon überzeugen lassen wollte, daß es unklug sei, von einem Tage zum andern die spanische Gesellschaft nach den Lehren seines Meisters Proudhon umzugestalten, trat in liebenswürdigen Gegensatz ein junger Idealist, der, sichtlich der Liebling aller seiner Landsleute, von Begeisterung glühend, mit lebhaften Geberden den musikalischen Tonfall seiner improvisirten Rede begleitend, den Sturz der Monarchie in Spanien wie in Mexico weissagte und die Republik als die einzig mögliche, einzig vernünftige Regierungsform pries. Dieser schwärmerische Redner war Emilio Castelar, dessen Name, damals außerhalb Spaniens noch unbekannt, bald der Welt bekannt werden sollte. Es liefen allerdings, während wir bei feurigen andalusischen Weinen im Genusse eines regelrechten spanischen Redeturniers schwelgten, wie ich deren in der Folge noch gar manche in den Ateneos und Casinos von Spanien erlebte, eine Menge Briefe und geheime Blätter aus der Pyrenäenhalbinsel ein, und Berichte von Republikanern aus London, Brüssel, der Schweiz und Südamerika zeugten von der furchtbaren, geheimen Propaganda, die allenthalben zum Sturze der bourbonischen Herrschaft thätig war. Allein welcher felsenfeste Glaube an sein Ideal und an sich selbst gehörte doch dazu, um mit solcher Zuversicht, wie Emilio Castelar, während die kaiserliche Polizei die armen Verbannten streng überwachte, Narvaez und Gonzalez Brabo ihre Schreckensregierung in der Heimat immer noch verschärften, den Umsturz des Bestehenden und den unfehlbaren Sieg der Republik vorauszusagen! Und doch hat Castelar damals sein kühner Glaube nicht betrogen. Denn schon nach Ablauf eines Jahres war die Reihe an seine politischen Feinde gekommen, den Weg der Verbannung zu betreten, und konnte Castelar auf heimatlichem Boden in einer Volksversammlung ausrufen: „Ich erfasse diese Rednerbühne, wie ein von langem Sturm umhergeschleuderter Schiffbrüchiger nach dem Rettungsbalken faßt.“

Don Emilio Castelar war zu Cadiz im Jahre 1831 geboren. Seine ersten Jahre verlebte er zu Elda, in der Provinz Alicante, unter Blumen und Palmenbäumen, sorgsam behütet und geleitet von seiner früh verwitweten Mutter. Nachdem diese den ersten Grund zu seiner Verstandes- und Gemüthsbildung gelegt hatte, brachte sie ihn nach Madrid, wo er Rechtswissenschaft studiren sollte. Allein diese trockene Wissenschaft konnte dem feurigen Jüngling nicht zusagen. Seine

Digitized by Google

Seele war theils erfüllt von den Bildern des Alterthums, der Geschichte der hellenischen Republiken und Staatsmänner; theils drangen eben jetzt, in seinem 20. Lebensjahre, die Einflüsse Lamartine's und Châteaubriand's mächtig auf ihn ein. Ein paar Novellen, die er um diese Zeit verfaßte: „Alonso el Sabio", „Ernesto", „La Hermana de la caridad", übrigens dichterische Schöpfungen von mehr als zweifelhaftem Werth, waren durchaus dem süßlichen Katholicismus der Franzosen nachempfunden. Unter der andauernden Einwirkung seiner in spanischer Art gläubigen Mutter und der Reden und Schriften des gewaltigen Donoso Cortés lenkte Castelar aber bald wieder in die Bahn echt nationaler Frömmigkeit ein, und im ultramontanen, wie es in Spanien heißt, neokatholischen Lager glaubte man bereits auf den hoffnungsvollen jungen Mann zählen zu können. Allein der Kampf war noch nicht ausgekämpft, welchen sich im Innern Castelar's die leuchtenden Erinnerungen des classischen Heidenthums und die Ehrfurcht vor dem mittelalterlichen Papstthum, die Begeisterung für die Grundsätze von 1789 und die Bewunderung für eine die ganze Welt umspannende Kirchenmacht, die Achtung vor dem kühnen Gedankenfluge der deutschen Philosophen und die Ehrfurcht vor dem Papst als dem unbeschränkten Vertreter Gottes auf Erden lieferten. Die Entscheidung brachte endlich, man kann sagen, ein Zufall. Die Revolution von 1854 hatte den ganzen unbestimmten Thatendrang des dreiundzwanzigjährigen Castelar geweckt. An dem Straßenkampf selbst hatte er zwar keinen Theil genommen, denn seinem zarten Gemüth widerstrebte das Blutvergießen; aber in feurigen Reden begeisterte er seine Freunde, für die Freiheit zu streiten.

Bei einer Wahlversammlung, Mitte September, im Teatro Real war es, wo der in der Oeffentlichkeit nicht gekannte Jüngling vor das Volk trat und mit jener weithin schallenden, klaren Stimme, der später Hunderttausende mit Freuden lauschten, in ein paar Sätzen ein demokratisches Glaubensbekenntniß ablegte. Dreifache Beifallssalven unterbrachen ihn. Immer gewaltiger schwoll jetzt die Stimme des Redners, immer reichlicher drängten sich auf seinen Lippen die Bilder, die ihm seine jugendliche südliche Phantasie eingab; eine rednerische Wirkung übergipfelte die andere, und bevor er noch geendet, war er von allen gepriesen als der erste Redner der spanischen Demokratie. Die Poesie und der Ultramontanismus hatten einen Jünger verloren, die politische Rednerbühne Spaniens den Ersatz gefunden für den unersetzlich geglaubten, seither als ersten spanischen Redner anerkannten Olózaga. Jene Rede im Teatro Real war auch ein Wendepunkt im äußern Leben Castelar's. Alle liberalen Blätter suchten die Berühmtheit des Tages für sich zu gewinnen. Castelar entschied sich für die Stelle, die ihm der demokratische Terrorist Sixto Cámara bei der „Soberania Nacional" antrug. Als dann Rivero die „Discusion" gründete, wurde er der erste Redacteur derselben und blieb dies, bis er selbst 1863 ein eigenes Blatt, die „Democracia", ins Leben rief, in welcher er drei Jahre lang, bei allerdings stetig schwindender Leserzahl und unter großen persönlichen Opfern, den Individualismus gegen die herrschende socialistische Strömung der spanischen Demokratie vertheidigte.

Castelar hatte im Jahre 1857 an der Universität von Madrid mit einem Vortrag über Lucan die Doctorwürde, das Jahr darauf das Katheder für Ge-

Digitized by Google

schichte erlangt. Wie seine später erschienene Schrift „Formula del progreso“ und seine durch zwei Jahre im Ateneo gehaltenen Vorträge über die Civilisation in den ersten fünf Jahrhunderten des Christenthums, die er gleichfalls im Druck herausgab, beweisen, hat Castelar übrigens nie daran gedacht, etwa in deutscher Art seine Aufgabe in eigentlicher Geschichtsforschung zu erkennen. Er suchte in der Geschichte vielmehr nur Beispiele und Beweise für die Ideen der Freiheit und Menschlichkeit; oder vielmehr, er goß die Ideen eines Guizot, Ozanam, Quinet, Pelletan, Herder, die seinen Landsleuten noch nicht geläufig waren, in die ihm eigenthümliche, glänzende, rhetorische Form und umkleidete sie in seinen Geschichtsvorträgen mit einem üppigen Bilderreichthum. Das Entlegenste wußte er unter seinen eigenthümlichen Gesichtspunkt zusammmenzunöthigen; und wenn auf dem Gebiete der Dichtung seine Einbildungs- und Gestaltungskraft nicht ausgereicht hatte, lebensähnliche Wesen zu schaffen, so wußte er durch den Zauber seiner Beredsamkeit immer, wenigstens für einen Augenblick, die Vergangenheit gleichsam aus ihrem Grabe emporzuheben und in einem, wenn nicht immer überzeugenden, so doch stets blendenden Lichte vor der Seele seiner entzückten Zuhörer erscheinen zu lassen.

Jene Rede im Teatro Real und diese spätern Erfolge im Ateneo und an der Universität waren die Wegweiser für Castelar's ganze Lebensbahn geworden. Der Beifall der Volksmenge und der gebildeten freisinnigen Kreise der Hauptstadt erfüllte ihn mit Vertrauen auf sein Talent und spornte ihn an, auch seine künftigen Lorbern auf dem Gebiete der politischen Beredsamkeit zu suchen. Die Redekunst als solche zu pflegen und zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln, war fortan sein unablässiges Trachten. Wie ein echter Künstler verschmähte er es denn auch nicht, mit allen jenen handwerksmäßigen Einzelheiten und Mitteln sich vertraut zu machen, welche die Wirkung eines Kunstwerkes sichern. Entschiedener als irgendein anderer Redner der neuern Zeiten nahm er die Ueberlieferungen der Redner des Alterthums wieder auf, indem er selbst den Tonfall seiner Stimme, sein Mienenspiel und seine Geberden auf das sorgfältigste berechnen und überwachen lernte, und sich, wie er mir selbst erzählte, einen Vorrath schön ausgearbeiteter rhetorischer Stücke über die Fragen anlegte, über die er sich etwa einmal auf der öffentlichen Schaubühne auszusprechen haben konnte. Ein wunderbares Gedächtniß, das ihn wörtlich behalten ließ, was er einmal gelesen oder gehört, und eine Einbildungskraft, die ihm in reichster Fülle Gedankenverbindungen, Gleichnisse und Bilder zuführte, kam ihm bei diesem künstlerischen Streben zu statten. Daß seine Reden oft mehr eine buntschimmernde Mosaik schöner Stellen als ein wohldurchdachtes, folgerichtig durchgeführtes, auf einen bestimmten Zweck angelegtes Ganzes bildeten, daß er namentlich aus den ihm fern liegenden Gebieten staatsmännischer Fachwissenschaft, der Verwaltung, des Rechtes, der Volkswirthschaft zur Sache zu sprechen unterließ: dies bemerkten selbst die strenger Prüfenden unter seinen Landsleuten gewöhnlich erst, wenn längst schon die Musik verrauscht war, deren Zauber sie zuvor sich widerstandslos hingegeben hatten.

Wie sehr sich Castelar selbst als eigentlichen Redekünstler auffaßt, wie hoch er

Digitized by Google

die Bedeutung der Beredsamkeit als solcher schätzt, wie ganz ihm diese letztere als Selbstzweck erscheint, dürfte wol folgende Stelle aus einem Aufsatz von ihm beweisen. „Die Kunst im ausgezeichneten Sinne", schreibt er hier, „ist die Kunst der Rede. Abgesehen von ihren innern Eigenschaften, dem Gedanken, der Logik, hat die mündliche Rede wie der Vers Rhythmus, wie die Musik Harmonie, wie die Malerei Umriß und Farbe, wie die Bildhauerei Relief, wie die monumentale Kunst ihre Architektur, wie der Krieg Taktik, wie die Fechtkunst Gesetze der Gewandtheit und Sicherheit, wie die Moral leitende Regeln der Gerechtigkeit. Die Rede ist die reichste und mannichfaltigste Kundgebung des menschlichen Geistes und hat viele Abstufungen, viele Arten." Die Reden Castelar's, sowol seine akademischen als seine Volks- und Parlamentsreden, sind denn auch vorzugsweise als liebevoll ausgeführte Kunstwerke zu betrachten, an denen ihr eigener Schöpfer selbst die unbefangenste Freude hat. Als ich ihn einmal nach einer seiner großen Reden über die Befreiung der Sklaven im Sprechzimmer der Cortes aufsuchte, um ihn zu beglückwünschen, trat er mir freudestrahlend mit den Worten entgegen: „N'est-ce pas, j'ai été sublime?" Und wie oft kam es vor, daß er mitten im brausenden Sturm seiner Rede, seine volle innere Ruhe bewahrend, uns in der Fremdenloge ein Zeichen des Verständnisses gab und triumphirend auf die Versammlung hinwies, die von beinahe ekstatischer Rührung überwältigt war! Jene äußern Mittel, die zum Rüstzeug großer Redner gehören, stehen Emilio Castelar reichlich zu Gebote. Seine etwas kleine Gestalt gewinnt durch die nach unsern Begriffen freilich übertriebene Beweglichkeit jugendlichen Reiz; sein offenes, sympathisches Antlitz ist der klare Spiegel der Empfindungen, die er wecken will; sein großes Auge vermag ebenso leicht Begeisterung wie Verachtung, Stolz und Liebe, Drohung und Bitte auszudrücken und sich mit Thränen des Schmerzes zu füllen. Seine klangvolle, zum Herzen sprechende Stimme verliert selbst nach mehrstündiger Rede nichts von ihrer Frische. Trotz seines andalusischen Ursprungs spricht Castelar das reinste Castilisch, und wenn irgendeiner, so hat dieser Redekünstler die Ehre verdient, unter die 40 Unsterblichen der spanischen Akademie aufgenommen zu werden.

Von dem literarischen Gepäck, das Castelar in die Akademie mitbrachte, hat ohne Zweifel den größten Werth eben die Rede, welche er bei seiner Aufnahme hielt. Diese verdient unsere besondere Aufmerksamkeit schon deswegen, weil ein großer Theil derselben der Würdigung unsers deutschen Dichterfürsten, Goethe, und derjenigen Lord Byron's gewidmet ist, dem Castelar den Rang des Dichterkönigs unsers Jahrhunderts zuschreiben möchte. Castelar's Kenntniß der Weltliteratur ist allerdings ziemlich beschränkt und hauptsächlich nur aus französischen Quellen geschöpft. Während er in seinem aus flüchtigen Feuilletons zusammengestellten Buche „Vida de Lord Byron", einer Compilation älterer Lebensbeschreibungen, dem naiven Glauben sich hingibt, daß sich bei dem englischen Dichter Herzens- und Lebensschicksal und Dichtung durchaus decke, verkennt er das Herz des größten Lyrikers, indem er Goethe, einem französischen Vorurtheile folgend, im wesentlichen nur als Denker und Beobachter der Natur begreift. Aber bei allen Vorbehalten gegen einen so einseitigen Standpunkt müssen wir anerkennen,

Digitized by Google

daß Emilio Castelar hier ein wahres Meisterstück von spanisch-akademischer Beredsamkeit geliefert hat.

„Wenn die einen Dichter", sagt er, „das Gefühl, die andern die Kenntnisse der Natur zum Ausdruck bringen, so ist unter den letztern keiner jenem Deutschen vergleichbar, den wir ewig das Orakel der Schöpfung in den Tempeln der Kunst nennen werden. Die ersten Regungen seiner Seele führten ihn zum Mysticismus und banden ihn an den Glauben seines Stammes. Aber die so überraschenden Offenbarungen der Wahlverwandtschaft am Ende des letzten Jahrhunderts, in welchen man die Weltseele sich regen fühlte, rissen seine Einbildungskraft hin, in den Aether des Weltlebens zu tauchen. Sehr bald glich seine Poesie einer Sibylle, die den von allen Wesen, von den Bienen in ihren Stöcken bis zu den Himmelslichtern in ihren Ellipsen angestimmten Lobgesang mit Aufmerksamkeit hörte und getreu wiedergab. Länder und Meere, Erden und Sonnen sangen einen Wettgesang, nur vernehmlich für diesen Apostel der Wirklichkeit, dessen Adlerfeder die Apokalypse der Verwandlungen der wirklichen Welt schrieb. Seine Gedanken, heiter wie die Unendlichkeit und synthetisch wie das Gesetz, entdeckten in dem Abgrund der dunkeln Abgründe als Wesen des Geschaffenen das ungeschaffene Licht, und als Offenbarung dieses Wesens die Form in unendlichen Verbindungen von zauberischer Schönheit. Sein fast spiritualistischer Durst nach diesem Lichte und seine fast heidnische Verehrung für diese Form führten ihn nach Italien und verlockten ihn gleichsam, die Götter der Natur am Gestade der Sirenen heraufzubeschwören. Umsonst murmelten die noch bewohnten Klöster das Gebet der Buße in seine Ohren; voll von der Liebe des Alterthums, schweifte er auf den Gefilden und fragte die Eichen und den Epheu Virgil's nach den verschwundenen Faunen und die Höhlen vom Posilip nach den todten Nymphen. Auf seinen Reisen trug er, wie ein Priester von Olympia, das Bild des olympischen Jupiter aus pentelischem Marmor vor sich her. Und wenn die Wissenschaft das Universum auf den Abstractionen des Gedankens aufzubauen glaubte, so versenkte er seine tiefste Beobachtung in die Allgemeinheit der Wesen. Er war wie ein großer Zeichner, der mit seinem Stifte die Formen schrieb, und wie ein großer Musiker, der im Pentagramma die Echos der Natur niederlegte. Er versenkte sich in die Substanz, aus der das Leben kommt, wie der Schwamm in das Meer; er verlor sich in die ewige Bewegung, wie der Schwimmer in die Strömungen; er suchte als Naturforscher den Grundtypus der Arten und berauschte sich als Dichter in der Betrachtung der Formen; er sah die Wesen an sich wie ein platonischer Philosoph, und dann verkörperte und vergöttlichte er sie wie ein griechischer Bildhauer; und er erhob zu einem Cultus seine Liebe zu dieser Mutterseele, welche uns von der Geburt in ihren Armen wiegt und uns begräbt und in ihrem Innern verschlingt, welche spricht wie eine pythische Priesterin und ihre Geheimnisse bewahrt wie eine Religion, welche die Individuen hervorbringt, wie Wesen an sich, um sie dann an die Arten zu knüpfen; welche alles wechselt in mannigfaltigen Erscheinungen und alles erhält in der Dauer des Wesens; welche uns zwingt, ohne Ende zu kämpfen, und uns erfrischt mit unendlichem Liebesgenuß, welche täglich tödtet und schafft, indem sie aus den zerstreuten Zellen, aus den unsicht

Digitized by Google

baren Samentheilchen, aus den kalten Larven, aus den trockenen Blättern, aus der Verwesung selbst, aus so vielen aufgehäuften Gräbern die summenden Schwärme zieht, deren Rüsselchen unsern Lippen den süßesten Saft des Lebens bringen. So hat die Natur ihn nicht mit der ruhigen Betrachtung der Welt und ihrer verschiedenen Schauspiele erfüllt, welche der Naivetät der Ekloge so nahe kommt, sondern mit der unruhigen Wißbegier, welche der allgemeinen Erzeugung der Wesen anwohnen, aus dem Becher, der die ewige Substanz enthält, trinken, an den üppigen Brüsten, von denen alle Nahrung kommt, saugen, die Wurzeln und Verzweigungen der Organismen sehen, in dem Geist die Typen aller geschaffenen Wesen und die Mathematik aller Sphären, wie im Herzen eine Flamme jener Liebe einschließen möchte, welche die Arten erneuert, und einen Tropfen jener Essenz, welche sich aus den Erdhöhlen zu den Himmeln ausbreitet, die ganze Schöpfung entzündend und belebend."

Diese dithyrambische, in athemlosen Sätzen dahineilende Sprache verräth sogleich den Verfasser, ob wir nun eine literarische Abhandlung, eine Novelle, eine Geschichtsbetrachtung oder eine Reisebeschreibung desselben vor uns haben. Es gibt z. B. keinen größern Gegensatz als denjenigen zwischen der classisch ruhigen „Italienischen Reise" Goethe's, oder den Land und Leute getreu widerspiegelnden „Wanderjahren in Italien" von Gregorovius, oder dem von cultur- und kunstgeschichtlichem Wissen überquellenden „Cicerone" Burckhart's — und Castelar's „Erinnerungen aus Italien". Ideen und Anschauungen und Ergüsse von Gefühlen, die, um aufzukeimen, nicht eben des italienischen Bodens bedurft hätten, drängen sich hier, oft ganz unvermittelt, oft nur geknüpft an irgendeinen Namen; Ideen, die, wenn nicht eigenthümlich und neu, so doch immer in ein bestechendes Gewand gehüllt sind. Als ich einmal mit Castelar im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Madrid die Sammlung der berühmten Heiligen- und Märtyrerbilder von Zurbaran besichtigte und beim Anblicke dieser durch eine unsterbliche Kunst verklärten Todtengestalten das Gespräch wie von selbst auf die Idee der Unsterblichkeit kam, übergab er mir einen eben von ihm verfaßten Aufsatz, den er später seinen „Erinnerungen aus Italien" einverleibt hat. Er steht daselbst im Kapitel vom Campo santo in Pisa und mag, um Castelar's Weltanschauung zu kennzeichnen, wenigstens in kurzem Auszug mitgetheilt werden:

„Ihr glaubt, der Tod sei das Ende. Ich habe dies niemals geglaubt. Sonst wäre das All für die Zerstörung geschaffen. Gott wäre ein Kind, das Welten aufgebaut wie ein Kartenhaus, um des Vergnügens willen, sie wieder zu zerstören. Die Pflanze nährte sich von der Erde, Ochs und Schaf von der Pflanze, wir vom Ochsen und Schaf, und unsichtbare Wesen, welche wir den Tod oder das Nichts nennen, nährten sich von uns; auf der Stufenleiter des Lebens dienten die einen Geschöpfe nur dazu, um die andern zu nähren; das ganze Weltall wäre ein ungeheuerer Polyp mit einem ungeheuern Magen, oder, wenn ihr ein classischeres Bild wollt, ein Katafalk, über welchem die Sonne brennt, wie eine Trauerfackel, und über welchem wie eine ewige Statue das Fatum aufgerichtet steht. Die einen würden geboren als Helden, weil sie blutreich, die andern als Geduldige, weil sie lymphatisch sind, andere als Denker, weil sie viele Galle, andere als Dichter, weil

Digitized by Google

sie sehr erregbare Nerven haben; aber alle würden an ihren eigenthümlichen Eigenschaften sterben, und alle leben, solange ihre Eingeweide, ihr Herz, ihr Hirn, ihr Rückenmark dauerte, um schließlich sämmtlich in das Nichts zu sinken. Was wir für Tugenden oder Fehler halten, wären nur Neigungen des Organismus; was wir für Glauben halten, nur einige Tropfen Blutes weniger in den Adern, oder einige Herzschläge mehr oder einige Theilchen Phosphor in den Knochen, und das, was wir für Unsterblichkeit halten, eine Täuschung; das einzig Wirkliche, Sichere wäre der Tod, und die menschliche Geschichte eine Procession von Schatten, welche, wie die Fledermäuse, zwischen Tag und Nacht hinschweben, um alle übereinander in jenen dunkeln, leeren, bodenlosen Abgrund zu fallen, welcher das Nichts genannt wird, die einzige Atmosphäre des Weltalls. Oh! Nein, nein. Ich lasse hier meinen Körper wie eine Rüstung, welche mich ermüdet, um ohne Aufhören emporzusteigen zu jenen erhabenen, in ewigem Lichte gebadeten Höhen. Es ist Wahrheit, daß es einen Tod gibt; aber es ist auch Wahrheit, daß es eine Seele gibt; gegen die Wirklichkeit, die mich in ihren bleiernen Mantel einhüllen möchte, habe ich das Feuer des Gedankens; und gegen das Fatum, das mich in seine Ketten schlagen möchte, habe ich die Macht der Freiheit. Die Geschichte ist eine Wiederauferstehung. Die Barbaren hatten die alten griechischen Statuen begraben, und siehe da, sie sind wieder lebendig geworden auf einem Friedhofe (demjenigen von Pisa), indem unsterbliche Geschlechter von Künstlern durch einen Kuß der kalten Marmorlippen ins Leben gerufen wurden. Italien war todt; jedes Geschlecht warf eine Schaufel Erde auf seine Leiche und legte eine Blume zu seinem Todtenkranze — und Italien ist wieder auferstanden. Ich habe immer die Unsterblichkeit auf den Friedhöfen gefühlt."

Daß ein solcher spiritualistischer Hymnus und die wissenschaftliche Widerlegung der Beweisgründe des Materialismus zweierlei Dinge sind, liegt freilich auf der Hand. Im übrigen könnten wir uns sehr wohl denken, daß Castelar ebenso beredte Worte zur Verherrlichung der entgegengesetzten Weltanschauung zu finden wüßte, wenn er einmal die Ergebnisse der neuern Wissenschaft in ihrem ganzen Umfang kennen und bewundern lernen würde. Wenigstens ist seine Stellung zu den Fragen der positiven Religion und des Verhältnisses von Staat und Kirche allezeit eine ziemlich schwankende geblieben. Wohl hat er in mehr als einer begeisterten Rede gegen die tyrannische Unduldsamkeit der römischen Kirche geeifert, wohl hat er einmal in einer Volksversammlung ausgerufen: „Bei der Wahl zwischen der Freiheit und dem Glauben habe ich mich für die erstere entschieden"; wohl hat er gelegentlich jene freien Schweizer gepriesen, die in blutigen Glaubenskämpfen vom Joche Roms sich befreiten. Aber berauscht von seinen eigenen Worten, hingerissen vom Augenblicke oder auch übermannt von der plötzlichen Erinnerung an früher Gedachtes, konnte er gelegentlich auch wieder seine Ergebenheit gegen die in allen Sinnenreizen prangende katholische Kirche, gegen die Religion seiner Mutter betheuern und über die Trockenheit und Nüchternheit des Protestantismus den Stab brechen; er konnte gelegentlich auch in den Cortes folgenden, im Munde irgendeines französischen oder deutschen Liberalen völlig undenkbaren Lobgesang auf den Heiligen Vater anstimmen: „Der unsterbliche Papst Leo XIII. hält mit

Digitized by Google

der Klugheit, die seinem erhabenen Amte entspricht, aber auch mit der Entschlossenheit, die seine festen Ueberzeugungen verlangen, die Religion aufrecht als ein Ideal über allen Staaten und allen Regierungen und erinnert uns an jenen Gott der Freiheit, der die Israeliten aus Aegypten rettete und sie eine religiöse und freie Demokratie gründen ließ, der das Dogma von der Gleichheit aller Menschen in jener erhabenen Nacht des heiligen Abendmahls einsetzte und es mit seinem göttlichen Blut auf dem Calvarienberge weihte; der die Barbareneinfälle durch die Stimme seiner Päpste und Prälaten aufhielt, der das Bündniß der lombardischen Städte ins Leben rief, um den barbarischen Mächten des Kaiserreichs und des Feudalismus die schöpferischen Mächte des Geistes entgegenzustellen."

Solche Unsicherheiten, Schwankungen, Widersprüche erklären sich eben zum guten Theil aus der rein akademischen Bildung Castelar's, aus seiner ausschließlichen Sorge um das schöne Wort, um die künstlerische Wirkung der Rede, aus dem Mangel der Schulung seines Geistes durch eine Fachwissenschaft oder durch den praktischen Staatsdienst. Nur so kann es ihm beikommen, für das allgemeine Weltbürgerthum zu schwärmen, dann aber im Deutsch-Französischen Kriege zu Gambetta nach Tours zu eilen und die Vernichtung der deutschen Barbarenhorden zu weissagen, das Programm der Vereinigten Staaten Europas aufzustellen und daneben die Romanen, denen er noch die Hellenen annectirt, zum Bunde gegenüber den Germanen aufzufordern, den Krieg als eine Schmach der Menschheit zu verfluchen und die glorreiche Zeit zu feiern, da die spanischen Heere Italien, Deutschland, Frankreich durchzogen und England bedrohten. Ganz nur von seinen mystischen Ideen erfüllt, vermochte er z. B. im letzten Orientkriege kaum einen andern Sinn zu erkennen als die Nothwendigkeit, das alte Griechenland wiederherzustellen, und überraschte er seine von ganz andern Sorgen in Anspruch genommene Regierung eines Tages mit dem Vorwurfe, sie zeige eine geradezu verbrecherische Gleichgültigkeit gegen Hellas. Wie wenn er sich inmitten junger Studenten befunden hätte, belehrte er damals die verwundert zuhörenden Staatsmänner Spaniens: „Griechenland ist der Entdecker Europas, wie Spanien der Entdecker Amerikas; Griechenland hört eine Stimme, welche es nach dem Westen des Mittelmeeres ruft, wie Spanien eine Stimme hört, die es nach dem Westen des Atlantischen Meeres ruft. Griechenland bringt der alten Welt des Westens die christliche Civilisation; Griechenland gießt den Strom der ursprünglichen Ideen Asiens durch die alte Geschichte, indem es sie in Attika umbildet, und Spanien denjenigen der neuen Ideen durch die moderne Geschichte, indem es sie in Andalusien umbildet; Griechenland verhindert in einem Kriege, den es durch Jahrhunderte bis zu seiner Niederlage führt, daß der Orientale sich des ganzen europäischen Orients des Mittelalters bemächtige, und Spanien verhindert in einem Kriege durch Jahrhunderte bis zu seinem Siege, daß der Mohammedaner sich des Westens bemächtige; wir verdanken Griechenland unsere ursprüngliche Cultur, und Griechenland verdankt uns die Schlacht von Lepanto, die Vorgängerin derjenigen von Navarin. Griechenland und Spanien sind für die Welt noch gleichermaßen nothwendig; denn inmitten dieses modernen Lebens, das allzu sehr egoistischen Zwecken nachgeht, stellen sie durch den Glanz ihres Himmels und die Fähigkeit ihrer Rassen das Gefühl im

Digitized by Google

Leben, den Heroismus im Kriege, das Ideal und die Poesie in der Kunst dar: Eigenschaften, durch die sie in der Vergangenheit groß waren und es auch in der Zukunft wieder sein werden."

Vergleichen wir einmal, um uns den ganzen Unterschied zwischen der Beredsamkeit des spanischen Akademikers und derjenigen eines Staatsmannes aus dem Norden Europas klar zu machen, Emilio Castelar mit Léon Gambetta. Auch der französische Tribun hat seine Zeitgenossen durch unvergleichliche Beredsamkeit in Staunen versetzt, aber in seinen gesammelten Reden findet man auch nicht einen Satz in dem blühenden Stile Castelar's, kaum irgendwo ein Zeichen, daß er nur gesprochen hätte, um zu sprechen; und sein ästhetischer Kritiker, E. Zola, hat ganz recht, daß man die ungeheuere Wirkung der Reden Gambetta's beim Lesen derselben gar nicht begreife. Diese Reden gehören eben nicht der Literatur, sondern ganz der Geschichte an, und jede einzelne derselben will kein literarisches Denkmal, sondern nur ein Baustein für Gründung der Republik sein. Gambetta hat auch nirgends, etwa vom eigenen Ehrgeiz und vom Jubel der Volksmassen berauscht, eine Freiheit ohne Grenzen versprochen; er hat als Feind jedes politischen Mysticismus der Demokratie immer nur die Wirklichkeit der Staatsgewalt, der Regierung in Aussicht gestellt, wenn sie sich in der Freiheit und Ordnung nach einer freiwillig angenommenen Disciplin zu organisiren verstehe. Gambetta sprach stets nur als der Mann der Staatsverwaltung und der Regierung, und handelte immer nur als ein solcher.

Ich hatte Gelegenheit, Gambetta in Wien zu sprechen, bevor er seinen denkwürdigen Wahlfeldzug gegen Buffet als Commis voyageur der Republik unternahm, jenen Feldzug, durch den er recht eigentlich die Republik in Frankreich begründete. Gambetta sprach damals von nichts weniger als etwa von dem alleinseligmachenden republikanischen Dogma, sondern nur von sehr prosaischen, aber sehr praktischen Dingen. Er wußte haarscharfen Bescheid über die Wählerschaften zu geben, auf welche die Republikaner zählen konnten; er berechnete aufs genaueste die Vortheile und Nachtheile der Lage, und machte ganz den Eindruck, den ja auch der Erfolg rechtfertigte, daß in seiner geschickten und energischen Hand alle Fäden der Wahlaction vereinigt waren. Castelar dagegen erwartete, als ihm durch das Pronunciamento von Cadiz die Pforten des Vaterlandes wieder geöffnet wurden, alles lediglich von der Propaganda, die er mit einigen Freunden durch die Volksversammlungen ganz Spaniens trug. Glühende Bilder entwarf er dem begierig und begeistert zuhörenden Volke von allen den unbegrenzten Segnungen, welche die Republik über das Land bringen werde. Und das kaum erst aus entwürdigenden Fesseln befreite Volk hob den Mann, der ihm so neue und süße Dinge verkündete, in den Himmel. Er selber und das Volk erwachte erst aus dem Taumel der Begeisterung, als die ungeduldigen Massen im Süden des Reiches den Anbruch der goldenen Zeit nicht mehr abwarten, sondern durch Aufstände erzwingen wollten, und als die Wahlen für die constituirenden Cortes nur eine bescheidene republikanische Minderheit ergaben. Castelar hatte sich eben nicht entschließen können, in der Art Gambetta's neben seinen Redeleistungen noch das

Digitized by Google

unscheinbare, aber unerläßliche Geschäft eines Leiters der Wahlen zu betreiben. Er lebte des unerschütterlichen Glaubens, durch die überzeugende Macht seiner Rede allein, durch die Ausbreitung seiner Ideen in Spanien eine neue Staatsordnung gründen, die verwahrloste politische Bildung seiner Landsleute vollenden und diese ganze Umwälzung im Leben seines Volkes so ruhig und so ohne äußere Kraftanstrengung herbeiführen zu können, wie etwa ein Gelehrter durch eine Schrift eine Umwälzung in seiner Wissenschaft herbeizuführen vermag. Es schien übrigens eine Zeit lang wirklich, als ob unser Jahrhundert, dem doch mit der Lust, sie zu lesen, mehr und mehr die Fähigkeit abhanden gekommen war, noch die monumentalen Reden eines Demosthenes, Cicero, Pitt, Wilberforce, Mirabeau zu genießen, an einem Johannistrieb der politischen Beredsamkeit idealistischen Stils in dem fernen Spanien sich erfreuen sollte. Mit Begier las damals die alte und neue Welt Castelar's Reden über die beste Staatsform; und es wird dem Augenzeugen seiner Erfolge unvergeßlich sein, wie dieser Redner in den Cortes bei allgemeinen Fragen, wo sich andere in Gemeinplätzen verloren, seine Hörer stets wieder durch neue Gesichtspunkte zu überraschen und zu fesseln, wie er, wenn die Verhandlungen im Sande zu verlaufen drohten, dieselben mit Einem Rucke wieder auf die Höhe der Principien zu heben, wie er selbst seine entschiedensten Gegner durch den Zauber seines Wortes zu bannen verstand, und wie immer eine erwartungs- und weihevolle Stimmung über die Versammlung kam, wenn der Vorsitzende rief: „Herr Castelar hat das Wort.“ Unvergeßlich wird mir namentlich jener Ehrentag im Leben Castelar's und in der neuern Geschichte Spaniens bleiben, der 13. April des Jahres 1869, an dem die Cardinalfrage der innern Politik Spaniens, die Frage der Glaubensfreiheit, auf der Tagesordnung stand. Der Hauptredner der Ultramontanen, Kanonikus Manterola, hatte die Glaubenseinheit gegen die Glaubensfreiheit mit allen den abgegriffenen Beweisgründen, geschichtlichen Unwahrheiten und groben Trugschlüssen, welche die unwissende Geistlichkeit Spaniens noch vorzubringen pflegt, vertheidigt, die deutsche Wissenschaft für eine Ansammlung von Widersprüchen und Unsinn und insbesondere schließlich die Judenverfolgungen für die gerechte Strafe der von den Juden ausgeübten Greuel und Bedrückungen erklärt. Drei lange Stunden hatte der salbungsvolle Sermon gedauert, die Mehrheit war immer unruhiger geworden, und doch wagte keins ihrer Mitglieder mit offenem Visir dem Dunkelmann entgegenzutreten. Jedermann aber fühlte sich wie von einem Alp erlöst, als Castelar das Wort verlangte. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit immer mächtigerm Beifall folgte die Kammer dem Redner, der einen Beweis seines Gegners nach dem andern zerstückte und seine geschichtlichen Fälschungen widerlegte. Gegenüber Manterola's Behauptung, nicht die Kirche, sondern die Staatsgewalt habe die Ketzer getödtet, rief Castelar: „Das ist, wie wenn ein des Mordes Angeklagter sagen wollte, nicht er selbst, sondern sein Dolch habe gemordet; die Inquisition war der Dolch der Kirche!“ Da Manterola gemeint hatte, wenn Castelar in Rom gewesen wäre, so würde er besser von Rom denken, entgegnete er: „Ja, ich bin in Rom gewesen und habe dort Folgendes gesehen: In dem von Vasari gemalten königlichen Saale befindet sich eine Freske, auf der die Abgesandten des Königs von Frankreich gemalt sind,

Digitized by Google

welche dem Papste das Haupt Coligny's überbringen; dort befindet sich neben andern Kirchenberühmtheiten die Apotheose der Henker und Mörder der Bartholomäusnacht." Und gegenüber dem finstern Judenhaß Manterola's berief er sich auf Spinoza, D'Israeli, Daniel Manin, Abkömmlinge der spanischen Juden; in Livorno habe er Juden gefunden, die heute noch spanisch sprechen und das undankbare Spanien nach vier Jahrhunderten der Ungerechtigkeit noch als ihr Vaterland ansehen.

„Glaubt Herr Manterola an das furchtbare Dogma, daß die Söhne verantwortlich seien für die Sünden der Väter? Glaubt er, daß die Juden von heute Christus gemordet haben? Ich glaube dieses nicht, ich bin ein besserer Christ. Groß ist Gott auf dem Sinai im Rollen des Donners und im Erdbeben, aber noch größer ist der demüthige Gott am Kreuz auf dem Oelberge, der um Verzeihung bittet für seine Feinde, die nicht wußten, was sie thun. Groß ist die Religion der Macht, aber größer ist die Religion der Liebe; groß ist die Religion der unversöhnlichen Gerechtigkeit, aber noch größer ist die Religion des Mitleids und der Verzeihung, und ich komme im Namen dieser Religion, welche die euerige sein sollte, im Namen euers Evangeliums, um von euch zu verlangen, daß ihr an die Spitze euers Gesetzbuches die Religionsfreiheit schreibt, d. h. Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit für alle Menschen."

Ein unbeschreiblicher Auftritt folgte auf diese Worte. Viele Hörer im Sitzungssaal und auf den Galerien brachen vor Rührung in lautes Weinen aus; die Minister verließen ihre Bank und umarmten Castelar, und sogar seine Gegner riefen aus, daß man, seit Spanien ein Parlament besitze, noch niemals einen solchen Triumph gesehen habe. Manterola aber war mit zwei Bischöfen und drei andern Ultramontanen allein auf den Bänken der Rechten zurückgeblieben; nach einigem Zögern erhoben auch sie sich und verließen, die Hände faltend und gesenkten Hauptes, den Saal. Der großartige Sieg Castelar's fand vom andern Tage an in tausend beglückwünschenden Telegrammen von Statthaltern, Landtagen, Gemeinderäthen, Volksversammlungen aus ganz Spanien seinen Widerhall. Mehr als hundert Städte ernannten den Redner zum Ehrenbürger, und Castelar war mit einem mal der Liebling des ganzen liberalen Europas geworden.

Selbst diejenigen, welche an der Reife des spanischen Volkes für die Republik zweifelten, welche nirgends die tugendhaften Republikaner sahen, die den von Castelar geträumten Freistaat ohne Fehl gründen könnten, selbst diejenigen, welche einen solchen Freistaat überhaupt nur für ein Phantasiegebilde nahmen, mußten das Talent, die unermüdliche Schnellkraft, den Schwung, den Muth, die Schlagfertigkeit bewundern, womit Castelar unter immer schwierigern Verhältnissen sein Ideal verfocht und das Vertrauen seiner Gesinnungsgenossen belebte und stärkte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir im einzelnen schildern wollten, wie er in den Kämpfen um die neue Verfassung die Fahne der Republik vertheidigte, immer und immer wieder die Versuche, diesen oder jenen Candidaten auf den Thron des heiligen Ferdinand zu setzen, zu durchkreuzen und fort und fort seine Parteigenossen zu überzeugen suchte, sie sollen nichts von der Gewalt, alles nur von der Macht der Idee und von der friedlichen Propaganda

Digitized by Google

erwarten. In seinem unerschütterlichen Optimismus wollte er weder an neue Unbesonnenheiten seiner eigenen Partei, wie die letzten andalusischen Aufstände gewesen, noch an machiavellistische Pläne der Gegner glauben, die Republikaner herauszufordern, dann zu entwaffnen und hiermit einem neuen Monarchen den Weg zum Thron zu eröffnen. Voll kühnen Vertrauens auf die Zukunft fuhr er, nach dem Schluß der Session der constituirenden Cortes, mit uns nach dem Norden, um sich in den Pyrenäen von seinen parlamentarischen Feldzügen zu erholen. Die Bevölkerungen, die ihn auf allen großen Stationen, in Avila, Valladolid, Medina del Campo, Burgos mit Jubel begrüßten, schienen ihm zu verbürgen, daß die Reaction sich nicht ans Tageslicht wagen und daß das Volk sich der neuen Freiheiten durch seine Ordnungsliebe würdig zeigen werde. Allein während er noch tags darauf in San-Sebastian die bis dahin karlistische Bevölkerung durch eine Rede für die Republik begeisterte, sahen wir schon in Bayonne unter dem Schutze der Napoleonischen Polizei die Karlisten sich für den Bürgerkrieg einüben, der ein halbes Jahrzehnt lang Spanien verwüsten sollte; die Republikaner im Süden und im Osten begannen sich wieder in sinn- und aussichtslosen Aufständen zu erheben, die einer nach dem andern von der madrider Regierung unterdrückt wurden, und dieser den gewünschten Vorwand lieferten, die Verfassungsrechte zu beschränken und die Thronerhebung eines fremden Monarchen, Amadeo's von Savoyen, vorzubereiten.

Als diese fremde Monarchie dann ihr trauriges und kurzes Dasein beschloß, ließ mich Emilio Castelar durch einen gemeinsamen Freund mit den Worten grüßen: „Al fin lo hemos logrado" („Endlich haben wir's erreicht"). Aber wie entsprach diese so heiß ersehnte Republik dem von dem Redner verkündigten Regierungsideal? Die ehedem jugendfrische, von edler Begeisterung erfüllte republikanische Partei war in der kürzesten Zeit alt geworden, skeptisch, uneinig, verdorben, mistrauisch und unbotmäßig gegen die Führer. Die unfähigsten Clubhelden drängten sich vor, um die Regierung zu maßregeln. Jede Woche brachte eine neue Ministerkrisis, jeder Monat eine neue Dictatur. Auf dem Lande schritten die Bauern im Namen der Republik zur Vertheilung der adeligen Güter; in der Hauptstadt wurden die Minister von ihren hungerigen Parteigenossen belagert, die fette Staatsämter begehrten. Castelar preßten diese Enttäuschungen bittere Thränen aus, und er äußerte damals einem Freunde gegenüber: „«Alle sind willkommen, nur kein spanischer Republikaner», diese Worte sollen an meiner Thür zu lesen sein, wenn ich endlich mein Land verlassen und mich nach Frankreich zurückgezogen haben werde." Und angesichts der Zuchtlosigkeit, die im Heere eingerissen war, und der Versuche, auf den Trümmern des Staates eine Anzahl socialistischer Communen zu errichten, rief er in den Cortes aus: „Wenn unglücklicherweise die Republik der Untergang des Staates, die Anarchie sein sollte, wenn sie die Entfesselung jedes Hasses, das Grab aller Freiheiten sein sollte, ach! in diesem Falle möge mir Gott verzeihen und die Geschichte mich vergessen! Es scheint mir manchmal, ich habe große Aufregung in mein Vaterland gebracht; aber in dieser Stunde hege ich nur einen Wunsch, nämlich, was mir vom Leben übrigbleibt, anzuwenden, um mein Vaterland auf die festen Grundlagen der

Digitized by Google

Stetigkeit, der Ordnung, der Regierung zu setzen. Den nämlichen Feldzug, den ich in der Presse, auf der Rednerbühne und dem Professorenstuhl für die Freiheit, für die Demokratie gemacht habe, will ich jetzt für die Stetigkeit, für die Ordnung, für die Regierung machen." Als ob ein Mensch, und wäre er noch so mächtig und begabt, an einem beliebigen Punkte Halt oder Umkehr gebieten könnte, wenn nach jahrelanger Aufregung die entfesselten Leidenschaften des Volkes alles zu überfluten drohen! Als ob man der Menge, der man fort und fort nur das bestrickende Zauberbild von den Rechten und Segnungen der Republik vorgemalt, auf einmal mit der harten Rede von der Pflicht des Gehorsams kommen dürfte! Weil er, der Apostel der Menschenrechte, jetzt, um den Staat zu retten, sich die furchtbaren Vollmachten eines Dictators übertragen ließ, weil er, der unerbittliche Bekämpfer der stehenden Heere, jetzt ein Heer schuf, so groß wie es Spanien nie gesehen hatte, weil er eine Mannszucht, so strenge, wie man sie schon lange nicht mehr kannte, in demselben einführte und die Todesstrafe wiederherstellte, weil er conservative Generale mit der Führung des Heeres betraute, nannten ihn die Massen einen Verräther und gaben ihm die Cortes ein Mistrauensvotum am 3. Jan. 1874, in dem Augenblicke, da schon die Soldaten des Staatsstreiches gegen das Congreßgebäude heranrückten.

Allein kaum war mit der Restauration des Königs Alfonso XII. Stetigkeit und Ordnung in die öffentlichen Angelegenheiten Spaniens zurückgekehrt, so scheute sich Castelar, trotz aller demüthigenden Lehren, die er empfangen, nicht, aufs neue mit allen Mitteln seiner verführerischen Tribunenberedsamkeit um die Gunst der Menge zu buhlen. Ja, er hat es, als er sah, daß die spanische Monarchie eine starke monarchische Stütze an den großen monarchischen Staaten Europas gewinnen könne, über sich gebracht, den Stolz des Spaniers zu verleugnen, im Tone der chauvinistischen Blätter von Paris das republikanische Frankreich als seine geistige Heimat zu preisen und den Kreuzzug aller Romanen gegen Deutschland zu predigen: ein Land, das er freilich nur aus den französischen Caricaturen kennt. Das Fiasco, das er mit seiner unsinnigen Philippika gegen Deutschland und dessen Kaiser in der Kammer, Presse und öffentlichen Meinung Spaniens gemacht hat, wird der eitle Mann nicht so bald verschmerzen. Und seine republikanischen Gesinnungsgenossen werfen ihm nicht ohne Grund vor, daß er damit gerade der conservativen Sache einmal wieder den nützlichsten Dienst erwiesen und die Rückkehr des Urhebers der monarchischen Restauration, Canovas del Castillo, zum Staatsruder beschleunigt habe.

Digitized by Google

Der Sudanaufstand und die englische Politik.

Von

L. von Assenbuch.

II.

Gleich in den ersten Stadien der ägyptischen Krisis — als nach der Militäremeute vom 9. Sept. 1881 eine Unterstützung der Autorität des Chedive nothwendig wurde — trat die Verschiedenheit der Interessen, welche England und Frankreich am Nil verfolgen, ziemlich deutlich zu Tage. Obwol beide Regierungen bestrebt waren, durch identische Noten und gemeinschaftlich ausgearbeitete Instructionen an ihre Vertreter in Kairo den Glauben an die Gemeinsamkeit ihres Vorgehens zu erhalten, leuchtete doch jener Unterschied aus den Artikeln der Presse beider Länder hervor. Durch die Einsetzung der Controleure waren die beiden Mächte seit dem Jahre 1876 aneinandergekettet. Die Abmachungen von 1878, welche die Ueberwachung der ägyptischen Finanzen und die Regelung der Staatsschuld fast ausschließlich in die Hände dieser Controleure legten, hatten dem Bündniß vertragsmäßige Unterlagen gewährt. An Zerwürfnissen über Detailfragen hat es zwar nicht gefehlt, aber im ganzen war die Finanzpolitik Aegyptens einheitlich geleitet worden. In den Motiven aber, welche die Erhaltung der Ordnung in Aegypten und eine Gewährleistung des Statusquo als wünschenswerth hervorhoben, war, wenn auch kein entschiedener Gegensatz, doch eine starke Abweichung unverkennbar. Die Intervention der Westmächte bei den finanziellen Schwierigkeiten Aegyptens war zuerst in einer freundschaftlichen, wohlwollenden Form aufgetreten: Frankreich namentlich hatte die alte traditionelle Politik einer Unterstützung des Chedivats gegen die türkische Oberhoheit und einer Stärkung der ägyptischen Autonomie nur ungern und zögernd aufgegeben; aber die pariser Speculanten, welche sich höchst unvorsichtigerweise mit großen Beträgen in ägyptischen Fonds engagirt hatten, drängten Waddington in eine ihm selbst unbequeme Richtung und forderten die Einsetzung einer Commission, welche die Verwaltung der Staatseinkünfte und ihre Verwendung für die Zinszahlung an das Ausland einer Prüfung unterziehen sollte.

Während es sich aber noch im Januar 1878 nach dem Wortlaut des französischen Ministers um eine „action simplement officieuse et une assistance, bénévole" handelte, welche die französische Regierung in keiner Weise verantwortlich

Digitized by Google

machen sollte, führte die von einer mächtigen Finanzgruppe ausgehende Pression schon wenige Monate später zu einer directen Ingerenz in die ägyptische Finanzverwaltung. Das unter Vorsitz Nubar-Pascha's neugebildete Ministerium nahm zwei ausländische Mitglieder auf, Wilson als Finanzminister und von Blignières als Minister der öffentlichen Arbeiten. Diese beiden Herren waren von dem Chedive nicht freiwillig gewählt, sondern von den Westmächten einfach octroyirt worden. Gleichzeitig wurde die aus einem Franzosen, einem Engländer und einem Aegypter bestehende Commission eingesetzt, welche das dem Vicekönig und seiner Familie gehörige Privateigenthum zu verwalten und dessen Einkünfte an das Haus Rothschild in Paris auszuzahlen hatte. Wie eine Depesche Waddington's damals erklärte, hatte die Intervention Frankreichs stattgefunden „pour faciliter, sur les marchés de Paris et le Londres, les spéculations de crédit que réclamait la pénurie du trésor égyptien". Es waren also keine französisch nationalen Interessen, welche das pariser Cabinet damals vertrat, sondern die Interessen des Hauses Rothschild, welches für die Verzinsung seiner Vorschüsse Garantien forderte. Die Bedürfnisse der Bevölkerung fanden in den neuen Arrangements keinen Platz. Was leicht vorherzusehen war, geschah: eine Militäremeute brach aus und zwang das Ministerium Nubar zum Rücktritt. Da die Westmächte in dem gestürzten Cabinet im gewissen Sinn officiell vertreten gewesen waren, so wurden ihre Regierungen durch dieses Ereigniß direct betroffen und, wenngleich gegen ihren Willen, in die weitere Verwickelung hineingezogen. Es war ihnen schwer, nachdem der gefährliche Weg der Einmischung in die administrativen Angelegenheiten einmal betreten war, sich ohne eine Verletzung ihrer Würde von einem Terrain zurückzuziehen, das zum Schauplatz der mannichfaltigsten Intriguen wurde, und auf welchem sich die verschiedenartigsten Interessen durchkreuzten. Die nun eingeleiteten Coërcitivmaßregeln waren nur die Folge der ersten unbedachten Schritte. Die französische Regierung namentlich gerieth immer mehr in die Rolle des Vormundes. Am 21. Febr. 1879 mußten ihre Forderungen bereits durch die Entsendung eines Kriegsschiffes, das vor Alexandria erschien, in demonstrativer Weise unterstützt werden. Diese drohende Maßregel führte zur Neubildung eines unter dem Druck der Westmächte gewählten Ministeriums. Ismail-Pascha sah sich genöthigt, die härtesten Bedingungen anzunehmen, Bedingungen, welche seine Regierung fast vollständig unter die Controle der Westmächte stellten. In einer Depesche Waddington's vom 7. März 1879 heißt es: „Es ist vereinbart, daß der Chedive den Berathungen des Cabinets nicht beiwohnt. Die beiden europäischen Mitglieder des Cabinets werden das Recht haben, ein gemeinschaftliches Veto gegen alle diejenigen Maßregeln einzulegen, denen sie ihre Billigung versagen." Das Verbot, den Berathungen seiner Minister beiwohnen zu dürfen, war jedenfalls die stärkste Einschränkung, die ein bis dahin absoluter Herrscher sich hat gefallen lassen müssen. Sie mußte im Lande die durch finanzielle Miswirthschaft bereits stark erschütterte Autorität Ismail-Pascha's vollends untergraben. Die Annahme der Bedingung war ein partieller Verzicht auf Ausübung der Regierungsgewalt. Ismail hat dieselbe nicht wiedererlangt. Auch der kurz darauf von ihm gemachte Versuch, die unbequeme Nebenregierung zu beseitigen und die derselben eingeräumten Rechte

Digitized by Google

einer ägyptischen Volksvertretung zu übertragen, mislang. Dieser Staatsstreich, durch welchen die aufgedrungenen fremden Minister wiederum beseitigt wurden, rief in Europa große Entrüstung hervor. Man war der unaufhörlichen Ministerkrisen und Staatsumwälzungen müde und fand ziemlich allgemein, daß der Chedive unfähig sei, sein Land weiter zu regieren. Die Westmächte hielten seine Absetzung für unerläßlich und beantragten dieselbe bei der suzeränen Macht. Der Sultan ergriff bereitwillig die Gelegenheit, seinen Einfluß auf einem Gebiet geltend zu machen, das für die Türkei als schon so gut wie verloren galt. Der Chedive seinerseits war nach den großen Beschränkungen, welche seine Privatchatoulle durch fremde Controle erlitten, nicht mehr wie einst in der Lage, durch Geschenke an die türkischen Minister, die Günstlinge des Palais und Bewohner des Harems einen Gegendruck gegen jene ihm feindseligen Stimmungen auszuüben. Früher, als er noch das Gold mit vollen Händen ausstreute, waren seine Freunde am Bosporus mit beredten Worten für ihn eingetreten. Jetzt, wo der Goldstrom versiegt war, verstummte jede Fürsprache. Von allen verlassen, vermochte der bedrängte Chedive nur noch seinem Sohn die Nachfolge zu retten.

So war durch eine seltsame Verkettung der Umstände diejenige Macht, welche stets als die besondere Beschützerin Ismail-Pascha's aufgetreten war, Frankreich, dahin geführt worden, ihren einstigen Schützling aus dem Lande zu treiben und dafür die legale Intervention des Sultans anzurufen. Und diese Macht sah sich nun genöthigt, auch weiter mit den Detailfragen der ägyptischen Reformen sich zu befassen. Von „freundschaftlichen und wohlwollenden Vorstellungen" für die Interessen einer Finanzgruppe ausgehend, war man schließlich bei einer Art von Protectorat angelangt, und dies in einem Lande, in welchem mercantile oder nationale Interessen Frankreichs nicht engagirt waren. Die Zahl der französischen Ansiedler ist dort nicht groß, der Waaren- und Exporthandel weit mehr in den Händen italienischer und griechischer Gesellschaften und Agenturen. Auch unter dem fremden Beamtenpersonal, welches unter Ismail-Pascha in alle Bureaus der Verwaltung eingezogen war, herrschte das englische und italienische Element bei weitem vor. Es ist natürlich, daß ein an sich nicht sehr auswanderungslustiges Volk wie das französische seine Ansiedler lieber nach den unter französischer Verwaltung stehenden Colonien entsendet als nach einem Gebiet, auf dem die denkbar stärkste Concurrenz in der Ausbeutung fremdländischen Bodens stattfindet. Algier und Tunis genügen für das französische Emigrationsbedürfniß vollständig.

In Aegypten ist das pariser Cabinet seit dem Jahre 1878 also weit mehr durch politische Vereinbarungen als durch materielle Interessen engagirt. Es betrachtet sich als verpflichtet, Aegypten in einem Zustande der Zahlungsfähigkeit zu erhalten, damit es seine Gläubiger befriedigen kann, die größtentheils Franzosen sind.

Eine ganz andere Stellung nimmt England zu der Gestaltung der Dinge in Aegypten ein. Durch den kühnen finanziellen Handstreich, durch welchen das britische Cabinet im Jahre 1876 die dem Chedive gehörigen Suezkanalactien im Betrage von 100 Mill. Frs. an sich brachte, ist diejenige Seite der ägyptischen Frage gekennzeichnet, auf welcher der Schwerpunkt der englischen Politik beruht. Dieser Act und die damit in Verbindung stehende Entsendung des Generalzahl-

Digitized by Google

meisters Cave führten eine Wendung in der traditionellen Orientpolitik Englands herbei. Diese hatte bisher auf dem Grundsatz beruht, die Pfortenregierung möglichst zu kräftigen und dementsprechend deren Dependenzen in politischer Unselbständigkeit zu erhalten: ein Grundsatz, dessen praktische Durchführung in den vierziger Jahren Mehemed-Ali's Unabhängigkeitsbestrebungen zum Scheitern gebracht hatte. Die zunehmende Machtlosigkeit Frankreichs aber, die sich nach dem Deutsch-Französischen Kriege auch im Orient fühlbar machte, drängte den geldbedürftigen Chedive an die Seite Englands, während dieses wiederum die Nothwendigkeit erkannte, sich mit dem landesherrlichen Inhaber des Suezkanals und der Hauptetappe nach Indien auf guten Fuß zu setzen. So entstand im Jahre 1876 am Nil eine merkliche Verschiebung ausländischen Einflusses. England übernahm die bisher von Frankreich ausgeübte Protectorrolle, und seine Einwirkung auf die innern Verwaltungsverhältnisse war um so mächtiger, als es dabei von der Rücksicht auf privaten Kapitalbesitz frei blieb. Die englischen Kapitalisten waren in den ägyptischen Fonds nur wenig engagirt. Während in Frankreich eine mächtige Finanzgruppe auf die Entschließungen am Quai d'Orsay einen starken Einfluß übte, war das Cabinet von Saint-James als Mitbesitzer des Suezkanals nur von solchen Rücksichten abhängig, welche die Sicherung seiner Militär- und Handelsstraße nach Indien erheischte. Diese Rücksicht trat von nun an in den Vordergrund aller Fragen, welche den Verlauf der ägyptischen Krisis begleiteten. Aeußerlich herrschte zwischen den Regierungen von London und Paris hinsichtlich der ägyptischen Reformen und der Beaufsichtigung des dortigen Staatshaushalts das beste Einvernehmen. Die damals schwebenden Verhandlungen über Verlängerung des englisch-französischen Handelsvertrags machten eine nachgiebige Haltung auf beiden Seiten wünschenswerth. Die Motive des gemeinsamen Vorgehens aber waren durchaus verschiedener Natur. Frankreich hatte hauptsächlich die Exploitirung des Bodens, die Hebung der Steuerkraft des Landes und die Controle der Finanzverwaltung im Auge. Die Entwickelung nationaler Freiheiten war ihm gleichgültig; autonome Bestrebungen wurden von ihm nur so weit begünstigt, als sie eine vollständige Loslösung Aegyptens von dem Pfortengebiet anbahnten und beschleunigten. Aber der Chedive sollte nicht autokratisch regieren. Es war kein positives Ziel, welches die französischen Staatspolitiker verfolgten; alle ihre Maßnahmen entsprangen der Besorgniß, es könnte eine andere Macht auf diesen Theil Nordafrikas einen überwiegenden Einfluß gewinnen und die Machtstellung Frankreichs am Mittelmeer einschränken.

Die englische Politik ging von viel liberalern Principien aus. Die radicale Partei im Parlament plaidirte lebhaft für eine Begünstigung der nationalen Bewegung. „Aegypten für die Aegypter!" war das Stichwort für diese Agitation, welche in der haltlosen und philanthropischen Politik Gladstone's Ermuthigung fand.

Das Whigministerium hatte die politische Erbschaft Lord Beaconsfield's, der zufolge England in seinem Vorgehen in Aegypten an eine Verständigung mit Frankreich gebunden war, nur widerstrebend angetreten. Aber die intimen Beziehungen, welche der Unterstaatssecretär des Foreign office, Sir Charles Dilke, mit dem in Frankreich noch allmächtigen Gambetta unterhielt, ließen ein Abweichen von der

Digitized by Google

eingeschlagenen Richtung nicht zu. Dennoch war die Abneigung der andern leitenden Staatsmänner Englands gegen die heißblütige, vorwärts stürmende Politik Gambetta's stark genug, das Tempo der von der französischen Regierung vorgeschlagenen Action beträchtlich zu verlangsamen. England folgte seinem Alliirten nur zögernd und bedächtig auf dem betretenen Wege, und die in Paris entworfenen identischen Noten, durch welche in Kairo eine Pression ausgeübt werden sollte, erfuhren in London fast immer eine erhebliche Modification und Abschwächung. Die maßvollere Haltung Englands und seine Rücksichtnahme auf die andern Vertragsmächte gelangte noch in den ersten beiden wichtigsten Actenstücken, welche nach der Emeute vom 9. Sept. 1881 das gemeinsame Programm der Westmächte verkündeten, zu klarem Ausdruck. So wurde in der identischen Instruction an die Generalconsuln vom October 1881, wie auch in der Collectivnote an die europäischen Mächte vom 14. Febr. 1882 die Erhaltung des Statusquo auf Grundlage der bestehenden internationalen Verträge und finanziellen Abmachungen als Basis der westmächtlichen Action ausdrücklich anerkannt. Ebenso wurde das Verhältniß der Pforte und das Hoheitsrecht des Sultans, in Aegypten militärisch zu interveniren, damals noch keineswegs bestritten, wenngleich die Aufforderung zu einer solchen Einmischung von der vorherigen Billigung der Mächte abhängig gemacht wurde.

Neben seinen officiellen Kundgebungen entwickelte das pariser Cabinet aber, namentlich unter dem Ministerium Gambetta, in der Presse und im Publikum eine starke antitürkische Agitation. In den Artikeln des „Temps" und des „Journal des Débats", sowie in den geistreichen Aufsätzen, die Gabriel Charmes in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichte, wurde es als eine Art Ehrenpflicht der Culturstaaten aufgestellt, daß man den Sultan in Aegypten nicht wieder zu Einfluß und Ansehen gelangen lasse, damit dort nicht mit Hülfe der panislamitischen Bewegung die ersten Früchte abendländischer Civilisation wieder zerstört würden. Dieser von der pariser Presse gegen Stambul unternommene Feldzug rief am Goldenen Horn die größte Erbitterung hervor, und die türkischen Journale nahmen den Kampf sogleich auf. Auch die von Yildiz-Kiosk aus inspirirten arabischen Zeitungen, welche in Tausenden von Exemplaren in den tunesischen und algerischen Häfen eingeschmuggelt wurden, predigten offen den Religionskrieg gegen die Europäer. Auf die Agitation der islamitischen Presse werden wir noch weiter unten zurückkommen. Die durch den Federkrieg der beiden Länder erzeugte Verstimmnng übertrug sich auch auf die diplomatischen Beziehungen ihrer Regierungen. Dieser Gegensatz verschärfte sich noch durch die Einwirkung des besonders türkenfeindlich gesinnten Tissot, dessen Stellung in Konstantinopel fast unhaltbar wurde. Allein auch sein Nachfolger, der Marquis de Noailles, vermochte den Weg zu einer versöhnlichern Haltung nicht zurückzugewinnen, obwol die laue Politik de Freycinet's eine Verständigung über Tunis und Aegypten wol zugelassen hätte. In dem ganzen weitern Verlauf der Krisis behielt die französische Politik hinsichtlich Aegyptens etwas Zerfahrenes, Hastiges, Gereiztes und hätte ohne das Bleigewicht der unerläßlichen Entente mit England wahrscheinlich zu sehr ernsten Conflicten im Orient Veranlassung gegeben.

Digitized by Google

Die Situation änderte sich mit einem Schlage durch die in Alexandria verübten Excesse. Dieser Ausbruch der Volksleidenschaft zwang England, aus seiner wohlwollend reservirten Haltung herauszutreten, und von diesem Augenblick an übernahm es die Führerrolle in der ägyptischen Frage. Bisher hatten die Bestrebungen der Nationalpartei seitens der englischen Regierung eine gewisse Begünstigung erfahren. Jetzt aber, wo Leben und Eigenthum englischer Unterthanen in Gefahr geriethen, trat dieselbe offen für die Autorität des Chedive ein. Alle weitern Gewaltacte waren nur die Folge der übernommenen Verpflichtung, Tewfik auf dem Thron zu erhalten. So gelangte England durch die eigenthümliche Verkettung der Umstände sehr gegen seinen Willen dahin, die Regelung der ägyptischen Verhältnisse mit den Waffen in der Hand durchzuführen, während Frankreich, welches eine viel heißblütigere Politik eingeschlagen, mit seinen Forderungen sehr leidenschaftlich, ja drohend hervorgetreten war, sich immer mehr vom Schauplatz der Ereignisse zurückzog und das Terrain schließlich der alliirten Macht völlig preisgab.

Es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, wollten wir die diplomatische und militärische Action Englands während des Sommers 1882 hier im Detail erörtern. Der Zweck unserer Untersuchung ist nur: festzustellen, wie das Cabinet Gladstone successive dahin geführt wurde, selbständig handelnd aufzutreten und damit zugleich eine Verantwortung zu übernehmen, welcher es bisher immer auszuweichen versucht hatte. Die übergroße Zurückhaltung des englischen Premier, welche der Diplomatie Europas oft als Schwäche und Rathlosigkeit erschienen war, hatte indeß ihre Begründung nicht nur in der öffentlichen Meinung des Landes gehabt, sondern war auch auf Erwägungen zurückzuführen, welche mit der Colonialpolitik Englands in engem Zusammenhang standen. Eine große Partei, und zwar diejenige, auf welche sich das Ministerium stützte, war einer Erweiterung des britischen Colonialbesitzes entschieden abgeneigt. Der Feldzug gegen die Zulus und die Schwierigkeiten, welche die Regierung nach fast hundertjähriger Herrschaft noch immer in Indien fand, bewiesen zur Genüge, daß die Militärmacht des Inselkönigreiches für den Schutz der überseeischen Provinzen kaum ausreichte. Die Last des Militäretats zu erhöhen, war diese Partei nicht geneigt. Andererseits war es einleuchtend, daß eine Occupation des Nilgebiets nicht mit einem einmaligen Opfer an Geld und Menschen abgemacht sein werde, sondern daß durch ein militärisches Eingreifen England dauernd auf jenem Gebiet engagirt werden mußte. Ob sich nach der Pacification Aegyptens ein Protectorat oder ein intimeres staatsrechtliches Verhältniß zwischen der intervenirenden Macht und diesem mohammedanischen Gebiet entwickeln werde, war nicht abzusehen. In jedem Fall wurden die Interessen Englands, und von jetzt an nicht nur die politischen, sondern auch die materiellen, in Aegypten festgelegt. Gute Rechner vermochten den ziffermäßigen Betrag der Summen festzustellen, welche das englische Kapital für ägyptische Zwecke aufzubringen haben würde. Während bisher auf die Verwaltung des Chedive ein wohlfeiler Einfluß geübt und durch diesen die Sicherung des kürzesten Seeweges nach Indien genügend

Digitized by Google

verbürgt war, mußte von dem Augenblick an, wo England als einzige Schutzmacht Aegyptens auftrat, die finanzielle Seite — und diese spielt in der englischen Politik bekanntlich eine hervorragende Rolle — in den Vordergrund treten. War erst englisches Kapital in großen Beträgen nach Aegypten geflossen, so war ein Preisgeben der dortigen Stellung auch dann nicht möglich, wenn es sich aus andern politischen Rücksichten empfohlen hätte. Und doch konnte der letztere Fall um so leichter eintreten, als das politische Frictionsgebiet durch die präponderirende Stellung Englands in Aegypten zweifellos erweitert wurde. Eine solche Stellung schloß, mit einem Wort, in den Augen der leitenden Staatsmänner keine Vortheile ein, welche die unvermeidlichen großen Ausgaben und die Gefahr ernster Verwickelungen mit andern Mächten aufgewogen hätten.

Wenn man diese an und für sich sehr ernsten Erwägungen in Betracht zieht, wird man dem englischen Cabinet daraus keinen Vorwurf machen können, daß es zögernd und widerwillig in die Action eintrat, und daß es auch nach der militärischen Intervention noch entschieden die Tendenz verrieth, sich aus Aegypten wieder herauszuziehen und die weitere Entwickelung der Dinge sich selbst zu überlassen. Man ist in den verschiedenen politischen Kreisen der Ansicht gewesen, England strebe insgeheim nach dem Besitz Aegyptens; die fanatischen Ausschreitungen des arabischen Pöbels und der Uebermuth Arabi's hätten ihm nur den willkommenen Anlaß zum Einschreiten geboten und die auf der Conferenz von Konstantinopel von ihm formulirte Aufforderung des Sultans zur bewaffneten Intervention sei nur eine leere Phrase gewesen. Man habe diesen Antrag nur gestellt, weil man in Downing-Street bereits gewußt habe, daß Abd-ul-Hamid seine Truppen nicht an der Seite der englischen gegen die mohammedanischen Unterthanen ins Feld stellen werde. Diese Annahmen sind, soweit sie sich auf die englische Initiative beziehen, durchaus irrig, obwol der Sultan durch sein Zaudern und durch die thatsächliche Erhebung jenes religiösen Einwandes zur Verbreitung dieser Meinung beigetragen hat. Die Haltung ihres Botschafters auf der Conferenz konnte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß es der englischen Regierung in den ersten Stadien der Krisis, als sich die Erfolglosigkeit der Navaldemonstration herausgestellt, ernstlich darum zu thun war, die Herstellung der Ordnung in Aegypten dem Sultan zugewiesen zu sehen. Die Entsendung der türkischen Commissare war auf Betreiben Lord Dufferin's erfolgt, der sich hierin mit seinem französischen Collegen in entschiedenem Widerspruch befand. Auch auf der Conferenz ergriff England die Initiative, indem es die Aufforderung an den Sultan, Truppen nach Aegypten zu senden, formulirte und begründete. Ja sogar als nach dem Bombardement von Alexandria die britischen Truppen bereits den ägyptischen Boden betreten hatten und England ein Expeditionscorps ausrüstete, war der in Stambul geäußerte Wunsch, daß sich ein türkisches Hülfscorps demselben anschließen möchte, durchaus ehrlich gemeint. Aus den mündlichen Verhandlungen zwischen Lord Dufferin und Said-Pascha ging sogar deutlich hervor, daß man sich englischerseits gern auf die Besetzung der drei Häfen Alexandria, Port-Said und Suez beschränkt und die eigentliche Kampfesarbeit den Truppen des Sultans überlassen hätte. Man nahm an, daß das bloße Erscheinen derselben auf ägyp-

Digitized by Google

tischem Boden genügen würde, einen großen Theil der Aufrührer zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, und versprach sich eine solche Wirkung sogar schon von einer bloßen Proclamation des Padischah, welche Arabi zum Rebellen erklären und seine Anhänger zur Rückkehr unter die Autorität des Chedive auffordern sollte. Bekanntlich blieben die Bemühungen des britischen Botschafters, welche namentlich der deutsche Vertreter sehr warm unterstützte, fruchtlos. Abd-ul-Hamid konnte sich nicht einmal zu einer öffentlichen Desavouirung Arabi's, geschweige denn zu einem militärischen Eingreifen gegen die Aufrührer entschließen. Der Sommer verstrich unter nutzlosem Hin- und Herreden und die Conferenz verlief im Sande.

Ohne Mandat, aber auch ohne Einspruch von irgendeiner Seite übernahm nun England die Pacificirung Aegyptens. Seine isolirte Lage erleichterte die Leitung der Operationen, welche, wenngleich nicht ohne Glück, doch auch, man muß es anerkennen, mit einer gewissen Energie unternommen und durchgeführt wurden. Daß Frankreich, welches hauptsächlich zu bewaffnetem Einschreiten gedrängt und noch auf der Conferenz selbst für den Fall, daß der Sultan die Intervention ablehne, eine Cooperation der Westmächte vorgeschlagen hatte, sich plötzlich vom politischen Schauplatz zurückzog, ist sehr verschiedenartig interpretirt und, sagen wir es offen, in den diplomatischen Kreisen anderer Länder niemals recht begriffen worden. Es ist undenkbar, daß nur der Argwohn gegen die wohlwollende Haltung des Fürsten Bismarck zur afrikanischen Politik Frankreichs damals in Paris einen so plötzlichen Umschwung in der Stimmung bewirkt hat. Ein Expeditionscorps von 4000 Mann — so viel sollte jede der beiden alliirten Mächte entsenden — konnte doch im Hinblick auf die Möglichkeit eines Angriffes von Osten als eine Schwächung der französischen Wehrkraft nicht aufgefaßt werden. Den Expansionsgelüsten der pariser Chauvins standen keinerlei Einwendungen von seiten der andern Mächte entgegen. Man erwartete vielmehr allgemein, Frankreich werde sich die Gelegenheit zu einer kleinen militärischen Action, deren Erfolg gesichert war, nicht entgehen lassen, und war im Grunde froh, die Heißsporne an der Seine auf einem Terrain beschäftigt zu wissen, das ihnen von der Mehrzahl der europäischen Mächte nicht streitig gemacht wurde. Daß Frankreich eben dieses Terrain gerade derjenigen Macht überließ, deren rivalisirenden Einfluß es Decennien lang mit großer Consequenz, ja fast leidenschaftlich bekämpft hatte, ist an sich schon eine so auffallende Thatsache, daß sie das Erstaunen der ganzen politischen Welt erregen mußte. Noch merkwürdiger aber ist, daß eine Erklärung für diesen plötzlichen Umschwung in der Politik aus den öffentlichen Kundgebungen der Volksmeinung wie der Regierung bisher nicht abzuleiten ist. Daß dieser plötzliche Wechsel lediglich deshalb stattgefunden, weil Fürst Bismarck eine militärische Mitwirkung angerathen und dadurch das Mistrauen gegen ein solches Project erregt, ist ebenso wenig glaublich, als daß das Ministerium Freycinet damals nur deshalb gestürzt ist, weil der deutsche Botschafter dem Ministerpräsidenten seine diplomatische Unterstützung gewährt haben soll. Viel wahrscheinlicher ist, daß de Freycinet von seinen nächsten Freunden im Stich gelassen wurde und daß namentlich Ferry, der ihm als Führer der Union républicaine bei der Abstimmung über die Inter-

Digitized by Google

ventionsfrage seine Unterstützung zugesichert, schließlich aber gegen die Regierungsvorlage gestimmt hatte, durch diese zweideutige Haltung sich den Weg zum Ministerfauteuil ebnen wollte. Neuerdings ist bekannt geworden, daß die versöhnliche Haltung, welche de Freycinet in den Unterhandlungen mit dem Vatican beobachtete, damals die Unzufriedenheit der Gambetta'schen Clique erregt und wahrscheinlich den Sturz des Ministers beschleunigt hat. Die Kammer lehnte den Antrag auf Bewilligung eines außerordentlichen Credits für die Truppensendung ab und zwang dadurch das neue Ministerium zu einer passiven Zuschauerrolle. Die Parteipolitik drängte so die nationale Politik in den Hintergrund und zeigte die ganze Schwäche des republikanischen Systems. Seitdem hat sich Frankreich jeder officiellen Kundgebung in den Angelegenheiten Aegyptens enthalten und erst in jüngster Zeit wieder versucht, unter der Hand den verlorenen Einfluß in Kairo wiederzugewinnen. Ein bestimmter Plan liegt aber den Machinationen am Nil auch heute noch nicht zu Grunde. Die Haltung des französischen Vertreters daselbst ist fortwährend nur eine negative und hauptsächlich darauf gerichtet, den englischerseits unternommenen Reformen Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Wenn England den Rückzug seines Rivalen nicht in dem Maße ausnutzte, wie es im Sommer 1882 allgemein erwartet wurde, so entsprang diese Reserve denselben Rücksichten, welche seine Haltung vor Ausbruch der Krisis beeinflußt hatten. Der eventuelle Besitz Aegyptens galt und gilt noch jetzt den leitenden Staatsmännern an der Themse als ein Danaërgeschenk. Ja selbst die mit der Occupation übernommene Verantwortlichkeit erschien Gladstone als eine so drückende Last, daß er sich mit der Räumung des ägyptischen Gebietes mehr beeilte, als für die Consolidirung eines geordneten Staatswesens ersprießlich war. Die Herstellung der öffentlichen Sicherheit unter einer aufgeregten Bevölkerung hätte ein mehrjähriges Verbleiben der englischen Bataillone nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu erfordert. Dennoch wurden die englischen Truppen successive zurückgezogen und hätten, wenn es nach dem Wunsche des Premierministers gegangen wäre, das Land längst verlassen. Zwei unvorhergesehene Ereignisse: die Choleraepidemie und der Aufstand im Sudan, haben die Ausführung dieses Planes vereitelt. Die Abneigung Gladstone's gegen das Schutzverhältniß, welches England durch die Gewalt der Umstände aufgedrungen worden war, fand auch in allen amtlichen Erklärungen des britischen Cabinets ihren unverhohlenen Ausdruck. Die letzte Aeußerung des britischen Botschafters auf der Conferenz hatte dahin gelautet: England werde sich behufs einer definitiven Regelung der ägyptischen Verhältnisse mit den Großmächten verständigen. Rußland hatte gewünscht, daß diese Erklärung in einem Schlußprotokoll bestimmter formulirt werde; den andern Mächten schien indessen die ihnen spontan gegebene Zusicherung ausreichend, um so mehr, als bei keiner derselben die Absicht bestand, einen Druck in diesem Sinne auf die englische Regierung auszuüben. Es wurde damals ziemlich allgemein angenommen, England werde sich für die Opfer an Geld und Menschenleben in irgendeiner Weise zu entschädigen suchen und mindestens einen oder zwei Häfen am Suezkanal als Faustpfand für die von Aegypten zu leistende Kriegskostenentschädigung auch dann noch besetzt halten, wenn die innern Landestheile geräumt und unter den Schutz einer ägyptischen Miliz

Digitized by Google

gestellt sein würden. Daß England seine bevorzugte Stellung dort je wieder aufgeben und die Einwirkung anderer Mächte auf die Verwaltung des Landes zulassen werde, hielt man für undenkbar. Es war demnach selbstverständlich, daß das britische Cabinet die Reformfrage, soweit sie sich auf die innern Zustände Aegyptens bezog, nach eigenem Ermessen regelte. Die Mitwirkung eines französischen Controleurs konnte in der neuen Finanzverwaltung natürlich keinen Platz finden. Aber in allen Fragen, welche das allgemeine europäische Interesse berührten, ging England mit einer Schonung und Rücksicht vor, welche deutlich die Besorgniß verriethen, sich Verwickelungen mit den andern Mächten zuzuziehen. In seiner Circulardepesche vom 3. Jan. 1883 erneuerte Gladstone die auf der Conferenz gegebene Zusicherung und erklärte, daß alle auf den Kanal und die Liquidation der Staatsschulden bezüglichen Fragen einer Vereinbarung mit den Mächten vorbehalten bleiben sollten. Es ging aus dieser Note deutlich hervor, daß eine staatsrechtliche Veränderung Aegyptens nicht beabsichtigt war. Die Opposition im englischen Parlament erklärte zwar, Aegypten sei thatsächlich bereits annectirt; allein diese der Parteitaktik entsprungene Darstellung fand eine unzweideutige Widerlegung in der Thronrede vom 15. Febr., welche die Zurückziehung der britischen Truppen ankündigte, sowie später in der Thatsache, daß die Räumung ägyptischen Gebietes begonnen wurde.

Das ebenerwähnte Actenstück ist das letzte officielle Document, durch welches das Cabinet Gladstone mit den Mächten in einen Meinungsaustausch getreten ist. Der Gedanke einer Conferenz, der von russischer wie von französischer Seite wiederholt angeregt wurde, fand keinen Anklang. Die andern Regierungen befürchteten mit Recht, daß eine Präcisirung der verschiedenen Standpunkte nur die Quelle neuer Reibungen und Zerwürfnisse bilden würde. Den durch eine Tripleallianz vereinigten mitteleuropäischen Mächten war es erwünscht, in die verwickelte ägyptische Frage nicht wieder hineingezogen zu werden. Ihre gemeinsamen Interessen wurzelten in der Erhaltung des europäischen Friedens. Eine Conferenz konnte denselben nicht befestigen, ihn höchstens gefährden. Der Protest der französischen Regierung gegen die Aufhebung der anglofranzösischen Controle blieb wirkungslos. Auch in Paris mußte man schließlich anerkennen, daß man sich nach Ablehnung einer militärischen Cooperation des Rechtes eines Einspruchs gegen die englischen Maßnahmen begeben hatte.

So war denn das Terrain in Aegypten für jede Art staatlicher Reorganisation frei, und selbst die Einsetzung einer Regentschaft, wenn sie von England als nothwendig erkannt worden wäre, würde seitens der Congreßmächte nicht ernstlich beanstandet worden sein. Allein das Cabinet Gladstone wurde durch die Zurückhaltung der andern Regierungen zu weiter gehenden Schritten keineswegs ermuthigt, und der Bericht Lord Dufferin's, den dieser nach Beendigung seines Commissoriums dem Cabinet unterbreitete, trug nur dazu bei, den leitenden Minister in seiner reservirten Politik zu bestärken. Aus diesem Bericht ging allerdings deutlich hervor, daß man entweder ein der Regentschaft ziemlich gleichkommendes Protectorat ausüben oder Aegypten sich selbst überlassen müsse. In dem letztern Fall wäre ein

Digitized by Google

Erstarken der autonomen Bestrebungen mit Sicherheit zu erwarten und die Selbständigkeit Aegyptens nur eine Frage der Zeit. Es gibt in England eine große Anzahl von Politikern, welche eine solche Lösung der ägyptischen Frage für die erwünschteste halten. Ein autonomes Aegypten würde stets einer Schutzmacht bedürfen, und England diese Protectorrolle dann übernehmen können, ohne für die Gestaltung der innern Zustände direct verantwortlich zu sein oder für deren Aufbesserung gar finanzielle Opfer bringen zu müssen. Auch Lord Dufferin neigt sich persönlich dieser Auffassung zu. Seine Darstellung der öffentlichen Lage in Aegypten und seine daran geknüpften Vorschläge werden sicher dadurch beeinflußt gewesen sein. Solche Anschauungen können natürlich durch vorübergehend auftauchende Schwierigkeiten nicht völlig umgewandelt werden, und der sudanesische Aufstand ist den leitenden Staatsmännern in England nicht als ein Ereigniß von so bedeutender Tragweite erschienen, daß sie die hinsichtlich Aegyptens bisher beobachtete Politik der Abstinenz deshalb völlig aufzugeben hätten.

Die Sudanfrage erscheint ihnen vielmehr in einem ganz andern Lichte, sobald der Gedanke, in dem Nildelta festen Fuß zu fassen, einmal definitiv ausgeschlossen wird und sich das Interesse wieder dem Ausgangspunkt der Intervention, d. h. der Sicherung des Seeweges nach Ostindien, zuwendet. Den Politikern dieser Richtung erscheint es viel vortheilhafter, den Kanal mit seinen Débouchés und einer Reihe fester Punkte längs des Rothen Meeres in den Besitz Englands zu bringen, als das durch Misverwaltung ausgesogene und von einer ungeheuern Schuldenlast überbürdete Aegypten. Schon seit Jahren sucht die englische Regierung die das Küstengebiet am Rothen Meere bewohnenden arabischen Stämme unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Die Propaganda, welche von seinen Agenten in Aden und andern Hafenorten in diesem Sinne ausgeübt wird, hat längst das Mistrauen der Pforte geweckt und hin und wieder zu diplomatischen Auseinandersetzungen geführt. Der Einfluß des Sultans wird in diesen Gegenden systematisch bekämpft. Es ist im Hinblick auf die große Zahl mohammedanischer Unterthanen in Indien, für die Regierung der Königin viel wichtiger, in der Nähe der heiligen Stätten festen Fuß zu fassen und auf die religiös und politisch unabhängigsten arabischen Stämme Einfluß zu gewinnen, als in dem halbcivilisirten Aegypten ein englisches Regiment einzuführen, auf dem das Odium der Fremdherrschaft lasten würde. Die nationale Opposition gegen das europäische Element und dessen Uebergewicht in der Verwaltung würde dort nie aussterben und durch den Fanatismus der umwohnenden freien Beduinenstämme stets neue Anregung erfahren. Viel praktischer erscheint es, unter diesen Stämmen selbst einen Anhang zu gewinnen. Ein Beherrschen der sich gegenseitig befehdenden Scheichs ist nicht so schwierig. Englisches Gold hat die Wege einer friedlichen Eroberung schon oft geebnet. Die Gewinnsucht der sudanesischen Häuptlinge würde also für die Ausbreitung der britischen Machtsphäre in Centralafrika sehr förderlich sein. Wenn man auch nach dem Besitz Aegyptens kein Verlangen trägt, so kann man doch im Sudan recht wohl Annexionspolitik treiben. Die erste Bedingung dafür würde allerdings die Loslösung dieser Provinz von Aegypten sein müssen, und diesem Act hat der Mahdi in einer Weise vorgearbeitet, welche die Vermuthung aufkommen lassen

Digitized by Google

könnte, die Anfänge der Bewegung seien von London aus begünstigt worden. Aber eine so weitaussehende Politik wird gegenwärtig in Downing-Street nicht betrieben. Einem Ministerium Palmerston oder selbst noch Beaconsfield wären derartige Combinationen wol zuzutrauen gewesen; aber Gladstone und sein Berather für die auswärtigen Angelegenheiten, Lord Granville, sind zu alt und zu wenig unternehmend, um so großartige Pläne zu entwerfen und ihre Durchführung von langer Hand vorzubereiten. Wir scheiden also die Annahme aus, daß die Sudanbewegung auf geheime Zettelungen britischer Agenten zurückzuführen sei; aber wir sind der festen Ueberzeugung, daß das gegenwärtige Cabinet sich die neue Situation zu Nutze machen und den Zuständen im Sudan die größte Aufmerksamkeit schenken wird. Der dem ägyptischen Ministerium octroyirte Beschluß, den Sudan ganz preiszugeben, ist Erwägungen entsprungen, welchen die vorstehend erörterte Anschauung zu Grunde liegt. Auch die londoner Presse hat den Gedanken schnell erfaßt und berechnet bereits die Vortheile, welche dem englischen Handel durch Erschließung eines neuen Absatzgebietes erwachsen können. Wir begegnen in den Ausführungen der Cityblätter dem Project einer Bahnverbindung zwischen Khartum und einem, natürlich englischen Hafenort an der Küste des Rothen Meeres, welche den Binnenhandel des ganzen centralafrikanischen Hinterlandes von der alten, nach Aegypten führenden Handelsstraße ablenken würde. Der König von Abessinien soll durch Abtretung des Hafens von Massaua gewonnen werden; er würde sich dafür natürlich eine englische Hafenverwaltung gefallen lassen müssen. Diese Nation, so schrieben die der Regierung nahestehenden „Daily News" Ende Januar 1883, würde bis zu den Quellen des Nils eine mächtige Anziehungskraft ausüben und den gesammten Handel dieser reichen Gegenden an sich ziehen. Aegypten habe die Küstenorte, wie Suakim u. a. bisher absichtlich vernachlässigt, weil die Handelswelt Alexandrias eine Ableitung des Waarenverkehrs von der Karavanenstraße Khartum-Kairo nicht wünschen könne. Charakteristisch für die ägyptische Verwaltung sei, daß noch kürzlich abessinische Karavanen dicht vor den Thoren Massauas geplündert und die geraubten Gegenstände in den Bazars der Stadt öffentlich verkauft worden seien. Wenn die Abtretung Massauas Schwierigkeiten habe, so solle England seinen alten Landungsort Zula in der Ansley-Bucht zu einem großen Hafen machen und diesen Stapelplatz durch Eisenbahnen mit dem Innern des Landes verbinden.

Die „Daily News" haben also, wie uns scheint, etwas vorzeitig das ausgeplaudert, was im Foreign office beabsichtigt oder doch gewünscht wird. Ihre Auseinandersetzung wirft ein helles Streiflicht auf die Politik der „reinen Hände", welche die Organe Gladstone's mit solcher Emphase proclamirten. Der alte britische Krämergeist verleugnet sich nie. Gladstone's System scheint darauf hinauszulaufen, aus der ägyptischen Gesammtmasse den Sudan auszuscheiden und alsdann unbehindert durch jene internationalen Rücksichten, welche England im Nildelta auf Schritt und Tritt in den Weg treten, dem englischen Einfluß zu erobern. Die friedliche Mission des Generals Gordon, der nicht im Auftrage Aegyptens, sondern als Agent Englands mit den aufständischen Scheichs verhandeln sollte, ist ein eclatanter Beweis für die Richtigkeit einer solchen Annahme. In Aegypten

Digitized by Google

herrscht über diese Entschließungen des britischen Cabinets große Bestürzung. Die dortigen Handelskreise wissen sehr wohl, wie wichtige Interessen für sie auf dem Spiele stehen, und protestiren lebhaft gegen das Preisgeben eines Ländergebietes, dessen Ausbeutung gerade in der letzten Zeit begonnen hatte reichen Gewinn abzuwerfen. Die Bedeutung Alexandrias hängt von der Zufuhr aus dem obern Nilgebiet ab. Die handeltreibenden Levantiner und Europäer haben daher versucht, einen Druck auf die Regierung auszuüben; aber der Chedive ist der Entscheidung Englands gegenüber machtlos. Ohne britisches Gold und ohne britische Truppen ist die Wiedereroberung des ägyptischen Sudan unausführbar, und England scheint nicht gewillt, für diesen Zweck neue Opfer zu bringen. Wenigstens lassen die Aeußerungen Lord Granville's, mit denen er bei der Parlamentseröffnung am 5. Febr. 1883 dem Angriff der toryistischen Opposition begegnete, keinen Zweifel darüber, daß das gegenwärtige Cabinet sich nur auf die Vertheidigung des eigentlichen Aegyptens und des Küstenstrichs am Rothen Meere beschränken wird. Die Wiedereroberung des Sudan bezeichnete der Minister als unthunlich.

Wir haben in den bisherigen Abschnitten unserer Untersuchung die Haltung der Pforte nur flüchtig gestreift, weil die eigenthümlichen Beziehungen des Sultans zu den schwebenden Fragen eine besonders eingehende Besprechung erheischen. Bei allen Vorgängen, welche die Ordnung islamitischer Vasallenstaaten erschüttern, mischt sich in das politische Interesse, welches derartige Ereignisse in Stambul erregen müssen, auch noch eine Reihe religiöser Fragen. Diese letztern haben auf die Pfortenpolitik in verhängnißvoller Weise eingewirkt. Nichts wäre natürlicher gewesen, als wenn der Sultan die Verlegenheiten des Chedive benutzt hätte, um seine Oberhoheit in Aegypten wieder klarer zur Anerkennung zu bringen. Es lag in seiner Hand, das gelockerte Band, das diese Provinz mit seiner Monarchie verbindet, fester zu knüpfen und durch energisches Eingreifen das durch militärische Niederlagen und Gebietsabtretungen geschwächte Prestige unter den arabischen Stämmen wiederzugewinnen. Auch jetzt kann ihm das Recht, im Sudan zu interveniren, füglich nicht bestritten werden. Die Pforte hat bereits ihren Standpunkt zur Frage kundgegeben; sie macht geltend, daß die Eroberung des Sudan durch Mehemed-Ali auf Grund eines großherrlichen Fermans erfolgt sei und die Oberhoheit des Sultans über das eroberte Gebiet in einer entsprechenden Erhöhung des ägyptischen Tributs ihren Ausdruck gefunden habe. Staatsrechtlich ist die Lage sehr klar. Wenn der Chedive außer Stande ist, jene Provinzen zu halten, so ist in erster Linie die souveräne Macht berechtigt und verpflichtet, die Integrität des Gesammtbesitzes der Monarchie zu wahren, also mit bewaffneter Hand einzugreifen. Ob das mit türkischen Streitkräften zurückeroberte Gebiet dann wieder Aegypten überwiesen oder unter die directe Verwaltung der Pforte gestellt werden müßte, ist weniger leicht zu entscheiden. England würde eine Erweiterung des Pforteneinflusses in Afrika zwar nicht wünschen, aber auch nicht geradezu bekämpfen. Frankreich dagegen wird dieselbe mit allen Mitteln zu verhindern trachten. Der ohnehin unsichere Besitz seines afrikanischen Colonialgebietes

Digitized by Google

würde ernstlich bedroht sein, wenn die Mohammedaner des Sudan in eine politische Abhängigkeit vom Sultanat geriethen, und die religiöse Bewegung, welche man bisher von Stambul insgeheim begünstigte, durch directe Zufuhr von Waffen, Geld und Truppen nach dem Sudan auch materielle Unterstützung fände. Schon die Verbindung mit Tripolis und die von dort ausgehende Förderung der antifranzösischen Agitation in Tunis und Algier ist dem pariser Cabinet ein Dorn im Auge. Es ist eine Thatsache, daß von französischer Seite Mancini die Besitzergreifung des Gebietes von Tripolis mehrmals nahegelegt wurde. Dieser Vorschlag sollte nicht nur die Verstimmung Italiens über die tunesische Expedition beseitigen, sondern entsprang auch der Erwägung, daß eine europäische Colonialregierung in Tripolis für die Wahrung des französischen Besitzstandes vortheilhafter wäre als ein türkisches Vilajet. Italien würde der natürliche Verbündete Frankreichs im Kampfe mit dem mohammedanisch-arabischen Element werden. Die Gemeinsamkeit dieser Interessen müßte es auch in andern politischen Fragen an die Seite Frankreichs drängen. In jedem Fall würde es damit in offene Gegnerschaft zur Pforte treten und sich von der Orientpolitik der germanischen Kaisermächte trennen.

Die italienische Regierung hat den Einflüsterungen des französischen Versuchers bisher widerstanden, wol nicht so sehr aus Abneigung gegen die Erwerbung eines afrikanischen Colonialgebietes, als wegen der vorstehend erörterten Folgen, welche ein solcher Schritt in seinen Beziehungen zu den befreundeten Mächten hervorrufen würde. Seitdem diese Beziehungen durch den Dreibund sich noch fester gestaltet haben, und auch die Pforte, wie die letzte Sendung Mukhtar-Pascha's nach Rom beweist, um die Freundschaft Italiens wirbt, kann die Gefahr, welche der Türkei durch eine Verbindung der beiden Mittelmeermächte drohte, für die nächste Zeit als beseitigt angesehen werden. Es gibt zwar in Italien eine annexionslustige Partei, welche noch immer begehrliche Blicke nach der afrikanischen Küste hinüberwirft; aber die Ergebnisse der durch eine italienische Handelsgesellschaft unternommenen Erforschung der tripolitanischen Bodenverhältnisse haben ernüchternd gewirkt. Der volkswirthschaftliche Gewinn einer Besitzergreifung in jenen Gegenden ist mehr als fraglich, und die italienischen Finanzen, das leuchtet auch den unternehmungslustigsten Gemüthern ein, sind nicht derart, daß sich Italien den Luxus eines kostspieligen Colonialbesitzes gestatten kann. Wenn also die leitenden Staatsmänner am Tiber den afrikanischen Küstenstrich auch nicht aus den Augen lassen werden, so ist doch die gegenwärtige Situation nicht danach angethan, den Sultan in der Ausübung seiner Hoheitsrechte zu beeinträchtigen. Noch weniger als Italien werden die drei Kaisermächte eine solche Beschränkung üben. Deutschland und Oesterreich haben an diesen Fragen ja überhaupt nur so weit ein Interesse, als deren Verwickelung eine Spaltung des europäischen Concerts und damit eine Gefährdung des Friedens heraufbeschwören kann. Die Regierungen dieser beiden Länder haben gegen ein Erstarken der türkischen Herrschaft, zumal in so fern abliegenden Gebieten, nichts einzuwenden. Rußland wird dasselbe nur begünstigen, erstens weil es ein Gegengewicht gegen die Zunahme englischen Einflusses bildet, zweitens weil jede Machterweiterung der Pforte auf außereuro-

Digitized by Google

päischem Gebiet eine Schwächung derselben auf der Balkanhalbinsel nach sich zieht und den Schwerpunkt der Türkenherrschaft mehr nach Osten verlegt.

Es würde sich also dem Sultan jetzt eine günstige Gelegenheit darbieten, durch Niederwerfung des Sudanaufstandes seine Autorität unter der arabischen Bevölkerung in eclatanter Weise herzustellen und in einem Welttheil wieder festen Fuß zu fassen, aus dem die Herrschaft der Osmanen schon nahezu vollständig verdrängt ist. Wird Abd-ul-Hamid diese sich vielleicht nie wieder bietende Gelegenheit ergreifen? Wir bezweifeln es. Seitdem die panislamitische Idee aufgetaucht ist, wird jede Action der Pfortenregierung in den mohammedanischen Provinzen durch religiöse Bedenken beeinflußt. Diese Rücksichten haben bereits ein thatkräftiges Auftreten in der ägyptischen Krisis verhindert; sie wirken auch jetzt noch fort und werden voraussichtlich den Sultan davon abhalten, die Gewalt der Waffen gegen mohammedanische Empörer zur Anwendung zu bringen. Und dies lediglich deshalb, weil der Krieg des Mahdi gegen die von Engländern befehligten Aegypter auch ein Kampf gegen die Civilisation, gegen die Fremdherrschaft, eine Art Glaubenskrieg ist. Es scheint dem Sultan unmöglich, seine Truppen an der Seite der Engländer gegen Bekenner des Islam ins Feld zu stellen, wären diese auch, und sie sind es in der That, Feinde des Sultanats.

Die Verfolgung einer religiös-mystischen Richtung, welche man gewöhnlich als die „panislamitische" oder „Khalifatsidee" bezeichnet, hat den Sultan von der bisherigen traditionellen Pfortenpolitik abgedrängt und gibt seitdem seiner Haltung den Mächten gegenüber etwas Unsicheres, Schwankendes, seinen Plänen etwas Ziellosen. Das Wort „Panislamismus", eine ungeschickte Nachbildung der unter „Pangermanismus" oder „Panslawismus" verstandenen Vereinigung gleichartiger Volksstämme, ist schon an und für sich ein ganz unhaltbares Phantasiegebilde; denn eine Verbindung aller islamitischen Völkerschaften zu einer gemeinsamen Staatsform ist aus räumlichen Rücksichten wie aus Gründen der Rassenverschiedenheit undenkbar. Dem „Panislamismus" könnte, wenn wir jener Bezeichnung ihren wirklichen Werth geben wollten, nur der „Panchristianismus" gegenüberstehen. Der Sultan hat keineswegs die Absicht, sich in einen aussichtslosen Kampf gegen alle christlichen Mächte einzulassen. Die panislamitische Idee dient ihm in Nordafrika nur als Agitationsmittel gegen die colonialen Regierungen. Was der geistlichen Clique in Yildis-Kiosk dagegen vorschwebt und dort für erreichbar gilt, ist die Wiederaufrichtung des alten theokratischen Staatssystems, in welchem der Khalif wie ehedem die höchste geistliche Stelle innehat. Dieser geistliche Charakter, der dem Khalifat anhaftet, ging unter den Osmanen mehr und mehr verloren. In dem Maß, wie der Klerus versumpfte und die Sultane sich auf den Wehrstand stützten, gestaltete das türkische Reich sich immer mehr zu einem Militärstaat. Der Klerus blieb zwar im Besitz seiner Pfründen, des Richteramts und des Unterrichtswesens; aber sein Einfluß nahm ab. An seine Stelle trat das aus fremden Bestandtheilen zusammengesetzte Söldnerheer der Janitscharen. Schon unter dem Eroberer von Konstantinopel, Mohammed II., verlor der Staat den alten arabisch-hierarchischen Charakter des Khalifats; seine innere Organisation wurde eine vorwiegend militärische. Ununterbrochene Kämpfe erhielten dies System bis in unser

Digitized by Google

Jahrhundert hinein aufrecht. Und in den Reformen der jüngsten Epoche wurden die Reste des theokratischen Staatswesens völlig verwischt. Die Pfortenverwaltung wurde nach dem Muster abendländischer Militärstaaten umgeformt. Selbst ein Versuch, die Volksvertretung dem staatlichen Organismus einzufügen, wurde unternommen. Der Sultan war ein weltlicher Herrscher geworden, wie die Regenten Europas.

Die auswärtige Politik der Pforte mußte sich nothwendig diesem veränderten Princip anpassen. Die Zeit der Kreuzzüge und Glaubenskämpfe war vorüber. Die Sultane schlossen Bündnisse und Staatsverträge mit den christlichen Cabineten und im Krimkriege kämpften türkische Truppen an der Seite christlicher Armeen. Das religiöse Element war längst aus der Pfortenpolitik verschwunden, das Mittel der Abwehr abendländischen Einflusses und einer Vergewaltigung begehrlicher Nachbarn fanden die türkischen Staatsmänner seitdem in dem bewährten System, bei allen brennenden Fragen eine Spaltung der europäischen Mächte herbeizuführen und durch gelegentliche Concessionen stets einige Freunde auf die türkische Seite hinüberzuziehen. Unter Männern wie Ali- und Fuad-Pascha gelangte dies System zur höchsten Ausbildung. Es würde sich, dank der Eifersucht der Mächte, auch ferner bewährt haben. Sultan Abd-ul-Hamid aber hat diese Politik seit dem Jahre 1878 aufgegeben. Die großen Gebietsabtretungen, zu denen er sich gezwungen sah, riefen in ihm den Gedanken wach, in dem Beleben des Glaubenshasses der mohammedanischen Unterthanen eine neue Stütze seiner Herrschaft zu gewinnen. Eine solche Politik war äußerst bedenklich und mußte sofort alle diejenigen Mächte mit Mistrauen erfüllen, welche Bekenner des Islam zu ihren Unterthanen zählen. Sie mußte der Pforte auch die Sympathien solcher Regierungen entfremden, die durch Ausbrüche des mohammedanischen Fanatismus Leben und Eigenthum ihrer im Orient wohnhaften Staatsangehörigen bedroht sahen. Die ganze civilisirte Welt hat ein Interesse daran, sich gegen eine derartige religiöse Bewegung zu schützen. Offenkundig konnte die neue Richtung natürlich nicht in Scene gesetzt werden; um so eifriger wurde die religiöse Agitation im geheimen betrieben. Die diplomatischen Allianzbestrebungen, welche daneben fortliefen, vermochten dieselbe nicht zu maskiren. In Yildis-Kiosk etablirte sich ein geistliches Collegium, welches durch geheime Agenten mit den Häuptern der arabischen Bewegung in steter Fühlung blieb. Das Ziel dieser Agitation war und ist noch jetzt eine allgemeine Erhebung der Mohammedaner von Nordafrika gegen die Fremdherrschaft. Der verhängnißvolle Einfluß dieser Clique trat während der ägyptischen Krisis deutlich zu Tage. Durch seine geistlichen Rathgeber wurde der Sultan abgehalten, sich offen gegen Arabi zu erklären; sie verhindern ihn auch heute daran, den Mahdi zu desavouiren. Wir würden nicht überrascht sein, wenn der Sultan dem siegreichen Scheich, ebenso wie einst dem ägyptischen Oberst, den Osmanieorden zusenden und damit seine Anerkennung für die erfolgreiche Bekämpfung fremdländischen Einflusses aussprechen sollte. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß man in Stambul die Neigung hat, den Mahdi zum türkischen Vali des Sudan zu ernennen. Es entspräche das ganz der bisherigen Taktik. In keinem Fall darf man erwarten, daß der Sultan den sudanesischen Aufstand mit Waffengewalt niederwerfen wird.

Digitized by Google

Aber diese Politik hat ihre sehr gefährliche Seite. Die Begünstigung des arabischen Nationalgefühls ist eine zweischneidige Waffe, welche sich nicht nur gegen den Einfluß des Abendlandes, sondern auch gegen das Sultanat richten kann. Der alte Unabhängigkeitssinn der Araber, der demokratische Zug, dessen Fortbestehen bis in die Gegenwart sich historisch nachweisen läßt, können bei weitern Waffenerfolgen sehr leicht zu einer Erstarkung des nationalen Bewußtseins führen, und der Khalif, den diese Stämme sich erwählten, würde nicht in Stambul, sondern in Mekka residiren. Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, daß die orientalischen Volksstämme in fortgesetzter geistiger Stagnation verharren. Auch im Orient brechen sich neue Strömungen und Anschauungen Bahn; nur sind die Perioden zwischen den Erschütterungen länger, diese selbst gewaltsamer und scheinbar unvermittelt. Aber ein langsamer, stetiger, fast unmerklicher Gärungsproceß liegt denselben dennoch zu Grunde. Der alte Rassenhaß der Araber gegen die Türken ist nie erloschen. So kann denn in der halb religiösen, halb nationalen Bewegung, deren Zeugen wir sind, der Keim einer neuen Spaltung mohammedanischer Völkerschaften liegen, welche den Bestand des Osmanenreiches ernstlicher gefährden würde als der Abfall christlicher Rajahstämme.

Digitized by Google

Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart.

Von

Gustav Portig.

I.

Wir Deutschen dürfen uns nicht blos rühmen, das Denker- und Dichtervolk von Gottes Gnaden zu sein; es ist uns auch das seltene Glück zutheil geworden, in der neuern classischen Epoche unserer Gesammtkunst je zwei Männer zu empfangen, welche, weil Vertreter von sich ergänzenden Grundrichtungen, erst in der Einheit ihrer Schöpfungen das ganze Ideal ihrer Kunst darstellten. So muß man Mozart und Beethoven zusammen schauen als die reinsten Verkörperungen des classischen und des romantischen Ideals in der Musik, wenn man den ganzen Reichthum umspannen will, dessen die moderne Tonwelt mächtig ist; so erschließen erst Goethe und Schiller vereint die ganze Lebensfülle einer mehr realistisch und einer mehr idealistisch gerichteten Poesie. Auch im Reich der bildenden Kunst findet etwas Aehnliches statt. Innerhalb derselben classischen Formvollendung betont Rauch mehr den charakteristischen Ausdruck, Rietschel mehr die seelische Tiefe; innerhalb derselben modernen Renaissance verhilft Schinkel der hellenischen, Gottfried Semper der römischen Hälfte der alten Renaissance zu einer glorreichen Auferstehung. Nehmen wir diese verschiedenen Strahlenbrechungen des einen himmlischen Kunstlichtes dankbar hin; vergessen wir jedoch nicht, daß der Größe solcher Muster auch als Schatten eine gewisse Einseitigkeit nothwendig beigemischt ist, wenigstens dann, wenn jene die Eigenart ihrer Begabung und Neigung hinterher auch theoretisch als die höchste und alleinberechtigte erweisen wollen. Darum freuen wir uns dankbar an den genialen Bauten und unausgeführten Entwürfen Schinkel's; aber seien wir vorsichtig gegenüber dem Aesthetiker in ihm, welcher in seiner Werdezeit fast ein Fanatiker der Gothik, in der Periode der Reife aber der begeistertste Vorkämpfer des Hellenismus war. Corrigiren wir dankbar durch Semper's „Praktische Aesthetik" die frühern Fehler einer einseitig speculativen Richtung in dieser Wissenschaft; aber hüten wir uns, auf des Meisters Worte zu schwören, wenn er mit der ihm eigenthümlichen bestechenden Schärfe der Beweisführung die Krone seines Könnens auch zum absoluten Ideal der Baukunst überhaupt erheben will.

Digitized by Google

Um die ganze epochemachende Bedeutung Semper's zu begreifen, genügt es nicht etwa, nur seinen Lebensgang und seine hervorragendsten Werke zu schildern; wir müssen nothwendig, wenigstens in diesen Blättern, uns klar zu werden suchen über Wesen und Zusammenhang der gesammten vorhergehenden Entwickelung der Baukunst, eben weil Semper seine Theorie als die Summe, resp. als das Ziel dieser Entwickelung hinstellte.

Es sei gestattet, zunächst darauf hinzuweisen, daß Semper zu den wenigen Genien der Neuzeit gehört, welche, frei von allen materiellen Sorgen, nur der Entfaltung ihrer Kraft leben durften. Es war ihm vergönnt, die umfassendsten Kunstreisen zu machen in einer Zeit, wo solche noch zu den Ausnahmen gehörten; er war erkoren, ein brach gelegenes Feld neu zu erschließen; das Geschick stellte ihn auf Schlachtfelder, wo er kämpfen und siegen konnte. In wie vielen Architekten versiegt doch der Quell der Begeisterung, der Bronnen schaffensfreudigen Strebens, weil die Zeit nur Handwerker und Routiniers, aber keine Künstler braucht; wie viele scheitern im Kampfe mit den materiellen Factoren ihrer Kunst, unter denen die Bildhauer und Maler unendlich weniger zu leiden haben als jene. Dieser Fluch, unter dem viele begabte Baumeister seufzen, blieb Semper erspart; er hatte wenig, zuletzt gar nicht mehr von den einengenden Mächten der Prosa zu leiden, und durfte an den geeignetsten Orten die ihm zusagendsten Aufgaben seinem Ideal entsprechend ausführen.

Höher aber anzuschlagen als dieses Glück ist die Energie des Fleißes, mit welcher sich Semper in der ganzen Kunstgeschichte den obersten Ehrenplatz unter denjenigen errang, welche in ihrer Person das künstlerische Können und Wissen gleichmäßig ausbildeten und lehrten. Rücksichtlich seiner Bedeutung als Kunstschriftsteller und Lehrer hat Semper vielleicht nur noch an Leonardo da Vinci einen ebenbürtigen Rivalen. Nach mehr als einer Seite hin ist er bahnbrechend gewesen; aus Splittern erbaute er das Knochengerüst, welches die gesammte Architektur und deren Dependenzen trägt; bis in die entlegensten Uranfänge drang er vor, in die tiefsten Gründe einer Erscheinung leuchtete er hinab mit dem Licht seines reichen Geistes. Selbst da, wo man ihm nicht mehr folgen kann, macht er es doch schwer genug, ihn zu widerlegen; genial bleibt er auch in seinen Irrthümern und Ueberspannungen eines Wahrheitsmoments.

Wenn nun im allgemeinen unsern Gebildeten bekannt ist, daß auch die bildende Kunst in der Neuzeit eine classische Periode erlebt hat, so bringen sie doch im allgemeinen der Musik und Poesie mehr Neigung und Verständniß entgegen als jener. Diese Vorliebe ist nicht blos dadurch begründet, daß die Werke der bildenden Kunst, besonders diejenigen der Architektur, ungleich schwerer zugänglich sind als diejenigen der Musik und Poesie; letztere beiden vermögen auch in vielen ihrer Producte mehr sich einzuschmeicheln als die Baukunst. Vor allen Dingen erklärt sich die relative Unpopularität der Architektur auch daraus, daß für deren Verständniß in weitern Kreisen noch zu wenig gethan worden ist. Um so lieber benutzen wir die uns hier gegebene Veranlassung, eine Einführung in Semper's

Digitized by Google

Bedeutung zugleich zu einer Art von Einleitung in das Studium von dessen Kunst werden zu lassen.

Wenn Semper es als eine seiner Lebensaufgaben bezeichnet hat, der Baukunst wieder die Führerrolle im Chor der bildenden Künste zu erobern, welche sie im Alterthum und Mittelalter besessen: so ist daran unzweifelhaft so viel richtig, daß die monumentale Architektur ihren Schwestern eine Fülle der herrlichsten Aufgaben zuweisen kann, wenn jene in freier Liebe ihr dienen. Wenn Semper ferner für die bildenden Künste eine ähnliche Pflege und Hochschätzung verlangt wie für die Musik und Poesie, so stimmen wir ihm darin nicht blos bei, sondern wir fordern sogar aus Gründen der Volkserziehung die Architektur als Gegengewicht gegen die heutzutage tonangebende, ja fast überwuchernde Musik. Auch Schinkel, Semper's großer Vorgänger, war ähnlich von der Bedeutung seiner Kunst durchdrungen. So sagte er einmal: „Die höchste Feinheit in der Ausbildung eines freien Gedankens kann nur in der bildenden Kunst erreicht werden. Sie schließt vollkommen ab, hat aber zugleich die ganze Welt in sich, bezogen auf das eine, was dargestellt werden soll. Indem sie sucht, jedem Gegenstande die ursprünglichste Seite abzugewinnen, strebt sie nach höchster Wahrheit und Wesentlichkeit, und so ist sie ein höchstes Ingredienz zur wahren Cultur.“ Allerdings darf man eigentlich diese Erklärung auf jedes wahre Kunstwerk überhaupt ausdehnen; immerhin bleibt an Schinkel's Ausspruch unbestreitbar, daß auch der Einfluß der bildenden Kunst auf das Volksgemüth sehr hoch angeschlagen werden muß. Sind Auge und Ohr gleichberechtigte Sinne, sind Raum und Zeit gleichwerthige Anschauungsformen (nach Kant): so stehen auch die Künste, welche die Schönheit in sichtbarer Form offenbaren, ebenso hoch wie diejenigen, welche die Schönheit im Werden, die Harmonie im Wechsel der Erscheinungen enthüllen.

Es ist ein mißliches Ding, eine Stufenleiter der Künste aufzustellen, auf deren oberster Sprosse die Schopenhauerianer die Musik, die strengen Hegelianer die Poesie thronen lassen. Die ewigen Stilgesetze sind schließlich in allen Künsten dieselben, nur abgeändert je nach dem Material, in welchem eine Kunst arbeitet; erst die an sich gleichwerthigen Formen aller Künste zusammen erschöpfen die ästhetisch möglichen Ausdrucksweisen der menschlichen Urgedanken. Das Material einer jeden Kunst beeinflußt wol deren Verbreitungsfähigkeit, bestimmt aber nicht deren höhern oder geringern Werth. Je näher nun die einzelnen Künste dem gemeinsamen Urideal der Schönheit kommen, um so mehr trennen sie sich äußerlich in relativ immer größerer Selbständigkeit der einzelnen; innerlich aber werden sie immer reicher an Beziehungen zueinander. Es vollzieht sich hier in geheimnißvoller Weise im Reiche der Gesammtkunst jener Proceß, welchen Schiller innerhalb der Poesie so treffend mit den Worten charakterisirt: „Die (antike) naive und die (moderne) sentimentalische Poesie führen zurück in die (höhere Einheit der absolut) naiven Poesie.“

So athmet denn auch die bildende Kunst der Neuzeit den malerisch-poetischen Geist des modernen Schönheitsideals; so entwickelt sie eine stärkere Beseelung der unorganischen Masse, eine intensivere Entfaltung des Lebens, als dies der antiken Kunst möglich war. Gleichwol werden zu allen Zeiten die Schöpfungen der bil-

Digitized by Google

denden Kunst ihr Verständniß erschweren, weil sie, ruhig abgeschlossen in sprachloser Objectivität beharrend, gebieterisch uns zurufen: „Lernet nur richtig sehen!" Um so dankenswerther ist es daher, daß die heutigen Vertreter der Kunstgeschichte möglichst organischen Zusammenhang in die einzelnen Zweige derselben bringen wollen; es fehlt nur leider zu sehr an Männern, welche die beiden Hälften der einen Kunstwissenschaft, nämlich die Kunstgeschichte und die Aesthetik, gleichmäßig lieben oder gar umspannen. Auch Semper's Ideal war diese Einheit beider, welche zwar getrennt marschiren, aber vereint schlagen müssen; wenn die immer mehr gehäufte Arbeitslast Semper's uns um die längstverheißene Frucht einer zusammenfassenden und abschließenden Aesthetik der Baustile gebracht hat, so bleibt das tief zu beklagen.

Diesem überaus fühlbaren Mangel unter den Koryphäen unserer heutigen Kunstwissenschaft steht aber ein hochbedeutender Vorzug unserer Zeitgenossen gegenüber. Die Mehrzahl unserer heutigen Künstler und Kunsthandwerker besitzt eine Vereinigung von Wissen und Können, wie solche früher nur einzelnen Bevorzugten zutheil geworden war. Natürlich können unsere heutigen zahlreichen Kunstakademien und Gewerbeschulen keine Genies erziehen; aber sie geben doch ihren Schülern eine künstlerische und kunstgeschichtliche Bildung, wie sie in gleichem Umfange frühere Geschlechter sich nicht träumen ließen. Allen voran ist es Semper gewesen, welcher als Professor in Dresden und Zürich nach dieser Seite hin einen ungeheuern Einfluß geübt hat; aus ganz Europa, ja sogar aus andern Welttheilen zog er hörbegierige Jünger an. Sie alle fesselte er durch die vorbildliche Einheit des höchsten Wissens und Könnens in seiner Person; sie alle befruchtete er durch seine ausgezeichnete, Theorie und Praxis unmittelbar verbindende Methode. Die Frucht seiner Bemühungen ist denn auch in der That eine gewaltige gewesen. Die heutigen Architekten, soweit sie nicht bloße Handwerker blieben oder in der Praxis wieder untergingen, kennen und können alle Stile. Solches Lob will für jeden Kundigen außerordentlich viel bedeuten, denn ein bewußtes Können in dem heutigen Sinne des Wortes haben die meisten Baumeister des Alterthums und des Mittelalters, zum Theil wol auch der Renaissance, nicht besessen. Sie haben sich von der Tradition und ihrem künstlerischen Instinct leiten lassen; aber die Durchdringung von Können und Wissen, welche heutzutage die Regel bildet, war bei ihnen nur die Ausnahme.

Die jeweilige Richtung und Leistungsfähigkeit der bildenden Kunst ist ein nicht zu unterschätzender Gradmesser der herrschenden Cultur; Werke von bleibendem Werth und hohem Gehalt sind nicht blos der Ausdruck von der Begabung und Eigenart ihrer Schöpfer, sondern auch ein Spiegelbild des Zeitgeistes, einer culturgeschichtlichen Strömung oder einer nationalen Eigenthümlichkeit. Wir deuteten ferner darauf hin, daß die Pflege der bildenden Kunst das nothwendige Gegengewicht bilde zu der allverbreiteten Musik. Es ist die Gefahr einer im Uebermaß genossenen Musik, daß sie bald durch die Flüchtigkeit und Schattenhaftigkeit ihres Formengewoges den Charakter zu einer gewissen Zerflossenheit geneigt macht, bald auch durch süßen Wohllaut auf den Wellen des Lebens mehr schaukelt als trägt. Das Priesteramt, welches die bildende Kunst der Musik gegenüber verwalten soll,

Digitized by Google

übt aber auch wieder im engern Kreise die Architektur an den beiden Schwestern. Ein Bildwerk kann vortrefflich modellirt, gezeichnet oder gemalt sein, und dennoch bleibt es in ethischer Beziehung mangelhaft oder gar verwerflich; in einem wahrhaft schönen Bau aber ist das architektonisch Correcte und Schöne zugleich sittlich werthvoll, letzteres Wort natürlich im allgemeinen Sinn genommen. Darum müssen die Architekten die ästhetisch-sittliche Strenge ihres Stils auch dann noch bewahren, wenn die Plastik zur Malerei werden, oder letztere musikalisch bezaubern will durch Farbensymphonien, in denen die Farbe Selbstzweck wird. Verlieren erst die Architekten das Bewußtsein von der Würde und dem sittlichen Beruf ihrer Kunst; opfern oder schmälern auch sie die Reinheit des architektonischen Princips: so bedeutet dies den Anfang des Verfalls der bildenden Kunst überhaupt. Wenn der Wahlspruch der Bildhauer und Maler lautet: wir suchen die Freiheit und die Schönheit im Gesetz, so muß umgekehrt auf dem Panier der Architekten das Losungswort leuchten: wir erweisen das Gesetz als den Kern der Freiheit und Schönheit. Nur so lange als die Jünger aller drei Künste sich in dieser Weise ergänzen, werden sie sein und bleiben, wozu auch sie an ihrem Theil berufen sind: Führer in der gewaltigen Geistesbewegung unserer Tage, wie Semper allen voran es war.

Man hat die Architektur die Poesie des Raumes genannt. Gewiß ist es etwas Großes, daß der Mensch einen, wenn auch im Verhältniß zum Ganzen verschwindend kleinen Theil des Raumes als einen von ihm gewissermaßen geschaffenen und begrenzten beherrscht. Als architektonische Leistung wird ein solcher Innenraum um so höher stehen, je mehr er durch Größen- und Höhenverhältnisse das Gefühl einer rein geistigen Erhabenheit, die Ahnung eines Unendlichen, Unermeßlichen erweckt, ohne ängstliche Zweifel an seiner Dauer zu erregen. Legt man diesen Maßstab an, fragt man zunächst nur nach den Höhen- und Größenverhältnissen von monumentalen Gebäuden, welche einen einzigen Innenraum enthalten: so müssen eine ganze Anzahl mittelalterlicher Kathedralen höher geschätzt werden, als das hierher gehörige bedeutendste Gebäude der Römer, nämlich die Thermen des Caracalla. Es erscheint ferner als ein Meisterstück, daß der Mensch in einem Bauwerk das rechte Verhältniß ausprägt zwischen den beiden Grundkräften, welche auch im Universum des natürlichen und des geistigen Lebens in verschiedenem Mischungsverhältniß herrschen: zwischen der nach unten ziehenden Schwerkraft und der nach oben strebenden Lebenskraft. Im Weltraum wird durch das Gleichgewicht beider Kräfte die Erde gehalten, in dem kleinen Raum aber des menschlichen Wesens soll die Lebenskraft über die Schwerkraft, der Geist über die Natur herrschen. Ist nun ein Mensch, in welchem letztere Forderung erfüllt ist, eine sittlich höhere Leistung als ein solcher, in welchem nur das Gleichgewicht, die Polarität von Geist und Natur stattfindet: so ist es auch dessen architektonisches Gegenbild. Ein Gebäude, welches den Sieg der Kraft über die Last ausprägt, steht technisch und symbolisch höher als ein solches, welches das Gleichgewicht beider darstellt. Wenn dieser Sieg dem Auge als ein völlig gesetzlicher erscheint; wenn er errungen ist durch eine freie Vermittelung zwischen beiden Hauptkräften und durch ein freies Ineinanderaufgehen möglichst vieler individueller Einzelkräfte:

Digitized by Google

so ist wiederum ein Gebäude, in welchem letzteres stattfindet, eine höhere Schöpfung als ein solches, in welchem der unmittelbare Conflict beider Hauptkräfte nur zur Ruhe der Gleichgewichtslage gebracht ist. Endlich kann einem Gebäude keine höhere Aufgabe gestellt werden als die, daß dessen structiver Mechanismus zum symbolischen Organismus verklärt werde; eine höhere Leistung als das Leben eines in sich selbst kreisenden Organismus kennt eben auch die Natur nicht. Wenn nun selbstverständlich ein Bauwerk nichts weiter sein kann, als ein erstarrter Organismus (gefrorene Musik), so kommt es doch dem Ideal um so näher, je mehr innerhalb der architektonischen Ruhe die dem Organismus eigenthümliche Bewegung als eine reiche, eine freigewollte und zugleich naturgesetzliche erscheint. Wenn auch die Architektur über den Urbegriff des Lebens niemals hinauswachsen kann und demnach ihre höchste Aufgabe sein muß, das aus der Ueberwindung der streitenden Kräfte hervorgehende Leben zu symbolisiren: so gebührt auch die Palme der Vollendung demjenigen architektonisch krystallisirten Leben, welches nicht die Ruhe der Gleichgewichtslage, sondern die Seligkeit einer unendlichen, aber spielenden (nach Schiller!) Bethätigung abschattet.

Was ist es nun, was diesem Spiel der Kräfte doch die ewige Dauer und Einheit sichert? Etwas Immaterielles, Unsichtbares, Unendlich-Kleines: es ist der geheimnißvolle Schwerpunkt, um welchen herum all diese mathematisch bestimmbaren Linien und Ausdehnungen sich lagern. Er ist etwas rein Ideelles und doch Wirkliches; er ist nicht der Geist, welcher sich das Gebäude als seine Leiblichkeit angebildet hat, wohl aber das Herz, von welchem und zu welchem das Leben des Baues kreist. Je mehr sich nun architektonische Einzelformen auf diesen einen Schwerpunkt direct und indirect beziehen, um so stimmungsvoller wird das Ganze. Die Theile des Bauwerkes können mit dem Verstand erkannt und gemessen werden: das Ganze wird nur von der Phantasie als dem höhern Vermögen erfaßt. Die geometrisch meßbaren Formen bilden wol die nothwendige Grundlage der architektonischen Schönheit, aber sie erschöpfen dieselbe nicht. Vielmehr muß der tragende Urgrund, das Knochengerüst der Construction aus seinem streng gesetzmäßigen Wesen übergeleitet werden in eine frei und fröhlich erblühende Fülle von Schmuck, welcher den Schein des schönen Lebens in höherm Grade erweckt als eben jenes Gerüst. Es muß im Beschauer die Empfindung erweckt werden, als seien die im Bauwerk beschlossenen mechanischen Kräfte lebendige freie Kräfte. Diese symbolische Sprache des Ornaments ist nöthig, damit der Mensch das Bauwerk als ein ihm geistverwandtes, wenn auch unpersönliches Kunstwerk empfinde. Die Schwerkraft soll durch das Ornament als eine in sich befriedigte, mit Geist gesättigte und vom Geist gesetzte erscheinen; sie soll den Eindruck machen, als athme sie auf von der Strenge des Gesetzes, als treibe die unorganische Masse ganz von selbst die Zeichen des organischen Lebens aus sich hervor.

Freilich darf nun dieses Verhältniß nicht dahin überspannt werden, daß der Architekt das decorative Element zur Hauptsache macht, um durch dasselbe die innere Armuth der statischen und mechanischen Constructionsverhältnisse zu verdecken. Vielmehr besteht in der jedesmal richtigen Verhältnißbestimmung zwischen der maßgebenden Construction und dem durch sie bedingten Ornament eben die

Digitized by Google

Kunst des Architekten; die Abwägung beider Factoren für jede besondere Aufgabe erfordert ein durchgebildetes Stilgefühl. Je ärmer und weniger selbständig durchgebildet nun die Construction eines Bauwerks erscheint, je mehr noch die bloße Massenhaftigkeit oder auch der schroffe Conflict von Schwerkraft und Lebenskraft heraustritt: um so mehr verlangt auch die Architektur nach einer farbigen Bekleidung, welche das Auge des Beschauers über die erwähnten Mängel hinwegtäuscht. Allerdings ist diese von Semper so sehr betonte Bekleidung (Incrustation) ein charakteristisches Merkmal der vorgriechischen Architektur und in einem freilich vielumstrittenen Sinne auch der griechischen; in letzterer aber erfährt sie eine so feine Vergeistigung, daß sie das Grundwesen der Construction nicht verdeckt, sondern erhöht. Das was Semper Incrustation nennt, darf keinen andern Zweck haben, als die bloße Körperlichkeit der Masse zur seelisch belebten Leiblichkeit zu verklären. Wenn jedoch Semper die Vernichtung der Realität, des Stoffes, verlangt, so überträgt er damit nur auf sein Kunstgebiet die Forderung Schiller's, daß die Form den Stoff vernichten solle. Jener Satz aber wurzelt in dem denkbar feinsten Spiritualismus, welcher unmittelbar in Materialismus umschlagen kann. Wir unsererseits glauben, diesem Standpunkt folgenden entgegensetzen zu sollen.

Die Form soll nicht zum Selbstzweck erhoben und erkauft werden durch die Vernichtung des Stoffes, selbst nicht durch eine blos scheinbare. Sie hat nur die Bedeutung des vollkommensten Ausdrucksmittels für den durch sie sich darlebenden Inhalt; sie soll nicht den Stoff vertilgen, sondern ihn zu seinem wahren Wesen hinaufläutern; sie soll ihn zu einem Gefäß des Geistes umprägen, welches ebendarum ewige Dauer hat. Auch die Baukunst kann nicht, wie Semper will, ihren Stoff zu jenem Schein des Lebens verflüchtigen, welchen die Malerei allerdings erreicht vermöge ihres Materials. Semper neigt sich als Theoretiker dahin, die Bedeutung des Stoffes und demnach auch der aus ihm hervorgehenden Construction zu unterschätzen, um der mehr malerischen Symbolik eines reichen Ornaments den Vorrang zu sichern. Aber spricht denn nicht auch aus dem vollendetsten Gebilde der organischen Natur, aus dem menschlichen Antlitz, die unendlich reizvolle Symbolik von Augen, Stirn, Nase, Mund und Wangen? Und darf man darüber die Seele selbst als den constructiven Factor all dieser Symbolik vergessen? Wenn Semper jeden stofflichen Zusatz von der Form fern gehalten wissen will und in der Construction nichts weiter sieht als bloße Stoffkundgebung, so darf man diese Ansicht nur von Bauwerken zweiten und dritten Ranges gelten lassen; bei allen Bauwerken ersten Ranges, sowol der Gothik wie der Renaissance, ist durch die organisch entwickelte Construction selbst schon alle bloße Stoffkundgebung überwunden, oder vielmehr: schon diese Construction für sich offenbart bereits die höchste architektonische Schönheit. Nun ist es für uns ein Axiom von grundlegender Bedeutung, daß eben diese rein architektonische Schönheit wol eine Belebung durch die Symbolik der Farbe und des plastischen Ornaments zuläßt, aber nicht um dieser Zuthaten willen ihres selbständigen Werthes beraubt werden darf. Die von Semper verlangte Vertilgung der bloßen Materialität leisten schon die blos architektonischen Formen der Construction, wenigstens der griechische Tempelstil, die Kathedralen der Hochgothik und die Paläste der Hochrenaissance. Besteht

Digitized by Google

die Raumespoesie nach Semper zunächst darin, daß jeder Zweifel an der materiellen Existenzfähigkeit eines solchen Gebäudes ausgeschlossen wird, so kann dies zunächst nur durch structiv-technische Mittel geschehen.

Es kommt aber auch noch ein anderer Gesichtspunkt hier in Frage, welchen wir, abweichend von Semper, geltend machen möchten. Semper und mit ihm die einseitigen Anhänger der Renaissance überspannen einen Grundsatz, welcher innerhalb der rechten Grenzen zulässig und allerdings durch die Eigenart der Renaissance bedingt ist: sie verlegen nämlich den Schwerpunkt eines Gebäudes in die Außenarchitektur, oder verlangen doch den vollen Einklang von Aeußerm und Innerm. Diese Forderung entspricht mehr dem Wesen des antiken, naiv in der Natur lebenden Geistes als demjenigen des modernen, in der Innenwelt des Gemüthes heimischen. Außerdem scheint uns die Aufgabe eines (monumentalen) Gebäudes, daß es nämlich ein künstlerischer Organismus sei, nur dann erfüllt, wenn es von innen nach außen sich entwickelt und überhaupt im Innern ein reicher pulsirendes Leben entfaltet als im Aeußern. Hierbei ist es selbstverständlich, daß wenigstens die Haupträume eines großartigen Innern auch nach außen hin wuchtiger hervortreten müssen, und daß nicht etwa einem Bauwerk Formen aufgenöthigt oder angelogen werden, welche mit dessen Bestimmung in Widerspruch stehen. Der Zweck, welchem das Gebäude dient, soll nicht wie eine demselben aufgedrungene Zumuthung, sondern als eine freiwillige Leistung des Bauwerkes erscheinen.

Das Ideal nun, welches Semper für seine Kunst anstrebte, bestand darin, daß sie sich „aus dem dienenden Verhältnisse zu Bedürfniß, Staat und Cult zu freier selbstzwecklicher Idealität emancipire". Dieses Ziel könne nur durch die Renaissance erreicht werden, und sei noch lange nicht verwirklicht. Auch diese Anschauung des großen Architekten ist so wichtig, daß wir zu ihr Stellung nehmen müssen.

Wir fühlen sehr lebhaft die Schmerzen und Nachtheile, unter denen der Baumeister mehr wie jeder andere Künstler leidet. Seine Kunst, selbst wenn sie den ihr möglichen idealsten Aufgaben dienstbar wird, hängt doch von den Bedingungen der Praxis ab, wie keine andere. Die Seltenheit von großen Vorwürfen, die Kosten des Materials, die Schwierigkeit des Terrains, die Befangenheit der Auftraggeber lasten oft erdrückend auf dem Meister. Es gehört Selbstverleugnung dazu, niemals irgendwie sich selbst aussprechen zu sollen, sondern lediglich den Zweck des Gebäudes. Zu verzichten auf den Ausdruck seines persönlichen Geistes fällt dem Architekten schwer, und er beneidet den Maler, weil dieser unendlich freier seinem eigenen Genius folgen darf. Der Architekt kann auch viel weniger Schule machen als ein anderer Künstler; er kann keinen neuen Stil und keine Bauweise erfinden, sondern muß sich als Organ des Gemeingeistes bethätigen. Aber ist es denn nicht auch etwas Großes, in einem monumentalen Gebäude sowohl den vorgeschriebenen Zweck zu erfüllen, und zugleich der Weltanschauung des eigenen Volkes einen unzerstörbaren Ausdruck zu verleihen? Darf man nicht die von Semper vorgebrachte Klage verwandeln in den Triumph der Baukunst? Ist es nicht vielleicht eine höhere Leistung, Realität und Idealität, den unmittelbar praktischen Zweck und den architektonisch freien, selbständigen Ausdruck der höchsten Geistes-

Digitized by Google

interessen zu verbinden, als etwa in einem rein idealen Spiel von Formen sich zu ergehen, wie die Musik dies thut? Klingt nicht auch hier wieder der Grundzug Semper's, der Grundzug der modernen Künstlerschaft überhaupt hindurch: die Sehnsucht nach malerisch-musikalischer Ungebundenheit und Freiheit?

Doch wir müssen noch weiter ausholen, um Semper's Ideal richtig zu stellen. Die Zeit, in welcher die Architektur als allbeherrschende Kunst die Plastik und Malerei sich unterordnete, wie dies im Orient und im Mittelalter der Fall war, wird niemals wiederkehren. Solches Vorwiegen war nur möglich in Perioden des Völkerlebens, wo der Mensch gegenüber der Natur noch keine Selbständigkeit fühlte, nur als Glied der Masse etwas galt, oder wo doch die Gemeinschaft, die Corporation mehr galt als die Rechte des Individuums. Aber auch hiervon abgesehen vermögen wir kein dereinstiges goldenes Zeitalter für die Architektur zu erhoffen, in welcher sie sich „zu freier selbstzwecklicher Idealität" erheben könnte. Leider läßt Semper die Bedeutung dieser seiner Worte im Unklaren. Hat er denn nicht seine eigenen bedeutendsten Werke allemal im Dienste bestimmter Zwecke geschaffen? Oder besaßen etwa die in Semper's Sinne denkbar idealsten Bauwerke, der griechische Festtempel und die römischen Kaiserforen, besaßen sie wirklich die völlig abstracte Idealität eines architektonisch ausgeprägten Selbstzwecks, oder nicht vielmehr die reinste architektonische Würde im Dienst der idealsten Interessen? Wie schon oben die Form den Stoff, so soll hier das Ideal den Zweck vertilgen; beide Forderungen schießen über das Ziel hinaus.

Nur in einem Sinne vermögen wir uns den Wunsch von Semper anzueignen. Rafael leistete in der Periode seines ausgereiftesten Schaffens nur dann das Höchste, wenn er unbeeinflußt war von seinen Auftraggebern; beispielsweise in der Sixtinischen Madonna und den Tapetencartons. Das Religiöse erscheint bei ihm nur da zugleich als Allgemeinmenschliches, wo jede Rücksichtnahme auf Vorschriften, Wünsche und Dogmen von Kirchenfürsten zurücktrat. So auch kann der Architekt nur dann den höchsten Flug des Ideals wagen, wenn nicht blos ein Hof, eine Baucommission, ein Preisgericht, sondern sein ganzes kunstbegeistertes und kunstverständiges Volk mit ihm und durch ihn baut. Nur in diesem Falle decken sich der Genius des Künstlers und derjenige der Nation; das Ergebniß wird eine wahrhaft glanzvolle und siegreiche Durchdringung des individuellen und des allgemeinen Factors im Bauwerk sein.

Während nun Semper der Gothik den Vorwurf macht, daß sie im Außenbau allzu deutlich der Bestimmung des Innern diene, besteht gerade die Eigenthümlichkeit seiner Bauten, wenigstens seiner spätern, darin, daß der charakteristische Ausdruck bis hart an die Grenze durchgeführt ist, wo er die harmonische Einheit sowie den Rhythmus aller Haupttheile zu sprengen droht. Semper strebt als ein echter Protestant, als ein Kind der Neuzeit danach, dem Individualitätsprincip in der Baukunst die denkbar weiteste zulässige Geltung zu verschaffen. Jedes Bauwerk soll nach ihm möglichst deutlich seine Bestimmung selbst aussprechen durch die ihm eigenen Formen; aus der Idee eines jeden Gebäudes soll von selbst herauswachsen das gerade ihm entsprechende Maß von Zweckmäßigkeit und Schönheit. Wenn Semper selbst den Stil definirte als „die Uebereinstimmung eines Baues

Digitized by Google

mit seiner Entstehungsgeschichte sowie allen Vorbedingungen und Umständen seines Werdens", so waren seine Bauten im höchsten Grade stilgemäß. Was dieses Lob besagen will, müssen wir einigermaßen andeuten.

Unzähligemale ist in der Geschichte der Baukunst gegen das Gesetz der Wahrheit gesündigt worden. Man hat nicht das Aeußere vom Innern bestimmen lassen, sondern das Verhältniß umgekehrt, oder man ließ noch öfter Aeußeres und Inneres als zwei einander fremde Factoren nebeneinander herlaufen. Und doch liegt auf der Hand, daß die Form auch der äußern structiven Theile geradlinig sein muß, wenn das Innere eine wagerechte Deckung der von senkrechten Mauern umschlossenen Räume enthält; daß der rundbogenförmigen Deckung des Innern auch die gleiche Deckung der Fenster und Thüröffnungen entsprechen, daß eine spitzbogenförmige Deckung im Innern auch äußerlich ihr Gegenbild haben muß. Wie hat man z. B. gegen die letztere Forderung gefehlt, indem man den altniederländischen Rathhäusern wol an der Façade spitzbogige Fenster, keineswegs aber im Innern gothische Gewölbe gab; wie bedenklich ist dieses Verhältniß auch bei so manchen Bauten der Neugothik.

Wie hat man ferner gegen das Gesetz der Wahrheit verstoßen, indem man die charakteristischen Eigenthümlichkeiten verschiedener Stile in einem und demselben monumentalen Gebäude durcheinandermengte, während man doch höchstens bei Privatbauten zu den Formen der herrschenden Bauweise diejenigen einer nahe verwandten hinzutreten lassen durfte. Ja, noch mehr! Wie so manchmal hat das Geschlecht der Architekten schablonenmäßig den gerade beliebten Modestil bei Aufgaben verwendet, zu deren Lösung er seinem ganzen Wesen nach nicht paßt. Es war ein wahrer Augiasstall, welchen Semper hier reinigen mußte, und noch immer werden Misgriffe nach dieser Seite hin gethan! Ist es nicht geradezu ein Widerspruch, moderne Börsen, Postgebäude, Polytechniken u. dgl. im gothischen Stil bauen zu wollen? Wurde nicht der romanische Stil bei Bahnhofsgebäuden bis zum Uebermaß angewandt? Fabelte man nicht evangelische Kirchen im Renaissance- oder gar in einem byzantinisch-centralisirenden Stil zusammen? Semper's Wirken war in dieser babylonischen Sprachverwirrung geradezu ein luftreinigendes; aber im Kreise der maßgebenden Gebildeten sind seine Grundsätze noch lange nicht genug bekannt. Semper hat das gesammte Erbe seiner Kunst geistig so sehr durchdrungen und aufgehellt, daß er die architektonische Formensprache, über welche ein heutiger Architekt verfügen soll, zu einer Art von Weltsprache erhoben hat. Die Zeiten, welche alle Kraft einseitig auf Kirchen, Rathhäuser und Schlösser verwendeten, sind unwiederbringlich dahin. Alle maßgebenden Factoren der modernen Cultur treten in ihrer Selbständigkeit heraus; die Oeffentlichkeit des geistigen Lebens, die Gemeinsamkeit der nationalen und socialen Interessen, die Freiheit der Individuen spricht sich unverkennbar in der heutigen Architektur aus; sie trägt einen weltbeherrschenden, internationalen Charakter, ohne die Bedingungen des Klimas, des Materials, der nationalen Eigenthümlichkeiten, der socialpolitischen Factoren zu verleugnen.

Digitized by Google

Wenn die Bedeutung und Richtung der heutigen Architektur wesentlich auf den Einfluß Semper's zurückzuführen ist; wenn sein Ansehen so groß war, daß die Italiener bei der Concurrenz um die Dombaufaçade zu Florenz ihn als den einzigen Deutschen in das Schiedsgericht beriefen, und der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich ihm die Ausarbeitung, resp. Begutachtung des großartigsten Bauprojects übertrug, welches die Neuzeit kennt: was hat denn Semper ein so großes Ansehen verschafft? Wodurch hat er eine so tiefgreifende Einwirkung geübt? Zunächst durch das schriftstellerische Hauptwerk seines Lebens: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Aesthetik" (Bd. 1, Frankfurt a. M. 1860; Bd. 2, München 1863). Die zweite, fast unveränderte und mit einem Lebensabriß Semper's von Fr. Pecht bereicherte Auflage hat Dr. Hans Semper, Professor der Kunstgeschichte in Innsbruck, besorgt (1878). Dieses Werk, obwol mit einer imponirenden Fülle von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und genialen Durchblicken ausgestattet, ist leider nicht gleichmäßig durchgearbeitet. Einzelne Partien sind breit und klar, andere sprunghaft und in schwerfällig geschraubter Sprache geschrieben; anfangs bewegt es sich zielbewußt in scharfumrissenen Bahnen fort, nachher versandet es in Einzelausführungen oder summarischen Uebersichten. Der fühlbarste Mangel aber besteht darin, daß Semper die letzten tragenden Urgedanken oft nur andeutet, während er selbstverständliche Dinge eingehend erklärt. Nur da, wo er mit architektonischer Lapidarschrift reden kann, ist er in seinem Element. In hohem Grade bleibt zu bedauern, daß der verheißene dritte Band dieses Werkes nie erschienen ist. Semper wollte darin die Frage beantworten: „Wie erkennen und verwerthen wir die socialen Motive und alles Neue, was unsere Zeit bietet, mit wahrem stilgeschichtlichen Geiste, und welche Aufgaben sind in dieser Beziehung die wichtigsten?" Um so dankbarer müssen wir alle jene Bemerkungen des ersten und zweiten Bandes beachten, in denen sich Semper über den Einfluß der Gesellschaftszustände und Zeitverhältnisse auf die betreffenden Stile ausgesprochen hat. Uebrigens enthält Semper's „Stil" meistens, obwol in principieller Durchführung, nur das, was der gelehrte Architekt vor und nach dem Erscheinen dieses Werkes in kleinern Schriften dargelegt hatte.

Die Grundgedanken des „Stils" sind etwa folgende. Semper bekämpft mit Recht die Einseitigkeit einer nur speculativen Aesthetik; die Kunstdenkmäler sollen nicht mit der Lupe des Gelehrten, sondern mit dem Auge des Künstlers betrachtet werden; die bildenden Künste fassen ihren Gegenstand nicht in Begriffen, sondern in Anschauungen auf. Die monumentale (hohe) Kunst ist hervorgegangen aus denjenigen Urtypen, welche ihr die technischen Künste, d. h. die Uranfänge unsers Kunsthandwerks darboten. Wie die Natur und die Sprache ihre Entwickelungsgeschichte haben, innerhalb welcher die alten Motive bei jeder neuen Gestaltung wieder durchblicken, ebenso liegen auch der Kunst nur wenige Normalformen und Typen zu Grunde, welche aus uralter Tradition stammen, in ihrem Hervortreten aber eine unendliche Mannichfaltigkeit darbieten und gleich jenen Naturtypen ihre Geschichte haben. Eine auf erfahrungsmäßigem Wege gewonnene Kunstlehre ist für Semper also eine Lehre von den der bildenden Kunst überhaupt zu Grunde liegenden Stilgesetzen; er verwirft aber die naheliegende Consequenz, als übertrage

Digitized by Google

er den Darwinismus auf sein Gebiet, und betont ganz ausdrücklich, daß die einzelnen Baustile sich nicht etwa durch Vererbung und Anpassung aus wenigen Urelementen entwickelt hätten, sondern daß sie freie Gebilde des Menschen seien, welcher dazu Genie, Willen, Wissen und Macht in Bewegung setzte.

Jene technische Kunstbethätigung ist nach Semper eine vorgeschichtliche; die Kunstgeschichte selbst beginnt erst mit den Denkmälern der Architektur. In den technischen Künsten gibt es vier Hauptkategorien, und zwar auf Grund der ursprünglich angewandten Rohstoffe: des Fadens, des Thons, des Holzes, des Hausteins. Jeder von diesen Abtheilungen gehört ein gewisses Gebiet im Reiche der Formen an, deren Hervorbringung die nächste und einfachste Aufgabe der Technik ist. Im Schmuck, in der künstlich bereiteten Schutzdecke, in der Urhütte, in den Geräthschaften und Waffen waren bereits alle wesentlichen Formen gegeben, aus denen späterhin die Architektur die ihrigen entweder herübernahm oder durchbildete. Jedes bauliche Motiv wurde zuerst in dem geeignetsten Stoffe dargestellt, welcher zunächst seine eigenthümliche Natur diesem Motiv aufprägte; mit gewissen Veränderungen aber konnte später dieses Motiv auf einen andern Stoff übertragen werden.

Dieses wahrhaft bedeutende Werk brachte Semper verdientermaßen die Doctorwürde; viel höher aber dürfte anzuschlagen sein der Einfluß, welchen es auf Architekten, Archäologen und das Kunstgewerbe geübt hat. Das letztere verdankt seinen großen Aufschwung seit etwa einem Menschenalter wesentlich mit den grundlegenden Ausführungen Semper's. So wie schon dessen großer Vorgänger Schinkel es nicht verschmäht hatte, den Handwerkern seiner Zeit stilgerechte Möbelentwürfe zu liefern, so wollte auch Semper durch seine Broschüre „Wissenschaft, Industrie und Kunst" schon im Jahre 1852 den Anstoß zu einer Wiederbelebung des Kunstgewerbes geben. Während er nämlich als Flüchtling der dresdener Mairevolution in London weilte, übertrugen ihm Schweden, Dänemark und die englisch-amerikanischen Colonien die Anordnung ihrer Erzeugnisse auf der großen Weltausstellung daselbst im Jahre 1851. Als ihm damals die ganze Verkommenheit und Stillosigkeit des modernen Kunstgewerbes entgegentrat, hielt er die Kunstindustrie vergangener Zeiten und Völker seiner Zeit als warnendes Spiegelbild vor. Andere haben seitdem Semper's Ideen praktisch fruchtbar gemacht: die theoretische Grundlegung aber soll ihm unvergessen bleiben.

Wir schließen wol am besten hier einige Stellen an, welche sich in den „Kleinen Schriften von G. Semper" (herausgegeben von Manfred und Hans Semper, Berlin und Stuttgart, Spemann, 1884) finden. In dem bereits 1856 gehaltenen Vortrag „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol" sagt Semper Folgendes: „Ihrem allgemeinsten Charakter nach lassen sich drei Klassen von schmückenden Gegenständen unterscheiden: der Behang, der Ring, der Richtungsschmuck; alle drei Principe des Schmuckes müssen nach einem bestimmten Zweck in der geschmückten Erscheinung zusammenwirken. In der besondern Art des Schmuckes spiegelt sich der Charakter eines Volkes. Die Aesthetik des Rein-Schönen hat ihre materielle Grundlage in der Dynamik und Statik. Jede in sich abgeschlossene Form haftet an dem Körper, bei dessen Ge-

Digitized by Google

staltung und Erhaltung Kräfte thätig sind. Nun hat es zwar der Aesthetiker nur mit der Form als solcher zu thun; aber in dieser Form soll sich doch das Wesen desjenigen, welchem die Form anhaftet, abspiegeln; also zunächst auch dasjenige dynamische Gesetz, was dem Wesen Existenzfähigkeit verleiht. Daher beruht der Eindruck, welchen die Form auf unsern Schönheitssinn macht, zunächst auf einem unbewußten Messen und Abwägen von Functionen. Da das Wohlgefallen an einer Form zum Theil und zunächst auf dem Conflict und dem Gleichgewicht von Kräften beruht, welche sich in ihr auswirken: so kommt die Wirksamkeit der gegenseitigen Richtung dieser Kräfte in der Aesthetik zunächst in Betracht. Der allgemeinste Conflict ist derjenige der Schwerkraft und der nach oben strebenden Lebenskraft. Nach Seite seiner Form bringt es das Schöne nur zu Symmetrie, Proportionalität und Richtung; aber es gibt noch ein anderes einheitliches Element höherer Ordnung im Schönen: das ist die Inhaltsangemessenheit, die Idee, welche sich bis zum Charakter oder Ausdruck steigern kann. Sie läßt das Formal-Schöne zugleich als gut und zweckentsprechend erscheinen. Meine plastisch-architektonische Anschauung des Rein-Schönen besteht darin, daß ich das Bild der Dinge körperlich oder vielmehr stereometrisch fasse, während die herkömmliche Aesthetik sich nur auf planimetrische Figuren einläßt."

„Stil ist das zu künstlerischer Bedeutung erhobene Hervortreten des Grundthemas, sowie aller innern und äußern Coëfficienten, welche bei der Verkörperung desselben in einem Kunstwerke modificirend einwirken."

Wir wollen nur constatiren, daß in diesen Sätzen Semper sich zur Gehaltsästhetik bekennt: ein Standpunkt, welcher auch sonst in seinen Schriften betont wird, obwol der Meister zunächst an der Durchbildung und dem Verständniß der Formenwelt arbeitete.

Eine sehr wichtige kleine Schrift gab Semper heraus infolge einer bittern Erfahrung, welche er in seiner Vaterstadt machen mußte. Als durch den großen hamburger Brand auch die dortige Nikolaikirche zerstört worden war, schrieb man in der alten Hansestadt eine Concurrenz für einen Neubau aus; der Platz und die Bausumme, nicht aber der zu wählende Stil waren vorgezeichnet. Eine Commission von sieben Architekten erkannte dem Semper'schen Plane einstimmig den ersten Preis zu; durch den Einfluß von Laien gelang es aber, das Urtheil des Preisgerichts umzustoßen und zur erneuten Begutachtung der eingesandten Entwürfe den kölner Dombaumeister Zwirner sowie den Kunstgelehrten S. Boisserée zu gewinnen. Letztere beiden Gothiker redeten natürlich dem Entwurf des Engländers Gilbert Scott (1811—78) das Wort; von ihm wurde denn auch, obwol mit viel größern Kosten, die jetzige Nikolaikirche in Hamburg erbaut. Im gothischen Kathedralenstil errichtet, ist sie insbesondere mit einem geradezu vollendeten Thurme ausgestattet; im Innern aber zum Theil noch unvollendet, zum Theil akustisch ungünstig. Jedenfalls bewies Scott eine Beherrschung der Gothik, wie sie wenigstens damals kein deutscher Architekt besaß; an sich ist seine Schöpfung ein Meisterwerk, denn für einige kleine Mängel der Kirche darf nicht er selbst verantwortlich gemacht werden.

Nach dieser Scott gewidmeten Anerkennung haben wir aber auch um so mehr

Digitized by Google

Veranlassung, dem schwer gekränkten Semper Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Da wir es hier mit ihm zunächst als Schriftsteller zu thun haben, so entnehmen wir seiner Broschüre „Ueber den Bau evangelischer Kirchen" (1845) folgende Hauptgedanken.

Im Anschluß an die altchristliche Basilikenform zerlegt Semper seine dem Bedürfniß des protestantischen Gottesdienstes entsprechend gedachte Kirche in eine Altarkirche und eine Predigtkirche. Wenn er hier beide Sakramente, Taufe und Abendmahl, auf dem Altarplatze gefeiert werden läßt, so ist diese auch räumliche Gleichstellung der heiligen Handlung principiell ebenso zulässig wie die Verweisung des Taufsteins an den Eingang des Schiffes. Wenn ferner Semper sich nicht blos das Abendmahl, sondern auch die Taufe als die Feier einer größern Gemeinde denkt und darum den Altarraum entsprechend geräumig construirt hat, so war er wiederum in seinem Recht. Viel wichtiger aber war folgende Neuerung. Er behielt in seinem Grundriß die Form des ungleichschenkeligen lateinischen Kreuzes bei, aber er fand die vollkommene Gleichung zwischen architektonisch selbständiger Schönheit und zwischen Zweckmäßigkeit seiner Kirche. Während die romanischen und katholischen Dome des Mittelalters eine künstlerische Steigerung von Vorkirche, Schiff und Altar anstrebten, weil der Altardienst als der Höhepunkt des christlichen Cultus angesehen wurde, verlegte Semper den Schwerpunkt in die (mittlere) Predigtkirche, während er die (östliche) Altarkirche als das Ziel des ganzen Innern stehen ließ. Er zertheilte nicht den Predigtraum, wie dies die vorgenannten Stile thaten, durch Säulen und Pfeiler; er construirte jenen mehr breit als lang und versah ihn mit Emporen. Die sogenannte Vierung, d. h. die Durchkreuzung die Mittelschiffes und des Querschiffes, erweiterte er zum Predigtraum, in welchem natürlich die Akustik viel besser war als im Mittelschiff einer der französischen Gothik verwandten Kirche. Um diese Wirkung zu erreichen, glaubt Semper von folgenden Anschauungen ausgehen zu sollen.

Bei der im Spitzbogenstil construirten Basilika muß das Mittelschiff, aus structiven und damit eng verflochtenen ästhetischen Gründen, in seiner Breite ein Verhältniß zu seinen Seitenschiffen haben, wie die Diagonale zur Seite des Quadrats. Hieraus folgt, daß bei einer im Spitzbogenstil erbauten Predigtkirche in Form eines Langhauses der für das Hören und Sehen des Predigers günstige Raum zu dem für diesen Zweck unbrauchbaren sich nicht einmal wie $1\frac{1}{2}:2$ verhält. Das aber ist eine unmäßige Raumverschwendung. Die Emporen sind historisch begründet, national, nützlich und nothwendig in protestantischen Predigtkirchen; und zwar gehören sie in die beiden Kreuzflügel des Querschiffes.

Das Hauptschiff ist seiner ganzen Länge nach in zwei Theile zu zerlegen. Dem Eingange zunächst befindet sich die Vorkirche, welche durch ihre Architektur vorbereitend auf das Gemüth der Andächtigen wirken soll und an gewöhnlichen Sonntagen durch Teppiche getrennt werden kann vom Predigtraum. Ueber dieser Vorkirche befindet sich der Orgel- und Sängerchor; die Kanzel ist an der einen abgestumpften Ecke der Vierung aufzustellen. Die Seitenschiffe der Basilika bilden einen Umgang um den Predigtraum und können die Denkmäler frommer und verdienter Verstorbener enthalten. Es ist falsch, daß eine dem Runden und Qua-

Digitized by Google

dratischen sich annähernde Grundform an den Concert- oder Hörsaal erinnere; man muß einen heiligen Raum ebenso nach den Gesetzen der Akustik bauen wie einen weltlichen.

Der Thurm, welchen sich Semper freilich mehr als Kuppel denkt, erhebt sich über der Vierung in einer Höhe von 300 Fuß, bei einem Durchmesser von 60 Fuß. Semper war der ganz richtigen Ansicht, daß in das thürmereiche Stadtbild Hamburgs ein derartiger Thurm am besten passe.

Der Spitzbogen ist nach Semper das fruchtbarste Element, welches seit der Erfindung des Gewölbes der Baukunst zuertheilt worden ist; aber es sei unrichtig, ihn als eine absolute und überall Anwendung findende Vervollkommnung des Gewölbeprincips zu betrachten. Der Rundbogen gestatte dagegen eine viel freiere Verwendung; er lasse gute Verhältnisse zu, sowol im Schlanken, Hochstrebenden, als auch im Schweren, Gedrängten. Wo Räume zu überwölben sind, welche zu einer gegebenen Höhe verhältnißmäßig viel Breite haben, sei der Rundbogen, nicht aber der Spitzbogen gefordert. Es sei falsch, wenn der gothische Stil ausschließlich als der nationale bezeichnet werde; vielmehr sei der Rundbogen dem Boden Deutschlands ebenso vertraut wie jener. Die vorgothische Rundbogenarchitektur stehe unserer Zeit näher als der Spitzbogen; im übrigen aber sollten unsere Kirchen solche des 19. Jahrhunderts sein.

Zu diesen Ausführungen Semper's werden wir in dem alsbald folgenden Zusammenhange Stellung nehmen; einstweilen bemerken wir, daß für uns die „Rundbogenarchitektur" ein viel weiterer Begriff ist als der sogenannte romanische (Kirchenbau-)Stil. Letzterer ist die architektonische Ausprägung einer bestimmten Art des Christenthums und heutzutage höchstens noch bei katholischen Kirchen angemessen; der Rundbogen aber als einzelnes Element kann sehr wohl auch an protestantischen Kirchen angewendet werden, wenn die Grundrißanlage derselben dem Geist des evangelischen Cultus entspricht. Semper ließ sich bei seinem Entwurf zur Nikolaikirche in Hamburg leiten durch das Vorbild der von E. G. Sonnin (1709—94) daselbst 1750—62 erbauten Michaeliskirche, und, was die Kuppel anlangt, der dresdener Frauenkirche. Er hat aber die von jenen Kirchen entnommenen Motive völlig selbständig durchgebildet, das Innere seiner Kirche auf reichlichen plastischen und malerischen Schmuck berechnet, das Aeußere reich belebt und geliedert, die größern Rundbogenfenster trefflich individualisirt und dem Ganzen eine echt kirchliche Stimmung verliehen. Wenn er nun aber auch den schweren düstern Ernst der romanischen Kirchenbauten in die Lebensfreudigkeit des evangelischen Christenthums übersetzte; wenn er in höchst glücklicher Weise nach Art der griechischen Tempel seine Kirche auf einen um sechs Stufen über den Platz erhabenen Stereobat setzte und im Anschluß an die Kirche einen herrlichen Ausbau des ganzen Platzes entwarf: so möchten wir doch dieses herrliche Vorbild nicht schablonisirt wissen, wie wir denn auch die von Semper bekämpfte einseitige Bevorzugung der Gothik bei Kirchenbauten gleichfalls beanstanden.

Nach all diesen einleitenden Vorbemerkungen gehen wir nunmehr über zur Stellung Semper's gegenüber der vielverhandelten Frage der Neuzeit: können

Digitized by Google

und sollen die Architekten einen neuen Baustil zu den bereits vorhandenen erfinden? Da nun auch das große Publikum mehr oder weniger vom Kampfe der Parteien, von dem Streit des Classicismus und Romanismus, der Neugothik und Renaissance gehört hat, so glauben wir der guten Sache einen Dienst zu leisten, wenn wir nunmehr in thunlichst allgemeinverständlicher Weise das Ergebniß der eingehendsten Erwägungen darlegen. Möchten wir wenigstens den Eindruck hervorrufen, daß ein Kunsthistoriker von Fach allen hier einschlagenden Bauweisen durchschnittlich gerechter wird als ein in seiner Specialität leicht aufgehender Architekt.

Semper hat mit Recht erklärt, daß die Architekten nur dann einen wirklich neuen Stil erfinden könnten, wenn ihnen eine neue welthistorische Idee gegeben würde; Träger aber einer solchen seien, weit über die gewöhnlichen socialpolitischen Factoren hinaus, nur die Regeneratoren der Gesellschaft! Man kann nur bedauern, daß der große Künstler einen Gedanken von so ungeheuerer Tragweite in eine so mystische Form gekleidet und halb in der Schwebe gelassen hat. Für uns ist Semper's Andeutung nur in folgender schärferer Fassung annehmbar.

Bei einem Baustil sind zunächst maßgebend die Materialien, aus welchen ein Gebäude errichtet, und die Gesetze der Statik, nach welchen es construirt werden soll. Solange nun diese Baustoffe und Naturgesetze dieselben bleiben wie bisher, solange sind auch deren mögliche Behandlungsweisen als erschöpft durch die bisherige Entwickelung der Architektur anzusehen. Niemand aber glaubt im Ernste daran, daß noch ein neues Baumaterial erfunden werden könne, welches ein neues Constructionsprincip zuließe oder forderte; die Probe mit Meteorsteinen hat man leider noch nicht machen können, und das Eisen muß beschränkt bleiben als Hülfsmittel bei Nutzbauten! Wol haben unsere Architekten und Ingenieure eine Specialität vor den Leistungen aller frühern Epochen voraus: die Verbindung von Eisen und Mauerwerk bei gewaltigen Brückenbauten, von Glas und echtem Rohmaterial bei gewissen öffentlichen Gebäuden, wie Ausstellungspalästen, Bahnhöfen, Markthallen u. s. w. Aber diese Gebäude sind doch zu sehr bloße Constructionsgerippe, als daß sie den Eindruck der vollen Idealität machen könnten; sie verkörpern nicht eine Poesie, sondern nur eine Bewältigung des Raumes, weil das Eisen dem ästhetischen Gefühl nicht genug thut. Oder glaubt jemand im Ernste, es würden irgendeinmal schlechthin neue Naturgesetze vom Himmel der Architekten herabfallen? Gewiß nicht! Unsere Baumeister können daher nichts weiter thun, als diese Gesetze immer reiner ausprägen; sie können nur zweimal ein in seiner Art Höchstes erreichen: das Gleichgewicht von Last und Kraft, oder die völlige Ueberwindung der Last durch die Kraft. Beide entgegengesetzte Möglichkeiten aber sind bereits in vollendeter Weise durchgebildet: nämlich im griechischen und im gothischen Baustil. Ebenso sind alle dazwischenliegenden Möglichkeiten erschöpft. Sowenig nun unsere Architekten ein völlig neues Constructionsprincip erfinden können, sowenig auch beliebig neue Ornamente, weil eben diese allemal durch jenes bedingt sind.

Endlich aber ist ein neuer Stil auch davon abhängig, ob eine neue Weltanschauung über die bisherigen hinaus möglich ist. In einer solchen ist aber der religiöse Factor zunächst maßgebend. Haben wir nun lediglich zwei vollendete

Digitized by Google

durchgebildete Religionssysteme, das griechische als die reinste Blüte des Polytheismus, und das christliche als die Krone des Monotheismus: so folgt, daß wir mit diesen specifisch verschiedenen Weltanschauungen auch nur zwei specifisch verschiedene, zwei wirkliche Stile besitzen, natürlich nur soweit Monumentalbauten, insbesondere Tempel und Kirchen, in Frage kommen.

Was nun einen „neuen Regenerator der Gesellschaft" als Träger einer „neuen welthistorischen Idee" anlangt, so möchten wir zunächst fragen: welche Männer verdienen denn den Namen von Regeneratoren im Sinne Semper's? Jedenfalls nicht Leute wie Ludwig XIV. und Napoleon I., Friedrich der Große oder Wilhelm I.; denn trotz des ungeheuern politischen Einflusses, welchen sie geübt, hat ihr Zeitalter doch keinen eigentlich neuen Stil hervorgebracht. Vermöchte überhaupt eine große geschichtliche Epoche schon als solche einen neuen Stil hervorzubringen, so müßten wir Deutschen den vielbegehrten gerade jetzt zu erzeugen im Stande sein, denn eine politisch größere Zeit haben wir nie durchlebt als seit 1870. Wol erblicken wir rings um uns eine Belebung der Baukunst, aber nicht die Spur von einem neuen „Stil". Demnach sind „Regeneratoren der Gesellschaft" vielleicht Männer wie Mohammed und Luther? Aber entsprechend seinem aus fremden Elementen zusammengebauten Religionssystem haben auch dessen Anhänger nur von außen überkommene architektonische Elemente malerisch überdeckt; Luther hat keine neue welthistorische Idee gebracht, sondern nur eine alte wieder in ihre Rechte eingesetzt. Demnach bleibt nichts übrig, als zu Christus zurückzugreifen als dem Regenerator der Gesellschaft, und sich Antwort zu geben auf die Gewissensfrage: ist über Christus hinaus eine wesentlich neue, sittlich-religiöse Weltanschauung möglich? Wir unsererseits glauben hierauf nur mit einem Nein antworten zu können. Uns steht allerdings das reine Christenthum höher als die verschiedenen Ausprägungen desselben in den zur Zeit vorhandenen Einzelbekenntnissen; aber über die Urgedanken und Urthatsachen dieses reinen Christenthums hinaus wird es wol niemals eine höhere, das ganze Volk erfüllende Weltanschauung geben. Die Geschichte der Architektur bestätigt auch vom rein kunstgeschichtlichen Standpunkte aus diese unsere Auffassung.

Ein wirklich selbständiger, auf einem welthistorischen Princip beruhender Stil ist etwas viel Höheres als eine bloße Bauweise; letztere entspricht den verschiedenen Richtungen innerhalb einer bestimmten Weltanschauung, ersterer aber wird durch eine solche Weltanschauung selbst bestimmt. Ein Stil ist die wahrhaft ursprüngliche und streng organische Durchbildung eines architektonischen Princips. Dieser Forderung genügen nur der griechische und der gothische Stil, und zwar soweit sie Tempel und Dome hervorgebracht haben; der romanische Stil enthält wol die organische Durchführung gewisser baulicher Grundformen, aber er hat dieselbe im wesentlichen aus der römischen Bauweise abgeleitet und kann also nicht als ursprüngliche Schöpfung gelten. So wenig nun wie eine Gruppe der genialsten Architekten eine „neue welthistorische Idee" (Weltanschauung) erfinden kann, so wenig auch einen neuen Stil in unserm Sinne des Wortes. Hier spielen freilich die religionsphilosophischen Factoren eine so wichtige Rolle, daß wir nothwendig zu ihnen Stellung nehmen müssen. Kunsthistoriker und gebildete Laien sollten offen eingestehen, daß unsere ästhetischen Urtheile über die einzelnen Stile und Bau-

Digitized by Google

weisen, unsere Vorliebe für die eine oder die andere, nicht blos durch deren rein ästhetischen Eindruck und kunstgeschichtlichen Werth bestimmt werden, sondern auch durch unsere persönliche Weltanschauung, durch die geistige Grundrichtung unsers Wesens, welche wir bewußt oder unbewußt in jenen wiedererkennen. Daß letzteres thatsächlich geschieht, läßt sich bei allen hervorragenden Künstlern und Kunstschriftstellern nachweisen. Es kann auch gar nicht anders sein, denn niemand vermag aus seiner Haut zu fahren; in den letzten religiösen und ästhetischen Grundfragen muß auch jeder nach seiner Façon selig werden. Wir sollten aber gegenseitig unsere verschiedenen Confessionen achten und besonders vor der großen Kunstgemeinde der Laien offen darlegen. Wir sollten anerkennen, daß unsere moderne Weltanschauung wurzelt in den Urgedanken des Christenthums, und daß wir denselben nicht Misverstand oder Zerrbilder unterschieben sollten. Wir müssen endlich zugestehen, daß wahrhaft befruchtende, schöpferische Lebenskräfte nur da dem Architekten ersprießen, wo er noch irgendwie einen Herzenszusammenhang mit den Ursactoren der christlichen Weltanschauung bewahrt. Weder der Materialismus noch der Pessimismus, weder der Naturalismus noch der Pantheismus sind fähig, schöpferisch ursprüngliche und zugleich wahrhaft schöne Gebilde zu erzeugen. Ein Baumeister, welcher einer dieser Richtungen huldigt, kann wol Feinfühligkeit und technisches Geschick genug besitzen, um zu reproduciren, aber nicht genug, um selbständig zu produciren.

Welches ist nun jene rein christliche Weltanschauung, deren architektonisches Gegenbild die höchste Würde in Anspruch nehmen darf? Darauf gibt Semper die Antwort nur zur Hälfte; aber auch der Hintergrund dieser Hälfte ist so dunkel, daß wir nothwendig denselben aufhellen und die ganze Streitfrage zu der principiellen Entscheidung bringen müssen, welche uns als die einzig richtige erscheint.

Nachdem Semper in jüngern Jahren vorzugsweise für den griechischen Baustil geschwärmt, meinte er später, daß die Aufgabe unserer Zeit die Pflege und Weiterführung der Renaissance sei. Zuerst in seinem Vortrage „Ueber Baustile" entschloß er sich, „römische Farbe zu bekennen", weil er in den römischen Thermen nicht blos die höchste Leistung jenes weltbeherrschenden Volkes, sondern auch den Ausgangspunkt der Renaissance sah. Nun aber stehen wir vor folgender Thatsache. Semper verhielt sich gegenüber der römischen Baukunst ebenso schöpferisch und selbständig wie Schinkel im Verhältniß zur griechischen. Für ihn war Renaissance ein ebenso umfassender Begriff wie die Reformation: in der ersten sieht er eigentlich das künstlerische Spiegelbild des Geistes der Reformation. Obwol er sich fast nur an die Vorbilder der Hochrenaissance hielt, so stand er doch diesen ebenso selbständig gegenüber wie die großen Meister jener Kunst im Verhältniß zur Antike. Für ihn sind die verschiedenen Epochen der Hochrenaissance und der modernen Renaissance nur zwei graduell verschiedene architektonische Darlebungen eines und desselben Urprincips; es ist sein Ideal, daß unsere heutige Renaissance die charakteristisch viel reicher ausgestattete Lösung des alten Problems im Dienste von neuen Aufgaben sei. Für ihn besteht die architektonische Schönheit nicht blos in der strengen Durchführung eines Constructionsprincips, sondern auch in dem Rhythmus der möglichst individuell belebten Hauptmassen und Theile. Für

Digitized by Google

ihn ist die Renaissance der Baustil nicht blos der Gegenwart, sondern auch aller Zukunft.

Das erscheint als eine Vergötterung der Renaissance, diese Perspective als eine zu gewaltige; und dennoch ist sie es nicht, wenn man Semper's Standpunkt von jener Einseitigkeit befreit, welche ihn die Gothik bekämpfen und die altrömische Kunst auf den Schild heben ließ. Sieht man nämlich die christliche Weltanschauung als die denkbar höchste und zugleich die Neuzeit erfüllende an, so zerlegt sie sich in zwei äußerlich verschiedene, innerlich aber nothwendig zueinander gehörige Factoren: in die Religion und die Sittlichkeit. Erstere ist die Seele, letztere der Leib der einen Persönlichkeit; erstere ist zunächst ein rein innerliches Verhältniß der Liebe zu Gott, welches sich aber nach außen hin dadurch bethätigt, daß diese Liebe lebensfreudig die Welt sowol dankbar genießt, als mit dem Geiste Gottes handelnd durchdringt. Vertritt nun die Gothik die rein innerliche religiöse Seite des christlichen Geistes, so entfaltet die Renaissance als die nothwendige Ergänzung hierzu den ganzen Reichthum der modernen Geisteswelt, soweit sich diese auf die Besitznahme der diesseitigen Welt bezieht. Religion und Sittlichkeit verhalten sich zueinander wie Mann und Weib: in der Wesenseinheit und Ergänzung ist doch das Weib dem Manne zwar nicht unter-, wohl aber nachgeordnet. So auch repräsentirt die Gothik mit ihrem streng verstandesmäßigen Constructionsprincip mehr die geistige Schönheit des denkenden Mannes, die Renaissance aber mehr die malerisch reiche und fließende Schönheit des fühlenden Weibes. Wie vollendete Mannesschönheit viel seltener, dann aber auch werthvoller ist als Weibesschönheit: so ist auch vollendete Gothik viel weniger zu finden als vollendete Renaissance. Da aber, wo sie erscheint, ist die Gothik intensiv unendlich, die Renaissance aber mehr extensiv; die Gothik ist überwiegend Innenbau, die Renaissance dagegen liebt mehr die ästhetisch wohlgefällige Verklärung des Außenbaues. Die Renaissance kann nicht sein und will nicht sein ein neues architektonisches Princip; wohl aber stattet sie die antike Formenstrenge in Linien und Maßen mit dem ganzen malerischen Reichthum der modernen Gedanken- und Gefühlswelt aus. Sie legt die Schönheit in den Unterschied der Verhältnisse, welcher zugleich Einklang ist, in die wohlabgemessene Bewegung der verschiedenen Bautheile, welche unter sich wieder einen Rhythmus des Ganzen hervorbringen. Gothik und Renaissance sind beide eine durchgeführte Bewegung, die erstere aber eine solche von Linien, die andere eine solche von Einzelbildern innerhalb eines größern Gesammtbildes. Beide symbolisiren architektonisch die Einheit von Nothwendigkeit und Freiheit. Die Gothik aber betont die frei gewollte und vollbewußte, die Renaissance mehr die naiv natürlich gegebene Einheit; in der Gothik hat sich die Freiheit aus der Nothwendigkeit emporgerungen, in der Renaissance erscheint sie als das Glück einer von Haus aus schönen Seele.

Digitized by Google

Annam und Tonkin.

Von

Friedrich von Hellwald.

II.

In dem vorhergehenden Aufsatz haben wir Land und Leute des Königreiches Annam und der ihm unterworfenen Landschaft Tonkin einer eingehenden Schilderung unterzogen. In jüngster Zeit ist Tonkin stark in den Vordergrund getreten und es verlohnt sich demnach, den Hergang der Dinge in seinem Zusammenhange darzustellen. Um aber die jetzige Lage und die Bedeutung der in den letzten Jahrzehnten vorgefallenen Ereignisse zu verstehen, ist es unerläßlich, auf die ältere Geschichte jener Länder zurückzugreifen.

Tonkin und das südlich benachbarte Cochinchina, der Stock des heutigen Reiches Annam, sind seit uralten Zeiten mit China und seiner Geschichte verflochten. Ihre Bewohner waren damals gesetzlos lebende Wilde von zwar verwandtem, aber doch nicht gleichem Stamm, welche durch die Chinesen der Cultur zugeführt wurden. Das China der Tscheu-Dynastie, das sich zu beiden Seiten des Hoang-ho oder Gelben Flusses im Süden bis gegen den Yang-tse-kiang oder Blauen Strom erstreckte, war im Alterthum ein Feudalstaat, wie das ehemalige Deutschland. Während der Regierung des zweiten Kaisers dieses Hauses, der Tscheng-Wang hieß und von 1115 bis 1078 v. Chr. regierte, kam im Jahre 1110, so berichten die chinesischen Annalen, aus Yüe-Schang, das ungefähr dem heutigen Tonkin entspricht, eine Gesandtschaft, von welcher in chinesischen Geschichtswerken erwähnt wird: „Die fragliche Gesandtschaft hatte drei Reiche zu durchreisen, um nach China zu gelangen.“ Welche jene drei Reiche gewesen sein mögen, ist bisjetzt historisch festzustellen nicht gelungen; doch dürfte man schwerlich fehlgehen, darunter Staaten jener wilden Ureinwohner zu verstehen, welche die Chinesen unter dem Collectivnamen Man-tse zusammenfassen und die in den Ländern südlich vom Yang-tse-kiang gehaust haben. Unvermischte Ueberbleibsel derselben vermuthet man heute noch in den nahezu unabhängigen Gebirgsvölkern, den Miao-tse, Lolo u. s. w., die ihre Wohnstätten in den jetzigen Provinzen Kwang-si und Kwei-tschou aufgeschlagen haben. „Die Gesandten aus Yüe-Schang brachten weiße Fasanen als Geschenke mit und nannten sich Vasallen. Dan, Reichsgraf von Lu, gewöhnlich

Digitized by Google

Tscheu-kung genannt, war der erste Kronrath des achtzehnjährigen Tscheng-Wang. Er empfing die Gesandtschaft, wollte aber weder ihre Geschenke noch ihre Unterwerfung annehmen, mit den Worten die Huldigung abwehrend, daß die Tugendhaftigkeit eines Monarchen nicht bis zu ihnen reichen könne. Darauf erwiderten die Gesandten, daß seit drei Jahren weder ein Sturm noch sonstiges Unwetter ihr Land verheert habe. Ein alter Mann bei ihnen habe dies damit erklärt, daß in China ein «Scheng-jen», d. i. ein Weltweiser oder Heiliger erstanden sein müsse, der durch sein segensvolles Wirken und seine Tugend das Gleichgewicht unter den Naturkräften hergestellt habe. Tscheu-kung, der auch Onkel des Königs war, nahm nun die Geschenke an und opferte dieselben in dem kaiserlichen Ahnentempel des Tscheu. Um die Gesandtschaft wieder in ihre Heimat zu befördern — sie selbst wußte den Weg nicht — ließ Tscheu-kung die sogenannten «nach Süden weisenden Wagen» erbauen." Dieser Auszug bleibt die einzige Nachricht über Tonkin, welche wir in der chinesischen Geschichte bis zur Han-Dynastie finden. Die große Entfernung, welche China von jenen Staaten trennte, die fortwährenden innern Kriege, die unruhigen Nachbarn, welche das Reich der Mitte im Norden an den Tsiang-Yung und Hiongnu hatte, verzögerten jede Berührung mit den annamitischen Völkerschaften. Die älteste Geschichte der letztern ist natürlich durchaus Fabel. Sie reicht hinauf bis in die Zeiten des chinesischen Kaisers Ming, dessen nachgeborener Sohn Kinh-Dzuong im Jahre 2879 v. Chr. zuerst die Völkerschaften Tonkins zu einem Ganzen vereinigt und ein Reich gegründet habe, welches nach langen Kriegen mit dem benachbarten Reiche von Ba-Thuc endlich erlag und 248 v. Chr. mit diesem vereinigt wurde. Beide Staaten nahmen nunmehr den Namen Au-Lac an; schon 214 brach aber ein chinesisches Heer von 150000 Mann ins Land; der Feldherr Trieu-Da stürzte die Dynastie von Ba-Thuc und ward das Oberhaupt eines neuen Regentenhauses. Es geschah dies unter der Regierung des großen chinesischen Kaisers Schi-hoang-ti, aber erst unter Kaiser Wu-ti, dem Freunde der Gelehrten, war China so weit, um den die drei Provinzen Kwang-tung, Kwang-si und Yünnan durchströmenden Westfluß, den Si-Kiang, als südliche Grenzmarke ansehen zu können. Im Jahre 109 v. Chr. entthronte eine zweite chinesische Invasion wiederum die Dynastie von Trieu-Da.

Seit jener Zeit bis zu Anfang des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, also während nahezu eines Jahrtausends, nur von einigen Empörungen unterbrochen, hatte die chinesische Oberherrschaft vollauf Muße, die annamitische Bevölkerung nach dem Muster der chinesischen Menschheit zu modeln. Unter Han-Ping-ti (1—6 n. Chr.) finden wir den Namen von Yüe-Schang wieder erwähnt, doch nur um den Betrug des herrschsüchtigen Ministers Wang-Mang, der ein Verwandter des Kaisers mütterlicherseits war, zu bemänteln. Um die Zeit, während welcher er die Vormundschaft für den erst neunjährigen Kaiser führte, recht glanzvoll zu gestalten, beredete er die südlichen Grenzvölker, ebenfalls eine Gesandtschaft an den chinesischen Hof zu entsenden, eine Gesandtschaft, die sich als aus Yüe-Schang kommend auszugeben hatte und weiße und schwarze Fasanen zum Geschenk brachte. Hierdurch dachte Wang-Mang sein Ansehen zu vermehren und dem edeln Tscheu-kung zu gleichen. Unter Kaiser Kwang-wu-ti (25—55 n. Chr.)

Digitized by Google

der östlichen Han-Dynastie finden wir Cochinchina unter dem Namen Tschiao-Tschi erwähnt. Dasselbe bemächtigte sich chinesischen Territoriums. General Ma-Kwan wurde mit einem Heere gegen Cochinchina geschickt, um die Eindringlinge zu vertreiben. Dieser Krieg wird von den chinesischen Geschichtschreibern „Revolte" genannt, obwol damals Cochinchina keineswegs im Verhältniß der Unterwerfung zu China stand. Nach der Han-Dynastie waren wieder zumeist innere Unruhen, Zersplitterung des Reiches, einmal in drei Staaten (222—263 n. Chr.), oder die zur Macht gelangten Statthalter, welche sich wie selbständige Fürsten in ihren Ländern geberdeten, die Ursache; daß die Aufmerksamkeit der Centralregierung von Eroberungen und von ihren vermeintlichen Vasallen im Süden abgelenkt wurde. Im Jahre 263 befreite der Cochinchinese Kulina auch in der That sein Vaterland von der chinesischen Herrschaft, und dieses stand seitdem unter der Regierung einheimischer, aber China tributpflichtiger Herrscher, die sich mehrere Jahrhunderte lang behaupteten. Dieses Band der Tributpflicht kann aber nur ein ungemein loses gewesen sein. Die Tzin-Dynastie (265—420) hatte allerdings das Chinesische Reich wieder unter Ein Scepter vereint; aber die unabhängigen Statthalterfürsten waren bald wieder ihre eigenen Herren und die meisten erkannten selbst nominell die Oberhoheit des Kaisers nicht an. Außerdem beanspruchte der Norden, wo To-ba-i-lu, der Häuptling eines Stammes der Hiongnu oder Hunnen, das Reich der Nord-Wei gründete, die stete Aufmerksamkeit des Kaisers. Der Tzin-Dynastie folgten rasch nacheinander fünf Regentenhäuser, die ihre Hauptstadt bereits in Nanking hatten, da die nördlichen Wei, ihnen ein mächtiger Rivale, selbst die alten Kaiserstädte Lo-Yang und später Tschang-Au zu Hauptstädten erwählt hatten. Im Jahre 618 kam die Tang-Dynastie in China zur Herrschaft. Tai-Tsong, der zweite Kaiser dieser Dynastie, konnte sich noch rühmen, daß von der jetzigen Mongolei, wohin sich damals ein Strom der Tu-kiu (Turkomanen) ergossen hatte, bis hinunter nach Annam alles „eine Familie" sei. Kriegszüge der Chinesen beschränkten die Fürsten Cochinchinas seit dem 7. Jahrhundert auf ein kleines Gebiet und stellten den größten Theil wieder unter chinesische Oberhoheit. Lange war es auch den Tang nicht gegönnt, ihre ausgebreitete Macht zu behaupten; die folgenden schwächlichen Kaiser warfen sich dem von der Taoschule verbreiteten Mysticismus in die Arme, und nicht weniger als vier Monarchen verloren ihr Leben nach dem Genuß eines Lebenselixirs. Nach den Tang waren es wieder fünf Dynastien, welche von 907—960 in China herrschten. Dieselben hatten genug zu thun, um sich selbst auf dem Thron zu erhalten; die südlichen Vasallenstaaten waren gänzlich ihrer Machtsphäre entrückt. Diesen Schwächezustand benutzend, erhob sich Cochinchina unter Li-kieng-te 1076; zwar mislang dieser Aufstand, aber Digne-Bô-Ligne, ein Häuptling aus Nghe-An, verstand den Unruhen ein Ziel zu setzen und gründete das Königreich Tonkin; seine Dynastie hatte aber keinen Bestand; denn schon sein minderjähriger Sohn ward durch den General Le-Hang verdrängt, dessen Haus in der zweiten Geschlechtsfolge erlosch und durch die Dynastie der Ly, eines Großwürdenträgers des Reiches, ersetzt ward. Sie regierte zwei Jahrhunderte, von 1010 bis 1225, und in dieser Zeit befreiten sich Tonkin 1164 sowie Cochinchina 1166 von der Herrschaft Chinas, welches nunmehr die Selbständigkeit

Digitized by Google

dieser Länder anerkannte. Die in China um jene Zeit am Ruder befindliche Dynastie der Sung (960—1278), deren Periode nicht mit Unrecht die Renaissance der classischen Literatur genannt wird, hatte auf politischem Gebiet nur Misserfolge zu verzeichnen. Ende des 12. Jahrhunderts wälzte sich endlich die große Mongolenhorde unter Temudschin, genannt Tschingis-Khan, gegen China und machte erst der Tatarenherrschaft im Norden und dann auch derjenigen der Sung im Süden ein Ende. Im Jahre 1260 kam der große Hubilieh, Marco Polo's Kublaï oder Chupilah-Khan, auf den chinesischen Thron, und unter seiner Regierung erst fand eine wirkliche Eroberung von Birma, Kambodscha und Cochinchina statt, welche alle damals die chinesische Oberhoheit wieder anerkannten. König Tschinghiven von Tonkin befreite aber sein Land von der Mongolenherrschaft 1288 durch einen großen Sieg über dieselben. Die folgende Zeit war für beide Länder meist eine Periode des Friedens, unterbrochen jedoch durch Kriege Tonkins mit China und Cochinchinas mit Kambodscha. Die Dynastie der Ly war mittlerweile jener der Trân gewichen, die bis 1402 die Macht behielt, um welche Zeit die Usurpation des Feldherrn Hoki-Ly eine blutige chinesische Intervention hervorrief.

Im Jahre 1368 war in China die mongolische der einheimischen Ming-Dynastie erlegen. Nachdem man in Annam gesehen, daß die Mongolenherrschaft völlig vernichtet sei, sendete man 1371 seinen Tribut an Tschu, den ersten Kaiser des neuen Herrscherhauses. Tai-Tsong (1403—25), welcher gewaltsam seinen Neffen entthronte und die Herrschaft des Chinesischen Reiches an sich riß, wendete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der Eroberung und Unterwerfung fremder, selbst überseeischer Länder zu. Seine Kriegsflotten scheinen Siam, Java, Sumatra, ja selbst Bengalen besucht zu haben; 1406 nahm er Gelegenheit, ein Heer gegen Annam zu senden, das fünf Jahre dort blieb und zu den schon existirenden Besitzungen noch weitere in Cochinchina hinzufügte. Nach Vollendung der Eroberung (1414) blieb Tonkin zehn Jahre lang der tyrannischen Herrschaft der Chinesen unterworfen, bis ein Führer, Namens Le-Lo'i oder Liti, seinem Lande die Selbständigkeit wieder errang und nach achtjährigem Kampfe, im December 1427, die chinesischen Armeen wieder verjagte.

Von seinen Waffengefährten zum Könige von Cochinchina ausgerufen, ward Le-Lo'i Gründer des Hauses Le, welches erst im verflossenen Jahrhundert des Thrones verlustig ward, in Tonkin aber bis zur Stunde noch zahlreiche Anhänger zu besitzen scheint. Nichtsdestoweniger verblieb Annam unter chinesischer Oberhoheit, wie aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß unter der Regierung des Kaisers Hsuan-tsong von Annam an den kaiserlichen Hof in Nanking Bericht erstattet würde, die Krone sei an das Haus Le übergegangen. Von den Kaisern Chinas hatten die annamitischen Könige jedesmal die Investitur zu empfangen und ein Huldigungstribut mußte zu bestimmten Zeiten nach China gesandt werden. Ueber diese Formalitäten ging aber das Lehns- oder Vasallenverhältniß Annams zu China niemals hinaus; in die innern Angelegenheiten des Reiches hatte sich China nicht zu mischen und hat sich auch in der That niemals eingemengt. So kräftigte sich China 1470 durch die Eroberung zweier Provinzen Tsiampas, der Landschaften Kwan-Nam und von Hue, welche es seinem Reiche dauernd einver-

Digitized by Google

leibte. Erst seit jener Zeit nahm der nördliche Theil den Namen Tonkin statt des frühern Nghe-An an. Die Schwäche der nachfolgenden Könige aus dem Hause Le ließ schon 1558 das vereinigte Cochinchina wieder der Herrschaft verschiedener, voneinander unabhängiger Regenten anheimfallen und führte die Dynastie hart an den Rand des Abgrundes, als ein einheimischer Anführer, Nguyen-Dzo, als Retter in der Noth erschien und sie wieder in ihre Würde einsetzte, freilich nicht ohne für sich selbst die Stellung eines „Schuá" zu erringen, welche man am besten mit jener der Hausmeier unter den Merovingern vergleichen kann. Er ward der eigentliche Souverän Annams. Nach seinem Tode folgte ihm in der Würde eines Schuá sein Schwiegersohn Trigne-Kiem. Sein Sohn Nguyen-Hoang, welcher 1570 zum Statthalter der über Tsiampa eroberten Provinzen ernannt worden war, erklärte sich 30 Jahre später unabhängig von der Hausmeierfamilie Trigne und rief sich selbst, zwar unter Anerkennung der nominellen Oberherrschaft der Le, zuerst zum Schuá, dann zum „Wuong", d. h. Feudalkönige, Cochinchinas aus. Dieser Fürst ist der Stammvater der heutigen Könige von Annam. Seine Nachfolger bemächtigten sich des übrigen Restes von Tsiampa, sowie des südlichen Kambodscha, d. h. jener sechs Provinzen, welche gegenwärtig die französische Colonie Niedercochinchina bilden. Die auf Tonkin beschränkten Trigne sahen natürlich nicht gleichgültigen Auges, was sie die „Rebellion" der Nguyen nannten, aber alle ihre Anstrengungen, Cochinchina sich wieder zu unterwerfen, blieben erfolglos. So gab es denn während des ganzen 17. und des größten Theiles des 18. Jahrhunderts zwei deutlich verschiedene Staaten nebeneinander: Tonkin und Annam oder Cochinchina, deren Bevölkerungen, obwol verwandten Ursprungs, durch fortwährende Kriege in heftige Feindschaft zueinander geriethen. Ueber beide herrschten freilich dem Namen nach die Fürsten aus dem Hause Le, welche aber von den Nguyen und den Trigne zu wahren Schattenkönigen herabgedrückt worden waren. Um alle diese Zustände kümmerte sich der suzeräne Hof zu Peking nicht im entferntesten. Ebenso wenig nahmen die Chinesen Notiz von den Beziehungen, welche sich zwischen ihren hinterindischen Vasallen und dem Auslande herausgebildet hatten. Handelsverbindungen, seit 1511 von den Portugiesen, nicht lange darauf von den Holländern eröffnet, machten den Europäern diese Länder und Völker bekannt und zugänglich, und frühzeitig wurden katholische Missionen in Hinterindien gegründet: in Cochinchina 1610, in Kambodscha 1615, in Tonkin 1625, in Tsiampa 1630, in Hainan 1631, in Laos 1632. Im 18. Jahrhundert wurden indeß die Handesverbindungen immer seltener und hörten endlich mit Annam und Tonkin ganz auf; auch die Missionare mußten fast stets in der Verborgenheit leben, und die wenigen Reisenden, welche in Cochinchina landeten, wurden von der despotischen Regierung bald gezwungen, sich wieder einzuschiffen.

Nach mehrern misglückten Empörungen erregten endlich 1765 drei Brüder, Namens Tay-Son und von niederer Herkunft, einen neuen Aufstand und rotteten alle drei annamitischen Regentenhäuser aus: die Le, die Nguyen und die Trigne. Letztere verschwanden für immer. Schieu-Tong, der letzte der Le, war zwei Jahre lang König unter der Regentschaft des Tay-Son-Long-Nhu'ong; 1788 flüchtete er

Digitized by Google

nach China und versuchte ein Jahr darauf vergeblich sein Reich zurückzuerobern mit Hülfe einer chinesischen Armee. Es ist dies einer der wenigen Fälle thatsächlichen Eingreifens der Chinesen in die annamitischen Angelegenheiten; das chinesische Heer, anfangs siegreich, ward aber endlich geschlagen und 1792 die Dynastie Le in den Archiven zu Peking gelöscht. Schieu-Tong starb in China ohne Nachkommenschaft; er hinterließ aber einen Bruder Hoang-Ba, welcher sich in die Gebirge an der Grenze von Kwang-si geflüchtet hatte. Dort bildete er ein kleines Heer aus treu gebliebenen Anhängern aus Tonkin und focht mehrere Jahre mit wechselndem Glück gegen die Usurpatoren Tay-Son. Dieser Hoang-Ba gilt für den Ahnherrn der verschiedenen Prätendenten aus dem Hause Le, zu deren Gunsten im laufenden Jahrhundert mehrere Erhebungen in Tonkin stattgefunden haben. Was die Nguyen betrifft, so vermochten sie sich nicht einmal in Cochinchina zu halten und mußten an den Hof von Siam flüchten. Dahin gelang es der Königin von Cochinchina mit ihrem Enkel, dem Prinzen Nguyen-Angne, sich zu retten. Dieser letzte Sprößling der cochinchinesischen Hausmeier, seit Vertreibung der Schattenkönige Le und Ausrottung der Trigne durch die Tay-Son der einzige natürliche Herrscher in beiden Ländern, in Annam und Tonkin, gerieth nun in die Hände eines Mannes, der zu den höchsten Dingen berufen war, des Monseigneur Pigneaux de Behaine, Bischofs von Adran und apostolischen Vicars für Cochinchina, der seine Erziehung leitete. Dieser Mann war Missionar, General, Diplomat, Verschwörer und Eroberer, ein Mönch und ein Conquistador in Einer Person. Nguyen-Angne, dem nur der südliche Theil des Landes verblieben, während ein Tay-Son den mittlern Theil, die Tonkinesen aber den nördlichen an sich gerissen hatten, ward von Pigneaux christlich erzogen und 1787 nach Frankreich gebracht, wo der Bischof für die königliche Familie Annams ein Schutz- und Trutzbündniß erwirkte; dafür trat Annam Bucht und Halbinsel von Turan an Frankreich ab. Seit jener Zeit datirt die Einmischung Frankreichs in die hinterindischen Angelegenheiten. Die große französische Revolution und der üble Wille des Grafen Conway, Gouverneurs von Pondichéry, verhinderten indeß die Franzosen an der praktischen Durchführung des abgeschlossenen Vertrages. Doch traten mehrere französische Offiziere in den Dienst Nguyen-Angne's, und dank ihrer Hülfe vermochte er nicht blos sein Stammreich zurückzuerobern, sondern auch Tonkin den Tay-Son zu entreißen und diese daraus zu verjagen. Diese Kämpfe dauerten von 1789 bis 1802. In Tonkin spielte sich Nguyen-Angne anfangs als den Wiederhersteller der beliebten einheimischen Dynastie der Le auf; aber die Tonkinesen sahen sich bald grausam getäuscht; denn Nguyen-Angne proclamirte sich als Herrscher des Ganzen und legte sich den Namen Gia-Long, d. h. der vom Glück Begünstigte bei; 1809 vereinigte er den größten Theil von Kambodscha mit seinem Reiche, das er durch ein großes, von den Franzosen europäisch geschultes Heer zu einem der bedeutendsten in Ostasien gemacht hatte.

Der merkwürdige Prälat Pigneaux de Behaine war schon am 9. Oct. 1799 gestorben, nachdem er die Sache seines Schützlings, in Annam wenigstens, vollständig hatte siegen sehen. Aber gerade so wie die portugiesischen Missionare in Japan ihre Gemeinden in politische Händel und Verschwörungen verwickelt, die

Digitized by Google

christliche Lehre mit einer gegen die bestehenden Obrigkeiten gerichteten Revolution gemischt und dadurch die Ausrottung der ersten Saat sowie die jahrhundertelange Absperrung Japans verschuldet haben, so mußte auch in Annam die Ausbreitung des Christenthums nach diesem Beispiel nothwendig den Argwohn aller Herrscher erregen. Der Rückschlag blieb auch nicht aus. Gia-Long, der Christenzögling, hatte zu gut die Wirksamkeit französischer Hülfe schätzen gelernt, um nicht, als er die Krone besaß, auch die Missionare zu fürchten. Er hütete sich zwar, die Bekenner der Christenlehre zu verfolgen, aber er begünstigte sie auch nicht. Das Blättchen wendete sich indeß mit Gia-Long's Tode (25. Jan. 1825). Kraft seines Testaments bestieg mit Ausschluß des legitimen Nachfolgers unter dem Namen Migne-Megne ein natürlicher Sohn Gia-Long's den Thron. Hatte schon Gia-Long es nicht versäumt, sich von China als König von Annam anerkennen zu lassen, so ließ sich Migne-Megne erst recht vom Kaiser von China bestätigen und gedachte sich mit dieser asiatischen und fremdenfeindlichen Macht auf besten Fuß zu stellen. Er verbot sogleich allen Europäern, sein Land zu betreten, und beschränkte ihren Handel mit seinem Reiche auf eine einzige Stadt. Wie sehr sich die Beziehungen zu Frankreich, dem Annams Herrscher doch zu tiefem Danke verpflichtet war, verschlechtert hatten, merkte Baron Bougainville, der im Januar 1825 auf seiner Weltumsegelung mit der Fregatte Thetis vor Turan Anker warf; denn der Hof von Hue wollte sich mit ihm in keinen Verkehr einlassen. Bougainville wagte es, einen jungen französischen Missionar ans Land zu setzen zur Verstärkung der Glaubenspropaganda, die damals überhaupt nur von zwei Geistlichen betrieben wurde. Kaum erhielt Migne-Megne von der Abfahrt der Fregatte und dem Vorgefallenen Kunde, so ließ er seinen Mandarinen die Befehle zur Aufsicht über die französischen Schiffe verschärfen (25. Febr. 1825). Kurz nachher war Prinz Ung-Hoa, der Sohn des legitimen, aber verdrängten Thronfolgers, aus dem Palast entflohen, und es verbreitete sich das Gerücht, er sei als Rebell zu den Christen geflüchtet. Eine Glaubensverfolgung war im Ausbrechen; doch gelang es den Christen, sich von dem Verdacht zu reinigen. Nichtsdestoweniger sahen sie sich seitdem härterm Druck als zuvor ausgesetzt; indeß wagte man nicht eher sie ernstlich zu verfolgen, als bis die Nachricht von der pariser Julirevolution 1830 und damit die Meinung sich in Annam verbreitet hatte, daß die Orléans sich nicht um die Missionare kümmern würden. Das Christenthum hatte hauptsächlich in Tonkin Wurzel geschlagen; aber auch die nichtchristlichen Tonkinesen trugen es schwer, von Annam regiert zu werden, und hingen, wie noch zur Stunde, an der Erinnerung ihrer einheimischen Dynastie, der Le, deren wenige Nachkommen ein verborgenes Dasein führten. Schwer drückte auch das annamitische Joch auf dem Lande; nicht blos war Hanoï zu einer einfachen Provinzialstadt herabgesunken, sondern alte Gebräuche wurden abgestellt, Fronarbeiten und Steuern vermehrt, die Einwohner auf allerlei Weise vexirt. Zwar fanden zeitweise Erhebungen statt, aber die Tonkinesen waren zu schwach, um sich der annamitischen Herrschaft zu entwinden. Sie blieben immer Gegenstand des kaiserlichen Argwohns, und als man unter ihnen einen französischen Missionar ergriff, brach eine entsetzliche Christenverfolgung aus. Was auch die ältern Geist-

Digitized by Google

lichen verschuldet haben mögen, die jüngern büßten glorreich dafür; 1833 wurde der Missionar Gageli erdrosselt, 1834 starb Pater Odorico in Ketten, 1835 wurde der Missionar Marchand mit glühenden Eisen gezwickt, 1837 der Missionar Cornay enthauptet. Im Jahre 1838 hatte die katholische Kirche den Schmerz und zugleich die hohe Erbauung, 33 Priester, darunter 4 Bischöfe und mehrere Spanier, den Tod als Blutzeugen sterben zu sehen. Aus der großen Zahl ersieht man, wie eifrig und zugleich mit welcher Kühnheit das Bekehrungswerk betrieben worden war. Im nämlichen Jahre wurde durch kaiserlichen Befehl das christliche Bekenntniß dem Hochverrath gleichgesetzt. Migne-Megne zeichnete sich zugleich durch Willkür gegen seine Unterthanen aus, indem er durch ein agrarisches Gesetz jeder Familie ein beschränktes Ackergrundstück anwies und den Rest zu Gunsten des Staatsschatzes einzog. Zu allgemeiner Freude raffte ihn der Tod schon im 50. Lebensjahre, Anfang 1841, hinweg.

Thieutri, Migne-Megne's ältester Sohn, bestieg nun den Thron. Zwei Jahre verstrichen, ohne daß neue Verfolgungsacte ergingen; die Mandarinen erkalteten in ihrem Pflichteifer und ließen, wenn ihnen ein Priester in die Hände fiel, sich bestechen. Der Grund dieser Besserung war die Schwäche des Regenten, dessen heilsame Furcht vor den Europäern infolge des Opiumkrieges der Engländer gegen die Chinesen sich noch steigerte. Missionare wurden nicht mehr hingerichtet, dafür aber in scheußlichen Kerkern gequält. Vier dieser Unglücklichen befreite Kapitän Lévèque, der mit der Corvette Héroine im Februar 1843 vor Turan ankerte und dem ein Eingeborener heimlich die Nachricht brachte, daß in Hue vier Priester eingesperrt gehalten würden. Ohne Instructionen und auf eigene Verantwortung begann der Seemann unter Drohungen ihre Auslieferung zu fordern, die auch wirklich im März erfolgte. Diese Zustände führten zur weitern Einmischung der Franzosen, welche sich der Missionare, meist Landsleute oder Spanier, energisch annahmen. Im April 1847 erschien der französische Commodore Lapierre mit der Fregatte Gloire und der Corvette Victorieuse vor Turan und forderte vom Könige von Annam die Zusicherung völliger Glaubensfreiheit. Dieses Ansinnen gründete sich auf das gleiche Zugeständniß in dem mit China abgeschlossenen Vertrage, und da Annam sich als ein chinesischer Lehnsstaat geberdete, so mußte diese Bestimmung auch dort Geltung haben.

Unser bisheriger historischer Rückblick zeigt in großen Umrissen, wie sich das Verhältniß der angeblichen Suzeränetät von China über Annam seit alten Zeiten herausgebildet hat und wie dieses Verhältniß stets nur ein ungemein loses, oft willkürliches und häufig ganz unterbrochenes war. China hatte stets geschwiegen, wenn es sich nicht stark genug fühlte, seine Ansprüche durchzusetzen. Es erhob aber nicht einmal den Anspruch, sich in die Ordnung der annamitischen Angelegenheiten mit fremden Mächten einzumengen. Wäre Annam wirklich in dem Sinne ein Lehnsstaat Chinas gewesen, wie dies gegenwärtig von dem pekinger Hofe behauptet wird, so hätte die Forderung des Commodore Lapierre als durchaus selbstverständlich von den Annamiten hingenommen werden müssen. Lapierre erhielt aber ungewöhnlich lange keine Antwort auf sein Begehren; unterdessen rüsteten die Annamiten, und die Franzosen entdeckten einen Anschlag, sie bei einem Feste, zu dem

Digitized by Google

sie geladen werden sollten, zu ermorden. Jetzt ergriff der französische Commandant energische Maßregeln zu seiner Sicherung und verlangte Genugthuung. Aber die Zahl der feindlichen Schiffe und deren Besatzung vermehrte sich fortwährend, sodaß endlich, als diese Schiffe sich trotz der Aufforderung Lapierre's nicht entfernten, dieser den Kampf eröffnete, der mit einer gänzlichen Niederlage der Annamiten endete. Fünf ihrer Fahrzeuge wurden in den Grund gebohrt; doch gestehen die Angreifer zu, daß sich ihre Gegner mit großer Bravour geschlagen haben. Die Züchtigung, welche ihm die Franzosen hatten angedeihen lassen, versetzte König Thieutri in solche Wuth, daß er in seinem Palast alles zerschlagen ließ, was fremden Ursprungs war. Nachdem er seinen Zorn an Spiegeln und Uhren abgekühlt hatte, befahl er die Ausrüstung eines neuen Geschwaders und den Guß von Riesenkanonen, starb aber am 4. Nov. 1847, bevor er noch Früchte von seinen artilleristischen Racheinstrumenten genossen hatte.

Ihm folgte sein zweiter Sohn Hoang-Nam, unter dem Namen Tuduk, d. h. tugendhafte Vergangenheit, mit Uebergehung seines ältern Bruders Hoang-Boa, gegen den der Premierminister und Schwiegervater Tuduk's glücklich intriguirt hatte. Der neue Monarch begann mit Amnestien und Gnadenacten, entließ sämmtliche Christen aus ihren Kerkern, und soll bereits nahe daran gewesen sein, ein Edict der Religionsfreiheit zu gewähren, als sich plötzlich seine Gesinnungen änderten. Der enterbte Prinz Hoang-Boa hatte nämlich die Christen für sich zu gewinnen getrachtet und sogar dem Bischof Lefèvre den Antrag gestellt, wie einst Gia-Long mit Pigneaux, so mit ihm ein gleiches religiös-politisches Bündniß zu schließen. Bischof Lefèvre gab aber die würdige Antwort, er sei nicht wie die andern Missionare nach Annam gekommen, um sich mit dynastischen Fehden zu beschäftigen, sondern nur um das Evangelium zu verkünden. Trotz dieser Vorsicht waren die Missionare doch dem Hofe sehr verdächtig geworden und es brach 1848 eine neue Christenverfolgung aus. Ein Preis von etwa 2000 Mark wurde für jede Anzeige eines Priesters ausgesetzt, und den Behörden befohlen, jeden Missionar, der ihnen in die Hände geliefert würde, augenblicklich und ohne Proceßverhandlung mit einem Stein um den Hals ins Wasser zu werfen. Tuduk beeilte sich, auch in Peking um seine Investitur nachzusuchen, als hätte ihm ohne diese etwas an seinem Range gefehlt. Es erschien denn auch bald eine chinesische Ambassade, um den Lehnsbrief zu überreichen. Beide Völker, Chinesen und Annamiten, überboten sich bei diesem Anlaß in politischen Listen, um sich Wichtigkeit beizumessen. Die gesammte Bevölkerung des Reiches wurde vier bis fünf Monat lang zum Straßenbau aufgeboten und die Marschlinie in solche Krümmungen gelegt, daß, wenn die Gesandten die Ausdehnung des Reiches nach Tagemärschen zählten, sie einen übertriebenen räumlichen Begriff nach Hause bringen sollten. Wie auf der berüchtigten Reise der Kaiserin Katharina, wurden längs der Straße von Station zu Station Paläste aufgeführt, um durch diese Decoration die chinesischen Botschafter zu blenden, und es gelang auch wirklich, die Gesandtschaft einen vollen Monat aufzuhalten, ehe sie von der Grenze aus die Hauptstadt erreichte. Die himmlischen Diplomaten ihrerseits ließen fühlen, daß sie die Herren seien, verdarben alle ihnen dargebotenen Erfrischungen, die sie nicht verzehren konnten,

Digitized by Google

schliefen aus Hochmuth auf Säcken, die sie an der Grenze hatten mit chinesischer Erde füllen lassen, und versäumten keine Gelegenheit, um ihre Verachtung gegen das huldigende Volk auszudrücken.

Hoang-Bao, der Enterbte, war Anfang 1851 aus seinem Palast oder Käfig entschlüpft, wahrscheinlich um sich nach Tonkin zu flüchten. Abermals sollten die Christen für diesen Schritt gezüchtigt werden, weil man sie im Verdacht hatte, den Prätendenten verborgen zu halten. Am 30. März jenes Jahres erschien ein Erlaß, worin sie angeklagt wurden, einen königlichen Prinzen verführt zu haben. Jeder Priester, den man ergreifen würde, sollte ersäuft, jeder Eingeborene, der ihn versteckt habe, in Stücke gehauen werden. Das erste Opfer war der Missionar Schäffler aus Nancy. Drei Streiche führte bei seiner Hinrichtung am 1. Mai der zitternde Henker und zuletzt mußte er das Haupt vom Rumpfe herunterfäbeln. Statt aber, wie es sonst der Brauch bei Hinrichtungen ist, nach dem Todesstreich auseinanderzustieben, drängte sich die Menge herbei, um das Blut des Märtyrers aufzusaugen; man raufte sich um seinen Turban, um den Strick, der ihm als Gürtel gedient hatte, und theilte seine Reliquien in tausend Stücke, unbekümmert um die Schläge der Polizei, welche der beaufsichtigende Mandarin austheilen ließ. Genau ein Jahr später, am 1. Mai 1852, fiel das Haupt Bonnard's. Diese Vorgänge bewogen Frankreich zu erneuertem Einschreiten; aber erst im September 1856 erschien Kapitän Lelieur de Ville-sur-Arce mit dem Catinat vor Turan, um ein amtliches Schreiben dem Könige zu überreichen. Als die Mandarinen die Empfangnahme verweigerten, begann der Catinat sogleich die Kanonade gegen die Strandbefestigungen und schiffte einen Theil der Mannschaft aus, welcher mit leichter Mühe die Citadelle erstürmte und 60 Geschütze vernagelte. Jetzt zeigten sich die annamitischen Behörden zu Unterhandlungen geneigt, wollten aber die Ankunft des französischen Bevollmächtigen von Montigny abwarten, der am 23. Jan. 1857 eintraf; sie suchten indeß nur Zeit zu gewinnen und setzten ihre Truppenmärsche nach Turan fort. Ein französischer Missionar, Msgr. Pellerin, der sich in einer abenteuerlichen Maske von der Hauptstadt nach den französischen Fahrzeugen geschlichen, unterrichtete seine Landsleute, daß alle Friedensversicherungen Tuduk's erheuchelt seien und er nur daran denke, seine gesammte Wehrkraft nach dem bedrohten Punkte zu werfen. Auf diese Nachricht hin verließen die französischen Schiffe am 13. Febr. 1857 die Küste: ein höchst ungeschicktes Beginnen, denn durch die Anwesenheit der Franzosen ermuthigt, hatten die Unzufriedenen in Annam die Köpfe dreist erhoben. Jetzt fühlten sie sich compromittirt und preisgegeben. Alles vereinigte sich jetzt im Haß gegen die Christen, und Tuduk, überzeugt von der Hohlheit der europäischen Drohungen, ließ das Blut in Strömen fließen, besonders nachdem ihn das Schicksal auch noch von dem drohenden Prätendententhum Hoang-Bao's befreit hatte. Letzterer hatte nämlich mit Mühe endlich ein Häuflein Verschworener zusammengebracht; aber es fand sich ein Verräther unter ihnen, und andere Geständnisse erzwang die Tortur. Der Prinz wurde ergriffen und zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, welche Großmuth Hoang-Bao damit lohnte, daß er sich in einem unbewachten Augenblick mit den Vorhängen seines Bettes erdrosselte. Obgleich auch diesmal gegen die Christen

Digitized by Google

kein Schatten eines Verdachtes aufgefunden werden konnte, so wurden doch über sie neue Qualen verhängt, und am 20. Juli 1857 fiel abermals das Haupt eines Missionars und Bischofs, des Msgr. Diaz, eines Spaniers. Gleich nach der verunglückten Demonstration des Catinat waren indeß in Tonkin theilweise Empörungen ausgebrochen, besonders in den Provinzen Nam-Digne und Hung-Yen; anfänglich siegreich, wurden sie rasch im Blute erstickt. An ihrer Spitze stand Le-Phung, das Oberhaupt des alten Dynastengeschlechts Le, welcher, ein eifriger Katholik, in der Taufe den Namen Peter erhalten hatte. Mittlerweile aber war der Bischof Pellerin in Paris eingetroffen, und seiner beredten Schilderung von der gedrückten Lage der Kirche in Annam gelang es, die Absendung eines Geschwaders dahin zu bewirken, an welchem sich auch die spanische Regierung betheiligte. Die Expedition der vereinigten Mächte erhielt, da halbe Maßregeln im Morgenlande nicht zu fruchten pflegen, den Auftrag, nicht nur die annamitische Hauptstadt Hue zu bedrohen, sondern kraft der unter Gia-Long erfolgten Abtretung von Turan von diesem Hafen dauernden Besitz zu ergreifen. Als 1858 das franco-spanische Geschwader vor Turan erschien, verbreitete sich die Nachricht mit unglaublicher Schnelligkeit nach Tonkin und erregte dort allgemeine Freude, nicht blos bei den einheimischen Christen, sondern bei der gesammten Bevölkerung, die Mandarinen ausgenommen. Und selbst unter diesen erwarteten viele mit Sehnsucht die Ankunft der Franzosen. Der Nationalgeist der Tonkinesen, ihr Haß gegen die Nguyen begann von neuem zu erwachen. Einen Augenblick hoffte man, daß die Franzosen sich nach Tonkin wenden würden; ihre Dampfcorvette Le Primauguet zeigte sich an dessen Küsten, wechselte Schüsse mit den Strandbefestigungen und bemächtigte sich auch einiger Batterien; ihr folgte das Kriegsfahrzeug Prégent, dessen Dolmetsch sich mit den Häuptern der Insurrection in Nam-Digne und Hai-Dzuong ins Einvernehmen setzte. Diese beschworen die Franzosen, ihnen ihre Hülfe zu gewähren; sie wären dann leicht im Stande, Tonkin den Mandarinen Tuduk's zu entreißen. Leider ward das Complot entdeckt; vorzeitig mußten die Tonkinesen das Banner des Aufstandes erheben; einen Monat lang hielten sie wacker Stand; dann aber, als sie an der Ankunft der Franzosen verzweifeln mußten, lösten sie ihre Banden auf. Die am meisten Compromittirten, etwa 60 an der Zahl, schlugen sich nach Turan durch. Unter ihnen befand sich Le-Phung, dem es jedoch, so sagt man, nicht gelang, bis zum Befehlshaber der franco-spanischen Expedition zu dringen.

Das Geschwader der Verbündeten unter den Befehlen des Admirals Rigault de Genouilly war Ende August 1858 vor Turan erschienen, forderte es am 31. zur Uebergabe auf und ließ die Befestigungen am 1. Sept. stürmen. Die Alliirten besaßen zwar nun die Stadt Turan, fanden aber daß sie nur ein großes Dorf sei. Diesen Platz galt es zunächst zu befestigen, was in Ermangelung anderer Arbeiter von Soldaten und Matrosen geschehen mußte. Unter den Tropen soll sich aber der Europäer vor jeder Anstrengung hüten. Gar traurig begann für die Alliirten das Jahr 1859. Trotz wiederholter Forderungen des Admirals fehlte es den Eroberern am Nöthigsten; die Truppen, schlecht genährt und schlecht verpflegt, starben wie die Fliegen am Fieber, an trockenen Koliken, Durchfällen,

Digitized by Google

Typhus und Cholera. Endlich im Frühjahr, um den Soldaten Beschäftigung zu geben und sie aus ihrer drückenden Lage aufzurütteln, wurde ein Streich gegen die wichtige Stadt Saigon im annamitischen Kambodscha beschlossen. Diese Stadt galt für so fest wie Hue selbst, aber die französische Artillerie zu Schiff und zu Land wurde der Annamiten Meister, und am 8. Febr. 1859 wehte die dreifarbige Fahne von der Citadelle Saigons. Admiral Rigault hätte gern von Saigon aus seine Eroberungen im Süden Annams verfolgt, aber seine Vorschriften lauteten auf Fortsetzung der Operationen gegen das im Centrum des Reiches gelegene Hue, obgleich seine Kräfte hierzu viel zu schwach waren; drei Fahrzeuge, die im Frühjahr 1859 eintrafen, brachten ihm nur geringe Verstärkungen und gar keine Lebensmittel. Im Sommer 1859, namentlich im Juni, wurde die Lage der Franzosen sehr kritisch. Furchtbare Seuchen wütheten und die Sterblichkeit erreichte eine drohende Höhe. Da ihm zu einem Feldzuge gegen die Hauptstadt Feld- und Belagerungsgeschütze fehlten, seine Kräfte zwischen Turan und Saigon getheilt waren, er letzteres aber um keinen Preis aufgeben wollte, bat der Admiral, im Bewußtsein, den pariser Anordnungen nicht genügen zu können, um seine Rückberufung und verließ am 1. Nov. 1859 die Expedition. In Paris gelang es ihm, die Regierung zu überzeugen, daß es besser sei, Turan aufzugeben und die Eroberung von Kambodscha fortzusetzen, und Verhaltungsmaßregeln in diesem Sinne gingen an Rigault's Nachfolger, Admiral Page, ab, welcher demgemäß im März 1860 Annam vollständig räumte. Den Annamiten wuchs nicht wenig der Muth beim Abzug der Franzosen, und sie verdoppelten nunmehr ihre Angriffe gegen die schwache Garnison in Saigon, welches sie jedoch den Eroberern nicht mehr zu entreißen vermochten. Diese konnten freilich erst im Februar 1861 wieder zum Angriff übergehen; am 23. und 24. Febr. erstürmten sie Quinhoa und am 14. April ergab sich ihnen die Citadelle von Mytho, der Schlüssel des Mekhongstrombeltas. Die Regenzeit des Jahres 1861 wurde wie gewöhnlich in Ruhe verbracht, allein im December gingen die Franzosen neuerdings, diesmal gegen Bienhoa vor und jagten abermals die annamitische Armee in die Flucht, welche sich Saigon wieder genähert hatte.

Mittlerweile war Mitte August 1861 ein neuer Aufstand in Tonkin gegen die Annamiten ausgebrochen. Le-Phung stand wieder an der Spitze. Mit nur fünf Christen und etwa sechzig heidnischen Emigrirten war er zurückgekehrt. Der Enthusiasmus des Volkes beim Anblick des Sprößlings seiner Könige kannte keine Grenze. Im April 1862, nach achtmonatlichen Kämpfen, in welchen Le-Phung aus 15—20 Gefechten und Schlachten als Sieger hervorgegangen war, bemächtigte er sich der Flotte Tuduk's und herrschte im ganzen östlichen Tonkin bis nach Hai-Dzuong. Aber auch in der Provinz Bac-Nigne erhoben sich Volk und Militär zu seinen Gunsten und schlugen die gegen sie gesandten annamitischen Truppen zurück. Da übertrug Tuduk den Oberbefehl seinem Schwiegervater Nguyen-Digne-Tan, aber auch dieser kehrte schmählich geschlagen nach der Hauptstadt zurück, wo er seinen Groll im Blute von 10000 Christen erstickte. Gleich nach seinen ersten Erfolgen hatte Le-Phung Botschafter nach Saigon gesandt und dem Obersten

Digitized by Google

Palanca, den Commandanten der spanischen Truppen, geschrieben, um von den Verbündeten eine Demonstration zu seinen Gunsten zu erbitten: die Gegenwart einiger Kanonenboote in den tonkinesischen Gewässern hätte eine allgemeine Erhebung gegen die annamitische Herrschaft zur Folge gehabt. Dagegen versprach Le-Phung das Protectorat Frankreichs anzunehmen. Trotz des günstigen Gutachtens des Obersten Palanca glaubte aber Contreadmiral Bonard, welcher jetzt die Expedition befehligte, diesem Ansinnen nicht entsprechen zu sollen.

Unter dem Drucke aller dieser Ereignisse entschloß sich endlich König Tuduk zu Friedensverhandlungen mit den Franzosen, die am 5. Juni 1862 zum Vertrage von Saigon führten, wonach die drei Provinzen Saigon, Bienhoa und Mytho an Frankreich zu völligem Eigenthum abgetreten und in Tonkin drei Häfen dem europäischen Handel eröffnet wurden. König Tuduk sollte nicht mehr Truppen halten dürfen, als von der französischen Regierung bewilligt würden; die katholische Religion sollte ungestört ausgeübt werden dürfen. Doch erst nachdem von den Waffen nochmals Gebrauch gemacht worden war, erfolgte am 14. April 1863 die Ratificirung dieses Vertrages durch Tuduk. Letzterer hatte ohnehin einen schweren Stand gegen die Rebellion in Tonkin; jetzt konnte er seine ganzen Kräfte dahin wenden und entbot gegen Le-Phung, in dessen Lager Zwietracht herrschte, seinen besten Feldherrn, Nguyen-Tri-Phuong, welcher allen zur Ordnung Zurückkehrenden vollständige Amnestie versprach. Le-Phung belagerte damals die Stadt Hai-Dzuong, mußte aber die Belagerung aufheben und sich mit wenigen Getreuen in die nördlichen Gebirge flüchten, wo er sich indeß der Provinzen Thai-Nguyen und Tuyen-kwan bemächtigte. Ein heftiger Sturm zerstörte endlich im September 1863 den größten Theil seiner Flotte; als aber die Annamiten meinten, der Ueberbleibsel derselben leichten Kaufes Herr werden zu können, erlitten sie eine entsetzliche Niederlage, verloren 2000 Mann und ließen 80 Dschonken nebst einer großen Menge von Waffen, Munition und Lebensmittel in den Händen des Siegers. Nun stieg Le-Phung wieder in die östlichen Provinzen Tonkins herab. Am 28. Febr. 1864 gewann er eine bedeutende Schlacht und nahm einen der berühmtesten annamitischen Generale gefangen. Auch am 6. Mai blieb er siegreich, aber das nunmehr nach Ruhe lechzende Volk hatte seinen Enthusiasmus für die Sache der Befreiung allmählich erkalten lassen, und durch Nguyen-Tri-Phuong ward er endlich besiegt. Zwar vermochte er sich noch über ein Jahr lang zu halten; als er aber endlich beschloß, den Krieg in das Herz von Annam selbst zu tragen und Hue anzugreifen, zerstörte wiederum ein Sturm sein Geschwader; er ward an die Küste der Provinz Kwan-Bigne geworfen, konnte sich dort aber nur einige Tage verbergen. Ergriffen und nach Hue gebracht, ward er dort zur Strafe des „Lang-tri" verurtheilt. Man schnitt ihm die Glieder ab, riß ihm die Eingeweide aus und schlug ihm schließlich den Kopf ab.

Kaum war indeß der Aufstand in Tonkin erloschen, als ein neues Unglück über dies heimgesuchte Land hereinbrach. Im Jahre 1865 bewältigten nämlich die Chinesen in den benachbarten Provinzen Kwang-si und Kwang-tong die Rebellion, welche seit 1849 dort herrschte. Einer der bedeutendsten Rebellenhäuptlinge, Ua-

Digitized by Google

Tsong, hatte das Glück zu entkommen und überschwemmte nunmehr Tonkin mit einer Bande von 3—4000 Mann. Er durchzog den ganzen nordöstlichen Theil des Landes bis zum Rothen Flusse und lagerte länger denn ein Jahr auf dem linken Ufer des Stromes gegenüber von Hanoï, starb aber 1866. Seine zwei Lieutenants, Lieu-yuen-fu und Hoang-tson-in, genöthigt, nach dem Tode des Chefs vor den zu ihrer Verfolgung ausgesandten chinesischen Truppen zu fliehen, zogen sich stromaufwärts zu den dortigen unabhängigen Wilden zurück und ließen sich in den Wäldern nieder. Bald belagerten und nahmen sie die von den Chinesen gehaltene Grenzstadt Lao-kaï; dies geschah Ende 1868. Lieu-yuen-fu, der Chef der „Schwarzflaggen", wie sich die Banden nannten, behielt Lao-kaï, Hoang-tson-in, Chef der „Gelbflaggen", wählte den Ort Ho-yang zu seiner Residenz. Die Gelbflaggen trachteten in ihrem neuen Vaterlande gutes Einvernehmen mit den Bergbewohnern zu unterhalten, und schützten sie gegen die Plünderungen der Räuber, hofften auch im stillen auf dereinstige Begnadigung und Rückkehr nach China. Die Schwarzflaggen dagegen waren bald berüchtigt durch ihre Verheerungen, und nahmen alles Gesindel, Banditen und Seeräuber in ihre Reihen auf. Dadurch geriethen Schwarz- und Gelbflaggen bald untereinander in Feindschaft, die selbst zu offenem Kampfe überging. Die Ohnmacht der annamitischen Regierung gegen diese chinesischen Rebellen und Freibeuterbanden erfüllte nun die Anhänger der Le-Dynastie mit neuen Hoffnungen. Schon Anfang 1870 bildete sich in den Bergen von Dong-Trien eine kleine, meist aus Chinesen bestehende Bande, die aber blos drei bis vier Monate das Feld hielt; Ende 1871 entstand aber in den östlichen Theilen des Landes eine neue große Bewegung, deren Haupt seltsamerweise ein Annamite selbst war, Namens Te. Er gab sich nicht für einen Prätendenten, sondern blos für dessen Vorläufer aus, war tapfer und großmüthig, schonte auch die Missionare und die Christen, obwol sein Heer aus lauter Heiden bestand. Nach wenigen Monaten war Te Herr des größten Theils der Provinzen Kwan-Yen und Hai-Dzuong, fiel aber im März 1872 durch eine Kugel bei Nam-Sach und mit ihm sank auch die Seele der Erhebung dahin. Nach seinem Tode hatten die annamitischen Mandarine sehr bald das Heer und die Flotte zerstreut, die ihnen so viel Schreck eingeflößt hatten.

Auch im Süden des Reiches war es nicht ruhig geblieben. Die Annamiten vermochten den Verlust der drei kambodschanischen Provinzen nicht zu verwinden und zettelten im nunmehrigen französischen Niedercochinchina Empörungen an. Dadurch sahen sich die Franzosen 1867 abermals genöthigt, mit den Waffen einzuschreiten und drei neue Provinzen den Annamiten abzunehmen. Seither hat sich ihr Einfluß im östlichen Hinterindien zu einer förmlichen Herrschaft erweitert; dies hätte aber in noch weit höherm Maße der Fall sein können, wenn die französischen Staatsmänner und das französische Volk es verständen, eine zielbewußte Colonialpolitik zu treiben. In Frankreich ist kein Mangel an Einzelnen, welche der Nation die Möglichkeit eröffnen, neue Pfade zu betreten und in fernen Ländern eine gebietende Stellung sich zu erobern. Wenn es dann aber gilt, das von Einzelnen Errungene zu behaupten, auszubeuten oder gar die Consequenzen daraus zu ziehen, werden Volk und Regierung zaghaft und geben lieber das Genommene freiwillig

Digitized by Google

UNIVERSITY CALIFORNIA

auf, ehe sie Weiteres in die Schanze schlagen. Das ängstliche Abwägen, ob der in Aussicht gestellte Gewinn wol auch die zu bringenden Opfer werth sei, war aber stets noch das richtige Mittel, um alles zu verlieren. Was also bisher geschehen, ist gewissermaßen trotz der französischen Kleinmüthigkeit und Engherzigkeit geschehen; es ist geschehen kraft des natürlichen unaufhaltsamen Ganges der Ereignisse. Das Opfer derselben ist naturgemäß das Reich Annam, dessen Selbständigkeit mit den ungewollten Zielen der Franzosen ebenso unvereinbar ist, wie die der indischen Fürsten mit den sehr deutlich bewußten Zielen der Briten. Wol sah König Tuduk die Zerstückelung seines Reiches, das Sinken seiner Macht voraus, allein zu spät. Wol sandte er 1871 eine neue Gesandtschaft mit Tribut nach China, in der Hoffnung, daß sein mächtiger Lehnsherr ihm Schutz gewähren werde, allein vergeblich. China war damals nicht im Stande, etwas zu Gunsten von Annam zu thun.

So mußte Tuduk die Erschließung des nach Yün-nan führenden Rothen Flusses in Tonkin geschehen lassen, in jenem Tonkin, welches die annamitische Regierung in Vergessenheit zu begraben und vor der spürsamen Neugierde der Europäer zu schützen wünschte. Seitdem nämlich die Franzosen in Niedercochinchina festen Fuß gefaßt hatten, operirten sie in handelspolitischer Hinsicht mit wirklich staunenswerthem Geschick und verabsäumten nichts, um den Verkehr im südlichen Hinterindien an sich zu ziehen. Zugleich waren sie bestrebt, den Süden Chinas, d. h. die reichen Provinzen von Yün-nan, Kwei-tschou und Kwang-si dem europäischen Handel zu erschließen und einen dafür tauglichen Ueberlandweg ausfindig zu machen. Man dachte natürlich in erster Linie an den gewaltigen Mekhongstrom, dessen riesiges Delta wol zur Meinung verlocken konnte, daß hier eine weit in das Innere des Continents hinaufführende fahrbare Wasserstraße ausmünde. Sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ward in den Jahren 1866—68 die großartige Mekhongexpedition unter Leitung des Schiffskapitäns Baron Doudart de Lagrée ausgerüstet, der leider bei derselben seinen Tod fand. Die Führung übernahm dann der Lieutenant Francis Garnier, dem es in der That gelang, in das südliche China einzudringen, den Yang-tse-kiang zu erreichen und mit den übrigen Mitgliedern der Expedition diesen Strom bis zu seiner Mündung hinabzusegeln. Für die Geographie Hinterindiens bleibt diese Expedition ein geradezu epochemachendes Ereigniß, indem sie früher von Europäern nie gesehene Landschaften und Völker berührte; in ökonomischer Hinsicht aber ergab sich, daß der Mekhong allerdings in das südchinesische Hochland hineinführe, jedoch wegen seiner unzähligen, höchst gefährlichen Stromschnellen niemals eine brauchbare Wasserstraße werden könne. Dieser Miserfolg entmuthigte die Franzosen keineswegs. Die Colonialbehörden in Saigon fuhren fort, der einmal angeregten Frage unausgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und lenkten ihre Blicke auf Tonkin. Eins der Mitglieder der Mekhongexpedition, der Lieutenant Louis de Carné, hatte nämlich schon bei seiner Rückkehr die Vermuthung ausgesprochen, daß die gesuchte Wasserstraße vielleicht in dem Rothen Fluß zu finden sei. Dieser entspringt, wie wir wissen, gleichfalls in Yün-nan und nimmt dann ziemlich genau südöstlichen Lauf, um sich im Meerbusen

Digitized by Google

von Tonkin in die See zu ergießen. Doch führte dieser Strom durch Tonkin, welches damals völlig unbekannt, in des Wortes vollster Bedeutung eine terra incognita war. Die pariser Geographische Gesellschaft sandte daher den Schiffslieutenant Delaporte, gleichfalls ein früheres Mitglied der Mekhongexpedition, zur Erforschung Tonkins aus. Während nun dieser den Versuch machte, den Rothen Fluß soweit als möglich zu verfolgen, ward das Problem in unerwarteter Weise durch einen französischen Kaufmann, Jean Dupuis, gelöst, welcher schon seit 1859 in China lebte und längst die Erforschung des Rothen Flusses ins Auge gefaßt hatte. Doch führte er sein Project erst aus, nachdem die Ergebnisse der Mekhongexpedition bekannt geworden waren. Sich der Würde eines Mandarinen mit rothem Knopfe, also etwa des Ranges eines Brigadegenerals erfreuend, ausgestattet mit einer genauen Kenntniß des chinesischen Volkes und seiner schwierigen Sprache, im Besitz endlich zahlreicher, freundschaftlicher Beziehungen zu andern Würdenträgern des Himmlischen Reiches, konnte Dupuis bei seiner Ankunft in Yün-nan den dortigen Mandarinen leicht begreiflich machen, welchen Nutzen ihr Land aus der Erschließung einer Handelsroute, wie der Rothe Fluß sie bietet, ziehen müßte. Er erhielt auch in der That sogar eine militärische Escorte zu seinem Schutze und verfolgte den Strom bis an die annamitische Grenze. Als er nach Yün-nan zurückgekehrt war, zeigten sich die Mandarinen sehr beflissen, ihm zur Eröffnung der gesuchten Wasserstraße behülflich zu sein, und statteten ihn mit den gehörigen Vollmachten aus, um eine eigene Expedition zu organisiren. Zuvor aber begab er sich nach Frankreich, um die Unterstützung seines Vaterlandes für seine Pläne zu gewinnen, die ihm indeß nur sehr schwach in Aussicht gestellt wurde. Die republikanische Regierung versprach zwar, für ihn officiös nach Kräften wirken zu wollen, verpflichtete sich aber zu nichts und ließ ihn Kosten und Risico der Expedition allein tragen.

Am 15. Mai 1872 landete Dupuis in Saigon und erreichte am 8. Nov. Hai-Phong am Delta des Rothen Flusses; diesen Strom schiffte er hinauf und erschien am 22. Dec. 1872 in der tonkinesischen Hauptstadt Hanoï, zum großen Schrecken der dortigen annamitischen Behörden, welche dem unternehmenden Franzosen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchten. Die Haltung des Volkes Dupuis gegenüber war dagegen eine sehr wohlwollende, und ihr verdankt er hauptsächlich, daß die gegen ihn ergriffenen Maßregeln fruchtlos blieben. So konnte er das Gros der Expedition unter den Befehlen eines Landsmannes in Hanoï zurücklassen und sich selbst der weitern Erforschung des Rothen Flusses widmen. Am 16. März 1873 erreichte er endlich die Stadt Yün-nan-sen in Yün-nan, wo der chinesische Marschall Mà dem Forscher ein Corps von 10000 Mann anbot, mit welchem er ganz Tonkin hätte erobern können. Dann wäre aber Tonkin chinesisch geworden, und Dupuis hatte vor allem das Interesse seines Vaterlandes im Auge; er begnügte sich also, eine Escorte von 150 Mann nach Hanoï wieder mitzunehmen, wo die Annamiten zu allerlei Feindseligkeiten gegen den zurückgebliebenen Theil der Expedition geschritten waren. Die Fahrten Dupuis' waren nämlich gar nicht nach dem Geschmack der annamitischen Regierung, zumal sie wiederum eine, diesmal von den Chinesen begünstigte Empörung in Tonkin zu

Digitized by Google

bekämpfen hatte. Die Insurgenten hatten natürlich die Allianz mit Dupuis nachgesucht, dieser aber geantwortet, daß er sich mit Handel und nicht mit Politik befasse. Die annamitische Regierung beschuldigte indeß — ob mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht — Dupuis, den Rebellen Waffen verkauft und Zinn abgekauft zu haben, und sandte deshalb eine Gesandtschaft nach Saigon, um von den Franzosen die Vertreibung Dupuis' aus den Gewässern des Rothen Flusses zu erwirken. Admiral Dupré, der Gouverneur von Niedercochinchina, entsandte nun den eben damals in Saigon befindlichen Lieutenaut Francis Garnier mit 25 Soldaten, um die Angelegenheiten mit Dupuis zu ordnen, zugleich aber auch über die genaue Durchführung der von Annam eingegangenen Vertragsverbindlichkeiten zu wachen. Garnier ging in der That in der Begleitung des Schiffsfähnrichs Balny und mit den Kanonenbooten Scorpion und Espingole nach Tonkin, fand aber dort nicht die geringste Unterstützung bei den Behörden; im Lande selbst lagen die beiden Banden der Schwarz- und Gelbflaggen miteinander im Streite. Garnier sah sich daher genöthigt, mit bewaffneter Macht einzuschreiten, wobei er mit Häuflein, die oft nicht mehr als ein oder zwei Dutzend Mann zählten, ganze Festungen mit Besatzungen von 1000 Mann und darüber eroberte. So unterwarf er sich in kurzer Zeit die wichtigsten Plätze: Bac-Nigne, Hai-Dzuong, Fuly, Kesso oder Sokien, Nigne-Bigne, Nam-Digne und Hanoï, dessen starke Citadelle er am 20. Dec. 1873 durch einen Handstreich einnahm, bei welchem ihm Dupuis mit seinen Leuten und 60 Marinesoldaten Hülfe leisteten. Am folgenden Tage aber fielen bei der benachbarten Districtsstadt Son-Tay Garnier, Balny und drei Soldaten unter den Streichen der Schwarzflaggen. Sogar Hernan Cortez kann sich mit diesen jungen Offizieren der französischen Marine nicht messen, die im Verlaufe von wenigen Monaten und mit kaum 200 Mann ein ganzes Land, zweimal so groß wie Belgien und von vielen Millionen Menschen bevölkert, eroberten, Festungen erstürmten, die nach Tausenden zählenden Heerhaufen der Mandarinen zersprengten und die Civilverwaltung an sich rissen. Dies war freilich nur in einem Lande möglich, wo die Franzosen von der einheimischen Bevölkerung als Befreier aufgenommen wurden und sie Krieg zu führen hatten blos gegen die Unterdrücker dieser Bevölkerung. In der That strömten auf seinen Aufruf Garnier mehr denn 20000 Freiwillige, lauter Heiden zu, ja die Leute eilten unter seine Fahne selbst aus Provinzen, welche die Franzosen noch gar nicht betreten hatten. In jenen Tagen wäre die Einsetzung eines Königs aus dem Hause Le von den Tonkinesen mit unsäglichem Enthusiasmus begrüßt worden; leider aber gestatteten Lieutenant Garnier seine Instructionen nicht, solchen weitgehenden Wünschen der Bevölkerung entgegenzukommen.

Wie benahm sich nun die Republik angesichts dieser enormen Leistungen ihrer Söhne? Mit Garnier's Tode betrat die französische Politik durchaus andere Gleise. Sie lohnte dem wackern Dupuis mit schnödem Undank, sie entsandte in der Person des Schiffslieutenants Philastre einen officiellen Gesandten, welcher, ein ungeheuchelter Freund und Bewunderer der annamitischen Cultur, die Vorgänge in Tonkin mit den Augen eines annamitischen Mandarinen beurtheilte und damit

Digitized by Google

begann, daß er Dupuis sich aus Tonkin zurückzuziehen befahl und seine Expedition in Hai-Phong internirte. Die Ernennung Philastre's zum Gesandten hieß wahrlich den Bock zum Gärtner machen und vernichtete mit Einem Schlage alle Errungenschaften. Dank einer unglaublich kurzsichtigen Politik zogen die Franzosen — Offiziere und Soldaten nur schweren Herzens — auf den freiwilligen Befehl ihrer Regierung aus Tonkin wieder ab, wo einige der von den Franzosen früher angestellten Beamten, wenigstens die am meisten Compromittirten, sogleich die Fahne des Aufruhrs erhoben. Rasch hatten sie um sich einen großen Theil der Freiwilligen aus den Provinzen Nigne-Bigne und Nam-Digne versammelt und trugen den Oberbefehl über dieses starke Heer dem frühern Commandanten von Nigne-Bigne, Hautefeuille, an, welcher aber in seiner Eigenschaft als französischer Offizier ablehnen mußte. In seinen Hoffnungen getäuscht, zerstreute sich darauf zum größten Theil das Heer, nur zwei alte Häuptlinge zogen nach der Vendée Tonkins, der Provinz Hai-Dzuong, wo sie in den Bergen wieder neue Scharen um sich versammelten, darunter viele, welche unter dem unglücklichen Le-Phung gefochten hatten. Zugleich verbanden sie sich mit einer Bande chinesischer Piraten, welche sich stets durch ihre Anhänglichkeit an die Sache der Le hervorgethan und das Mündungsdelta des Rothen Flusses unsicher machten. Diese Ngu-Bigne, wie sie sich nannten, waren der Schrecken der annamitischen Mandarinen. Die Insurrection griff immer weiter um sich, Hai-Dzuong war auf das äußerste bedroht und Tonkin galt für Annam schon als halb verloren, als die Franzosen selbst die Hände dazu bieten mußten, den Annamiten das verlorene Terrain zurückzugewinnen. Philastre, der Unglücksmann, hatte nämlich am 15. März 1874 zu Saigon einen neuen Vertrag mit dem Hofe von Hue zu Stande gebracht, welcher am 4. Aug. auch von den klugen Politikern an der Seine, den französischen Kammern, ratificirt wurde. Derselbe stipulirte zwar die Eröffnung der drei Häfen Hanoï und Hai-Phong in Tonkin sowie Quinhone in Annam; Freiheit für die Europäer, sich dort niederzulassen unter dem Schutze eines französischen Consuls und einer Garnison von je 100 Mann; freie Ausübung des katholischen Cultus und Verbot für Annam, sich bei Rebellionen oder innern Aufständen an eine andere Macht als an Frankreich um Beistand zu wenden. Mit Hinweis auf diesen Paragraphen drangen aber die annamitischen Mandarinen auf das bewaffnete Einschreiten der Franzosen gegen die Aufständischen in Tonkin, und in der That mußte die französische Garnison von Hai-Phong sich dazu hergeben, die Insurgenten zu zerstreuen, welche sich auch im November 1874 in die unzugänglichen Berge der Bai von Cat-Ba zurückzogen. Nach dem Vertrage von 1874 erließ aber Frankreich noch Annam seine Restschuld von $5^1/_2$ Mill. Frs., wogegen Annam 1 Mill. Piaster als Kriegsentschädigung an Spanien für dessen Betheiligung an der Expedition von 1859 zu zahlen habe; ferner versah Frankreich den König Tuduk mit 5 Kriegsdampfern, 100 Geschützen und 1000 Flinten sammt der dazugehörigen Munition. Diese letztern Artikel des Philastre'schen Vertrages sind geradezu unerhört und schmählich. War derselbe auch anscheinend nicht ungünstig, weil Annam darin das Protectorat Frankreichs anerkannte und auch in seinen auswärtigen Beziehungen ganz von Frankreich abhängig wurde, so blieb der Gewinn doch gering im Vergleich zu dem, was sich hätte erringen lassen,

Digitized by Google

wenn die französische Regierung dem Pfade der Dupuis und Garnier treu geblieben wäre. Annam mußte sich 1874 eben jede Bedingung gefallen lassen, die ihm auferlegt worden wäre. Dies hat man verabsäumt und sich mit einem Vertrage begnügt, der obendrein völlig todter Buchstabe geblieben ist.

Nicht besser erging es einem Handelsvertrage, der am 31. Aug. 1875 abgeschlossen wurde. Der Hof von Hue unterschrieb alles mit dem festen Willen, gar nichts zu halten. Europäische Niederlassungen wurden allerdings in den drei Vertragsplätzen sehr gegen den Willen der böswilligen annamitischen Regierung errichtet; aber die Seeräuber machten allen Verkehr fast unmöglich. Frankreich, empört über diesen Stand der Dinge, drang auf Sicherheitsmaßregeln und gerieth in neue Reibungen mit Annam, die nicht vermindert wurden, als 1879 in Tonkin neue Verwickelungen eintraten. Ein früherer chinesischer General Le-Yang-Tsaï, angeblich ein Nachkömmling des alten einheimischen Fürstengeschlechts der Le, brach an der Spitze eines Heeres von 10000 Mann in die tonkinesischen Districte von Ling-Schang und Sching-Schu ein. Die Annamiten, welche sich nicht kräftig genug fühlten, den Aufruhr niederzuwerfen, wandten sich diesmal um Hülfe nach Peking statt an Frankreich, wie die Clausel des 1874er Vertrages erheischte, und China sandte wirklich in der That den Statthalter der Provinz Kwang-si mit einer Armee nach Tonkin, welcher die Rebellen mehr durch diplomatische Künste und verlockende Anbote als durch Waffengewalt zur Unterwerfung bewog. So ward die Situation immer gespannter und im Mai 1882 sahen sich die Franzosen in Hanoï genöthigt, die dortige Citadelle zu bombardiren, weil die Mandarinen zu augenfällig die Piraten auf dem obern Rothen Flusse begünstigten. Infolge dieser Demonstration expedirte der Gouverneur Niedercochinchinas aus Saigon 7 Kriegsschiffe mit 650 Mann Bemannung und mit 20 Geschützen bestückt nach Tonkin. Diese Schiffe hatten ein halbes Marine-Infanteriebataillon und eine Abtheilung cochinchinesischer Tirailleure nebst der nöthigen Feldartillerie an Bord. Unverzüglich ward nach Hanoï und Hai-Phong Garnison gelegt, der Hauptzweck der Expedition ging aber dahin, den obern Rothen Fluß von den dort ihr Unwesen treibenden Schwarzflaggen zu befreien und Lao-kai an der chinesischen Grenze zu befestigen, um daraus ein Depot für den Transithandel nach Yün-nan zu machen. Die Annamiten, Herrscher wie Regierung, legten natürlich den Franzosen gegenüber übelwollende, fast feindliche Gesinnungen an den Tag und ließen durch chinesische Truppen geräuschlos die wichtigsten Plätze Tonkins besetzen; doch zogen diese sich später wieder zurück infolge eines Abkommens, welches Bourée, der französische Gesandte in Peking, mit der dortigen Regierung traf. Weit gefährlicher als die Chinesen waren übrigens die Schwarzflaggen, unter welchen es seit der Unterdrückung der mohammedanischen Rebellion in Yün-nan, 1875, auch von moslemitischen Chinesen wimmelte, welche unter den Parteigängern der fremden und den sehr zahlreichen einheimischen Christen in Tonkin grausenerregende Metzeleien anrichteten. Ganz Tonkin befand sich damals und befindet sich auch jetzt nicht in den Händen der Annamiten, sondern in jenen dieser wilden, unsteten und kriegerischen chinesischen Freibeuter, welche freilich in dem nicht ungegründeten Verdacht stehen, diesmal die Geschäfte der annamitischen Mandarinen zu besorgen. Letztere, durch die Ende Februar 1883

Digitized by Google

erfolgte Ankunft des Verstärkungen bringenden französischen Kriegsschiffes Carrège erschreckt, versuchten nun den Trali, einen Mündungsarm des Rothen Flusses, zu sperren. Ihre Widerstandsvorbereitungen wurden aber zerstört, und der französische Commandant Rivière nahm am 27. März 1883 die am Trali gelegene Stadt Nam-Digne, ohne auf ernstliche Schwierigkeiten zu stoßen. Die Furcht vor den Kanonenbooten genügte, um die Mandarinen zu veranlassen, ihm das Schicksal des Hauptortes einer Provinz von 2 Mill. Köpfen zu übergeben. Rivière machte dort große Beute: es fanden sich unter anderm für 100000 Frs. Reis und Blei, dann 98 Kanonen, darunter viele von denen, welche Frankreich 1875 vertragsmäßig an Annam überlassen hatte. Das war eine Wiederholung jener kühnen Handstreiche, von welchen der Feldzug von 1873 zahlreiche Beispiele geliefert, und welche sich durch die numerische Schwäche, Desorganisation und schlechte Bewaffnung der annamitischen Truppen ebenso sehr erklären, als durch die Abneigung, ja den Haß der Tonkinesen gegen die Regierung von Hue, deren Joch sie erdrückt, deren Mandarinen sie mishandeln und aussaugen. Am 2. April kehrte Rivière nach Hanoï zurück, wo mittlerweile die Franzosen einen Angriff der Annamiten abgeschlagen hatten. Im Mai erhielt er aber eine Herausforderung Lu'u-Vigne-Phuoc's, des Befehlshabers der Schwarzflaggen, des nämlichen, welcher seinerzeit auch Francis Garnier herausgefordert und in einen Hinterhalt gelockt hatte. Rivière entschloß sich demnach zu einem Ausfall aus der stark befestigten Citadelle von Hanoï mit 400 Mann und einer Abtheilung der von den Schiffen gestellten Compagnie. Sein Angriff erfolgte auf einem engen, zu beiden Seiten mit Bambusgesträuch besetzten Wege, an derselben Stelle, wo am 21. Dec. 1873 Garnier gefallen war. Der Feind schoß auf 50 Meter Entfernung und in sicherer Deckung. Major Rivière ließ zum Rückzug blasen und wurde getödtet, als er die Geschütze der Bergartillerie, die der Colonne voranfuhren, retten wollte. Getödtet wurden außerdem der Bataillonschef Berthe de Villiers, 3 Offiziere nebst 29 Soldaten und Matrosen, verwundet 7 Offiziere nebst 100 Soldaten und Matrosen. Die letztern wurden alle eingebracht, die Todten aber auf dem Schlachtfelde gelassen. Infolge dieses unglücklichen Gefechtes kehrten die Truppen in geordnetem Rückzuge unter den Befehlen des Schiffslieutenants Marolle wieder in ihre Stellungen zurück. Die Citadelle von Hanoï hielt Fregattenkapitän Morel-Beaulieu besetzt. Rivière wurde also nicht, wie man mitunter liest, getödtet von Leuten, die ihr Vaterland vertheidigten, nicht von den Tonkinesen, nicht einmal von den Annamiten, sondern wiederum war es die fremde Freibeuterschar der Schwarzflaggen, welche Frankreich die erlittene Niederlage bereitete.

Digitized by Google

Der Mord und seine Bestrafung.

Ein criminalistischer Essay.

Es gibt nicht nur physische, sondern auch moralische Epidemien; es gibt Zeiten, in denen das Verbrechen gleichsam in der Luft liegt und in kurzen Zwischenräumen, oft gleichzeitig, bald hier, bald da in die Erscheinung tritt. So war es in dem trüben, traurigen Attentatsjahre 1878, und ähnlich war es in der jüngstvergangenen Zeit. Fast jeder Tag brachte neue Hiobsposten von Mordanfällen und Dynamitattentaten. An diesen Greueln, mit denen sich die Menschheit heutzutage noch befleckt, hat der Glaube, daß das Zeitalter der Humanität bereits angebrochen sei, elend Schiffbruch gelitten. Ein tiefes Unbehagen, eine Beschämung ohnegleichen erfaßt uns ob dieser Thaten, für welche wir als Zeitgenossen uns in gewissem Sinne mit verantwortlich machen. Das Sicherheitsgefühl der Staatsbürger ist erschüttert, die Ruhe arg gestört und erst ein kleiner Theil der Verbrechen gesühnt; nicht wenige der Thäter wandeln noch unbehelligt und unversehrt herum, vielleicht in unserer nächsten Nähe, und schmieden bereits neue, furchtbare Pläne. Mit Recht macht sich daher im Publikum das dringendste Bedürfniß nach erhöhten Garantien der öffentlichen Sicherheit geltend. Auch fehlt es nicht an Stimmen, welche das Strafgesetz und seine Handhabung verantwortlich machen für die fort und fort sich wiederholenden Mordthaten, deren Zahl seit dem Jahre 1871 in ununterbrochener Steigerung begriffen sein soll. Inwieweit dies berechtigt ist, soll in Folgendem erörtert werden.

Zunächst darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß bei dem tiefen Abscheu, welchen jede Mordthat erweckt, bei der Verbreitung, welche die Kunde von einer solchen durch die Tagespresse erhält, und bei der Länge der Zeit, während welcher viele Morde sich im Vordergrunde des Interesses erhalten, das Publikum leicht geneigt ist, von vornherein ihre relative Häufigkeit zu überschätzen. So schwer auch jeder einzelne Mord wiegt im Vergleich zu den Verbrechen und Vergehen gegen das Eigenthum, so gering ist doch verhältnißmäßig die Anzahl der Morde. Nach der preußischen Criminalstatistik betragen nämlich im Durchschnitt von der Gesammtsumme aller Verbrechen und Vergehen die wider das Leben gerichteten nur $^1/_2$ Proc., davon die vorsätzlich verübten etwas mehr als die Hälfte; hiervon kommt wiederum die Hälfte auf Mord und Todtschlag zusammen, und nochmals die Hälfte davon auf den Mord, sodaß letzteres Verbrechen nur $^1/_{16}$ Proc. aller Verbrechen und Vergehen ausmacht. Den vorstehenden Angaben liegt nicht

Digitized by Google

die Anzahl der wirklich vorgekommenen Delicte — denn diese entzieht sich der statistischen Feststellung — sondern nur die Zahl der zur gerichtlichen Untersuchung gezogenen zu Grunde. Da man nun sicher annehmen darf, daß bei dem Aufsehen, welches Mordthaten erregen, ein erheblich größerer Procentsatz derselben zur Untersuchung gezogen wird, als dies bei den übrigen Delicten der Fall ist, so würde sich in Wahrheit das Verhältniß der Morde zu den übrigen Verbrechen und Vergehen auf noch weniger als $^1/_{16}$ Proc. belaufen.

Daß seit dem Jahre 1871 die meisten Kategorien von Strafthaten, insbesondere auch der Mord, fast ununterbrochen wachsende absolute Ziffern aufzuweisen haben, ist eine Thatsache, welche bereits von den verschiedensten Seiten hervorgehoben worden ist. Das Wachsthum dieser Zahlen ist in der That ein so bedeutendes, daß es in dem gleichzeitigen Wachsthum der Bevölkerung seine Erklärung nicht findet. Die Bevölkerung vermehrt sich um 1 Proc. jährlich, die absolute Zahl der Morde aber hat sich in den Jahren 1871—78 nicht um 8, sondern um 108 Proc. vermehrt. Während 1871 eine Untersuchung wegen Mordes auf je 300000 Einwohner kam, fiel im Jahre 1878 eine solche schon auf je 150000. Die Zahlenreihe der Jahre 1871—78 berechtigt jedoch keineswegs zu dem Schlusse, daß das Verbrechen des Mordes noch jetzt in fortwährender Zunahme begriffen sei. Vielmehr ist mit dem Jahre 1878 der Höhepunkt der Criminalität erreicht worden. Die folgenden Jahre zeigen wieder eine Abnahme; das Jahr 1881 hat sogar einen so niedrigen Stand der Mordziffer, daß es sich dem Jahre 1871 nähert, wogegen allerdings die Jahre 1882 und 1883 eine neue Steigerung erkennen lassen. Sodann aber ist die genannte achtjährige Periode schon wegen ihres Anfangspunktes für allgemeine Schlußfolgerungen ungeeignet. Das Jahr 1871 zeigt nämlich in Bezug auf fast alle Delictskategorien einen so niedrigen Stand, wie kaum ein anderes, weil der Krieg 1870/71 auf die Criminalität des deutschen Volkes den denkbar günstigsten Einfluß gehabt hat. Getragen von dem deutschen Nationalbewußtsein, lenkte er die Leidenschaften des Volkes auf höhere, edlere Ziele, erfüllte die Gemüther mit froher Hoffnung und unterdrückte die niedrigen Regungen, indem er alle Schichten der Bevölkerung zur patriotischen Begeisterung erhob. Außerdem führte er Hunderttausende junger Männer aus denjenigen Altersklassen und Berufsschichten, welche erfahrungsmäßig das stärkste Contingent zur Begehung von Delicten stellen, aus Deutschland hinaus und entzog sie somit der Criminalität. Hierdurch erklärt sich der günstige Stand des Jahres 1871 und charakterisirt sich zugleich als ein anormaler, weshalb dieses Jahr nicht geeignet erscheinen kann, zum Anfangspunkt einer criminalstatistischen Periode gemacht zu werden, was dennoch vielfach geschehen ist. Ueberhaupt ist es nothwendig, auf eine längere Reihe von Jahren zurückzugehen. Hierzu eignet sich, wenn man die Zahlen der preußischen Criminalstatistik zu Grunde legen will, welche ja mehr oder weniger für ganz Deutschland ausschlaggebend sind, die Zeit von 1851; in diesem Jahre wurde das neue preußische Strafgesetzbuch eingeführt, welches bekanntlich die Basis für das Reichs-Strafgesetzbuch gebildet hat, sodaß seitdem im wesentlichen gleiches Strafrecht in Preußen bestand. Vergleicht man nun die Mordziffern der Jahre 1852—81, so ergibt sich, daß in dieser ein

Digitized by Google

Menschenalter umfassenden Zeit die Zahl der Morde im großen und ganzen nur eine geringe Steigerung erkennen läßt. Im Jahre 1852 fiel eine Untersuchung wegen Mordes auf etwa 160000, im Jahre 1878 auf 150000 Einwohner; in der Zwischenzeit wechselten günstigere Jahre mit weniger günstigen, im großen und ganzen aber blieb die Mordziffer relativ stabil, sodaß man bei dieser Kategorie von Verbrechen eine erhebliche Zunahme nicht behaupten kann.

Aber ist es nicht schon als etwas sehr Bedenkliches anzusehen, daß die Anzahl der Morde, der schwersten aller Verbrechen, im Laufe eines Menschenalters nicht abgenommen hat? Gewiß! Denn jeder wahre Fortschritt in der Cultur muß auch einen Fortschritt der Moral und letzterer eine Verminderung der Verbrechensziffer bedingen. Da nun eine Verminderung der schwersten Verbrechen nicht erfolgt ist, so muß man sich fragen: wie steht es denn eigentlich mit unserm vermeintlichen Culturfortschritt? Gestehen wir es nur, derselbe beruht lediglich auf einseitiger Ausbildung der Intelligenz; die moralische aber ist hinter der intellectuellen Bildung weit zurückgeblieben, anstatt Hand in Hand mit ihr fortzuschreiten. Das Volk ist klüger geworden, aber nicht besser. Und diese einseitig ausgebildete Intelligenz gereicht dem Menschen nicht zum Segen, sondern zum Fluch, da sie von der durch keine Moral gebändigten Selbstsucht nur als gefährliche Waffe benutzt wird. Rücksichtsloser als je verfolgt der auf eine hohe Intelligenz gestützte Egoismus seine Zwecke und reißt, sobald es sich um seinen Vortheil handelt, unbarmherzig die Schranken der Achtung vor dem menschlichen Leben nieder.

Die Statistik ist leider nicht im Stande gewesen, die Morde nach ihren Hauptmotiven zu scheiden. Wer aber die Mordberichte längere Zeit hindurch aufmerksam verfolgt, der kann darüber nicht in Zweifel sein, daß unter den Motiven, welche zum Mord treiben, die Gewinnsucht heutzutage obenan steht. Das ist ein tiefernstes, trauriges Charakteristikum unserer Zeit. Den Mörder aus Rachsucht oder Eifersucht sind wir unter Umständen geneigt zu bemitleiden. Auch gegenüber dem Lustmord, so verabscheuungswürdig derselbe ist, empfinden wir neben dem Grauen zuweilen noch ein Fünkchen Mitleid für den Elenden, den der sexuelle Trieb zum Thier erniedrigte. Aber für den aus Habsucht begangenen Mord haben wir nichts als Abscheu. Er ist vor dem Forum der Moral die schwerste Species des Mordes, und gerade diese schwerste Species ist es, die heutzutage prävalirt.

Und wie werden diese Thaten ausgeführt! Das Vertrauen seines Opfers sucht der Mörder zu erschleichen, jedes Mistrauen weiß er zu besiegen, wie z. B. Dieckhoff es meisterhaft verstand; ja er heuchelt wol gar Herzensneigung, wie der Mädchenmörder Schenck, und während seine Lippen Liebesschwüre flüstern, holt seine Hand bereits aus zu dem tödlichen Streiche. Oder der Mörder tritt seinem Opfer ohne weiteres feindlich entgegen und wirft mit eisernen Nerven und stählernen Sehnen alle Hindernisse unaufhaltsam und erbarmungslos vor sich nieder, wozu die Raubmorde an den Bankiers Heilbronner und Eisert grauenhafte Illustrationen darbieten. Es sei dahingestellt, ob die teuflische List der ersten oder die furchtbare Energie der zweiten Kategorie verabscheuungswürdiger ist. Ge-

Digitized by Google

meinsam ist beiden das kalte, mitleidlose Handeln, einzig nach Gründen der Zweckmäßigkeit, des eigenen Vortheils.

So gibt außer der Quantität der Morde vor allen Dingen die Qualität derselben zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung, weil die Niedrigkeit der Motive und die in der Ausführung hervortretende verbrecherische Entschlossenheit, Verhärtung, boshafte List und Gefährlichkeit dem an sich schon schwersten Verbrechen ein geradezu erdrückendes Gewicht verleiht.

Wenn vielfach für die Zunahme der Verbrechen die Milde des modernen Strafgesetzes verantwortlich gemacht wird, so ist dies speciell beim Mord nicht zutreffend, weil das Reichs-Strafgesetzbuch für denselben ebenso wie die frühern Gesetze die Todesstrafe androht. Es wird aber zu unterscheiden sein, ob nicht andere schwerwiegende Bedenken gegen die in Frage kommenden Bestimmungen unsers Strafgesetzbuches geltend zu machen sind.

Unter dem Begriff „Mord" hat man von jeher die schwerste Erscheinungsform der vorsätzlichen Tödtung verstanden, welcher man eine minder schwere, im Affect verübte, unter dem Namen „Todtschlag" gegenüberstellte. Diese Gegenüberstellung von praemeditatio (Vorbedacht) und impetus (Affect) bei der vorsätzlichen Tödtung findet sich in allen neuern deutschen Strafgesetzbüchern seit 1813. Auf dieser Grundlage lassen sich nun die Definitionen der beiden Delicte in der Weise aufbauen, daß sowol Mord als Todtschlag positiv, oder nur der Mord positiv, oder nur der Todtschlag positiv definirt wird. Die erste Möglichkeit empfiehlt sich praktisch am wenigsten, weil es vorkommen kann, daß weder Vorbedacht noch Affect im Beweisverfahren thatsächlich festgestellt wird, sodaß die vorsätzliche Tödtung weder unter Mord noch unter Todtschlag sich einordnen läßt. Das Reichs-Strafgesetzbuch hat die zweite Alternative gewählt und nur den Mord positiv definirt, wobei es jedoch statt des Ausdruckes „Vorbedacht" das Wort „Ueberlegung" gebraucht. Die in Frage kommenden Paragraphen lauten wörtlich folgendermaßen:

„§. 211. Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.

§. 212. Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung nicht mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Todtschlags mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft.

§. 213. War der Todtschläger ohne eigene Schuld durch eine ihm oder einem Angehörigen zugefügte Mishandlung oder schwere Beleidigung von dem Getödteten zum Zorn gereizt und hierdurch auf der Stelle zur That hingerissen worden, oder sind andere mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

§. 214. Wer bei Unternehmung einer strafbaren Handlung, um ein der Ausführung derselben entgegenstehendes Hinderniß zu beseitigen oder um sich der Ergreifung auf frischer That zu entziehen, vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft.

Digitized by Google

§. 215. Der Todtschlag an einem Verwandten aufsteigender Linie wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft."

Vom Mord handelt nur der §. 211; einen Unterschied zwischen einfachem und qualificirtem Mord (Aeltern- und Gattenmord, Banditen- und Raubmord, Giftmord u. s. w.) kennt unser Strafgesetzbuch nicht. Die §§. 212—215 handeln vom Todtschlag, und zwar wird im §. 212 die allgemeine Definition desselben gegeben, während §. 213 eine mildere Art und die §§. 214 und 215 zwei schwerere Arten des Todtschlags behandeln. Gegen die vorstehend citirten Paragraphen liegen nun erhebliche Bedenken vor, welche sich sowol auf die Definition des Mordes und seine Abgrenzung vom Todtschlag, als auch auf die Strafandrohung für den Mord beziehen.

Mord ist nach dem Reichs-Strafgesetzbuch die vorsätzliche, mit Ueberlegung ausgeführte Tödtung; Todtschlag die vorsätzliche, nicht mit Ueberlegung ausgeführte Tödtung. Dadurch, daß jede vorsätzliche Tödtung, bei welcher nicht nachgewiesen wird, daß sie mit Ueberlegung ausgeführt ist, als Todtschlag qualificirt wird, stellt das Reichs-Strafgesetzbuch den Todtschlag als den Normalfall der vorsätzlichen Tödtung hin. Dies ist jedoch nicht zutreffend, weil die Absicht zu tödten in der Regel als Ueberlegung auftritt, während die Tödtung im Affect nur die Ausnahme bildet. Abgesehen hiervon ist jedoch die Definition des Reichs-Strafgesetzbuches von Mord und Todtschlag aus Gründen der praktischen Brauchbarkeit zu verwerfen. Praktisch brauchbar ist die Definition eines Delicts nur dann, wenn der dadurch vorgeschriebene Thatbestand, d. h. der Inbegriff der Merkmale des Delicts, sich im Beweisverfahren seiner Natur nach ohne Schwierigkeit feststellen läßt. Nach dem Reichs-Strafgesetzbuch basirt jedoch der Thatbestand des Mordes auf dem psychologischen Moment der Ueberlegung, welches als etwas rein Innerliches sich der thatsächlichen Feststellung in den meisten Fällen entzieht. Während es im Wesen des Affects, der leidenschaftlichen Erregung, begründet ist, sich durch leicht erkennbare charakteristische Handlungen zu äußern, prägt sich das Vorhandensein der Ueberlegung nur selten dergestalt in Handlungen aus, daß von letztern ein sicherer Rückschluß auf den zu Grunde liegenden innerlichen Vorgang möglich ist. In weitaus den meisten Fällen wird dieser Rückschluß ein äußerst unsicherer sein, da eine und dieselbe Handlung das Resultat der allerverschiedensten innerlichen Vorgänge sein kann. Selbst ein geschickter Psychologe wird, außer in Fällen des Affects, nur selten mit Sicherheit behaupten können, daß eine Handlung auf einen bestimmten geistigen Vorgang, und nur auf diesen, zurückzuführen sei. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß der einfache Verstand eines Durchschnittsgeschworenen vor solchen Schlußfolgerungen zurückschreckt und das Vorhandensein der Ueberlegung nur in den allerklarsten Fällen auszusprechen wagt.

Aber selbst wenn unsere Geschworenen geschickte Psychologen wären, so würden sie in den meisten Fällen vorsätzlicher Tödtung durch die Definition des Reichs-Strafgesetzbuches erst recht in Verlegenheit gebracht werden. „Mit Ueberlegung" oder „nicht mit Ueberlegung", Mord oder Todtschlag, dieses Entweder-Oder scheint so klar und einfach und trägt doch so wenig den thatsächlichen Verhältnissen Rech-

Digitized by Google

nung. Der Unterschied zwischen dem kalt berechnenden Mord und dem in der Hitze des Zornes verübten Todtschlag ist ja freilich klar; aber diese beiden Extreme der vorsätzlichen Tödtung kommen nur verhältnißmäßig selten vor. Bei weitem die meisten Fälle beruhen auf einem Gemisch von Ueberlegung und Affect und machen es zur Unmöglichkeit, aus diesem Mischungsverhältniß das Mehr oder Weniger herauszufinden, welches den Ausschlag geben muß. In dieser Gewissenspein sehen sich die Geschworenen veranlaßt, öfter, als zu wünschen ist, nach dem Grundsatz „in dubio mitius" zu verfahren; oder sie lassen das psychologische Kriterium ganz außer Acht und suchen, im Widerspruch mit dem Gesetzbuch, den Unterschied zwischen Mord und Todtschlag aus den sittlichen Momenten zu construiren, indem sie nach den Beweggründen fragen und hiernach eine Abstufung der Schuldgrade vornehmen. Ueberhaupt sehen die Geschworenen bei ihrer Beurtheilung der That mehr auf die sittliche als auf die rechtliche Verschuldung, und lassen sich je nach den Motiven des Verbrechens zu Freisprechungen oder zu Verurtheilungen bewegen.

Zu diesen in der Definition des Thatbestandes liegenden Schwierigkeiten kommt nun ein fernerer, in der absoluten Androhung der Todesstrafe liegender Uebelstand hinzu. Die Todesstrafe an sich halte ich für gerecht und zweckmäßig. Den Beweis hierfür zu erbringen ist leider ohne näheres Eingehen auf die verschiedenen Theorien vom Wesen der Strafe nicht thunlich und würde daher über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen. Auch glaube ich, wenngleich der Streit zwischen den Gegnern und den Anhängern der Todesstrafe noch heute nicht entschieden ist, doch mit Rücksicht auf die enorm angeschwollene Literatur über diesen Gegenstand denselben als völlig erschöpft bezeichnen zu dürfen. Ich kann mich daher auf folgende kurze Bemerkungen beschränken.

Das Reichs-Strafgesetzbuch hat keine der Theorien vom Wesen der Strafe ausschließlich recipirt. In der Wissenschaft aber kann wol diejenige Theorie als die herrschende bezeichnet werden, welche das Wesen der Strafe in der gerechten Vergeltung findet. Zweck der Strafe ist demnach die Genugthuung, welche sich nicht sowol auf den verletzten Einzelnen bezieht, als vielmehr auf die Gesammtheit der Staatsbürger; denn jedes Verbrechen ist nicht nur die Verletzung eines Einzelnen, sondern immer auch eine Verletzung des ganzen Staates, dessen Gesetz misachtet wird. Zu dem Hauptzweck, der Genugthuung, treten noch die Nebenzwecke der Besserung, Sicherung und Abschreckung hinzu, welche, soweit thunlich, zu berücksichtigen sind. Der erstgenannte besteht darin, daß in dem Verbrecher das sittliche und religiöse Bewußtsein geweckt und gestärkt wird. Die andern beiden Strafzwecke betreffen den Schutz der Gesammtheit sowol vor künftigen Rechtsverletzungen desselben Verbrechers, welcher präsumtiv die Tendenz hat, seiner verbrecherischen That noch andere folgen zu lassen, als auch vor künftigen ähnlichen Rechtsverletzungen anderer; denn jede Strafe, sofern sie ein empfindliches Uebel ist, flößt Furcht ein, und Furcht ist als ein allgemein menschliches Motiv sehr wohl geeignet, nicht nur Handlungen, sondern auch Unterlassungen, insbesondere Unterlassungen von Rechtswidrigkeiten zu bewirken. Von allen diesen Gesichts-

Digitized by Google

punkten aus erscheint die Todesstrafe völlig gerechtfertigt. Mit der steigenden Cultur ist der Werth des Lebens erheblich gestiegen und dasselbe zugleich ein verhältnißmäßig sicheres Gut geworden. Das Leben steht so hoch, so einzig in der Werthschätzung des Menschen da, die verbrecherische Entziehung dieses Gutes erregt so sehr den allgemeinen Abscheu, daß eine Genugthuung hierfür, eine ethische Befriedigung der Rechtsgenossenschaft des Staatsverbandes in vielen Fällen nur dadurch erzielt werden kann, daß die vergeltende Gerechtigkeit für das Leben des Ermordeten als Aequivalent das Leben des Mörders fordert. Den Zweck der Besserung verfehlt die Todesstrafe ebenfalls nicht, weil die plötzliche Ankündigung des Herannahens der letzten Stunde eine so starke Erschütterung des Verbrechers zu bewirken pflegt, daß er zur innern Umkehr getrieben wird. Den Sicherungszweck erfüllt die Todesstrafe wie keine andere, denn sie sichert die Gesellschaft auf ewig gegen Wiederholungen der That seitens des Verbrechers; daß solche Wiederholungen auch bei den schwersten Verbrechen vorkommen, lehrt uns das Beispiel Dieckhoff's, Schenck's und Schlossareck's, eine grauenhafte Illustration zu den Worten Feuerbach's: „Ein Mensch, der einmal seine Hände in Menschenblut gefärbt hat und hierüber wieder mit sich selbst zur Ruhe gekommen ist, wird für immer für die menschliche Gesellschaft eine unheimliche und gefahrdrohende Erscheinung bleiben. Blut macht mit Blut vertraut, und der Abscheu, den man zum ersten mal überwunden hat, kostet beim zweiten mal keine Ueberwindung mehr." Daß endlich die Todesstrafe den Abschreckungszweck erfüllt, soweit ihn überhaupt eine Strafe erfüllen kann, ist wol außer Zweifel. Denn der Tod ist für die meisten Menschen das denkbar größte Uebel, und die Scheu vor dem Tode ist eine allgemein menschliche und unwiderlegliche Thatsache. Lebenslängliche Zuchthausstrafe wiegt nach der Würdigung des Verbrechers lange nicht so schwer als Todesstrafe, denn das Leben im Zuchthause ist dank der milden Behandlung und ausreichenden Verpflegung sehr wohl zu ertragen, und schließlich bleibt immer noch die Hoffnung auf Abkürzung der Strafzeit im Gnadenwege oder Flucht, oder schlimmstenfalls die Möglichkeit des Selbstmordes. Auch daß die Todesstrafe nur ein Uebel vorzeitig androht, welches später jedem Menschen bevorsteht, fällt hierbei nicht ins Gewicht; denn es ist etwas anderes, getödtet zu werden, als einfach zu sterben; nicht allein daß der Tod eintritt, sondern wann und vor allem wie er eintritt, ist von Bedeutung. Der Tod, den das Gesetz androht, ist schreckensvoll durch die begleitenden Umstände; er ist nicht nur ein physisches, sondern ein seelisches Leiden. Allerdings haben die begleitenden Umstände der gesetzlichen Vollstreckung der Todesstrafe allmählich viel von ihrer frühern Furchtbarkeit eingebüßt, sowie auch gleichzeitig die in ihrer Schwere verschiedenen Arten der Vollstreckung verschwunden sind. Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl's V., die sogenannte Carolina, kannte eine Vollstreckung durch Viertheilen, Lebendigbegraben, Pfählen, Lebendigverbrennen, Rädern, Ertränken, Hängen und Enthaupten, mit Verschärfungen, bestehend im Schleifen zur Richtstatt, Reißen mit glühenden Zangen u. dgl. Die neuern Gesetzbücher haben diese Verschärfungen in Wegfall gebracht und sich mit der einfachen Todesstrafe begnügt. So kennt auch das Reichs-Strafgesetzbuch nur die einfache Todesstrafe, welche durch Enthauptung zu vollstrecken ist, und

Digitized by Google

zwar in einem umschlossenen Raum (Intramuranhinrichtung). Zweifellos ist dies die dem heutigen Zeitgeist entsprechendste Vollstreckungsart. Die Intramuranhinrichtung hält das Volk von einem Schauspiel fern, welches auf einen nicht geringen Theil entsittlichend und verrohend einzuwirken geeignet ist. Die Enthauptung ist die sicherste und schnellste Art der Vollstreckung, während das Hängen, wie das Beispiel Englands zeigt, oft zu den skandalösesten Scenen Anlaß gibt. Nur wäre zu wünschen, daß an Stelle der Enthauptung durch das Beil des Scharfrichters allgemein die Thätigkeit einer Maschine träte. „Die Maschine hat eine relativ selbständige Bewegung, bei der die vollstreckende Person zurücktritt: diese Unpersönlichkeit der Strafvollziehung entspricht durchaus dem Charakter der Strafe, als eines Actes des allgemeinen Willens." (Berner, „Lehrbuch des deutschen Strafrechts".)

Die Todesstrafe ist nicht nur an sich völlig gerechtfertigt, sondern auch noch durchaus zeitgemäß. Daß die Todesstrafe in einigen deutschen Kleinstaaten, in San-Marino, Portugal, den Niederlanden und der Schweiz abgeschafft worden ist, ohne daß diese Staaten dadurch den Bestand der gesellschaftlichen Ordnung gefährdet sahen, ist gänzlich irrelevant. Der einzige Großstaat, welcher den Versuch gemacht hat, die Todesstrafe aufzugeben, war Oesterreich, und dieser eine sah sich bald veranlaßt, sie wieder einzuführen. Im Deutschen Reichstage fand sich für die Beseitigung der Todesstrafe unter dem Einfluß der damals herrschenden verschwommenen Humanitätsideen bei der zweiten Lesung des Reichs-Strafgesetzbuches eine Majorität, die glücklicherweise bei der dritten Lesung in die Minorität gedrängt wurde. Ob das Schaffot erst beim Untergang des Menschengeschlechts wird fallen dürfen, wie Oettingen meint, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls aber ist es der niedrigen Culturstufe, auf der die Mehrzahl der Mitlebenden steht, leider nur zu sehr angemessen. Das Zeitalter, das einen Schenck und Dieckhoff hervorbringen konnte, darf auf seine Moral nicht pochen, sondern muß die Frage: „ob eine sühnende Repression in Form der Todesstrafe nothwendig sei oder nicht, ob, mit andern Worten, eine scharfrichterliche Selbstkritik des gesetzlich geordneten Staatsorganismus im Hinblick auf eine zu sühnende Collectivschuld an den einzelnen schadhaften und die Gesammtheit schädigenden Gliedern geübt werden soll oder nicht" (Oettingen, „Moralstatistik"), mit tiefer Beschämung bejahen.

Daß gegen die Todesstrafe auch die Gefahr des Justizmordes ins Feld geführt wird, bedarf nur der kurzen Erwähnung, weil diese Gefahr bei dem Zustande unserer Gerichtsverfassung und unsers Strafprocesses eine so minimale ist, daß sie füglich außer Betracht bleiben kann.

Der Hauptangriff der Gegner der Todesstrafe hat sich immer gegen die absolute Androhung derselben gerichtet, und hierin muß man ihnen völlig recht geben. Die absolute Androhung der Todesstrafe beim Morde widerspricht auch durchaus dem Princip des Reichs-Strafgesetzbuches, welches in allen andern Fällen — abgesehen von dem Fall des §. 80 — nur relative Strafandrohungen kennt, um dem Richter für die Berücksichtigung der besondern Umstände des einzelnen Falles freien Spielraum zu gewähren. Die proportionale Abstufung der Strafe

Digitized by Google

je nach den Umständen des einzelnen Falles ist aber mehr noch als bei andern Verbrechen gerade beim Mord nothwendig, welcher je nach den verschiedenen Motiven und je nach der Art der Ausführung eine unendliche Fülle von Abstufungen der Schuldgrade und demgemäß der Strafbarkeit aufweist. Statt dessen muß der Richter in allen Fällen, wo die Geschworenen das „Schuldig" wegen Mordes aussprechen, ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Falles auf eine und dieselbe Strafe erkennen. Dem richterlichen Ermessen ist jede freie Bewegung genommen, und der Richter ist hier nur eine urtheilfällende Maschine, ohne Freiheit und infolge dessen ohne Verantwortlichkeit. Aber auch die Geschworenen empfinden die absolute Strafandrohung als einen schweren Druck, der ihren unbefangenen Blick trübt und sie bei der Beurtheilung des Verbrechens beeinflußt. Sie wissen, daß sie mit ihrem „Schuldig" das Todesurtheil über den Mörder aussprechen, und ihr Gewissen erzittert bei dem Gedanken an die hier bestehende Verantwortlichkeit; sie lassen sich daher in Fällen, wo noch der leiseste Zweifel an der Schuld des Angeklagten besteht, leicht zu Freisprechungen verleiten und qualificiren die zwar ganz zweifellosen, aber minder schweren Fälle wirklichen Mordes gern als Todtschlag oder gar nur als vorsätzliche Körperverletzung mit tödlichem Erfolge (§. 226 des Reichs-Strafgesetzbuches), weil ihnen für dieselben die Todesstrafe zu verantwortlich oder zu hart erscheint. Die Logik der Geschworenen ist, wie jeder weiß, der eine Reihe von Jahren hindurch den Verhandlungen der Schwurgerichte beigewohnt hat, nicht mit der des Berufsrichters zu vergleichen, welcher durch die theoretische und praktische Beschäftigung mit der Jurisprudenz geschult ist. An Stelle des sichern Erfassens der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen, wie wir es bei der großen Mehrzahl der Berufsrichter sehen, zeigen uns die Geschworenen meist das Bild des unsichern Hin- und Hertastens; sie wissen Wesentliches und Unwesentliches oft nicht zu scheiden und lassen sich nur zu häufig durch Sophismen eines geschickten Vertheidigers auf Abwege leiten. Fälle der letztern Art sind insbesondere tief zu beklagen. Es ist ein widerwärtiges Schauspiel, zu sehen, wie Rechtsanwälte zu Anwälten des Unrechts werden und ihren Stolz darein setzen, in Fällen sonnenklarer Schuld die Freisprechung der Verbrecher herbeizuführen, indem sie, gegen ihre bessere Ueberzeugung redend, die Geschworenen zu verwirren suchen. Wahrlich, der Ruhm, der durch solche causes célèbres erlangt wird, ist nicht fein; denn ebenso wenig wie die Staatsanwaltschaft stets dahin streben soll, Verurtheilungen zu bewirken, darf es das Ziel der Vertheidigung sein, unter allen Umständen auf Freisprechung zu plaidiren. Durch die Freisprechung eines Schuldigen wird das öffentliche Rechtsbewußtsein ebenso verletzt wie durch die Verurtheilung eines Unschuldigen.

Die Nachtheile der absoluten Androhung der Todesstrafe werden noch vermehrt anstatt vermindert durch die gesetzliche Vorschrift (§. 485 der Reichs-Strafproceßordnung), welche die Vollstreckung der Todesstrafe erst dann zuläßt, wenn die Entschließung des Staatsoberhauptes ergangen ist, von dem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen. Zunächst liegt eine ungerechtfertigte Belastung des Staatsoberhauptes darin, daß man dem Rechte der Begnadigung, welches als ein Ausfluß der Souveränetät jedem Staatsoberhaupt ungeschmälert verbleiben muß,

Digitized by Google

die Pflicht entgegenstellt, sich bei gewissen Verbrechen unter allen Umständen äußern zu müssen, ob von jenem Rechte der Begnadigung Gebrauch gemacht werden solle oder nicht. Die Stellung des Begnadigungsrechtes zu den Verurtheilungen wegen gemeinen Mordes darf keine andere sein wie die zu andern Verbrechen; es liegt kein Grund vor, gerade beim Morde dem Souverän durch die Verpflichtung zu jener Erklärung eine Verantwortlichkeit für das Urtheil aufnöthigen zu wollen. Es ist dies aber auch unzweckmäßig im Interesse der strafenden Gerechtigkeit. Denn der Souverän kann aus eigener Anschauung die Thatfrage niemals beurtheilen; er bleibt daher stets auf das Gutachten derer angewiesen, welche durch ihre amtliche Stellung zur Berichterstattung berufen sind und den Verhandlungen des Gerichts nicht beiwohnten. Für jeden gewissenhaften Souverän ist es eine Pein, sich zu einer Entscheidung gedrängt zu sehen, ohne sich auf objective leitende Gesichtspunkte stützen zu können. Die lediglich auf subjective moralische Ueberzeugung gegründete Entscheidung fällt natürlich mangels eines sichern Anhaltes meist zu Gunsten der Milde aus, auch in solchen Fällen, wo der Richter, vor dessen Augen sich der Proceß abspielte, mit ruhigem Gewissen es bei der Todesstrafe hätte bewenden lassen. Die Begnadigung wird zur Regel, und die Vollstreckung zur Ausnahme, wodurch die ursprüngliche Strafandrohung zur leeren Vogelscheuche wird. Das Strafgesetz ist nicht mehr im Stande, seine eigenen Wirkungen mit Sicherheit zu bestimmen, weil dieselben von einem außerhalb des Gesetzes liegenden Vorgang abhängig gemacht sind. Hierunter leidet natürlich das Ansehen des Gesetzes.

Wir sehen daher, daß durch die absolute Androhung der Todesstrafe beim Mord der Schwerpunkt der Verantwortlichkeit in ungerechtfertigter Weise verschoben ist, indem einerseits die Geschworenen, andererseits der Landesherr mit der Verantwortlichkeit für den Tod des Mörders belastet sind, welche der Richter auf seine Schultern zu nehmen hätte, der hierzu durch sein Amt berufen ist.

Wer Kritik übt, darf dieselbe nicht auf die Negative beschränken, sondern hat die Pflicht, seinerseits positive Vorschläge zur Abhülfe vorzubringen; deshalb glaube ich einige kurze Bemerkungen über die anderweitige Formulirung der §§. 211—215 des Reichs-Strafgesetzbuches hinzufügen zu sollen. Ich habe auszuführen versucht, daß es nicht angezeigt erscheint, den Todtschlag als den Normalfall der vorsätzlichen Tödtung hinzustellen und ihm vermittels des im Beweisverfahren schwer festzustellenden und daher für die Organe des Schwurgerichts unbrauchbaren Moments der Ueberlegung, welches zur Abgrenzung überhaupt nicht geeignet ist, als Ausnahmefall den Mord gegenüberzustellen, sowie daß die absolute Androhung der Todesstrafe und die Belastung des Staatsoberhauptes mit der Erklärung über den Gebrauch des Begnadigungsrechtes ungerechtfertigt ist. Hieraus ergeben sich von selbst meine positiven Vorschläge, die darauf hinausgehen, den Mord als den Normalfall der vorsätzlichen Tödtung hinzustellen, demselben vermittels des Moments der thatsächlich leicht festzustellenden leidenschaftlichen Erregung als Ausnahmefall den Todtschlag entgegenzusetzen, für den Mord neben der Todesstrafe Zuchthausstrafe anzudrohen und die Verpflichtung des Staatsoberhauptes zur

Digitized by Google

Aeußerung über die Strafvollstreckung — unbeschadet seines Rechtes zur Begnadigung — wegfallen zu lassen. Der den Todtschlag charakterisirende Affect wird außerdem ein unverschuldeter sein müssen, da nur ein solcher die sehr erheblich mildere Bestrafung rechtfertigen kann. Hieraus folgt dann, daß der in §. 214 als besonders schwerer Todtschlag bezeichnete Fall sich stets als Mord qualificiren wird; derselbe ist mit theils erweiterter, theils eingeschränkter Definition als schwerer Mord hervorzuheben und ihm der Mord aus Gewinnsucht gleichzustellen. Von dem im §. 215 behandelten Ascendenten-Todtschlag werden viele Fälle ebenfalls jetzt als Morde zu qualificiren sein; für die übrigbleibenden ist die Strafandrohung entsprechend zu modificiren. Andererseits ist der bisher als weniger schwerer Todtschlag hervorgehobene Fall des §. 213 von dem neudefinirten Todtschlage nicht mehr wesentlich verschieden und bedarf daher einer Auszeichnung nicht mehr.

Einer besondern Behandlung bedürftig erscheinen mir noch die Vorschriften über den Versuch. Unter Versuch versteht man die begonnene, aber nicht zum Ziele gelangte Ausführung des Verbrechens, bei welcher die verbrecherische Absicht, in demselben Umfange vorhanden ist wie bei dem vollendeten Delict, ohne jedoch die entsprechende Verwirklichung erlangt zu haben. (Berner, a. a. O.) Nach §. 44 des Reichs-Strafgesetzbuches ist der Versuch eines Verbrechens, welches mit dem Tode oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht ist, mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren zu bestrafen; im übrigen kann die Strafe des Versuchs bis auf ein Viertheil des Strafminimums für das vollendete Verbrechen ermäßigt werden. Beim Mord jedoch erscheint eine so erhebliche Herabsetzung der Strafe des Versuchs nicht angemessen, einerseits wegen der besondern Gefährlichkeit des Mordes und der unvermindert schweren Qualification der mörderischen Absicht andererseits deshalb, weil der Effect beim Mordversuch oft in seiner Art schlimmer ist als beim vollendeten Morde. Gelingt dem Mörder gleich der erste Streich, den er gegen sein Opfer führt, so verscheidet dasselbe oft plötzlich und schmerzlos, ohne die Schrecken der Todesangst durchkämpfen zu müssen. Gelingt der Mordanfall nicht ganz, und bleibt das Opfer schwerverwundet am Leben, so leidet es körperlich und geistig so furchtbar, daß der Tod ihm als eine Wohlthat erscheint. Als Beispiele möchte ich für den erstgedachten Fall den Mord an dem Pfandleiher Reinhard in Stuttgart anführen, welcher hinterrücks mit einem Beil erschlagen wurde, für den zweiten Fall den Mordversuch an dem Bankier Heilbronner ebendaselbst, welchen die erhaltenen Verwundungen an ein langes Krankenlager geschmiedet haben.

Nach alledem würde ich vorschlagen, die §§. 211—215 des Reichs-Strafgesetzbuches folgendermaßen zu formuliren:

„§. 211. Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird wegen Mordes mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren, oder mit lebenslänglichem Zuchthaus, oder mit dem Tode bestraft.

§. 212. Mit lebenslänglichem Zuchthaus oder mit dem Tode wird bestraft, wer in gewinnsüchtiger Absicht oder bei Unternehmung eines Verbrechens oder Vergehens vorsätzlich einen Menschen tödtet.

Digitized by Google

§. 213. Der Versuch des Mordes wird mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. Der §. 44 findet auf die §§. 211, 212 keine Anwendung.

§. 214. Wer in unverschuldeter leidenschaftlicher Erregung vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird wegen Todtschlags mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter einem Jahre ein.

§. 215. Der Todtschlag an einem Verwandten aufsteigender Linie wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren bestraft."

Fragt man, in welcher Weise sonst noch eine stärkere Reaction gegen das Verbrechen des Mordes erfolgen könnte, so wird man die Antwort hierauf am besten dann finden, wenn man sich in den Gedankengang des Verbrechers vor der That hineinversetzt. Die erste und größte Besorgniß desselben ist stets der Widerstand, den ihm sein Opfer etwa entgegensetzen könnte; er wird daher niemals außer Betracht lassen, ob der zu Ueberfallende Waffen oder sonstige Vertheidigungsmittel bei sich trägt, und wird in diesem Falle lieber von der That abstehen, als sein Leben aufs Spiel zu setzen. Kommt er jedoch zu dem Resultat, daß das Gelingen der That ohne seine Gefährdung zu erwarten sei, so überlegt er alsdann das Risico der Bestrafung und findet, daß er folgende Chancen habe, der für den Mord angedrohten Todesstrafe zu entgehen: Unentdeckt bleiben, nicht ergriffen werden, Freisprechung, Begnadigung, Flucht. Bei dieser Erwägung schwindet natürlich seine Furcht vor der Todesstrafe sehr erheblich; denn das Abschreckende einer Strafe besteht weniger in ihrer Größe und Schwere, als in der Nähe und Gewißheit ihres Eintretens. Die harten Strafen früherer Jahrhunderte blieben daher wenig wirksam, weil bei der mangelhaften Beschaffenheit der Polizei in der Entdeckung der Verbrecher wenig geleistet wurde. Eine wirksame Repression des Mordes muß daher darauf gerichtet sein, die vorangegebenen Chancen des Verbrechers, der angedrohten Strafe zu entgehen, möglichst zu beseitigen oder doch zu vermindern.

Daß bei zahlreichen schweren Verbrechen, darunter auch bei Morden, die Thäter völlig unbekannt bleiben, ist leider eine unbestreitbare Thatsache. Besonders kommen solche Fälle in großen Städten vor, wo der einzelne in der Flut des Verkehrs leicht untertauchen und verschwinden kann. Mit dem riesigen Wachsthum der Metropolen wachsen daselbst auch die Schwierigkeiten der Entdeckung der Verbrecher, und zwar beim Mord besonders in den Fällen, wo keinerlei persönliche Beziehungen zwischen dem Mörder und seinem Opfer bestehen, wie dies beim Raubmord nicht selten der Fall ist. Bleibt aber der Thäter unentdeckt, so bemächtigt sich des Publikums ein peinliches Gefühl der Unruhe und Unsicherheit, während sich andererseits in der Verbrecherwelt leicht die Meinung bildet, daß die Polizei niemand entdecke, der sich nicht durch sein eigenes Ungeschick verrathe. Diese Meinung, so wenig begründet sie ist, regt zu immer neuen Frevelthaten an. Daher erscheint es dringend geboten, der Criminalpolizei durch Vermehrung und

Digitized by Google

bessere Besoldung ihres Personals die Möglichkeit zu einer gesteigerten Thätigkeit zu verschaffen, welche den immer complicirter werdenden Verkehrsverhältnissen mehr entspricht. Insbesondere ist nach dem Beispiel Amerikas und Englands die Ausbildung der nicht uniformirten Polizei neben der uniformirten zu befördern. Der Verbrecher darf sich auch da nicht sicher fühlen, wo er keine Uniform sieht. Von größter Wichtigkeit namentlich mit Rücksicht auf die schwersten Verbrechen ist in den Großstädten die scharfe Handhabung der Fremdenpolizei und des Meldungswesens; welche Gefahren aus ihrer Vernachlässigung entspringen, zeigt uns das Beispiel Wiens, wo eingestandenermaßen die anarchistischen Morde zum Theil durch die laxe Handhabung der gedachten polizeilichen Thätigkeit verschuldet sind. Man wende ja nicht ein, daß durch diese schärfern Maßnahmen unnöthige Belästigungen ehrenhafter Staatsbürger herbeigeführt würden: gegenüber den ernsten Gefährdungen der öffentlichen Sicherheit kann und darf dieses Bedenken unter keiner Bedingung ins Gewicht fallen.

Mit der Entdeckung der Thäter geht gewöhnlich ihre Festnahme Hand in Hand. Ist es denselben aber gelungen, noch rechtzeitig die Flucht zu ergreifen, so kommt es nur darauf an, ob sie es verstanden haben, ihre Spuren so zu verwischen, daß die Polizei nicht den geringsten Anhalt dafür hat, wohin sie sich wenden soll; andernfalls sind die Tage ihrer Freiheit gezählt, da die Benutzung der Telegraphie in Verbindung mit der Auslieferungspraxis geeignet ist, den Vorsprung, den der Flüchtige selbst bei Benutzung der vollkommensten Transportmittel gewonnen hat, wieder einzubringen und seine Ergreifung auch dann noch zu bewirken, wenn bereits Hunderte von Meilen zwischen ihm und dem Orte seiner That liegen.

Der ergriffene und vor Gericht gestellte Verbrecher richtet nun zunächst seine Hoffnung auf Freisprechung, besonders wenn ihm aus seiner Praxis Fälle bekannt sind, in denen bei fast notorischer Schuld dennoch Freisprechung seitens der Geschworenen erfolgte. Und in der That kann er sich dabei auf die Statistik stützen. Die statistische Zahl der Freisprechungen, welche im großen und ganzen eine auffallende Stabilität zeigt, beträgt in Preußen durchschnittlich 12 Proc., wenn man die Gesammtsumme der Untersuchungen wegen Verbrechen und Vergehen in Betracht zieht. Dieselbe ist jedoch für die verschiedenen Kategorien von Delicten verschieden. Sie ist kleiner bei geringfügigen Delicten und größer bei schwerern, namentlich bei denjenigen, welche von Schwurgerichten abgeurtheilt werden. Für jede einzelne Gattung zeigt sich ein besonderes, im allgemeinen constant wiederkehrendes Zahlenverhältniß zwischen Verurtheilungen und Freisprechungen; dasselbe beträgt nach der Statistik der preußischen Schwurgerichte beim Mord durchschnittlich 16 Proc. (ungerechnet diejenigen Fälle, wo der wegen Mordes Angeklagte zu einer geringern Strafthat verurtheilt wurde). Da die absolute Androhung der Todesstrafe nicht ohne Einfluß auf die Freisprechungen ist, so würde mit Einführung einer relativen Strafandrohung — Zuchthaus neben Todesstrafe — voraussichtlich eine Minderung der Fälle ungerechtfertigter Freisprechung eintreten und mit der processualischen Gewißheit der Bestrafung auch die abschreckende Kraft der Strafandrohung wachsen.

Sehr wichtig ist hier auch die mehr oder minder rasche und umsichtige Thätig-

Digitized by Google

keit der Criminalpolizei in der Sicherung der Beweise der That. Leider kann daneben der Uebelstand bestehen, daß die Geschworenen die zwingende Logik eines bloßen Indicienbeweises nicht immer begreifen und nur zu leicht da freizusprechen geneigt sind, wo das Beweisthema nicht im wesentlichen durch Zeugenaussagen, womöglich durch Augenzeugen, dargethan wird.

Nach erfolgter Verurtheilung wegen Mordes, welche bei dem heutigen Stande der Gesetzgebung stets auf Todesstrafe gerichtet sein muß, hofft der Verbrecher zunächst auf Begnadigung. Daß diese Hoffnung gegenwärtig leider eine sehr begründete ist, wurde bereits oben gezeigt; sie dürfte jedoch nicht unerheblich an Boden verlieren, wenn die vorgeschlagene Aenderung der hier maßgebenden Bestimmungen die Billigung der gesetzgebenden Factoren finden würde.

Die letzte Chance des Verbrechers bleibt immer noch die Möglichkeit des Entspringens aus dem Gefängniß. Dieser Möglichkeit entspricht zwar eine geringe Wahrscheinlichkeit, aber sie ist unbestreitbar vorhanden und wird daher mit Recht in Betracht gezogen. Für Mörder, gegen welche die Todesstrafe nicht vollstreckt wurde, und für andere zu langjähriger oder lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilte Verbrecher sollten daher besondere Strafanstalten eingerichtet werden, welche durch ihren baulichen Zustand und durch schärfere Bewachung jede Hoffnung des Entrinnens abschneiden und demnach wirklich geeignet sind, den Verbrecher dauernd unschädlich zu machen. In diesen Anstalten müßte durch scharfe Disciplinarmittel auch die Möglichkeit gegeben sein, die Elenden, welche vom Leben nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben, wirksam im Zaume zu halten. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Vollstreckung der Freiheitsstrafen mancher Aenderung bedürftig erscheint, weil sie einerseits die nöthige Individualisirung vermissen läßt, andererseits aber in ihrer Milde sich mehr und mehr der Versorgung des Armen nähert, ja sogar dieselbe stellenweise übertrifft. Bei solcher Beschaffenheit entspricht die Vollstreckung nicht mehr dem Wesen der Strafe, welche ein empfindliches Uebel sein soll, und bewirkt anstatt der Abschreckung unter Umständen das Gegentheil, sodaß thatsächlich zuweilen ein Verbrechen nur deshalb verübt wird, weil dem Thäter die Aufnahme ins Zuchthaus wünschenswerth erscheint.

•

Bei Beantwortung der Frage, wie eine stärkere Reaction gegen das Verbrechen des Mordes bewirkt werden kann, muß ich schließlich zwei Punkte noch berühren, nämlich die literarische Anleitung zum Morde und den Zusammenhang der jüngsten Mordaffairen mit dem Socialismus.

Die literarische Anleitung zum Morde beruht auf dem geheimnißvollen, dämonischen Reiz des bösen Beispiels und findet sich insbesondere häufig bei jugendlichen Personen, welche durch das Lesen schlechter Criminalromane ihre Phantasie vergiften; sie findet sich aber auch bei Erwachsenen, wie z. B. bei den Briefträgermördern Francesconi (Wien) und Sobbe (Berlin), von denen ersterer durch die Lektüre eines Romans, letzterer durch die Schilderung der That des erstern in der Presse zum Verbrechen verleitet sein wollte. Wie sehr die Presse es in der Hand hat, durch prickelnde, pikante Darstellung die verbrecherische That anders

Digitized by Google

zu färben und dadurch, daß sie dieselbe so zugestutzt dem geistigen Auge von Millionen vorführt, Schaden anzurichten, dürfte schwer abzuschätzen, aber nicht zu bestreiten sein. Freilich wird der moralisch völlig Gesunde sich von solchen Berichten mit Unwillen abwenden. Aber nicht gering ist die Zahl derer, welche sich mit einer gewissen Wollust in derartige Schilderungen vertiefen und das heimliche Gift, welches in denselben liegt, in sich aufnehmen. „Die Bilder, welche ein lebendig geschriebener Verbrechensbericht ausmalte, werden allmählich zu ständigen Begleitern im Vorstellungskreise dieser reizbaren Naturen und werden dann häufiger hervorgeholt, um mit Vorliebe betrachtet zu werden. In ihrer eigenen Redeweise sagen die Eigenthümer solcher Verbrechensbilder von sich aus, daß sie von einem gewissen Augenblick an diesen oder jenen Gedanken nicht wieder los werden konnten. Langsam geht, mit dämonischer Gewalt anwachsend, der verbrecherische Anreiz aus dem luftigen Reich der Einbildung in greifbare Gestalt über; er nähert sich mehr und mehr den wirklichen Dingen und gewinnt endlich sein Dasein in einem Verbrechen. . . ." (Holtzendorff, „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe".)

Möchte die Presse die ernste Mahnung, welche hierin liegt, beherzigen und die Verbrechensberichte, wenn nicht ganz beseitigen, so doch qualitativ erheblich beschränken.

Es bleibt mir nun noch übrig, das Verhältniß der jüngsten Mordthaten zum Socialismus kurz zu erwähnen. Die Parole des Socialismus lautet: „Beseitigung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung." Mit welchen Mitteln dieselbe beseitigt und was an deren Stelle gesetzt werden soll, darüber sind die verschiedenen socialistischen Fractionen nicht einig; aber in jener Parole stimmen sie alle überein. Wenn nun der Socialismus den Staat im ganzen für schlecht und verwerflich erklärt, so misachtet er natürlich auch die Rechtsordnung des Staates und die Gesetze desselben, also auch das Strafgesetz. Befolgt er sie, so thut er dies nur soweit er muß; er gehorcht der „Staatsbestie" (eine Höflichkeit Most's) nur soweit er sie fürchtet. Indem er die Achtung vor den Staatsgesetzen mit Füßen tritt, thut er dasselbe mit dem religiösen Sittengesetz; denn der Socialismus propagirt den Atheismus und hat letzterm Eingang verschafft selbst in diejenigen Volksschichten, die sonst nimmermehr von der religionsfeindlichen Bewegung berührt worden wären. Das ist der furchtbarste Stoß, der gegen unser Volksleben geführt werden konnte; denn der Atheismus des Volkes bedeutet die Unmoralität. Der Hochgebildete kann auch als Atheist sittlich sein, der gemeine Mann kann es nicht; für ihn fällt mit der Religion auch die Moral. Wer aber weder Staatsgesetz noch Sittengesetz achtet, der wird sich, so oft er es ungestraft thun zu können glaubt, am Eigenthum sowol wie am Leben seines Nächsten vergreifen. Der Socialismus trägt die moralische Verantwortung für einen großen Theil der Verbrechen des letzten Jahrzehnts. Wer dies bisher noch nicht erkannt hat, dem muß es durch die Raubmorde in Wien und Stuttgart klar geworden sein. Obwol die Acten hierüber noch nicht geschlossen sind, hat sich doch so viel bereits mit Sicherheit ergeben, daß die Dynamitfraction der Socialisten Raubmorde zu Zwecken der socialistischen Propaganda, insbesondere zur Besoldung der Agitatoren, anempfiehlt und ausführt.

Digitized by Google

Es ist dies auch von Socialistenführern in der Schweiz offen ausgesprochen worden; einer derselben hat sogar bekannt, daß er vor Verübung des Raubmordes an dem Schuhmacher Merstallinger in Wien gerathen habe, statt dessen lieber einen Bankier todtzuschlagen, da bei diesem mehr zu holen sei.

Daß gegen die socialistischen Mörderbanden energische internationale Maßregeln ergriffen werden müssen und daß die Interessen aller Culturvölker hierbei solidarisch sind, scheint allmählich anerkannt zu werden. Nachdem die frühern Bestrebungen hauptsächlich an dem passiven Widerstand der Engländer gescheitert waren, welche nicht mitlöschen wollten, solange ihr eigenes Haus noch nicht brannte, sind gerade diese jetzt aus egoistischen Interessen genöthigt, den Beistand anderer Staaten in Anspruch zu nehmen. So ist denn zu hoffen, daß endlich das unerläßlich nothwendige Zusammenwirken der europäischen Staaten zu Stande kommt, um die innere Ruhe und Sicherheit derselben wiederherzustellen.

Von der deutschen Socialdemokratie glaubte man früher, daß ein durchgreifender Unterschied zwischen ihr und den übrigen socialistischen Parteien vorhanden sei, da ihre Führer im Reichstage gern betonten, daß sie die Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung mit gesetzlichen Mitteln erstrebten. Seit jedoch der socialdemokratische Abgeordnete von Vollmar so frei war, in der sächsischen Kammer offen zu erklären: „Wir stehen voll und ganz auf dem Boden der Revolution", und der Abgeordnete Liebknecht in seiner Rede bei der Marx'schen Todesfeier ebenfalls die Worte gebrauchte: „Es lebe die sociale Revolution!" — seitdem hat man eingesehen, daß keine principiellen Unterschiede, sondern nur persönliche Feindschaften und Opportunitätsgründe die deutschen von den übrigen Socialisten trennen. Most will die Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung durch ein allgemeines Massacre erreichen, und Bebel sagt, es werde sich früher oder später das Bedürfniß nach einem „raschen Act" herausstellen; ich glaube, selbst ein Blinder kann erkennen, daß der „rasche Act" Bebel's dem Massacre Most's so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Die Führer der deutschen Socialdemokratie sind eben nur vorsichtiger und politischer als ihre anarchistischen Collegen und hüten sich, offen als die Apostel des Mordes aufzutreten. Während die „Freiheit", das Organ Most's, in wahnwitzigen Brandreden die in Wien verübten socialistischen Morde verherrlicht, äußert sich der züricher „Social-Demokrat", das officielle Organ der deutschen Socialisten, hierüber sehr zurückhaltend. Es wird aber gewiß hinter den Coulissen dafür gesorgt, daß die Leser des „Social-Demokrat" über die connivente Stellung ihrer Partei zu den socialistischen Morden nicht im Unklaren bleiben.

Daß gegen die socialistischen Excesse zunächst Repressivmaßregeln nothwendig sind, ist bereits so oft und so überzeugend dargethan worden, daß ich mir jede weitere Erörterung dieses Punktes ersparen kann; nur darauf möchte ich noch hinweisen, daß unmittelbar nach dem Inkrafttreten des Socialistengesetzes, welches die niedern Volksschichten von dem Banne einer gewissenlosen, wüsten Agitation befreite, in der Criminalität ein Umschwung zum Bessern eingetreten ist, wie die Vergleichung der criminalstatistischen Zahlen aus den Jahren 1872—81 mit Evidenz ergibt.

Digitized by Google

Daß neben den repressiven auch reformatorische Maßregeln nothwendig sind, wenn eine dauernde Beseitigung der socialistischen Gefahr erreicht werden soll, bedarf ebenfalls kaum der Erwähnung. Gelingt es, den drückendsten Schäden unserer wirthschaftlichen Zustände auf gesetzlichem Wege möglichst abzuhelfen und die wilde socialistische Strömung in das Bett einer geordneten Socialreform überzuleiten, so dürfen wir ruhig und getrost in die Zukunft blicken. Im andern Falle gehen wir einer Zeit entgegen, deren blutige Klassenkämpfe alle Schrecken der Vergangenheit noch überbieten werden.

Digitized by Google

Die Begräbnißarten der Indianer Nordamerikas.

Von

Rudolf Doehn.

I.

Die Lösung der sogenannten Indianerfrage gehört zu den wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Solange die Union besteht, hat es in den verschiedensten Gegenden derselben an größern und kleinern Indianerkriegen nicht gefehlt, die sich auf beiden Seiten der kämpfenden Theile mehr oder weniger durch Grausamkeiten aller Art auszeichneten und nur zu häufig große Opfer an Geld und Menschenleben forderten. Zu den größern Kriegen mit den Rothhäuten zählen die blutigen Kämpfe mit dem tapfern Shawanesenhäuptling Tecumseh und dessen beredtem Zwillingsbruder Elskwatawa (1811—13), die harten und andauernden Kämpfe mit den Seminolen in Florida während der Jahre 1817—20 und 1835—42, und der kurze, aber heftige Krieg mit den Winnebagoes, Foxes und Sacs unter ihrem kühnen Häuptling Black Hawk („Schwarzer Falke") am obern Mississippi im Jahre 1832. Die spätern Indianerkriege, wie z. B. die gegen die Modocs und die Nez Percés, sind wol als kostspielige und grausame Guerrillakämpfe zu bezeichnen, deren Ursprung oft mehr in der Raubgier und Gewaltthätigkeit der Weißen, als in der Gefährlichkeit der Indianer zu suchen und zu finden ist.

In der neuern und der neuesten Zeit ist nun die Politik der Regierung der Vereinigten Staaten augenscheinlich darauf gerichtet, die einzelnen, als Jäger umherschweifenden Indianerstämme immer mehr und mehr auf sogenannten Reservationen, d. h. auf vertragsmäßig ihnen überlassenen Landstrecken, einander näher zu bringen. Der Zweck dieser Vereinigung ist ein doppelter: einmal sind die Indianer auf diese Weise besser zu übersehen und zu überwachen, dann aber sind sie so auch am leichtesten von dem unsteten Nomadisiren zu entwöhnen und zu friedlichen Beschäftigungen, namentlich zum Ackerbau und zur Viehzucht, zu bewegen. Je enger und dichter die Rothhäute im Verhältniß zu ihrem frühern Leben zusammengedrängt werden, desto mehr und schneller werden sie sich gezwungen sehen, durch Arbeit und geregelte Thätigkeit ein civilisirtes Leben zu beginnen. Daß ein solcher Fortschritt möglich ist, beweisen bereits einige ackerbauende Stämme in dem Indianerterritorium und in einzelnen andern Gegenden

Digitized by Google

der Union. Leicht fällt allerdings ein solcher Civilisationsfortschritt, der die Auflösung der alten Stammesverbände zur nothwendigen Folge hat, den Indianern nicht; gab doch z. B. Peah, ein Häuptling der Uteindianer in Colorado, als er im Jahre 1870 aufgefordert wurde, sich mit seinen nähern Stammesverwandten auf einer ihm von der Unionsregierung angebotenen Reservation niederzulassen und daselbst Ackerbau und Viehzucht zu treiben, die naive Antwort: „Ich lehne dieses Anerbieten ab; denn noch haben wir in den Gegenden, wo wir jetzt leben, Büffel genug, um dieselben zu jagen, von ihrem Fleische zu leben und uns mit ihren Fellen zu kleiden; wenn erst die Büffel verschwunden sind, dann mögen unsere Kinder die Sitten und Gebräuche der weißen Brüder kennen lernen und annehmen; jetzt ist dies noch zu früh." Es verging indeß kein Decennium, da verstanden sich diese Uteindianer durch die Bemühungen von Karl Schurz, der bekanntlich unter der Präsidentschaft von Rutherford B. Hayes (1877—81) das Ministerium des Innern bekleidete, dazu, das wilde Jäger- und Kriegerleben mit dem Ackerbau und der Viehzucht zu vertauschen. Nicht ohne Bedeutung für die Civilisation der Rothhäute ist auch die von Karl Schurz ins Leben gerufene Gründung von Indianerschulen gewesen, in denen Knaben und Mädchen in der englischen Sprache, in Hausarbeiten, in der Ackerwirthschaft und in verschiedenen Handwerken unterrichtet wurden. Die von Schurz inaugurirte Indianerpolitik ist auch im wesentlichen von seinen Amtsnachfolgern Kirkwood und Teller befolgt worden, um so mehr, als der Congreß bis in die neueste Zeit hinein nicht verfehlte, für die Civilisirung der Indianer entsprechende Geldmittel zu bewilligen. Daß indeß derselben noch immer große Hindernisse entgegenstehen, das beweist unter anderm ein Brief des Ministers Teller an den Commissar des Indianerdepartements, in welchem er vor nicht langer Zeit nachdrücklich auf die Abschaffung verschiedener grausamer und gemeinschädlicher Sitten und Gebräuche drang, die noch immer bei einer großen Anzahl von Indianerstämmen, selbst bei denen, die bereits auf Reservationen leben, herrschend sind. Zu diesen schädlichen, ein höheres Culturleben verhindernden Gewohnheiten zählt nun Teller die alten heidnischen Indianertänze, wie den Sonnentanz, den Scalptanz, den Kriegstanz u. s. w. Die mit diesen Tänzen verbundenen Feste dienen nur dazu, die blutdürstigen Leidenschaften der Rothhäute zu entflammen. Demnächst erblickt der Minister in dem bei vielen Indianern herrschenden Institut der Polygamie und in dem bösen Einfluß des sogenannten „Medicinmannes" höchst gefährliche Hindernisse der Civilisirung. Unter dem Deckmantel der Heilkunst und trügerischen Beschwörungswerken weiß der Medicinmann die ältern Stammesgenossen den heidnischen Gebräuchen treu zu erhalten und die jüngern an dem Besuche der Schulen zu verhindern. Allein allen diesen Hemmnissen zum Trotz kann darüber kein Zweifel bestehen, daß der Regierung der Vereinigten Staaten schließlich die Civilisation der Rothhäute gelingen wird. Eine andere Frage aber ist es, ob nicht mit dieser Civilisation auch der Untergang der rothen Rasse in der Nordamerikanischen Union verbunden ist. Hierüber sind jedoch die Ansichten sehr verschieden. Die sogenannte „Withering theory", der gemäß die Indianer Nordamerikas unvermeidlich dem Untergange geweiht sind, hat in neuerer Zeit beachtenswerthe Gegner

Digitized by Google

gefunden, so namentlich für die Indianer in Alaska in W. H. Dall und für die südöstlich von Alaska wohnenden Thlinkiten in Dr. Aurel Krause, für die Rothhäute in Britisch-Nordamerika in Wilson und für die in den Vereinigten Staaten in George Catlin und Mallery. Dr. Aurel Krause schilderte unlängst in einem in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehaltenen Vortrage nach eigener Anschauung das Leben, die Sitten und Gebräuche des Thlinkitenstammes, der etwa 8—10000 Seelen zählt, und kam zu dem Schluß, daß trotz etwaiger stärkerer Einwanderung der Weißen und trotz mancher blutigen Fehde unter den einzelnen in Alaska wohnenden Indianern ein Aussterben der Thlinkiten nicht so bald zu befürchten sei, wenn auch ihre individuelle Selbständigkeit in nicht zu langer Zeit verloren gehen würde. Wilson spricht sich hinsichtlich der Indianer im britischen Nordamerika dahin aus, „daß von einem Hinschmelzen der dortigen Rothhäute nicht die Rede sein könne, daß sie vielmehr mit der weißen Bevölkerung in Canada sich amalgamirten und aller Wahrscheinlichkeit nach bald Ein Volk mit ihr ausmachen würden.“ *) Mallery aber hat überzeugend nachgewiesen, daß die ältern Angaben über die Volkszahl der Indianer sehr übertrieben waren; er zeigt außerdem, daß die Indianer in alter Zeit vorzugsweise an den Ufern von Strömen und Seen und am Meeresgestade, selten oder nie aber in den weiten Flächen der Prairien gewohnt haben, die sie ohne Hülfe der erst von den Europäern eingeführten Pferde nicht zu bewältigen vermochten, und daß die Stämme, welche man heute als Prairieindianer kennt, ursprünglich auch Fluß- und Seeanwohner gewesen sind. Eine unzweifelhafte Thatsache ist es, daß ein großer, wenn nicht der größere Theil Nordamerikas zur Zeit der Entdeckung durch europäische Nationen unbewohnt war. Da nun die weißen Ankömmlinge sich vielfach auf den Verkehrswegen der Indianer bewegten, die letztern aber mit Vorliebe da zusammenströmten, wo jene auftraten, so wurde aus leichtbegreiflichen Gründen die Zahl der Eingeborenen überschätzt. Schließlich übertrieben die Rothhäute aus der ihnen angeborenen Ruhmredigkeit und aus Stammeseitelkeit ihre Macht und Menge in ihren eigenen Angaben sehr häufig; auch trugen Indianer eines und desselben Hauptstammes oft sehr verschiedene Namen, wodurch natürlich die Zahl derselben wiederum hinaufgeschraubt wurde, indem man denselben Stamm mehrmals zählte. Andererseits räumten jedoch die ewigen Kriege sowie manche eingeschleppte Krankheiten, z. B. Blattern, welche der Medicinmann zu heilen nicht im Stande war, arg unter den Rothhäuten auf. Auch muß zugegeben werden, daß mit der fortschreitenden Civilisation der Indianer die Vermischung derselben mit der weißen Rasse zunimmt; und da die Mischlinge naturgemäß die Tendenz haben, in den Weißen aufzugehen, so wird der „rothe Mann“, wie Ratzel sagt, wahrscheinlich „nicht ganz durch Aussterben, sondern theilweise durch Aussterben, theilweise durch Mischung mit den Weißen zu Grunde gehen, das letztere aber sehr langsam“. **)

*) Vgl. Johannes Baumgarten, „Amerika, eine ethnographische Rundreise u. s. w.“ (Stuttgart 1882), S. 298 fg.

**) Vgl. Dr. Friedrich Ratzel, „Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika“, I, 107 fg.

Digitized by Google

Die von uns während eines langjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten, namentlich im Westen, gemachten Erfahrungen und Beobachtungen bestimmen uns, der Ansicht Ratzel's im wesentlichen beizutreten und nur in diesem Sinne die Behauptung von Dr. E. O. Hopp gelten zu lassen, daß „die heutigen Indianer Nordamerikas ein untergehendes Volk repräsentiren". Beachtenswerth ist noch, daß sich die Beziehungen zwischen Weißen und Indianern innerhalb des weiten Gebietes der Vereinigten Staaten je nach der Nationalität der weißen Einwanderer verschieden gestaltet haben. Dieser Gegensatz wiederholt sich übrigens in der Colonisationsgeschichte von ganz Amerika, im Süden wie im Norden. Die romanische Immigration tritt überall dem Indianer leichter näher und vermischt sich viel schneller mit ihm als die germanische Einwanderung. So haben z. B., ganz abgesehen von den zumeist durch Spanier entdeckten und gegründeten Staaten in Süd- und Mittelamerika, in Missouri die Franzosen viel leichter engere Verbindungen mit den Indianern angeknüpft als die Engländer im Osten der Union. Ratzel will diesen Gegensatz zum Theil durch die Art der Einwanderung erklären, die sich allerdings bei den Angehörigen germanischer Stämme vorwiegend in Familien, bei denen romanischer Rasse aber mehr durch einzelne jüngere Männer vollzog.

Nach diesen kurzen Bemerkungen über die Indianerfrage im allgemeinen und über das etwaige Aussterben der rothen Rasse in den Vereinigten Staaten im besondern wenden wir uns jetzt zu unserm eigentlichen Thema, zur Besprechung der verschiedenen Begräbnißarten der Indianer Nordamerikas. Wir legen dabei die jährlichen Berichte des „Ethnologischen Bureau" in Washington-City aus den Jahren 1879 und 1880 zu Grunde, und namentlich die ebenso interessanten wie genauen Forschungen des Dr. H. C. Yarrow.*) Nur das sei noch zuvor bemerkt, daß aus der Combination aller Angaben des Census von 1880, wie nachstehende Tabelle darthut, während des Decenniums von 1870 bis 1880 keine Abnahme der Indianer in den Vereinigten Staaten hervorgeht:

	1870.	1880.
Indianer außer Stammverband . .	25731	66407
„ in Stämmen lebend . .	228614	179232
„ im Indianerterritorium .	59367	76895
	313712	322534

Seit den letzten Jahrzehnten haben bekanntlich die ethnologischen Forschungen einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen, namentlich aber ist dies auch in Bezug auf die Begräbnißarten der verschiedensten Völker und Volksstämme aller Zeiten der Fall gewesen. Da nun die alten Sitten und Gebräuche, welche von den Indianern Nordamerikas, speciell der Vereinigten Staaten, bei den Bestattungen ihrer Todten in früherer Zeit befolgt wurden und zum Theil noch jetzt befolgt werden, unter dem Einfluß der Civilisation und infolge anderer, die bis-

*) „First Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution" (Washington 1881), S. 89—203.

Digitized by Google

herigen Gewohnheiten umgestaltender Einwirkungen immer mehr dahinschwinden, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, die mannichfachen Bestattungsarten der genannten Indianer auf Grund zuverlässiger Forschungen zusammenzustellen und etwas näher zu beleuchten. Es wird sich dabei zeigen, daß die Indianerbegräbnisse in vieler Hinsicht eine große Aehnlichkeit mit der Art und Weise haben, in welcher viele Völker der Alten Welt ihre Todten zu bestatten pflegten oder auch noch bestatten.

Man kann mit Dr. Yarrow im wesentlichen sieben verschiedene Bestattungsarten als bei den Indianern der Nordamerikanischen Union gebräuchlich annehmen. Die erste Art möchten wir als das Begraben (inhumation) bezeichnen. Man legte die Körper der Verstorbenen in einfache Gräber, die im Freien oder auch in den Hütten (wigwams) der Geschiedenen gegraben und nicht selten mit Steinen ausgesetzt oder mit Fellen und Decken belegt waren; zuweilen häuften sie mehr oder weniger Erde auf die Begräbnißstellen. Einige Stämme bestatteten ihre Todten auch in natürlichen oder künstlich hergestellten Höhlen (caves oder caverns). Die zweite Bestattungsart geschieht durch Einbalsamiren (embalmment), wobei die mumificirten Körper später in Gräbern oder Höhlen beigesetzt werden. Die dritte, aber mit Recht als eine besondere Beerdigungsart in Zweifel gezogene Beisetzung der Todten geschieht in Urnen (deposition of remains in urns); bei der vierten Beerdigungsweise, die Dr. Yarrow als „surface burial" bezeichnet, werden die sterblichen Ueberreste der Geschiedenen nicht vollkommen zur Erde bestattet, sondern nur leicht mit Erde oder Steinen bedeckt. Die fünfte Art, die Todten zu bergen, wird die Luftbestattung (aerial sepulture) genannt; die beiden letzten Bestattungsarten endlich geschehen entweder durch Verbrennen (cremation) oder durch Aussetzen der Leichen in das Wasser oder auf dasselbe (aquatic burial). Es mag uns nun vergönnt sein, die vorstehend bezeichneten Bestattungsarten, welche man durch Unterabtheilungen noch vermehren könnte, etwas näher zu schildern.

Die bei den nordamerikanischen Indianern gebräuchlichste Bestattungsart ist das Begraben. Nach Schoolcraft, dem man in dieser Frage volles Vertrauen schenken darf, gruben die im Staate Neuyork lebenden Mohawks eine große, runde Höhle, in welche die Leiche entweder aufrecht oder in hockender Stellung hinabgelassen wurde; hierauf wurde ein Bret über den Todten gelegt, damit derselbe nicht zu sehr von der in die Grube geworfenen Erde gedrückt werde. Ein leichter, runder Hügel bezeichnete die Begräbnißstätte. Der Verstorbene wurde allemal im vollsten Schmucke zur Erde bestattet; der Wampumgürtel und andere werthvolle Dinge wurden zu ihm in das Grab gelegt. Die Verwandten duldeten nicht, daß Gras oder Blumen auf dem Grabe wuchsen, wohl aber besuchten sie dasselbe häufig und stimmten Klagelieder an. Auch die Indianerstämme der Sacs und Foxes in Nebraska hielten sehr darauf, daß ihre Todten nicht mit der Erde in Berührung kamen. In frühern Zeiten legten diese Stämme ihre Todten in Gräber, die ungefähr $2^1/_2$ Fuß tief waren; das Haupt des Geschiedenen war stets nach Osten gekehrt, und das Begräbniß fand möglichst bald nach dem Tode statt. In neuerer Zeit bedient man sich durchschnittlich einfacher Särge. Was die bei den Begräbnißfeiern der genannten Stämme gebräuchlichen Ceremonien anlangt, so

Digitized by Google

war früher jeder Verwandte des Verstorbenen verpflichtet, ihm irgendetwas in das Grab nachzuwerfen. Wie man bei uns den Geschiedenen vielfach Blumen in das Grab zu streuen pflegt, so war es bei den Sacs und Foxes feststehende Sitte, den Todten kleine Gaben zu weihen; es war nicht nothwendig, daß diese Gaben irgendeinen Werth hatten, ein einfaches Kleidungsstück oder irgendein Lappen genügte. Nachdem die Leiche in das Grab hinuntergelassen war, hielt einer der überlebenden Genossen eine Rede, in welcher er dem Verstorbenen den Rath gab, sich direct nach Westen zu begeben: dort würde er bald Mocassinspuren finden, denen er nachfolgen müsse, bis er an einen großen Fluß, den „Fluß des Todes", käme; quer über diesen Fluß liege ein kahler, glatter Baumstamm, auf welchem er, falls er ein gutes und ehrenhaftes Leben geführt habe, leicht an das jenseitige Ufer gelangen könne, wenn aber sein Leben schlecht und tadelvoll gewesen, so würde jener Baumstamm krumm und schlüpfrig werden und er in den reißenden Strom fallen und für immer verloren sein. Wenn der Geschiedene glücklich über den Strom gelangt sei, so würde der „Große Vater" ihn freundlich aufnehmen, aus seinem Haupte das alte Gehirn herausnehmen, und ihm dafür ein neues geben, und dann würde er nach den glücklichen Jagdgründen gelangen, wo stete Zufriedenheit und ewiges Leben herrsche. Nach dem Begräbniß fand stets ein Todtenmahl statt, an dem jeder Verwandte theilnahm; ein Theil der Speisen ward verbrannt, weil man annahm, daß der Geist des Verstorbenen desselben auf seiner Reise bedürfe. In neuerer Zeit wird zwar noch ein Todtenmahl veranstaltet, aber Speisen, verbrannt oder nicht, werden selten in das Grab gelegt; auch wird keine Gedächtnißrede mehr gehalten, die ganze Todtenfeier besteht vielmehr in einem Gedächtnißmahl, das mit Musik und Tanz verbunden ist. Früher ließen die Frauen bei Todtenfeiern ihr Haar aufgelöst und lang herabhängen und waren ebenso, wie die Männer, ganz nackt; während die Frauen nur ihre Wangen schwarz anmalten, war das Antlitz der Männer zehn Tage lang geschwärzt; die Gesichter der Kinder aber waren drei Monate, von dem Todestage an gerechnet, schwarz gefärbt, auch mußten letztere eine ebenso lange Zeit fasten, d. h. sie durften nur einmal am Tage essen, und zwar zur Zeit des Sonnenuntergangs eine Art Maisspeise (hominy). Man glaubte nämlich, daß die Kinder durch dies Fasten in den Stand gesetzt würden, kommende Dinge vorauszusehen und vorherzuverkünden. Die Richtigkeit und die Ausdehnung dieser Prophezeiungen hingen von der gewissenhaften Beobachtung des Fastens ab. Manche dieser Gebräuche werden auch jetzt noch beobachtet, so z. B. das Lösen der Haare, das Schwärzen der Gesichter und das Fasten der Kinder; man hält an diesen Gebräuchen ebenso fest, wie manche christliche Sekten gewisse religiöse Ritusarten streng beobachten, deren vernünftiger Sinn und Werth sehr zweifelhaft ist.

Die Creeks und Seminolen in Florida bestatteten ihre Todten, nach der Angabe zuverlässiger Forscher, in folgender Weise: Sobald ein Mitglied einer Familie gestorben war, begruben die Verwandten die Leiche gerade unter der Hütte, wo der Verstorbene aus dem Leben geschieden war. Man legte den Todten, nachdem man ihn in eine Decke eingehüllt hatte, in sitzender Stellung und mit zusammengebundenen Lenden und Füßen in eine ungefähr vier Fuß tiefe, runde Höhlung.

Digitized by Google

Wenn es ein Krieger war, so wurde er bemalt und erhielt seine Pfeife, seinen Schmuck und seine Waffen mit ins Grab gelegt. Das Grab wurde mit ziemlich starken Stöcken bedeckt und diese mit einer festen Lehmdecke versehen, die das Gewicht eines Mannes zu ertragen vermochte. Die Verwandten stimmten einen lauten Klagegesang an und trugen vier Tage lang Anzeichen der Trauer. War der Verstorbene ein angesehener Mann gewesen, so verließ die hinterbliebene Familie sofort die alte Wohnung und errichtete sich eine neue, weil man den Glauben hatte, daß sich an dem Orte, wo die Gebeine eines Todten ruhten, Kobolde und böse Geister aufhielten. Dr. W. C. Boteler, der als Arzt längere Zeit in Nebraska unter den Otoe- und Missouriindianern lebte, erstattete Dr. Yarrow einen ausführlichen Bericht über die bei den Otoeindianern gebräuchlichen Begräbnißarten; wir entlehnen diesem interessanten Bericht folgende Punkte: Sobald die letzte Stunde eines Otoeindianers herankommt, trifft man Vorkehrungen zu dessen Begräbniß. Die nächsten Verwandten umgeben das Lager des Sterbenden mit lautem Wehklagen, das um so stärker ist, je mehr der Scheidende geachtet und geliebt war. Während der Klagen schmücken die Frauen oder die Kriegsgenossen den Sterbenden mit den Gewändern und Schmucksachen, die er selbst dazu bestimmt; die Frauen aber schneiden sich ihre Haare dicht am Hinterkopfe und an beiden Seiten des Hauptes ab. Das Begräbniß selbst wird mit großer Feierlichkeit und Sorgfalt vollzogen. Der reichgeschmückte Todte ist in etwas aufrechter Lage in seiner Hütte ausgestellt. Alle Bekannten und Verwandten, die besonders zu der Todtenfeier eingeladen sind, stimmen lauts Klagen an; die Stammesältesten bilden einen Kreis und singen einen besondern Trauergesang, der mit Schlägen auf einer Trommel oder einem Kessel begleitet wird. Einer der ältern Verwandten erhebt sich alsdann und beginnt, den Tomahawk in der Hand, mit lautem Geschrei einen wilden Tanz, indem er Beschwörungsformeln gegen den bösen Geist hersagt und denselben nach dem Lande zu treiben sucht, wo die Sonne untergeht. Nachdem der böse Geist auf diese Weise wirksam gebannt worden ist, mildern sich die Trauerklagen und bald darauf beginnt das Trauermahl, das verhältnißmäßig sehr reich ist. Nicht selten erzählt jetzt einer der ältesten der anwesenden Indianer die Kriegs- und Ruhmesthaten des geschiedenen Freundes in klagendem Tone, weist aber zugleich darauf hin, daß Muth und Tapferkeit allein den Weg zu dem Lande bahnen, wo der Große Geist (the Great Spirit) regiert. Wenn das Todtenfest sich seinem Ende nähert, pflegen die überlebenden Freunde die trauernde Familie mit nützlichen Gaben, wie z. B. mit Kleidungsstücken, häufig sogar mit Ponies oder Pferden, zu beschenken. Sobald die Feier beendet ist, wird der Todte sorgsam auf einen Wagen gehoben und unter Begleitung aller Verwandten und Bekannten nach dem Begräbnißplatz gebracht und der Erde übergeben. Als Wagen noch nicht in der Mode waren, band man den Todten auf einem Pferde fest und brachte ihn so nach seiner letzten Ruhestätte. Dort angelangt, wurde das Grab mit Stroh- oder Grasmatten ausgelegt, auch Tücher und Hausgeschirr aller Art wurden hineingethan. Dann wurde ein Pferd neben das gewölbte Grab geführt und getödtet, zuweilen auch ein Hund; die Köpfe beider Thiere legte man auf das geschlossene Grab, ebenso auch Sattel und Zaum, Decken, Schüssel u. s. w. In neuerer Zeit

Digitized by Google

begraben die Otoeindianer nicht selten ihre Todten in einfachen Särgen. Wenn die Bestattung der Leiche geschehen ist, vertheilen die nächsten Verwandten das Eigenthum des Todten unter sich, sodaß die trauernde Familie oft in großer Armuth zurückbleibt; dieselbe erträgt aber anscheinend ihr hartes Geschick mit bewundernswerther Ruhe. Aehnlich, wie bei andern alten Völkern, halten die Otoes vier Tage und vier Nächte Wache bei dem Grabe und brennen Feuer; in der letzten Nacht wird in der unmittelbaren Nähe des Grabes ein kleines Feuer angemacht und bis Sonnenaufgang erhalten. Es existirt nämlich eine alte Tradition, daß um diese Zeit der begrabene Indianer wieder aufersteht, sein Geisterroß besteigt und auf ihm in die glücklichen Jagdgründe reitet.

Die Pimaindianer in Arizona geben sich nach den übereinstimmenden Berichten von F. E. Großmann, Hubert H. Bancroft und M. Alfons Pinart alle Mühe, ihre Todten möglichst vor der Berührung mit der Erde zu bewahren; sie umwinden dieselben zu dem Ende dicht mit Stricken und lassen sie in eine 4—5 Fuß tiefe, und 2 Fuß breite, runde Höhle hinab. Die Leiche befindet sich in einer hockenden Stellung. Damit nicht Raubthiere zu den Todten gelangen, wird das gefüllte Grab fest mit Bretern oder Bäumen zugedeckt. Die vom Blitze Erschlagenen lassen die Pimas und auch andere Indianer unberührt auf dem Platze liegen, wo der Blitz sie traf, da sie die Getroffenen nicht für todt, sondern nur für betäubt halten. Das Begräbniß pflegt ohne große Feierlichkeiten während der Nachtzeit vorgenommen zu werden; die Hinterbliebenen singen einen Todtengesang, sonstige Zeichen tiefer Trauer sind selten. Die Beerdigung geschieht, wenn es irgend möglich ist, unmittelbar nach dem Tode, weshalb die Gräber in der Regel schon vor dem Hinscheiden des Patienten gegraben sind. Zuweilen werden Personen, deren Gräber schon offen dastehen, wieder gesund. Nachdem die Beerdigung stattgefunden hat, werden die Wohnung und die Sachen des Verstorbenen verbrannt und sein Vieh und seine Pferde getödtet, das Fleisch derselben aber wird für die Leidtragenden gekocht. Infolge der Sitte, daß alles Eigenthum des gestorbenen Gatten zerstört wird, verarmen dessen Witwe und Kinder. Aus diesem Grunde lieben es die Frauen der Pimaindianer nicht, viele Kinder zu haben, weil es ihnen schwer wird, dieselben nach dem Tode des Gatten großzuziehen. So erklärt es sich, daß Kindestödtung bei den Pimas sehr häufig ist und als kein Verbrechen angesehen wird. Nach Verlauf eines Trauerjahres kann eine Pimawitwe wieder heirathen; sobald sie aber Kinder hat, findet sie nur selten einen Mann. Die Witwen dieser Indianer besitzen durchschnittlich etwas Land, das meistens von ihren Freunden und Verwandten bestellt wird. Nach der Beschreibung des Ethnologen Stephen Powers bestatten die Yuki in Californien ihre Todten ähnlich wie die Pimas in Arizona.

Dr. Fordyce Grinnel berichtet uns über die von den Comanches im Indianerterritorium beobachtete Bestattungsweise in der Hauptsache Folgendes: Wenn der Tod an einen Comanchen herantritt, so werden, obschon das Leben noch nicht vollständig entflohen und der Körper noch seine natürliche Wärme bewahrt, die Schenkel und Füße möglichst nahe und fest nach der Brust hingebogen, ebenso die Arme, sodaß der gebückte Kopf fast auf den Knien ruht. In dieser Stellung wird der

Digitized by Google

Körper mit einem Stricke fest zusammengebunden und dicht in eine Decke gehüllt, wodurch er eine nahezu runde Form erhält. Alsdann setzt man die Leiche auf ein Pferd, wo sie von einer dahintersitzenden Frau (squaw) festgehalten wird; zuweilen reiten auch zwei Frauen neben dem Todten und bewahren ihn vor dem Herabfallen. Sobald man den Begräbnißplatz erreicht hat, rollt man die Leiche, ohne viele Umstände zu machen, in die Grube, die sich westlich von der Wohnung des Gestorbenen zu befinden pflegt; statt einer Grube wählt man auch oft eine natürliche Höhle, wie sich solche in der Gegend, wo die Comanchen leben, häufig finden. Mit dem Todten zugleich werden Pfeile und Bogen, nachdem man sie zerbrochen hat, sein Sattel und andere ihm werthvolle Dinge bestattet. Alsdann füllt man die Grube mit Erde und Zweigen, zuletzt auch wol mit Steinen. Das beste Pferd, welches der Verblichene besaß, wird an das Grab geführt und dort getödtet, damit der Geschiedene in der jenseitigen Welt wohl ausgerüstet erscheinen kann. In frühern Zeiten wurden, wenn ein Häuptling gestorben war, auch mehrere Pferde geopfert. Es herrscht bei den Comanchen der Glaube, daß, wenn einem ihrer Krieger bei dessen Begräbniß kein Pferd geopfert wird, der Geist des Verstorbenen ruhelos umherwandert und den Mitgliedern seines Stammes als Gespenst erscheint. Die Trauerceremonien bestehen darin, daß Klagelieder gesungen werden und die nächsten Verwandten sich die Haare abschneiden und mit einem Messer Brust und Arme blutig ritzen; die weniger nahen Verwandten und die Freunde schneiden sich das Haar nur auf einer Seite des Kopfes ab. Nicht ohne Interesse ist es, daß einige Negerstämme in Afrika ihre Todten ähnlich bestatten wie die Comanchen.

Die mehr civilisirten Indianer, wie z. B. die Pueblos in Neumexico, begraben ihre Todten in horizontaler Lage und in Gräbern, welche 6 Fuß tief, 7 Fuß lang und 2 Fuß breit sind, doch sind diese Gräber niemals gewölbt, sondern stets flach. Vor uns liegt ein genauer Bericht aus der Feder des Richters Anthony Joseph, in welchem die Art und Weise beschrieben wird, wie die Piros (sie selbst nennen sich „Wee-ka-nahs), die zu den Pueblo-indianern gehören, ihre Todten bestatten. Die Gestorbenen, gleichgültig ob Männer oder Frauen, werden zunächst auf eine Büffelhaut gelegt und dann mit ihren schönsten Kleidungsstücken und Schmucksachen geziert; das Antlitz wird mit rothen und weißen Farben bemalt; an den Füßen haben sie die Mocassins, welche sie beim Tanze zu tragen pflegten. Obschon die Piros die christliche Religion angenommen haben, so legen sie ihren Todten doch verschiedene Speisen ins Grab, damit sie auf der langen Reise in die schönen Jagdgründe keinen Mangel leiden. Wenn die Leiche völlig angekleidet und geschmückt ist, so werden mehrere Lichter um dieselbe angezündet, die so lange brennen, bis die Bestattung vor sich geht. Verwandte, Freunde und Nachbarn stellen sich ein, klagen und singen, beten für die Seele des Geschiedenen und heben seine Tugenden rühmend hervor. Um Mitternacht findet das Todtenmahl statt, das so lange zu dauern pflegt, bis der katholische Priester erscheint und nach dem Ritus seiner Kirche das Begräbniß vornimmt. Wie Anthony Joseph, der mehr als zwanzig Jahre in der Nähe der Pueblos wohnte und wiederholt Zeuge ihrer Todtenbestattungen war, berichtet, währt die Trauerzeit der genannten Indianer ein Jahr, und während dieses Zeitraums betheiligen sich die Leidtragenden an

Digitized by Google

keinem Nationalfest ihres Stammes. Auch die Wichitaindianer oder, wie sie sich selbst nennen, „Kitty-ka-tats", und die Caddoes senken ihre Todten in ordentliche Gräber, die allerdings nur 3—4 Fuß tief sind, hinab; den Männern legt man ihre Bogen und Pfeile oder auch Flinten, falls sie solche haben, mit ins Grab, den Frauen ihre Kochgeschirre oder andere Werkzeuge, mit denen sie zu arbeiten gewohnt waren. Bei den Caddoes herrscht übrigens die eigenthümliche Sitte, daß, wenn einer ihrer Krieger im Kampfe mit dem Feinde gefallen ist, die Leiche desselben nicht bestattet, sondern den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute überlassen wird. Man ist sogar der Meinung, daß die Lage solcher Individuen im jenseitigen Leben eine weit bessere ist als die Lage derjenigen, die eines friedlichen Todes sterben. Nach einigen Schriftstellern sollen übrigens auch die alten Perser die Körper ihrer Todten auf die offene Straße geworfen haben und betrübt gewesen sein, wenn weder Vögel noch andere Raubthiere dieselben verspeisten.

Die Klamath- und Trinityindianer im Nordwesten der Union begruben nach James G. Swan ihre Todten sogar in Särgen, die sie ziemlich tief in die Erde senkten. Die Begräbnißceremonien dieser Stämme währten drei Tage und drei Nächte, und während dieser Zeit war die Seele des Geschiedenen in steter Gefahr, dem Teufel, „O-mah-á" genannt, anheimzufallen. Um dies zu verhindern, zündeten die Verwandten und Freunde des Gestorbenen stets Feuer um das Grab herum an und suchten durch Geheul den bösen Geist zu vertreiben.

Dr. Charles E. McChesney, einer der gewissenhaftesten und sorgsamsten Beobachter, berichtet, daß die Wahpeton- und Sisseton-Sioux in Dakota, welche der presbyterianischen Kirche angehören, ihre Todten nach den Gebräuchen dieser Kirche zur Erde bestatten. Nur insofern befolgen diese Stämme noch ihre alten Gebräuche, als sie das Antlitz eines gestorbenen Kriegers roth bemalen; sie legen demselben auch Speere und Keulen in das Grab und den Medicinbeutel auf die bloße Haut in der Nähe des Herzens. Bei allen Todten, mögen es Männer, Frauen oder Kinder sein, wird die Leiche, wenn der Tod ein natürlicher, d. h. kein gewaltsamer, war, mit dem Gesicht aufwärts ins Grab gelegt; fand aber ein Mord statt, so wird der Todte mit dem Gesicht niederwärts und nach Süden gekehrt begraben. In dem letztern Falle wird der Leiche ein fettes Stück Fleisch in den Mund gesteckt, weil die genannten Indianer der Ansicht sind, daß der Geist des Ermordeten dadurch gehindert wird, das Wild aus ihren Ländereien zu vertreiben. Auch bei diesen Indianern erhalten die Krieger ihre Waffen und die Frauen ihre Koch- und Wirthschaftsgeschirre mit in das Grab.

Nicht alle Indianerinnen hegen, wie wir oben zu bemerken Gelegenheit hatten, eine große Liebe zu ihren Kindern, doch gibt es Ausnahmen. So erzählt McChesney von einem Fall, wo eine Indianermutter sich den Tod ihres Kindes so sehr zu Herzen nahm, daß sie sich mit einem Strick erhing. Während die Männer beim Tode geliebter Kinder sich mit Trauerfarben tätowiren, schneiden sich die Mütter nicht selten die Haare ab und verwunden sich mit Messern. W. Hosmer theilt die Todtenklage eines Indianerstammes, der von Neuengland nach dem Westen der Union verwiesen worden war, um ein geliebtes Mädchen mit; Ernst Otto Hopp aber hat dieses Gedicht folgendermaßen ins Deutsche übertragen:

Digitized by Google

Wir senken die Todte ins stille Grab,
In Otterfelle gekleidet, hinab;
Das Lager ist fertig am schattigen Baum,
Der leis' sie umflüstert am Hügelsaum.
Wenn scheidend versinkt der goldene Tag,
Sein letzter Strahl sie grüßen mag:
Fahr' wohl! Schlaf sanft in süßer Ruh:
Wa-was-te-nac, Ke-to-ni-mi-ku!*)

Wenn der Pflug die Waldesflur aufstört
Und des Jägers Ruf nicht mehr man hört,
Wenn des rothen Manns Wachtfeuer sank
Und die letzte Mär von ihm verklang,
Schon', Blaßgesicht, den Eichenbaum,
Der still umsäuselt des Friedhofs Raum,
Wo sanft sie schläft in süßer Ruh:
Wa-was-te-nac, Ke-to-ni-mi-ku!

Wo des rothen Manns Gebein ausruht,
Schürt bald der Weiße im Herd die Glut,
Nicht mehr dann bleibt unsre Heimstatt hie
Am rauschenden Strand des Menominee.
Doch wandern wir oft aus der Ferne her,
Daß keiner das Grab der Geliebten versehr',
Wo sanft sie schläft in süßer Ruh:
Wa-was-te-nac, Ke-to-ni-mi-ku!

Auf den Schwingen des Windes der gestrigen Nacht
Entfloh ihre Seele zu himmlischer Pracht,
Aus dem Geisterland vernahm sie den Sang,
Der süß wie das Lied des Kirschvogels klang,
Und sprach: „O komm' ins gesegnete Land,
Wo der Tod nie winkt mit der Knochenhand,
Wo der Aether glänzt in ewiger Ruh:
Wa-was-te-nac, Ke-to-ni-mi-ku!"

Es wird behauptet, daß noch viele Jahre, nachdem der vorstehend bezeichnete Indianerstamm nach dem fernen Westen gezogen war, einzelne Mitglieder desselben nach den frühern Sitzen in Neuengland zurückkehrten und die alten Begräbnißstätten am „rauschenden Strande des Menominee" aufsuchten. Es ist dies möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, denn sanftere Gefühlsregungen und romantische Sentimentalität finden sich bei den nordamerikanischen Indianern verhältnißmäßig nur selten oder halten doch bei ihnen nicht lange an; doch gibt es Fälle, wo trauernde Mütter und Witwen lange Zeit treu das Andenken an ihre gestorbenen Kinder und Ehegatten bewahren, auch halten wol die meisten Stämme die Begräbnißplätze ihrer Todten in Ehren. Von den Nadowessiern erzählt A. Bastian in seinem Werke: „Die Culturländer des alten Amerika" (II, 770), daß sie ihre Todten auf einem gemeinsamen Begräbnißplatz zur Erde bestatteten, der sich bei den Antoniusfällen im Staat Minnesota befand, und zwar in der Nähe der Höhle

*) Diese Worte sind indianisch; sie bedeuten auf Deutsch etwa: „Lebe wohl, o Blume."

Digitized by Google

„Wakon-teebe", Wohnplatz der Gottheit. Wenn bei den von den Nadowessiern während des Sommers unternommenen Wanderungen ein Todesfall vorkam und es unmöglich war, die Leiche vor der Verwesung zu schützen, so brannten sie das Fleisch von den Knochen, bewahrten aber letztere auf, um sie später auf dem bezeichneten Begräbnißplatze zu bestatten. Es mag uns gestattet sein, hier eine wol noch wenig bekannte englische Uebersetzung von Schiller's „Nadowessischer Todtenklage" wiederzugeben, und zwar um so mehr, als Dr. Yarrow in seinem Bericht über die verschiedenen Begräbnißarten der Indianer sich dahin ausspricht, daß in diesem Gedicht die Leichenfeier eines indianischen Kriegers in der Hauptsache der Wahrheit gemäß geschildert ist. Dr. Yarrow's Ansicht ist, daß die Uebersetzung aus der Feder von Bulwer stammt, sie lautet:

See on his mat, as if of yore,
  How lifelike sits he here;
With the same aspect that he wore,
  When life to him was dear.
But where the right arm's strength, and where
  The breath he used to breathe
To the Great Spirit aloft in air,
  The peace-pipe's lusty wreath?
And where the hawk-like eye, alas!
  That wont the deer pursue
Along the waves of rippling grass,
  Or fields that shone with dew?
Are these the limber, bounding feet
  That swept the winter snows?
What startled deer was half so fleet,
  Their speed outstripped the roe's.
These hands that once the sturdy bow
  Could supple from its pride,
How stark and helpless hang they now
  Adown the stiffened side!
Yet weal to him! at peace he strays
  Where never fall the snows,
Where o'er the meadow springs the maize
  That mortal never sows;
Where birds are blithe in every brake,
  Where forests teem with deer,
Where glide the fish through every lake,
  One chase from year to year!
With spirits now he feasts above;
  All left us, to revere
The deeds we cherish with our love,
  The rest we bury here.
Here bring the last gifts; loud and shrill
  Wail death-dirge of the brave;
What pleased him most in life may still
  Give pleasure in the grave.
We lay the ax beneath his head
  He swung when strength was strong,

Digitized by Google

The bear on which his hunger fed —
The way from earth is long!
And here, new-sharpened, place the knife
Which severed from the clay,
From which the ax had spoiled the life,
The conquered scalp away.
The paints that deck the dead bestow,
Aye, place them in his hand,
That red the kingly shade may glow
Amid the spirit land.

Die von Dr. Chesney erwähnte Sitte, die Todten mit dem Antlitz nach oben gekehrt zu begraben, ist wol unzweifelhaft die bei den meisten indianischen Stämmen gebräuchlichste, aber durchaus nicht als feststehende Regel anzusehen, da z. B. auf einem Begräbnißplatze in dem Thal von Chama bei Abiquin in Neumexico eine ganze Anzahl von Todten, Erwachsenen und Kindern, gefunden wurde, die sämmtlich mit dem Gesicht niederwärts und nach Süden hin gekehrt begraben waren; daß in diesem Fall überall ein Mord die Ursache des Todes gewesen, ist nicht wohl anzunehmen. Ueber das Alter dieses Begräbnißplatzes konnte man nichts Näheres erfahren; doch meinten die dort wohnenden Indianer, daß derselbe aus der Zeit stamme, wo ihre Vorfahren unter Montezuma von Norden her eingewandert seien. Eine ebenfalls nicht häufige Begräbnißart besteht darin, daß man die Todten in Canoes gelegt bestattete. Näheres hierüber berichtet Franklin B. Hough, der sich auf einen französischen Bericht aus dem Jahre 1794 bezieht und dabei bemerkt, daß die Nachkommen dieser in Canoes bestatteten Indianer, obschon sie weiter westlich gezogen waren, alle Jahre zu den Gräbern ihrer Vorfahren wanderten und ihnen Gaben brachten. Auch in den Indianergräbern bei Santa-Barbara in Californien wurden im Jahre 1875 Skelete in Canoes aufgefunden. Es liegt Grund zu der Annahme vor, daß diejenigen Stämme, welche ihre Todten in Canoes begruben, sich vielfach mit Fischfang beschäftigten, da man Netze, Fischspeere und andere auf Fischfang sich beziehende Geräthschaften in den betreffenden Gräbern fand. H. H. Bancroft bemerkt übrigens, daß auch auf der Mosquitoküste in Mittelamerika die Canoebestattung sehr gebräuchlich war. Doch hierüber noch später.

Ein nicht geringes Interesse gewähren die Steingräber (stone graves oder cists), weil sie mit größerer Sorgfalt und Rücksichtnahme auf die Todten hergestellt sind. Gräber dieser Art finden sich äußerst zahlreich im Staate Tennessee*), aber auch in Illinois, Idaho und andern Staaten und Territorien. In Tennessee findet man oft auf einer einzigen Hügelseite mehrere hundert Steingräber, die zuweilen nur 12—18 Zoll tief und anfangs in concentrischer Form, später aber mehr unregelmäßig gegraben sind. In den Männergräbern liegen Pfeifen, Steinäxte, Messer, Pfeilspitzen u. s. w., in den Frauengräbern irdenes Geschirr, Perlen, Muscheln u. dgl., in den Kindergräbern endlich irdene Spielsachen, Perlen und

*) Vgl. Dr. Jones' „Antiquities of Tennessee" (1876).

Digitized by Google

eigenthümlich geformte Steinchen. Fast alle diese Gräber sind mit Steinen zugedeckt.

Verwandt mit den Steingräbern sind die sogenannten „Mounds" oder Hügelgräber, die sich in vielen Unionsstaaten, z. B. in Indiana, Illinois, Tennessee, Mississippi, Kentucky, Ohio, Missouri, Iowa, Californien und Florida vorfinden. R. S. Robertson untersuchte verschiedene solcher Hügelgräber in der Nähe der Stadt Union-Mills im Staate Indiana; dieselben hatten eine Länge von 140—150 Fuß, eine Breite von 60—70 Fuß und eine Höhe von 3—10 Fuß; ihre Entfernung voneinander betrug 60—100 Fuß. Die in diesen Hügeln gefundenen Schädel wiesen entschieden auf eine vorhistorische Zeit hin und waren fast noch weniger entwickelt als der bekannte Neanderthal-Schädel. „Der Stirnknochen", so berichtete Robertson an die ethnologische Abtheilung des Smithsonian-Instituts in Washington-City, „weicht mit einem stark ausgebildeten Augenknochen rückwärts, sodaß fast gar keine Stirn übrigbleibt; die Augen müssen unter einer scharfen Stirnplatte hervorgeblickt haben, weshalb ich an die Form einer Schildkröte erinnert wurde. Man wäre geneigt, zu glauben, daß ein Stamm von Menschen mit solcher Kopfbildung keiner geistigen Thätigkeit fähig gewesen sein müßte, und doch verstanden sie Werkzeuge und Waffen zu machen, die nicht ganz kunstlos sind; auch müssen sie Achtung vor ihren Häuptlingen und Liebe zu ihren Angehörigen gehabt haben, da sie für dieselben solche Grabdenkmäler errichteten und ihnen für die Reise zum «Großen Geiste» Waffen, Pfeifen und Speisen mitgaben; vielleicht opferten sie ihnen auch ihre Lieblingsfrauen und begruben sie zusammen unter demselben Hügel." In der Regel waren die Mounds in der Nähe von Bächen und Flüssen errichtet. Die Todten scheinen in sitzender Stellung begraben zu sein, ihre Gebeine waren sehr zerbrechlich und zerfielen oft bei der leichtesten Berührung. Die Zähne waren glatt gerieben und deuteten auf hohes Alter und zähe oder harte Speise. Nicht in allen Hügeln fand man irdene Geschirre und Waffen, in den meisten aber Krüge, Steinpfeifen, Speere und Pfeilspitzen; die letztern waren in der Mehrzahl geschickt aus hellern Flintsteinen gefertigt. Aus einem jener Hügel wurde auch ein kupfernes Beil gegraben. Professor Foster hatte Longfellow des Irrthums geziehen, weil er in einem seiner Gedichte gesagt hatte, daß die alten Moundbilder ihre Pfeile aus Sandstein gemacht hätten; Robertson nimmt aber Longfellow gegen diesen Tadel in Schutz, da er thatsächlich in einem Mound eine aus Sandstein gefertigte Pfeilspitze fand. Die aufgefundenen Schmucksachen waren meist aus röthlichen Steinen gemacht.

Im Winter 1848 untersuchten Dr. Augustus Mitchell und Dr. R. Harrison im südlichen Theile von Amelia-Island im Staate Florida einen 15 Fuß hohen und 30 Fuß im Durchmesser messenden Mound, in welchem, nach den Knochenüberresten zu urtheilen, mehrere hundert Personen begraben worden sein müssen; doch deutet dieser Mound auf kein so hohes Alter hin als das von Robertson untersuchte Hügelgrab im Staate Indiana. Immerhin verriethen die Schädelbildung, die Formen der Backenknochen und manche andere Beschaffenheiten der Ueberreste der dort Begrabenen einen entschieden thierischen Entwickelungsgrad. Einige Schädel zeigten deutliche Spuren eines gewaltsamen Todes, indem in dem einen

Digitized by Google

eine steinerne Pfeilspitze steckte, während andere starke Brüche, die wol durch Streitäxte hervorgerufen waren, aufwiesen. Manche der Skelete wiesen auf eine Größe von sechs Fuß und mehr hin; auch fanden sich Schmucksachen, die theils aus rothgefärbten Fischköpfen, theils aus weißen Alligatorzähnen bestanden.

Professor F. W. Putnam zu Cambridge bei Boston in Massachusetts berichtete im Jahre 1878 über Untersuchungen in Clay-County im Staate Missouri. Man fand dort auf beiden Seiten des Missouriflusses eine große Anzahl von Mounds, in denen sich verschiedene Abtheilungen oder Kammern vorfanden, die 8 Fuß im Quadrat und $4^1/_2$—5 Fuß hoch waren und zu denen verschiedene Gänge führten. Die Kammern, welche Spuren von Feuer zeigten, waren mit gebranntem Lehm angefüllt, unter welchem halbverbrannte Knochenreste lagen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Mounds als zweite Begräbnißstätten gebraucht wurden, nachdem die Körper der Verstorbenen entweder ganz oder theilweise verbrannt worden waren. Aehnliches berichtet Caleb Atwater über die Begräbnißhügel in Ohio. Die Asche der Todten wurde alsdann in Urnen gesammelt, die man vielfach in Erdhügeln und auch sonst gefunden hat.

In seinen „Federzeichnungen aus dem amerikanischen Leben", die im Verlag von Otto Janke in Berlin erschienen, erzählt E. O. Hopp manches Interessante über die frühern und jetzigen Indianer; so heißt es z. B.: „Die ältesten Bewohner der Vereinigten Staaten haben viele und interessante Zeugnisse ihrer Wirksamkeit hinterlassen, besonders in den sogenannten Mounds oder künstlichen Erdhügeln am Ohio und Mississippi. Die Schädel, die dort gefunden werden, gleichen weit mehr denen der mexicanischen Indianer als denen der nordamerikanischen. Die Stein- und Metallgeräthe, die Töpferwaaren, die Wälle und Befestigungen, die man in sehr vielen Staaten Amerikas vorfindet, verrathen große mechanische Fertigkeit, die bei weitem diejenige der jetzt lebenden und bekannten Indianer übersteigt. Die meisten metallenen Antiquitäten der Art sind kupfern, oft gut polirt, selten silbern. Armbänder, Medaillen, Pfeilspitzen und Pfeifenköpfe aus Kupfer hat man tief unter der Oberfläche entdeckt. Bei Marietta im Staate Ohio fand man in einem alten künstlichen Erdhügel einen Silberbecher, der regelmäßig gearbeitet und polirt war und innen Vergoldung zeigte.*) Spiegel aus Marienglas hat man ebenfalls an verschiedenen Orten ausgegraben. Bei den Salzwerken des Staates Illinois befindet sich ein alter Brunnen von 400 Fuß im Umfange, wo, wie man glaubt, in den ältesten Zeiten Salz bereitet ward; dazu fand man auch Gefäße, die zum Verdunstenlassen des Salzwassers dienten. Unter Bäumen, die viele Jahrhunderte alt waren, grub man wohlgeformte Ziegel und Herdreste aus. Solcher künstlichen Erdhügel (Mounds) hat man in den Vereinigten Staaten mindestens 5000 schon gefunden. Einige scheinen zu religiösen Zwecken errichtet zu sein, andere dienten zu Begräbnißstätten, eine dritte Klasse zu Vertheidigungszwecken."

*) Wir unsererseits bezweifeln die Richtigkeit der Auffindung eines solchen vergoldeten Silberbechers in den alten Mounds, wie wir auch nach den uns vorliegenden Quellen manche andere Angaben von E. O. Hopp als nicht hinlänglich verbürgt ansehen.

Digitized by Google

Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Creeks und die Seminolen in Florida ihre Familienmitglieder in ihren Wohnungen begruben; wir können hier noch hinzufügen, daß eine ähnliche Sitte bei den Muscogulges in Nord- und Südcarolina, den Chickasaws, den Navajos in Neumexico und Arizona und andern Stämmen herrschten. Wie Dr. John Menard, der längere Zeit unter den Navajos und Chickasaws als Arzt verweilte, erzählt, lassen die Navajos ihre Todten gewöhnlich an dem Orte, wo das Leben den Körper verließ. War dies in einer Wohnhütte geschehen, so bedeckte man die Leiche mit Steinen oder Geröll und Buschwerk und schloß die Hütte zu. Wenn man aber doch aus irgendeinem Grunde den Todten entfernte, so wurde derselbe in eine Felsenspalte gelegt und mit Steinen zugedeckt. Derjenige, welcher die Leiche berührt und fortträgt, entledigt sich zuvor seiner Kleidungsstücke und wäscht später seinen ganzen Körper, bevor er sich wieder ankleidet und unter die Seinigen mischt; die Hütte aber, in der der Navajo starb, wird, wenn die Leiche daraus entfernt worden ist, niedergerissen und verbrannt, weil man glaubt, daß der böse Geist, hier Chinde genannt, an dem Orte bleibt, wo jemand starb oder begraben liegt. Will ein Navajo seine Hütte nicht gern aufgeben, so entfernt er den Kranken daraus und bringt ihn an einen einsamen Ort, wo er ihn entweder verläßt oder ihm auch Nahrung bringt, bis derselbe stirbt. Die Begräbnißceremonien der Navajos sind sehr einfach; den Namen des Gestorbenen nennen sie nicht mehr, aus Furcht, den Zorn Chinde's oder des Teufels auf sich hinzulenken. Einige Negerstämme in Afrika sollen ebenfalls in ihren Hütten ihre Todten begraben. Höhlenbegräbnisse finden sich vielfach in den Vereinigten Staaten, so z. B. in Californien, Colorado, in Utah und in den ältern Staaten, wie Indiana, Kentucky und Ohio, wobei sich herausgestellt hat, daß die so Bestatteten mumificirt waren.*) Die Mumien fanden sich in der Regel in aufrechter Stellung; so namentlich in der bekannten Mammuthhöhle von Kentucky, in Alaska und auf den Aleutischen Inseln. Mit den gestorbenen Männern gab man sich mehr Mühe als mit den Frauen; auf einer der Aleuteninseln fand Capitän Henning, der lange in Ounalaska als Agent einer Handelsgesellschaft lebte, den Begräbnißplatz eines großen Häuptlings, der den wunderbaren Namen Karkhayahouchak trug und als Mumie in Gemeinschaft mit seiner Familie und seinen nächsten Verwandten begraben worden war.

Das Begraben der Todten oberhalb der Erde (surface burial) fand nach der Ansicht einiger ethnologischer Forscher nicht gerade häufig statt und geschah meistens nur, wenn die Zeit drängte, oder bei Stämmen, die eine nomadische Lebensweise führten und keinen festen Wohnsitz hatten. Andererseits finden sich aber zu viele Beispiele der zuletzt genannten Begräbnißart und zwar bei hervorragenden Gelegenheiten, wo keine Eile nöthig war, und bei Stämmen, die man nicht zu den wild umherschweifenden zählen kann, sodaß man kaum mit der Annahme fehlgehen wird, daß eine nicht geringe Anzahl von Indianern die ständige Gewohnheit besaß, ihre Todten oberhalb der Erde zu bestatten. Wenn erzählt wird, daß die Semi-

*) Vgl. Bastian, a. a. O., S. 771.

Digitized by Google

nolen in Florida vielfach ihre Todten in hohle Bäume legten, mochten diese aufrecht stehen oder umgeworfen sein, so unterliegt es keinem Zweifel, daß manche östliche Stämme niedergehauene Bäume spalteten, mühsam aushöhlten, ihre Todten hineinlegten und dann die beiden Baumhälften, in denen die Leichen geborgen waren, fest zusammenbanden. Zuweilen wurde über die so bestatteten Todten ein hölzernes Dach errichtet und um sie herum ein Zaun gezogen. Der obenerwähnte R. S. Robertson berichtet, daß die Miamiindianer eine ganz ähnliche Begräbnißart beobachteten; auch bei den alten Bewohnern von Dänemark soll dies der Fall gewesen sein. George Catlin liefert uns in seinem Werke „Manners, Customs etc. of North-American Indians" (1844) eine romantische Schilderung von der Begräbnißweise Blackbird's, des oft genannten Häuptlings der Omahaindianer. Auf Blackbird's ausdrücklichen Wunsch brachten seine Stammesgenossen seinen Leichnam auf eine Anhöhe, die er gern zu besuchen pflegte. Er besaß eine ganze Anzahl von Pferden, sein Lieblingsroß aber war eine weiße Stute; diese wurde auf die Spitze der dicht mit Gras bewachsenen Anhöhe geführt und dort lebendig begraben in Gegenwart seines ganzen Stammes und verschiedener weißer Pelzhändler. Nachdem das Pferd nahezu mit Erde bedeckt war, sodaß es sich nicht mehr rühren konnte, wurde Blackbird in gerader Haltung auf dasselbe gesetzt, mit dem Bogen in der Hand, dem mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken; auch gab man ihm seine Pfeife und einen wohlgefüllten Tabacksbeutel, dazu einen Feuerstein, Stahl und Zunder, und damit ihm gar nichts auf der Reise in die schönen Jagdgründe fehle, erhielt er auch seinen Medicinsack und hinreichend getrocknete Speisen. Die Scalpe, welche von den Häuptern seiner Feinde genommen, wurden ihm als stolze Trophäen an dem Zügel seines Pferdes befestigt. Er selbst war im vollsten Kriegsschmuck, das Haupt mit den Federn des Kriegsadlers geziert. Die Medicinmänner erwiesen ihm die letzten Ehren und die Krieger seines Stammes färbten die Finger und die innere Seite seiner rechten Hand mit einer hochrothen Farbe, auch die beiden Seiten seines milchweißen Pferdes wurden ebenso bemalt. Nachdem dies alles geschehen war, wurden Roß und Reiter mit grünen Rasenstücken bedeckt. Die Sacs und Foxes bestatteten ihren berühmten Häuptling Black Hawk in ähnlicher Weise, nur nicht mit seinem Pferde. Die Leiche wurde in eine flache Grube gelegt, und zwar in sitzender Stellung; der Oberkörper ragte aus der Erde hervor, wurde aber mit einer Buffalohaut bedeckt. Rings um das Grab wurde ein Graben gezogen, in welchem hohe Pfähle so dicht hineingrammt wurden, daß die wilden Thiere nicht zu dem Todten gelangen konnten. Eine solche Begräbnißart widerfuhr auch andern Häuptlingen, nur war dieselbe weniger feierlich; selbst die gewöhnlichen Stammesmitglieder der Sacs und Foxes wurden so zur Erde bestattet, allein die um die Gräber herum eingerammten Pfähle waren weniger hoch. Nur zur Hälfte mit weicher Erde und Baumrinde bedeckt, aber mit Zweigen und Pfählen umgeben, wurden in der Regel von den Sanks, Pottawatomies und andern Indianern ihre Todten begraben.

Eine andere, hier zu erwähnende Bestattungsweise, von den Amerikanern „cairn burial" genannt, war lange Zeit bei den in den Felsengebirgen (Rocky-Mountains) und den californischen Sierra Nevadas lebenden Indianern im

Digitized by Google

Gebrauch und findet sich dort auch noch jetzt nicht selten. Im Sommer des Jahres 1872 bereiste Dr. H. C. Yarrow das mittlere Utah und suchte dort einen jener Felsenbegräbnißplätze auf, die sich in den genannten Gegenden nicht selten finden. Mit einem Führer versehen, gelangte er bald nach einem steilen und felsigen Bergabhange, wo sich verschiedene geöffnete Gräber vorfanden, die etwa in folgender Weise hergestellt sein mußten: Man hatte zunächst eine Masse Steingeröll aus einer größern Bergritze entfernt und dann die so entstandene Felsenhöhle mit Decken und Häuten ausgelegt, worauf die mit Waffen und Schmucksachen versehene Leiche ihren Platz fand. In der unmittelbaren Nähe dieser Steingräber lagen viele Knochenüberreste von Pferden umher, die unzweifelhaft während der Begräbnißceremonien zum Opfer gebracht worden waren. In einer der Grabstätten, die einem Häuptling gehört haben soll, war außer verschiedenen nützlichen und zum Schmuck dienenden Dingen auch das Skelet eines Knaben aufgefunden worden, der, wie die Sage geht, einem feindlichen Stamme angehört hatte, aber gefangen genommen und mit der Leiche des Häuptlings lebendig begraben worden war. Dr. O. G. Given, der längere Zeit unter den Kiowa-, Comanche- und Apacheindianern im Indianerterritorium lebte und als Arzt der dort befindlichen Agentur der Vereinigten Staaten beigegeben war, berichtet Folgendes: „Die hiesigen Indianer begraben ihre Todten meistens in Felsenhöhlen, ohne dabei besondere Sorgfalt anzuwenden, namentlich, wenn sie sich auf der Reise befinden. Ich war bei der Bestattung des Apachenhäuptlings Black Hawk zugegen, dessen Leiche ich auf einem leichten Wagen nach einem Bergabhange hinbrachte. Die Stammgenossen des verstorbenen Häuptlings suchten eine etwa 4 Fuß weite und 3 Fuß tiefe Felsenöffnung auf, füllten dieselbe nach verschiedenen Seiten hin mit losen Steinen aus und stellten so ein leidlich gutes Grab her, in welches Black Hawk, das Gesicht niederwärts gekehrt, gelegt wurde. Alsdann holte man kurze Stangen, die man auf hervorragenden Felsvorsprüngen quer über die Leiche legte und mit Zweigen und Buschwerk bedeckte; auf das Ganze wurden schließlich flache Felsstücke gerollt.“ Die so bestatteten Leichen sind meistens mit den Kleidungsstücken und Schmucksachen angethan, die der Verstorbene am liebsten hatte; das Antlitz ist mit irgendeiner Farbe angemalt, meistens roth oder gelb; die Hände sind über der Brust gekreuzt. In das Grab werden Waffen, Bogen und Pfeile, Taback und, wenn sie da sind, Decken, Mocassins und Trinkgeschirre verschiedener Art gelegt. Ein oder mehrere Pferde werden über dem Grabe oder in der Nähe desselben getödtet; an Black Hawk's Grabe wurden zwei Pferde und ein Maulesel geopfert. Die Shoshones in Nevada bedeckten ihre Todten gewöhnlich mit großen Steinhaufen, ohne Gräber zu graben; die Pi-Utes in Oregon und die Blackfeet wählten wiederum felsige Höhlen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Den Deutschen ist auf dem Gebiet der Oper der rechte Humor ausgegangen. Einerseits hat die Mythe und Sage im ernsten Gewande die Herzen derart erobert, daß die Neigung zum bürgerlichen Scherz fast ganz verdrängt wurde, andererseits hielt die lustige Operette mit ihren von der „schönen, blauen Donau" importirten Walzerrhythmen ihren siegreichen Einzug auf den deutschen Theatern, in welchen nun das Publikum Gelegenheit findet, sich auf bequeme Art zu amusiren, ohne irgendwelcher humoristischen Verwickelung eine gewisse Denkkraft und den feinern musikalischen Combinationen erhöhte Aufmerksamkeit widmen zu müssen. Die allerliebsten pikanten Tanzweisen von Strauß und die eingänglichen Couplets des „Bettelstudenten" brachten hinreichenden Stoff, um das Tagesbedürfniß zu decken und die nach oberflächlicher Unterhaltung lüsternen Kreise der großstädtischen Gesellschaft sinnlich anzuregen. Die Versuche, die feinere komische Oper mit neuen Gestaltungen zu bereichern, sind als mehr oder weniger verfehlte zu betrachten. Nicht eine einzige der sanftduftenden Blüten behielt vor der Kritik ihr eigentliches Leben; dahinwelkend tragen die meisten nicht mehr so viel Kraft in sich, um nur wenigstens einmal in der Saison sich auf dem dramatischen Boden aufzurichten und sich von ihrem Siechthum auf kurze Frist zu erholen. Brüll's „Königin Mariette", welche Oper in München, Leipzig, Nürnberg zur Aufführung gelangte, ohne in diesen Städten sich einen festen Platz im Repertoire erringen zu können, ferner Rubinstein's „Unter Räubern", eine dem hamburger Publikum gewidmete Ueberraschung von nicht besonders günstigem Eindruck, Kleinmichel's „Schloß de l'Orme", eine ebenfalls in Hamburg erstandene und verschwundene Novität, „Die vornehmen Wirthe" von Bernhard Scholz, eine bereits an dieser Stelle erwähnte, den leipziger Theaterfreunden vorgeführte witz- und poesielose Kundgebung des trockenen Wagner-Feindes, dessen Wirken in Frankfurt a. M. als Director des Hoch'schen Conservatoriums nicht ohne Dornen zu sein scheint, auch die im magdeburger Theater erschienene Oper Freudenberg's: „Die Mühle im Wisperthal", Mühldorfer's in Köln zur Darstellung gebrachte phantastisch-komische Oper in einem Act: „Prinzessin Rebenblüte" und „Muzzedin", romantisch-komische Oper in zwei Acten von J. Bachrich, deren Inhalt für die wiener Hofoper keine Bereicherung war: alle diese Producte eines guten Willens, aber nicht ausreichenden Schaffensvermögens konnten eine neue Cultur der komischen Oper nicht einmal anbahnen, viel weniger zu blühender Kraft entwickeln. Und doch wäre es recht nothwendig, daß auf dem Gebiet der feinern Komik der Tragik gegenüber Thaten erstünden, deren Bedeutung zu dem düstern Ernst des mit schmerzvollen Episoden durchsetzten musikalischen Dramas ein kräftiges Gegengewicht zu leisten vermöchte.

Von Frankreich, wo früher die komische Oper eine im höchsten Grade zu schätzende Pflege fand, ist gegenwärtig eine Auffrischung in dieser Richtung nicht zu erwarten. In einem Lande, wo selbst das nationale Geburtstagsgeschenk, der

Digitized by Google

Humor, im Hasse gegen das Germanenthum vollständig untergeht, kann natürlich nichts gedeihen, was unsere Sympathien zu erwerben vermöchte, und wiederum sind die parteilosen dramatischen Kundgebungen ohne die rechte, den Franzosen früherer Staatsepochen so eigenartige köstliche Laune. „Le roi de Carreau" von Theodor de Lajarthe, „Le premier baiser" von Emile Jonas, „La Princesse des Canaries" von Lecocq werden kaum in Paris sich einbürgern und von den kleinen Stücken: „Le puits qui parle" in einem Act von A. Mancini, in Caen aufgeführt, „Chez les Turcs" von Honoré Bellevier, in Sommiers zur Darstellung gebracht, ist noch weniger zu erhoffen. Auch die im Haag gegebene komische Oper „Don Spavento" von Alfred Delohelle und die in Kopenhagen reproducirte Novität „Spanische Studenten" von Lange-Müller werden ein nur dürftiges Dasein fristen. Größere Aufmerksamkeit verdient „Die Tochter des Pächters", eine Spieloper von E. Candella, welche als erste rumänische Nationaloper in Bukarest zur Darstellung kam.

Angesichts der matten Production auf dem Gebiete der Spieloper war es ganz natürlich, daß man der ernsten Oper mehr Interesse zuwandte und in dieser Richtung auch längst verschollene Werke wieder aufzufinden und scenisch lebendig zu machen suchte. Die schon 1863 in Frankfurt a. M. ohne nachhaltigen Erfolg inscenirte romantische Oper „Sangeskönig Hiarne" oder „König Hiarne und das Tyrfingsschwert" von Marschner brachte die münchener Bühne. Das dramatische Erzeugniß erwies sich zu schwach für die Jetztzeit, welche zwar den Marschner'schen Charakteren und Volksscenen in seinen drei Hauptwerken „Heiling", „Templer", „Vampyr" lebhafte Sympathien zuwendet, den Opern des Meisters aber, deren Inhalt die Neigung zum italienischen Geschmack kundgibt, kein Interesse mehr schenkt. Um so mehr ist diese Strömung im Publikum nach und nach zur herrschenden angewachsen, als die dramatische Kunst Richard Wagner's immer weitere Kreise in ihren Zauberbann hineinzog. Jüngere productive Kräfte, von den Erfolgen des baireuther Meisters geblendet, gaben ihre eigene Individualität sogar fast ganz auf, um nur in gleicher Richtung thätig sein und womöglich ähnliche Resultate erzielen zu können. Was aber der Originalität gelingt, kann die Nachahmung unmöglich erreichen, am allerwenigsten auf dem Gebiet der dramatischen Tonkunst; denn die von Wagner erborgten Wendungen und Gedanken werden ja von den Nachahmern für ganz andere Stoffe verwendet, und es muß dann nothwendigerweise der größte Widersinn zu Tage kommen. Wol ist es aber zu billigen, wenn die Errungenschaften Richard Wagner's, hauptsächlich auf instrumentalem Gebiet, nicht unbeachtet gelassen, auch seine Principien von der Declamation und der musikalisch-dramatischen Darstellung mit bewußter Kritik abgeschätzt werden, ohne die Selbständigkeit zu opfern. Lernen wird jeder von Richard Wagner, aber keiner soll sich ihm als Opferlamm dahingeben; denn sicherlich ist der Kunstjünger verloren, dessen eigene Gedanken in der Denkweise Wagner's vollständig aufgehen, weil das Stärkere jederzeit das Schwächere besiegen wird. Immer wird man dem gelungenen Original den Vorzug geben, sobald man die Copie neben dasselbe stellt. Die eigene Individualität nicht aufzuopfern, aber von dem größten dramatischen Componisten der Neuzeit womöglich alles erlernen, muß das erste Princip unserer jüngern Tonsetzer sein.

Günstig lautete daher das Urtheil über einen jungen Meister, welcher zwar auch die Principien Wagner's vertheidigt, aber inmitten der Wagner-Strömung sich mit kräftigem Arm oben erhält und mit seiner Individualität nicht untersinkt. Klughardt, der liebenswürdige Autor der Oper „Iwein", deren reizvolle musikalische Gestaltung so viel versprach, hat auch mit seiner neuen Oper „Gudrun" in Dessau und Berlin Erfolge errungen, wenn auch einzelnes nicht ohne Opposition aufgenommen wurde. Ein noch jüngerer Vertreter der Wagner'schen Richtung,

Digitized by Google

der in Leipzig am Conservatorium ausgebildete zwanzigjährige Tondichter Felix Weingartner, hat ebenfalls mit seiner Erstlingsoper „Sakuntala" auf der weimarer Hofbühne, für welche das junge, bedeutsame Talent der immer zur Hülfe bereite, unendlich wohlwollende Altmeister Franz Liszt empfahl, nicht geringe Triumphe gefeiert, die zunächst der Begabung und dem staunenswerthen Können in der Beherrschung der Mittel galten. Der noch so jugendliche Dichtercomponist berechtigt allerdings zu den größten Hoffnungen, zumal derselbe auch als Dirigent eine eminente Begabung besitzt und als Klavierspieler die letzten großen Sonaten Beethoven's, diese schwierige, geistig bedeutsame Aufgabe mit bewußter Kraft tief ergreifend interpretirt. Bereits haben sich auch andere Meister, z. B. Hans von Bülow, Lassen u. s. w., für das hervorragende Talent zum Nutzen desselben interessirt, sodaß es wol kaum einem Zweifel unterliegen möchte, es werde sich sein charaktervolles, energisches Streben eine sichere Bahn schaffen, welche zum hohen Kunstziele hinaufführt. Zur diesjährigen Tonkünstlerversammlung in Weimar wird diese dramatische That des jungen Autors wiederum zur Darstellung kommen: eine Aufmunterung, die bei so frühem Alter selten einem Tondichter zutheil werden möchte. Aufrichtig hat man sich zu freuen, daß nach so manchen Entbehrungen während der leipziger Studienzeit und nach mancherlei Hemmnissen, welche Neid und Misgunst dem aufstrebenden productiven Geiste des Autors in den Weg zu legen suchten, doch schon so zeitig seine Begabung erkannt und von hoher Seite der Boden für die Entfaltung der individuellen Kraft geebnet worden ist. Augenblicklich erkennen wir in Felix Weingartner denjenigen, auf welchen sich in dramatischer Beziehung die größten Hoffnungen bauen lassen, soweit das Gebiet der ernsten Oper dabei in Frage kommt. Ob derselbe auch zur Komik Beanlagung besitzt, vermögen wir nicht zu entscheiden; man glaubte dies anfangs von Richard Wagner auch nicht, und doch hat derselbe in den „Meistersingern" den gemüthvollen Humor des Bürgerthums prächtig entwickelt.

Von den ältern lebenden Autoren hält sich neben Gounod der petersburger Meister Anton Rubinstein noch am sichersten. Die größte schöpferische Begabung tritt in den ernsten Werken seiner Productionskraft stets mit Vollgewalt hervor. Sie drängt sogar nicht selten die Bedenken zurück, welche gegen die häufig allzu flüchtige Durcharbeitung mit Recht erhoben werden können und von der Kritik nicht verschwiegen werden dürfen. Besonders glücklich ist Rubinstein in der Auffassung biblischer Stoffe. Wie seine Oper „Die Makkabäer", so hat auch sein biblisches Bühnenspiel „Sulamith" in Hamburg vollständigen Erfolg errungen. Zugegeben, daß die eigene Direction des Meisters zur Entwickelung des Enthusiasmus manches beitrug, so ist doch nicht zu verkennen, daß die melodische Kraft, die Schaffenspotenz den Hauptfactor des künstlerischen Resultats bildet. Hätte der Meister in seiner Arbeit eine mit der Erfindungskraft in Parallele zu stellende Consequenz, wären allenthalben die ihm sozusagen „aus dem Aermel fallenden" Motive den Anforderungen unserer Zeit entsprechend polyphon verarbeitet und mit der dramatischen Logik verknüpft, so würde sich gewiß sein dramatisches Kunstwerk zur Rivalität mit Wagner's Kunstschaffen emporgehoben haben. Ein längerer Aufenthalt in Deutschland könnte noch jetzt die Erfüllung der schönen Hoffnung bringen, welche die musikalische Welt auf die dramatische Production des russisch-deutschen Tondichters setzte. Seine Erfolge haben sich jetzt theilweise als nachhaltige erwiesen, während künstlerische Zeitgenossen nur vorübergehende aufweisen können, z. B. Saint-Saëns in Paris, dessen dramatisches Werk „Henri VIII." in der Großen Oper zu Paris zur Darstellung gelangte, Noch weniger Glück hatten „Rabelais" von Prestreau in Rouen, „Le Trésor" von Charles Lefebre in Angers, „Lauriane" von dem Portugiesen Augusto Machado in Marseille. In England erregte das Werk „Esmeralda", Libretto

Digitized by Google

nach Victor Hugo's „Notre-Dame", von Margials und Randegger, Musik von Goring Thomas, einiges Aufsehen, nachdem Karl Rosa mit seiner Operngesellschaft in London das Werk inscenirt hatte. Der Erfolg des Werkes bestimmte den intelligenten Theaterdirector Julius Hofmann in Köln, die dramatische Schöpfung für das kölner Stadttheater zu erwerben, wo bei einer glänzenden Ausstattung in Gegenwart einer aus London herbeigeeilten Elite von Künstlern, Schriftstellern und Kunstfreunden der Erfolg ebenfalls als ein unbestrittener sich erwies. Die Musik wird als eine dem „Faust" von Gounod verwandte geschildert mit Zuziehung einzelner charakteristischen Wendungen Wagner's. Jedoch soll der englische Autor auch viele selbständige Momente von intensiver Wirkung hineingetragen haben, ohne indessen das Gefühl für dramatische Logik voll und ganz zu befriedigen. Es ist aber eine bemerkenswerthe Thatsache, daß ein englisches Werk nach Deutschland verpflanzt worden ist, während sonst hauptsächlich deutsche Producte nach England übertragen wurden. Auch jetzt ist die deutsche Musik Händel's, Beethoven's und Mendelssohn's der wichtigste Factor in der praktisch-musikalischen Ausbildung der Engländer, und in neuester Zeit werden Anstrengungen gemacht, um Wagner in England zu popularisiren.

Das neueste Opernunternehmen in London, für welches der Wagner-Dirigent Hans Richter gewonnen ist, hat zum Ziele die Aufführung der Wagner'schen Tondramen neben den Meisterwerken Beethoven's, Mozart's, Gluck's, Weber's u. s. w. Die Primadonna des dresdener Hoftheaters, Fräulein Malten, ist ebenfalls für das Unternehmen engagirt; sonst haben sich bedeutende deutsche Künstlerkräfte entschlossen, mit dem ganzen Einsetzen ihres reproductiven Vermögens die deutsche Kunst in London energisch zu unterstützen. Es wird sich später zeigen, welches die Resultate dieser Unternehmung sein werden und welche Lorbern die nach Amerika zur Concerttournée gereisten wiener Künstler (Scaria, Frau Materna) mit nach Hause bringen werden. Wie früher England allein dem Künstler oft pecuniäre Mittel gewährte, so wird nun auch Amerika zur pecuniären Bereicherung aufgesucht, während in Frankreich und Italien von „Geschäften" der Künstler nicht mehr die Rede sein kann. Ob bei dem hoffentlich ebenfalls gewinnreichen Opernunternehmen in London auch das auf Wagner'schen Principien erwachsene dramatische Werk „Colomba", lyrisches Drama, gedichtet von Francis Hueffner, dem musikalischen Berichterstatter der „Times", componirt von A. C. Mackenzie, zur Aufführung kommt, welches Werk in London durch Rosa im Drurylane-Theater, in Liverpool und Edinburgh erfolgreich in Scene ging, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird das Programm ein reichhaltiges und nicht einseitiges, dem Prospect nach zu urtheilen, dessen einzelne Angaben vielleicht noch in manchen Punkten modificirt werden. Weit weniger Bedeutendes, als in England, welches im 16. Jahrhundert die ganze Kunst aus dem Mutterlande der Musik, aus Italien holte, ist nun auf dem alten classischen Boden, der jetzt leider nichts Classisches mehr producirt, geleistet worden. Die Opern „Donna Ines" von Luigi Ricci, dargestellt in Piacenza, „Adello" von Luigi Logheder, oder „Dejanice" von Catalani, reproducirt in Mailand, „Jolanda" von Villafiorita, inscenirt in Ancona, und „Il Carnevale di Piripicchio" von Spinelli, aufgeführt in Rom, erwiesen sich von nur geringem Werth; in Griechenland, Spanien und Amerika waren die Erzeugnisse derart, daß sie wol kaum als nennenswerth erscheinen.

Wenden wir uns nach diesem Ueberblick über das dramatische Schaffen der Gegenwart zur Concertmusik.

Unter den im Concert zur Aufführung gelangten Instrumentalwerken nehmen die Symphonien die vornehmste Stellung ein. Schon längst ist der symphonischen Tondichtung vor den übrigen Leistungen auf instrumentalem Gebiet der Ehrenplatz

Digitized by Google

eingeräumt worden, weil allerdings der Componist in dieser Form den ganzen Apparat seines Wissens und Könnens in der Handhabung der instrumentalen Mittel im vollsten Umfange zu entwickeln vermag. Die drei großen Meister der Instrumentalität: Haydn, Mozart, Beethoven, haben der Symphonie diese erhabene Stellung errungen und seit Beethoven sind auch die Grenzen des Symphonischen nicht erweitert worden. Selbst die Programmusiker, wenn sie auch den Instrumenten des Beethoven'schen Symphonieorchesters noch einige in der dramatisch-musikalischen Kunst mit Wirkung gebrauchte Tonwerkzeuge hinzufügten, vermochten die Form der Symphonie nicht weiter auszudehnen, ohne formlos zu werden, sodaß Richard Wagner mit seiner Meinung, Beethoven sei in dieser Form bis zum Aeußersten vorgeschritten, recht behalten hat. In der That ist auch wirklich Künstlerisches nur innerhalb der von Beethoven gezogenen Grenzen geleistet worden. Mendelssohn, Schumann und deren Epigonen befanden sich bezüglich der Form alle im Zauberbanne des größten Symphonikers, dessen Leistungen den Dramatiker Richard Wagner veranlaßten, vom symphonischen Gebiete zum dramatischen überzugehen, weil auf dem symphonischen ein absolut neuer formaler Bau nicht aufzurichten sei, während der dramatische Stoff stets neue Gestaltungen bedinge. Daß sich diese Ansicht auch in der neuesten Zeit bewahrheitet, erkennen wir aus allen symphonischen Tongebilden. Selbst der von R. Schumann mit Enthusiasmus eingeführte und von den speciellen Anhängern Schumann's als die höchste musikalisch-künstlerische Kraft anerkannte Meister Johannes Brahms, für welchen auch Hans von Bülow mit Begeisterung eingetreten ist, vermochte nicht die Grenzen des Beethoven'schen Kunstwerkes zu überschreiten, sondern derselbe hat auch im Aufbau seiner dritten Symphonie deutlich zu erkennen gegeben, daß ihm eine weitere Ausdehnung des symphonischen Apparats gänzlich fern liegt. Von einer zehnten Symphonie, wie man wol in überschwenglicher Würdigung der Brahm'schen Musik schon die erste Symphonie des Schumann'schen Lieblings mit dem Hinweis auf Beethoven's neun Symphonien bezeichnete, kann weder in formaler noch in idealer Beziehung die Rede sein; vielmehr ist festzustellen, daß Brahms bei Festhaltung des bedeutsamsten Musters von symphonischen Gestalten ein Werk voll Geist, Kraft und edelm Wesen geschaffen hat, dessen innerer Gehalt zwar nicht den Vergleich z. B. mit der C-moll- oder A-dur-Symphonie Beethoven's bestehen könnte, wohl aber bezüglich der Durcharbeitung den Gebilden Schumann's mindestens gleichsteht, wenn nicht dieselben übertrifft, und in der thematischen Erfindung durchaus einen tiefen, männlichernsten Charakter offenbart. Unbestritten ist Brahms jetzt nach dem Tode Robert Volkmann's, des gefeierten Schöpfers der D-moll-Symphonie, der erste und vornehmste Tondichter der Gegenwart, welchem mit Recht die größten Sympathien entgegengetragen werden. Besonders verehrungswürdig ist die außerordentliche Sorgfalt, das emsige tiefe, gewissenhafte Durcharbeiten des Stoffes, welches den Kenner in hohem Grade fesselt, dem musikalischen Laien aber mächtig imponirt. Mit Hülfe solchen Fleißes und strengen Concentrirens der Geisteskräfte ist es dem deutschen Meister Brahms gelungen, den Sieg über seinen genialen Rivalen Rubinstein zu erringen. Wäre diesem eine gleiche Gewissenhaftigkeit eigen, vermöchte derselbe sein ganzes Wesen in gleicher Weise wie Brahms zu concentriren, dann würde sicherlich die Genialität des russischen Tondichters über das Talent des deutschen Meisters triumphiren. Dieses Urtheil ist durch die neue Symphonie F-dur Nr. 3 von Johannes Brahms und durch die Rubinstein'schen dramatischen Schöpfungen nur bestätigt worden. Das Brahms'sche Werk ist in den ersten Concertinstituten Deutschlands, so auch im leipziger Gewandhaus zur Aufführung gelangt, nachdem es die wiener Kunstfreunde im philharmonischen Concert der österreichischen Kaiserstadt kennen gelernt hatten, und allenthalben ist dieser Symphonie die ihr gebührende Werthschätzung zuteil geworden.

Ein anderes Werk von einer gewissen Bedeutung scheint die Suite in sechs

Digitized by Google

Sätzen von dem Dramatiker August Klughardt zu sein, welche in der Symphoniesoirée der königlichen Kapelle in Berlin erfolgreich zu Gehör kam. Selbstverständlich werden an die Suite nicht die Anforderungen gestellt wie an die Symphonie, besonders in Rücksicht auf die thematisch-contrapunktische Arbeit; aber mit Berücksichtigung des erwähnten Unterschiedes in der Rangstellung der Kunstformen scheint es unzweifelhaft zu sein, daß August Klughardt seinem Talent und künstlerischen Können durch das erwähnte Werk ein sehr günstiges Zeugniß ausgestellt hat. Im übrigen sind Erzeugnisse als Novitäten an die Oeffentlichkeit gelangt, welche theilweise die vollste Achtung der Hörer erwarben, aber einen tiefgreifenden Einfluß nicht ausüben können. Die Symphonie A-moll Nr. 2 von Saint-Saëns, welche im Symphonieconcert der königlichen Kapelle in Dresden executirt wurde, der ebendaselbst reproducirte symphonische Prolog zu „Othello" von Arnold Krug, die geistreiche italienische Suite von Joachim Raff, ausgeführt vom philharmonischen Orchester in Berlin unter Direction des Professor Dr. Wüllner, Hofkapellmeister aus Dresden, ferner die von demselben Orchester zu Gehör gebrachte Symphonie von Rauchenecker sind die hervorragendsten Leistungen auf dem genannten Gebiet, während von den an die Oeffentlichkeit gelangten Ouverturen zu nennen sind: 1) zu Tieck's Märchen „Der blonde Eckbert" von Ernst Rudorff (im leipziger Gewandhaus); 2) „Märchen" von Th. Gerlach (Dresden); 3) zu „Christophorus" von Reinberger (Wiesbaden); 4) „Mein Heim" von Dvořák (Pest, philharmonisches Concert), neben welchen Werken noch die „Nachtmusik" von Heuberger (in Wien und Leipzig), die Orchesterphantasie von Alfred Glaus (Basel) und die Variationen für Orchester von Miguel Marques (München, musikalische Akademie) anzuführen sind.

Wir unterlassen es, diesmal eine Uebersicht der virtuosen Leistungen auf instrumentalem und vocalem Gebiet zu geben und gehen zur Anführung der größern Chorwerke über, welche besonderes Interesse erweckten. Auch hier ist wiederum Johannes Brahms einer der ersten, dessen „Chor der Parzen", in Leipzig durch die Tonkünstlerversammlung bekannt geworden, in Wien, Berlin, Schwerin, Meiningen, Hamburg großen Erfolg erzielte. Als ein hochbedeutendes Werk erkannte die Kritik die „Reformationscantate" von Albert Becker, Op. 28, welche zum Luther-Jubiläum in der leipziger Thomaskirche vom Riedel'schen Verein in glänzender Ausführung dargeboten wurde. Albert Becker ist entschieden ein Mann des Fortschritts, welcher die Errungenschaften Richard Wagner's hochhält und principiell, soweit dies die Behandlung der Mittel in technischer Beziehung betrifft, auch manches aus dieser Quelle für die Kirchenmusik unserer Zeit herausschöpfen möchte. Bei diesem fortschrittlichen Streben ist aber Albert Becker ein durchaus selbständiger Geist, welcher es verschmäht, fremde Gedanken zu borgen, um mit diesen etwa Geschäfte zu machen, wie dies jetzt so häufig auf dramatischem Felde vorkommt. Weniger selbstschöpferisch, aber dennoch in der Arbeit solid, ist Gernsheim, welcher seine „Agrippina", Scene für Altsolo, Chor und Orchester, in Frankfurt und Leipzig herausgebracht hat.

Von neuen Werken sind außerdem noch anzuführen: „Richard Löwenherz" von Ferdinand Hiller in Köln, „Ruth", biblische Scenen von Louise Le Beau, „Saint-Mary Magdalen", Cantate von Dr. Stainer (Gloucester, Musikfest), „Gray's Elegy", Cantate von Alfred Cellier (Leeds, Musikfest), „Der 97. Psalm" von Joseph Barnby (Leeds, Musikfest), „King David" von Sir George Macfarren (London, Sacred Harmonie Society, und Leeds, Musikfest), „Sennacherib" von Dr. Arnold (Gloucester, Musikfest), „Le Christ" von Braulio-Poe (Bordeaux).

Viele früher componirte Werke haben sich zur Ehre deutscher Kunst in Deutschland selbst und in andern Ländern auf den Concertprogrammen eingebürgert. Gegenwärtig ist nur hervorzuheben, daß die Componisten von Chorwerken

Digitized by Google

in unserer Zeit, wo die Musikfeste mehr und mehr wieder in Aufnahme kommen, mehr Aussicht auf allgemeine Anerkennung haben als die Componisten von Instrumentalwerken, ganz abgesehen davon, daß eben das symphonische Gebiet bezüglich der Form gänzlich erschöpft ist, jeder Chorstoff aber zu neuen Gestaltungen anregen kann.

Politische Revue.

Mitte April 1884.

Wichtige Fragen beschäftigen jetzt die maßgebenden Kreise in Berlin. Fürst Bismarck will nur Reichskanzler und nicht mehr preußischer Minister sein. Während die Stellung des preußischen Ministeriums zur deutschen Reichsregierung jetzt den lebhaftesten Erörterungen unterworfen wird, hat in der Frage über die Verantwortlichkeit der Reichsminister, welche im Programm der Deutschen freisinnigen Partei verlangt wurde, der Bundesrath auf das bestimmteste Stellung genommen. Seine Erklärung beschäftigt die ganze publicistische Presse.

Daß bei dem Fürsten Bismarck in erster Linie Gesundheitsrücksichten den Ausschlag geben für die Absicht, sich von den rein preußischen Geschäften zurückzuziehen, ist wol fraglos. Der Fürst ist 69 Jahre alt, ein Alter, das nicht viele andere Staatsdiener in Amt und Würden erreichen; wiederholt hat er erklärt, daß nur des Kaisers Wille und die Anhänglichkeit an die Person des greisen Monarchen ihn davon abhalten, seinen Abschied nachzusuchen, wie er dies schon einmal, als seine Gesundheit bei weitem mehr zu wünschen ließ als gegenwärtig, vor sieben Jahren gethan. Genöthigt, einen Theil der doppelten Geschäftslast abzuschütteln, hat Fürst Bismarck sich dafür entschieden, das Reichskanzleramt zu behalten, weil er auf dem Gebiete der auswärtigen Politik eine Stellung und ein Vertrauen fremder Regierungen besitze, welches persönlicher Natur und deshalb nicht übertragbar sei und daß außerdem die auswärtigen Geschäfte von der Friction frei seien, durch welche die innern so complicirt und so erschwert wurden, daß sie größere Anstrengungen nöthig machten.

Die Erklärung des Reichskanzlers ist durchaus einleuchtend, und wenn sich eine Debatte mit mancherlei Fragezeichen daran knüpft, so liegt dies an der Unklarheit über die Art und Weise, wie ein Rückzug des Fürsten aus dem preußischen Staatsministerium möglich sei ohne Abänderung der bisher bestehenden Einrichtungen. Fürst Bismarck war bisher Vorsitzender des Staatsministeriums: an wen soll jetzt der Vorsitz übergehen? Man nennt diesen oder jenen Beamten, selbst Herrn von Puttkamer, der von andern Seiten als der Minister der vom Fürsten erwähnten „Frictionen" bezeichnet wird: auch spricht man davon, daß das Ministerium nur einen Vicepräsidenten erhalten und der König selbst als der Vorsitzende betrachtet werden solle. Hierzu kommt aber, daß es auch ein preußisches auswärtiges Ministerium gibt für den Verkehr mit den Bundesstaaten, sowie daß der preußische Bevollmächtigte im Bundesrathe doch seine Instructionen vom preußischen Ministerium erhält. Welche Stellung soll nun der Fürst-Reichskanzler im Bundesrathe einnehmen, wenn er nicht Chef des preußischen Ministeriums ist? Für alle diese Fragen gibt es gewiß eine Lösung: doch erfordert sie längere Erwägungen. Das Treffendste sagte jedenfalls die „Germania": „Ob der Fürst im Souffleurkasten, ob hinter den Coulissen sich aufhält: das Stück ist jedenfalls von ihm."

Das Verlangen verantwortlicher Reichsministerien ist nicht neu und von den Linksliberalen oft geäußert worden. Die Aufnahme desselben in das Programm der neuen Partei hat ihm indeß einen besondern Nachdruck gegeben, sodaß am

Digitized by Google

5. April im Bundesrath, der seine verfassungsmäßige Stellung dadurch gefährdet sieht, darüber Debatten stattfanden und von den einzelnen Regierungen Erklärungen abgegeben wurden. Die sächsische Regierung eröffnete den Meinungsaustausch, ob auf Anregung des Fürsten-Reichskanzlers, ist fraglich; die preußische wünscht, keine Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß die verbündeten Regierungen ohne Ausnahme entschlossen sind, die Verträge, auf welchen unsere Reichsinstitutionen beruhen, in unverbrüchlicher Treue aufrecht zu erhalten und sie in dem Geiste zu handhaben, in welchem sie nach den Worten der Reichsverfassung „zum Schutze des innerhalb des Bundesgebietes gültigen Rechtes" abgeschlossen sind. Jede Verminderung der Zuversicht, mit welcher die verbündeten Regierungen auf die Festigkeit der mit ihnen abgeschlossenen Verträge bauen, würde Zweifel über die Zuverlässigkeit der Verträge herbeiführen, auf denen der Bund der deutschen Stämme beruht. Die Regierung des Königs sei sich bewußt gewesen, stets dafür eingetreten zu sein, daß dem deutschen Volke das für seine nationale Geltung erforderliche Maß von Freiheit gewonnen wurde; sie müsse um so mehr verhüten, daß dieser Gewinn durch politische Misgriffe wieder in Frage gestellt werde. Ein solcher Misgriff wäre jede Ueberschreitung der Bedürfnißgrenze in unitarischer Richtung. Die Einrichtung verantwortlicher Ministerien im Deutschen Reich sei nicht anders möglich, als auf Kosten der Summe von vertragsmäßigen Rechten, welche die verbündeten Regierungen gegenwärtig im Bundesrathe üben. Die wesentlichsten Regierungsrechte der Bundesstaaten würden von einem Reichsministerium absorbirt werden, dessen Thätigkeit durch die Art der ihm auferlegten Verantwortlichkeit dem maßgebenden Einfluß der jedesmaligen Majorität des Reichstags unterliegen werde: das wäre eine große Gefahr für die Dauer der neugeborenen Einheit Deutschlands. Die Regierung durch die Mehrheit einer gewählten Versammlung schaffe die Gefahren, an denen noch jedes Wahlreich zu Grunde gegangen.

Der preußischen Erklärung, wonach ein verantwortliches Reichsministerium nach zwei Richtungen hin verderblich sein müsse, weil es die vertragsmäßigen Rechte der Reichsglieder schädigen und den Schwerpunkt der Reichsregierung in die wechselnden Majoritäten des Reichstages hinüberleiten müsse, schloß sich der übrige Bundesrath in voller Uebereinstimmung an.

Es hat Befremden erregt, daß derselbe diesmal in der Frage der verantwortlichen Reichsministerien eine so entschiedene Erklärung abgab, nachdem dieselbe doch schon früher in den Verhandlungen des Reichstags in den Jahren 1869 und 1878 mehrfach aufgetaucht ist, während sie jetzt blos auf einem Parteiprogramm wieder zu Tage trat. Der Bundesrath betrachtet sich selbst als das Reichsministerium oder vielmehr, wie der Reichskanzler einmal sagte, als die Reichsministerien, neben denen daher verantwortliche Minister nicht Platz haben. Will man in ihm aber ein Oberhaus auf föderalistischer Grundlage sehen, so wären damit verantwortliche Reichsminister nicht ausgeschlossen; es käme ja überhaupt auf die Einschränkung ihrer Machtvollkommenheit an, sodaß sie sich mit Bezug darauf von den bisherigen Staatssecretären nicht wesentlich zu unterscheiden brauchten. Der Aufbau der deutschen Reichsverfassung hat gerade durch den Bundesrath eine so eigenartige Physiognomie erhalten, daß alle Analogien fehlen und dadurch eine Reform, von welcher Seite sie ausgehen mag, auf die größten Schwierigkeiten stößt. Die Verantwortlichkeit der Minister aber ist stets ein Postulat der Parlamente gewesen, hat aber in den meisten Verfassungsurkunden, in welche sie aufgenommen worden, nur eine principielle Bedeutung, indem für die Praxis alle Handhaben fehlen, um sie zur Geltung zu bringen. In welchem Zusammenhange die Erklärung des Bundesrathes mit den Vorgängen in den höhern Regionen der preußischen Staatsleitung steht, ist bisher noch nicht ersichtlich.

Die Nationalliberalen behaupten bisher der Deutschen freisinnigen Partei gegenüber eine ablehnende Haltung, sodaß das Pronunciamento des Zoologischen Gartens,

Digitized by Google

welches eine große einige liberale Partei als Ziel hinstellte, nach dieser Seite hin keine Erfüllung gefunden hat. Die nationalliberale Partei wird gegenwärtig von den Conservativen und von der Regierung viel umworben, nachdem die heidelberger Erklärung der süddeutschen Nationalliberalen, obschon sie im Grunde nur die Erklärung der ganzen Partei vom 29. Mai 1881 wiederhole, als eine Art von Absagebrief an die Deutsche freisinnige Partei angesehen worden ist. Die Conservativen wünschen eine parlamentarische Coalition mit den Nationalliberalen im Sinne einer Antifortschrittsliga; das von einem der Regierung nahestehenden Blatte ausgegebene Programm lautet: „Aufrechthaltung der bestehenden verfassungsmäßigen Stellung der Krone und des Parlaments, wie ein entschiedenes Eintreten für die Reform der socialen und wirthschaftlichen Zustände.“ Die Nationalliberalen sträuben sich aber gegen die freundschaftliche Umarmung der rechten Seite; sie sind der Ansicht, daß die Conservativen selbst die verfassungsmäßige Stellung des Parlaments nicht in der bisherigen Weise aufrecht zu erhalten geneigt sind, und die „Reform“, die von einem Theil derselben geplant wird, bezeichnen sie als Reaction. Auch dafür, daß die Nationalliberalen etwa im Bunde mit den Freiconservativen ein Centrum von echtem parlamentarischen Metall gegenüber dem jetzigen ultramontanen Talmicentrum bilden würden, ist zunächst wenig Aussicht vorhanden: das letztere, obgleich eine Art Auflösungsproceß in ihm nicht zu verkennen ist, läßt nicht Raum genug dazu.

Im Deutschen Reichstage haben die Debatten über die Verlängerung des Socialistengesetzes am 20. und 21. März ein lebhaftes Interesse erregt, schon deshalb, weil Fürst Bismarck selbst in längerer Rede das Wort ergriff. Abgeordneter Bebel erklärte sich in beredter Weise gegen die Ausnahmegesetzgebung. Die Socialdemokratie sei eine weltgeschichtliche Bewegung, nicht gemacht von einzelnen Personen; deshalb könne man ihr auf die Dauer nicht entgegentreten: durch solche Gewaltmittel, wie sie das Gesetz gebe, werde man sie nur in gewaltthätige Bahnen treiben. Nirgends sei die Partei besser organisirt, nirgends bringe sie mehr Mittel auf, nirgends lese man die Parteiorgane mehr als gerade in den Districten, in denen der kleine Belagerungszustand proclamirt sei. Er weist auf die erhöhte Auflage des „Social-Demokrat“ hin; die Arbeiterpartei, die in Berlin bei den Stadtverordneten aufgetreten, seien Socialdemokraten, wenn sie auch ein wenig politische Heuchelei getrieben; die Beauftragten der preußischen Polizei seien die thätigsten Agenten der Anarchisten. Das Centrum gebe den Ausschlag, was die Verlängerung des Socialistengesetzes betreffe. Eine Partei für „Wahrheit, Freiheit und Recht“ solle doch kein Handelsgeschäft damit treiben, daß eine ganze Klasse von Staatsbürgern zu Bürgern zweiter Klasse degradirt werde, doch mag das Haus beschließen was es will, die Socialdemokraten würden bleiben, was sie seien. Minister von Puttkamer spricht die Hoffnung aus, in zwei Jahren die irregeleiteten Massen aus den Banden der wüsten Agitation loszulösen, in denen sie jetzt noch befangen sind; er sucht dann die internationale Solidarität der Socialdemokraten mit den Anarchisten wenigstens zum Theil nachzuweisen. Die Zukunftsideale der Socialdemokraten sucht er aus Bebel's mit großem wissenschaftlichen Aplomb ausgerüsteten Werke „Die Stellung der Frau“ zu erläutern, demzufolge die ganze bisherige Entwickelung des Menschengeschlechts in Staat, Ehe, Familie und Religion eine große Verirrung sei. Die Lehre sei durch und durch atheistisch, vaterlandslos, gemeingefährlich. Die Regierung wolle die Socialreform, nicht die Revolution, stehe zu jener Lehre im unversöhnlichsten Gegensatze, sie brauche Repressivmaßregeln, um die Gesellschaft vor den größten Gefahren zu schützen. Nach dieser mit warmer Beredsamkeit vorgetragenen Rede des Ministers machte die kühle Diplomatie des Abgeordneten Windthorst einen sehr frostigen Eindruck: er stellte den Antrag, die Vorlage einer Commission von 21 Mitgliedern zu überweisen; die

Digitized by Google

Regierung werde wol Material zur Hand haben, das sie derselben vorlegen könne. Eine theoretische Schrift wie das Werk Bebel's sei doch nicht geeignet, eine Maßregel wie die gesetzliche Verlängerung des Socialistengesetzes zu begründen: er meint, man könne einige Bestimmungen desselben fortbestehen lassen, bis es möglich wäre, eine Reform des gemeinen Rechtes vorzunehmen. Die Zahl der Socialdemokraten sei trotz jenes Gesetzes sehr gewachsen, ihre Kraft intensiv gestiegen, wie sich bei den Reichstags- und Communalwahlen gezeigt habe. Mit der Reformgesetzgebung allein sei es nicht gethan: es müsse auch dem Volke die Religion erhalten, die katholische Kirche freigegeben werden. Am Schluß seiner Rede apostrophirte Windthorst direct den Reichskanzler, der gleich darauf das Wort ergriff. In seiner Art und Weise, historische Perspectiven zu geben, wies er zunächst nach, daß die katholische Kirche durchaus nicht den socialen Gefahren zu begegnen wisse, und daß gerade die katholischen Völker sich durch ihre innere Einigkeit, durch Ordnung und Frieden nicht ausgezeichnet haben. Er erwähnte, wie er selbst seit sieben Jahren sich mit der Verbesserung der wirthschaftlichen Zustände beschäftigt habe: er habe die Schutzzollpolitik inaugurirt: er suche die Steuerverhältnisse zu verbessern, die Unsicherheit der Existenz der Arbeiter aufzuheben. Zwei Punkte fielen in der Rede des Reichskanzlers auf: er machte die fortschrittliche Presse zur Mitschuldigen der Socialdemokratie, indem ihre Verleumdungen der Regierung bei dem gemeinen Manne zünden müßten; er sprach von ungerechten und verlogenen Declamationen und nannte den Ausdruck „Schnapspolitik", den ein Abgeordneter gebraucht hatte, eine freche Beleidigung. Die Heftigkeit dieser Anklage stand im Misverhältniß zu der sonst maßvollen Haltung der Rede, die besonders auch für das Eingreifen der Regierung in die Privatindustrie feste Schranken aufzurichten suchte. Sehr treffend sagte er: „Die Frage von Arbeitszeit und Lohnhöhe ist durch staatliche Einwirkung, überhaupt durch Gesetze außerordentlich schwierig zu lösen. Durch irgendeine Festsetzung, die man macht, läuft man Gefahr, einmal sehr erheblich und unnütz einzugreifen in die persönliche Freiheit, seine Dienste zu verwerthen; denn wenn man die milchgebende Kuh oder die eierlegende Henne mit einmal schlachtet, so geht damit die Industrie ein, um die es sich handelt, weil sie die ihr aufzulegende Last der kurzen Arbeit für hohe Löhne nicht tragen kann; dann leidet darunter der Arbeiter ebenso wie der Unternehmer."

Die Berathung am 21. März wurde durch eine Rede des Abgeordneten Hänel eröffnet, die sich zuerst gegen die Angriffe des Reichskanzlers richtete, dann sein wirthschaftliches System kritisirte und erklärte, seine Partei bekämpfe nicht die Intentionen der kaiserlichen Botschaft, sondern die Mittel und Wege, welche die Regierung vorschlägt. Das Gesetz selbst habe er von Haus aus abgelehnt; es habe keinen Erfolg gehabt. Wer auf dem Wege des Staatssocialismus wandere, dürfe nicht die Anhänger anderer socialistischen Richtungen verfolgen. Alles was unter der Herrschaft des Ausnahmegesetzes geschehe, werde ohne Segen sein. Ueberhaupt gewöhnten sich weite Kreise der Bevölkerung daran, sich außerhalb des Gesetzes zu stellen. Die Abgeordneten von Kardorff, von Maltzahn-Gültz sprachen für das Gesetz, Sonnemann dagegen, ohne daß wesentlich neue Gesichtspunkte dabei zur Sprache kamen. Ein Erguß des Abgeordneten von Jazdzewski, welcher sich entschieden gegen die socialdemokratische Bewegung erklärte, aber die Mittel des vorliegenden Gesetzes ungerecht und unmoralisch nannte, dann auf das Wachsthum der Socialdemokratie in Posen zu sprechen kam, einen Rückblick auf Polens unberechtigte Theilung warf und die Behandlung der Polen in Preußen nicht gerecht fand, veranlaßte den Fürsten Bismarck zu einer historischen Correctur, indem er darauf hinwies, daß die polnischen Wirren und die tragischen Folgen, die sie für die Republik Polen hatten, durch die innere Spaltung vorwiegend religiöser Natur herbeigeführt worden seien. Abgeordneter Liebknecht sprach mit dem doctrinären Fanatismus, der ihm eigen ist, der immer schwere Geschütze auf-

Digitized by Google

fährt und sich von Bebel's coulanter parlamentarischer Fechtweise nicht zu seinem Vortheil unterscheidet. Die Vorlage wurde schließlich einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen: dafür stimmten das Centrum, die freisinnige Partei, die Nationalliberalen und die Volkspartei. Wie man erfährt, wird die Regierung in der Commission erklären, daß sie auf jene von Windthorst in Aussicht gestellten Abänderungsvorschläge nicht eingehen wird, sondern eine Erklärung über Annahme oder Ablehnung des unveränderten Gesetzes verlangt. Für den letztern Fall steht die Auflösung des Reichstages in Aussicht; die Vorbereitungen für die Neuwahlen sind schon getroffen.

In der berliner Stadtverordnetenversammlung hatte der socialdemokratische Abgeordnete Singer den Antrag gestellt, die städtischen Behörden möchten an geeigneter Stelle auf eine der Bevölkerungsziffer entsprechende Vermehrung der Zahl der Landtags- und Reichstagsabgeordneten Berlins hinwirken. Dieser Antrag hatte keine Aussicht auf Beachtung, noch weniger Aussicht auf Erfolg: da trat ein Zwischenfall ein, welcher denselben auf einmal zum Mittelpunkt der publicistischen Debatte macht. Der Oberpräsident Dr. Achenbach untersagte bei einer Strafe von 300 Mark dem berliner Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann, diesen Antrag auf die Tagesordnung zu setzen. Damit waren zwei Fragen aufgeworfen, welche von der Presse lebhaft erörtert wurden. Ueberschreitet die Berathung über einen solchen Antrag die Competenz der Stadtverordnetenversammlung auch dann, wenn diese nur eine Petition an die Regierung im Sinne des Antrags beschlösse? Ueberdies ist der Fall einer Präventivcensur und Strafandrohung gegenüber einem Vorsteher der berliner Stadtverordnetenversammlung bisher noch nicht vorgekommen, und es ist fraglich, ob dies mit der Städteordnung in Einklang zu bringen ist, welche nur von gefaßten Beschlüssen der Stadtverordneten spricht, deren Ausführung, wenn sie die Befugnisse derselben überschreiten, durch die Aufsichtsbehörde zu beanstanden ist. Der Singer'sche Antrag ist zunächst nicht auf die Tagesordnung gesetzt; der Magistrat debattirt darüber und es wird wol eventuell der Instanzenweg eingeschlagen werden.

Auf dem Parteitage der Nationalliberalen in Neustadt an der Hardt hielt der frankfurter Oberbürgermeister Miquel am 14. April vor 4—5000 Personen eine längere Rede, welche zu den bedeutendsten Ergüssen politischer Eloquenz in jüngster Zeit gehört. Im Anschluß an die heidelberger Erklärung präcisirte er die Stellung der Nationalliberalen nach allen Seiten hin, berührte alle brennenden Fragen, erklärte die Zoll- und Wirthschaftsfragen für vorläufig entschieden, die Frage nach den verantwortlichen Reichsministerien für eine Doctorfrage, betonte die sympathische Stellung der Partei zu der Socialreform des Reichskanzlers im Gegensatze zu der Deutschen freisinnigen Partei, sodaß kaum noch wesentliche Hindernisse vorhanden sind, welche den Nationalliberalen verbieten, in das Lager des Fürsten Bismarck überzugehen.

Die englische Politik im Sudan ist in ihren Zielen klar, aber widerspruchsvoll in Bezug auf die Mittel, die sie wählt. Ihr Ziel ist, den Sudan von der ägyptischen Herrschaft zu befreien und den englischen, vom Rothen Meer her wirkenden Einflüssen besonders in commerzieller Hinsicht zugänglich und unterwürfig zu machen. Doch während Gordon als Friedensapostel erscheint, um mit den englischen Sovereigns und den weitgehendsten Zugeständnissen die Macht des Mahdi zu brechen, dem er das Sultanat von Kordofan überläßt, rückt General Graham von Suakin aus gegen einen Anhänger des Mahdi, Osman-Digma, ins Feld und rühmt sich mehrfacher Siege über die Nubier, welche die Hafenstadt bedrohen. Dort ging England mit freundschaftlichen Geschenken vor, hier im offenen Kampfe. Dieser Widerspruch ist inzwischen durch die Thatsachen rasch ausgeglichen worden: die Nubier kämpfen jetzt gegen Gordon, der in Chartum

Digitized by Google

eingeschlossen ist, wie sie gegen Graham kämpften: das Ansehen des frühern Generalgouverneurs des ägyptischen Sudan reichte vielleicht aus, einzelne Stämme zu gewinnen; aber dem Mahdi gegenüber blieb es machtlos. Das diesem eingeräumte Sultanat von Kordofan, das er sich selbst erobert hat und behaupten muß, machte keinen Eindruck auf ihn: er lehnte dies Zugeständniß ab, verlangte dagegen von Gordon, daß er zum Islam übergehe und sein Statthalter werde. Inzwischen rückten die Truppen des neuen Propheten nach Chartum und schlossen die Stadt ein. Ein Ausfall Gordon's am 16. März nahm ein klägliches Ende: seine Aegypter und Sudanesen wurden in die Flucht geschlagen; zwei verrätherische Paschas, welche das Signal dazu gaben und auf die eigenen Truppen einhieben, wurden später hingerichtet. Die Baschi-Bosuks, die sich bei diesem Treffen sehr feig benommen, meuterten am 25. März und weigerten sich zu marschiren: Gordon ließ 250 entwaffnen. Bis zum 30. März hatten mehrere Zusammenstöße mit dem Feinde stattgefunden, die nicht so unglücklich verliefen wie der Ausfall am 16. März. Gleichwol ist Gordon aus seiner Mission als Friedensstifter gänzlich herausgedrängt worden; selbst seinem Bestreben, den Sudan zu räumen, welches doch gewiß ein Friedenswerk ist, treten die Aufständischen mit gewaffneter Hand entgegen. An ein Zusammenwirken Gordon's mit den Vertheidigern von Suakin konnte von Anfang an nicht gedacht werden, da dem General Graham trotz aller siegreich bestandenen Scharmützel nicht gelang, die Karavanenstraße von Suakin nach Berber freizumachen, indem er überhaupt mit seinen 4000 Mann keine größere Expedition wagen konnte. Inzwischen ist der größte Theil der englischen Truppen wieder nach Kairo zurückgekehrt; zwei ägyptische Bataillone sind als Garnison in die Hafenfestung gelegt, welche von englischen Kriegsschiffen beschützt wird. So ist der vom Rothen Meere aus unternommene Anlauf der Engländer, die Aufständischen zurückzuschlagen, auf einige Gefechte beschränkt geblieben, deren Bedeutung nicht über diejenige eines glänzenden Waffensports hinausgeht, bei dem die niedergemetzelten Beduinen die Kosten tragen mußten. Osman-Digma ist nach wie vor kampfbereit, und die englische Politik beschränkt sich am Rothen Meere auf die bescheidenste Defensive.

Das Geheimniß der englischen Weltmacht, die mit so geringer Truppenzahl große Reiche eroberte und behauptete, bestand von jeher darin, andere Völker für sich kämpfen zu lassen und mit englischem Gelde zu unterstützen, wobei sie die Rivalitäten, den Rassenhaß, den Religionshaß und alle andern Motive der Völkerfeindschaft, die in andern Welttheilen ebenso wirksam sind wie in Europa, mit Geschick zu benutzen verstand. Offenbar sucht die englische Politik jetzt Abessinien gegen den Sudan auszuspielen; von Massaua aus wird mit dem Negus Johannes verhandelt. In der Hochburg dieses Alpenlandes wohnt ein christliches Volk, welches dem mohammedanischen Sudan feindlich gesinnt ist und welches in den Kämpfen mit den Aegyptern mehrfach seine Kriegstüchtigkeit bewährt hat. Der Feldzug der Engländer unter Napier's Anführung gegen den Vorgänger des jetzigen Herrschers, Negus Theodor, hat jedenfalls den Abessiniern die Macht des britischen Reiches in nachdrücklicher Weise gezeigt, und der jetzige Negus Johannes hat mit Hülfe eines englischen Generals Kirkham die Aegypter und seine innern Feinde besiegt. Er dürfte einer Allianz mit England nicht abgeneigt sein, wenn ihm dafür ein entsprechender Preis gesetzt würde: dann würden die Völker des Hochlandes sich durch die Flußthäler hinab in den Sudan bewegen und unter dem Zeichen des Kreuzes die Beduinen mit ihrem falschen Propheten bekämpfen.

In Kairo ist inzwischen ein Conflict zwischen der ägyptischen Regierung und den englischen Machthabern ausgebrochen. Nubar-Pascha will nicht länger eine Marionette der letztern sein, nicht für die Handlungen von Beamten verantwortlich gemacht werden, die nominell ihm untergeben, in Wahrheit aber von ihm ganz unabhängig sind. Er ist um seine Entlassung eingekommen. Das Protectorat

Digitized by Google

Englands über Aegypten macht bei der jetzigen Lage der Dinge die ganze Machtfülle geltend, durch welche das Nilland zu einem britischen Vasallenstaat herabgedrückt und Tewfik-Pascha in eine Linie gestellt wird mit den Fürsten der ostindischen „Subsidien-Tractat-Staaten" und „Schutzstaaten". Der Mahdi hat die Aegypter nicht blos fast ganz aus dem Sudan getrieben, er hat sie für den Augenblick gänzlich unter englische Botmäßigkeit gebracht.

Frankreich ist bei seiner kriegerischen Colonialpolitik zunächst glücklicher als England: wenigstens in Tongking sind seine Erfolge unbestreitbar. Die Eroberung von Bacninh, welche von Marquis Tseng als casus belli bezeichnet wurde, hat bisher keine Kriegserklärung Chinas zur Folge gehabt, obschon den Franzosen reguläre chinesische Truppen gegenüberstanden. Diese letztern in Bacninh gefangen zu nehmen, ist den Franzosen freilich nicht gelungen, da die Besatzung rechtzeitig die Stadt räumte und den Rückzug antrat. Mit der Eroberung dieser Feste schien eigentlich das militärische Programm Frankreichs, das es in Tongking sich gestellt hatte, erfüllt zu sein; doch da das Reich der Mitte in vollständiger Indifferenz verharrt, so wollen die Franzosen ihren Sieg, der durch das Entkommen der feindlichen Truppen ein unvollständiger geblieben, noch weiter verfolgen. Vor Hanghoa sollen 12000 Chinesen und 3000 Schwarzflaggen stehen: die Brigaden Brière und Négrier rückten an den Ufern des Schwarzen Flusses gegen sie vor. Der Kampf chinesischer Truppen gegen die Franzosen, ohne daß beide Staaten einander den Krieg erklärt hätten, ist immerhin ein curioser Ausnahmefall von dem allgemeingültigen Völkerrechte.

Nicht ebenso glücklich wie in Hinterindien waren die Franzosen bisher auf Madagascar: diese Frage hat erst neuerdings die Deputirtenkammer beschäftigt. Frankreich will das Herrschervolk in Madagascar, die Howas, zur Anerkennung seines Protectorats und zur Gestattung des Ländererwerbs seitens der Franzosen zwingen: außerdem verlangt es die Anerkennung seiner Herrschaft im Nordwesten der Insel auf Grund eines Vertrages mit den dort wohnenden Sakalawen; die Franzosen haben schon im vorigen Jahre die Befestigungen der Madagassen an den Küsten zerstört, die Hafenstadt Tamatave besetzt und damit den Handel der Howas lahmgelegt: doch beharren diese dabei, alle Zugeständnisse zu verweigern. Am 25. und 27. März kam in der pariser Deputirtenkammer eine Interpellation des Abgeordneten de Lavessin zur Verhandlung; die heißblütigen Kammerredner forderten die Annexion der Insel; die Regierung sprach indeß die Hoffnung aus, auf dem Wege der Verhandlungen, die seit dem Februar wieder im Gange wären, die oben angegebenen Ziele zu erreichen, und nur für den Fall, daß die Verhandlungen scheitern sollten, versprach sie ein energisches und durchgreifendes Vorgehen. Es wurde eine motivirte Tagesordnung angenommen, in welcher der Entschluß ausgesprochen wurde, alle Rechte Frankreichs auf Madagascar aufrecht zu erhalten; die Regierung solle sich mit der zur Berathung des Nachtragscredits eingesetzten Commission über die weiter zu ergreifenden Maßnahmen verständigen.

Die Nachtragscredite für Tongking und Madagascar werden immerhin beweisen, daß die coloniale Politik der Franzosen kostspielig genug ist. Die französischen Finanzen befinden sich nicht im günstigsten Zustande. Der Finanzminister Tirard hatte große Mühe, ein Budget zusammenzustellen, das kein Deficit aufweist: es fehlen allerdings 37 Mill., die durch größere Strenge beim Eintreiben der Steuern aufgebracht werden sollen. Auch kommt eine bewilligte Steuer auf Weinessig zu Hülfe, welche einzutreiben merkwürdigerweise bisher vergessen worden war.

Im Etat des Finanzministers Tirard für 1885 sind die ordentlichen Einnahmen mit 3048,720927 Frs., die ordentlichen Ausgaben mit 3048,544744 Frs., die außerordentlichen Ausgaben mit 208,121818 Frs. angesetzt: letztere sollen

Digitized by Google

durch die Ausgabe von Obligationen, die auf kurze Frist lauten, gedeckt werden; doch woher soll die Einlösung derselben, welche Tirard bis 1890 in Aussicht stellt, bei den immer wachsenden Ausgaben kommen? Ueberall macht sich die Finanzklemme fühlbar: bei der Berathung des Volksschulgesetzes am 10. März kam die Kammer den Wünschen des Ministeriums entgegen, indem sie beschloß, den finanziellen Theil des Gesetzes auszuscheiden und für die Budgetberathung zu vertagen. Wie die Erhöhung der Lehrergehälter, welche das Gesetz bestimmt, zu ermöglichen sei: dafür wußte der Finanzminister zunächst keine Auskunft zu geben. Ueber die pariser Municipalwahlen konnten sich Kammer und Senat nicht einigen: die Deputirtenkammer hatte dem Vorschlag der Regierung zugestimmt, daß die Hauptstadt in vier große Wahlkörper getheilt werde, von denen jeder nach dem Listenscrutinium 20 Vertreter in den Gemeinderath entsenden solle. Die Deputirtenkammer glaubte in solcher Weise die volksthümlichen Größen der einzelnen Stadtviertel, die dort allein Aussicht auf die Wahl hatten, in den Hintergrund zu drängen: der Senat dagegen war der Ansicht, daß durch diesen Wahlmodus gerade die politischen Intriguanten das Ruder in die Hand bekommen werden und daß die Mischung der Arbeiterviertel mit den Stadttheilen der wohlhabenden Bourgeois leicht eine Entscheidung zu Gunsten der erstern herbeiführen werde. Der Senat verwarf daher die vier großen Wahlbezirke der Hauptstadt und verlangte, daß die 20 Arrondissements je vier Municipalräthe nach dem Listenscrutinium wählen sollten. Die Kammer blieb bei ihrem Beschluß; der Senat gab nicht nach und verwarf am 7. April mit 170 gegen 69 Stimmen das ganze Gesetz: es bleibt demnach bei der frühern Bestimmung, daß jedes Stadtviertel von Paris ein Mitglied für den Municipalrath zu wählen hat.

Am 27. März hatte der Radicale Berothet einen Antrag auf Revision der Verfassung eingebracht und für denselben die Dringlichkeit verlangt. Diese wurde von Ferry bekämpft und von der Kammer mit 389 gegen 208 Stimmen abgelehnt, nachdem der Chef der Regierung erklärt hatte, eine Revisionsvorlage in der Maisession einbringen zu wollen.

Die orléanistischen Umtriebe im Süden werden in den jetzt eingetretenen Kammerferien die Regierung vorzugsweise beschäftigen. Toulouse ist der Sitz der monarchischen Propaganda, die ihre Trümpfe jetzt offen genug ausspielt, während auch in der Hauptstadt zahlreiche Parlamentarier bei dem Grafen von Paris ein- und ausgehen. Durch den Tod des Grafen von Chambord hat die monarchische Partei ausnehmend an Energie und Zusammenhalt gewonnen. Ob Ferry an die Ausweisung der Prinzen denkt, ob er sich damit begnügen wird, im Süden Gambetta gegen den Prinzen von Paris auszuspielen, indem die Errichtung eines Monuments für den Volksmann in Cahors am zweiten Osterfeiertag die officiellen Würdenträger der Republik zu einer großen Kundgebung versammelte, das wird die nächste Zukunft lehren. Das Cabinet Ferry hat jetzt keine parlamentarischen Niederlagen zu verzeichnen, und die Siege in Tongking sind ausreichend, um seiner auswärtigen Politik kein ungünstiges Zeugniß auszustellen: die monarchische Partei hat zunächst keinen äußern Anhalt für eine feindselige Offensive gegen die Republik.

Wenn Ferry sich auf die Erfolge seiner Colonialpolitik berufen kann, so ist Gladstone nicht in der gleichen Lage und muß heftigen Angriffen im Parlament standhalten. Dafür feiert seine Politik im Innern Triumphe: das Unterhaus hat am 8. April die Reformbill in zweiter Lesung mit 340 gegen 210 Stimmen angenommen.

In Rumänien hat eine Ministerkrisis stattgefunden, die man indeß eine Abortivkrisis nennen könnte, denn sie ist bald nach dem Entstehen wieder unterdrückt worden. Das Ministerium Bratiano war bei einer Frage der Geschäfts-

Digitized by Google

ordnung in die Minorität gedrängt worden und Bratiano gab seine Entlassung. Doch die Anhänger des Führers der Linken, Rosetti, gaben ihm mit den andern Liberalen ein Vertrauensvotum, ebenso der Senat, und Bratiano zog seine Entlassung zurück. Es handelt sich gegenwärtig in Rumänien um eine Revision der Verfassung, bei welcher Rosetti und seine Anhänger das allgemeine und directe Wahlrecht durchzusetzen suchen. Betreffs der äußern Politik ist Bratiano bekanntlich ein Anhänger des Anschlusses an Deutschland und Oesterreich: diese Annäherung ist aber durchaus nicht im Sinne der großrumänischen Nationalpartei, welche von Haß gegen Oesterreich-Ungarn beseelt ist. Ueber die Propaganda derselben, besonders in Siebenbürgen, erheben die ungarischen Regierungsblätter heftige Beschwerden. Ein neues Blatt, mit großen Geldmitteln unterstützt, soll in Kronstadt erscheinen; seine Tendenz ist die entschiedenste Opposition gegen die Uebergriffe der Magyaren.

In Serbien führen die Tendenzen der auswärtigen Politik des Königs fortwährend die heftigsten Conflicte herbei: man erfährt, daß die nach Bulgarien geflüchteten Oppositionsmitglieder von dort aus nach wie vor agitiren, und daß eine Sendung revolutionärer Programme, die aus Neusatz in Ungarn einlief, in Belgrad mit Beschlag belegt worden ist. König Milan behauptet sich gegenüber der Skupschtina, deren Majorität sich gegen ihn und seine Politik erklärte, auch in der neuen Zusammensetzung nach den ausgeschriebenen Wahlen, nur durch Maßregeln, deren Verfassungsmäßigkeit mehr als zweifelhaft ist. Jedenfalls sind die Zustände in Serbien auf die Spitze gestellt: revolutionäre Zuckungen, Aufstandsbewegungen, Staatsstreiche werden dem Lande nach wie vor nicht erspart bleiben. Was Ungarn betrifft, wo im Süden, besonders in Kroatien, Slawonien, Dalmatien zahlreiche Serben wohnen, so zeigen sich diese ganz so unversöhnlich wie die Rumänen gegenüber dem herrschenden Magyarenthum.

Auch die Partei, die ein Großbulgarien verlangt, regt sich in Rumelien. Das bedeutendste Meeting fand in Slivno statt. Die Pforte hat an Aleko-Pascha die Weisung ergehen lassen, jedes Meeting mit solcher Tendenz gewaltsam auseinanderzusprengen. Die Garnison in Adrianopel ist verstärkt worden; auch wurde eine Anzahl von Beamten, welche an jener Bewegung theilnahmen, ihrer Aemter entsetzt. Die Union von Bulgarien und Rumelien wurde von den Agitatoren als ein Trumpf ausgespielt, der in den europäischen Cabineten aufgeschlagen liege. Doch erklärten die Consuln aller Mächte in Philippopel die ganze Bewegung für eine ungesetzliche, die in ihren Tendenzen auf das entschiedenste gemisbilligt werden müsse. Auch in Bulgarien selbst, in Sofia, fand eine Versammlung von 5000 Menschen statt, mit großbulgarischer Tendenz.

Die ostrumelischen Bauern glaubten bei den Meetings die Union bereits zu Stande gebracht zu haben und jubelten, daß sie dann keinen Tribut und keine Steuern mehr zu bezahlen brauchten. Offenbar waren die Agitatoren nicht wählerisch in Bezug auf die Mittel, das Volk für ihre Zwecke zu gewinnen. Sie vergaßen aber dabei, daß eine solche Agitation aus freier Hand, ohne den Hintergrund einer mächtigen Cabinetspolitik, welche sie für ihre höhern Ziele braucht, gänzlich aussichtslos ist. So wenig opportun bei der heutigen Friedenslage Europas diese ganze Bewegung ist, so sehr erwünscht kann sie einmal wieder werden, wenn Rußland es für geeignet hält, die Orientalische Frage aus ihrem Schlafe zu wecken. Seit Napoleon III. sind die Nationalitäten Steine auf dem Bret der höhern Politik geworden: von allen jetzigen Staaten hat Rußland das meiste Interesse daran, gelegentlich sie wieder vorzuschieben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA.

Der rechte Platz.

Charakterstudie

von

M. Corvus.

(Schluß.)

V.

Als der Wagen in den Schloßhof einlenkte, sahen sie darin einen Reisewagen halten, der abgepackt wurde. Diener des Hauses schafften Koffer und sonstige Reiseutensilien in das Schloß, während ein fremder Diener dabeistand und die übrigen leitete.

„Da muß doch Detlef, mein Sohn, angekommen sein, denn dort steht ja Brückner, sein Kammerdiener", rief Duna überrascht aus. Innerlich fügte er aber hinzu: „Er hätte auch zu einer andern Zeit kommen können", und ein neuer Verdruß vermehrte seine Misstimmung.

Denn seine beiden Kinder hatten nicht gerade mit Freude die Thatsache seiner Wiederverheirathung aufgenommen, als er sie damit überraschte, und seitdem herrschte eine Spannung zwischen dem Vater und ihnen, welche es nicht einmal zum Austausch von Briefen gelangen ließ. Daß es so kommen würde, hatte er ziemlich genau vorausgewußt und, um alles unangenehme und fruchtlose Hin- und Herreden abzuschneiden, erst nachträglich mit der veränderten Sachlage die Seinen bekannt gemacht. Und verändert war diese in der Hauptsache nur für ihn, dagegen für seine Kinder nur wenig; die Besitzungen waren Majorat, und er hatte also keine Verfügung darüber zu treffen. Das einzige, worüber er bestimmen konnte, war sein persönliches Vermögen, das überdies sehr zusammengeschmolzen war, da er auf seinen verschiedenen Gesandtenposten, um glänzend aufzutreten, mehr Geld gebraucht hatte, als sich mit seinen Einnahmen decken ließ.

Auch Angela war nicht begierig, den Sohn ihres Gemahls zu begrüßen; sie wußte nicht, wie er sich zu ihr stellen werde, und fürchtete jetzt jede neue Begegnung. Es quälte sie schon so viel des Wehs, das sie keinem zeigen mochte, das sie am liebsten vor sich selbst verborgen hätte.

Sie zog sich gleich in ihre Gemächer zurück. Hier entledigte sie sich langsam des Hutes und der Mantille. Es lag ihr wie Blei in den Gliedern, als sei alle Geschmeidigkeit und Spannkraft daraus gewichen. So stand sie inmitten des

Digitized by Google

Zimmers da, den Kopf gesenkt, die Arme schlaff herabhängend, nichts denkend und fühlend, als nur den athemberaubenden, unleidlichen Druck, der auf ihr lastete.

Endlich fragte die Dienerin, welche, mit ihren abgelegten Kleidungsstücken auf dem Arm, wartend hinter ihr stand, ob sie noch etwas befehle. Sie schüttelte verneinend den Kopf, und das Mädchen entfernte sich.

Und immer noch blieb sie regungslos stehen, als sei sie fest an die Stelle gewurzelt. Wenn sie nur diesen Druck von der Seele los werden könnte, wenn nur etwas geschehen wollte, das sie daraus reiße! Aber nein, was hätte sie davon befreien können? Sie war da hineingebannt, mit ehernen Fesseln umschmiedet, von denen sie sich nicht losreißen konnte, und sie mußte den Druck mit sich fortschleppen, wie der Züchtling sein Eisen.

Plötzlich schlug sie die Arme über dem Kopf zusammen und warf diesen zurück an die krampfhaft verschlungenen Hände.

„Wie bin ich doch so elend, ach so gar elend!" stöhnte sie laut auf. „Es hilft nichts, mir es ableugnen oder verbergen zu wollen — ich bin dennoch grenzenlos elend. Paul, Paul, daß du mich verachten mußt! Daß ich das sehen und fühlen muß, so oft wir uns begegnen; es ist, als ob du mich damit zu Tode martertest. Und doch ist das noch nicht das Aergste! Aber daß ich mir sagen muß, wie erbärmlich ich in kindischem Unverstand gehandelt habe, und daß ich darum mich selbst verachte, das ist das Fürchterlichste; denn nichts kann so elend machen wie das!"

Und sie sank wie gebrochen auf ihre Knie nieder, und als schäme sie sich vor sich selbst, vergrub sie das Gesicht in ihre bebenden Hände.

Unterdeß sah Duna mit wachsendem Unmuth der zu erwartenden unangenehmen Begegnung mit seinem Sohne entgegen, und wie die Minuten vergingen, bis Detlef vor ihm erschien, wuchs in ihm die Gereiztheit seiner Stimmung.

Als jener endlich eintrat, war die Begrüßung zwischen Vater und Sohn sehr kühl; eine Scheidewand hatte sich zwischen ihnen aufgerichtet, und das Bewußtsein, daß ihre Zusammenkunft nur Unangenehmes bringen werde, machte keinen erfreut, den andern zu sehen.

„Meine Frau ist mit den Kindern nach Ischl vorausgereist, wohin ich ihr zum Gebrauche der Cur nachfolgen werde", sagte Detlef nach den ersten gewechselten Worten. „Vorher hielt ich es aber für nothwendig, einiger Abmachungen wegen dich hier aufzusuchen, Vater, da ich von unserm Bankier in der Residenz erfuhr, daß du nach Steinfurt zurückgekehrt seist."

„Abmachungen?" spottete Duna ihm nach. „Ich bin doch gespannt, zu erfahren, was der Sohn mit dem Vater abzumachen hat. Umgekehrt ließe es sich eher hören."

„Das ist wol nicht schwer zu errathen, wenn es dem Vater gefällt, eine solche Person, wie du dir erwählt hast, auf den Platz zu stellen, welchen die Mutter deiner Kinder einnahm."

„Sieh erst Angela und dann urtheile", rief Duna ihm zu, seinen aufbrausenden Zorn soviel als möglich niederkämpfend.

Digitized by Google

„Ich hege kein Verlangen danach und wäre sie Venus selbst", entgegnete Detlef in wegwerfendem Ton. „Keine Schönheit kann diejenige, welche du auf der Landstraße aufgelesen hast, in meinen Augen des stolzen Hauses der Duna würdig machen."

„Detlef!" schrie der Graf wüthend.

„Werden wir doch nicht heftig, Vater", fiel der Sohn gelassen ein. „Du hättest vorher alles Nothwendige mit uns abmachen und die Verhältnisse klar stellen sollen, ehe du uns mit dem fait accompli deiner Liebesheirath überraschtest. Du kannst es aber nun deinen Kindern nicht verdenken, wenn Leontine und ich uns sichern wollen, daß, was uns gehören soll, nicht etwa von dieser — Dame in Anspruch genommen werde. Dazu bin ich hier. Ueberlebt dich jene, so hat sie einmal als deine Witwe eine anständige Apanage aus dem Majorat und die Berechtigung, hier im Schlosse wohnen zu bleiben; genug also, um als Gräfin anständig leben und weit mehr als ihr sonst wol im Leben hätte zustehen können, bis — nun bis sie sich wieder verheirathet. Bekommt sie Kinder, so mußt du diese allerdings aus deinem Vermögen bedenken; bekommt sie keine, so verlangen aber Leontine und ich, daß du ihr in deinem Testament kein Vermögen aussetzest. Es ist nicht mehr bedeutend genug, wie ich von dir selbst weiß, als daß du es deinen Kindern, und insbesondere Leontinen, deren Mann nicht reich ist, noch verringern darfst."

Duna hatte kaum vermocht, bis hierher seinen aufschäumenden Zorn niederzubändigen; je ruhiger der Sohn bei seiner Auseinandersetzung blieb, um so hitziger wurde er. Sein Gesicht sah dunkelroth aus und an den Schläfen schwollen ihm die Adern dick an.

„Verlangen!" herrschte er jetzt den Sohn an und trat ihm drohend näher. „Wessen erdreistest du dich mir gegenüber?"

„Ja, verlangen und erwarten wir, deine Kinder, von dir, unserm Vater, dem Grafen Duna", beharrte Detlef ruhig und fest. „Und ich weiche nicht vom Platz, bis du mir eine bestimmte Zusicherung darüber gibst."

„Mein Testament ist bereits gemacht."

„So wirst du es ändern, wenn du die Person bedacht haben solltest. Im übrigen haben wir in deine neue Ehe natürlich nicht hineinzusprechen und werden uns von der — Dame fern zu halten wissen."

„Genug, kein Wort mehr!" schrie jetzt Duna, schäumend vor Zorn und seiner nicht mehr mächtig. „Jetzt verlange ich, der Vater von dem Sohne, daß du meiner Gemahlin mit Achtung und Höflichkeit begegnest — sie als Herrin des Hauses ehrst — und — sie —"

Er konnte plötzlich nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihm in der Wuth, welche ihn beherrschte; ein gurgelnder Laut drang aus seiner Kehle hervor; die Sinne schwanden ihm, und bewußtlos stürzte er auf den Fußboden nieder, noch ehe es Detlef möglich war, den Fallenden in seinen Armen aufzufangen.

Ein furchtbarer Schreck bemächtigte sich seiner und erfüllte ihn mit Vorwürfen, dem Vater gegenüber zu weit gegangen zu sein. Er rief angstvoll nach Hülfe. Es entstand eine heftige Bewegung in dem Schlosse, ein besorgtes Hin- und Her-

Digitized by Google

rennen, Rufen und Befehlen. Boten wurden eiligst nach Aerzten abgesandt; denn der Graf athmete zwar wieder, war aber, trotz aller Bemühungen, nicht zur Besinnung zurückzubringen.

Detlef stand voller Verzweiflung im Herzen an dem Bett des Vaters — fassungslos, rathlos Angela ihm gegenüber. Das war ihr gegenseitiges erstes Begegnen! Jedes wußte, wen es vor sich habe, aber keins sprach ein Wort zu dem andern. Er war doch frappirt von ihrer außerordentlichen Schönheit, von der Vornehmheit ihrer Erscheinung; aber er hielt sie trotz ihrer großen Jugend für eine Kokette, welche es verstanden habe, den Grafen sich zu erobern und den alten thörichten Mann dahin zu bringen, daß er seinem Hause den Makel anthat, ihr den begehrten Platz einer Gräfin einzuräumen, und Detlef verachtete sie deshalb aus tiefstem Grunde.

Und sie? Sie war aus dem verzweiflungsvollen Zustande, in welchen die klare Erkenntniß ihres tiefen Elends sie gestürzt, herausgerissen worden an das Lager des Gatten, den sie noch eben gesund verlassen hatte und nun todähnlich hingestreckt fand. Noch nie war sie an einem Krankenbett gewesen, sie hatte keine Ahnung, was diese Bewußtlosigkeit bedeuten, keinen Begriff, was sie hier thun oder helfen könne. Beängstigt stand sie da, den Kopf gesenkt, den finstern Blicken Detlef's ausweichend, und sie fühlte dieselben dennoch auf sich ruhen, als wolle er mit dieser stummen und doch so drohenden und verletzenden Sprache Angela hinwegdrängen von dem Bett, aus dem Zimmer, ja womöglich aus dem Schlosse. Denn in den Vorwurf, welchen er sich selbst machte, schloß er als zumeist Schuldige Angela ein; sie war die Veranlassung zu den harten Worten, welche er dem Vater gesagt und ihn dadurch zu maßloser Wuth gereizt hatte; ihr unbefugtes Eindrängen in das Haus war die Ursache geworden zu dem erfolgten Unfall.

Nach und nach, wie sie sich mehr und mehr aus der Betäubung aufraffte, in welche der erste Schreck, das Ungewohnte solchen Anblickes sie geworfen, erwachte ihr Selbstgefühl gegenüber den verletzenden Blicken des Sohnes. Sie hielt ihnen Stand und ließ sich nicht durch sie hinwegdrängen von dem Platz, wohin jetzt vor allem sie gehörte, wie sie plötzlich empfand. Und dieser Empfindung folgend, legte sie sanft, aber fest ihre Hand auf die des Bewußtlosen. Es war das erste mal, daß sie das freiwillig that. Die Hand des Grafen hatte so oft in Leidenschaft die ihrige gesucht und erfaßt; aber nie hatte sie deren heißen Druck erwidert, noch weniger ihn selbst geboten. Jetzt aber, als sie die kalte, steife Hand mit ihrer lebenswarmen berührte, war es, als ergreife sie damit ihre Pflicht als Gattin, deren sie bisjetzt kaum gedacht, und erkenne die Heiligkeit des Bandes an, womit sie sich gedankenlos an ihn hatte binden lassen. Und als sie sich somit freiwillig zu ihm bekannte in der Stunde des Leidens, da löste sich etwas von dem Druck des Elends hinweg, unter welchem jetzt ihre Seele gelitten. Sie hob den Kopf wieder höher empor und ihre großen dunkeln Augen sahen mit der alten Sicherheit zu Detlef hinüber. Und so sehr er sie zu übersehen und geringzuachten meinte, verwirrte ihn doch die ruhige Gelassenheit dieser dunkeln Augensterne.

Endlich, nach langem besorgten Harren, erschien ein Arzt bei dem Leidenden.

Digitized by Google

Er erklärte, daß der Graf einen Schlaganfall gehabt, welcher die ganze linke Seite gelähmt habe; er werde diese schwerlich je wieder bewegen können und müsse fortan eine stete Pflege und Hülfe um sich haben.

„So werde ich nunmehr seine Pflegerin sein", erklärte Angela voll einfacher Würde.

VI.

Um die alte Mühle blühten die Birnenbäume, und vor dem neuen Wohnhause dufteten Narcissen und Veilchen; an dem schäumenden Wittelsbach lief die Bachstelze wieder munter einher, und hoch oben wiegte sich eine Lerche in der Luft, ihr Lied hinauszuschmettern in die heitere Frühlingswelt.

Vor der Thür stand ein gesatteltes Pferd, und Doctor Werner lehnte daran; die eine Hand lag am Sattel, in der andern ruhten die Zügel, als habe er eben aufsteigen wollen. Aber er sah nach der Lerche empor und vergaß darüber ganz, was seine Absicht gewesen. Es ist doch etwas Eigenes um den Lenz; er weckt so vieles auf, was geschlafen, in der Natur wie in der Menschenbrust, und wie fest auch die Rinde ist, die weichen grünen Triebe dringen doch hindurch.

Paul glaubte mit allen Idealen seines Lebens abgethan zu haben; ein wenig früh, denn er zählte erst fünfundzwanzig Jahre. Aber seine Liebe für Angela hatte ihn zeitig zum Manne gereift, und die Nothwendigkeit, dieser Neigung, welche lange und tief mit ihm verwachsen gewesen, entsagen zu müssen, hatte die Energie seines Charakters gestählt und ihn zu einem ältern Manne gemacht, als er in Wahrheit war. Er hatte es sich so oft vorgesagt: „ich liebe Angela nicht mehr, denn ich verachte sie", bis er es zu glauben anfing. Fortan lebte er nur noch der nüchternen Realität des Verstandes und widmete sich mit allen Kräften der reichen Thätigkeit, welche sein Unternehmen bot und heischte. Er war in das neue, nun vollendete Wohnhaus gezogen, das heißt, er nahm zwei Zimmer darin ein, während alle andern Räume vorderhand leer standen, bis sie vielleicht mit für das Geschäft nothwendig wurden; denn zu was hätte er Alleinstehender sie gebraucht? Die alte Mühle aber war ganz Fabrikzwecken gewidmet worden. Zu schaffen und vorwärts zu streben, indem er für das begonnene Werk seine ganze Kraft einsetzte, seine Studien zu verwerthen soviel er wußte und konnte, das entsprach seiner energischen Natur und befriedigte ihn, wie er meinte.

Zuweilen kamen aber doch Augenblicke, wo er plötzlich innehalten konnte in seinen Arbeiten und sich fragen: ob ihm das für ein ganzes Leben genügen werde? Und jetzt, als er der Lerche mit den Augen folgte und ihr schmetternd Lied vernahm, wollte ihn fröstelnd das Gefühl beschleichen, als wäre sein Schaffen doch nicht auslangend, ein Menschenleben reich und warm zu machen, und als müsse er noch etwas in dasselbe ziehen, was dieses erst recht werth mache, gelebt zu werden.

Vielleicht waren auch die Lerche und die Lenzesluft nicht allein schuld an diesem grünen Triebe, der sich aus seiner Seele hervordrängen wollte; sondern der Ritt, den er vorhatte, mochte möglicherweise den Harnisch gelockert haben, mit

Digitized by Google

welchem er seine Seele umpanzert hatte, und seine Phantasie schlüpfte durch die gewonnene Oeffnung hindurch und wagte der Lerche nachzufliegen.

Plötzlich wurde er sich seines sehnsuchtsvollen Hinträumens bewußt; da stampfte er heftig mit dem Fuß auf und biß die Zähne fest zusammen.

„Bin ich nicht wie thörichte Weiber sind, die, was einmal schon abgethan war, immer von neuem wieder beginnen!“ schalt er sich und seine heimlichen, verlangenden Gedanken. Aber wie sehr er sich auch bemühte, dieselben von sich abzuschütteln, es ging ihm damit wie andern mit den Mücken: je mehr wir sie verscheuchen, je beharrlicher kehren sie wieder.

Er besann sich jetzt, daß er doch nach Schloß Steinfurt reiten müsse, dort mit dem Inspector wegen des Wegebaues zu verhandeln, der durch die Beschädigungen der Frühlingshochflut nothwendig geworden war, theils vom Gut, theils von der Mühle getragen werden mußte und worüber sie sich bisjetzt noch nicht hatten einigen können. Er bestieg hastig sein Pferd und ritt rasch vorwärts, als entfliehe er damit seinen Gedanken. Bald aber zügelte er dessen Schritte immer mehr, denn es war mit innerlichem Widerstreben, daß er in die Nähe der Einstgeliebten und nun Verlorenen sich begab.

Er hatte sie seit der Begegnung im vorigen Sommer nicht wiedergesehen; ob der Zufall das gefügt, ob es ein absichtliches Vermeiden gewesen, er konnte es nicht wissen. Aber er war dessen froh, daß kein abermaliges Zusammentreffen erfolgt war. Er forschte nach nichts von dem, was sie betraf; doch hatte er gehört, was in aller Leute Mund war, daß der Graf durch den erlittenen Schlaganfall an der einen Seite vollständig gelähmt geblieben sei. Wie Angela das ertrug, ob sie es leicht nahm in ihrer leichtlebigen Art, ob sie darunter mit litt, davon sprach niemand, und er mochte nicht darüber nachdenken.

Als er in Dorf Steinfurt anlangte, das unten im Thale lag, ritt er an die Schenke und ließ dort sein Pferd stehen. Er wollte zu Fuß und dadurch unbemerkt hinauf in das Schloß gelangen. Je näher er demselben kam, um so peinlicher wurde ihm der Weg. Langsam schritt er die Eichenallee entlang, welche starr und kahl die knorrigen Aeste gegen den tiefblauen Himmel streckte; darunter aber sproßte überall das Frühlingsgrün hervor, hing wie leichte Schleier an den weißen Birkenstämmen nieder und setzte, gleich Weihnachtskerzen, an den Tannen die jungen Triebe auf. Das blendende Licht der Nachmittagssonne glänzte auf den Wiesenflächen, welche sich gegen das Schloß hinzogen, und einzelne weiße Schmetterlinge umgaukelten dort die ersten Frühlingsblümchen. Paul betrachtete das alles so aufmerksam, als sei er nur deshalb hergekommen. Er sah die breite Freitreppe vor sich, darüber, im Schatten des Gebäudes liegend, die Terrasse mit der steinernen Balustrade, an welche schon die Kübel mit Oleanderbüschen hinausgestellt worden waren, und hoch überragend die breite Façade des Schlosses, über dem Portal das Wappen der Duna: den Greifen, welcher ein Schwert in seinen Fängen hält — alles das sah er, als ob es sich um ihn dabei handle, und doch war es nur, weil sie das alles betrachtete. Ihre Augen ruhten ja täglich darauf, sich an der Herrlichkeit dieses Besitzes zu erfreuen.

Er stieg die Stufen der Freitreppe hinauf, da in dem Parterre des Schlosses

Digitized by Google

die Geschäftskanzlei des Inspectors sich befand. Im Hinaufsteigen drang von der Terrasse herab der gleichmäßig ruhige Tonfall einer Stimme an sein Ohr, erst leise und verschwommen, dann deutlicher, aber zu sehen war niemand. Plötzlich, als er die letzte Stufe überschritt, horchte sein Ohr gespannter und eine heiße Blutwelle überflutete sein Gesicht mit dunkler Röthe; denn er erkannte die so lange nicht mehr vernommene Stimme Angela's, deren weichen Alt er unter Hunderten herauserkannt haben würde. Schon wollte er erschrocken wieder umkehren, um nicht gesehen zu werden, da bemerkte aber sein spähendes Auge, daß sie in einiger Entfernung, abgewendet von ihm, an einem der Oleanderbüsche saß, neben ihr der Rollstuhl, in welchem, mit Decken umhüllt, die zusammengesunkene Gestalt des Grafen lag, seine Augen von einem grünen Schirm beschattet.

Sie hielt ein Buch in der Hand und las daraus dem Leidenden vor. Ein helles Kleid umfloß in weichen Falten ihre Gestalt; der Kopf, ein wenig vorgebeugt, war ohne Hut, und Paul konnte die stolze Krone der dunkeln Flechten darauf sehen, die kleine geröthete Muschel ihres Ohres und das leichte Gekräusel losen Haares, welches ihren schlanken Hals umspielte.

Es war ein ernstes Buch abstracten Wissens, das sie vorlas, ruhig und ohne Ermüden zu zeigen, und er wunderte sich über ihre geduldige Hingabe, da sie doch kaum Verständniß oder Interesse dafür haben konnte. Plötzlich unterbrach sie der Kranke.

„Ist keiner der Diener zur Hand, Angela?" fragte er. „Das helle Sonnenlicht blendet mich je länger je mehr, trotz des Augenschirmes und des Schattens um uns her. Ich möchte noch tiefer an die Wand des Hauses gerollt werden."

„Es ist keiner da, Duna — aber das kann ja ich für dich thun", entgegnete sie schnell aufstehend und schob den Stuhl tiefer gegen die Mauer zurück. „Ist es dir so recht?" fragte sie dann.

„Ja, ich danke, liebe Angela. Aber ich möchte auch etwas zu trinken haben."

Da, wo sie zuvor gesessen hatten, stand ein Tisch mit Flaschen und Gläsern. Angela ging darauf zu, seinen Wunsch zu erfüllen.

„Wo willst du hin?" rief da der Kranke gereizt, als könne sie ihm entrinnen. „Bleibe bei mir — ich will lieber dursten, als daß du mich deshalb verlässest."

„Ich gehe ja nicht fort, Duna", meinte sie ruhig. „Alles Nöthige haben wir hier. Was darf ich dir geben?"

„So reiche mir Wasser mit etwas Wein."

Sie machte ihm die Mischung zurecht, versuchte sie und trug dann den Trank zu ihm hin. Er nahm das Glas in seine rechte Hand und kostete davon; der linke Arm lag bewegungslos in die Decken gehüllt.

„Du hast zu sehr des Weines gespart", sagte er ärgerlich. „Nimm doch die Verordnung des Arztes nicht allzu streng, wonach mir Wein zu trinken untersagt ist. Peinigt mich nicht mehr als nöthig ist! Begreifst du denn nicht, wie wenig ich noch vom Leben habe? Geh, gieße noch etwas hinzu."

Sie nahm das Glas und goß vorsichtig noch ein Weniges nach.

„Schmeckt dir es nun?" fragte sie freundlich, als sie den Trank ihm wieder bot.

Digitized by Google

Er leerte das Glas auf einen Zug und gab es dann zurück. „So war es besser", meinte er. „Nun aber setze dich wieder zu mir her — ich kann das Stehen nicht leiden; es ist, als wolltest du fortgehen. Laß aber das Buch liegen und lies mir lieber die Zeitungen vor; sie wurden doch vorhin gebracht."

Angela kehrte an den Tisch zurück und griff nach einem dort liegenden Packet; aber sie blieb zaudernd damit stehen und wendete das Gesicht nach dem Park hinaus, als suche sie einen Augenblick die Schönheit des Frühlingstages für sich zu erhaschen, die junge Brust mit einem vollen Athemzuge dieses jungerwachten Lebens zu füllen.

Verwundert und bewegt, voll tiefen Mitleids für sie, hatte Paul allem zugehört und zugesehen; er vergaß ganz auf das Weitergehen und daß er den Lauscher hier spiele. War denn das die nämliche Angela, ungeduldig und leicht aufbrausend, wie er sie gekannt und wie sie von ihm gegangen war; die immer meinte, daß alles und alle ihretwegen da seien, nie aber, daß sie andern etwas sein solle; welche die Welt zu sich herankommen ließ, ohne ihr auch nur das Glied eines Fingers entgegenzustrecken, und die nun hier demüthig und geduldig einem Kranken diente, ohne den leisesten Schimmer von Widerstreben oder Gereiztheit zu zeigen? Sie, das jugendfrische, schöne Weib dem alten, gebrochenen, mürrischen Manne gegenüber?

Ja, wie wunderschön war sie doch geworden! Jetzt, wo sie an dem Tisch stand und in den Park hinabblickte, konnte er gegen den lichten Frühlingshimmel das feine Profil ihres Gesichts genau betrachten, wie eine Silhouette auf goldüberhauchtem Lazur schwebend. Zug um Zug war das seine Angela, die er so genau gekannt, so tief geliebt, und doch eine andere, neue, die in überwältigend höherm Reiz vor ihm stand. Ein Ausdruck von Reinheit und Würde lag auf dem schönen Gesicht, ein weiches Empfinden in dem hinausträumenden Auge, ein stilles Entsagen um den sanft geschlossenen Mund. Was er für sie empfunden, es kam dem nicht gleich, was ihn jetzt mit einem mal heißer, verlangender für sie erfüllte und in Liebe und Trauer aus dem stürmisch klopfenden Herzen nach seinen Augen emporbrängte.

Unwillkürlich war er aus seiner geschützten Stellung weiter vor auf die Terrasse getreten, sie ungehinderter betrachten zu können; da wendete sie sich um und kehrte ihm voll das Gesicht zu. Ihre Blicke trafen die seinigen und er sah, daß sie heftig erschrak und erbleichend mit der Hand nach dem Tisch griff, sich daran zu halten. Doch wie sie in seinen Augen dem warmen Glanz liebevollen Empfindens begegnete, trat ein feuchter Schimmer in ihre dunkeln Augensterne und ein weiches Lächeln, halb Freude, halb Schmerz, zuckte um ihre vollen Lippen.

„Sind denn die Zeitungen nicht da, Angela?" ertönte da die ungeduldige Stimme Duna's.

Sie schraken beide zusammen, als seien sie aus einer andern, reichern Welt auf diese arme Erde zurückgerufen worden. Paul ermannte sich und grüßte, den Hut lüftend; sie aber senkte nur den Kopf nieder und wagte nicht wieder aufzusehen. Er riß sich gewaltsam von ihrem Anblick los, und verwirrt, mit wild aufstürmenden Gefühlen, schritt er über die Terrasse in die Halle des Schlosses

Digitized by Google

„Ging da nicht jemand vorüber?“ fragte Duna, dessen Augenschirm ihn am Umsehen hinderte.

„Ja, ein Herr“, entgegnete sie.

„Ein Herr? Wer war es denn?“ forschte er aufgeregt.

Sie überhörte scheinbar die Frage, indem sie sich einen Stuhl an ihres Gatten Seite trug und mit beklommener Stimme wieder zu lesen begann. Und so las sie wol eine Stunde lang, Artikel für Artikel, die politischen Nachrichten ihm vor, ohne zu wissen, was sie las. Das Herz klopfte ihr in eigenthümlich heißen Schlägen, sodaß ihr oftmals der Athem stockte und die Buchstaben vor ihren Augen in wirren Kreisen durcheinandertanzten. Endlich versagte ihr ganz die Stimme; sie ließ die Hand mit dem Zeitungsblatt in den Schos sinken, und als deshalb keine Frage an sie gerichtet wurde, bemerkte sie erst, daß Duna eingeschlafen war.

Da erhob sie sich leise, rief die Diener herbei und ließ den Grafen in seine Gemächer bringen, die jetzt im Parterre für ihn eingerichtet worden waren, damit er mit seinem Rollstuhl leicht auf die das Schloß umgebenden Terrassen gefahren werden konnte.

Stunden waren vergangen, der Abend hatte sich herabgesenkt, da trat Angela noch einmal auf die Terrasse hinaus, das liegen gelassene Buch zu holen. Was auch Paul in das Schloß geführt haben mochte, nunmehr konnte sie sicher sein, daß er es wieder verlassen habe. Sie wollte ihm nicht wieder begegnen, und doch war sie glücklich, daß und wie sie ihn gesehen; nicht mehr mit der Verachtung im Blick, welche sie so tief elend gemacht hatte, nein, mit dem warmen Schimmer liebevoller Theilnahme. Und abermals wollte es feucht in ihren Augen werden, da sie wieder daran dachte.

Sie stand an der Balustrade und lehnte die Arme darauf. Es war ein milder Abend; in lauen Wellen umwehte sie die Luft. Vor ihr schwamm am wolkenlosen Himmel die klare Mondessichel, die Tannen im Park rauschten leise und es war ihr, als seien es nicht die Bäume, deren Rauschen sie vernahm, sondern die Flut des Mondlichtes, welches sie über die knospende Erde sich ergießen höre. Wie schön es doch war und wie still alles sonst, daß sie das Klopfen ihres Herzens vernehmen konnte. Sie hätte nicht zu sagen vermocht, warum es so laut in ihrer Brust hämmere; aber daß sie Befriedigung empfand, das wußte sie, und es machte sie still selig, weil er sie nicht mehr mit Geringschätzung angeblickt hatte. Was war es denn auch, das sie noch von dem Glanz hatte, um dessentwillen er geglaubt, daß sie verlangend nach der Hand Duna's gegriffen? Sie war die Krankenpflegerin eines reizbaren Greises! Aber das wußte Paul freilich nicht, wie sie sich gerade daran emporgerichtet aus der Tiefe ihres Elends und die eigene Selbstachtung wiedergefunden hatte.

So versunken sie in ihr Hinträumen war, hörte sie doch den festen Männertritt erschallen, der jetzt eilig aus der Halle auf die Terrasse kam. Sie fühlte, es war Paul — es konnte nur er sein, der da plötzlich stockend stehen blieb.

Er hatte erst auf den Inspector warten müssen, und dann hatte sich ihr Geschäft in die Länge gezogen; aber er hatte die Verzögerung geduldig hingenommen

Digitized by Google

und gedacht, es sei gut, wenn er sicher wäre, Angela nicht wieder zu treffen. Wozu die Wunde immer tiefer aufreißen? Und nun er dort ihre vom Mondlicht umflossene Gestalt lehnen sah, war das vergessen, und er vermochte nicht abermals stumm an ihr vorüberzugehen.

„Angela, arme theuere Angela!“ stammelte er hervor, in dem überströmenden Erbarmen, das er mit ihrer Lage empfand.

Da kehrte sie sich nach ihm um und sah ihn an so dankbar, als habe er mit diesen wenigen liebevollen Worten den Himmel ihr wieder zurückgegeben.

„So zürnst du mir nicht mehr, Paul?“ fragte sie leise, die alte vertrauliche Anrede von sonst wieder gebrauchend. „Du verachtest mich nicht mehr, daß ich von euch ging und unüberlegt es zugab, daß mich der Graf heirathete? Es war erbärmlich von mir, ich weiß das nun, denn ich liebe ihn ja nicht; aber damals, ach, da verstand ich mich selbst nicht und das nicht, was ich auf mich nahm.“

„Ich dir zürnen?“ rief er leidenschaftlich aus und trat dicht zu ihr heran. „Ach Angela, du warst ja ein Kind und wußtest nicht, was du thatest. Wir aber wußten es und ließen dich dennoch von uns gehen, anstatt dich mit allen Kräften zu halten: meine Mutter aus falsch verstandener Sorge um mich, und ich, weil in meiner Liebe so viel des harten Stolzes war. Nun fühle ich es wohl, wir haben mehr an deiner Unerfahrenheit und Unschuld gesündigt als du an uns. Was daraus entstanden ist, wir tragen doch die Schuld daran, und ich muß sie büßen, denn ich habe dich dadurch verloren, Angela, dich, die ich so heiß und über alles in der Welt liebte und noch liebe! Auf ewig, Angela, ich kann nicht anders — begreifst du es?“

Er hatte ihre Hand ergriffen und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Seine ganze Widerstandskraft war gebrochen in diesem Augenblick, er selbst willenlos fortgerissen von der allmächtig hervordrängenden Gewalt seiner leidenschaftlichen Liebe.

Sie starrte bestürzt ihn an, und als sie die verzehrende Glut in seinen Augen bemerkte, riß sie sich von ihm los und wich angstvoll vor ihm zurück.

„Paul, rühre mich nicht an — sieh mich so nicht an — sprich nicht zu mir — du darfst es nicht thun! Gedankenlos, kindisch bin ich in das Verhältniß getreten, das mich nun bindet, und als ich plötzlich begriff, was ich gethan, habe ich mich verachtet, schlimmer als du es vermochtest, bis die Erfüllung meiner schweren Pflicht mich wieder vor mir selbst erhob. Wie ich auch gefehlt, laß mir nun die Ehre, wenigstens treu zu sein — Paul, ziehe mich nicht wieder herab vor dir und vor mir!“

Er fuhr sich mit der Hand über die glühendheiße Stirn, als müsse er sich besinnen, was er gethan. Ihre Angst rührte ihn, aber sie konnte das auflodernde Feuer in ihm nicht ersticken.

„Was fürchtest du dich vor mir, Angela? Eine Heilige kann man nicht höher ehren, als ich dich ehre. Sieh mich nicht so bange an — vertraue mir und sage mir nur das Eine: liebst auch du mich, Angela?“ flehte er inbrünstig.

Sie wendete sich von ihm ab, sie wagte nicht, wieder in diese Augen zu sehen.

„Geh!“ sagte sie voll grenzenlosester Angst. „Wir müssen geschieden sein.“

Digitized by Google

„Angela, liebst du mich?“ wiederholte er drängender, verzweiflungsvoll.

„Geh!“ Nur dieses eine Wort brachte sie über die bebenden Lippen; zitternd, mit fast versagender Stimme stieß sie es hervor, und wies ihn mit der Hand von sich, ohne sich wieder nach ihm umzusehen.

Unschlüssig betrachtete er noch einen Augenblick die abgewendete Gestalt des geliebten Weibes, umfaßte er mit seinen Blicken die Schönheit und den Liebreiz, der sie mehr denn je umgab. Er hätte sie an sich reißen mögen, nur einmal, wenn es denn nicht für immer sein konnte. Es war, als kämpfe Himmel und Hölle in ihm, wem er angehören solle. Aber die ungeheuere Wandlung, welche mit ihr vorgegangen war, hemmte ihn plötzlich, seinem Verlangen Genüge zu thun. Da war nichts mehr von der alten kampfbereiten, trotzigen Angela in ihr, die damals von ihm ging, deren Trotz und Uebermuth er ehedem seinen festen Willen, seinen Ernst entgegensetzte. Die rührende Hülflosigkeit des Weibes, in der sie mit sich und seiner Leidenschaft rang, bezwang ihn gewaltiger, als jeder andere Widerstand es vermocht hätte. Er schüttelte sein heißes Verlangen, die Schwäche, in welcher er der Versuchung beinahe erlegen, als unwürdig von sich hinweg und trat von ihr zurück.

„Wenn es denn also sein muß, Angela — nun, so lebe wohl!“ rief er voll tiefen Schmerzes ihr zu. „Doch bedarfst du jemals meiner, so rufe mich.“

Noch einen Blick warf er auf sie; dann wendete er sich rasch entschlossen von ihr hinweg, und eilig, nicht einmal rückwärts blickend, schritt er die Stufen der Freitreppe hinab, die Eichenallee entlang. Verzweiflungsvoll, mit zerrissener Seele, als habe er jetzt erst die Geliebte verloren, stürmte er vorwärts. Inmitten der Allee blieb er aber doch plötzlich stehen und kehrte sich um; er mußte wenigstens den leeren Platz noch einmal sehen, wo sie gestanden hatte. Aber da lehnte sie noch immer an der Balustrade, umflossen von der Fülle des Mondlichtes, das in breiten Strömen verklärend an ihr niederrann. Er winkte ihr noch einmal mit der Hand zu und flüsterte sehnsuchtsvoll ihren Namen: „Angela!“

Sie aber bewegte nicht die Hand und nicht den Kopf, ihm noch einen Gruß nachzusenden; denn ihr galt auch das für untreu. Regungslos stand sie da und blickte ihm nach, unverwandt, bis er in der Tiefe und in den zusammendrängenden Schatten der Allee verschwunden war. Thräne um Thräne aber floß über die bleichen Wangen hinab — ihre Augen hatten ja längst das Weinen gelernt.

„Und dennoch liebt er mich!“ flüsterte sie vor sich hin. „Wie gering er von mir gedacht — er glaubt doch wieder an mich und liebt mich! Ich aber — nein — ich darf ihn nicht lieben. Ich bin gebunden, und dem ich angetraut bin, muß ich vor Gott und vor mir die Treue halten!“

VII.

„Treue!“

Wie groß und gebieterisch war doch dieses Wort vor ihr emporgewachsen in dem schwermuthsvollen Träumen jener lauen Frühlingsnacht. Ihr ganzes junges Leben hatte sie da plötzlich vor sich gesehen wie in einem Bilde, und es hatte sie

Digitized by Google

Verzweiflung erfassen wollen, daß es so kalt und leer war gegenüber der Fülle unermeßlichen Glückes, welche es ihr zu bieten vermocht hätte. Und als sie lechzend verlangte, danach zu greifen, da stand zwischen ihr und dem Glück des Herzens das Wörtchen Treue, klein und doch riesenhaft groß, und wehrte sie unabänderlich von jedem Tropfen der zu kostenden Seligkeit ab.

Sie stöhnte zwar: „Muß es denn sein? Wie kann ich es ertragen?" Aber das Wörtchen sagte immer erbarmungslos: Du mußt!

Sie hatte sonst Treue kaum beachtet; gedankenlos war sie den Neigungen und Trieben ihrer Natur gefolgt, und hatte die Beschützer und Freunde ihrer verwaisten Kindheit nichtachtend beiseitegelassen. Jetzt war es ein anderes mit ihr geworden. Ihre stolze Natur hatte zu schmerzlich gelitten unter der demüthigenden Selbstanklage; eine bange Scheu, von neuem vor sich erröthen und die Qual der Nichtachtung wieder auf sich nehmen zu müssen, beherrschte sie, wie wenn ihr Ordnungssinn sie zwang, Flecken an ihrem Kleide zu vermeiden. So unachtsam und unbekümmert um andere sie sonst gewesen, so streng nahm sie es nun in ihrem Denken und Handeln, wenn es sie und Duna betraf.

Und es war das nicht leicht, er erschwerte es ihr nachdrücklich. Nicht blos seine Leiden, die stete Pflege, welche er bedurfte, nein, mit seiner Hinfälligkeit wuchs auch seine Reizbarkeit und die eifersüchtige Angst um sein Weib. Seine leidenschaftliche Liebe für sie litt tausend Qualen, die er sie mitempfinden ließ: er gelähmt, hülflos an den Stuhl gebannt, ein altes, zerfallendes Wrack — sie dagegen jung, blühend und schön, mit der Anwartschaft und sicher auch mit dem Verlangen nach dem Glück der Jugend, bewundert und gefeiert von allen. In jedem Mann, der sich ihr näherte, sah er einen gefährlichen Rivalen, fürchtete er argwöhnisch, betrogen zu werden. So bewachte er Angela unausgesetzt, ließ sie kaum von seiner Seite hinweg und suchte sie möglichst fern von allen andern zu halten. Das war in Steinfurt leichter zu bewerkstelligen als in den Bädern, welche sie, seiner Leiden wegen, während des Sommers besuchten. Hier waren Hunderte zu fürchten, welche mit ihren Blicken die schöne Frau bewunderten, und vor keinem war er sicher, wenn er nicht ihrer sicher war. Und ob sie sich ganz ihm und seiner Pflege widmete, alles vermied, was ihn reizen konnte, keine Vorliebe für irgendjemand zeigte, half ihr doch das nicht, ihn von seinem Argwohn zu befreien.

„Wenn dieser Baron Halden länger noch dich mit seinen Blicken so verfolgt, wie er es heute wieder gethan, und wir ihm nirgends entgehen können, wo wir uns außerhalb unserer Wohnung zeigen, breche ich meine Cur hier in Teplitz früher ab, als bestimmt war, und reise fort", sagte Duna zornig, als er in seinem Rollstuhl aus dem Schloßgarten zurückkehrte, wo Angela dicht an seiner Seite hingegangen war, sich nur mit ihm unterhalten und kaum einen Blick auf ihre Umgebung geworfen hatte. „Er hat mir es schon unmöglich gemacht, im Cursaal zu speisen", fuhr der Graf fort, „und mich gezwungen, unser Diner auf unserm Zimmer einzunehmen, weil er dort stets in unsere Nähe sich zu setzen wußte, um dich anzusehen. Aber das ist doch unerträglich — der Mensch verdirbt mir den Genuß meines Diner wie den der freien Luft!"

Digitized by Google

Angela versicherte dem Grafen, wie gleichgültig ihr dieser fremde Mann sei, und versuchte ihn zu beruhigen, damit er nicht thörichterweise die vorgeschriebene Cur hier abbreche. Aber sie erreichte damit nichts; im Gegentheil, er sah in ihrem Zureden einen versteckten Hintergedanken, und das trieb ihn um so mehr zur Abreise. Er begab sich nach Gastein, die Cur dort zu gebrauchen. Doch nicht lange, so tauchte auch hier Baron Halden unter den Curgästen auf.

Der Graf war wüthend, und dennoch, er konnte weder den Baron fordern, noch ihm den Aufenthalt im Ort verbieten, und da jener sich nie an Angela herandrängte, sie nie anzusprechen wagte, war ihm auch sonst nichts vorzuwerfen, wogegen Duna Einspruch erheben konnte. Um so mehr aber quälte er Angela.

Und sie? Vielleicht hätte sie aus dem Irrthum ihrer Ehe, in den Jugend und Unerfahrenheit sie gestürzt, sich eine Entschuldigung schaffen können, wenn jetzt ihr stürmisches, verlangendes Herz sich gegen die Fesseln auflehnen wollte, welche ihr unleidlichen Zwang auferlegten. Sie that es nicht — nicht aus Mitleiden für den Gatten — nein, vielleicht hatte sie gar keins für ihn. Es wollte ihr jetzt bedünken, als habe er, der Kluge, Welterfahrene, sie, die Unwissende, Arglose, verrätherisch um ihre köstliche Jugend bestohlen, hinterrücks den freien Schlag ihres Herzens ihr geraubt, sie um all das strahlende Glück des hellen Tageslichtes gebracht, ehe sie noch aus dem Morgentraum ihres Kindheitsschlafes erwacht gewesen war. Nein, sie hatte kein Mitleiden mit ihm, aber auch keine Nachsicht mit sich selbst. Unbedacht war sie in diese Ehe getreten, doch das kaufte sie von deren Consequenzen nicht los. Sie mußte nun tragen, was sie auf sich genommen, und so suchte sie auch treu zu sein, ganz und ohne Vorbehalt, wie sie vor Gott und vor sich selbst es sein mußte.

An keinen wagte sie zu denken, der ihrem Herzen etwas sein könne. Wollte der Name, die Gestalt Paul's in ihr auftauchen, so war es, als ziehe sie in Gedanken gewaltsam einen auslöschenden Strich darüber hin. Seine Frage: liebst du mich? hatte sie tödlich erschreckt, und sie floh immer von neuem wieder vor ihm zurück, sobald er in ihrer Seele erstehen wollte.

Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, auch nicht, seitdem sie im Herbst in Steinfurt wieder angelangt waren. Wie sie es von ihm begehrt hatte, war er fern von ihr geblieben. Aber dieselbe Frage, womit er sie erschreckt hatte, tönte auch fort und fort in ihm nach, und er erwog deren Für und Wider, ohne zu einer Antwort gelangen zu können. Daß er ihr nicht gleichgültig sei, fühlte er; aber das war noch lange nicht die Liebe, welche sein Herz von ihr verlangt haben würde, wenn sie frei gewesen wäre, Liebe zu verschenken.

Er aber wußte, daß sein Herz mit unlösbaren Banden an ihr hänge und daß ohne sie es kein Glück und keine Befriedigung mehr für ihn gebe. So war für ihn wie für sie der Sommer und der Winter mit bleierner Schwere dahingeschlichen; wer nichts zu hoffen und zu erwarten wagt, für den haben die Tage keine Schwingen.

Es war an einem frühen Morgen des März. Anderwärts sproßten schon die Schneeglöckchen hervor, hier aber, in der rauhen Gebirgsgegend, hauste noch immer der Winter, und Schnee und Eis lagen um die Mühle gethürmt. Das Morgen-

Digitized by Google

licht dämmerte erst, als schon die Arbeiter aus dem nahen Wittelsdorf in die Mühle herbeiströmten; auch aus Steinfurt und andern umliegenden Dörfern kamen sie zur Arbeit in die Fabrik.

„Wissen Sie es schon, Herr Doctor?“ redete diesen einer der steinfurter Leute an. „Gestern Nachmittag ist unser Herr Graf gestorben — der Schlag hat ihn nochmals gerührt. Am Abend läutete die Dorfglocke eine Stunde lang seinen Tod ein. Das wird ein großes Begräbniß geben.“

Paul starrte sprachlos den Mann an, als sei alle Fassung von ihm gewichen; dann kehrte er sich von ihm weg, ohne ein Wort zu erwidern, befahl sein Pferd zu satteln und jagte auf demselben nach Steinfurt.

„Sie ist frei!“ Mehr wußte und dachte er nicht, und es trieb ihn mit Allgewalt vorwärts. Als er jedoch in die Nähe des Dorfes kam, besann er sich. Was wollte er denn hier? Er konnte doch weder zu so früher Stunde, noch zu einer spätern Tageszeit zu Angela dringen — er hatte ja gar kein Recht, das er in Anspruch nehmen konnte, sie zu sehen. Er war nichts als der schlichte Bürgersmann, sie noch immer die Gräfin! Sie wird mit ihresgleichen das Leid um den Todten tragen, er aber hatte nichts dabei zu thun. Sie stand ihm noch ebenso fern, war jetzt ebenso wenig als früher frei von den sie umgebenden Verhältnissen; was bürgte ihm denn dafür, daß sie es je wieder werden wolle?

Er riß sein Pferd herum und jagte ebenso schnell wieder nach der Mühle zurück. Eben begann in Steinfurt das Glockengeläute für den Todten wieder zu ertönen; über den Schnee des Thales zitterte es hinter ihm drein, und es war ihm, als klagten die Töne um ihn, um sein thörichtes Hoffen, nicht aber um den Todten.

Zu Hause angelangt, schrieb er dennoch ein hastiges Wort an Angela; sie sollte wenigstens fühlen, daß seine Seele bei ihr sei. „Angela, bedarfst du meiner, nun du vereinsamt bist? Soll ich zu dir kommen?“ Mehr schrieb er nicht. Was sonst sollte er ihr sagen? Er konnte nicht um den Todten klagen, den er gehaßt hatte, und auch nicht um sie; denn sie verlor ja keinen, den sie geliebt, und es war doch eine Befreiung von schwerer Prüfung, welche ihr durch diesen Tod gekommen war. Wenn sie aber ihn liebte, würde sie seiner bedürfen, wie er ihrer, und er mußte nun abwarten, ob sie ihn zu sich rufe.

In fieberhafter Erregung harrte er der Antwort, welche sie ihm senden werde, wider Willen doch hoffend, was er zuvor bezweifelt hatte. Und als nun endlich die heißersehnte Antwort kam, enthielt sie auch nur die wenigen Worte: „Nein, Paul, komme nicht. Du kannst mir nicht helfen.“ Mehr nicht! Es war, als ob sie wieder zu ihm gesagt hätte: „Geh, wir müssen geschieden sein!“

Er ballte das beschriebene Blättchen zusammen, zitternd vor Schmerz und bitterm Groll, und warf es weg, um es doch wieder aufzuheben und zu sich zu stecken.

Und nun wartete er alle Tage, was weiter geschehen werde, ob nicht doch noch, sei es nach Wochen oder Monden, ein Zeichen von ihr zu ihm gelange, eine Botschaft oder ein geschriebenes Wort, irgendetwas als Beweis, daß sie seiner gedenke und ihn doch noch zu sich rufe.

Digitized by Google

Aber es geschah nichts von alledem — alles blieb stumm!

Der Todte war in dem Erbbegräbniß der Duna an der alten Dorfkirche beigesetzt worden; der Sohn und die Tochter, sowie alle die hohen Verwandten des Verstorbenen, welche zu der Trauerfeier hergekommen waren, hatten das Schloß wieder verlassen, und die junge Witwe von noch nicht zwanzig Jahren lebte einsam darin, wie verloren in den weiten glänzenden Räumen — aber nach Paul rief sie nicht.

Oftmals umkreiste er das Schloß zu Pferd und zu Fuß, die Sehnsucht zog ihn unwiderstehlich dahin; aber nirgends konnte er sie erspähen. Fuhr sie aus, so geschah es in dichtverschlossenem Wagen, und ging sie aus, so betrat sie nur die seitwärts gelegene, abgesperrte Terrasse des Schlosses oder den abgeschlossenen Theil des Parkes. Es war, als wolle sie jeden vermeiden — eine Nonne konnte nicht abgeschiedener leben.

Als es Sommer wurde, kam aber für kurze Zeit wieder Bewegung und lautes Leben in das Schloß. Detlef erschien mit Frau und Kindern auf einige Wochen, von seinem Erbe Besitz zu ergreifen. Angela behielt die Gemächer, welche sie zu Lebzeiten Duna's innegehabt; sie hatte ja ihren Witwensitz hier, und ihre Stiefkinder breiteten sich in dem übrigen Theil des Schlosses aus.

„Stiefkinder" — es war das eigentlich eine ganz unanwendbare Bezeichnung für diese; Angela würde nie wagen, sie zu gebrauchen, so wenig diese selbst sich jemals als solche betrachteten. Zwar in Detlef's Würdigung war Angela etwas höher gestiegen durch die treue Pflege, welche sie seinem Vater gewidmet hatte; aber genau betrachtet, war dieses nicht mehr gewesen, als ihr zukam zu thun für das, wozu jener sie erhoben hatte; sie blieb bei alledem in seinen Augen doch nur die Niedriggeborene, welche sich in diese Stellung gedrängt, wohin sie nun und nimmer gehörte. Als sich auch noch herausgestellt, daß der Vater sein Testament nicht geändert, sondern ihr funfzigtausend Thaler vermacht hatte, obschon von dessen Vermögen wenig mehr als diese Summe noch vorhanden war, entbrannte seine Entrüstung gegen sie wieder aufs höchste, und mit Empörung und kaum zu verbergender Geringschätzung sah er sich gezwungen, Angela als Witwe im Schloß zu dulden.

Noch unleidlicher fühlte sich Detlef's Frau von dieser Nothwendigkeit berührt. Angela war so viel jünger und schöner als sie, dabei in Haltung und Bewegung stets vornehm erscheinend, daß der Gedanke, äußerlich neben ihr zurückzustehen, sie, die Tochter aus vornehmem Hause gegenüber der ehemaligen Arbeiterin, stets mit erneutem Verdruß erfüllte, so oft sie durch die täglichen Mahlzeiten mit ihr in Berührung kam.

Angela empfand nur zu deutlich den Widerwillen, den sie hervorrief, die Geringschätzung, welche man ihr wegen ihrer Herkunft zollte. Es war dieselbe Art eisiger Ablehnung und hochmüthiger Exclusivität, womit sie jetzt wie damals zurückgewiesen wurde, als Duna es wagte, sie in der Gesellschaft zu präsentiren. Sie litt auf das empfindlichste darunter, und ihr Selbstgefühl lehnte sich tief verletzt dagegen auf. Es ist so peinlich für ein stolzes Gemüth, sich nicht an seinem Platze zu fühlen, mag derselbe nun zu hoch oder zu niedrig sein. Dennoch war

Digitized by Google

sie gezwungen, das zu ertragen, ohne sich davon befreien zu können. Wollte sie später nicht länger hier bleiben, das Trauerjahr wenigstens mußte sie hier verleben, koste ihr das auch noch so viel Ueberwindung. Wo sollte sie sonst hingehen, sie die junge unerfahrene Frau, ohne alle Verwandte, allein in der Welt dastehend? Wessen Schutz konnte sie anrufen? Den Paul's am wenigsten! Seitdem sie die Glut seiner Leidenschaft erkannt, fürchtete sie ihn und ebenso sich selbst. Hier im Schloß war sie unerreichbar für ihn, und ängstlich vermied sie auch jeden schriftlichen Verkehr mit ihm. Ein starkes Empfinden war in ihr für das, was die Stellung als Duna's Witwe jetzt von ihr erheische: eine Feinfühligkeit, die sie von jeder unzeitigen Aeußerung von Liebe zurückschrecken ließ.

„Was wäre Treue, die man gelobt hat, wenn heute das eine stirbt und morgen das andere jemand in Liebe angehören dürfte?" dachte sie. „Nein, ich könnte es nicht ertragen, das von mir zu sagen. Ich war ein thörichtes Weib, das unbedacht diesen Bund geschlossen und deshalb von jedermann, und von mir selbst am meisten, misachtet werden durfte — nun darf kein Makel wieder auf mich kommen. Solange ich die Gräfin bin, bin ich auch nicht frei, zu thun, was ich begehre. Ich stehe hier wie in einem gläsernen Hause, wo alle auf mich sehen können und jeder mich richten darf wegen dessen, was ich thue!"

So harrte sie denn in dem Schlosse aus, ertrug standhaft das Verletzende, was ihr von den Angehörigen des Verstorbenen geboten wurde, und zog sich nur immer stolzer in sich selbst zurück. Und als nach einigen Wochen Detlef mit den Seinen wieder abreiste, um erst nach dem Weihnachtsfest nach Steinfurt wiederzukehren, trat abermals Stille und Einsamkeit in dem Schlosse ein und begrub darunter die verlassene junge Frau.

Paul aber fühlte voll Verzweiflung, daß Angela ihn absichtlich meide, da es ihm nie gelang, ihrer ansichtig zu werden. Wenn auch zuweilen vor seiner Seele ihr Bild stand, wie sie an jenem Frühlingsabend ihn von sich gehen hieß, und er zu glauben wagte, sie habe da ebenso sehr mit sich als mit seiner Leidenschaft gerungen, so wuchsen doch nun mit ihrem Schweigen die Zweifel höher und immer höher in ihm auf, daß es wirklich Liebe gewesen sei, die sie für ihn empfunden habe. Und wie groß und allgewaltig müßte auch diese Liebe sein, welche sie den Rang und den Glanz ihrer jetzigen Stellung wieder aufgeben ließe, um schlicht und anspruchslos das einfache bürgerliche Leben an seiner Seite zu führen, wie sehr auch sein Wohlstand sich mehrte? Das hieß mehr von ihr erwarten, als sie leisten kann; es ging gegen ihre stolze Natur, der sie gehorcht ohne Willen und Ueberlegung. Und er selbst, war er denn nicht über alle maßen anspruchsvoll, so viel von ihr erhoffen zu wollen? Wie konnte er es denn jemals wagen, ihr solches Leben an seiner Seite anzubieten, nachdem sie auf den Höhen der Erde gestanden? Nein, niemals — nur einer Liebe, die gleich groß und heiß wie die seinige war, konnte er Ersatz für alles bieten, was sie seinetwegen hätte aufgeben müssen.

Mit dieser sich ihm aufdrängenden Einsicht gab er alles Streben auf, sie zu sehen oder zu ihr zu gelangen; wenn sie ihn mied, war es nöthig, er that es auch. Er erwartete auch gar nicht mehr, ihr irgendwo zu begegnen, nachdem es

Digitized by Google

so lange vergeblich gewesen; auch heute nicht, als ihn Geschäfte nach dem Dorfe Steinfurt riefen.

Es war ein kalter Tag zu Ende Februar, der Fluß fest gefroren, ebenso der große Teich, welcher am Fuß des Schloßparkes lag. Als Paul daran vorüberritt, bot sich ihm ein überraschendes, lebensvolles Bild dar; denn auf der gefrorenen Teichfläche bewegte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen umher, auf Schlittschuhen und Stuhlschlitten fahrend. Eine Schar Dorfbewohner umstand in dichten Reihen den Teich, neugierig das seltene Schauspiel zu bewundern.

Paul's Augen überflogen mit Hast die Versammelten, nach der einen zu suchen, und da entdeckte er sie auch, in Pelze gehüllt auf einem der Stuhlschlitten sitzen, welchen ein Herr über die Eisfläche fuhr, der dabei eifrig mit ihr zu sprechen schien. War es von der Frische der Luft oder durch das, was ihr Begleiter zu ihr sagte: ihr Gesicht erglühte in lebhafter Röthe. Paul sprang von seinem Pferde herab, und es neben sich herführend, trat er in den Kreis der Zuschauer heran. Der Reiz, sie endlich einmal wiedersehen zu können, war stärker als sein Wille, der ihn fern zu bleiben zwingen wollte.

„Guten Morgen, Herr Doctor", redete ihn da der Inspector an. „Wollen Sie auch das Eisfahren mit ansehen? Es ist seit manchen Jahren hier nicht vorgekommen. Nachdem aber vor einigen Wochen der Herr Graf mit seiner Familie hier eingetroffen ist, wurde es zur Unterhaltung der anwesenden Gäste wieder in Anregung gebracht."

„Es scheinen deren viele da zu sein," entgegnete Paul, immer nur das eine Paar im Auge behaltend. „Der Herr, welcher die junge Gräfin fährt, ist wol auch ein Gast?"

„Ja, ein Bekannter des Herrn Grafen, Baron von Halden. Ein schöner, stattlicher Mann, nicht wahr? Und er soll auch sehr reich sein. Wie sich die Dienerschaft erzählt, bemüht er sich unausgesetzt um die Gunst der jungen Witwe, und man nimmt als sicher an, daß er sie bald heirathen werde. In zwei Wochen ist ja nun das Trauerjahr vorüber, und es läßt sich erwarten, daß sie nicht länger einsam trauern werde, so jung und schön, wie sie ist."

„Da läßt sich freilich eine neue Heirath vermuthen. Doch Guten Morgen, Herr Inspector; ich habe Geschäfte", entgegnete Paul sich abwendend und hastig sein Pferd wieder besteigend.

„Es ist nichts Unnatürliches dabei, nein, es ist alles so, wie es sich paßt und schickt", dachte er, weiter reitend, und lachte bitter vor sich hin. „Wahnsinn wäre es gewesen, hätte ich um sie werben wollen. Sie ist mir zu weit entrückt worden, als daß jemals wieder ein Weg zu mir zurückführen könnte. Das erkennt sie auch, darum hat sie mich fern gehalten, obschon sie nun frei ist und weiß, wie sehr ich sie liebe. Und wieder mir sagen zu lassen: «Geh, wir müssen geschieden sein», nein, das ertrüge ich nicht. Wie ein Bettler kann ich mich nicht von ihr zurückweisen lassen!"

Unterdeß sprach Halden heiße Worte zu Angela hernieder. Es war das erste mal, daß er so allein und ungestört von andern zu ihr reden konnte, und er nutzte

Digitized by Google

die günstige Gelegenheit, welche sich ihm darbot. Er schilderte ihr, wie er sie geliebt, seitdem er sie zuerst an der Seite ihres Gemahls gesehen, wie er ihr damals gefolgt sei, hoffnungslos und doch nicht von ihr zu lassen vermochte. Seitdem sie aber frei geworden, sei in ihm die Hoffnung erwacht, daß er sie endlich noch gewinnen könne. Wenn auch vielleicht jetzt ihr Herz nicht für ihn spreche, solle sie ihm doch wenigstens erlauben, daß er um ihre Liebe werbe.

Er hielt den Kopf zu ihr herabgebeugt, während er sprach, und blickte in ihr erglühendes Gesicht, erwartungsvoll, was sie ihm erwidern werde. Als er jetzt innehielt, sah sie einige Augenblicke sinnend in sein Gesicht empor, ohne ein Wort zu erwidern. Er war ein Mann von gewinnendem Aeußern und anziehendem Wesen, und die heiße Liebe, die aus seinen Augen sprach, machte ihn noch gewinnender. Er liebte sie so treu und innig, er bot ihr ein reiches, glänzendes Leben an der Hand der Jugend, nachdem sie die eigene so lange an der Seite des Alters verschmachtet hatte, und sie würde doch in der Sphäre bleiben, zu welcher sie erhoben worden war. Bedachte sie das jetzt, als sie ihn schweigend anblickte? Oder was sonst, daß sie plötzlich den Kopf schüttelte und leise, wie zu sich selbst redend, sagte:

„Nein, nein, ich kann nicht — es ist unmöglich — ganz unmöglich!"

„Ich bin zu rasch gewesen", fiel er ihr leidenschaftlich in das Wort, „ich hätte jetzt noch nicht davon sprechen sollen, wo Sie die Erinnerung noch nicht völlig überwunden haben. Bitte, weisen Sie mich nicht ganz zurück — lassen Sie mich hoffen, daß mein treues Lieben doch noch Ihr Herz erringe."

„Wozu warten?" rief sie erregt dagegen. „Es ist besser gleich gesagt, was gesagt werden muß, so schwer mir es auch wird, Ihnen wehe zu thun. Ich habe Ihnen keine Neigung zu schenken, jetzt nicht und später nicht. Und nun bitte, Herr von Halden, fahren Sie mich an das Land, damit ich aussteigen kann."

Sie wendete das Gesicht von ihm ab, und er wagte kein weiteres Wort; schweigend folgte er ihrem Begehr. Als er an dem Rande der Eisfläche hielt, bot er ihr die Hand, ihr bei dem Aussteigen zu helfen. Sie aber sprang schnell und leicht ohne seine Hülfe auf den Weg.

„Sie geben mir gar keinen Hoffnungsschimmer? Erwägen Sie es noch einmal", flehte er nun doch, voll Verzweiflung ihr in die Augen sehend.

„Es ist nichts zu erwägen, denn ich kann Ihnen nichts geben", erwiderte sie hastig und verstört, verbeugte sich vor ihm und eilte dann auf dem Parkwege nach dem Schlosse hinauf.

Zu dem Diner kam sie nicht; sie ließ sich entschuldigen. Da sie jedoch hörte, daß Halden am Nachmittag abgereist sei, begab sie sich am Abend zu dem Souper hinunter; denn sie glaubte, es ahne niemand, was zwischen ihnen vorgefallen sei. Sie sollte jedoch sehr bald ersehen, daß sie sich darin täusche. Als sie durch das Theezimmer ging, hörte sie an der nur angelehnten Thür des nebenliegenden Speisesaales die gedämpfte Stimme Detlef's, welcher zu seiner Frau sagte:

„Ich soll Halden bei dir entschuldigen, Therese, daß er sich nicht von dir verabschiedet hat. Er ist schnell abgereist, untröstlich, denn er hat sich einen Korb erholt."

Digitized by Google

„Was du sagst, Detlef — einen Korb?“ rief die Gräfin bestürzt aus. „Aber das ist ja entsetzlich fatal — so werden wir die Person noch immer nicht aus dem Hause los!“

„Nein, und es wäre doch auf so gute Manier geschehen, wenn sie Halden's Hand annahm. Er ist so wahnsinnig in sie verliebt, daß er mit Freuden diese Mésalliance eingegangen wäre, gerade wie mein seliger Vater es gethan — sie ist nun einmal berückend für manche Männer. Wer hätte aber gedacht, daß sie ihn ablehnen würde, er, eine so annehmbare Partie! Rechnet sie etwa darauf, noch eine höhere zu machen mit dem Erbe, durch das sie bereichert und wir verkürzt worden sind?“

Mehr hörte Angela nicht; leichenblaß wendete sie sich hinweg, verließ lautlos das Zimmer und kehrte in ihre Gemächer zurück. Empört, aufs tiefste verletzt, warf sie sich auf das Sofa hin, ballte sie die Hände krampfhaft ineinander.

„Könnt ihr es denn gar nicht erwarten, mich los zu werden?“ rief sie in leidenschaftlichem Zorn aus. „Wenn ihr doch wüßtet, wie schwer mir das Bleiben hier wird! Denkt ihr denn gar nicht daran, wie sehr mein Stolz hier gelitten haben muß? Wie ich es kaum ertragen kann, mich schel deshalb ansehen zu lassen, daß das Kind aus dem Volke hier einen Platz einnimmt, der ihm nicht gebühre? Aber Geduld nur wenige Tage noch, dann sollt ihr lernen, daß die Angela doch ein stolzes, großmüthiges Herz hat.“

VIII.

Der Todestag Duna's war wiedergekehrt. Die Gruft wurde mit Blumen geschmückt, und in der Dorfkirche fand für ihn eine Gedächtnißfeier statt, an der die ganze Familie mit seiner Witwe theilnahm.

Nun war es am Morgen danach. Angela hatte ihr Kammermädchen soeben auf einige Tage freigegeben, diese Zeit bei ihrer Mutter in der Stadt zu verbringen; sie beschenkte dieselbe reichlich, gab ihr auch den Jahreslohn voraus, ihn der Mutter mitzubringen. Als das Mädchen sie verlassen, kam eine große Geschäftigkeit über sie; ordnend ging sie in ihren Räumen umher, legte alles, was sie besaß, in Schränken und Kisten zurecht, allen Schmuck und ihr noch vorhandenes Geld that sie in den Schreibtisch und überall steckte sie die Schlüssel an. „Als ob ich gestorben sei — man nimmt auch in das Grab nichts mit“, dachte sie. „Aber dahinter liegt ja die Seligkeit!“

Dann schrieb sie folgende Worte:

„Herr Graf!

Erst mit dem Ende des Trauerjahres habe ich mich für frei gehalten von den Verpflichtungen und Rücksichten, welche ich als Witwe dem Andenken des Verstorbenen schuldete; diese zwangen mich auch, in dem Schlosse auszuharren. Nunmehr verlasse ich dasselbe, in welches ich einst in kindischem Unverstand mich führen ließ, worin ich aber mit erwachter Erkenntniß viel gelitten habe. Ich lasse mit der Gräfin alles hier zurück, was dieser gegeben wurde, und trete auch

Digitized by Google

das mir gewordene Erbe Ihres verstorbenen Vaters an Sie, Herr Graf, und an Ihre Frau Schwester wieder ab.

Angela Salvieri."

Als sie das letzte Wort geschrieben, athmete sie wie befreit auf, und das Blatt in ein Couvert steckend, verließ sie ihr Zimmer, welches sie hinter sich abschloß.

„So, das wäre nun abgeschlossen — ein Stück Leben, wie diese Thür hier", sagte sie, stehen bleibend, leise vor sich hin. „Alles lasse ich zurück und arm gehe ich fort. Und doch, wie fühle ich mich so reich — so unermeßlich reich, wie noch nie! Nicht als ob ich eine Welt verliere, nein, als ob ich gehe, eine Welt mir zu gewinnen." Plötzlich hob sie die Arme empor, und in leidenschaftliche Freude ausbrechend, jauchzte sie auf: „O welche Seligkeit ist es doch, nun endlich lieben zu dürfen, frei und ungehindert, wie das Herz es begehrt!" Ein heißer Strahl des Entzückens leuchtete aus ihren Augen hervor, ein Glanz des Glückes, wie er noch nie auf ihrem Gesicht gelegen.

Sie steckte den Schlüssel zu dem beschriebenen Blatt in das Couvert, schloß dieses und rief einen Diener herbei, dem sie die Weisung gab, den Brief dem Grafen zu überbringen. Der Diener betrachtete sie erstaunt; sie hatte zum ersten mal wieder ihre Trauergewänder abgelegt, das einfachste ihrer Kleider angezogen und zum Schutz gegen die frische Luft des Morgens einen rothseidenen Baschlik um den Kopf geschlungen. Sie bemerkte nichts von dem Erstaunen des Dieners; als sei nun alles hier abgethan, alle Last von ihr geworfen, wie der unnöthige und beschwerende Ballast eines Ballons, und sie könne nun frei und ungehindert empor in den Aether dringen, eilte sie schnell und leicht an dem Diener vorüber, fort aus dem Schlosse und durch den Park hinab in das Dorf.

Der Morgen war kalt und fest gefroren der Boden, obgleich kein Schnee mehr lag; nur aus den tiefer liegenden Schluchten erglänzte es noch weiß von den Resten des Winterschnees herüber. Das Thauwetter der letzten Woche hatte alles Eis hinweggeschwemmt, höher waren die Wasser des Flusses gestiegen und stärker rauschten seine Wellen gegen das Ufer heran.

Angela ging noch einmal auf den Kirchhof des Dorfes und in die Grabkapelle der Duna. Hier kniete sie an der Gruft nieder, wo noch frisch die Menge der duftenden Kränze lag, welche gestern hierher gebracht worden waren.

„Duna, ich bin dir ergeben und treu gewesen bis heute", flüsterten ihre Lippen, „nun aber nehme ich meine Freiheit mir wieder zurück. Und verzeihe es mir, wenn ich heute das letzte mal zu dir komme; denn dem ich nun angehören will, gehöre ich ganz, und kein Gedanke nach rückwärts darf mich von ihm trennen."

Sie sprach noch ein stilles Gebet, dann erhob sie sich wieder. Einer der am Boden liegenden Cypressenzweige war an ihrem Kleide hängen geblieben. Als sie dies bemerkte, dachte sie: „Nichts habe ich mit mir genommen, nur dies arme grüne Reiß mag mich begleiten." Und sie nahm den Zweig in die Hand und ging. Sie blickte nicht noch einmal zurück, keinen Blick warf sie nach dem Schlosse empor; nur vorwärts sah sie und drängte es sie, die Straße entlang, welche nach der Wittelsmühle führte. Sie hatte beinahe eine Stunde bis dahin zu gehen,

Digitized by Google

aber es schien ihr das nicht weit zu sein, und ihre Füße eilten flüchtig, wie tanzend, über den festen Boden der Straße dahin.

Zum ersten mal, seitdem sie auf dem Schlosse gelebt, erschien sie jetzt zu Fuß in dem Dorfe. Die ihr begegnenden Leute sahen sie überrascht und voll Verwunderung an, denn sie erkannten recht wohl die junge Gräfin. Sie nickte ihnen einen heitern Gruß zu, als wolle sie damit sagen: „ich gehöre nun wieder zu euch", und die Leute dankten ihr und blickten ihr lange voll Erstaunen nach, wie sie zum Dorfe hinaus und die Straße dahin ging.

„Nun werde ich wieder gehen, anstatt zu fahren", dachte sie; „und doch bin ich so froh! Das Glück saß nicht bei mir im Wagen, jetzt aber läuft es mit mir dahin." Und dabei lachte sie fröhlich auf, so warm vom Herzen, wie sie es nie gethan, seitdem sie Gräfin gewesen; es war, als sei plötzlich die alte Angela wieder erwacht.

Als sie sich endlich der Mühle näherte, schlug es zwölf Uhr auf dem Kirchthurm in Wittelsdorf, und sie sah die Arbeiter aus der Fabrik kommen, ihr Mittagsmahl zu halten und eine Stunde der Ruhe zu genießen.

Und da lag nun wieder vor Angela die Mühle, altersgrau, aber festgefügt, und sie empfand es plötzlich in ihrer Seele, welcher wunderbare Reiz doch diese umgebe, der wie ein Duft von Behagen und stillen Genügens sie umschwebte. Nicht blos ihre sorgenlosen Kinderjahre umgaukelten das Gebäude wie frohe Genien, nein, alles was sie sich an Glück und Freude erträumen konnte, das lag für sie anheimelnd auf dem alten Gemäuer. Ihre Blicke glitten zärtlich darüber hin und suchten, ob sie nicht ein Antlitz erspähen könnten — aber es war nirgends zu sehen.

Sie wartete, bis sich die Arbeiter verlaufen hatten, dann betrat sie die Brücke, welche über den schäumenden Bach in den Hof der Mühle führte. Unter ihr toste die wilde Flut; sie blieb stehen und sah hinab in den weißen Gischt. In der Hand hielt sie noch immer den grünen Cypressenzweig, welchen sie aus der Gruft mitgenommen hatte; den warf sie plötzlich hinab in den tosenden Wellentanz.

„Geh, schwimme auch du mit fort", sagte sie. „Es ist besser, daß alles mit dem Todten begraben liege und kein Erinnern an Vergangenes, sei es trübe oder froh, mit mir über diese Brücke hinwegschreite."

Pluto bellte heftig, seitdem er sie gesehen, und riß immer stürmischer an seiner Kette, als wolle er hin zu ihr. Sie trat zu dem Hunde und streichelte sein zottiges Fell; er sprang an ihr in die Höhe und drückte seinen dicken Kopf an ihr Kleid.

„Ja, belle nur, Pluto", sprach sie zu ihm und lächelte, und dabei schimmerte es doch von Thränen in ihren Augen. „Da wäre ich ja wieder, und du freust dich doch, nicht wahr, alter Bursche, daß die Angela hier ist? Ach und er, Pluto, und ich — ist es denn nur möglich, daß wir wieder beisammen sein werden!"

Endlich wehrte sie den Hund von sich ab und überschritt die Schwelle der alten Mühle. Sie ging gleich in die große Unterstube, als müsse hier noch alles wie ehemals sein. Diese war aber inzwischen zum Fabrikcomptoir umgewandelt worden, Schreibpulte standen an den Fenstern und Schränke befanden sich an den Wänden. Sie blickte verwundert und enttäuscht auf diese Umgebung, welche

Digitized by Google

sie fremd anließ, da wo sie sich wieder daheim zu finden gedachte. Aber der große Ofen mit seiner umlaufenden Bank war noch da und strömte seine angenehme Wärme in den weiten Raum aus, gerade so wie er es sonst gethan, da sie so behaglich sich daran gelehnt hatte, und das heimelte sie wie die Begrüßung eines alten Freundes an.

Ein Lehrbursche war der einzige, welcher jetzt hier gegenwärtig war; in der Ecke hinter dem Ofen verzehrte er sein Mittagbrot. Er sah verdutzt die eingetretene schöne Dame an, eine so außerordentliche, seltsame Erscheinung in diesem Raum.

„Ich möchte den Herrn Doctor sprechen — wollen Sie mir denselben hierher rufen?“ bat Angela, und der Junge lief fort, hinüber in das neue Gebäude.

Sie aber sank auf die Bank nieder und lehnte den Kopf zurück. Sie fühlte es plötzlich wie Schwäche über sich kommen; das Herz klopfte ihr so ungestüm, als wolle es ihr die Brust zersprengen, und sie schloß die Augen in übergroßer Bewegung.

Mit der Ursprünglichkeit ihres Wesens war sie dem Drange ihrer stolzen Natur und ihres liebenden Herzens widerstandslos und blindlings gefolgt, welche sie ohne Vorbehalt das aufzugeben hießen, was gerade andere stolz festgehalten haben würden. Sie hatte nicht gefragt, ob Paul sie noch liebe oder noch frei sei; ohne jedweden Zweifel und ohne Zaudern hatte sie, nun ihr die Freiheit wieder zukam, alle Brücken hinter sich abgebrochen und war sie vorwärts geeilt. Völlig arm und hülflos kam sie hergewandert, vertrauensvoll, sicher seiner wie ihrer selbst, mit der gläubigen Zuversicht ihrer Liebe auf die seine, welcher hinfort sie allein noch angehören wollte. Und nun an dem Ziele angelangt, überwältigte sie die Größe ihrer Empfindung und des Glückes, das ihrer harren solle. Fast hätte sie eine Pause, einen Augenblick der Verzögerung gewünscht, damit sie erst aufathmen könne, ehe die unendliche Seligkeit sie nun umfange.

Doch da nahten hastige Schritte, und die Thür wurde stürmisch aufgerissen. Angela schlug die Augen auf und sah Paul hereineilen.

Eine schöne Dame wolle ihn sprechen, hatte der Junge ihm gesagt, und er war fast sinnlos emporgefahren. Für ihn gab es in der Welt nur eine schöne Dame, wie aber konnte diese hier sein?

Und dennoch, dort saß sie vor ihm auf dem alten Platz, wie sonst! Der rothe Baschlik war ihr in den Nacken herabgeglitten und zeigte den herrlichen Kopf unverhüllt. Paul fuhr sich mit der Hand über die Augen und sah dann wieder hin, ob er nicht träume und es wirklich wahr sei, daß sie da vor ihm sitze, fast ganz wie ehemals, da sie das rothe Kopftuch noch trug. Ein holdes Erröthen übergoß ihr Antlitz, ein süßes Lächeln zitterte fast schüchtern um ihre Lippen, als er so betroffen und entzückt sie betrachtete, keine Worte findend und nach Athem ringend in größter Ueberraschung und Bewegung.

Sie faßte sich zuerst ein wenig wieder und stand auf, zitternd zwar und mit lieblicher Verwirrung in den schönen Zügen ihres Gesichts.

„Da bin ich wieder, Paul — wieder daheim!“ sagte sie leise, mit fast versagender Stimme. „Du schickst mich doch nicht fort von dir?“ fügte sie schüchtern hinzu.

Digitized by Google

„Angela, um der ewigen Barmherzigkeit willen, sage mir, was das bedeutet! Laß mich nicht wahnsinnig werden, weil ich mich darin nicht zurechtfinden kann!“ rang es sich endlich von seinen Lippen los.

Sie stand noch immer an dem Ofen, als halte sie Befangenheit von ihm fern, und auch er wagte nicht, sich ihr zu nähern.

„Was das bedeutet, Paul? Daß ich dort, wo ich war, mich nicht an meinem Platze gefühlt habe“, sagte sie einfach und ernst. „Nur solange der Graf leidend war und meiner bedurfte, gereichte mir die Pflege, welche ich ihm widmete, zu einiger Befriedigung, weil sie mir die Selbstachtung wiedergewann, welche ich mit der Erkenntniß des Unerträglichen meiner Stellung verloren hatte. Ich habe ihm redlich die Treue gehalten bis heute — nun bin ich frei — ganz und vollkommen frei. Jetzt hilf mir, Paul, einen andern Platz zu finden, wo ich besser hingehöre als dort.“

Er sah sie prüfend an, fürchtend, hoffend und doch wieder zweifelnd, daß er etwas zu hoffen habe. Seine Brust hob sich und senkte sich schwer athmend, als arbeiteten darin wilde Gewalten.

„Ich hörte davon sprechen, Angela, daß du einen Baron von Halden heirathen werdest“, stieß er endlich mühsam hervor. „Dann würde doch dein Platz bei ihm sein — wenn nicht gleich, so doch bald.“

„O Paul!“ fiel sie ihm tief gekränkt in das Wort, „wie könnte ich sein Weib werden, da ich ihn nicht liebe? Ich bin nicht mehr das Kind, welches sich gedankenlos hingab. Nein, wie sehr er mich auch liebt, ich habe doch seine Hand ausgeschlagen.“

„Das hättest du gethan, Angela?“ schrie er auf und trat nahe an sie heran. „Dann, bei Gott, dann weiß ich nur einen Platz für dich, der ist hier bei mir — an meinem Herzen — als mein Weib. Aber wirst du den einnehmen wollen? Du, die Gräfin? Du könntest es nur, wenn du mich liebtest wie ich dich! Aber das — das ist ja unmöglich, Angela!“

„Unmöglich!“

Sie stand vor ihm, mit Purpurglut das Antlitz übergossen, und sah mit ihren großen dunkeln, bestrickenden Augen tief in die seinigen empor. Welche Liebesfülle sprach jetzt daraus, welche Weichheit und Hingebung, als flösse ihre ganze Seele aus ihren Augen zu ihm hinüber. Sie hob die Hände und legte sie sanft auf seine Schultern.

„Und wenn ich nun nirgends in der Welt so daheim wäre wie an deinem Herzen, Paul?“ fragte sie treuherzig. „Sieh, als ich von euch ging, da sagtest du, ich würde nimmer wiederkehren. Und hier komme ich doch wieder, freiwillig — alles lasse ich dort mit der Gräfin zurück: Rang, Reichthum und Bewunderung der Menge, und komme wieder zu dir gepilgert, arm, wie ich gegangen war; denn ich habe auch das Erbe Duna's an seine Kinder zurückgegeben. Nichts habe ich mit mir genommen, als meine Liebe zu dir, Paul! Willst du mir nun glauben, daß ich dich liebe, wie du mich liebst?“

„O Angela, Heißgeliebte!“ mehr vermochte er nicht zu sagen. Er zog sie

Digitized by Google

stürmisch an sich, fest und innig umschlang er sie, und sie sank weinend vor Seligkeit an seine Brust.

Da schlug die alte Schwarzwälder Uhr an der Wand vernehmlich und mahnend die erste Stunde, und auf dem Hofe wurde es laut von den Schritten der zurückkehrenden Arbeiter. Angela hob erschrocken den Kopf und löste sich sanft aus des Geliebten Armen.

„Mir scheint, ich muß mit für dich denken, Paul", sagte sie, und etwas von dem alten Uebermuth schimmerte durch die Thränen, welche an ihren Augen glänzten. „Sollen uns deine Leute hier finden? Komm, führe mich zu deinem Freunde, dem ehrwürdigen Pastor; er und seine Frau werden mich wol so lange bei sich aufnehmen, bis du kommst, mich als Gattin in dein Haus zu holen."

Digitized by Google

Die norwegische Reichsgerichts-Action.

Von

Heinrich Martens.

I.

Von einem Volke, das die politische Welt Europas wenig oder gar nicht beachtete, ist seit etwa Jahresfrist ein politisches Schauspiel aufgeführt worden, das in der neuern Geschichte unsers Welttheiles nicht seinesgleichen hat. Als im Frühling 1883 die Meldung eintraf, daß die norwegische Volksvertretung beschlossen habe, das ganze, aus elf Mitgliedern bestehende norwegische Ministerium unter Anklage zu stellen, war das Erstaunen allgemein ein großes. Es war, selbst in den großen politischen Centren Europas, wenig bekannt, daß schon seit Jahren ein Verfassungsconflict zwischen der Regierung und der Volksvertretung Norwegens bestand, und daß die derselben entsprungene Ministeranklage schon lange zuvor eine so gut wie beschlossene Sache war. Und diese Unkenntniß mit den politischen Vorgängen im äußersten Norden Europas war verzeihlich. Die durch einen gemeinsamen König verbundenen beiden nordischen Reiche führten seit Anfang des Jahrhunderts, d. h. seit ihrer Verbindung im Jahre 1814, ein im ganzen stilles und friedliches Eheleben. Sie gehörten zu den wenigen Staaten, die seit den Kriegen Napoleon's I. von äußern Verwickelungen verschont blieben und auch größere innere politische Krisen nicht zu bestehen hatten. Was wunder also, daß man sich nicht weiter mit ihnen beschäftigte; friedliche Völker wie friedliche Leute machen am wenigsten von sich reden! Dazu kommt, daß man selbst in politischen Berufskreisen Europas mit den politischen Verhältnissen und Zuständen auf der abgelegenen und abgeschlossenen Skandinavischen Halbinsel wenig vertraut war, weil man es nicht für der Mühe werth erachtete, die Geschichte und Institutionen derselben einem eingehenden Studium zu unterwerfen. Hieraus resultirt der zum Theil haarsträubende Unsinn, welcher in englischen und französischen wie deutschen Preßorganen in Bezug auf die jüngsten Vorgänge in Norwegen zu Tage gefördert worden ist. Man wurde durch den Telegraphen von diesen Vorgängen unterrichtet und kannte nicht das Was und Wie, um sich ein zutreffendes Urtheil aus den kurzen und knappen Mittheilungen bilden zu können. Am meisten ist darin gefehlt worden, daß man die Verfassung und die politischen Institutionen Norwegens nach denen des eigenen Landes oder anderer constitutionellen Länder beurtheilte, obgleich sie sich von denen

Digitized by Google

des übrigen Europa, sogar von denen des schwedischen Bruderreiches ganz wesentlich unterscheiden. Auch besitzt das norwegische Volk gewisse Charaktereigenthümlichkeiten, die theilweise jedenfalls dazu beigetragen haben, daß der Conflict zwischen Regierung und Storthing (Volksvertretung) zu den Extravaganzen ausgeartet ist, deren Zeugen wir waren, und die daher denjenigen, welchen jene Eigenthümlichkeiten unbekannt sind, unerklärlich erscheinen mögen. Eine solche Charaktereigenthümlichkeit ist unter andern die, daß das norwegische Volk in politischen Dingen sich leicht für eine Meinung empfänglich machen, aber infolge seines starrköpfigen Naturells schwer wieder von derselben abbringen läßt. Diese Charaktereigenthümlichkeit hat den norwegischen Verfassungsconflict wesentlich verschärft.

Die Constitution von 1814 war lange der Stolz des norwegischen Volkes, das sie gleich einem Heiligthum vor einer Reform zu bewahren suchte, so angebracht diese auch sein mochte; und die Schöpfer der Constitution, die sogenannten Eidsvoldsmänner (zu Eidsvold bei Christiania tagte die constituirende Volksvertretung, welche die Verfassung vom 17. Mai 1814 gab), werden bis auf den heutigen Tag als große Männer in Norwegen verehrt. Sie waren gewiß ehrenhafte Charaktere und warme Patrioten, aber ihres Werkes wegen verdienen sie nicht den Ruhm, der ihnen geworden ist. Die Constitution vom 17. Mai 1814 beruht fast ausschließlich auf Ideen, die den revolutionären Verfassungen, welche Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts in Europa und Nordamerika geschaffen wurden, entnommen sind. Der eigentliche Vater der Constitution, Falsen, hatte den Hauptinhalt fertig in der Tasche, als er in Eidsvold erschien, und in etwa vier Wochen war die ganze Arbeit gethan. Die Männer, welche die Verfassung schufen, standen unter dem Eindruck der modernen Freiheitsideen, aber es fehlte ihnen die politische Erfahrung, um dieselben kritisch prüfen zu können, und so entstand ein Werk, das nach den verschiedensten Richtungen hin, sowol der Form wie dem Inhalt nach, grobe Mängel und Schwächen zeigte, welche keineswegs gehoben wurden, als durch die Union mit Schweden einige Aenderungen nothwendig wurden. Der Kronprinz Karl Johann von Schweden, als Bevollmächtigter des Königs Karl XIII., kam den Norwegern möglichst entgegen, weil es ihm zunächst hauptsächlich um eine beschleunigte Entscheidung in der Hauptsache zu thun war, während bei den spätern eigentlichen constitutionellen Unterhandlungen die schwedischen Commissare ihr Augenmerk namentlich darauf richteten, möglichst gute Unionsbedingungen für die internationalen Verhältnisse und die gemeinsame Machtentwickelung zu schaffen. So ist es gekommen, daß das Grundgesetz (die Constitution) Bestimmungen über das Wahlrecht zum Storthing enthält, die es ermöglichten, daß bei der letzten Storthingswahl (1882) eine neue Art Wähler (sogenannte Myrmänner) auf der Bildfläche erschienen, an welche die Schöpfer der Verfassung gewiß ebenso wenig gedacht hatten, als man in den spätern 60—70 Jahren an solche dachte, daß ferner die Bestimmungen der Verfassung in Bezug auf Abänderungen derselben eine Form erhielten, die einen Streit darüber gestatteten, ob dem König solchen Aenderungen gegenüber ein absolutes oder suspensives oder gar kein Veto zustehe, und daß die Verfassung

Digitized by Google

mittels ihrer Bestimmungen über die Wahl der Lagthingsmitglieder ein Reichsgericht ermöglichte, in welchem die Ankläger zugleich als Richter fungirten. Trotz alledem blieben die Bestrebungen der ersten norwegischen Könige, namentlich auch Karl Johann's, die Verfassung zweck- und zeitentsprechend zu reformiren, erfolglos; das norwegische Volk war einmal von dem hohen Werth der Verfassung zu fest überzeugt, um an derselben rütteln zu lassen, und gleichzeitig argwöhnte man auch, daß mit diesen Bestrebungen der Hintergedanke einer engern, die Selbständigkeit Norwegens schwächenden Verbindung verknüpft sei. Auf diesen Argwohn, den das norwegische Volk von jeher Schweden gegenüber gehegt hat, baute dann schließlich auch die Opposition ihre Pläne, welche auf eine Stärkung der Gewalt des Storthings hinausgingen. Je geringer die Gewalt des Königs sei, desto gesicherter sei die Selbständigkeit Norwegens, versicherten die oppositionellen Führer, und das Volk glaubte es; es ließ sich auch von diesen einreden, daß die Regierung seine Freiheit schmälern wolle und daß man diesen freiheitsfeindlichen Bestrebungen einen festen Wall durch die Herstellung einer starken parlamentarischen Gewalt entgegensetzen müsse. Einen fruchtbaren Boden fand diese oppositionelle Bewegung in den ländlichen Districten, in welchen denn auch die Urheber und Leiter der Bewegung (Jaabaek, Sverdrup, Björnson u. s. w.) mit gutem Erfolg ihre Haupthebel ansetzten. Schon in den 60er Jahren war der in ländlichen Districten dominirende Bauernstand vollständig gewonnen und damit war der Bewegung auch die Herrschaft im Storthing verschafft worden; denn die Landdistricte stellen zwei Drittel der Mitglieder des Storthings. Hier zur Macht gelangt, brauchte die Opposition nun auch nicht weiter mit ihren wirklichen Plänen zurückzuhalten. Um die Macht des Storthings auf Kosten der königlichen Gewalt erweitern zu können, waren Aenderungen der Verfassung unerläßlich, und man verstand es, den Widerspruch des Volkes gegen solche Aenderungen durch Vorspiegelungen aller Art zu brechen. Zunächst wurde zum Zwecke der Stärkung der parlamentarischen Gewalt verlangt, daß das Storthing anstatt, wie verfassungsmäßig bestimmt war alle drei Jahre, jährlich zu einer ordentlichen Session zusammentreten solle. Dieser Forderung stimmte die Regierung zu: so wurde 1869 eine Verfassungsänderung dahin beschlossen, daß das Storthing fortan jährlich am ersten Werktage des Februar zusammentreten solle. Zuvor war schon eine andere wichtige Verfassungsänderung vom Storthing beschlossen worden, welcher Beschluß indessen erst sanctionirt wurde, als König Oskar II. im Jahre 1872 den Thron bestieg. König Oskar zeigte hierdurch den Norwegern, daß er nicht daran dachte, ihre Selbständigkeit anzutasten, sondern sie zu wahren bestrebt war, denn die beschlossene Verfassungsänderung betraf die Aufhebung des Statthalterpostens, welcher, der Verfassung zufolge, auch mit einem Schweden besetzt werden konnte, was bei den Norwegern besonders Anstoß erregt hatte. Trotz dieser entgegenkommenden Haltung verfolgte die Opposition ihre Pläne weiter. In demselben Jahre (1872) wurde eine neue Verfassungsänderung angenommen, welche die Theilnahme der Staatsräthe (Minister) an den Storthingsverhandlungen bezweckte, von welcher Theilnahme die Minister verfassungsmäßig ausgeschlossen sind. Der gleiche Antrag war früher von der Regierung wiederholt gestellt, aber stets vom Storthing ab-

Digitized by Google

gelehnt worden, angeblich weil die Regierung dadurch an Macht und Ansehen gewinnen würde; so wenigstens erklärte Bankdirector J. Sverdrup 1860. Jetzt war dieser inzwischen zum oppositionellen Oberhaupt avancirte Volkstribun anderer Ansicht geworden; er mochte erkannt haben, daß der Aenderungsantrag ein vorzügliches Mittel zu dem Zwecke sei, das Königthum mit einem Zuge „mattzusetzen", und zwar dadurch, daß man die Aenderung dazu benutze, dem König das absolute Veto in Verfassungsangelegenheiten zu nehmen und somit alle Gewalt in die Hände des Storthings zu legen, welchem Ziele er schon seit längerm ganz offen zustrebte. Der Regierung war diese Absicht nicht unbekannt; denn sie wußte nur zu gut, daß es Sverdrup und Genossen nicht darum zu thun war, den Ministern lediglich die Pforten des Storthings zu öffnen; sie verweigerte daher dem Beschluß des Storthings zu Gunsten einer Aenderung der Verfassung die Sanction und brachte 1874 selbst einen Antrag ein, der die Theilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen unter gewissen constitutionellen Bedingungen (die Befugniß des Königs zur Auflösung des Storthings, die Feststellung der Dauer der Storthingssessionen, der Ministerpensionen und der Diäten für die Storthingsmitglieder u. dgl.) aussprach, die in andern constitutionellen Staaten für etwas ganz Selbstverständliches erachtet werden. Das Storthing lehnte jedoch 1877 den Regierungsantrag ab, nahm dagegen seinen eigenen bezüglichen Antrag wiederholt an. Die Opposition hatte damit ihre Maske vollständig abgeworfen und ihr wirkliches politisch-radicales Gesicht gezeigt.

Nachdem am 17. März 1880 das Storthing mit der für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen Zweidrittel-Majorität zum vierten mal, und zwar dreimal (1874, 1877 und 1880) in gleichlautender und einmal (1872) in etwas veränderter Fassung, beschlossen hatte, daß den Staatsräthen (Ministern) das Recht zur Theilnahme an den Verhandlungen des Storthings und dessen Abtheilungen zustehen solle, und kein Zweifel darüber obwaltete, daß die Regierung die Sanction des Beschlusses verweigern werde, trat an die radicale Majorität die Frage heran, was denn nach erfolgter Verweigerung der Sanction zu geschehen habe. Die Radicalen waren in dieser Beziehung durchaus nicht einig, wie denn überhaupt schon früher Differenzen in der Partei darüber entstanden waren, ob dem Könige in Verfassungsangelegenheiten ein absolutes, suspensives oder gar kein Veto zustehe. Die Mehrzahl der Partei scheint von vornherein dem Könige ein suspensives Veto zugestanden zu haben, da dementsprechend mit der Staatsrathsangelegenheit, wie man die Angelegenheit in Betreff der Theilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen kurz zu bezeichnen pflegt, verfahren worden war. Aber wie wollte man dieser Auffassung Geltung verschaffen, und wie, namentlich, sollte man sich verhalten, als am 29. Mai 1880 durch königliche Resolution die Sanction unter Berufung darauf verweigert wurde, daß die königliche Gewalt in Verfassungsangelegenheiten unzweifelhaft ein absolutes Veto besitze? Die Entscheidung war selbst für die enragirtesten Radicalen nicht leicht. Das Storthing von 1824, dem noch Mitglieder der constituirenden Versammlung von Eidsvold angehörten, hatte einstimmig erklärt, daß dem Könige „nach der Natur der Sache" ein absolutes

Digitized by Google

Veto in Verfassungsangelegenheiten zukomme, und das Storthing von 1860 hat sich dieser Erklärung ausdrücklich angeschlossen. „Um diese Erklärung", äußerte der zweite Chef der radicalen Storthingsmajorität, Rector Steen, im Mai 1880, „kommen wir nicht herum!" Steen zählte allerdings zu denjenigen radicalen Führern, die sich nach einem Ministerportefeuille sehnten; aber es fehlte auch, abgesehen von diesen Ehrsüchtigen, sonst nicht an Stimmen in den Reihen der Radicalen, die zufrieden gewesen wären, wenn die Vetofrage durch einen Ausgleich Erledigung gefunden hätte. Indessen Sverdrup hatte es nun einmal darauf abgesehen, dem Könige das absolute Veto zu entreißen; sein Sinn stand nach Höherm als dem Ministersessel; er wollte der mächtigste Mann im Reiche sein, d. h. Präsident des alleinherrschenden Storthings; denn auch seine Stellung als leitende Person der der königlichen gleichberechtigten Gewalt des Storthings genügte seinem Ehrgeiz nicht. Er setzte seinen Willen denn schließlich auch im Storthing durch. Am 9. Juni 1880 faßte das Storthing folgenden Beschluß:

„1) Das Storthing erklärt und bestimmt wie folgt: Das Storthing hat unter Zustimmung wiederholter Beschlüsse der Repräsentanten des Volkes und in Uebereinstimmung mit dem §. 112 des Grundgesetzes*) eine Verfassungs-(Grundgesetz-) Bestimmung, betreffend die Theilnahme der Staatsräthe an den Verhandlungen, angenommen, lautend wie folgt: «Wenn die Verhandlungen des Storthings, übereinstimmend mit dem §. 74 des Grundgesetzes, eröffnet sind, haben die Staatsminister (die beiden resp. der Regierung in Norwegen und der Staatsrathsabtheilung in Stockholm präsidirenden Mitglieder des Ministeriums) und Staatsräthe (Departementschefs) das Recht, im Storthing sowie in beiden Abtheilungen desselben zu erscheinen, und gleich den Mitgliedern derselben, jedoch ohne mitzustimmen, an den Verhandlungen theilzunehmen, sofern diese öffentliche sind; in den Sachen aber, welche hinter verschlossenen Thüren verhandelt werden, nur insoweit es von dem betreffenden Thing gestattet wird.» Denn diese Bestimmung ist geltendes Grundgesetz für das Königreich Norwegen.

„2) Der gefaßte Beschluß wird der Regierung mit dem Ersuchen übersendet, ihn auf die für Bekanntmachungen von grundgesetzlichen Bestimmungen vorgeschriebene Weise zu publiciren."

Hierauf erfolgte unterm 15. Juni 1880 folgende königliche Resolution: „Da der Beschluß des Storthings vom 17. März 1880 zur Bestimmung des Grundgesetzes betreffend die Theilnahme der Minister an den Verhandlungen des Storthings nicht gnädigst sanctionirt, und somit nicht geltendes Grundgesetz ist, ist

*) §. 112 lautet: „Zeigt die Erfahrung, daß ein Theil des Grundgesetzes dieses Königreichs Norwegen abzuändern ist, dann soll der bezügliche Antrag dem ersten ordentlichen Storthing nach einer neuen Wahl vorgelegt und durch den Druck bekannt gemacht werden. Aber erst einem der ordentlichen Storthings nach der nächsten Wahl steht es zu, zu bestimmen, ob die beantragte Aenderung stattfinden soll oder nicht. Jedoch darf eine solche Aenderung niemals den Principien dieses Grundgesetzes widersprechen, sondern lediglich Modificationen einzelner Bestimmungen betreffen, die den Geist dieser Constitution nicht verändern, und es sollen zwei Drittel des Storthings wegen solcher Aenderung einig sein."

Digitized by Google

derselbe mit Rücksicht auf den vom Storthing unterm 9. Juni 1880 gefaßten Beschluß nicht bekannt zu machen."

Damit war die Sache für 1880 erledigt. Man war auf radicaler Seite allerdings schon damals entschlossen, das Ministerium wegen der Vetofrage und auch wegen noch einiger Angelegenheiten untergeordneter Art vor das Reichsgericht zu stellen und durch dieses dem König, wenn nicht direct, so doch indirect, das absolute Veto aberkennen zu lassen; aber man war eines günstigen Ausfalles nicht sicher, da im Lagthing, dessen Mitglieder im Verein mit den Mitgliedern des Höchstengerichts das Reichsgericht bilden, 8 bis 9 Gegner saßen, von denen sich ebenso wenig wie von den 11, vom Storthing aber im directen Hinblick auf die beabsichtigte Reichsgerichts-Action auf 9 reducirten Höchstengerichts-Mitgliedern ein verurtheilendes Erkenntniß erwarten ließ. Diese 17—18 Stimmen hätten aber die Majorität im Reichsgericht gehabt. Aus demselben Grunde wurde die Sache auch noch 1881 und 1882 ausgesetzt; denn erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1882 fand die Neuwahl des Storthings statt, und da die Radicalen des Sieges gewiß waren, konnten sie das vom neuen Storthing zu wählende Lagthing*) schließlich mit Gesinnungsgenossen besetzen und sich solcherweise ein Reichsgerichts-Erkenntniß nach Wunsch und Willen sichern. Im Jahre 1881 beschloß das Odelsthing auf Antrag der radicalen Majorität des Protokollcomité mit 51 gegen 32 Stimmen, daß „auf Grund der Kampfesstellung, welche dem Storthing gegenüber einzunehmen die Regierung für gut befunden habe, und des mehr als gespannten Verhältnisses, welches hierdurch zwischen den Staatsgewalten entstanden sei, auf Anlaß des Verhaltens der Regierung zu der in Rede stehenden Verweigerung der Sanction (vom 29. Mai 1880) keine Verfügung zu treffen, vielmehr die Entscheidung einem spätern Odelsthing anheimzugeben, nachdem die Nation Gelegenheit gehabt habe, ihre Ansicht über das Verhalten auszusprechen". Ursprünglich hatte das Comité zu beantragen beschlossen, daß ein späteres Odelsthing, „nachdem eine Neuwahl des Storthings stattgefunden", Entscheidung treffen solle; einen solchen directen Hinweis auf die Storthingswahl ließ es aber fallen. Gegen diesen Beschluß erhob die Minorität des Odelsthings energischen Widerspruch. Sie wies ganz richtig darauf hin, daß, wenn die Behauptung der Majorität, daß die Sanction in Fällen verweigert sei, in welchen dem Könige kein Sanctionsrecht zustehe, begründet sei, eine verfassungswidrige Handlung vorliege, wegen der die betreffenden königlichen Rathgeber vor das Reichsgericht zu stellen seien. Der wahre Grund der Aufschiebung der Sache seitens der Majorität des Things sei aber jedenfalls die Hoffnung, mittels der Neuwahl des Storthings sich bessere Aussichten zur Durchführung ihrer Auffassung in den Verfassungsfragen verschaffen zu können, als sie zur Zeit beständen, nämlich theils durch eine einseitige Besetzung des Lagthings in Verbindung mit der bereits beschlossenen Reducirung der Zahl der Mit-

*) Das Storthing besteht aus zwei Abtheilungen: dem Lagthing und Odelsthing. Die Mitglieder des Lagthings werden vom ersten Storthing der dreijährigen Legislaturperiode gewählt; es sind in gegenwärtiger Legislaturperiode 29 (ein Viertel von den 114 Mitgliedern des Storthings). Der Rest der Storthingsmitglieder bildet das Odelsthing.

Digitized by Google

glieder des Höchstengerichts, theils durch Erklärungen, welche aus den Wählerkreisen hervorgehen würden, und welche alsdann für des souveränen Volkes Entscheidung in den streitigen Fragen gelten sollten. Auch die Regierung erhob im nächsten Jahre (1882) Protest gegen die Verschleppung der Entscheidung, indem sie hervorhob, daß es dem Odelsthing nicht gestattet sei, die Entscheidung einer Sache auszusetzen, wenn sie genügend aufgeklärt sei.

Was von der regierungsfreundlichen Minorität des Odelsthings im Jahre 1881 in Bezug auf die Wahlen und die Zusammensetzung des Lagthings vorausgesagt war, trat ein. Die Wahlagitation, welche bereits im Sommer 1880 eingeleitet worden war, nachdem das Storthing den Beschluß betreffend die Theilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen trotz der Verweigerung der königlichen Sanction als geltende Verfassungsbestimmung proclamirt hatte, wurde nach Schluß der Storthingssession von 1881 mit verdoppelter Kraft fortgesetzt. Es galt zunächst vor allen Dingen, die Wähler über die Absichten der radicalen Führer aufzuklären, ihnen die richtigen Begriffe von den neuen Ideen beizubringen. Es geschah dieses außer durch die radicale Presse mittels einer Unzahl von Flugschriften, die besonders von der zu dem Zwecke begründeten Gesellschaft zur Verbreitung von Volksschriften ausgingen. In diesen Broschüren und Zeitungsartikeln, als deren Verfasser Björnstjerne Björnson, Johann Sverdrup, Advocat Mejdell, Professor J. E. Sars, Sören Jaabaek, Belsheim, J. Sörensen, A. Hjort zu nennen sind, denen sich andere Radicale untergeordneten Ranges anschlossen, wurde der eigentliche Kern der Streitfrage möglichst zu verschleiern gesucht. Um den Nachweis zu liefern, daß das norwegische Grundgesetz nach Belieben vom Storthing ohne Rücksicht auf den Einspruch des Königs abgeändert werden könne, falls gewisse Regeln beobachtet würden, gingen die radicalen Autoren nicht nur bis zum norwegischen Constitutionsjahre 1814 zurück, sondern selbst bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, bis zur Geschichte des englischen Vetos. Es wurden ferner die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande und Spaniens aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts untersucht, weil sie der norwegischen Constitution zu Vorbildern dienten. Eine besonders bissige Kritik erfuhr die juristische Facultät der Universität Christiania, welche in einem von der Regierung eingeforderten Gutachten das absolute Veto des Königs in Verfassungsänderungen sowie in finanziellen Beschlüssen anerkannt hatte, die über das suspensive Veto des Königs in gewöhnlichen Gesetzesangelegenheiten, welche das Grundgesetz ausdrücklich nennt, hinausgehen. Nur Professor Brandt, der ein etwas abweichendes Votum abgegeben hat, das sich jedoch keineswegs der radicalen Auffassung anschließt, fand in den Broschüren einigermaßen Gnade. Zu welchem Resultat die in diesen Broschüren angestellten Untersuchungen gelangten, liegt nahe; sie gingen im wesentlichen dahin, daß dem Könige keinerlei Veto in Verfassungsangelegenheiten zusteht (das suspensive Veto war bald ein überwundener Standpunkt geworden), daß sowol das Grundgesetz vom 17. Mai wie vom 4. Nov. 1814, welch letzteres von ersterm in einigen Zusatzbestimmungen abweicht, die durch die inzwischen erfolgte Vereinigung mit Schweden veranlaßt worden waren, namens der Volksvertreter, nicht namens

Digitized by Google

des Königs publicirt seien, daß diejenigen Constitutionen, welche dem norwegischen Grundgesetz zum Vorbild dienten, namentlich die französische Constitution von 1791 und die spanische von 1812, kein absolutes Veto kannten, daß die mündlichen Erklärungen verschiedener Mitglieder des constituirenden Storthings dahin gegangen seien, daß sie nicht daran gedacht hätten, dem Könige ein absolutes Veto in Verfassungsangelegenheiten zu gewähren, sowie daß die Könige, welche die vom Storthing beschlossenen Verfassungsänderungen nicht acceptirten, ohne Berechtigung gehandelt hätten. Nur Belsheim, ein Prediger und rationalistischer Schriftsteller, hielt daran fest, daß dem Könige ein suspensives Veto zustehe. In den radicalen Broschüren wurde ferner auch die Behauptung der Gegenpartei bekämpft, daß das norwegische Grundgesetz recht eigentlich vom 4. Nov. datire und also durch eine Vereinbarung zwischen dem Storthing und dem Bevollmächtigten des Königs, dem Kronprinzen, spätern König Karl Johann, entstanden, folglich ein Werk sei, welches nicht ohne Zustimmung des Königs abgeändert werden könne. Eine andere Behauptung der Gegenpartei, nämlich die, daß die Radicalen, wenn ihre Lehre von der Alleinherrschaft des Storthings und der Machtlosigkeit des Königs Verfassungsänderungen gegenüber durchgeführt würde, sowol die Bestimmung des Grundgesetzes, welche von der monarchischen Regierungsform, wie die, welche von der Vereinigung mit Schweden handeln, abändern könnten, suchten die radicalen Federn durch den Hinweis auf §. 112 des Grundgesetzes zu widerlegen, welchem zufolge keine Verfassungsänderung vorgenommen werden darf, die dem Geist der Constitution widerstreitet. Dabei wird natürlich unerwähnt gelassen, daß der §. 112 sich im Grundgesetz vom 17. Mai 1814 gar nicht findet, also für die Radicalen eigentlich bedeutungslos sein sollte, und daß es, wenn die radicale Auffassung richtig wäre, immer und unter allen Umständen von der jeweiligen Majorität des Storthings, gegenwärtig also von den Radicalen, abhängen würde, was unter „Geist der Constitution" zu verstehen ist. Die Radicalen fassen ohne Zweifel den „Geist der Constitution" so auf wie Sören Jaabaek, einer ihrer Matadore, in seiner Schrift „Heiße Pillen", in der gesagt wird, daß Karl Johann König durch die Wahl des Volkes wurde und daß die „Gottes Gnade" bei ihm von derselben Art sei, wie die Gnade, Abgeordneter oder Hirte zu sein. Das souveräne Recht sei vom Könige auf das Volk übergegangen!

Ihren Culminationspunkt erreichte die radicale Bewegung nach der Thronrede, mit welcher König Oskar im Juli 1882 die letzte Storthingssession der Legislaturperiode schloß. Der König erklärte in derselben, daß er, in voller Uebereinstimmung mit seinen norwegischen Rathgebern, das absolute Veto hochhalten und niemals die Hand zu einer Verfassungsänderung bieten werde, welche die Krone ihrer wichtigsten Rechte beraube. Hiermit war das Signal zu einer maßlosen Agitation gegeben. Ueberall im Lande fanden Volksversammlungen, zum Theil unter freiem Himmel statt, auf welchen die leidenschaftlichsten und revolutionärsten Reden gehalten wurden. An der Spitze dieser Wahlbewegung stand Björnstjerne Björnson, assistirt von einigen rothen Adjutanten. Am crassesten trat die revolutionäre Propaganda auf einer Versammlung zu Stiklestad, im Amte Drontheim, zu Tage, die zwei Tage dauerte. Björnson kündigte hier ohne Umschweife das Königthum

Digitized by Google

und die Union. „Wird zu deinen erwählten Männern wie zu Jungen geredet", wandte Björnson sich an das norwegische Volk, „dann schlage die Regierung nieder, welche die Verantwortlichkeit dafür hat! Und ist dein König ein Schwede, und fordert seine norwegische Regierung trotzdem das absolute Veto für ihn in deinem Grundgesetz, obgleich es nicht drin steht, dann sorge dafür, daß es theuer für die Regierung und für jede wird, die nach ihr ein Gleiches fordert. Und läßt jemand das Königthum sagen, das absolute Veto könne es nicht aufgeben, dann mußt du offen antworten, daß alsdann das Volk das Königthum aufgeben werde. Um etwas Geringeres als absolutes Veto oder Königthum handelt es sich nicht!" Und in Bezug auf die Union sagte er: „Es ist eine Ehre für den Schweden, schwedisch zu sein, denn Schweden ist ein ehrenreiches Land. Aber für den Norweger ist es eine Schande, denn alsdann ist er nichts für sich selbst. Es ist gut, Nummer Zwei in einer Verbindung zu sein, wenn man nicht Nummer Eins sein kann; aber das Beste ist, eine Nummer für sich selbst zu sein. Das ist der Schwede, und das ist der Däne, und ich glaube nicht, daß sie länger sagen dürfen, wir verdienten es weniger als sie. Niemals aber werden wir das in der Verbindung, wie sie jetzt besteht. Dieses ist es, was der gemeinsame König uns gelehrt hat — und uns lehrt!" Daß Björnson wegen einer derartigen revolutionären Brandrede nicht unter Anklage gestellt wurde, ist ein Beweis der ungemeinen Nachsicht, welche die Regierung der radicalen Agitation gegenüber geübt, eine Nachsicht, für die sie nichts weniger als Dank geerntet hat. Vorsichtiger als der große Dichter traten die eigentlichen Führer der radicalen Storthingsmajorität auf. So hielt unter andern der Storthingspräsident Johann Sverdrup in Lilleströmmen vor versammeltem Volke eine Rede, in welcher die praktischen Conclusionen, mit welchen Björnson so ungenirt um sich warf, nicht direct gezogen wurden; vielmehr beschränkte Sverdrup sich in der Hauptsache auf eine Kritik der königlichen Thronrede. Er erklärte, daß diese nichts enthalte, was den Gedanken an einen Ausgleich, eine Versöhnung oder ein Zusammenwirken gestatte. Es bleibe daher dem Storthing und dem Volke Norwegens nur übrig, entweder zu siegen oder sich zu unterwerfen, d. h. das absolute königliche Veto anzuerkennen. In der Sache selbst stellte Sverdrup sich also auf denselben Standpunkt, welchen Björnson in Stiklestad vertrat; denn der königlichen Gewalt das absolute Veto in Verfassungsangelegenheiten nehmen, heißt die Volkssouveränetät sans phrase proclamiren, es heißt dieses Rousseau'sche Princip zur praktischen Durchführung bringen.

Was die radicalen Führer zunächst durch die Agitation erreichen wollten, eine starke Majorität im Storthing, hatten sie erreicht. Der Ausfall der Storthingswahlen von 1882 machte den Appell, den der König in seiner vorausgegangenen Thronrede an das norwegische Volk gerichtet hatte, zu Schanden. Der König sagte: „Ich hoffe, daß der bedauernswerthe Zwist und die Erregung, welche die Bevölkerung ergriffen hat, nach und nach einer mehr besonnenen Auffassung Platz machen möge — und daß alle aufgeklärten und patriotischen Männer, jeder in seinem Kreise, meine auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen unterstützen werden." Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung; denn die radicale Partei kehrte nach der

Digitized by Google

Wahl stärker denn je zuvor ins Storthing zurück. Es schien, als ob die Verfassung, unter welcher das norwegische Volk seit 1814 glücklich und zufrieden gelebt, nur noch ganz wenige Anhänger hatte, und daß ganz allgemein eine Verfassung verlangt würde, welche die königliche Gewalt nicht neben, sondern unter die Gewalt des Storthings stellt. Bei Licht besehen, war dem jedoch nicht so. Die später erschienene Wahlstatistik ergab, daß, während die constitutionelle Partei*) des Storthings nicht mehr als etwa ein Viertel (31) der sämmtlichen Vertreter (114) zählt, ein Drittel der Wahlmännner und sogar zwei Fünftel der Urwähler dieser Partei angehörten. Sodann hatten etwa 30 Proc. der Wahlberechtigten nicht gewählt. Die Majorität des Storthings steht also in durchaus keinem Verhältniß zur Majorität der Urwähler, aus der sie hervorgegangen ist. Jedenfalls ist auch die Zahl der Urwähler der Minorität so ansehnlich gewachsen (auf 28411 gegen 42881 der Majorität), daß die Behauptung der Mehrheit des Storthings von der „compacten Majorität", welche hinter ihr stehen soll, durch die Thatsache widerlegt wird. In den ländlichen Wahlkreisen erzielte die constitutionelle Partei sogar einen factischen Erfolg, indem sie in denselben sechs Anhänger gegen nur zwei im Jahre 1879 durchbrachte. In mehrern ländlichen Districten traten auch Anzeichen zu Tage, daß der Bauernstand angefangen hat zu begreifen, wohin die von den Radicalen inscenirte Bewegung führt. Es zeigte sich, daß die Agitation in den Districten, wo sie am längsten und gewaltigsten betrieben worden ist, schon culminirt hat, während sie in andern, welche zu bearbeiten man bisher für weniger nöthig hielt, noch einige Stadien zu durchlaufen haben wird. Wahrscheinlich wäre die Wahl auch weniger günstig für die Radicalen ausgefallen, wenn diese ihre wirklichen Pläne den Wählern offenbart hätten. Die ganze Wahlbewegung war darauf angelegt, den Wählern begreiflich zu machen, daß die Verfassung von 1814 und die Freiheit und Selbständigkeit des Landes in Gefahr, daß das absolute Veto gleichbedeutend mit Absolutismus und Schwedenherrschaft sei, und daß es jetzt gelte, sich den Uebergriffen von oben herab mit aller Macht zu widersetzen. Sicher ist, daß diese Fiction die Wahlen in einem großen Theil der ländlichen Districte und in mehrern Städten beherrscht hat. Charakteristisch für die Wahl von 1882 ist es ferner, daß das Björnson'sche Wahlprogramm von 1873, „nur Männer zu wählen, die Sverdrup brauchen könne", zur vollsten Geltung gelangte. So ist es denn gekommen, daß, während die constitutionelle Partei meistens wirklich hervorragende Kräfte ins Storthing gewählt hatte, die Vertreter der radicalen Partei hinsichtlich ihrer Befähigung und Arbeitskraft vieles zu wünschen übrigließen; nur wenige wahrhaft selbständige Männer befinden sich in den Reihen der radicalen Storthingsmajorität. Es verdient in dieser Beziehung bemerkt zu werden, daß die Zahl der Landwirthe bei der letzten Wahl auf 30 gesunken ist, während das Storthing 1873 noch 47 zählte. Diese sind durch Agitatoren untergeordneten Ranges, Lehrer, Kirchensänger und andere Unterbeamte, ersetzt worden, die sich bei der Wahl um die radicale Partei verdient gemacht hatten und zum Lohne

*) So nennt sich seit 1881 die vereinigte Partei der Conservativen und Liberalen (des frühern Centrums).

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dafür zu stimmenden Mitgliedern des Storthings befördert wurden. Eine Bewegung aber, die derartige Resultate in der Zusammensetzung des Storthings hervorbringt, trägt, sollte man meinen, die Keime ihres eigenen Unterganges in sich.

Das erste Werk des neugewählten Storthings war die Wahl eines radicalen Lagthings; die 29 Mitglieder dieser Storthingsabtheilung mußten als künftige Reichsrichter natürlich Radicale reinsten Wassers sein. Alsdann wählte das Odelsthing das hochbedeutsame Protokollcomité, welchem es oblag, die Ministeranklage zu formuliren. Man begnügte sich damit, in dieses neungliederige Comité eine Majorität von bewährten Radicalen zu wählen. Am 30. März 1883 hatte dieselbe ihren Anklageantrag fix und fertig; sie bestand aus den Herren Steen Vorsitzender), Sverdrup, Blehr, Sparre, Glestad und Rejerson, während die aus den Herren Bang, Flor und Schiörn bestehende Minorität gegen die Anklage stimmte. Die Minorität, welche die Ansichten der constitutionellen Partei vertrat, wich in ihrem motivirten Antrage von dem der radicalen Majorität sowol hinsichtlich der Präscriptionsfrage wie hinsichtlich der Vetofrage, den drei Realitätsfragen und der politischen Frage ab. Was die Präscriptionsfrage, nämlich das formelle Recht betrifft, eine schon im Jahre 1880 behandelte Angelegenheit, welche bereits dem Odelsthing im Jahre 1881 vorlag, zur Entscheidung zu bringen, so führte die Majorität im Hinweis auf den bereits im Jahre 1881 gefaßten Beschluß aus, daß die Sache (die Staatsrathsangelegenheit) einen längern Aufschub jetzt nicht dulde. Die Minorität dagegen fand es doppelt mislich, daß eine Sache, die rechtlicherweise schon im Jahre 1881 vom Odelsthing hätte entschieden werden sollen, jetzt wieder aufgenommen werde, nachdem „die Zahl der Mitglieder des Höchstengerichts um zwei reducirt, und nachdem durch einen einseitigen und willkürlichen Gebrauch der Macht oder des Zahlenübergewichts das Lagthing ausschließlich mit Männern einer Partei besetzt sei, deren Ansichten über die Anklage- oder Streitpunkte sich voraussichtlich in der gewünschten Richtung bewegten". Speciell aber hob die Minorität hervor, daß es nicht gestattet sei, jetzt die königliche Resolution vom 15. Juni 1880 (die Weigerung, dem Storthingsbeschluß vom 9. Juni 1880 Gesetzeskraft zu verleihen) wieder aufzunehmen, da 1881 weder vom Protokollcomité ein Beschluß darüber beantragt, noch vom Odelsthing gefaßt worden sei, daß deren Behandlung bis zu einem spätern Odelsthing ausgesetzt werden solle. Die Anträge der Majorität und Minorität des Comité betreffs der eigentlichen Streitfragen: die Vetofrage im allgemeinen und die drei Realitätsfragen (das Verhalten der Regierung in den drei Angelegenheiten, wegen welcher die Majorität die Anklage beantragte) spiegeln sich in unsern nachfolgenden Ausführungen über die Reichsgerichtsverhandlungen wider, sodaß wir auf eine Zusammenstellung derselben verzichten können. In Betreff der politischen Frage unterzog die Majorität des Protokollcomité in ihrem Antrage das ganze Regierungssystem einer Prüfung, um die in der Situation liegende Nothwendigkeit des beantragten Schrittes darzuthun. „Es ist nicht zu leugnen", heißt es in dieser Darstellung, „daß die dem Storthing und dessen Abtheilungen durch das Grundgesetz zuerkannte bewilligende, gesetzgebende, besteuernde, controlirende und richterliche

Digitized by Google

Gewalt zusammenschrumpfen und ihre Kraft sowol als Machtmittel und Sicherheitsmittel für den berechtigten und verfassungsmäßigen Einfluß des Volkes und der Nationalversammlung in der und auf die Verwaltung des Landes verlieren werde, wenn sie nicht mit Entschiedenheit gegenüber den Tendenzen und Attentaten hochgehalten werde, wie sie das letzte Decennium einer Regierung aufweist, deren Verfahren stets dreister und deren Sprache und Handlungsweise immer herausfordernder geworden ist, während das Storthing und Odelsthing bisher vergebens gehofft haben, dieselbe durch moralische und politische Mittel zur Besinnung und zu einer andern und mehr dem Wohl des Landes förderlichen Auffassung ihrer Pflicht zu rufen." Dieser schweren Anklage folgt eine Darstellung der politischen Geschichte der letzten Jahre, wie sie eben von einem einseitigen Parteistandpunkt aus geschrieben werden kann, und schließlich heißt es dann: „Die politischen und parlamentarischen Mittel sind in der Hoffnung erschöpft, dadurch Verwickelungen zu lösen. Sie haben sich nicht wirksam erwiesen. Der Knoten ist nur fester geworden. Es steht also nach Ansicht der Majorität des Comité dem Odelsthing jetzt kein anderes Mittel zu Gebote, um das gekränkte Rechtsgefühl des Volkes zu befriedigen und dem Lande Frieden und Sicherheit für seine theuersten Gerechtsame zu schaffen, als die Entscheidung des Reichsgerichts anzurufen. Dieselbe ist öfter und mit großer Entschiedenheit von den Männern gefordert worden, welche die Handlungsweise der Regierung vertheidigen. Indem man nicht länger zögern darf, deren Anweisung zu folgen, wird das Urtheil des Gerichts über die Handlungen der Regierung, wenn es gegen die Regierung ausfällt, auch zugleich das Urtheil über deren Verhalten sein, nach Ansicht der Majorität des Comité, das verfassungswidrig, landesschädlich und reichsgefährlich ist." Diesem radicalen Raisonnement gegenüber führte die Minorität aus, daß „der Grundunterschied, auf welchem die verschiedene Auffassung der Majorität und Minorität bezüglich der Ereignisse der letztern Zeit, und das Verhalten der Regierung zu denselben sowol wie im ganzen beruhe, darin bestehe, daß die Majorität auf dem Gebiet unsers (des norwegischen) Staatslebens das, was man das Princip der Volkssouveränetät nenne, angewandt und durchgeführt haben wolle, sodaß die Nationalvertretung sowol innerhalb der Verfassung, wie sie jetzt sei, als über deren zeitgemäße Entwickelung allein zu bestimmen haben solle, während die Minorität festhalten müsse, daß einem Hauptgrundsatze des Grundgesetzes zufolge, die Verfassung monarchisch beschränkt, die Staatsgewalt zwischen König und Storthing als selbständige und gleichberechtigte Gewalten vertheilt sei, und daß sie beide nur im Verein die höchste Staatsgewalt innehaben und über die Verwaltung des Landes auf der Grundlage verfügen, welche das Grundgesetz festgestellt, sowie darüber, was die vorwärts schreitenden Zeiten und veränderten Verhältnisse an Reformen oder Aenderungen erfordern sollten." „Es ist ein Irrthum", heißt es dann weiter, „wenn die königliche Gewalt und Regierung als ein Gegensatz zum Volke oder Volkswillen hingestellt werden. In einer Verfassung wie die unserige, wo die vom Volke gewählte Nationalvertretung nur aus einer, auf einer breiten demokratischen Basis gewählten Kammer besteht, bilden sie im Gegentheil ein nothwendiges Supplement zu dieser, gleichsam einen andern Theil oder eine andere Seite der Volksmeinung

Digitized by Google

repräsentirend und gleichsam die einzige conservative Institution, welche das Gegengewicht gegen einseitige Anschauungen und Verfügungen oder allzu gewaltsame Aenderungen sein kann. Hierdurch wird auch die Volksmeinung oder der Volkswille keineswegs verhindert, sich im Volksleben geltend zu machen. Es wird nur den verschiedenen Seiten desselben Gelegenheit gegeben, hervorzutreten und berücksichtigt zu werden, und durch Reibungen werden die Meinungen geläutert und moderirt. Mit einer solchen Auffassung unserer verfassungsmäßigen Staatsordnung kann die Minorität das von der Majorität ausgesprochene Verdammungsurtheil über das Verhalten der Regierung in letzter Zeit so wenig vereinbar finden, daß sie das Urtheil umkehren und den Vorwurf, die verfassungsmäßigen Grenzen für das Machtgebiet der Staatsgewalten nicht respectirt und dahin gewirkt zu haben, die Vertheilung und das Gleichgewicht zwischen dem, was die Constitution errichtet hat, zu verrücken, gegen die Storthingsmajorität richten muß, welche jetzt in mehrern Jahren die herrschende gewesen ist. Die jetzt von der Majorität beantragte Reichsgerichts-Anklage ist in den Augen der Minorität nur ein neues Glied einer Reihe von Versuchen, alle Macht in die Hände des Storthings zu legen." Die Minorität schließt mit der Erklärung, daß sie sich der beantragten Reichsgerichts-Anklage als einer unbefugten widersetzen muß und, namentlich im Hinblick auf die hinausgeschobene Frage, über welche ein ausdrücklicher Beschluß erforderlich erscheint, glaubt, dieser Ansicht durch den Antrag Ausdruck geben zu dürfen:

„Die in gegenwärtigem Comitéantrag erwähnten Regierungshandlungen geben von seiten des Odelthings keinen Anlaß zu weiterer Verfügung."

Der Antrag der Majorität des Protokollcomité, der die Anklage der Minister verlangt, hat dagegen folgenden Wortlaut:

„Die Mitglieder des Rathes Sr. Maj. des Königs sind vor dem Reichsgericht unter Anklage zu stellen, nämlich:

„1) Staatsminister Christian August Selmer, Staatsminister Otto Richard Kierulf, die Staatsräthe Nils Vogt, Jens Holmboe, Henrik Laurentius Helliesen, Christian Jensen und Adolf Fredrik Munthe, weil sie erwirkt haben:

„a) die königlichen Resolutionen vom 29. Mai und 15. Juni 1880, durch welche der vom Storthing am 17. März desselben Jahres beschlossenen Grundgesetzbestimmung über die Theilnahme der Staatsräthe an den Verhandlungen des Storthings die Sanction verweigert und unterlassen worden ist, dieser Bestimmung die derselben durch das Grundgesetz zugesprochene Gültigkeit beizulegen;

„b) die königliche Resolution vom 21. Juni 1882, durch welche die Vollstreckung des vom Storthing unterm 14. Juni desselben Jahres gefaßten Beschlusses über die Bewilligung von 20000 Kronen für die Volksbewaffnungs-Gesellschaften, und 10000 Kronen für den Centralverein zur Förderung von Körper- und Waffenübungen verweigert worden ist;

„c) die königliche Resolution vom 25. Nov. 1882, durch welche dem Beschlusse des Storthings vom 16. und 17. Juni 1881, betreffend das Löhnungsregulativ für Anordnung einer centralen Verwaltung der im Betrieb stehenden Eisenbahnen u. s. w., nur theilweise Folge gegeben ist, indem der Bestimmung in dessen

Digitized by Google

Buchstaben C über den Eintritt von zwei vom Storthing gewählten Mitgliedern in die Centralverwaltung die Vollstreckung verweigert worden ist, während den übrigen Bestimmungen in den Buchstaben A und B desselben Beschlusses Folge gegeben wurde.

„2) Staatsrath Ole Andreas Bachke, weil er für den Erlaß der unter 1 a und c genannten königlichen Resolutionen vom 29. Mai und 15. Juni 1880, sowie vom 25. Nov. 1882 thätig war.

„3) Die Staatsräthe Jakob Lerche Johansen, Christian Homann Schweigaard und Nils Christian Egede Hertzberg, weil sie für den Erlaß der unter 1 b und c genannten königlichen Resolutionen vom 21. Juni und 25. Nov. 1882 thätig gewesen sind."

Digitized by Google

Emanuel Geibel und die neue Lyrik.

Von

Rudolf von Gottschall.

Der Tod Emanuel Geibel's hat im deutschen Volke allgemeine Trauer hervorgerufen, und wir wollen die Zeichen dieser Trauer nicht gering anschlagen: die deutsche Lyrik hat, als ihr hervorragendster Vertreter dahinschied, wieder einmal die Theilnahme der Nation gefunden; man besann sich darauf, daß es auch noch Dichter in Deutschland gibt, nicht blos Staatsmänner und Generale, nicht blos Politiker und Alterthumsforscher, Publicisten und Journalisten, Bühnenfabrikanten und Operettendichter, sondern wirkliche Dichter, denen die echte Muse ihre Gunst und Inspiration geschenkt hat. Und bei Geibel war diese Mahnung um so lebhafter, als er zeitlebens nichts hat sein wollen als ein Dichter, der den höhern Stil und die höhern Formen pflegte, niemals vom Kothurn herabstieg, sich nie der journalistischen Tagesarbeit widmete, nie dem Lesebedürfniß des großen Publikums huldigte: ein Lyriker de pur sang und ein Dramatiker nur in jenen höhern Formen, in denen auch der Pulsschlag der Lyrik lebendig ist und welche das os magna sonaturum verlangen.

Die Theilnahme an dem Schicksal des Dichters war um so größer, als er seit langen Jahren das Märtyrerthum einer schmerzhaften Krankheit zu erdulden hatte, wie Heinrich Heine in seiner „Matratzengruft" der Rue d'Amsterdam. Geibel war freilich nicht so ganz dem gleichen Los der Einkerkerung verfallen: als ich ihn vor etwa einem Jahrzehnt in Lübeck besuchte, da klagte er wol über die andauernden Schmerzen, die ihn des Nachts und am Tage quälten und ihm nur gegen Abend einige Stunden Ruhe gönnten; aber er konnte doch das Zimmer verlassen; er besuchte mich im Bade Travemünde, wo wir einige Stunden hindurch in heiterster Laune verkehrten. Vor allem hatte er sich geistigen Lebensmuth bewahrt, und so wenig in seinen Gedichten der Thranlampengeruch des Heine'schen „Romanzero" die geistige Atmosphäre mit seinem Qualm erfüllte: so wenig verbreitete in seinem Krankenzimmer der diabolische Witz des Heine'schen Pessimismus seinen beißenden Schwefelgeruch. Beide Dichter waren ja von Haus aus mit ganz verschiedenen Stichwörtern auf die Bühne der deutschen Lyrik getreten.

Das Leben Emanuel Geibel's ist wie seine Dichtungen klar und durchsichtig: keine herausfordernden Widersprüche, keine Ader des Skepticismus, keine zweifel-

Digitized by Google

hafte, noch weniger zweideutige Beleuchtung, nichts Frivoles, Hypergeniales, keine Verirrungen überschäumender Kraft — eine, wir möchten sagen geradlinige Entwickelung aus allgemein verständlichen Voraussetzungen zu ebenso verständlichen Zielen charakterisirt Leben und Werke dieses Dichters. Er ist nicht wie Beatrice unter einem tanzenden Stern geboren — keine Ironie des Schicksals hat einen Poeten von gesundem und schlichtem Empfinden in verwickelte Lebenslagen gebracht, in jene dämonischen Zwickmühlen, die wir aus dem Leben anderer Dichter kennen. Man vergleiche z. B. das Leben Schiller's mit demjenigen Geibel's. Welcher Sturm und Drang, welche Gewaltsamkeit in der Jugend des erstern! Und wie glatt verläuft die Biographie Geibel's durch Gymnasium, Abiturientenexamen, Universitätsstudien, eine Hauslehrerstellung, die allerdings dadurch einen poetischen Reiz gewinnt, daß sie dem Dichter im Schatten der Akropolis und an den Ufern des Kephissos zutheil wird! Dazu Liebe und Dichtkunst — beide ohne große Katastrophen in friedlicher Entfaltung.

Emanuel Geibel ist am 18. Oct. 1815 in Lübeck geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Jahre 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Humaniora zu studiren. Zu August Wilhelm von Schlegel, den schon Heine etwa ein Jahrzehnt früher kennen gelernt hatte und der ihm schon damals wie eine Mumie vorkam, trat der junge Student in kein näheres Verhältniß, wohl aber zu Ernst Moritz Arndt, dessen tüchtige und frische Natur ihn anzog. Im Jahre 1836 war Geibel nach Berlin übergesiedelt, und hier fand er Anregungen, die auf sein ganzes künftiges Leben Einfluß ausübten. Da interessirte ihn zunächst Steffens, von dem er selbst schreibt: „Selten habe ich an einem Menschen eine solche Gabe der Rede gefunden. Er begann leise und langsam; aber allmählich entwickelte sich ein wunderbares Leben auf seinen Zügen; seine Augen glänzten, die Bewegungen wurden heftiger und die Worte strömten von den Lippen wie ein übertretender Wildbach, der sich ein neues Felsenbett bricht und Steine und Bäume in Wirbeln mit sich fortreißt.“ Desto schweigsamer erschien Neander, während der wegen seiner herben Kritik gefürchtete Lachmann, ein kleiner, feiner, blonder Mann mit Frack und Brille, dem jungen Studenten eine unerwartet freundliche Aufnahme zutheil werden ließ. Ein Besuch bei Chamisso war um so mehr geboten, als der junge Poet ihm schon von Bonn aus Gedichte für den „Musenalmanach“ eingesendet hatte. Chamisso, in einen langen faltigen Schlafrock gehüllt, sprach mit einem französischen Accent; der Greis zeigte noch jugendmuthige Kampfeslust in seinem Wesen. Raupach erscheint als ein kleines zusammengekauertes Männchen mit schwarzer Perücke und schwarzer Hornbrille. Näher wurde das Band, welches Geibel mit Otto Gruppe verknüpfte und welches zunächst mit dem Interesse beider Dichter für die römischen Elegiker zusammenhing. Franz Kugler's Gedichte hatten schon früher einen tiefen Eindruck auf Geibel gemacht; die Liebenswürdigkeit des Menschen zog diesen nicht minder an, bald wurde er wie ein Mitglied der Familie angesehen.*)

*) Diese und einige folgende Mittheilungen sind der Biographie „Emanuel Geibel“ von Karl Goedeke (Stuttgart 1869) entlehnt. Von dieser Schrift ist nur der erste Band

Digitized by Google

Jene Kreise, vor allen Bettina, die sich stets menschenfreundlich bethätigte, sorgten auch für des Dichters Fortkommen. Durch Savigny's Empfehlung erhielt er eine Hauslehrerstelle in Griechenland bei dem Gesandten von Katakazi (1838—40). Es kam in sein Leben hier ein anderes Colorit: die Platanen und Oelbäume warfen einen classischern Schatten auf den Pfad des Poeten als die Linden und Ulmen der Heimat. Die Nichte des Gesandten, Maria Sofiano, ein wildes, leidenschaftliches Mädchen mit dunkeln Locken und blitzenden Augen, war mindestens eine angenehme Abwechselung für den Dichter der blonden Minne; doch er erinnerte sich, da er kein Spielhagen'scher Hauslehrer war, der zwischen ihm und ihr gezogenen Kluft und widmete ihr nur ein Sonett: „Der Unbekannten." Die Eindrücke, welche Geibel in Griechenland empfing, haben freilich nur auf das Colorit einzelner Gedichte eingewirkt. Wie ganz anders ist dies bei Byron der Fall. Hellas hat seiner Muse einen unverkennbaren Schwung gegeben; doch ist auch ein großer Unterschied zwischen einem englischen Lord und einem deutschen Hauslehrer. Die Erfahrungen, die der Dichter in seiner untergeordneten Stellung sammelte, konnten nur von geringem Interesse sein.

Nach seiner Rückkehr führte Geibel in Deutschland in den Jahren 1840—52 ein Wanderleben. Ein ganzes Jahr lang lebte er als Gast des Freiherrn von Malsburg in Escheberg, wo er in der Bibliothek eine große Sammlung romanischer Dichtungen fand, die ihm eine Fülle von Anregungen gaben. In dem Ostseebade Heringsdorf hatte er die Bekanntschaft des schlesischen Fürsten Carolath gemacht, der ihn zu sich einlud: er verweilte mehrfach längere Zeit auf seinen Gütern. Eine Zeit lang lebte Geibel als Gast Freiligrath's in Sanct-Goar, als Gast von Justinus Kerner in Stuttgart und Weinsberg. Einen festern Halt gewann sein Leben erst, als er sich 1851 mit Amanda Trümmer verlobt hatte und 1852 von König Maximilian nach München als Ehrenprofessor berufen wurde.

Es ist dies die erste Epoche in Geibel's Leben, die wichtigste und entscheidenste: denn ihr verdankt er seinen Dichterruhm. Durch seine im Jahre 1840 herausgegebenen „Gedichte" wurde er ein Lieblingspoet des deutschen Publikums und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, wo die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart die 100. Auflage derselben, die Säcularausgabe, veranstaltete und den Dichter damit überraschen wollte: eine Ueberraschung, die durch seinen Tod vereitelt wurde.

Jene „Gedichte" erschienen in einer Zeit, in welcher die politische Lyrik in Deutschland zu fast alleiniger Herrschaft gelangte; sie wurden anfangs von der Kritik wenig beachtet, welche beim Beginn der vierziger Jahre ihr ausschließliches

---

erschienen: der Dichter selbst wünschte, solange er lebte, keine Fortsetzung, wol damit nicht zu sehr sein intimes Privatleben der Oeffentlichkeit preisgegeben werde. Jetzt nach dem Tode Geibel's darf man wol die nächsten Bände des Werkes erwarten, die noch mehr Interessantes enthalten werden als der erste. Nur möchten wir wünschen, daß der Biograph bei der Darstellung eines so einfachen Lebenslaufes, dem alle frappanten Züge fehlen, sich nicht verleiten lasse, auf minder Wichtiges, wir möchten sagen Alltägliches einen besondern Nachdruck zu legen, wie dies zum Theil im ersten Bande der Fall war.

Digitized by Google

Augenmerk auf die Sänger der politischen Opposition gerichtet hatte und auf alles, was daneben im deutschen Dichterwalde zwitscherte, nur einen beiläufigen Blick warf. Allmählich aber brachen sie sich Bahn beim Publikum, und gerade die Hochflut der politischen Lyrik warf dies Strandgut an eine geborgene Stelle, wo sich alle daran erquickten, denen der Lärm des Tages unwillkommen war. Da waren die Aesthetiker, welche jene gefeierte Lyrik für aufgebauschte Rhetorik hielten und sich daher den stillen Sängern zuwendeten, die das nicht politisch angekränkelte Lied pflegten; da war die große Zahl der Conservativen, welche sich freuten, hier einer Gesinnung zu begegnen, welche nicht rühren wollte an allem Bestehenden; da waren die Religiösen, denen die Kirchenfeindlichkeit und der oft herausfordernde Atheismus der von den Jung-Hegelianern gefeierten politischen Lyriker ein Dorn im Auge war, und die sich einem Dichter zuwendeten, dessen religiöse Gesinnung sich oft in schlichter und warmer Weise aussprach; da waren vor allem die Frauen, welche, sonst die treuesten Pflegerinnen der lyrischen Dichtung, in ihrer Mehrheit sich von den feurigen Kampfesliedern abwendeten, indem sie für ihre Toilettentische Gedichtsammlungen verlangten, die ihnen sanftere Anregungen boten.

Emanuel Geibel verdankt den großen Erfolg seiner ersten Sammlung gerade der von ihm so heftig befehdeten politischen Lyrik: es war der Rückschlag gegen dieselbe, der eine so große Zahl von Lesern und Leserinnen um die poetische Fahne einer friedlichen, stillen, frommen Lyrik versammelte. Sie erschienen zur rechten Zeit; das Tempo war aufs glücklichste getroffen. Das Tempo ist in der Geschichte und in der Literaturgeschichte so wichtig für den Erfolg wie im Schachspiel und in der dramatischen Dichtung. Der innere Werth wird dadurch freilich nicht berührt; aber es bedarf nur eines geringen Skepticismus, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Werthvolles von der Ungunst der Umstände auf lange Zeit, vielleicht für immer unterdrückt und minder Bedeutendes durch den glücklichen Moment so hervorgehoben werden kann, daß ihm auf lange hinaus die Gunst der Menge gesichert ist; denn der Erfolg multiplicirt sich stets mit sich selbst und erreicht in solcher Weise die höchsten Potenzen.

Uns ist es fraglos, daß, wenn die ersten Geibel'schen Gedichte ein Jahrzehnt später erschienen wären, dieselben, obgleich und weil sie dann in eine Epoche der Reaction fielen, nicht entfernt den gleichen Eindruck gemacht hätten, sowie umgekehrt, daß Geibel's spätere Gedichte, denen wir bei weitem den Vorzug geben, im Jahre 1840, weil sie selbst zum größten Theil mit politischem Inhalt gesättigt sind, sich nie die Grundlage eines so phänomenalen Erfolges erworben hätten wie jene erstere Lyrik.

Natürlich setzt ein solcher Erfolg auch Vorzüge der Dichtwerke und der Dichtweise voraus; sie fehlen Geibel's ersten „Gedichten" keineswegs; aber die größere Zahl derselben besteht aus formgewandten Nachdichtungen, und daß sie eine bedeutende geistige Physiognomie zur Schau getragen hätten, werden die wärmsten Verehrer des Dichters nicht behaupten können. Am wenigsten zeigen sich die gewaltigen Eruptionen einer ursprünglichen vulkanischen Kraft, wie wir sie bei schöpferischer Originalität öfter finden.

Digitized by Google

Daß diese erste Sammlung vorzugsweise den Charakter des Eklekticismus trug, gibt auch Geibel's Biograph Goedeke zu: ja wir brauchen blos den Nachweis zu wiederholen, den er selbst hierfür geliefert hat. Da finden sich Anklänge an Heine und Franz Kugler; Gedichte wie „Rothenburg" erinnern an den „Schutt" von Anastasius Grün; im kriegerischen Genrebild „Der Husar" klingt ein Ton Nikolaus Lenau's hindurch. Einige berliner Gedichte, wie „Ich bin die Rose auf der Au'", und „Wenn die Sonne heiter lächelt", gemahnen durch ihren gleichförmigen Bau und die ausgesprochene Bildlichkeit an Friedrich Rückert, wie auch die spätern „Schleswig-Holsteinschen Sonette" ganz im Ton der „Geharnischten Sonette" gedichtet sind. Von dem „Mädchen von Albano" sagt Goedeke, daß Geibel es einmal in Gaudy's Manier habe versuchen wollen; in „Clothar" zeige sich in dem feinlaunigen Gemisch von behender Satire und lyrischem Schmelz die Einwirkung des „Don Juan" von Byron: in der That erinnert schon die erste Strophe sehr deutlich an dies Vorbild. Die Einflüsse Chamisso's und Freiligrath's sind in spätern Gedichten unverkennbar; besonders zeigt der „Sklave" deutlich die formelle Einwirkung der Freiligrath'schen Darstellungsweise schon im Bau der Strophe; in Gedichten wie der „Tscherkessenfürst", „Der Alte von Athen", zeigt sich eine Mischung von Freiligrath und Herwegh; denn auch dieser politische Gegner hatte Einfluß auf Geibel's Dichtweise, und überall, wo sie einen pathetischen Ton anschlug, bemerkte man die Herwegh'schen Gesten; ja das Gedicht, das er im Jahre 1843 gegen den Vorsänger der revolutionären Lyrik schleuderte, klingt wie eine Herwegh'sche Antistrophe in einem Wettgesang:

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen,
Die warf ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flamme deines Branders,
Und ob die Welt den Stab mir bricht.
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir — ich kann nicht anders.

Hierzu kommen noch Gedichte, die den Ton der nordischen und serbischen Balladen anschlagen.

Gerade wenn man diese Nachweise Goedeke's verfolgt und ergänzt, könnte man zu dem Schluß kommen, daß diese ganze erste Sammlung nichts sei als eine Anthologie, ein geschickt zusammengebundener Strauß von den verschiedensten Blumen des Parnasses; ja Böswillige könnten behaupten, die Muse Geibel's sei nur eine geflickte Lumpenkönigin, oder eine Spottdrossel, welche mit ausnehmendem Geschick und bewundernswerther Virtuosität den Gesang aller Vögel im deutschen Dichterwalde nachahme, denen die Natur eine eigene Weise gegeben habe.

Dabei würde man aber das wichtigste Moment vergessen, welches Geibel's Dichterruhm begründet und rechtfertigt; alle diese Nachdichtungen, wenn man sie so nennen will, bewegen sich in einem geläuterten Medium, in jener harmonischen Mitte, welche den Originaldichtern nicht erreichbar war; sie haben alle einen

Digitized by Google

edeln warmen Ton und sind von einem feinsinnigen Kunstgeschmack gestaltet. Der Dichter vermeidet den Bilderwust Anastasius Grün's, Freiligrath's Bizarrerien in Bild, Wort und Reim, Herwegh's oft ins Blaue hineingesticulirende Kraftsprache; alles das klärt sich in der Filter der Geibel'schen Dichtweise. Am bezeichnendsten ist sein Verhältniß zu Heine: dieser seiner Eigenart widerstrebendste Dichter hatte dennoch in erster Jugend große Macht über ihn gewonnen und gehörte, mit den nöthigen Vorbehalten, zu seinen Lieblingen. Als ich mit Geibel in Travemünde vor etwa zehn Jahren beim Glas Champagner saß und mit ihm den damals noch nicht von den baltischen Wogen verwüsteten Uferpark durchwanderte: da gefielen wir uns beide im Hersagen Heine'scher Lieder und Gedichte, und ich freute mich, wie der alternde Sänger der keuschen blonden Minne das kecke Evangelium Heine von Anfang bis zu Ende, Vers für Vers, auswendig konnte. Doch schon der junge Student wußte sich von Heine's Einfluß zu emancipiren; wenn er selbst dichtete, so begann er in Heine'scher Manier; aber er ließ das Lied voll und rein austönen, ohne jeden mephistophelischen Beigeschmack, ohne den sarkastischen Miston, der bei Heine am Schluß die ganze Harmonie zerstörte. Ein Volkssprichwort sagt, daß der Teufel auf alles seinen Schwanz lege; diesen Teufelsschwanz, der sich meist um die Schlußverse der Heine'schen Lieder ringelt, hat Geibel's Muse stets rechtzeitig coupirt.

Hierzu kam, daß er in Griechenland Platen und bei diesem Dichter das Geheimniß der geläuterten Form studirte, das ihm seine classischen Studien längst offenbart hatten, wie er denn auch in Uebersetzungen der classischen Dichter seine eigene Formgewandtheit bewährte. Platen kann als Heine's Gegenpol in der neuern Literatur gelten, ganz abgesehen von der persönlichen Feindschaft der beiden Dichter: doch auch dem Einfluß Platen's gab sich Geibel nicht unbedingt hin; er vermied es zeitlebens, die künstelnde Rhythmik jenes Sängers nachzuahmen, welche den Odenschwulst nur allzu oft im Gefolge hatte.

Die ersten Gedichte Geibel's hatten rasch ein großes Publikum gefunden; als er mit solcher Energie gegen Herwegh sich wandte, wurde er der Lieblingsdichter der Conservativen und politisch Gemäßigten in Deutschland. Der König von Preußen gewährte ihm eine Pension von 300 Thlrn.; auch Freiligrath war im Besitze einer solchen Pension; gegen beide wandte sich Herwegh in einem sarkastischen Gedicht. Doch so sehr Geibel der damaligen politischen Lyrik einen Absagebrief geschrieben hatte: so wenig konnte er sich selbst von den Zeiteinflüssen freimachen, welche einmal die Dichter in die Bahn solcher Lyrik trieben. Im übrigen war sie ja nicht wie ein Meteorstein vom Himmel gefallen, sondern von den griechischen Elegikern ab bis zu den Minnesängern und den neuesten englischen und französischen Poeten heimisch auf dem Parnaß aller Zeiten. Nur gab ihr Geibel eine positive Wendung; er durchhauchte sie mit einer nationalen Begeisterung, welche eine Kampfesstellung gegen die äußern Feinde Deutschlands einnahm. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg begeisterte ihn zu seinen „Schleswig-Holsteinschen Sonetten", welche nebst andern bis dahin einzeln erschienenen Gedichten in die Sammlung „Juniuslieder" (1848) aufgenommen wurden. Auch

Digitized by Google

hier herrscht das Lied und das Gemälde vor, wie in den ersten „Gedichten" das Situationsbild, z. B. „Der Tscherkessenfürst", „Ein Negerweib"; doch wenn auch dasselbe noch nicht wie in den spätern Sammlungen in die reifere Form der Ballade übergeht, nicht vom Pulsschlag der Action, des epischen Fortgangs beseelt wird, so sind es doch sympathische, nationale Gestalten, die der Dichter jetzt heraufbeschwört, wie in dem schönen Gedicht „Eine Septembernacht", wo er im lübecker Rathskeller in einer Vision die Gestalten von Wullenweber und Markus Meyer auftauchen sieht. Da hält der Schatten des ersten lübecker Helden eine begeisterte Anrede an das deutsche Volk — und wir befinden uns mitten in der politischen Lyrik. Strenge Kunstrichter könnten von Tendenz sprechen; denn die feindselige Wendung gegen dänische Vergewaltigung, welche damals die deutsche Volksstimmung beherrschte, prägt sich mit ganz unmittelbarem Bezug auf die damalige Gegenwart in diesen Strophen aus, deren Ton und Schwung derartig ist, daß sie Herwegh gedichtet haben könnte:

Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all, erwacht aus schwerem Traum.
Deutschland ist eins und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaum.
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden fröhlich,
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!

Frischauf, mein Volk, du großes Vaterland,
Dreieinig, wie ich's nimmer durfte schauen,
Vollführe du, was mir im Herzen stand,
Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen.
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Lehn!
Mit Kugeln gib den Zoll — es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehn.

Die in die „Juniuslieder" aufgenommenen „Zeitstimmen", die „Sonette für Schleswig-Holstein", „Die deutschen Klagen vom Jahre 1844" gehören entweder ausschließlich in das Gebiet der politischen Lyrik, oder in jenes der Zeitstimmungen und Tendenzen, denen der Dichter politischen Ausdruck gibt. Herausfordernder Kampfesmuth ist diesen Gedichten fremd; der Dichter warnt sogar:

O hüte dich, zu spielen mit dem Schwerte,
Ein Dämon wohnt, ein feindlicher, im Eisen;

man weiß daher nicht, was die „Mahnung zur That" in einem andern Sonett so recht bedeuten soll. Damals ging die Bewegung der Geister dahin, jeden Cultus des Genies auszuschließen, das Volk solle sich selbst aufraffen. Geibel aber singt in dem Sonett: „Was Noth thut?":

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner?
Ein Mann ist noth, ein Nibelungenenkel,

Digitized by Google

Daß er die Zeit, den altgeword'nen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel.

Diese Poesie ahnte einen Kaiser Wilhelm und Fürsten Bismarck; aber sie war im offenen Widerspruch mit der geistigen Gleichmacherei der Zeitgenossen. Auch in den Liedern der Sammlung finden wir nicht blos den geläuterten Heine, dem der Giftstachel ausgebrochen ist: sie haben einen selbständigern warmen und innigen Ton.

Inzwischen trat im Leben des Dichters eine günstige Wendung ein: er konnte sich in München einen eigenen häuslichen Herd gründen, da er im Jahre 1851 vom König Maximilian II. dorthin berufen wurde als Ehrenprofessor der Universität und Vorleser der Königin. Es ist bekannt, daß der für Kunst und Wissenschaft sich warm interessirende König einen Kreis von Gelehrten und Dichtern um sich versammelte. Die Geschichte dieser Tafelrunde des münchener Königs ist noch nicht geschrieben, wenn auch einzelne Mittheilungen darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Neben gefeierten Gelehrten, wie dem großen Chemiker Liebig, waren hier die Dichter zu finden, deren Namen in der neuern deutschen Literatur besten Klang hat. Da sah man die hohe Gestalt Dingelstedt's, der als Theaterintendant nach München berufen worden war, diesen von unruhigem Ehrgeiz entflammten Poeten von echtem Beruf, der aber auch mit einer schneidenden Schärfe des Sarkasmus ausgerüstet war; man sah Mirza Schaffy's Gesicht voll lächelnder milder Weisheit und den Rafaelskopf Paul Heyse's, der als Novellist und Dichter in Goethe's Fußstapfen trat; Franz Löher, Adolf Friedrich von Schack, damals mehr als Gelehrter gefeiert, und andere Männer, deren Namen von bestem Klang waren, fanden sich hier unter den Auspicien des königlichen Mäcen zusammen. Daneben bestand eine humoristische Gesellschaft der münchener Dichter, deren Geheimnisse Heyse in seinen Novellen und Romanen ausgeplaudert hat: „Das Krokodil", und hier vereinigten sich des Königs Gäste mit namhaften und strebsamen Poeten. Hermann Lingg, Julius Grosse, Felix Dahn, Melchior Meyr, Hans Hopfen: die besten neuen Lyriker, deren Gedichte jetzt die Zierde aller Anthologien bilden, gaben sich im „Krokodil" ein Rendezvous. Welche Fülle von Anregungen für Geibel, der alsbald in diesen Kreisen die führende Stellung einnahm, schon nach dem Rechte der Anciennetät; denn Geibel's Gedichte waren gepriesen und verbreitet worden, Jahre vorher, ehe der „Kosmopolitische Nachtwächter" zu seinem Horn griff und ehe der „Weise von Tiflis" in neuer Schale die Früchte credenzte, welche Hafis in den Zaubergärten von Schiras gebrochen hatte.

In die Zeit des münchener Aufenthalts fallen Geibel's „Neue Gedichte" (1856) und „Gedichte und Gedenkblätter" (1864). In den erstern erscheint Geibel's Dichterphysiognomie am bedeutendsten: es sind darin Gedichte von großartigem Schwung und Tiefe der Gedanken enthalten, mit jener geschichtsphilosophischen Symbolik, wie sie Hermann Lingg liebt, dessen Gedichte Geibel zwei Jahre vorher 1854 herausgegeben hatte. Die Beschäftigung mit diesem talentvollen Poeten, dessen oft nicht regelrechte Formen Geibel mit erprobter Gewandtheit gerade rückte, mag ihm die Anregung zu ähnlichen hymnenartigen Ergüssen gegeben haben.

Digitized by Google

Prächtig und machtvoll ertönt der „Mythus von Dampf"; er endet mit einer weltgerichtlichen Vision; sie zeigt uns, wie die Elemente, Wasser und Feuer, sich befreien und den Tag des Zorns über den Uebermuth des Menschengeschlechts heraufführen:

Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildniß schlugt,
Wenn trunken ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt,
Wenn dann von euern Königsesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein.

Dann wird des Vaters Krone blitzen
Und jeder Blitz ist Weltenbrand;
Dann wird bis zu der Berge Spitzen
Die Mutter ziehn ihr Schaumgewand:
Dann will ich selbst auf freier Schwinge
Durchs All, Zerstörung brausend, wehn,
Und überm Trümmersturz der Dinge
Aufjauchzen und ins Nichts vergehn.

Das ist echter Psalmenton; er herrscht noch mehr in dem Gedicht „Babel", einer Kaulbach'schen Freske in lyrischer Form. Die Tendenz ist dieselbe wie im „Mythus von Dampf"; über das titanische Streben der Menschen und ihren Uebermuth bricht das Gericht herein. Meisterhaft sind die letzten Strophen des Gedichts:

Und Gesichter voll Angst wie der Marmor so blaß,
Und Lippen voll Fluchs und gestammeltem Haß,
Und verworrener Hader und hastige Flucht,
Und Gewieher und Wagengedröhn durch die Nacht.
Wie Spreu vor dem Wirbel nach Süd und nach Nord
Ohne Aufgang und Niedergang stoben sie fort;
Und die Fackel des Brandes erleuchtete stumm
Ihren Pfad — und kein einziger schaute sich um.
Und das Feuer verglomm und die Flucht war vertost
Und es graut' und die Sonne erhub sich im Ost;
Doch in schweigender Oede gewahrte sie nichts
Als den wehenden Schutt auf der Statt des Gerichts.

Einen skeptischen Zug hat das Gedicht „Der Bildhauer des Hadrian": ein Spiegelbild für das künstlerische Schaffen der Gegenwart bietet uns hier die römische Kaiserzeit:

O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
Daß sie kein großer Puls durchbebt —

und weiterhin heißt es:

O trostlos kluges Auserlesen,
Dabei kein Blitz die Brust durchzückt,
Was schön wird ist schon dagewesen,
Und nachgeahmt ist was uns glückt;

Digitized by Google

dem Leben fehlt der Inhalt, der Glaube ist dahingesunken:

Und keine neue Kunst mag werden,
Bis über dieser Zeiten Gruft
Ein neuer Gott erscheint auf Erden
Und seine Priesterin beruft.

Offenbar ist über den sonst so glaubensfesten Dichter eine skeptische Stimmung gekommen, die indeß nirgends zu einer directen Vergleichung zwischen unserer Zeit und derjenigen führt, der das kunst- und culturgeschichtliche Bild entnommen ist, die aber doch in zahlreichen Anklängen an den Zug der Verwandtschaft beider Zeitalter mahnt. Einen ähnlichen skeptischen Zug zeigt die „Sehnsucht des Weltweisen"; doch hier ist der Schluß die Verheißung der christlichen Erlösung, welche der halben Kunde, dem dunkeln Deuten und Suchen ein Ende macht:

Dann wird der Baum der Menschheit grünen,
Dann werden ihren alten Zwist
Der Himmel und die Erde sühnen
Durch den, der beider theilhaft ist.
Ein sanftes Leuchten wird durchdringen
Des Schicksals unverstand'ne Pein;
Das Leben wird den Tod verschlingen
Und ein Gesetz der Liebe sein.

Diese beiden Gedichte erinnern in Ton und Haltung an Schiller's „Ideale" und „Die Götter Griechenlands", obschon sie in der Tendenz ihnen entgegengesetzt sind.

Eine geschichtsphilosophische Freske ist auch „Der Tod des Tiberius", das markigste Situationsbild, welches Geibel geschaffen hat. Das Zusammenbrechen des wüsten, vom Fieber und Todeskampf geschüttelten Despoten ist mit dramatischer Energie geschildert. Die christlich-germanischen Perspectiven, in die Träumereien eines deutschen wachthaltenden Kriegsknechtes verlegt, geben einen visionären Abschluß.

Diese Gedichte bezeichnen den Höhepunkt dessen, was Geibel als lyrischer Dichter geschaffen hat. Das geschichtliche oder vielmehr geschichtsphilosophische Situationsbild haben außer ihm Hermann Lingg oder in neuer Zeit noch Wilhelm Jensen und Julius Grosse gepflegt, abgesehen von zahlreichen jüngern Dichtern, denen selten auf diesem Gebiet ein kühner Wurf gelang. Geibel selbst hatte sich von seinen anfänglichen weichen Gefühlsgedichten und bunten Völkerbildern zu Gedichten von geistiger Bedeutung und kräftiger Haltung erhoben. Doch auch an Liederblüten fehlt es in den „Neuen Gedichten" nicht; ihr Duft ist eigenartiger als derjenige der ersten zum Theil auf der Gemeindewiese der deutschen Lyrik gepflückten Liederblumen. Es finden sich einige reizende Gedichtchen darunter:

Wie flüchtig rinnt die Stunde,
Da in verschwiegner Glut
Sich wieget Mund zu Munde
Und Herz an Herzen ruht —

Digitized by Google

oder:

Wenn es volle Rosen schneit,
Wenn es Liebe regnet,
Oeffne, Herz, dem Glück dich weit,
Das so hold dich segnet.

Der Dichter hatte das Unglück, in München seine Gattin zu verlieren; die Tagebuchsblätter „Ada" enthalten die Nänie, die er ihr nachgeweint hat: Erinnerungen an das genossene Liebesglück und schmerzvoll wehmüthige Stimmungen in krystallklarer Form.

Es ist auffallend, daß in den „Neuen Gedichten", in denen Geibel den Uebergang vom Situationsbild zur Ballade machte, ihm auf diesem Gebiete kein Wurf recht gelingen wollte. „Des Deutschritters Ave", „Die Windsbraut", „Herr Walther", „Der reiche Mann von Köln" und die andern Balladen sind geradezu unbedeutend zu nennen. Es kam dies wol daher, daß Geibel den volksthümlichen Ton der Balladendichtungen zu treffen suchte, und dieser lag nicht im Kreise seiner Begabung. Erst als er den hohen und vollen Ton seiner Situationsbilder mit in seine Balladen aufnahm, hat er auch auf diesem Gebiet Treffliches geschaffen. In den „Gedichten und Gedenkblättern" (Stuttgart 1864) findet sich eine überaus dramatische Ballade: „Bothwell", außerdem gehören „Omar" und „Schön Ellen" zu den besten Erzeugnissen des Dichters in lyrisch-epischer Form. Bei der letztern ist der alte Balladenton auf einen ganz modernen Stoff angewendet: die Rettung der Belagerten in Lucknow durch den Heranmarsch der schottischen Regimenter; doch geht hier die Nachahmung des Lakonischen zu weit; man erfährt nicht, wo und wann die Handlung spielt. Bei einem modernen Stoffe, wo wir ganz genau den Pibrochston hören und den Hochlandsplaid sehen, ist ein Rohrfeld nicht genügend, uns nach Hindostan zu versetzen. Bei der Fülle von Anekdoten, welche die Zeitungen alltäglich bringen, verhallt die Kunde eines einzelnen Vorfalls allzu schnell, und es heißt die poetische Licenz zu weit treiben, wenn man ihn als bekannt voraussetzt.

Die Empfindungswelt Geibel's erscheint im übrigen in dieser Sammlung in einer neuen Beleuchtung; die Lebenssonne wirft schräge Strahlen; es liegt etwas wie Resignation in der Luft. Der Dichter sehnt sich nach dem fernverschollenen Eiland seiner Jugend zurück; er vertieft sich in die Erinnerungen seiner Schulzeit und erzählt Schulgeschichten in sechsfüßigen Jamben. Auch in Gedichten wie „Lachswehr" ergeht er sich in plauderhaften Souvenirs, deren schönstes wol „Eutin" ist, da in dasselbe stimmungsvolle Naturbilder und Gedenkverse für Heinrich von Voß und Maria von Weber verwebt sind. Auch die Bilder seiner griechischen Reise tauchen wieder vor seiner Seele auf in den „Erinnerungen aus Griechenland"; einzelne Gedichte derselben, wie z. B. gleich das erste, gehören zu den formvollendetsten, welche Geibel geschaffen hat:

Zu dem schönen Griechenvolke
Uebers blaue Mittelmeer,
Schifft' in dichter Schwalbenwolke
Wonnevoll der März daher.

Digitized by Google

Am Hymettos blühn die Wiesen,
Und ein warmer Strahlenguß
Röthet deine Säulenwiesen
Jupiter Olympius.

Doch wie in den frühern Gedichten aus Griechenland, mahnt es den Dichter oft an die Heimat, durch deren schneeiges Waldgebiet die erste Frühlingsahnung geht; er friert in einem heinisirenden Gedicht; er sehnt sich nach Punsch und einem warmen Ofen. Kurz, er bleibt auch in Hellas ein echter Deutscher, ganz wie Mephisto, der sich in der „Classischen Walpurgisnacht" nach den Hexen vom Brocken zurücksehnt. Etwas an die „Classische Walpurgisnacht" erinnern auch diese Gedichte bei aller Formvollendung. Von einigen Genrebildern und lyrischen Porträts abgesehen, besteht die dichterische Methode dieser griechischen Erinnerungen doch wesentlich in der mythologischen Belebung der Landschafts- und Naturbilder, sodaß wir an Claude Lorrain und Poussin gemahnt werden. Das Schlußgedicht des Cyklus bietet eine politische Parallele. Auf dem Schlachtfelde von Chäronea, wo die Jugend von Athen verblutet ist, ruft Geibel dem alten Hellas wie dem neuen Deutschland zu, daß nur Einigkeit stark mache:

Weil du gelöst mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geflecht,
Sank, Schaft für Schaft gebrochen,
Dahin dein ganz Geschlecht.
Mit eh'rnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
O schau' in diesen Spiegel,
Schau hin, mein Vaterland.

Die Oden Geibel's enthalten sinnige Betrachtungen über Welt und Leben: die Alcäischen und Sapphischen Strophen sind etwas schwerfällig in der frühern antikisirenden Manier behandelt; lange Satzbandwürmer schlängeln sich durch dieselben.

Mit Anakreon, dem greisen Sänger der ewig jungen Liebe, hat übrigens der alternde Dichter kaum Aehnlichkeit; er singt, daß Minneglück Jugendblüte verlange, und räth, sich zur Wehr zu setzen, wenn ins alternde Gemüth der Schönheit Strahl glänzt, und sich vor „nichtigem Begehr" zu hüten.

Eine andauernde Anregung für Geibel's Muse gab in München das Theater, anfangs unter Dingelstedt's geistvoller und erfinderischer Leitung, und außerdem die Universität, welcher Geibel als Docent angehörte. Das Theater begeisterte ihn zu dramatischem Schaffen, und wenn auch eine Darstellerin wie Clara Ziegler dem münchener Hoftheater erst angehörte, als der Dichter die bairische Hauptstadt verließ und so die Künstlerin, die seine „Brunhilde" über die deutsche Bühne führte, ihm nicht die entscheidenden Anregungen bot, so fehlte es doch vorher nicht an hervorragenden Darstellern und Darstellerinnen, die seine Muse begeistern konnten. Schon in seiner ersten Epoche hatte Geibel ein Drama verfaßt: „König Roderich" (Stuttgart 1849), welches denselben Stoff behandelte, den viel später Felix Dahn zu einem Culturkampfdrama mit wuchtiger Tendenz

Digitized by Google

und lärmenden theatralischen Effecten gestaltete. Geibel's Trauerspiel ist im ganzen blaß und farblos. Roderich, Julian, Pelayo, Florinda nehmen fast alle das gleiche Interesse in Anspruch; es ist alles mit Geschmack ausgeführt, aber ohne dramatische Kraft und Schwung. Etwas später dichtete Geibel sein Lustspiel „Meister Andrea" (Stuttgart 1855), ein Capriccio, dem eine italienische Novelle zu Grunde liegt und welches Tieck in einer Erzählung behandelt hat, deren Held ein Tischlermeister ist. Der Geibel'sche Held aber ist ein Künstler, der ebenso wie jener gute Bürgersmann verhext wird, sodaß er sich für einen andern hält. Das Motiv ist absonderlich phantastisch und bringt kaum einen reinen Lustspieleindruck hervor. Geibel's „Brunhilde", eine Tragödie aus der Nibelungensage (Stuttgart 1857), ist wol seine bedeutendste dramatische Dichtung. Ueber das Stück können wir hier nur wiederholen, was wir in unserer „Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" (5. Aufl. 1881, Bd. 4) darüber gesagt haben. Der Dichter hat hier gegen das von uns stets verfochtene Axiom gesündigt, daß die Voraussetzungen unserer Cultur und Bildung auch die Voraussetzungen unserer Poesie, mindestens unserer dramatischen Poesie sein müssen; er hat den Stoff mit allen seinen Wurzeln, die im Erdreich einer fremden und barbarischen Cultur haften, für die Bühne der Gegenwart herausgehoben. Das herbe Motiv steht mit den Sitten unserer Zeit in Widerspruch, und unsere Poesie hat keineswegs den Beruf, in entlegenen und fremdartigen Motiven Kräftigung und Erquickung zu suchen. Was einer barbarischen Cultur als wahr und berechtigt erscheint, wird uns freilich als paradox erscheinen; doch ein derartiger Reiz liegt dem Geibel'schen Talent fern, welches hier nur mit Treue an der Ueberlieferung festhält. Der paradoxe Dramatiker der Neuzeit ist Hebbel, und wie er den Nibelungenstoff behandelt, so beutet er mit all seiner, nach dieser Seite wuchernden Genialität die Mysterien der Brautnacht dramatisch aus; aber er hüllt das Ganze in einen sagenhaften Nebel, und da ihm das Pathos der alten Recken wohl zu Gesicht steht, so bleiben Stoff und Darstellungsweise im Einklang. Das gerade läßt die Geibel'sche Tragödie vermissen. Ihre Voraussetzung ist nicht nur, daß Siegfried statt Gunther's im Wettkampf über Brunhilde siegt und sie so dem König zu Worms erobert; nein, er bändigt sie auch, als sie ihre Jungfrauschaft nicht opfern will und mit Gunther unbesiegbar ringt. Er bändigt sie, indem er ihr als Gunther erscheint und die Ueberwundene dann ihrem ehelichen Herrn überläßt. In dem Nibelungenepos wird die Situation durch Siegfried's Tarnkappe äußerlich motivirt. Die Zauberei der Nebelkappe konnte der moderne Dichter nicht brauchen: dafür läßt er uns im Unklaren, wie der Rollenwechsel zwischen Gunther und Siegfried stattgefunden, wie es Siegfried möglich gemacht hat, an Gunther's Stelle zu treten, und dieser wiederum, jenen abzulösen und des Kampfes Frucht zu ernten. Wenn diese Erörterungen als das Zartgefühl verletzend für ein dramatisches Dichtwerk ungeeignet erscheinen, so kehrt sich dieser Einwand alsbald gegen den Stoff, der auf solchen Stützen ruht und ohne sie in seinem Zusammenhalt beeinträchtigt würde. Diese Scene darf nicht ins Dämmerlicht gerückt werden, sie verlangt volle Beleuchtung; denn sie ist der Grundstein der ganzen Tragödie. Nun ist aber ein Stuprum violentum innerhalb der Ehe ein Paradoxon, welches

Digitized by Google

den Witz herausfordert. Ein Weib, das sich dem Manne vermählt hat, aber dennoch vermöge ihrer athletischen Körperkraft ihm das jus primae noctis streitig macht; ein Mann, der vergebens vi, clam ac precario dieses Weibes Herr zu werden sucht, seine Ohnmacht dem Freunde bekennt und diesen um Hülfe bittet; ein Freund, der die Zähmung der Widerspenstigen übernimmt, mit ihr ringt, sie besiegt und unter das eheliche Joch beugt, indem er, treu seiner eigenen Gattin, zurücktritt: das sind alles Gestalten der Heldensage, die man nicht von ihrem Hintergrunde ablösen, nicht unter den Bürgern des 19. Jahrhunderts umherwandeln lassen kann, ohne ihre tragische und ernste Bedeutung zu gefährden. Die Helden unserer Zeit sind nicht mehr Recken, körperliche Athleten. Was wird aber aus den Voraussetzungen unserer Tragödie, wenn wir die Körperkraft der Brunhilde und des Siegfried fortnehmen? Davon abgesehen ist das Drama indeß wegen der Consequenz der Entwickelung und vieler dichterischer Vorzüge zu rühmen. Act für Act macht die Handlung einen wesentlichen Fortschritt, rückt der Peripetie und Katastrophe näher und bewegt sich bei aller Einfachheit ihres Ganges doch durch große und erschütternde Momente, die der Dichter in maßvoller Gestaltung zu ihrem vollen Rechte kommen läßt. Er hat den markigen Freskenstil der Sage in das sinnvolle und beredte Pathos verwandelt, wie es die Tragödie der Gegenwart verlangt, und das sich besonders in den Hauptkrisen der Handlung zu gewaltigem Schwung erhebt.

Geibel's zweites Trauerspiel: „Sophonisbe" (Stuttgart 1868), welches das Jahr darauf mit dem Schillerpreise gekrönt wurde, hat ebenfalls einen modernen Zug trotz des exotischen und antiken Colorits; doch tritt hier kein Widerspruch zwischen einem sagenhaften Stoff und seiner, wir möchten sagen „aufgeklärten" Behandlungsweise hervor. Das Moderne liegt darin, daß die afrikanische Heldin von Haus aus als eine femme incomprise erscheint:

Nur manchmal, Theurer, wenn in Frühlingsnächten
Der Halbmond wieder überm Atlas hängt,
Und mich das heiße Duften des Jasmins,
Der Löwen fern Gebrüll nicht schlafen läßt,
Dann kommt wol ein Gefühl einsamer Leere,
Ein unbezwinglich Sehnen über mich;
Dann ist es mir, als ob mein Los noch nicht
Erfüllt und plötzlich müss' ein ungeahnt
Verhängniß nahn, um einmal diesem Herzen
Ganz, ganz genugzuthun,

Hier haben wir die unbefriedigte Gattin vor uns; wir glauben sie in einem modernen Boudoir auf elegantem Sofa sitzen zu sehen, einen halb ausgelesenen Roman in den Händen; denn das kann wol keinen so großen Unterschied machen, ob der Gatte ein König in Numidien, oder ein Bankier des Crédit mobilier ist, und ob sie durch das offene Fenster die Löwen vom Atlas brüllen oder die Nachtigall des Bois de Boulogne singen hört. Wir erinnern uns, dieselben oder ähnliche Wendungen hundertmal als Initialen jener Romankapitel gelesen zu haben, in denen der Tugend der unbefriedigten Gattin durch irgendeinen Löwen aus den Champs-Elysées Gefahr droht. Sophonisbe, die Gattin des Syphax, hat früher

Digitized by Google

Massinissa geliebt, der zu den Römern übergegangen ist: das ist ihr numidischer Lion; doch von jeder Gefahr, die ihrer Ehe drohen konnte, wird sie durch den Tod ihres Gatten befreit. Jetzt erwacht die Liebe zu Massinissa in ihrem Herzen wieder; sie will ihn tödten als den Feind ihres Landes; doch sie vermag es nicht. Auch er empfindet von neuem die alte Liebe zu ihr; er will von den Römern abfallen, seine Scharen zu ihr zurückführen, ein großes Reich für sie erobern, wenn sie die Krone aus seiner Hand annehmen will; sie folgt ihm in das numidische Lager, doch mehr aus Vaterlandsliebe als aus Herzensneigung; denn auch Massinissa ist der Rechte nicht! Das ist erst Scipio, der Römer, dessen Großmuth und Edelmuth ihr Herz gewinnt: dieser erscheint im Lager und verhindert den Abfall der Numider. Der dritte Act ist der Höhepunkt des Dramas, denn hier beginnt erst der tragische Conflict, der allein dem Stoffe eine dramatische Bedeutung zu geben vermag, der Conflict zwischen der Liebe zum Vaterlande und der Liebe zum Feinde. Die beiden einleitenden Acte lassen diesen Conflict noch gar nicht ahnen; sie sind zu weit ausholend und zersplittern das Interesse. Es sind „Probepfeile", die hier aus Amor's Köcher verschossen wurden. Auch hält sich der Conflict nicht auf tragischer Höhe: die Peripetie, die Umwandlung der Liebe Sophonisbe's in Haß, ist schwächlich motivirt. Der Neger Batu erzählt ihr, wie Scipio geprahlt habe, in Rom die Numiderkönigin im Triumph aufzuführen: da greift sie aus gekränktem Stolze zum Dolche, um ihn zu tödten; doch aus einem offen daliegenden Briefe des Feldherrn ersieht sie, daß er sie in seinem Triumphzuge neben sich als Bundesgenossin in aller Majestät dem Volke zeigen will — und nun tödtet sie sich selbst. So wird ein kleines Misverständniß zur Achse der dramatischen Handlung.

Der Charakter der Heldin ist etwas verschwommen; nur Scipio hat Halt und Würde und Thamar ein warmes exotisches Colorit. Die Diction behauptet eine durchweg dichterische Haltung, zeichnet sich meist durch Adel, Grazie und Schwung aus und zeigt besonders im dritten Act eine glänzende getragene Beredsamkeit. Hier und dort, besonders bei den Actschlüssen, faßt sie sich auch aus breiterm Erguß zu dramatischen Pointen zusammen, während hin und wieder Affect und Leidenschaft einen etwas forcirten Ausdruck finden und auch hin und wieder die breit ausgeführten Bilder und langathmigen Beiwörter dem Stil ein mehr epische als dramatisches Gepräge geben.

Wenn der Dichter für dies immerhin an poetischen Vorzügen reiche Werk den Schillerpreis erhielt, so galt diese Auszeichnung wol seinem ganzen dichterischen Schaffen, mochte sie auch an sein letztes Erzeugniß anknüpfen.

Die Stellung Geibel's als Docent an der Universität brachte, außer ästhetischen Studien, die eingehende Beschäftigung mit der Dichtung der andern Völker mit. Unser Dichter hat indeß niemals eine ästhetische Schrift, ein kritisches Werk oder auch nur kritische Skizzen veröffentlicht; er hat nicht den geringsten Anspruch zu den Prosaikern deutscher Nation gerechnet zu werden; er ist der Lyriker par excellence, und daß er seine Hände rein hielt vom kritischen Tagewerk, das hat ihn fortwährend über den Kampf der literarischen Parteien erhoben und ihm eine

Digitized by Google

Ausnahmestellung gesichert, die seinem unbestrittenen Dichterruhm zugute kam. Er selbst hatte seine Antipathien, die, wenn er sie ausgesprochen hätte, eine große Gegnerschaft gegen ihn gewaffnet haben würde: zu seinen Antipoden gehörte, wie auch neuerdings der Schauspieler Grube berichtet hat, vor allem Gutzkow, Richard Wagner und Brachvogel's „Narciß"; doch seine Polemik verhallte hinter seinen vier Pfählen. In der Oeffentlichkeit zeigte er sich nur als Dichter; seine Neigung und seine akademische Stellung brachten es mit sich, daß er seine selbstschöpferische Thätigkeit durch diejenige des poetischen Uebersetzens ergänzte. Hierin nimmt er mit seinen Genossen Heyse und Leuthold, mit Freiligrath, Bodenstedt und Gildemeister durch die krystallklare, geläuterte Form, durch die er die fremden Gedanken alter und neuer Meister in unser geliebtes Deutsch übertrug, einen hervorragenden Rang unter den deutschen Uebersetzern ein.

Schon in seiner Jugend hatte er in Gemeinschaft mit Ernst Curtius gelungene und anerkannte Uebersetzungen aus dem Griechischen unter dem Titel „Classische Studien" (Bonn 1840) veröffentlicht. Diese Sammlung erschien noch früher als diejenige seiner Originalgedichte, und in späten Lebensjahren ließ er sein „Classisches Liederbuch" (Berlin 1875) erscheinen, in welchem außer den griechischen Lyrikern römische Elegiker und 32 Oden des Horaz übersetzt sind: meistens in strenger Form, welche doch dabei durchsichtige Klarheit wahrt: nirgends ist der schöne Faltenwurf des Originals verschoben. Schon im Jahre 1843 hatte er spanische Volkslieder und Romanzen erscheinen lassen; ihnen schloß sich an das „Spanische Liederbuch" (Berlin 1852), „Der Romanzero der Spanier und Portugiesen" (Stuttgart 1860) und „Fünf Bücher französischer Lyrik" (Stuttgart 1862); bei dem ersten war Paul Heyse Mitübersetzer, bei dem zweiten Adolf Friedrich von Schack, bei dem dritten Heinrich Leuthold. Fast alle diese Gedichte lesen sich wie Originale; die glänzende Formgewandtheit der münchener Dichter ließ die frühern Uebertragungen der Romantischen Schule weit hinter sich.

Der Aufenthalt des Dichters in München schloß mit einem Misklang: Geibel war den Bavaren zu preußisch gesinnt und verlor deshalb seine Stellung. Sein Gedicht „Gruß an König Wilhelm" wurde für ihn verhängnißvoll. Er zog sich 1868 nach seiner Vaterstadt Lübeck zurück, wo er durch eine Pension des Königs von Preußen für den Ausfall, den sein Einkommen in München erlitten, entschädigt wurde. Leider sollte ihm dies otium cum dignitate durch andauernde Krankheit vergällt werden: jahrelang siechte er dahin mit schweren Schmerzen, die mit großer Regelmäßigkeit jeden Tag ihm eine freie Frist von mehrern Stunden gönnten. An der Trave, wo seine Muse zuerst gegen Schleswig-Holstein ihre politische Fechterstellung einnahm, hat er, als der Deutsch-Französische Krieg zum Ausbruch gekommen, jene Lieder gedichtet, die zu unsern besten politischen Chansons gehören, namentlich das mit allen Glocken läutende Siegeslied „Am 3. September", ein Meisterstück formbeherrschender Technik, welche zwanglos und ohne Schädigung der Syntax, der Wortwahl und des Gedankenschwunges Reim neben Reim hinstellt und so einen harmonischen Vollklang hervorruft, das „Lied der Prätorianer", durch welches das antike und moderne Impera-

Digitized by Google

torenthum gleichzeitig mit kräftigen Zügen einer auf schlanken Verssäulen ruhenden Form charakterisirt wird, das Lied „Der Ulan", das so an Béranger anklingt, wie das ebenerwähnte an Victor Hugo. Diese neuen Gedichte wurden mit den frühern Zeitgedichten in der Sammlung „Heroldsrufe" (Stuttgart 1871) vereinigt. Die politische Lyrik, die sich im Laufe eines Dichterlebens summirt hat, beweist zur Genüge, daß Geibel nicht blos die Zither des Minnesängers, sondern auch die Tuba des politischen Herolds beherrscht. Wie dies bei Geibel's von allen Zickzacklinien freier Entwickelung der Fall ist, so geht auch auf politischem Gebiet seine Muse die gerade Bahn, und die Gesänge von 1848 sind in Form und Inhalt denen von 1871 gleichartig. Wenn so die genialen Spiegelungen fehlen, welche den Reiz geistiger Brechung bilden, so entschädigt dafür die Charakterfestigkeit und Gesinnungsbravheit, welche, vom Wechsel der Zeiten unberührt, das einmal Erfaßte unerschrocken festhält. Dies würden wir hochachten, auch wenn des Dichters Ideal niemals verwirklicht worden wäre. Wenn aber der Sänger den richtigen Instinct für den Zug der Zeit besitzt, die Witterung der kommenden Geschicke seines Volkes, wenn die Accorde, die er auf seinen Saiten prophetisch anschlägt, dereinst das volltönende Echo einer ganzen Nation finden, so werden wir gern bekennen, daß der Dichter dem Vaticinium Ehre macht, das schon die Alten ihren Vates zuschrieben, und daß sein anscheinender Eigensinn nur aus einer Fülle der innern Gesichte hervorging. Nicht erst nach dem Frankfurter Parlament, in welchem die Kaiseridee zuerst wieder in einer Abstimmung der Volksvertreter politisches Leben gewann: schon in den Jahren vorher sang Emanuel Geibel sein ceterum censeo, die Wiederherstellung des deutschen Kaiserhauses — und das ist der rothe Faden, der sich durch 30 Jahre seines Denkens und Dichtens hindurchzieht, bis die Gegenwart endlich den goldenen Reichsapfel, den des Sängers Phantasie vom Hesperidenbaum der Dichtung brach, dem wiedergeborenen Kaiserreich in die Hand legte.

Außer den „Heroldsrufen" veröffentlichte Geibel in Lübeck noch die „Spätherbstblätter" (Stuttgart 1877), elegische Klänge aus der Krankenstube, weit verschieden von den dumpfen Cynismen des „Romanzero". Geibel versenkt sich nicht nur mit Vorliebe in die Erinnerungen seiner Jugend; er läßt auch seine Lieder aus alter Zeit, seine Jugendlieder wieder hinausflattern, die sich indeß mit den spätern, unter denen sich einige wahrhaft schöne befinden, nicht messen können, wie auch die Balladen in der „Nachlese älterer Gedichte" beweisen, daß Geibel den volksthümlichen Ton wohl nachzuahmen, aber nicht mit urwüchsigem Behagen zu treffen wußte. Alle Gedichte tragen den Stempel einer ruhig geglätteten, durch Adel des Ausdrucks und der Empfindung sich auszeichnenden Dichtweise. Niemand ist freier vom Haschen nach genialen Schrullen wie überhaupt von jedem freigeistigen Genialitätsdrang als der Poet an der Trave. Die Grundstimmung der neuen Sammlung ist ausgesprochen in dem Gedicht:

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel;
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Digitized by Google

Doch nicht in klagenden Accorden,
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und seh' das Reich,
Und leg' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Eine ebenso elegische Stimmung prägt sich in dem prächtigen Liede aus:

Nun in deinem Pfade leis
Welke Blätter stieben,
Eng und enger wird der Kreis
Täglich deiner Lieben.

Die im Jugendmorgenroth
Dir Geleit gegeben,
Ach wie viele nahm der Tod,
Wie viel mehr das Leben.

Neue Freundschaft schließt sich schwer
An des Winters Grenze:
Wurzeln treibt das Herz nicht mehr,
Wie dereinst im Lenze.

Die Sammlung enthält, abgesehen von jenen ältern volksthümlichen Balladen, eine im Schiller'schen Stil gehaltene „Nausikaa" mit wahrhaft schönen Strophen von edelm Vollklang, in denen die Phäakentochter den Schmerz unerwiderter Liebe ausweint, ein schwunghaftes historisches Situationsbild: „Der Tod des Perikles", Naturbilder von warmer Färbung, wie „Sonntagsmorgen im Walde" mit seinen krystallklaren Ottave rime, Ostseelieder in kurzgeflügelten Jamben und Trochäen und Distichen „Aus dem Wintertagebuche", in deren wohltönenden Hexametern und Pentametern etwas von dem „klingenden Frost" ist, den der Dichter in der ersten Verszeile apostrophirt. Die beiden letzten Sammlungen enthalten auch Gnomen, Aussprüche sinnvoller Aesthetik in Versen, welche nur selten epigrammatische Schärfe zeigen.

Immer mehr wurde inzwischen dem Dichter das Leben durch Krankheit eingeengt, bisweilen ging eine beängstigende Kunde über sein Befinden durch die Zeitungen; doch die Gefahr wurde zunächst wieder abgewandt, bis am 6. April 1884 ihn der Tod abrief. Die Stadt Lübeck selbst veranstaltete dem gefeierten Sohn ein Begräbniß auf Staatskosten: seinem Sarge fehlten die Kränze nicht, die seine Freunde, die deutschen Schriftsteller- und Dichtervereine, die ganz Deutschland ihm schickte. Auch der Kronprinz des Deutschen Reiches und der deutsche Reichskanzler weihten dem dahingeschiedenen patriotischen Sänger eine Lorberspende. Der Senat der Stadt Lübeck beschloß, ihm ein Denkmal zu errichten.

Emanuel Geibel war ein gefühlvoller Sänger, ein warmer Patriot, ein für alles Edle begeisterter Mensch. Seine Bedeutung für die deutsche Lyrik besteht indeß darin, daß er den vornehmen warmen Ton harmonischer Dichtung Jahrzehnte

Digitized by Google

hindurch festgehalten hat, jenen Ton, der an unsere classische Epoche anknüpft, während unsere moderne Lyrik nach allen Seiten hin extravagirte. Selbst Meister Platen, dessen Vers von plastischer Marmorschönheit unserm Dichter ein Vorbild war, verfiel in gekünstelte unskandirbare Rhythmen mit gespreizten Inversionen und Worthäufungen — hierin folgte ihm Geibel nicht. Die Heinianer mit ihrer cynischen Aesthetik und saloppen Versmacherei schweiften nach der andern Seite ab; dann kamen süßliche Spätromantiker im Tone der „Amaranth", westöstliche Nachdichter von „Hafis" und „Mirza-Schaffy"; hierauf der burschikose Kneipton der Scheffelianer und die ganze Lyrik mit alterthümlichen Initialen: mitten in diesem ganzen lyrischen Carneval blieb Geibel dem guten Geschmack und dem unverdorbenen Gefühl treu, dichtete Lieder in echt künstlerischer Fassung, Bildercyklen von classischer Haltung, Balladen von Schiller'schem Schwung — und so rettete er als ein echter Conservativer den Nachgeborenen das Palladium der Dichtkunst, die ihm stets eine Kunst blieb, wie sie es allen sein soll, aus dem tumultuarischen Getümmel verworrener Tendenzen und wechselnder Moden, die der Tagesgeschmack mit dem von heute bis morgen verwelkenden Lorber krönte.

Digitized by Google

Cypern.

Ein Culturbild aus dem Jahre 1883

von

Max Ohnefalsch-Richter.

II.

1) Die geistige Bildung. Die Inselpresse. Der Volkscharakter. Das Schulwesen. Die Administration.

Man sieht aus den Mittheilungen meines ersten Aufsatzes, auf wie niedriger Stufe die geistige Bildung des Volkes stehen muß, die wenigen Gebildetern abgerechnet, die meist bessere Studien in Griechenland oder sonst in Europa, Italien, Frankreich, Deutschland oder England machten. Schulen gab es, als die Engländer nach Cypern kamen, sehr wenige. Von den drei griechischen Lesegesellschaften, Syllogoi, welche in Nicosia, Limassol und Larnaka zeitweise bestanden oder bestehen, ist die von Larnaka seit Monaten wieder aus Mangel an Theilnahme und Subsistenzmitteln geschlossen worden. Der Schulbesuch wird dagegen seit 1878 von Jahr zu Jahr ein stärkerer, dank der Initiative, welche die englische Regierung ergriffen, indem sie die Bildung vieler neuen Schulen auch auf dem Lande angeordnet hat. Ein Musterinstitut ist die amerikanische Mädchenschule zu Larnaka mit Convict. Diese nimmt sich auch besonders der Armen und Waisen an. Die von den Aeltern der Schülerinnen eingehenden Beiträge sind deshalb gering und wird das Institut meist auf Kosten der Woman's Union Missionary Society of America unterhalten.*) Die höchsten griechischen Schulen befinden sich in Nicosia, ihre oberste Klasse wird etwa der Tertia unserer Gymnasien gleichkommen. Seele dieser besten Inselanstalten sind Eustatios Konstantinides und Andreas Themistoklis, beide beendigten ihre Studien in Deutschland. Eine neue englische Schule wurde gleichfalls in Nicosia von der Regierung gegründet. Sie wird vom Director des cyprischen Unterrichtswesens, dem englischen protestantischen Geistlichen Spencer, geleitet. Inwieweit der griechischerseits erhobene Vorwurf, Proselyten machen zu wollen, berechtigt ist, weiß ich nicht zu beurtheilen.

Vor Beginn der Occupation gab es auf Cypern keine Druckerei, also auch keine Presse. Seitdem sind die Zeitungen wie Pilze aus der Erde gewachsen,

*) Diese amerikanische Schule ist inzwischen auch wieder eingegangen.

Digitized by Google

freilich um meist ebenso schnell wie diese zu verschwinden. Zuerst erblickte 1878 die Zeitung „Cyprus" („Κύπρος"), in englischer und griechischer Sprache erscheinend, das Licht der Welt. Aber der griechische Theil war nicht etwa die Uebersetzung des englischen oder umgekehrt; auch harmonirten die Ansichten und Pläne beider Redacteure durchaus nicht; weder der englische verstand Griechisch, noch der griechische Englisch. Der griechische konnte Französisch, der englische beinahe gar nicht. Der Engländer schrieb in seinem Theile „Cyprus" zu Gunsten der Regierung, weil er hoffte, sein Organ könnte so Regierungsorgan werden; der Grieche schrieb gegen die Regierung, weil er mit Geld von den mit den englischen Maßnahmen unzufriedenen Inselgriechen unterstützt wurde. So geschah es, daß in demselben Blatte und in derselben Nummer der Engländer den von seinem Mitredacteur geschriebenen griechischen Theil seiner Zeitung scharf angriff und der Grieche umgekehrt den englischen Theil seines eigenen Blattes. Ich brachte damals eine Notiz über dieses urkomische Verhältniß (Ende 1878) in die europäische Presse. Der „Figaro" bemächtigte sich des tollen Stoffes. Die „Cyprus"-Redacteure griffen mich darauf hin persönlich an. Ich verklagte sie und erlangte Ehrenerklärung und Bestrafung des Chefredacteurs vom „Cyprus". Bald darauf fallirte „Cyprus", wurde mehreremal verkauft und bestand bis Ende 1882 nur als „Cyprus" in englischer Sprache fort. Alsdann wanderte auch der „Cyprus", nachdem er eine Zeit lang von einem Franzose gewordenen Cyprioten als Eigenthümer verlegt, von einem ewig betrunkenen englischen Redacteur redigirt worden war, in ein besseres Jenseits.

Der ehemalige griechische Redacteur von „Κύπρος" am „Cyprus" gründete nach dem Falliment 1879 die griechische Zeitung „Νέον Κίτιον" in Larnaka. Später (1882) verlegte er den Druckort nach Nicosia und publicirt das Wochenblättchen nur in griechischer Sprache. Obwol das Organ oft ungerechte Anforderungen an die englische Regierung stellt, hat es doch manches Gute gestiftet und die Augen der Gesetzgeber und Minister in England auf sich zu lenken gewußt. Manche jetzt abgestellte Uebelstände wurden auf den mit dicken Farben aufgetragenen Dunkelbildern des „Neon Kition" erkannt und dann beseitigt. Das Feuilleton ist, soweit es philologische Artikel bringt, oft rühmenswerth, und ist dann meist vom Schuldirector Eustatios Konstantinides redigirt.

Ein anderer späterer Exredacteur des „Cyprus" gründete „The Cyprus Times". Das Blättchen, von einem geistreichen die Muttersprache gut handhabenden Engländer geschrieben, stellte sich zur Aufgabe, stets die englische Inselregierung zu bekriegen. „Neon Kition" und „The Cyprus Times" erschienen deshalb oft als Verbündete, während „Cyprus" ohne irgendwelche Meinung bald für, bald gegen schrieb. „The Cyprus Times" wurde der Inselregierung sehr unbequem, weil dessen Redacteur zugleich Correspondent der „Daily News" (London) war und in der That allen dunkeln Punkten der englischen Inselregierung auf die Spur kam. Um diesem Uebel abzuhelfen, that man zweierlei. Man gründete, um der übelwollenden Inselpresse entgegenzuarbeiten, in Limassol den „Cyprus Herald", ein officiöses Organ, das noch besteht und wegen der amtlichen Publikationen stets einen gewissen Werth hat. In Limassol war inzwischen das stärkste Krakeel-

Digitized by Google

blatt gegen alles, was Englisch heißt, gegründet, die „Ἀλήθεια“ (sprich: Alithia, schreib: Aletheia), d. h. die „Wahrheit“. Leider ist nicht alles wahr, was die „Wahrheit“ schreibt. Zuweilen sind die besten Beamten ohne Grund angegriffen worden, wie sich umgekehrt das Blatt darin gefiel, z. B. eine Ehrenrettung des wegen seiner archäologischen Fälschungen mit cyprischen Alterthümern berüchtigt gewordenen Louis Palma di Cesnola zu versuchen. Es hält nicht schwer, die plumpen Unwahrheiten dieses „Wahrheit“-Artikels zu Gunsten eines Charlatans nachzuweisen. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß „Aletheia“ zuweilen mit „Neon Kition“ und „Cyprus Times“ im Bunde gewisse Schwächen und Fehler der Inselregierung erfolgreich aufdeckte. Der Redacteur der „Aletheia“ publicirt ferner neuerdings ein kleines satirisches Blatt „Σάλπιγξ“ („Die Trompete“). Um aber die damals immer noch am gefährlichsten, weil am besten redigirte „Cyprus Times“ unschädlich zu machen, versprachen gewisse hohe englische Beamte, freilich in diplomatisch doppelsinniger Weise, gouvernementale Subvention. Der überglückliche „Cyprus Times“-Editor (er hatte nie aus politischer Ueberzeugung geschrieben, sondern nur um mit klingendem Gelde todtgeschwiegen zu werden) ging in die Falle und begann plötzlich ebenso sehr für die Inselregierung zu schreiben, als eine Woche vorher gegen sie. Dadurch büßte er seine erlangte Popularität sowol bei den Griechen wie bei einer Reihe englischer Inselbeamter, denen die guten Einfälle von „Cyprus Times“ oft Unterhaltungsstoff boten, ein, und endlich auch in London die Sympathie der oppositionellen Presse. Er verlor viele seiner Abonnenten und Gönner; die erhoffte Staatssubvention blieb ebenfalls aus. „The Cyprus Times“ ging 1882 ein. Ein anderes türkisches Blättchen erlebte nur vier oder fünf Nummern und starb, kaum geboren. Weiter wurde 1882 eine neue griechische Zeitung gegründet, der man den Namen eines alten cyprischen Dichters „Στασῖνος“, des angeblichen Schwiegersohnes Homer's und Verfasser der „Cyprien“, gab. „Stasinos“ und „Neon Kition“ bekriegten sich bald. Darauf hin gründete der „Neon Kition“-Redacteur und Eigenthümer als weitere Geisel für „Stasinos“ die satirische Zeitung „Κεραυνος“ (d. h. „Der Donnerkeil“). Der „Stasinos“-Redacteur und Eigenthümer seinerseits gründete gegen „Keraunos“ die „Lyra“. In dem Federkriege scheute man die gröbsten gegenseitigen persönlichen Beleidigungen nicht. „Keraunos“ brachte das Bilde ines Esels mit dem Motto: „Das ist Stasinos.“ Der griechische in Larnaka wohnende Consul legte sich ins Mittel, söhnte „Neon Kition“ mit „Stasinos“, „Keraunos“ mit „Lyra“ aus, d. h. in Wahrheit nur zwei Personen.

Seitdem hat die Todessichel arg unter den Kämpfern dieses cyprischen Zeitungskrieges aufgeräumt. „Neon Kition“ stürzte zu Ruinen, „Lyra“ zieht keine andern Saiten mehr auf und „Der Donnerkeil“ stürmt nicht mehr. Nur „Stasinos“ überlebte bisher den Kampf. Er hat sich sogar vergrößert, wenigstens dem Namen nach. Die Zeitung führt neuerdings den ebenso langen wie stolzen Titel: „Die Stimme von Cypern oder Stasinos“ („Ἡ φωνὴ τῆς Κύπρου ἡ Ετασῖνος“). Wie lange diese cyprische „Stimme des Stasinos“ noch sprechen wird? Alles ist vergänglich, aber besonders schnell vergänglich wie Adonisgärten sind cyprische Zeitungen.

Die officielle Inselzeitung ist „The Cyprus Gazette“, welche in der Regierungs-

Digitized by Google

druckerei zu Nicosia nur dann gedruckt wird, wenn neue Gesetze oder Verordnungen zu publiciren sind. Sie erscheint also nur in Intervallen. Selbstredend hält schon seit Ende 1879 keine europäische Zeitung einen ständigen Specialcorrespondenten auf ihre Kosten. Dazu ist Cypern zu unbedeutend geworden.

Endlich ist nach Abfassung dieses Artikels 1884 ein weiteres Blatt in Nicosia gegründet worden, welches in zwei sich deckenden Ausgaben griechisch und englisch erscheint. Wenn der Herausgeber O. J. Jassonides, der tüchtige Studien in Oxford machte, dem von ihm aufgestelltem unparteiischem Programm treu bleibt, dürfte diese neueste cyprische Zeitung die bedeutendste werden und der Insel zur Ehre gereichen. Der Name lautet: „The Hellenic Times" („Ο Ἑλληνικός χρόνος").

An dem, was ich in dieser Zeitschrift in den „Cyprischen Reisestudien"*) über den cyprischen Volkscharakter schrieb, halte ich im ganzen noch heute fest. Ich habe der damaligen Skizzirung weitere wesentliche Punkte hinzuzufügen. Das griechische Familienleben auf Cypern ist ganz und gar nicht so rosig und golden, als wie es Franz von Löher in seinem „Cypern" beschreibt. Die bessern Familien in den Städten etwa ausgenommen, nimmt die Frau ganz und gar nicht die hohe Stellung ein, von der Franz von Löher spricht, sondern eine niedrige, vielfach die der Dienerin. Ein cyprischer Bauer von einem andern Bauer eingeladen könnte es vielfach als Beleidigung auffassen, gestatte der Gastgeber der eigenen Frau einen Platz beim Schmause. Die Frauen bedienen die Männer und essen nachher allein.

Auch ehrlich ist der cyprische Bauer zuweilen nur dann, wenn er ehrlich sein muß; er ist oft ehrlich aus Furcht. Er ist oft genau so verschmitzt und durchtrieben wie andere Orientalen; nicht besser und nicht schlimmer. Man findet jedoch auch eine bedeutende Anzahl ehrlicher Leute, und gerade auch unter dem niedern Volke.

Einen zuverlässigen Arbeiter gibt der cyprische Bauer noch viel weniger ab. Er arbeitet nur, wenn er sich von einem strengen Arbeitgeber beobachtet sieht, und meist nur dann, wenn ihn die Noth zur Arbeit zwingt. Auch da unterscheidet er sich um nichts von andern Orientalen. Nur phlegmatischer ist er und oft von ruhigerm Temperament.

Die heutigen Cyprioten sind keine besonders guten Seeleute und Fischer. Sie eignen sich auch viel weniger zu Feldbauern als zu Handelsleuten. In jedem Bauer steckt ein Stück von einem Bankier oder Diplomaten trotz aller sonstigen Unwissenheit.

Der heutige Cypriot ist wie sein Vorfahr im Alterthum im allgemeinen sehr sinnlich und bleibt es oft bis ins hohe Alter. Das gilt für das Volk auf dem Lande wie in den Städten, für viele Kreise. Wenn Franz von Löher die Sittlichkeit der Cyprioten so schön geschildert, so beweist dies nur, daß dieser berühmte Reiseschriftsteller sich leider total geirrt hat. Selbst berühmte Autoren sollten sich hüten, nach einem Aufenthalt von nur wenigen Wochen über Gegenstände eines fremden Landes zu ur-

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1880, I, 699 fg.; II, 284 fg., 456 fg.

Digitized by Google

theilen, zu deren Ergründung ein Aufenthalt von Jahren, Kenntniß der Landessprache, ein Leben unter dem Volke gehört. Manche Cyprioten, auch auf den Dörfern, leben in wilder Ehe, und manche verheirathete Männer halten sich neben der Frau mehr oder weniger öffentlich eine Maitresse. Natürlich sollen diese Verhältnisse nicht als besonders cyprische hervorgehoben werden. Sie wären gar nicht betont worden, hätten nicht Autoritäten zu schön gefärbt. Gewisse auf Cypern länger ansässige Europäer treiben es übrigens nicht besser als gewisse Cyprioten. Auch die vielgerühmte cyprische Gastfreundschaft (sie gehört immer noch zu den schönsten Tugenden des Cyprioten) hat überall dort erheblich nachgelassen, wo englische Beamte verkehren. Daran tragen wol aber mehr die Engländer als die Cyprioten die Schuld, indem die erstern oft die letztern viel zu barsch und unfreundlich behandeln. Ich habe beobachtet, daß man mich meist überall dort williger und besser aufnahm, wo ich nicht als englischer Beamter erschien, oder wo ich nicht für einen englischen Beamten angesehen wurde.

Alle diese Seiten des cyprischen Volkscharakters hatte ich Gelegenheit gründlich zu studiren, indem ich in allen Kreisen der Bevölkerung verkehrte und Hunderte von Arbeitern unter mir hatte und zeitweise noch habe.

Die Unwissenheit des Klerus auf dem Lande ist unglaublich. Hat ein junger Bauer schöne Haare, läßt er sich sie lang wachsen, lernt er die Kirchengebete und Formeln herunterplärren, wird er erst Diakon, d. h. Priestergehülfe, und später, bringt er nur das nöthige Geld für die nöthigen Gewänder und die Sporteln für den Bischof auf, kann er sich zum Priester wählen und weihen lassen. Ich zeigte einmal einem Kalogiros, einem Priester-Mönche, einen äußerst gut geschriebenen neugriechischen Brief. Er frug mich darauf, ob der Brief Englisch oder Fränkisch enthalte. Indem die englische Regierung das Schulwesen fördert, Schulen unterstützt und neu gründet, schlägt sie den allein richtigen Weg ein, den geistigen Horizont des verdummten niedern Volkes zu erweitern. Aber auch das materielle Wohl, das Volksvermögen kann nur auf diesem Wege (freilich unter gleichzeitiger Förderung der Landwirthschaft) zunehmen. Hat man erst allgemeiner Lesen und Schreiben gelernt, vermag man sich allmählich aus den Händen des selbst auf so niedriger Bildungsstufe stehenden niedern Klerus, aus den Händen der Wucherer freizumachen. Freilich sollten die Engländer noch mehr darauf bedacht sein, daß das Volk zuerst die eigene Landessprache sprechen und schreiben lerne, und dann die englische. Es war ein Fehler, daß man den Cyprioten gleich die englische Sprache aufdringen wollte, wie die ersten Maßnahmen der neu angestellten Leiter des Unterrichtswesens bewiesen. Uebrigens hat man neuerdings auch in einzelnen von der Regierung nicht beeinflußten oder unterstützten griechischen Schulen begonnen, Englisch zu lehren. Dem freundlichen, entgegenkommenden (allerdings auch vielfach kriechenden) griechischen Wesen wird nie das verschlossene, ernste, oft unfreundliche, wenig entgegenkommende englische sympathisch sein und umgekehrt. Aus dem gerügten Fehler der englischen Regierung, den man jetzt gut zu machen sucht, haben besonders die unter den Inselgriechen Kapital geschlagen und eine Gegenbewegung zu erregen gewußt, welche von der Beschränktheit der eigenen Landsleute Nutzen ziehen. Man überredet

Digitized by Google

sich, die Engländer wollen den Cyprioten die Muttersprache*), die Religion rauben, sie zu Engländern und Protestanten machen. Diese aber wollen orthodoxe Griechen sein und bleiben. Die Folge dieses englischen Fehlers ist, daß die Cyprioten mit mistrauischen Augen noch heute die englischen Schulmänner, deren Schulinspectionen und Schulsubventionen betrachten und sich vielfach noch heute dort abweisend verhalten, wo das größte Entgegenkommen unabweisbare Pflicht wäre. Das Häuflein der gebildeten Inselgriechen, welche eine rühmenswerthe Mäßigung zeigten und vermittelnd aufzutreten suchen, ist klein. Doch stehen an dessen Spitze Männer, wie der Erzbischof Sophionios (er gab sogar dem Agenten der englischen Bibelgesellschaft ein für die ganze Insel geltendes Empfehlungsschreiben), der Higumenos von Kikku, Eustatios Konstantinides, Director der höhern Schule zu Nicosia, die Advocaten Pascal Konstantinides und Peristiani, der Gelehrte D. Picrides von Larnaka und einige andere. Die Redacteure von „Neon Kition" und „Aletheia" verlangen oft zu viel mit einem mal.

Trotz der noch zahlreich vorhandenen Misstände, namentlich noch bei den Tribunalen, ist doch nicht zu leugnen, daß die heutige Lage des cyprischen gemeinen Mannes und Bauern eine goldene gegen die frühere unter dem Halbmond ist. Vielfach geht die Inselregierung sogar zu weit und nimmt oft zu sehr die Bevölkerung gegen ihre eigenen Beamten, welche mit der Bevölkerung große Arbeiten auszuführen haben, in Schutz, und hält immer noch zu viel auf niedrige türkische Beamte. Ich spreche auch da aus Erfahrung. Man gab mir unrecht einem türkischen Mudir (d. h. jetzt englischer Beamter) gegenüber, ohne daß ich mich nur vor Gericht vertheidigen konnte.**) Dabei nahm mein Chef, der aber kein Engländer, sondern ein Franzose war, ganz erfolglos meine Partei. Kein Beamter kehrt heute bei einem Bauern ein, ohne ihm entsprechend die Auslagen zu vergütigen. Im Gegentheil zahlen viele englische Beamten viel zu viel und verderben dadurch die Leute, indem letztere nicht nur die schöne Tugend der Gastfreundschaft verlieren, sondern selbst anmaßend und unverschämt werden. So hatte man den Muth, für ein elendes Zimmer ohne Möbel, ohne Glasfenster, ohne Dielen oder Steinfußboden pro Monat 30 Mark in dem Dorfe Achma zu verlangen. Auch in einem Kloster, dem von Sanct-Barnabas, in welchem ich nothgedrungen wohnen mußte, um nicht zu weit von meinen Ausgrabungen zu sein, forderte der Mönch für einige Zimmer, natürlich ohne Glasfenster und fast ohne jedes Meublement, pro Monat 25 Mark, welche ich während fünf Monaten nolens volens zahlen mußte.

*) Wenn die Engländer vielfach behaupten, die Cyprioten seien gar nicht griechischer Abkunft, sondern phönizischer, sind sie allerdings im Irrthum. Dasselbe prähistorische Volk, welches in Griechenland die Tholosbauten mit den vorragenden Steinlagen baute (besonders in Mykenä), war auf Cypern lange vor den Phöniziern seßhaft, wie ich 1882 zum ersten mal in überzeugender Weise durch ausgegrabene Bauten derselben Construction wie in Mykenä nachweisen konnte. Auch ist die griechische Sprache auf Cypern älter als die phönizische, was theilweise aus den cyprischen Syllabarinschriften, die sich der griechischen Sprache bedienen, hervorgeht.

**) Der dabei ganz rücksichtslos Partei gegen mich nahm, ohne mir genügend Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben, war der damalige englische Commissar von Nicosia, Major Gordon.

Digitized by Google

Diejenigen, welche heute noch fortwährend klagen und sich allerdings nur unter der Türkei in einer goldenen Lage befinden konnten, sind gewisse Wucherer und gewisse ehemalige Consularbeamte in den Städten. Jene haben noch heute kleine Landbauer an ihrer Hand, und die beste Ernte kann letztern nicht genügen, um an erstere die Schulden zurückzuzahlen. Verkaufte der Bauer dem Wucherer sein Getreide, wurde gehäuft gemessen und ein Spottpreis berechnet. Brauchte später der Bauer Saatgut, maß man gestrichen und berechnete einen Schwindelpreis. Gewisse Wahlconsuln machten unter der Türkei aus ihrer Stellung ein Geschäft, schmuggelten für andere steuerfrei oder billig versteuerte, niedrig geschätzte europäische Waaren ins Land (Importsteuer ist 8 Proc. vom abgeschätzten Werth noch heute) oder engagirten für wenige Wochen Leute als Kavassen, Dragomane, Secretäre. Dabei bezahlte nicht der Consul oder Consularagent, sondern die so vorübergehend angestellten Beamten dem erstern eine oft nicht unbedeutende Summe. Diese Zeit, in der so Rajahs, d. h. ottomanische Unterthanen christlicher Confession, die Protection einer europäischen Macht als deren Bedienstete genossen, wurde benutzt, einen sonst sicher verlorenen Proceß zu gewinnen. Ja manche ursprüngliche Rajahs genossen gleichzeitig die Protection mehrerer Mächte. Ein Cypriot, der es jetzt unter den Engländern wieder für vortheilhafter hält, als Rajah zu gelten, besitzt noch drei Pässe, einen griechischen, einen deutschen und einen ottomanischen. Ich habe alle drei selbst gesehen. Als L. P. di Cesnola Consul von Nordamerika in Cypern war, nahm er mehrere reiche Kaufleute der Insel nur unter der Bedingung unter seine amtlichen Flügel, wenn sie ihm große Summen Geldes borgten, die er für seine Ausgrabungen nöthig hatte.

Es wäre schlimm, wenn es nicht auch eine rühmliche Reihe unter den Wahlconsuln auf Cypern gegeben hätte, welche so niedriger Handlungen wie die erwähnten nicht fähig waren. Gewiß hat Fürst Bismarck durchaus recht, wenn er mit seltenen Ausnahmen nur Berufsconsuln angestellt wissen will. Von der beispielslosen geistigen Beschränktheit und Verkommenheit gewisser einzelner ehemaliger Wahlconsuln und Wahlconsularagenten habe ich mich auf Cypern ebenfalls zum Uebermaß zu überzeugen Gelegenheit gehabt, wenn ich auch, wie gesagt, rühmliche Ausnahmen zugeben will. Einen offenbaren großen Fehler hat die englische Regierung aber darin begangen, bisjetzt noch so viele türkische Beamte namentlich als Kadis in den Tribunalen und als Tapu- und Defterhakanibeamte in den Kataster- und Landregistrirungsämtern beibehalten zu haben. So gab der nur die Gerechtigkeit wollende englische Beisitzer oder Richter, der meist weder Griechisch noch Türkisch versteht, seine unterschriftliche Sanction zu Urtheilen und Actenstücken dieser Türken, bei denen zuweilen neben dem ottomanischen Codex auch der Bakhschisch (das bestechende Trinkgeld) seine Rolle spielen konnte. Auch da spreche ich aus Erfahrung, die ich mir als höherer Forstbeamter sammeln konnte. Zu den rühmlichen Ausnahmen unter den englischen Verwaltungsbeamten, welche die im Lande vorkommenden Sprachen, also besonders Griechisch oder Türkisch, genügend oder gründlich kennen, gehören die Civilcommissare von Larnaka, C. D. Cobham, und von Limassol, R. Mitchel, Collier, der Staatsanwalt, und M. Sinclair, der Privatsecretär des Generalgouverneurs.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

So glaubt die englische Regierung, daß ihre Staatsländereien auf Cypern von ganz bedeutend geringerm Umfange seien, als sie in der That sind. Es kommt noch zuweilen vor, daß einzelne niedrige türkische Kataster- und Landregistrirungsbeamte mit den Bauern gemeinschaftliche Sache machen, natürlich gegen Zahlung eines Bakhschisch. Dabei stand lange an der Spitze des Kataster- und Landregistrirungsamtes der englische Ingenieurlieutenant Kitchener, der Director des Feldmeßamtes, ein durch seine vortrefflichen Leistungen auf kartographischem und trigonometrischem Gebiete rühmlichst bekannter Mann, dessen bald erscheinende Karte von Cypern zu den besten kartographischen Werken der Jetztzeit zählen wird. Kitchener's rechte Hand war ein Italiener Carletti, ein ebenso vorzüglicher Zeichner wie Feldmesser, der die höchsten Anforderungen der besten kartographischen Bureaus erfüllen könnte. Er ist noch heute die Seele des Feldmeßamtes, und wird man seiner Dienste bei den bevorstehenden Katasterarbeiten kaum entbehren können. Als ich 1879 eine Unterredung mit Sir H. A. Layard als Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" hatte, wurde mir von dem damaligen englischen Botschafter selbst gesagt, wie wichtig es fürs erste sei, den Landbesitz des Staates und der Privaten durch ein genaues Kataster festzustellen. Seitdem aber hat man längst den Plan, ein Kataster zu machen, fallen gelassen, weil es zu kostspielig und weil der cyprische Grund und Boden zu arm sei. Im Jahre 1884 ist man wieder auf das Kataster zurückgekommen und soll dasselbe nun factisch ausgeführt werden; 90000 Pfd. St. sollen dafür verausgabt werden. Es bedürfte allein einer langen Abhandlung, die bisherige englisch-cyprische Gesetzgebung und Verwaltung von 1878 in ihren Grundzügen kurz zu besprechen. Ich will nur einige merkwürdige Gesetze und Verordnungen von 1878 herausgreifen, welche man später bald wieder aufheben mußte. Sie sind bezeichnend für die englische Modellcolonie Disraeli's. Endlich möge die neue cyprisch-englische Gerichtsordnung vom Jahre 1882, welche mit dem März 1883 in Kraft und Ausführung getreten ist, kurz skizzirt und kritisirt werden.

Ein englisches Gesetz von 1878 verbot allen Nichtengländern oder nichtottomanischen Unterthanen, Land auf Cypern käuflich zu erwerben, zu erben oder geschenkt zu erhalten. Der Schlußparagraph der Verordnung gab dem Generalgouverneur das Recht, dieses Verbot von Fall zu Fall nach Ermessen aufzuheben. Dies Gesetz existirt nicht mehr. Nach der englisch-cyprischen Gerichtsordnung von 1878 sprach ein einziger Richter das Todesurtheil, Appellation unzulässig, zugegen waren zwei Assessoren, aber ohne urtheilsprechende und ohne berathende Stimme. Sie waren stumm. Dem Generalgouverneur stand das absolute Recht der Begnadigung zu, ohne vorher in England um Genehmigung nachzusuchen. Wenn dagegen jemand in einem Proceß von einer Summe über 5000 Pfd. St. gegen das Urtheil des hohen cyprisch-englischen Gerichtshofes appelliren wollte, war der Appell nur in London zulässig. Ich spreche hier nicht von den weit unumschränktern Vollmachten, mit welchen Sir Garnet Wolseley nach Cypern kam, sondern von noch späterer Zeit unter Sir Robert Biddulph. Auch dies Gesetz existirt nicht mehr.

Digitized by Google

Dagegen existirt ein Postreglement noch heute, nach welchem Geld per Postanweisung wol nach England gesandt werden kann, aber nach keinem andern Staate, neuerdings auch nach Smyrna, Konstantinopel und Aegypten, also nicht einmal hinüber nach Beirut. Eine Zeit lang circulirten wenigstens auf Cypern noch die großbritannischen Briefmarken, welche man als Zahlungsmittel zur Ausgleichung kleiner Beträge benutzen konnte. Seitdem man aber besondere englisch-cyprische Briefmarken einführte, ist auch dieser Weg ausgeschlossen. Für sehr kleine Beträge kann man auch keine Wechsel kaufen und ist also zwischen zwei Personen, von denen die eine auf Cypern und die andere in der Welt außerhalb Cyperns und Englands, resp. neuerdings Smyrna, Konstantinopel und Aegypten, wohnt, jede directe Möglichkeit ausgeschlossen, ein kleines Geschäft zu machen. Aus einem der andern skizzirten Gesetze erhellte, daß man ein Menschenleben geringer achtete als hunderttausend Mark. Bekanntlich sind die türkischen Kadis in den cyprisch-englischen Tribunalen als englisch-cyprische Beamte bis März 1883 in Amtsthätigkeit geblieben, wenn auch englische Richter, Beisitzer, Commissare eventuell einschreiten durften. Für Engländer und Europäer ist auch seit 1878 ein Gerichtshof geschaffen, in welchem nur englische Richter amtiren. Die Details der heutigen cyprisch-englischen Gerichtspraxis zu beschreiben, gestattet uns der Raum nicht. Betrachten wir kurz den neuen Gesetzentwurf 1882 über die Tribunale in seinen wesentlichen Punkten.

Ueber die Insel sind in den Hauptorten und Hauptdörfern 10 Friedensrichter vertheilt. Monatsgehalt der Friedensrichter 4—6 Pfd. St. Sie haben die Macht Strafen zu verhängen bis zu einer Höhe von 3 Pfd. St. oder 1 Tag Gefängniß. Appell bei den Districtsgerichten.

Seit dem 1. März sind bereits die Gerichtsreformen im Gange. (Dieser Aufsatz wurde 1883 geschrieben.) Die Kadis sind sämmtlich entlassen. Alle Gerichtspräsidenten und Oberrichter sind Engländer. Die Beisitzer sind zu gleichen Theilen Griechen und Mohammedaner. Die Gerichtsverwaltung ist seit dem 1. März 1883 ganz von der Civilverwaltung getrennt, sodaß die Districtscommissare nicht mehr wie bisher als Deputy Commissioners, als Richter in der High Court of Justice figuriren. Der englische Präsident des Districtsgerichts (Davi) ist zugleich Richter des Tribunals High Court (Deputy Commissioner) bei Rechtsstreitigkeiten zwischen Ausländern. In Criminalsachen spricht stets der englische Richterpräsident allein das Urtheil und haben die Beisitzer nur consultative Stimmen. In Civilsachen üben alle Glieder des Gerichtshofes, Präsident wie Beisitzer, volles Stimm- und Urtheilsrecht aus.

Die den Cyprioten gewährte freie Verfassung, das Recht, die Mitglieder für den Gesetzgebenden Körper durch das Volk zu wählen, wird der letzten von Sir Robert Biddulph am 8. März in Larnaka gehaltenen Rede zufolge wahrscheinlich im Mai 1883 oder wenig später praktisch durch anzuberaumende Wahlen in Wirksamkeit treten. Man sieht, die Cyprioten hätten Grund, endlich zufrieden zu sein. Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, hat der Gesetzgebende Körper in seiner neuen liberalen Gestalt bereits zwei Sessionen erlebt.

So wohlthuender Art die Folgen dieser neuen Gerichtsordnung, das endliche Aufgeben der Kadis sein werden, bringen sie doch andere große Nachtheile mit sich.

Digitized by Google

Erstens sind die Friedensrichter viel zu schlecht bezahlt. Kein Mann von gediegener Bildung und Rechtskenntniß wird für 4—6 Pfd. St. Monatsgehalt sich in ein Dorf setzen, in welchem er nicht nur ganz isolirt ist, sondern wo für ihn auch der Lebensunterhalt heute theuerer ist als in den Städten. In den Districtshauptstädten kann ferner das Bakhschischwesen nie so einreißen, weil eine stete Ueberwachung von oben aus möglich ist. Die Districts- und Assisengerichte, der Appellhof sind nach englischem Muster vortrefflich eingerichtet. Besonderes Lob gebührt dem Oberrichter (Chief Justice) Bowill, der die Organisation schuf.

Interessant ist noch eine Bestimmung betreffs der Auslieferung von Verbrechern an andere Staaten. Der obere Gerichtshof in Nicosia entscheidet, ob ein nach Cypern geflüchteter Verbrecher ein politischer ist oder nicht. Die cyprisch-englische Inselregierung liefert alle nichtpolitischen Verbrecher aus, auch an England und die Türkei. Alle politischen Verbrecher dagegen werden nicht ausgeliefert, selbst nicht die türkischen, aber auch nicht die englischen. Ein englischer politischer Verbrecher kann also nach Cypern flüchten. Cypern, die cyprisch-englische Regierung gibt ihn nicht heraus, selbst wenn es England verlangen sollte.

Zu den Gemeindeverwaltungen bemerke ich, daß man auch 1882 eine neue Municipalordnung machte. Daß die Griechen von Larnaka einen tüchtigen Engländer, C. Watkins, Director der Ottomanischen Bank (englische Gesellschaft), zum Bürgermeister wählten, beweist, daß sich die Gegensätze zwischen Engländern und Cyprioten allmählich ausgleichen.

2) Klima, Wald, Boden und Wasser. Die Landesproducte. Export und Import. Schlußwort.

Ich wurde ausdrücklich und lediglich zur Einrichtung und Leitung der ersten Aufforstungen 1881/82 von der englischen Regierung auf Vorschlag des damaligen Principal Forest Officer, des Chefs im Forstdepartement, des Franzosen P. Madon, für zehn Monate berufen und hatte so als zweiter Forstbeamter (Superintendent of works for replanting) die beste Gelegenheit, ältere Studien über Klima, Wald, Boden und Wasser erfolgreich fortzusetzen. Im Blaubuch Cyperns 1881, Nr. 366, 1 und 2, ist eine im ganzen vorzügliche Arbeit meines ehemaligen Chefs P. Madon über Cyperns Wälder abgedruckt worden unter dem Titel „Forest Conservancy in the island of Cyprus". Dort urtheilt P. Madon entschieden viel zu optimistisch betreffs des Einflusses der Wälder auf das Klima eines Landes und einer isolirten Insel. Die neuesten Forschungen der ersten Autoritäten der größten und besten meteorologischen Stationen der Welt, jetzt bereits gestützt auf jahrelange, jahrzehntelange Beobachtungsreihen, stimmen darin vollkommen überein, daß die Regenmenge eines Landes in erster Linie vom Gange und von der Vertheilung der Winde abhängt, mithin von Factoren, die mit dem Walde nur in geringer Beziehung stehen.*) Das Klima war immer auf

*) Vgl. die vorzügliche Arbeit von A. Freiherrn von Seckendorff: „Das forstliche Versuchswesen" (Wien 1881), und den Aufsatz: „Der Einfluß des Waldes auf Klima und Wasserkreislauf", vom Oberforstmeister Professor Dr. Borggreve, in „Unsere Zeit", 1882, I, 580 fg.

Digitized by Google

Cypern ein außergewöhnlich heißes Mittelmeer- und Orientklima.*) Die antiken Schriftquellen belegen das. Aber auch Wasserarmuth war schon früh in vielen Gegenden und für ganz Cypern laut den Schriftquellen eine Plage. Die antiken Nachrichten des ehemaligen Waldreichthums sind ebenso sicher entschieden schriftstellerische Uebertreibungen. So waldreich Cypern im hohen Alterthum gewesen sein mag, ein einziger großer Wald war es nie und das urbar gemachte Land lief sicher nicht Gefahr, sofort wieder von natürlichem Waldwuchs bedeckt zu werden. Das sind schriftstellerische poetische Uebertreibungen, an welchen das Alterthum oft noch mehr krankte als die Jetztzeit, was viel sagen will.

Wesentlich könnte allerdings das Klima Cyperns durch Neubewaldungen gefördert werden, aber ebenso entschieden nicht durch diese allein so schnell und sicher, wie P. Madon meint. Ja ich behaupte, daß sogar die das Fieber und andere Krankheiten befördernden Miasmen in den ungesündesten Sumpfgegenden der Insel schneller, sicherer, anhaltender, wohlfeiler durch Trockenlegung der so schädlichen Seen und Sümpfe, durch Flußregulirungen zu entfernen sind. Dies gilt für Cypern um so bestimmter, da die speciell das Fieber am meisten direct bannenden Arten der Eucalyptusfamilie nur mit großer Mühe und großen Kosten aufzubringen sind. Der am meisten gerühmte Eucalyptus globulus gedeiht gerade auf Cypern äußerst schlecht, wie die eigenen Versuche P. Madon's gelehrt haben. Ueberhaupt steht P. Madon's theoretische Arbeit vielfach im Gegensatze zu den praktisch erzielten Erfolgen.

Als ich im Jahre 1881 die für die erste Aufforstungscampagne geeignetsten Staatsländereien auf- und auszusuchen, die Bodenqualitäten, Be- und Entwässerungsmöglichkeit, den Stand des Untergrundwassers u. dgl. zu studiren hatte, wurde mir auch der Auftrag zutheil, mein Urtheil über die Entwässerung der Seen abzugeben, respective einen Anschlag über die nothwendigen Erdarbeiten zu machen. Die vorzüglichen Triangulationen und Höhenmessungen, speciell an den Pidiasmündungen und den den Flußmündungen am nächsten liegenden Seen bei Famagusta, welche Lieutenant Kitchener für seine Karte anstellte, kamen mir dabei ungemein zu statten. Eine Austrocknung der den Pidiasmündungen zunächstgelegenen Seen wäre verhältnißmäßig ebenso leicht als billig zu bewerkstelligen, da bei dem vorhandenen Gefälle das Ziehen weniger Entwässerungs- und Schutzgräben genügen würde. Freilich mit viel größern Kosten wären weiter landeinwärts bei den Dörfern Asceritu, Kalopsida, Stylos, Prastio Flußregulirungen und Trockenlegungen der Tausende von Hektaren großen Sümpfe und Seen verknüpft. Das große Anlagekapital wird sich dann aber auch um so höher verzinsen, da der Boden dort ursprünglich von Natur vorzüglich ist, große Landstrecken für intensiven Ackerbau, Weizen- und Baumwollbau gewonnen und von der Regierung nur an intelligente europäische Colonisten verkauft werden dürfte. Gleichzeitig

*) Sicher ist das Klima umgekehrt weit besser, als man es zumal 1878 in der oppositionellen englischen Presse machte. Daß aber der Sanitary Commissioner Barring im Blaubuch 1881, gestützt auf nur wenige Jahre hindurch gemachte Thermometer-, Barometer-, Luftdruck-, Regenfallbeobachtung, Cypern das Sanitarium des Mittelländischen Meeres nennen konnte, ist noch verfehlter.

Digitized by Google

müßte nur auch für Bewässerungsmöglichkeit gesorgt werden. Welch günstigen Einfluß die Entwässerung Fiebermiasmen ausströmender Seen und Sümpfe, und die dann dem Ackerbau übergebenen neugewonnenen Ländereien auf das Localklima haben können, haben besonders am Mittelmeergebiet die Arbeiten des Italieners Fürsten Torlonia bewiesen, zum Theil in Gegenden mit einer von Cypern nicht zu erheblich differirenden mittlern Jahrestemperatur. So für den Ackerbau gewonnene Länderstrecken würden aber sofort eine weit höhere und weit sicherere Rente abwerfen als Neubewaldungen. Denn zu erfolgreichen Neubewaldungen bedürfen die der sommerlichen Gluthitze ausgesetzten wasserarmen cyprischen Gegenden in den Ebenen ebenso sehr, und noch mehr in den ersten Jahren, der künstlichen Wasserzufuhr, als solche dem Ackerbau übergebenen. Würden auf Cypern mit Entwässerungen im dargelegten Sinne dann gleichzeitig an der rechten Stelle Neubewaldungen vorgenommen, würde dieses Mit- und Ineinanderwirken günstiger Ursachen wesentlich zur Hebung der Insel (die eine rein agricole augenblicklich ist und lange bleiben wird) beitragen. Von Neubewaldungen allein ist kein Heil für Cypern zu erwarten. Selbige allein ausführen heißt Geld wegwerfen. Das bis auf die kleinern reussirenden Baumpflanzungen in dem Stadtgraben von Nicosia, bei den Häusern des Generalgouverneurs und der Centralregierung vor der Stadt (weil Wasser genügend disponibel) erfolgte Fiasco der Aufforstungen vom Jahre 1880/81 (in den Schonungen nördlich vom Pidias leben von 38—40 Pflanzen kaum eine, in den Schonungen außerhalb Nicosia kaum von 80 Pflanzen eine) beweist das evident. Die Schuld an den Fiascos haben Inselverwaltung im allgemeinen, Forstverwaltung im speciellen. Man hatte wol Geld die Baumsaaten auszuführen*), aber nicht genügend Kapital, überall die nöthigen Brunnen zu graben, und noch weniger genügend Kapital, die Bewässerung gleich zur rechten Zeit auszuführen. Die Baumsaaten waren meist schön, regelmäßig aufgegangen, vertrockneten aber und starben ab im Monat Mai und Anfang Juni, weil das Geld zur Bewässerung erst Mitte Juni bewilligt war, und da war es meist schon zu spät. Noch nachtragen muß ich, daß in Kerynia eine kleine Pflanzung, besonders mit Alleen an den Straßen, vortrefflich gedeiht, dank der Initiative und Energie des frühern Commissars Scott-Stevenson, welcher sie selbst anlegte.

Ein Bewässerungssystem zur rechten Zeit: das ist das Wichtige. Was Sir Samuel Baker in seinem „Cypern" über landwirthschaftliche Bauten mit Bewässerungsgenossenschaften verbunden u. s. w. sagt, ist sehr vernünftig. Ich lernte den berühmten Reisenden selbst kennen, als ich in Trooditissa sein Gast war, und dabei seine gesunden Ansichten schätzen. Um so mehr war ich erstaunt, einen seiner Briefe an die „Times" zu lesen. Er sagt in demselben: „es existire auf Cypern nur wenige Fuß unter der Erdoberfläche jederzeit ein fast unerschöpflicher Wasservorrath, den es nur zu heben gelte, um der Insel wieder die frühere Blüte zu

*) Zu säen war auch schon ein Fehler. In den heißen südlichen Klimaten sollte man erst in den Baumschulen die jungen Bäumchen ziehen und stets die Pflanz-, aber nie die Saatmethode zur Anwendung bringen, vorausgesetzt, daß es die Pfahlwurzel der zu cultivirenden Baumarten gestattet.

Digitized by Google

verleihen". Damit beweist der sonst so gewissenhafte Reisende, daß er entweder nie selbst Bohrversuche gemacht, nie selbst die vorhandenen Brunnen untersucht hat, oder daß er solches im Winter oder Frühjahr that. Dergleichen Untersuchungen darf man aber nur im Hochsommer, oder noch besser im Herbst anstellen. An vielen Punkten kann man im Frühjahr noch durch Reste in höherer Bodenschicht zurückgebliebenen Winterwassers irregeleitet werden, während dieselben Stellen sich im Herbst als total wasser- und quellenfreie herausstellen. Von Nicosia bis nach Famagusta, und von Nicosia bis nach Morphu, also quer durch die größern Ebenen in der ganzen Inselbreite findet man, die wenigen dürftigen Quellen und die eine große Quelle bei Morphu und dem Dorfe Syrgianokhori im Westen abgerechnet, äußerst selten nur wenige Fuß unter der Erde eine genügende Wassermenge, meist überhaupt kein Wasser in so geringer Tiefe. Ja es gibt viele Orte selbst in der Messaurea, in denen man bis zu 50 englische Fuß und mehr hinuntergehen muß, ehe man Wasser findet. Dann aber läuft man noch Gefahr, ein Wasser zu finden, das in so hohem Procentsatz mit der Vegetation schädlichen Salzen versetzt ist, daß damit bewässerte Fruchtbäume absterben. So erging es dem intelligenten und tüchtigen Obersten Gordon bei seinem netten Landhause vor Nicosia, und manchem andern. Solche öde Strecken, die für den Feldbau nicht geeignet sind, weil der Boden zu schlecht, steinig und wasserarm, sollte man allmählich mit der cyprischen Kiefer Pinus maritima L. allerdings zu bewalden suchen, oder womöglich mit Oliven und Caruben.*)

Es gibt allerdings wieder Gegenden, in welchen auf Cypern gutes süßes Wasser, und selbst in der Nähe des Meeres, und bei geringer Elevation über dem Meere nur 5,4, oder nur 2 Meter tief zu finden ist. Solches Land mit gutem Wasser in geringer Tiefe habe ich denn auch 1881 für die ersten Aufforstungen ausgesucht nördlich vom Pidias, nördlich und südlich von den Ruinen des alten Salamis. Doch bleibe ich dabei, es als einen großen Fehler zu bezeichnen, aus den Stellen und Gegenden mit gutem Wasser in geringer Tiefe (nur wenige Meter tief, aber fast nie nur einige Fuß, wie Sir Samuel Baker sagt) auf ganz Cypern schließen zu wollen.

Ueber die Bodenarten und den Ackerboden Cyperns haben Unger und Kotschy in ihrem, noch heute in vielen Beziehungen als nicht veraltet zu bezeichnenden Werke eine vortreffliche Studie veröffentlicht, auf welche ich hiermit verweise.**) Nur füge ich hinzu, daß man auch da fehlgreifen würde, nur gute Bodenarten in den Ebenen zu vermuthen. Es gibt in allen Ebenen (im Gebirge erst recht), selbst in der Messaurea, öde weite Strecken nur mit dünner und eisenschüssiger, weniger ertragreicher Ackerkrume, unter welcher oft nur wenige Zoll Sandstein oder ein festes Conglomerat anstehen können. Oder letztere Gebirgsarten können auch selbst inselartig zu Tage treten. Statistische Verhältnißzahlen für die verschiedenen Bodenarten oder Anbauarten von Handelsgewächsen, Fruchtbäumen, Getreidesorten u. dgl. vermag ich heute ebenso wenig zu geben wie früher, muß

*) Vgl. „Cyprische Reisestudien", in „Unsere Zeit", 1880, II, 457 fg.

**) Vgl. auch meine „Cyprische Reisestudien", in „Unsere Zeit", 1880, II, 298 fg.

Digitized by Google

aber entschieden die bisher publicirten agrarischen Karten als total unzuverlässige und unrichtige verwerfen. Nur eine genaue Statistik kann eine solche Grundlage schaffen, auf welcher allein solide vergleichende Studien Cyperns mit andern Ländern betreffs der Werthziffern der zum Anbau gelangenden Pflanzenarten möglich werden würden.

Dasselbe ist von der Vertheilung des Waldes auf Cypern zu sagen. Die von P. Madon in der obenerwähnten Schrift über „Walderhaltung auf Cypern" gegebenen Ziffern beruhen gleichfalls auf einer bloßen Abschätzung im großen, nicht einmal auf einer irgendwie sichern Bonitirung, Vermessung. Selbst aber eine mittelmäßige Bonitirung und Vermessung zugegeben, müßte ich doch die trefflichen praktischen Worte des Professor Dr. A. Freiherrn von Seckendorff*) dagegen anführen: „Der Standpunkt unserer Waldbonitirer ist so ziemlich der der Auguren, bei denen man sich wunderte, wie sie einander hatten ansehen können, ohne über ihre gegenseitige Unkenntniß zu lachen." Ich habe in einer besondern (1883 im „Ausland", Stuttgart, erschienen) Studie über Cyperns Wälder und Waldwirthschaft im ersten Abschnitt die hauptsächlichsten auf Cypern vorkommenden Waldbaumarten oder die, welche gedeihen könnten, angeführt. Darauf will ich hier verweisen. Die Schrift von P. Madon sieht auch da vielfach mit zu optimistischer Brille und steht im Gegensatz zu den praktischen Erfolgen und Miserfolgen des Autors als Leiter des cyprischen Forstwesens. Darin aber hat P. Madon gewiß recht, daß die Wälder Cyperns, namentlich im Troodosgebirge, nicht unbedeutende sind, und daß man allen Grund hat, selbige zu erhalten und devastirte wieder aufzuforsten. Die englische Regierung denkt aber neuerdings wieder anders, hat sich durch einen Miserfolg, der seinen Grund in andern Factoren hatte, gleich einschüchtern lassen und reducirt von Tag zu Tag die Spesen des Forstdepartements. Dr. Dobbs, der jetzige thätige Chef im Forstdepartement, und dessen landes- und sprachenkundiger Assistent Alex. Maurokordato sind, da es sich fast nur um Forstconservirung handelt, für cyprische Verhältnisse ganz am Platze.

Cypern, so hob ich wiederholt hervor, ist ein agrisches Land; doch gewähren unter den exportirten Landesproducten Baumfrüchte und Wein der Insel einen weit höhern Gewinn als die Cerealien.**) Obwol eine Spanne von vier Jahren englischer Verwaltung (1882 können wir zu Anfang Januar 1883 noch nicht mit in den Vergleich ziehen) eine zu kurze ist, um darauf hin eine statistische, mit andern Ländern vergleichende Arbeit von bleibendem Werth abzufassen, bin ich doch in der Lage, das aus den Jahren 1878 bis 1881 inclusive gezogene Mittel als einen soliden Anhalt für die Hauptausfuhrartikel anzugeben. Nur darf dabei auch nicht vergessen werden, daß 1878 als das Jahr exceptioneller Verhältnisse, der Anwesenheit der englischen Truppen und zahlreicher Fremden weit geringere Exportziffern für die mehr im Lande consumirten Cerealien und Weine, weit größere Importziffern für viele andere europäische Fabrikate aufweisen muß als

*) Vgl. „Das forstliche Versuchswesen", S. 9.

**) Durchsieht man die Importartikel, findet man Wein so gut wie nicht, Caruben gar nicht, dagegen Cerealien plus Mehl als die bedeutendste Importziffer verzeichnet.

Digitized by Google

die spätern Jahre, die sich seitdem als eine neue Gattung normaler Zustände herausbildeten.

Nach den englischen Steuerämtern und Blaubüchern beläuft sich das aus vier Jahren, 1878 bis 1881 inclusive, gezogene Mittel des Werthes der Importartikel auf 200000 Pfd. St., der Exportartikel auf 240000 Pfd. St. Nur muß auch dabei erinnert werden, daß die Exportziffer mehr der Wahrheit nahe kommen wird, und wegen hoch versicherter Exportsachen eher etwas höher als die wahre Ziffer sein muß. Bei der Importziffer ist dagegen sicher das Umgekehrte in viel höherm Maße der Fall, da natürlich jeder Importeur bestrebt ist, seine Waare möglichst schlecht und billig beim Passiren durch das Zollamt erscheinen zu lassen. Wo es sich um Waaren handelt, deren Werth dem Zolltaxator, weil nicht geläufig, nicht bekannt ist, wird oft deshalb die eingeführte Waare zu niedrig abgeschätzt werden, indem der Einführende 8 Proc. vom Werth der Waare als Steuer zu erlegen hat. Die 40000 Pfd. St. Differenz zu Gunsten des Exportwerthes muß also factisch noch eine geringere sein.

Ich gebe nebenstehend eine kurze Tabelle von nur den hauptsächlichsten Import- und Exportartikeln. Wenige Bemerkungen mögen sie erläutern.

Daß Cerealien und Mehl im Werthe von 80000 Pfd. St. ausgeführt und im Werthe von 52000 Pfd. St. eingeführt werden, beweist um wie viel geringer factisch die im Lande nicht verbrauchte Menge an Cerealien ist. Factisch kann Cypern durchschnittlich pro Jahr nur Cerealien im Werthe von 80000 Pfd. St. minus 52000 Pfd. St., also 28000 Pfd. St. abgeben, dagegen Wein 38000 Pfd. St. Werth, Rosinen 20000 Pfd. St., Caruben 43000 Pfd. St. Werth, die Erzeugnisse des Weinstocks und der Carube zusammen 91000 Pfd. St. Um Cypern, als große Kornkammer, ist es also heute ziemlich traurig bestellt. Dagegen beweist die gleichzeitige Ausfuhr und Einfuhr von Getreide und Mehl, daß die cyprischen Qualitäten bessere sind. So werden mehr gute Qualitäten ausgeführt und dafür minder gute zum Consum auf Cypern bestimmte eingeführt. Besonders vorzüglicher Qualität war die Gerste von 1882, welche denn auch höhern Preis als 1881 erreichte, obgleich die Ernte 1882 eine mittelgute, in manchen Gegenden eine gute, 1881 im Durchschnitt meist unter mittelmäßig.

Die auf der Insel producirte Baumwolle wird zum größern Theil im Lande verbraucht. Der Werth der exportirten Baumwolle (4000 Pfd. St.) und der Wolle (8000 Pfd. St.) genügte bei weitem nicht, den Bedarf an vom Auslande bezogenen Geweben zu decken (Werth 30000 Pfd. St.). Die cyprische Terra d'ombra, vorzüglicher als jede andere bisher bekannte Terra d'ombra, geht meist nach Italien (1500 Pfd. St. Werth pro Jahr), um dort verarbeitet oder weiter verhandelt zu werden.

Der Export an lebenden Thieren, und besonders an Maulthieren, steigt sofort plötzlich, wenn Kriege ausbrechen oder ernst drohen, bei welchen eins der Mittelmeerländer oder England in Mitleidenschaft gezogen oder engagirt sind. So war der Export lebender Thiere 1878 gering, 1879 ebenfalls, 1880 steigt er plötzlich auf 1800, und 1881 auf 5500. Die Maulthiere gingen nach Griechenland und Indien, neuerdings auch nach Aegypten.

Digitized by Google

Nach Cypern.

Import von

Hauptartikel.	England.	Türkei und Aegypten.	Oesterreich.	Frankreich.	Italien.	Rußland.	Total.	Bemerkungen. Die Werthe Pfd. St.
Cerealien u. Mehl	—	26000	—	—	—	—	52000	
Verarb. Baumwolle: Stoffe, Zwirn u. s. w.	21000	19000	—	100	—	—	30000	
Wein	—	—	—	—	—	—	—	Aeußerst wenig Bordeaux eingeführt.
Rosinen	—	—	—	—	—	—	—	
Caruben	—	—	—	—	—	—	—	
Spiritus u. Mastixbranntwein	—	—	—	—	—	—	—	Die geringe Spirituseinfuhr von Triest steigt.
Wolle	—	—	—	—	—	—	—	
Lebende Thiere	—	—	—	—	—	—	—	
Terra d'ombra .	—	—	—	—	—	—	—	
Seife	—	5000	—	—	—	—	6000	
Leder	—	1200	—	2000	—	—	9000	
Bier	3000	—	300	—	—	—	5000	Die englischen Conserven wie Spirituosen wurden, weil zu unbedeutend, weggelassen.
Eisen- u. Eisenwaaren	4500	1200	—	500	—	—	7000	
Taback	—	10000	—	—	—	—	10000	
Petroleum . . .	—	2200	—	—	—	—	3500	
Maschinen . . .	2000	—	—	—	—	—	2000	

Von Cypern.

Export nach (Mittel aus den Jahren 1[redacted]

Hauptartikel.	England.	Türkei und Aegypten.	Oesterreich.	Frankreich.	Italien.	Rußland.	Total.	Bemerkungen. Die Werthe Pfd. St.
Cerealien u. Mehl	11500	9000	85	14000	11000	—	80000	
Baumwolle . . .	—	4000	—	—	—	—	4000	
Wein	—	20000	2500	14000	—	—	38000	
Rosinen	—	11000	3000	6000	—	—	20000	
Caruben	18000	6000	3000	10000	—	5000	43000	
Spiritus u. Mastixbranntwein	—	—	—	—	—	—	6500	
Wolle	8000	—	—	—	—	—	8000	
Lebende Thiere	—	—	—	—	—	—	4000	Die Ausfuhr der lebenden Thiere war 1878: gering, 1879: fast gering, 1880: 1800, 1881: 5500. Die plötzliche Ausfuhr an Thieren meist Maulthieren, 1880—81 erklärt sich durch die Ankäufe Englands u. Griechenlands für militärische Zwecke.
Terra d'ombra .	—	—	—	—	1500	—	1500	

Schiffahrt per Jahr (Mittel aus vier Jahren).

Segelschiffe: Oesterreichische 8, englische 3, französische 2, italienische 10 Segler. Die Segler laden hauptsächlich Caruben, Weizen, Gerste und Terra d'ombra für Malta, Triest, Venedig, Konstantinopel, Algier und Marseille.

Dampfschiffe: Oesterreichisch-Ungarischer Lloyd 50, englische 60—70, französische etwa 2 Dampfer. Der 1878 eingerichtete Verkehr der französischen Messageries-maritimes-Gesellschaft und der italienischen Rubatino-Dampfschiffahrts-Gesellschaft wurde bald wieder aufgegeben, da das Interesse für Cypern rapid erlosch und die Insel selbst zu unbedeutend ist.

Digitized by Google

Zu der Importtabelle ist zu bemerken, daß Oesterreich (und Deutschland, die deutschen im Orient abzusetzenden Waaren gehen durch Oesterreich und figuriren deshalb mit als österreichische) beinahe gar nicht bei dem Import nach Cypern betheiligt erscheint. Factisch werden eine gute Portion österreichischer und deutscher Waaren nach Cypern verhandelt. Da aber auf Cypern wenig Großhändler im großen Stile wohnen, oder eigentlich nicht einer, kaufen die cyprischen Kaufleute aus zweiter, oder gar dritter Hand von Alexandria, Beirut, Smyrna, Konstantinopel. Ueberhaupt nehmen viele österreichische und deutsche Waaren ihren Weg über Konstantinopel. Die in Triest direct nach Cypern verschifften Waaren repräsentiren deshalb so niedrige Werthe, daß sie bei unserer Auszugstabelle vernachlässigt wurden. Die Rubrik „Türkei und Aegypten" zeigt deshalb die allerhöchste Importziffer, Werth der eingeführten Hauptartikel in Summa 54600 Pfd. St., während von England Waaren im Werthe von 30500 Pfd. St. pro Jahr eingeführt werden, Unter der Rubrik „Türkei und Aegypten" sind also verschiedene andere europäische Länder, besonders aber Oesterreich-Deutschland betheiligt. Jährlich vermitteln 60—70 englische und 50 österreichische Dampfer Handelsgeschäfte mit der Insel (und 3 englische und 8 österreichische Segler). Sonst sind noch pro Jahr im Durchschnitt 10 italienische und 2 französische Segler zu rechnen. Deutsche Schiffe kommen sehr selten nach Cypern; 1882 erschien ein deutscher Dreimaster Providentia, Eigenthümer Kapitän Holz, an der Küste Cyperns, um Gerste zu laden. Dasselbe Schiff besuchte die Insel in Handelsgeschäften auch 1883.

England, das vor der Occupation so gut wie gar keinen Handel mit Cypern trieb, erscheint jetzt als der bei weitem am meisten begünstigte Staat. Verloren haben die übrigen, besonders aber Oesterreich-Deutschland und Italien. Eine detaillirtere Darlegung der Handelsverhältnisse, auch im Vergleich mit denen unter der Türkei, muß einer spätern, ausschließlich handelspolitischen Studie vorbehalten bleiben, welche 1884 in der „Wiener Monatsschrift für den Orient" erscheinen wird.

Die wenigen jetzt auf Cypern lebenden Deutschen vermag man an den Fingern herzuzählen. Ein fleißiger deutscher Kaufmann und Sattler Westdorf ist in Larnaka seit 1878 ansässig. Im Jahre 1879 wurde das deutsche Consulat auf Cypern, damals von dem italienischen mit verwaltet, aufgehoben. Die Reibungen des damaligen italienisch-deutschen Consuls mit den englischen Behörden waren dazu Veranlassung. Man wollte deutscherseits weder die Misgriffe englisch-cyprischer Gesetzgeber und Verwalter gutheißen, noch wegen einer minimalen Zahl deutscher Reichsangehöriger sich offen mit England überwerfen. Jetzt, nachdem man englischerseits auf Cypern begangene Fehler theils bereits gut machte, theils gut zu machen die feste Absicht hat, wäre es auch an der Zeit, daß Deutschland sein Consulat auf Cypern wiederherstelle. Dergleichen Fehler, wie der tapfere Sir Garnet Wolseley und seine Offiziere 1878 bis 1879 machten, sind heute unter dem für friedliche Organisationen befähigten, sparsamen und arbeitsamen Sir Robert Biddulph nicht mehr zu machen möglich. Mir sind eine Reihe von Fällen bekannt, in welchen in Cypern ansässige oder durchreisende Deutsche eines Con-

Digitized by Google

sulats bedurft hätten. Der jetzige österreichisch-ungarische Wahlviceconsul Pascotini ist nur mit dem Zeichnen der Pässe beauftragt.

Ich kann die Arbeit nicht besser abschließen als mit einer kurzen, nicht erschöpfenden Aufzählung der hauptsächlichsten bisher nicht erwähnten, meist segensreichen englischen Neueinrichtungen auf Cypern: Ein weit besser geregelter Post- und Telegraphenverkehr mit dem Auslande und im Inlande. Alle acht Tage ein englischer Postdampfer, den Kurier bringend und holend.*) Der Briefpostverkehr ist bereits auf eine Reihe der Hauptdörfer ausgedehnt. Ein Telegraphennetz verbindet alle Districte. Ein neues Kabel wurde nach Alexandria gelegt. Neben dem Eastern-Telegraph besteht noch der billigere, aber ganz unzuverlässige türkische Telegraph und das Kabel nach Syrien fort. Der Gesundheitszustand in den Städten hebt sich allmählich, da man für größere Reinlichkeit, obrigkeitlich geregeltes Hinausfahren der Abfälle gesorgt hatte. In jedem Districtshauptort gibt es einen vom Staate angestellten Arzt, ein Hospital auch für Arme. Tägliche kostenfreie Consultation des Regierungsarztes im Hospital für Unbemittelte. Eine Reihe meteorologischer Stationen, d. h. in einfachster Weise eingerichtet, fast nur Stationen für Messung von Temperatur, Luftdruck und Regenmenge. An der Spitze des Gesundheitsamts, des meteorologischen der Districtsärzte steht der Hauptarzt und Sanitary Commissioner, jetzt Dr. von Heidenstam, ganz der Mann am Platze. Man hat viele Straßen und Brücken gebaut. Zuerst verband man durch Straßen die Hauptdistrictsorte, dann viele Hauptdörfer. An diesem Straßennetze wird weiter gebaut. In Larnaka und Limassol wurden die vorhandenen Kais ausgebessert und ausgebaut und neue eiserne Kaibrücken ins Meer hinausgeschoben. Schlechte Ankerplätze, miserable Häfen bleiben beide Orte deshalb immer noch. Man baute in allen Districtshauptorten verschiedene neue Regierungsgebäude, Tribunale, Steuerämter u. s. w. Auch darin fährt man fort. S. Brown, der Chefingenieur, ist außerordentlich tüchtig. Man hat verschiedene Baumpflanzungen, wie ich schon erwähnte, angelegt. Doch darin hat man zu wenig gethan, oder vielmehr zu schlecht. Leider hat man da für nächste Zeit so gut wie nichts zu thun die Absicht. Doch ist eine andere große Wohlthat, welche die Errichtung eines Forstdepartements brachte, unverkennbar. Der ruchlosen Waldvernichtung, welche noch 1878 fortdauerte, ist energisch Halt geboten. Ein neues verständiges Wildschutz- und Schongesetz verhindert das Aussterben des Wildes und befördert dessen Vermehrung. Ein Ausgrabeverbot, nur die abermalige Publicirung eines Gesetzes des ottomanischen Codex, wurde wol streng und zweckentsprechend 1878 auf Alexander P. di Cesnola angewandt, wird aber neuerdings nicht streng genug gehandhabt, weshalb geheime ungesetzliche Ausgrabungen neuerdings wieder an Terrain gewonnen, nachdem sie 1878 und Anfang 1879 ganz aufgehört hatten. Ein Inselmuseum wurde 1882 gegründet, und wurden und werden Ausgrabungen vorgenommen. Aber das Museum florirt neuerdings (nachdem ich den Artikel im „Esperos" März 1884 schrieb) nicht so, wie es sollte

*) Er legt in Limassol und Larnaka an. Auch die alle 14 Tage eintreffenden zwei Lloyddampfer berühren jetzt Larnaka und Limassol.

Digitized by Google

und könnte. Einmal hat die Regierung jede staatliche Subvention verweigert. Ferner hat Sir Robert Biddulph in der Art und Weise des Ertheilens der Erlaubniß für Ausgrabungen an Private Fehler begangen. Es ist hier ein offenes Geheimniß, daß C. T. Newton und das Britische Museum mit den Maßnahmen Sir Robert Biddulph's theilweise nicht einverstanden sind. Ich müßte einen besondern Artikel schreiben, um die Frage eingehender zu beleuchten.

Mag immerhin Sir Robert Biddulph nicht stets am rechten Orte gespart und auch sonst zuweilen Irrthümer begangen haben (Irren ist menschlich), die Cyprioten müssen seiner tüchtigen Verwaltung, die nach englischem Brauch 1885 zu Ende geht (ein Generalgouverneur bleibt nur fünf bis sechs Jahre in einer Colonie im Amt), zum größten Danke verpflichtet bleiben. Man bezeichnet als Sir Robert Biddulph's Nachfolger den jetzigen Chief Secretary Col. Falk Warren. Eine bessere Wahl wird die Regierung kaum treffen können, da Col. Warren Land und Leute wie jedes Detail der heutigen englischen Administration kennt, da er außerordentlich thätig und fähig ist. Durch seinen Charakter und sein Temperament hat er sich bereits die Sympathien des Landes (wenigstens in seinen bessern Elementen) erworben.

Es wäre aber auch endlich an der Zeit, die nur noch an Zahl sehr geringen englischen Beamten, die mehr durch hohen Namen und hohe Protection als durch Fähigkeiten glänzen, aus dem Dienste zu entlassen. Unter den wenig schlechten oder unfähigen leiden die vielen guten oder fähigen.

Wenn also auch noch viel zu thun bleibt, namentlich die Regelung der Tribunale anlangend, ist doch schon sehr viel geschehen, und die Cyprioten hätten allen Grund damit zufrieden zu sein, zumal jetzt, wenn man die exorbitant hohen Gehälter der höhern und höchsten englischen Beamten bedeutend herabsetzt. Viele der niedrigen Beamten sind bereits, was ein großer Fehler, im Verhältniß viel zu schlecht bezahlt. Diese Gehälter sollte man etwas aufbessern. England hat bisher von Cypern nicht nur keine Einkünfte gehabt, sondern alljährlich eine große Summe zugesetzt. Bei einer sparsamen Verwaltung, wie sie jetzt immer tonangebender wird, dürfte sich das Verhältniß bald umkehren, zumal wenn man dabei der Landwirthschaft auf die Beine helfen wollte.

Der Tribut oder das Pachtgeld für die Insel wurde bisher factisch noch nicht an die Türkei entrichtet, indem der Sultan pro Jahr 120000 Pfd. St. verlangt, England aber nur 90000 Pfd. St. anbietet.

Zu einer richtigen wahrheitsgetreuen Würdigung der Insel Cypern im Jahre 1883 einen wesentlichen Beitrag geliefert zu haben, dürfte das Verdienst dieser Abhandlung sein.

Digitized by Google

Die wirthschaftliche Entwickelung der untern Donauländer.

Von einem preußischen Stabsoffizier.

I.

Rumänien.

Durch ein in stetig zunehmendem Umfang sich entwickelndes Netz von Verkehrswegen und eine entsprechende Menge von Verkehrsmitteln hat sich seit Beendigung des letzten Russisch-Türkischen Krieges und seit der politischen Neugestaltung der Länder an der untern Donau ein Band regerer wirthschaftlicher Beziehungen zwischen jenen Gegenden und den mitteleuropäischen Staaten geknüpft, und ist der gegenseitige Austausch der Waaren und Producte jener Länder zu einer ergiebigen Quelle ihrer wirthschaftlichen Prosperität geworden.

Je mehr die Erkenntniß von dem Nutzen einer derartigen engern Verbindung zwischen dem Westen und dem Südosten platzgegriffen, desto mehr sind die Bestrebungen der Politiker und Staatsmänner darauf gerichtet gewesen, durch Handels- und Schiffahrtsverträge dem Strom der großen Güterbewegung, welche aus den Balkanländern kommt und die andererseits ihren Ausgangspunkt in der Mitte des Welttheiles hat, den weitmöglichsten Spielraum zu gewähren und ihn von den lästigen Hemmnissen und Schranken, die ihm theils die Natur, theils Herkommen und Gesetz vergangener Zeiten auferlegten, zu befreien.

Mit dieser sich vervielfältigenden und befestigenden Verbindung wiederholt sich die im Lauf früherer Jahrhunderte mehrfach hervorgetretene Erscheinung, daß dem Donaugebiet eine gewisse vermittelnde Kraft innewohnt, welche anregend und befruchtend auf das Völkerleben einwirkt.

Nachdem die Natur in frühern Aeonen der Erdoberflächenbildung in großartigem Maßstab den Weg aus der Mitte des Welttheiles nach dem Südosten bereitet, weist sie auf diesem, weithin sichtbar, in diejenige Richtung, welche im Kreislauf des Weltverkehrs nun von Westen nach Osten, wie einst umgekehrt, zur Verbreitung der Segnungen von Cultur und Civilisation eingeschlagen werden soll.

Noch gibt es in jenen, von dem Strom einer belebenden Cultur bisher in ungleichem Maße berührten Landschaften des europäischen Südostens manche Stelle, über welche der Pflug der Neuzeit noch nicht hinweggegangen; noch harren vielfach

Digitized by Google

die in dem Boden ruhenden Keime der Entfaltung und Entwickelung durch den Lichtstrahl geistiger Aufklärung und civilisatorischer Bildung. Allein das Feld, welches des Anbaues bedarf, ist keineswegs unfähig, den Samen in sich aufzunehmen und reifen zu lassen, und unter der stetig zunehmenden Einwirkung von Factoren, welchen manche staatsbildende und staatserhaltende Elementarkräfte eigen sind, vollzieht sich, wenn auch langsam, ein Proceß der Assimilation, welcher der gesammten europäischen Culturwelt zu statten kommt und ihrem wirthschaftlichen Organismus gesunde und lebenskräftige Glieder zuführt.

Bei einer nähern Betrachtung des natürlichen Productionsvermögens und des Erwerbslebens der in neuester Zeit auch politisch immer mehr nach Deutschland hin gravitirenden Länder lenkt sich der Blick in erster Linie auf die beiden jüngsten Königreiche Europas, auf Rumänien und Serbien, deren eigenartigem ihrer Staatsindividualität und ihrem nationalen Werth entsprechenden innern Entwickelungsgang gegenwärtig volle Freiheit gewährt ist.

Aus kleinen unscheinbaren Anfängen hervorgegangen, hat sich Rumänien in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Mittelstaat emporgeschwungen und nimmt in Bezug auf Größe, Bevölkerung, Finanzen und Culturzustand etwa die 12. bis 14. Stelle unter den Staaten Europas ein. Das Verhältniß zwischen Raum und Bevölkerung ist kein normales. Rumänien hat nur ungefähr dieselbe Zahl Bewohner, wie Baiern (5,272000) und das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz (etwas über 100000 Seelen) zusammengenommen, d. h. 5,376000 Individuen auf einem Areal von 129940 Quadratkilometer.

In der Regel verbindet man mit Rumänien die Vorstellung von einem ausgedehnten Flach- und Niederungslande; diese Anschauung entspricht indeß nicht der Wirklichkeit. Rumänien besteht zum größten Theil aus Hochland, an welches sich eine Hügelzone und demnächst das Niederungsland der Donau anschließt. Im großen und ganzen dacht sich Rumänien ziemlich gleichmäßig von Nord nach Süd ab und sinkt von West nach Ost zum Meere herab. Das Gebirgsland, das ungefähr 40 Proc. des ganzen Landareals einnimmt, bedeckt zum Theil der Südabhang der Karpaten; hier liegt der Quellbezirk der zur Donau hinabeilenden Flüsse und Bäche. Das Hügelland nimmt etwa 30 Proc. ein; ihm prägen die Ausläufer und die flachgewellten Abhänge der Karpaten eine charakteristische Bodengestalt auf. Die Höhen dieses Hügellandes wechseln zwischen 100—300 Meter und sind von vielen größern und kleinern Flußbetten durchschnitten. Die südlichen Abhänge der Karpatenkette sind zum Theil mit dichten Waldungen bedeckt, deren Holzbestände einen großen Werth haben, weil sie ein festes, gesundes Baumaterial abgeben. Nicht minder werthvoll sind die Schätze, welche der Boden daselbst an Mineralien bringt; einen Theil der Naturprodukte der Hügelregion liefern die großen Vorräthe von Steinsalz, das dort in breiten Schichten das Gelände durchzieht, und auch einige Petroleumlager. Beide, einen Gegenstand des Ausfuhrhandels bildenden Produkte werden indeß dem Boden nicht in der Quantität und Ergiebigkeit abgewonnen, wie dies bei besser organisirtem Betriebe leicht möglich wäre. Das Niederungsland läuft in der Hauptsache mit der Donau ihrer ganzen Länge nach

Digitized by Google

ziemlich parallel bis zu den Gestaden des Schwarzen Meeres und bedeckt etwa 30 Proc. des Bodens. Mit Ausnahme der nächsten Umgebung der Donauufer, welche zwischen ihren Flußarmen, Sümpfen und Seen mit dichtem, aber niedrigem Unterholz bestanden sind, ist das Flachland sehr waldarm zu nennen; dafür trägt der von vielen kleinen Wasseradern feucht gehaltene, 3 Fuß tiefe Alluvialboden die ergiebigsten Körnerfrüchte, obgleich er schon seit Jahrhunderten keine regelrechte Pflege genossen und namentlich jeden Dünger entbehrt hat. Diese Getreideregion producirt den größten Theil der Cerealien Rumäniens. Innerhalb der Niederung bildet das Donaubett einen eigenen landschaftlichen Abschnitt; ein großer Theil desselben ist eine breite, steile Seedüne, deren Bestand und Productivität ganz von dem Reichthum an Wasser und dem Gefälle des Donaustromes abhängt; ein anderer Theil ist mit Heidekraut und Strauchwerk bewachsenes, nur von einzelnen Streifen Culturland durchzogenes Oedeland. Inselartig kommen in demselben fette Weidetriften vor, auf denen man vorzügliche Gras- und Heuernten macht. Um eine anschauliche Vorstellung von der geographischen Physiognomie Rumäniens zu erhalten, muß man sich die Karpatenkette parallel der Lage des Landes an dessen innerer Grenze, d. h. der Grenze mit Siebenbürgen, in weitem Bogen das Königreich umspannend, denken. Die ringsumher abfallenden Gehänge und zahlreichen Wasserscheiden zwischen den meist nach Südost ablaufenden Flüssen stellen als zweiter Bogen das Hügelland dar, während der dritte und äußerste Ring von Tiefland gebildet wird. Als vierten Ring könnte man den Donaustrom und die Kiliamündung betrachten, welche mit den anliegenden zahlreichen Sümpfen, Morastflächen, Seebecken und Rohrwaldungen ein einheitliches Ganzes bilden. Seinem Relief wie seinen sonstigen Naturverhältnissen nach ein höchst eigenartiges Gepräge trägt das Mündungsland der Donau und der Küstenstrich im Süden desselben. Es ist mit geringen Ausnahmen ein unwegsames, mit Schlamm bedecktes Weichland, von vielen kleinen Wasserläufen, größern und kleinern Lachen und Teichen durchschnitten und auf meilenweite Entfernung hin mit Rohr und Schilf bewachsen.

Rumänien besitzt in dem ertragreichen anbaufähigen Boden einen werthvollen Naturschatz. Man kann rechnen, daß von dem Gesammtareal 68 Proc. auf productiven, 31 Proc. auf unproductiven Boden entfallen. Der erstere vertheilt sich mit 29 Proc. auf Acker und Garten, 8 Proc. auf Weinland, 21 Proc. auf Wiese, 16 Proc. auf Wald.

Auf den weiten Flächen des reichbenetzten Niederungslandes wechselt mit Dammerde bedecktes Ackerland, das stellenweise stark mit Salz und Salpeter versetzt ist, und üppige fette Wiese ab. Nur wenige Striche in den höchsten Gebirgsregionen der Karpaten sowie in den Donaumorästen sind wirklich steril zu nennen und gewähren weder dem Körnerbau noch der Gras- und Kräuternutzung eine lohnende Ausbeute. Die Bodenbearbeitung und die Bodenerträge werden verwerthet nach den Regeln einer rationellen Landwirthschaft; es liegt indeß in dem hauptsächlich auf die Agricultur angewiesenen Lande noch immer etwas im argen. Die Bodenbearbeitung geschieht einfurchig, was für das Gedeihen der Früchte nur geringe Chancen läßt.

Digitized by Google

An Bodenproducten liefert Rumänien vornehmlich Weizen, Roggen, Mais, Gerste (vielfach zu Brauereizwecken gebaut), Taback. Der letztere hat viel Aehnlichkeit mit dem türkischen und kommt deshalb auch als echt türkischer Taback in den Handel, zumal Rumänien nahezu ebenso viel Taback erzeugt wie die Türkei.

Auch die Runkelrübe wird zum Zweck der Zuckerfabrikation gezogen; indeß vermag es diese Industrie nicht, sich zu nennenswerther Bedeutung emporzuheben; auch gute Gemüse gibt das Erdreich an vielen Stellen her: in besonders trefflicher Qualität die Zwiebel, die Hirse, ferner den Hanf. Eigentliche Südfrüchte sind seltener, desto reichlicher aber das Obst, dessen hervorragendste Vertreter saftreiche Melonen sind. Die Pflege der Weinrebe bildet einen sehr verbreiteten Zweig der heimatlichen Gewerbthätigkeit Rumäniens. Auf weit ausgedehnten, die Abhänge der Karpaten bedeckenden Rebengeländen wird hier eine fast kaum zu bewältigende Quantität Trauben gezogen, deren Pflege einen nur geringen Aufwand von Betriebsmitteln und Arbeitskraft beansprucht. Der quantitativen Fülle des Traubensaftes entspricht nicht immer dessen Güte, da es bei der Fabrikation an System und Kunstfertigkeit fehlt. Jeder Weinbergsbesitzer hat fast sein eigenes Verfahren zur Fabrikation des Weins, und so kommt es, daß der Wein trotz des feurigen Rebenblutes, das die Stöcke füllt, von einer im allgemeinen geringen Qualität ist. Eine bessere Methode der Fabrikation würde die rumänischen Weinsorten wesentlich veredeln und das Renommée derselben mehr in der Welt verbreiten, als dies jetzt der Fall ist.

Die rumänische Traube ist sehr zuckerhaltig, schmackhaft, würzig und enthält wenig Wasser. Da jedoch die zweckmäßige Weinbereitung ungenügend bekannt ist, so sind die Erzeugnisse, welche nach ihren natürlichen Bestandtheilen vortrefflich sein könnten, wie schon gesagt, von geringer Güte. Immerhin gibt es vier Gattungen Wein, die ihrer Qualität nach sich zur Ausfuhr eignen und dem deutschen Weinhandel zur Verwerthung empfohlen werden können. An Rothwein sollen jährlich im Lande 152000 Hektoliter, an Weißwein 546000 Hektoliter gewonnen werden. Ein beliebtes Verfahren ist es, den letztern mit frischen Absynthblättern zu versetzen, die ihm einen etwas herben Beigeschmack geben. Während Frankreich infolge der Verwüstungen der Phylloxera in letzter Zeit die den rumänischen ähnlichen Weinsorten Serbiens verwerthet hat, ist der Weinexport Rumäniens bei dem geringen Unternehmungsgeist seiner Bewohner bisher nur auf sehr geringe, meist nach Konstantinopel oder Ungarn gehende Quanten beschränkt geblieben.

Der niedrige Preis des rumänischen Weins, der dem Ungarwein im Geschmack ähnelt, verdient die Aufmerksamkeit der deutschen Weinproducenten.

Der Viehstand des Landes ist numerisch ziemlich groß, wie dies in einem Lande mit so ergiebigen Quellen eines natürlichen Bodenreichthums leicht zu erklären. Das frische fette Weideland nährt zahlreiche Heerden, die, wie in der amerikanischen Grasprairie, Winter und Sommer im Freien campiren. Die geringe Pflege derselben, der Mangel an regelrechter systematischer Zucht, der sich überall zeigt, ist der körperlichen Entwickelung der Rassen nicht besonders günstig; die Thiere sind und bleiben auch bei späterm Wachsthum klein und schmächtig, äußerlich unansehnlich, aber andererseits muskulös, hart ausdauernd und genügsam.

Digitized by Google

Das Rindvieh wird auf Fleisch, Talg und Häute hin gezüchtet, weniger auf Milch und Milchproducte; in schwerem Boden spannt der Bauer dasselbe wol gelegentlich an seinen Wagen und legt ihm dazu ein hohes unbequemes hölzernes Geschirr auf. Die Schafzucht wird mit großer Vorliebe betrieben; große Massen von Wanderschafen durchstreifen das Land, die ausgedehnten Weideterritorien der Regierung gegen eine mäßige Entschädigung benutzend. Das Lieblingskleidungsstück, der Schafpelz, und das Lieblingsgericht, junges Lammfleisch, geben der Schafzucht sogar eine wachsende Ausdehnung, doch fehlt es den Züchtern und den Besitzern an dem Verständniß dafür, die Güte des Fleisches oder die Quantität der Wolle auf ein höheres Niveau zu bringen. Sehr wenig Sorgfalt und Interesse wird der Schweinezucht zugewendet, man kann kaum von einer Pflege dieses Hausthieres im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen. Bei der schlechten Ernährung, auf die dasselbe angewiesen, ist das Fleisch wenig schmackhaft und wird weder in frischem noch in eingesalzenem Zustande von den Bewohnern genossen. Zwei Zweige materieller Cultur, in denen die Rumänier viel Geschick, ja eine gewisse Kunstfertigkeit erworben haben, sind die Geflügel- und die Bienenzucht; das mit Hülfe der letztern gewonnene Wachs darf sich den besten Producten an die Seite stellen, doch wird es nur in kleinern Quantitäten erzeugt.

Einen ansehnlichen Theil des rumänischen Nationalvermögens bildet der Wald, dessen hochstämmiges und hartes Holz namentlich für den Schiffbau geeignet ist. In den zusammenhängenden, weit ausgedehnten Waldcomplexen findet der Holzverbrauch eine schnelle Ergänzung durch den üppigen und kräftigen Nachwuchs auf der Höhe; nicht ohne Schwierigkeiten und Kosten ist die Abfuhr des Holzes; häufig tritt sogar der Fall ein, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, das geschlagene Holz ins Freie zu schaffen, weil es an Wegen und Communicationen fehlt.

Von Gefahr für die Landescultur ist die Niederlegung der werthvollen und umfangreichen Laubholz- und Tannenbestände, deren hohe und gradlinige Stämme besonders geeignet sind, zum Bau verwendet zu werden; der Schutz gegen die schädlichen Einflüsse des Klimas, der durch die zunehmende Entwaldung dem Niederungslande entzogen wird, ist in keiner Weise bisher durch andere Culturen ausgeglichen oder durch sonstige Vorkehrungen ersetzt worden.

Dem landwirthschaftlichen Großbetriebe bieten die weiten, ebenen, tiefgelegenen Flächen der Walachei ein ganz besonders lohnendes Arbeitsfeld dar. Der durch das Klima und die von einem weitverzweigten Flußnetz herrührende Feuchtigkeit zu kräftigem Wachsthum angeregte Boden gewährt dem Anbau regelmäßige und wenig schwankende Erträge. Namentlich ist es die Südhälfte des Landes, welche Getreide ausführt, während die Mitte und die nördlichen Striche desselben an Raps, Hanf und besonders an Hülsenfrüchten außerordentliche Quantitäten für den Binnen- und den Exporthandel erzeugen. In den nördlichen Gebieten findet man auch eine recht entwickelte Obst- und besonders Pflaumenzucht, die eine wichtige Nebenproduktion des Weidelandes bildet. In Bezug auf die Pflege und Behandlung des Zuchtviehes und den Viehstand des Landes ist zu bemerken, daß ein Bauer dort im Lande schon für reich gilt, wenn er drei bis vier Stück erwachsenes Rindvieh besitzt, obgleich das für Viehweide und Viehfutter benutzte Areal etwa

Digitized by Google

30 Proc. der gesammten Bodenfläche beträgt. Die Pferdezucht ist nicht bedeutend; doch muß hier bemerkt werden, daß im Handel das kräftiger gebaute walachische Pferd dem moldauischen vorgezogen wird. Den eigentlichen Reichthum des Landes machen die Rinder aus; sowol für diese als noch mehr für die Schafe ist die Ausnutzung der ständigen oder auf längere Zeit verpachteten Weiderechte das wichtigste; Schäfereibesitzer pachten gern vom Staat sowol Weideland als das Recht, in bestimmten Monaten das Acker- und Waldland zur Schafhutung zu benutzen. Diese Besitzer halten aber an der genannten Nutzung, die allen rationellen Betriebes und überhaupt einer angemessenen Behandlung des Bodens entbehrt, mit Zähigkeit fest. Als Aequivalent für den auf solche Weise verloren gehenden Ertrag wird in der Walachei stark die Bienenzucht betrieben. Mehr als 135000 Bienenstöcke zählte man 1876 im Lande. Neben dem Wein wird in der Walachei auch Taback mit gutem Erfolge gebaut. Der Gewinn des Producenten wird aber beeinträchtigt durch die hohen Löhne und die billigen Einfuhrtabacke. Deshalb vermag der Anbau der Pflanze sich nicht zu einer weitern Verbreitung emporzuheben, obgleich Boden und Klima demselben günstig sind. Bei befriedigender Ernte kann der Ertrag höchstens auf 40 Ctr. berechnet werden. Weitaus größere Bedeutung nehmen Raps, Hanf und Lein hier in Anspruch; seit den letzten Jahren ist die Production allerdings stabil geblieben unter dem Druck der von der See herkommenden gewebten und gewirkten Waaren. Auch die billige Einfuhr aus Deutschland trägt dazu bei, den inländischen Bedarf an Rohstoffen zu verringern. Von landwirthschaftlicher Industrie gibt es in der Walachei nur die Petroleumgewinnung.

Die reichsten Vorräthe dieses Brennstoffes finden sich in den am Südostfuß der Karpaten vorkommenden Lagern und wird an fünf verschiedenen Punkten mit seichten Schachten von 80—100 Meter abgebaut. An manchen Stellen, namentlich bei Plojesti, ist der Boden derartig von den Gasen des Erdöls durchzogen, daß man nur Löcher im Boden herzustellen braucht, um eine lichte Flamme an der Oberfläche zu haben. Betrieben wird die Oelförderung in Schachten und Gängen, deren Decken und Wände nur leicht mit Bretern gezimmert sind. Die gesammte Petroleumausbeute der Walachei beträgt etwa 9000 Tonnen. Das walachische zeichnet sich durch starken Paraffingehalt aus, der 20—23 Proc. enthält, weshalb dasselbe vielfach nach Wien zur Fabrikation von Paraffin versandt wird. Bei dem Raffiniren dieses Erdöles werden außerdem noch an einzelnen Stellen etwa 15 Proc. Benzin als Destillationsproduct gewonnen.

Die Moldau ist eine fast ausschließlich Ackerbau treibende Provinz. Der Ackerbau stützt sich auf die große natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, der mitunter eine der berühmten russischen schwarzen Erde gleiche Productionskraft besitzt. Der Bodenertrag ist des Landes hauptsächlichste Einnahmequelle.

Vorzugsweise sind es Roggen, Mais, Weizen, Raps, Gerste und Hafer, welche angebaut werden. Für den Handel mit dem Auslande kommen als Hauptelemente des Exports in Betracht: Weizen, Mais, Roggen und Raps. Von diesen Cerealien wird Weizen nach Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz exportirt, ebenso Mais. Raps geht vorzugsweise nach Deutschland und Frankreich,

Digitized by Google

wogegen Gerste und Hafer eigentlich nicht in großen Quantitäten zum Export gelangen.

Die besten Weizensorten sind Carnau-, Ghirca-, Arnau- und Banatweizen; der Anbau sämmtlicher Sorten ist sehr lohnend, die Körner sind dick, schwer und mehlreich. Die besten Maissorten sind Cinquantino, mit kleinen, langen, glatten Körnern, Hanganesti, mit dicken glatten Körnern und moldauischer Mais, mit dicken Körnern. Alle diese Sorten sind schwer und besonders mehlreich.

Was die Zahl der Thiere betrifft, so ist die Viehzucht der Moldau sehr ausgebreitet, und zwar herrscht sowol unter den Pferden als unter dem Rindvieh die podolisch-ukrainische Rasse vor. Die Haupteigenschaft der Pferde ist Schnellfüßigkeit und Ausdauer; das Aeußere ist weder stattlich, noch ist der Körperbau stark und robust. Bei der noch nicht hinreichend entwickelten Sorgfalt, die man diesem Zweige der Viehzucht in der Moldau zuwendet, steht dem Lande kein Ueberschuß von exportwürdigen Thieren zu Gebote, vielmehr wird die geringe Ausfuhr von dem russischen und dem galizischen Import übertroffen. Das Rindvieh wird nur auf Fleischproduction gezüchtet, die Milch aber gänzlich vernachlässigt. Wie auf der ungarischen Puszta und in Südrußland werden die Rinderheerden die längste Zeit des Jahres auf den ausgedehnten Weideplätzen und im Holz belassen und während des Winters nur nothdürftig in Ställen untergebracht. Den Ueberschuß an Rindern gibt die Moldau an Oesterreich-Ungarn ab; auch nach Siebenbürgen findet ein starker Abtrieb statt. Einer großen Beliebtheit erfreut sich die Schafzucht in der Moldau, doch wird dieselbe mit Ausnahme der Wolle für den Landesbedarf betrieben. Rohwolle geht in großen Quantitäten über die österreichischen Grenzen und weiter nach Preußen. Was der Schweinezucht in der Moldau zu statten kommt, das ist die Maiscultur und das sind die Laubwälder. Durch ihren Bestand an Groß- und an Kleinvieh sowie durch ihr Geflügel vermag dieser Landestheil die Schwankungen der Ernte einigermaßen und zum Besten der Einnahme des Landes im Verkehr mit dem Auslande auszugleichen. Wie aus den vorstehenden kurzen Angaben zu ersehen, ist ein ziemlich gleichmäßiger Wohlstand auf Grund der Landwirthschaft in der Moldau vorhanden, zumal das Land verhältnißmäßig dünn bevölkert ist.

In der Moldau existirt gar keine Industrie und man ist nach dieser Richtung hin dem Auslande tributpflichtig. Indeß kann man einen industriellen Erfolg, nämlich die Tuchfabrik von Neamtu, constatiren. Die Zuckerraffinerie von Sascut hat bisher nicht vermocht, eine ernstliche Concurrenz aufzunehmen oder fremde Zucker zu verdrängen. Theilweise wird die mangelnde Zuckerindustrie ausgeglichen durch den außerordentlich reichen Honigertrag des Landes.

Die Kleinindustrie ist in der Moldau noch nicht genügend entwickelt, um das Interesse irgendwie in Anspruch zu nehmen. Eine nationale Großindustrie ist zu einem tiefgefühlten Bedürfniß in der Moldau geworden; jedoch steht fest, daß, wenn eine Industrie in größerm Maßstabe gedeihen und die Interessen der heimischen Industriellen der auswärtigen Concurrenz gegenüber gewahrt werden sollen, vor allen Dingen ein Schutzzoll erforderlich wäre.

Die Productionskraft und Ertragsfähigkeit des Bodens in der Dobrudscha ist

Digitized by Google

infolge der großen Vernachlässigung, welche sich die Menschenhand hier hat zu Schulden kommen lassen, und mit Rücksicht auf Klima und geographische Lage eine geringe. Was namentlich hier versäumt worden ist, das ist die Aufforstung, um dem theils zu sumpfigen, theils zu trockenem Erdreich den Schutz des Waldes zu gewähren. Es sind heute nur wenig Striche und diese fast nur in dem thal- und gipfelreichen Norden vorhanden. Das rücksichtslose Abholzen des Waldes sowie das Ausnutzen des Niederwaldes als Weideland hat an die Stelle reicher Waldgebiete nur Gestrüppregionen gebracht, in welchen entweder nur grobstengeliges Gras oder niedriger, dürftiger Graswuchs sich erhält. Vielfach ist durch Abschwemmungen der Bodendecke überhaupt die Nutzbarkeit einstiger productiver Flächen aufgehoben; statt dessen wirbelt jeder Windstoß im Sommer mächtige Staubsäulen auf, die auch in der walachischen Tiefebene auf ganz anderm Boden dem Aufkeimen jeder Vegetation verderblich sein würden. Den besten wirthschaftlichen Ertrag geben dem Lande die feuchten Weideflächen im Norden, auf denen zahlreiche Schaf- und Rinderheerden sowie auch das Landespferd ihre Nahrung finden. Bei der eigenthümlichen Natur des Landes, der Bevölkerung und den einer frühern Zeit entstammenden Verwaltungsgrundsätzen ist es naheliegend und zu erklären, daß die Pflege und Zucht des Viehes nicht rationell geleitet, daß keine Milchwirthschaft getrieben und der Ziffer nach nur spärlich Jungvieh aufgebracht wird. Infolge dieses Umstandes hat auch die Ausfuhr von Schlachtvieh und von thierischen Producten abgenommen, und nur der Export von Wolle hat die Bevölkerung in den Stand gesetzt, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Man schätzt die jährliche Production von Wolle in der Dobrudscha auf 40000 Ctr. Erwerbs- und Nahrungszweige untergeordneter Art sind die Erzeugung von Wachs und Honig, und in den Strandgegenden an den untern Donaumündungen der Blutegel- und der Fischfang in den Lagunen.

Ein Factor, der dem Aufschwung der wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes hinderlich, ist die Mischung der Bevölkerung. Schon ein Blick auf die Bewohner der beiden Bezirke Tulcza im Norden und Küstendje im Süden läßt die bunte Zusammensetzung der Bevölkerung erkennen. Hier wohnten in den spärlich über das Land vertheilten Ortschaften Russen, Bulgaren, Rumänen, Tataren, Türken, Griechen, Juden, Armenier und Angehörige verschiedener Volksstämme Oesterreich-Ungarns zusammen. Naturgemäß ist das rumänische Bevölkerungselement jetzt im Anwachsen und das osmanische im Rückgange. Die Hebung und Förderung der Landescultur in der Dobrudscha und die dadurch dem Boden zu verleihende schöpferische Kraft wird sich nur durch künstliche Berasung und Bewaldung des Landes erreichen lassen. Gelingt es auf diese Weise, der größtentheils nährkräftigen Bodendecke mehr Feuchtigkeit zu erhalten, dann wird auch der Productivkraft der Gesammtvegetation mehr Anregung gegeben werden und dem wirthschaftlichen Haushalt der Provinz ein größerer Vorrath von Nährstoff zugeführt werden. Das an kräftigen Niederschlägen reiche Klima würde solche Aufforstung voraussichtlich begünstigen; eine sich der fraglichen und rationellen Durchführung derselben in den Weg stellende Schwierigkeit liegt allerdings in der verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung.

Digitized by Google

Handel und Wandel in Rumänien sind überall deutsch, und selbst in Belgrad, der Hauptstadt Serbiens, und in den angesehenern Donaustädten Bulgariens tritt der deutsch sprechende Kellner und Kaufmann dem Fremden entgegen. Das ganze große Handelsgebiet von den Sudeten bis zur untern Donau wird von der deutschen Sprache beherrscht, und jeder Kilometer der neuen Eisenbahnen, welcher die Schienenstränge weiter in das Innere Serbiens und Bulgariens führt, wird dem deutschsprachigen Verkehrsleben neue Herrschaftsgebiete erobern. In dem von den Sudeten bis zur untern Donau sich ausbreitenden Gebiete ist mehr deutsches, sowol wirthschaftliches wie geistiges Kapital investirt, als französisches in Nordafrika oder englisches in Canada. Diesen Erwerb von Jahrhunderten fahren zu lassen, anstatt die Wege in der durch deutsche Cultur und Handelsthätigkeit von selbst eingeschlagenen Richtung weiter in den Orient hineinzubauen, dazu ist Deutschland nicht reich genug. Die Entwickelung Rumäniens seit dem Russisch-Türkischen Kriege ist für den deutschen Exporthandel von großer Bedeutung. Die Consolidirung der innern Verhältnisse des jungen Königreiches läßt die fast unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Ebene und seine günstige Lage am Schwarzen Meer erst zur vollen Geltung gelangen. Die Regierung und die erst in jüngster Zeit aus orientalischer Versumpfung sich emporarbeitenden rumänischen Städte bestreben sich, den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes zu fördern. In den Donaustädten Galatz und Braila ist man im Begriff, die Hafenanlagen zu verbessern und große Entrepots für den Getreidehandel zu eröffnen. Auch in der Stadt Plojesti sollen Lagerhäuser für den Productenhandel gebaut werden. Für die Hebung des Credits und des Geldverkehrs ist namentlich in der letzten Zeit viel geschehen. In Bukarest wurde die Rumänische Nationalbank gegründet, welche das Land mit neuen Geldzeichen versieht. Dazu ist der vom ehemaligen Minister Boerescu gegründete Crédit mobilier hinzugekommen, eine Hypothekenbank, welche mit den Kapitalien reicher Bankhäuser Wiens, Berlins und Londons errichtet ist.

Ganz Rumänien ist ebenso in einem großen socialen Umgestaltungsproceß begriffen; immer mehr dringen europäische Sitten und Gebräuche ein und verdrängen die orientalischen. Dadurch wächst die Consumtionsfähigkeit, das Bedürfniß nicht blos nach europäischen Waaren, sondern auch nach europäischen Menschen.

Die Anziehungskraft, welche der neue Entwickelungsproceß Rumäniens ausübt, macht sich auch in dem benachbarten Siebenbürgen immer mehr geltend.

Abgesehen von den siebenbürgischen Schafwirthen, die, dem ungarischen Steuerdrucke entfliehend, in der baumlosen, weidereichen Dobrudscha sich niederlassen, sind in der allerjüngsten Zeit zahlreiche kronstädter Kaufleute rumänischer Nationalität nach Bukarest übersiedelt. Zuerst errichteten diese rumänischen Kaufleute Kronstadts, in deren Händen ein großer Theil des siebenbürgischen Exporthandels (namentlich grobe Tuche, Riemer- und Seilerwaaren) ruht, Filialen in Bukarest, die dann schließlich auch das Hauptgeschäft aus Kronstadt nach sich zogen.

Auch mehrere rumänische Advocaten und andere Juristen, Aerzte, Lehrer und studirte Landwirthe übersiedeln bereits häufiger aus Siebenbürgen nach Rumänien.

In vermehrter Anzahl als bisher suchen auch siebenbürgisch-sächsische Kaufleute, Apotheker, Lehrer, Aerzte, Wirthschaftsbeamte und Gewerbtreibende ihr Fortkommen

Digitized by Google

in Rumänien; sie werden nicht wie die zuwandernden Rumänier Siebenbürgens durch die Stammverwandtschaft, sondern durch die Erleichterung des Erwerbes und die Befreiung von vielen öffentlichen Lasten von Rumänien angezogen; dabei kommt ihnen die Kenntniß der rumänischen Sprache zu statten. In Rumänien selbst ist ein lebhaftes Streben zur Einbürgerung einer selbständigen Industrie vorhanden; dazu bedarf es aber fremder Hände. Deshalb lohnt sich die Zuwanderung williger, geschickter Arbeiter, und deshalb begegnet man in Rumänien auch immer mehr dem technisch und gewerblich gebildeten Deutschen. Zunächst ist es aber durchaus nicht zu besorgen, daß die in Rumänien sich etablirenden Industriellen die Zufuhr guter ausländischer Waaren überflüssig machen werden; vorläufig ist die von einigen Großen des Landes unternommene Errichtung großer Fabriken nicht gefährlich, da das Land der zum Gedeihen des Fabrikwesens unentbehrlichen Vorbedingung geschickter Arbeiter entbehrt. Doch wenn auch wenige Fabriken der ausländischen Waare in einigen Artikeln Concurrenz machen können, so bedarf auch wieder ihr Betrieb der fremden Hand und Kenntnisse. Auch der Eisenbahnbau, desgleichen die Bauunternehmungen der Großen des Landes und der aufstrebenden Städte haben viele intelligente Gewerbe- und Kunsttreibende, namentlich Deutsche ins Land gebracht.

Diese fremden Zuwanderungen beginnen bereits die Physiognomie des Landes zu ändern. Der Handel wird nicht mehr wie früher ausschließlich von Griechen, Serben, Juden, Bulgaren beherrscht, die im Ausbeuten der kleinen Geschäfte ihren Vortheil suchten. Jetzt tritt auch der deutsche Kaufmann an ihre Seite. Die Solidität des Handels wird in demselben Verhältnisse wachsen.

Ueber die Import- und Exportverhältnisse Rumäniens liegen nur mangelhafte und zum Teil unzuverlässige Daten vor, die auf Vollständigkeit nicht Anspruch erheben können und höchstens das Material zu Vorstudien bieten. Die ungarische Regierung hat daher im letzten Sommer eine Commission von Fachleuten nach Rumänien entsendet, welche die Export- und Importverhältnisse Rumäniens studiren sollte. Der Bericht, welchen die Commission erstattet hat, faßt allerdings den Handel Rumäniens vom Standpunkte Oesterreich-Ungarns, insbesondere Ungarns, ins Auge; aber auch der deutsche Exporteur kann daraus wohl Fingerzeige entnehmen, auf welchen Gebieten er die Concurrenz erfolgreich aufzunehmen im Stande ist.

Der Handel Rumäniens ist begünstigt durch ein reichverzweigtes System von Wasserstraßen, welche der Güter- und Waarenbewegung Vorschub leisten und die gute Verwerthung der Producte der Landwirthschaft, des Forstwesens, des Bergbaues, der Fruchtcultur gestatten. Auch an Sammelplätzen und Märkten, die durch ihre Lage gute Chancen des Absatzes besitzen, leidet der Handel Rumäniens keinen Mangel; was ihn im Innern beengt, sind städtische Accisen und das Fehlen von Creditanstalten; auch leidet die Ausfuhr der für den Außenhandel geeigneten Erzeugnisse unter den Productionskosten, welche durch nicht rationellen Culturbetrieb und theuere Verkehrsmittel erwachsen. Diese beiden Factoren wirken zusammen, um Rumänien eine bedrohliche Concurrenz zu machen, die namentlich von Rußland und Nordamerika ausgeht und deren Zurückdrängen als eine aus wirthschaftlichen

Digitized by Google

Gründen dringend gebotene Aufgabe erscheint. Der Werth der Einfuhr stellte sich 1880 auf 255,336415 Frs., der Werth der Ausfuhr auf 218,918878 Frs. Verglichen mit den Vorjahren, hatte sich die erstere um 1 Mill. Frs. an Werth vermehrt und der Export um etwa 11 Mill. Frs. an Werth vermindert.

Die Ausfuhr nationaler Erzeugnisse war somit so gut wie gar nicht vorgeschritten, während das Land von außen her mit Fabrikaten verschiedener Industriezweige überschwemmt worden war und diesen bereitwillig seine Märkte erschloß. Die Objecte des rumänischen Exporthandels bilden Körnerfrüchte, Vieh, rohe Häute und Pelzwerk, Textilstoffe und mineralische Brennstoffe. Der Consum dieser Waaren hat gegen früher in neuerer Zeit einen Rückgang erfahren. Am empfindlichsten war diese Einbuße der Getreideausfuhr, wo die Differenz ungefähr 15 Mill. Frs. an Werth betrug. Die Absatzgebiete Rumäniens im Auslande waren bisher vornehmlich Oesterreich-Ungarn und England (mit einer Summe von 55 Mill. Frs. allein in Cerealien), dann in geringerm Umfange Frankreich, die Türkei, Bulgarien und Rußland. Bei der Einfuhr handelte es sich hauptsächlich um Textilstoffe, Pelzwerk, Hutwaaren, Schuhzeug und Holzwaaren. Als Importeure erschienen Oesterreich-Ungarn, England, Frankreich, Rußland, die Türkei, Bulgarien, Griechenland und Belgien. Deutschlands Theilnahme an dem rumänischen Import bezog sich hauptsächlich auf Bijouterien, Colonialwaaren, Schreibmaterialien, Droguen, Eisenwaaren, Drahtstifte, Hopfen, Leder, Luxusgegenstände, Mineralwasser, nürnberger Spielzeug, Sammt, Seide, Wollwaaren und Wein.

Der Importhandel Rumäniens hat sich innerhalb eines neunjährigen Zeitraums von 1871 bis 1880 von $82^3/_4$ Mill. Frs. auf $255^1/_3$ Mill. Frs., der Exporthandel von $177^1/_2$ Mill. Frs. auf circa 219 Mill. Frs. gehoben. Die Zolleinnahmen stiegen innerhalb der vier Jahre von 1876 bis 1880 von 7,850025 Frs. auf 12,446070 Frs.

Einer der wichtigsten Zweige des rumänischen Ausfuhrhandels, in welchen derselbe aber sehr von den Fluctuationen des amerikanischen Marktes abhängig, ist, wie schon gesagt, der Getreideexport; er nimmt für diejenigen Häuser, die nicht bedeutend genug sind, um eigene Correspondenten in Amerika zu unterhalten, welche sie über die Vorgänge dort rechtzeitig und zuverlässig unterrichten, d. h. für die große Mehrzahl der betreffenden Häuser, immer mehr den Charakter von Spielgeschäften an, welche, wenn sie unglücklich ausfallen, wegen der großen Beträge, um die es sich handelt, den Bestand des Exporthauses sofort gefährden. Den Gefahren, welchen auf diesem Wege der Wohlstand Rumäniens unstreitig entgegengeht, läßt sich nur durch eine mehr rationelle Behandlung der Landwirthschaft, sowie besonders durch Heranziehung fremder Kolonisten begegnen, welche die großen Lücken in der zur Bebauung des Landes noch der Zahl nach ungenügenden rumänischen Bevölkerung auszufüllen hätten. Freilich stellt sich zur Zeit dem letztern Mittel, abgesehen von der neuesten Gesetzgebung, welche den Erwerb ländlicher Grundstücke Fremden untersagt, die Abneigung des Rumänen gegen den Fremden als solchen entgegen, in dessen Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit er meist kein Vorbild, sondern eine Gegnerschaft erblickt, deren Concurrenz er durch Nichtzulassung einfach abschneidet. Der Ver-

Digitized by Google

kaufspreis der Aecker bewegt sich zwischen 8 und 30 Frs. für das Hektar; bei der geringen Zahl von Arbeitshänden in der Landwirthschaft fällt als vertheuerndes Moment ins Gewicht, daß die kirchlichen Feiertage, welche der Bauer gewissenhaft innehält, einen Zeitraum von mehr als drei Monaten jährlich umfassen, daß aber außer denselben, zu denen gewöhnlich der vorhergehende Abend und der nächstfolgende Tag als Ruhezeit hinzutreten, noch eine Reihe traditioneller Festtage und ferner sogenannte Unglückstage bestehen, an welchen der Landmann die Arbeit ruhen läßt, abgesehen von vielwöchentlichem Fasten (sechs Wochen vor Ostern, vier Wochen vor Weihnachten, vier Wochen vor Sanct-Peter, zwei Wochen vor Sanct-Maria, alle Mittwoch und Freitag, sowie am Abend vor jedem Feste, im ganzen ungefähr 200 Tage im Jahre), das die Gesundheit und damit indirect die Arbeitskraft des rumänischen Bauers, der fast ganz ohne Fleischnahrung lebt, beeinträchtigt.

Neben der Getreideausfuhr hat sich in den letzten Jahren ein bedeutender Holzexport aus den Donauhäfen entwickelt. Rumänien gehört mit 4,029947 Pogonen Wald zu den holzreichsten Ländern Europas. Besonders sind es die Gebirgsbezirke, welche mit Holz dicht bestanden sind. Auf den höhern Theilen findet man vorzugsweise die Tanne, Lärche, Fichte, Birke und den Wachholder; in mittlerer Höhe die Buche sowie die Esche, die gemeine Eiche, den Platanen-, Ahorn-, Birn-, Apfel-, Kirsch- und Walnußbaum, und in der Ebene die Korkeiche, die Linde, den Ahorn, Nußbaum und Hagedorn. Das eigenthümliche Klima Rumäniens, welches im Sommer sehr heiß und im Winter sehr kalt ist, gibt dem Holze ausgezeichnete Eigenschaften: dasselbe ist hart und hält sehr lange. Eine rationelle Forstwirthschaft ist jedoch vollständig unbekannt. Die Ebenen und mittlern Höhen sind vielfach abgeholzt und nach unsern Begriffen durch Holzfrevel verwüstet. Auf einzelnen Strecken, wie in der Ebene von Daragon (Districte von Jalomitza und Braila), welche sich zwischen der Jalomitza und dem von der Donau vor der Mündung ins Schwarze Meer gebildeten Knie in einer Ausdehnung von 120 Kilometer erstrecken, findet man kaum einen Baum. Wenn die höhern Berge von der Holzverwüstung verschont geblieben sind, so haben sie es dem Umstande zu verdanken, daß die mangelnde Verbindung mit den Donauhäfen eine Verwerthung theils erschwert, theils unmöglich macht. Der unrationellen Vertheilung von Wald und Feld sind die Ueberschwemmungen zuzuschreiben, von denen gewisse Districte in nassen Jahren, wie dem vergangenen, zu leiden haben. Pottasche wird nur in einigen Orten und in sehr kleinen Mengen fabrizirt, Zündschwamm, obgleich von sehr guter Qualität, in unbedeutender Quantität. Das Harz wird in Trögen von Tannenrinde gesammelt und theils in den Städten als Zimmerparfum verkauft, theils zur Bereitung von Lack verwendet.

Dagegen ist seit 1879 der Vertrieb von geschnittenem Holz von Galatz und Braila aus infolge Einrichtung von Holzschneidefabriken gestiegen.

Die vom ungarischen Handelsministerium entsendete Commission hat ihre Beobachtungen über den Aus- und Einfuhrhandel Rumäniens hauptsächlich in Bukarest gemacht. Die Eisenbahnverbindung mit jedem wichtigern Verkehrspunkte des Landes macht es möglich, daß die aus dem Auslande eingeführten Waaren von hier leicht in das Land abströmen können.

Digitized by Google

An Schlachtvieh (Hornvieh) führte Rumänien in den letzten Jahren im Werthe von 6 Mill. Frs. (davon 5 Mill. Frs. nach Oesterreich-Ungarn) aus; doch geht Rumänien in seinem Hornviehstande zurück; das rumänische Vieh ist klein und verkommen und bedarf der Auffrischung.

Dagegen führte Rumänien Pferde im Werthe von 7,2 Mill. Frs. (3,1 Mill. aus Oesterreich-Ungarn) ein.

Großen Vortheil zieht Rumänien aus seiner Schafzucht. Sein braunes Merinoschaf gibt eine mittelfeine Wolle, welche zur Erzeugung der im Orient gesuchten Gewebe geeignet ist. Im Jahre 1879 führte es Wolle im Werthe von $4^1/_2$ Mill. Frs. aus ($3^1/_2$ Mill. Frs. nach Oesterreich-Ungarn) und erhielt dieselbe in Gestalt von Wollfabrikaten wieder zurück, wofür es 7,9 Mill. Frs. (darunter 5,47 Mill. Frs. an Oesterreich-Ungarn) zahlte. Doch leidet die Ausfuhr der rohen Wolle nach Oesterreich-Ungarn unter den Schutzmaßregeln, welche hier gegen die Viehseuche ergriffen sind. Ferner ziehen sich die rumänischen Schafzüchter von den Südabhängen der Karpaten, angelockt durch die sich ihnen darbietenden Vortheile, nach der Dobrudscha.

Von Importen sind namentlich gangbar Hausleinwand, feine Wäsche, farbige Kleider. Papier wird bis zu $1^1/_2$ Mill. Frs. an Oesterreich geliefert. Die gröbern Papiergattungen, Packpapier, Strohpapier u. dgl., werden von siebenbürgischen Papierfabriken eingeführt, feinere Schreibpapiere kommen aus Oesterreich. Von Tischlerwaaren finden in Rumänien die über Kronstadt gelieferten angestrichenen Holztruhen guten Absatz; dieselben gehen in großer Menge nach Rumänien und Bulgarien; ebenso sind die hölzernen Feldflaschen, die in Siebenbürgen verfertigt werden, sehr gesucht. Feinere Möbel werden aus Wien und Paris geliefert.

Von Glaswaren werden grobe aus Siebenbürgen, feine aus Böhmen geliefert. Da das Material für Glaserzeugung in Rumänien reichlich vorhanden ist, so sucht die rumänische Regierung diesen Fabrikationszweig in Rumänien einzubürgern.

Von Eisenwaaren werden unglasirte Kochkessel (aus gegossenem Eisen), landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen, eiserne Pflüge, Spaten, Schaufeln, Rechen aus den siebenbürgischen Eisenwerken geliefert; doch wird die Concurrenz Englands und Frankreichs immer fühlbarer. Da in Rumänien das bosnische Schmiedeeisen beliebt ist, so ahmt England selbst die äußere geschmacklose Form nach. Feinere Eisenwaaren werden aus Deutschland bezogen.

Auch Kupfergefäße werden in Rumänien aus englischem Kupfer verfertigt; die bukarester Kupferschmiede kaufen dasselbe um $2^1/_2$ Frs. per Kilo ein und verkaufen ihre Erzeugnisse um 4—5 Frs. per Kilo.

Bürsten werden in großer Zahl von Deutschland geliefert, ein Theil wird noch von Kronstadt und Preßburg nach Rumänien expedirt.

Unter den Fleischwaaren bildet Salami einen Einfuhrartikel.

Von Käse werden nur feinere Sorten eingeführt; aus Oesterreich-Ungarn (Wien) kommt nur Imitation.

Wachs erzeugt Rumänien selbst viel und vorzüglich; das Kilo gelbes Wachs kostet in Bukarest $5^1/_2$, weißes 7 Frs.

Getreide führte Rumänien im Jahre 1879 aus im Werthe von 17,8 Mill. Frs.,

Digitized by Google

außerdem Mais für 15 Mill. Frs. und Gerste für 18 Mill. Frs. Dagegen wird feines Mehl eingeführt (aus Oesterreich-Ungarn); die gewöhnlichen Mehlsorten werden in den inländischen Mühlen erzeugt.

Stärke wird zum Theil aus Budapest und Wien, zum andern Theil aus England und Belgien, besonders von den Firmen Collmann u. Heimann, bezogen.

Von Obst werden blos gedörrte Pflaumen aus Slawonien eingeführt.

Zucker wurde durchschnittlich im Werthe von 4,7 Mill. Frs., darunter 3,1 Mill. Frs. aus Oesterreich-Ungarn, eingeführt. Große Concurrenz macht hier Marseille, da der marseiller Zucker für nicht so schön, aber süßer als der österreichische gehalten wird. Rumänien sucht, da der Zucker im Orient stark consumirt wird, eine inländische Zuckerfabrikation durch Steuerfreiheit zu schaffen (der inländische Zucker zahlt in Bukarest blos das städtische Octroi von 16 Frs. per Metercentner). Es bestehen zwei Zuckerfabriken in Rumänien: eine in Kitilla, die andere in Szaßkut (Moldau), aber beide prosperiren nicht, da sie sich zugleich mit dem Rübenbau abgeben müssen; der rumänische Bauer baut aber keine Rüben.

Wein wurde im Werthe von 938000 Frs. (darunter 505000 Frs. aus Oesterreich-Ungarn, Champagner aus Frankreich) eingeführt, dagegen im Werthe von 1,2 Mill. Frs. ausgeführt.

Bier wird in guter Qualität auch in Rumänien gebraut und concurrirt mit dem ausländischen (meist wiener und steinbrucher), das per 100 Kilo in Flaschen 15, in Fässern 8,5 Frs. Zoll zahlt.

Chemikalien werden aus Oesterreich und Deutschland eingeführt; Soda aus Wien; Glycerin kommt aus Wien und Frankreich, das den Metercentner von Marseille per mare mit 3—4 Frs. verfrachtet, während die Eisenbahnfracht von Wien per Metercentner auf 10 Frs. zu stehen kommt.

Oele zu gewerblichen Zwecken wurden im Werthe von 810000 Frs. (davon 315000 Frs. aus Oesterreich-Ungarn) eingeführt, Rapsöl aus Frankreich, Firnis aus England, Baum- und Speiseöle aus Griechenland.

Rumänien ist in seinen Gebirgsdistricten nicht arm an Mineralien und Producten des Bergbaues; bisher ist es indeß nur in geringem Maße gelungen, dieselben dem Schos der Erde zu entreißen und durch geordneten Abbau dem Nationalvermögen zuzuführen. In vereinzelten nicht weit verzweigten Adern zeigt der Boden Silber, Blei, Eisen und Kupfer. Ausgebeutet für den Bedarf des Landes und auch für den Außenhandel werden nur Salz und Petroleum. Die Gebirgszüge, welche die rumänischen Grenzen bilden, enthalten viel Steinsalzminen, Asphaltlager und Petroleumquellen, die dem Staat beträchtliche Revenuen liefern und für das Land ein Erwerbszweig und ein wichtiger Factor des Binnen- und Außenhandels sind.

Seit dem Jahre 1840 ist der Werth und die Ergiebigkeit der Salzminen im fortwährenden Steigen geblieben. Im Betriebsjahre 1880/81 überstieg der Ertrag 6 Mill. Gegenwärtig werden in Rumänien für Rechnung des Staates, der das Salzmonopol hat, vier Steinsalzminen ausgebeutet, deren Producte nach Serbien und Bulgarien über Giurgewo versandt werden. Dieselben sind äußerst reichhaltig;

Digitized by Google

ihre Ausbeutung geschieht gewöhnlich durch unterirdische Galerien. Das Salz wird in 45 Centimeter dicke Barren geschnitten und so verkauft. Der jährliche Betrag beläuft sich auf 7000 Tonnen. Bernstein wird in kleinen Quantitäten bei Buzeu gefunden, Marmor am rechten Ufer des Olt. Das Thal des letztern bringt auch brauchbaren Kalk, Mühl- und Sandsteine. Einige wirksame Mineralquellen, jod-, eisen- und schwefelhaltig, durchbrechen den Boden und treten bei Bukarest im Bezirk der Dimobowidze zu Tage.

Die hauptsächlichsten Petroleumquellen befinden sich in der Moldau, 6—7 Stunden von Baku, Eisenbahnstation von Jassy-Lemberg. Die Quellen, aus denen das ungereinigte Petroleum herkommt, befinden sich auf den westlichen Höhen der Karpaten; sie gehören den Grundbesitzern, da in Rumänien der Fiscus kein Recht auf Mineralien hat, ausgenommen auf Steinsalz. Die Quellen sind gewöhnlich 50—70 Meter tief, einige sogar bis 120 Meter; sie werden kreisförmig gebohrt, bis man zu den Lagen, wo sich das Petroleum befindet, gelangt. Die Seitenwände werden durch durcheinandergeflochtenes Astwerk, welches großen Widerstand leistet und außerordentliche Elasticität besitzt, beschützt.

Die Erdölproduction in Rumänien und Deutschland, obschon von alters her bekannt, beginnt erst jetzt fabrikmäßig und im großen ausgebeutet zu werden. Deutsche, englische und österreichische Unternehmer sind in den letzten Jahren ins Land gekommen, um diesen Erwerbszweig zu betreiben. Bisher wurde das Erdöl, meist nur von kleinen Leuten, ganz primitiv in Schachten von geringer Tiefe gewonnen und ebenso primitiv raffinirt. Erst neuerdings haben größere meist fremde Unternehmer tiefere Schachte und Bohrlöcher, Sammelbassins, Röhrenleitungen und größere Raffinerien anzulegen und zu gleicher Zeit mit dem Export des Erdöls begonnen. Seitdem die Production der großen Oeldistricte Amerikas im Abnehmen begriffen zu sein scheint, hat die rumänische Erdölproduction rasch zugenommen und zieht immer mehr Unternehmer an, welche zu reussiren sicher sind, sobald sie kapitalskräftig und leistungsfähig sind, und sich nicht von dem Schmarotzerthum der überall lauernden Agentenschar ausbeuten lassen.

Rumäniens Oelzone erstreckt sich am südlichen Abhange der Karpaten entlang von Osten nach Westen, vermuthlich mit der Oelzone Galiziens im Zusammenhang, in bisjetzt unbekannter Ausdehnung, namentlich in den Bezirken Prahowa, Dimbovitza und Buzeu. Unter Oelfundorten versteht man vorerst nur solche, welche durch natürliches Oelvorkommen gekennzeichnet sind. Man hat bisher immer nur genommen, was sich zuerst darbot, und da die Ursprungslagerstätten des Oels nur in den ältern Formationen vorkommen sollen, so ist anzunehmen, daß bei Bohrungen auf größern Tiefen auch hier Erdöl in noch größern Quantitäten sich vorfinden wird. Nach einem Bericht sollen alle Verhältnisse dem Bohrbetriebe günstig sein. Letzteres wird vorerst durch Bohrunternehmer vorbereitet, für welche Accordsätze bestehen. Man unterscheidet zwei Sorten Rohöl: 1) das „Pocura" von 25—33° und 2) das „Titei", ein schönes leichtes Oel von 34—45°. Letzteres enthält das eigentliche Material für Raffinirungszwecke, und zwar 78 Proc. Brennöl, kann indeß nach Oesterreich-Ungarn wegen des hohen Zollsatzes nicht wohl importirt werden, um so eher indeß nach Deutschland, wo Rohöle zollfrei eingehen. In

Digitized by Google

einem neuerdings erstatteten amtlichen Bericht findet sich folgende Calculation für Deutschland:

100000 Ctr. Rohöl à 4 Frs.	320000	Mark
Fracht 4,65 Mark per 100 Kilogramm	237500	„
Raffinationskosten per Centner 1 Mark . . .	100000	„
Fastage per Centner 0,75 Mark	58500	„
Zusammen	716000	Mark.

Hiernach würde man in Deutschland, da das Rohöl 78 Proc. Leuchtöl gibt, 78000 Ctr. zum Selbstkostenpreise von 716000 Mark, d. i. von 9,20 Mark pro Centner, haben, während das amerikanische Petroleum mit 13,50 Mark pro Centner bezahlt wird.

Eine größere deutsche Gesellschaft, bei welcher angesehene deutsche Handelshäuser betheiligt sind, verfügt bereits über sehr große und ergiebige Oelterrains, und dürfte namentlich dann auf reichen Ertrag rechnen, wenn die amerikanische Production wirklich versiegen sollte.

Deutsche Unternehmer finden in Rumänien viel Landsleute, allein in Bukarest sprechen 40000 Menschen auch deutsch, und werden besonders geachtet und gern gesehen, seitdem der Schwerpunkt der europäischen Politik nach Berlin verlegt worden ist.

In Uebereinstimmung mit den Natur- und Culturverhältnissen des Landes entbehrt der Handel in der Dobrudscha der gehörigen Entfaltung, obwol es nicht an Sammelpunkten und Stapelplätzen für denselben fehlt. Die Schuld daran trägt einmal der Mangel an einem zugkräftigen Emporium, ferner die Configuration der häfen- und buchtenarmen steilen Küste des Meeres, sowie die Schwierigkeit der Schiffahrt auf den Donauzuflüssen. Die Ausfuhr nach der See, nach dem besser bevölkerten und gewerblich thätigern nordöstlichen Bulgarien wäre das natürlichere, wenn nicht die Schiffahrtsthätigkeit am Beginn des Donaudeltas dazu geführt hätte, Tulcza statt des besser gelegenen Babadagh wegen des dort lebhaft betriebenen Schiffbaues zur politischen und mercantilen Hauptstadt zu machen. Daß sich an der Küste keine Sammelplätze und Ausgangspforten für den Außenhandel finden, liegt außer in der ungünstigen Gestadebildung auch in der Lagunenformation mit niedrigem Wasserstande. Nur das auf vorspringender Lehmterrasse gebaute Küstendje besitzt einen geschützten zugänglichen Hafen.

Das Eisenbahnnetz Rumäniens zeigt zwei große Hauptlinien, welche, indem sie das Königreich in den beiden Hauptrichtungen seines Territoriums durchziehen, dasselbe zugleich nach drei Seiten hin mit dem Eisenbahnnetz der Nachbarländer in Verbindung setzen.

In der ganzen Ausdehnung von Westen nach Osten, d. h. von der Grenzstation Turn Severin bis Galatz, bildet ein circa 950 Kilometer langer Schienenweg eine Hauptverkehrsader, durch welche der Anschluß an die siebenbürgisch-ungarischen Eisenbahnstraßen hergestellt wird. Diese Linie, welche die volkreichsten, angebautesten und gangbarsten Theile des Landes berührt und neben der Donau einen den wirthschaftlichen Bedürfnissen auf dem Gebiete der Güterbewegung im Inlande

Digitized by Google

und des Waarenaustausches mit dem Auslande entsprechenden Haupttransportweg darstellt, sendet von der Hauptstadt Bukarest eine Zweigbahn an die Donau bei Giurgewo (67 Kilometer). Die Strecke Bukarest-Giurgewo wird auf diese Weise zu einem vermittelnden Gliede zwischen den beiden Verkehrsbahnen, von denen die eine zu Lande, die andere zu Wasser den Interessen der Landwirthschaft, des Handels, der Industrie und aller übrigen Zweige materieller Cultur dient. Durch die Concurrenz, welche zwischen beiden als zwei großen Frachtwegen besteht, wird die Kostspieligkeit der Güterbewegung in einer dem Verkehr zugute kommenden Weise angemessen ausgeglichen. In Galatz, dem östlichen Endpunkt der großen Linie, mündet ein von der Bukowina und Galizien herkommender Schienenweg, der die Verbindung Rumäniens mit diesen Gebirgstheilen Oesterreich-Ungarns und durch den Seitenarm Ungheni-Jassy (23 Kilometer) auch mit dem russischen Eisenbahnnetz bewirkt. Von den kleinen Bahnen, die an die beiden genannten Hauptlinien anschließen, ist die Strecke Plojesti-Predil ein Bindeglied, das zur ungarischen Staatsbahn bei Kronstadt führt und Siebenbürgen mit seinen Bodenerzeugnissen eine Communication zur untern Donau eröffnet. Von mehr localer Bedeutung sind die Flügelbahnen von Pascan nach Jassy, von Adzud nach Oena, von Vesesti nach Botuconi in der Moldau und von Maracesti nach Buzeu. Theils bringen sie die Thäler der Gebirgsdistricte mit dem Niederungslande in nähere Berührung (Adzud-Oena), theils schließen sie isolirtere Landestheile, deren Wald, Mineralien oder andere Naturproducte dadurch dem Handel und Verkehr zugeführt werden können, wie z. B. von Verciorova nach den Kohlenbergwerken von Bachna, auf und regen dadurch die Erwerbsthätigkeit der Bewohner zu rationeller wirthschaftlicher Verwerthung des Bodenkapitals an. Die Linie Czernawoda-Küstendje kürzt den Weg für die Waaren, welche auf der breiten Strombahn der Donau dem Schwarzen Meere zugeführt werden, sehr bedeutend ab und macht den Hafenplatz Küstendje zu einem Débouché der Kornkammern der untern Donauländer.

Von den vorstehend aufgeführten Bahnlinien sind nur die Linien der Lemberg-Czernowitz-Jassybahn und die Strecke Czernawoda-Küstendje Privatbahnen; die übrigen befinden sich in den Händen des Staates. Alle haben continentale Gleisweite, mit Ausnahme der Linie Jassy-Ungheni am Pruth, welche russische Spurweite hat.

Die rumänische Regierung hat vor kurzem dem Parlament zwei Entwürfe zu Eisenbahnen vorgelegt, die von Bukarest nach Czernawoda, resp. von Buzeu nach Czernawoda erbaut werden sollen. Durch den Bau und Erwerb dieser Linien werden die rumänischen Eisenbahnen einen mächtigen Einfluß auf die künftige Entwickelung des großen Weltverkehrs zwischen Mitteleuropa und dem Orient erlangen.

Der nächste Weg von Oesterreich-Ungarn nach dem Schwarzen Meere wird dann auf einer Strecke von 600 Meter sich über die rumänischen Bahnen bewegen und diesem dürfte dann der Transport der landwirthschaftlichen Producte Oesterreich-Ungarns zufallen. Für die innere Entwickelung Rumäniens sind die neuen Linien von besonderer nationaler Wichtigkeit, weil sie die Dobrudscha mit dem Stammlande in Verbindung setzen.

Die rumänische Regierung hat vor einiger Zeit die Zustimmung des Parlaments

Digitized by Google

zu dem Rückkauf der Bahnlinie Czernawoda-Küstendje erlangt, die sich bis dahin im Besitz einer englischen Gesellschaft befand, sodaß sie nach dereinstiger Fertigstellung der projectirten Verbindungsstrecke Bukarest-Czernawoda im Stande sein wird, eine den Verkehrsinteressen des Landes im vollen Umfang entsprechende Eisenbahnpolitik zu befolgen und den wirthschaftlichen Fortschritt des Landes und der Eisenbahntarife mit voller Rücksicht auf die nationalen Bedürfnisse zu befördern.

Sie hat ferner auch dem Project einer Linie, die von Krajowa ausgehend über Bulgarien den Anschluß an die türkischen Eisenbahnen herstellen soll, ihre Zustimmung ertheilt, in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit, welche es für das Land hat, beide internationale Schienenstränge nach Küstendje am Schwarzen Meer und andererseits nach Konstantinopel über rumänisches Territorium zu leiten.

Von der Strecke Bukarest-Fetesti sollen zwei Zweigbahnen, die eine nördlich nach Slobozia an dem Fluß Jalomiza, die andere südlich nach Kâlârasi an der Donau, gebaut werden. Für den Bau dieser Bahnen sind 30 Mill. Frs. bewilligt, dieselben sollen bis zum 1. Nov. 1884 vollendet sein. Die neuen Linien werden ganz Rumänien in directe Eisenbahnverbindung mit dem Schwarzen Meere setzen, außerdem aber, wenn sie vor den serbisch-bulgarischen Eisenbahnen fertig werden, für die mitteleuropäischen Länder den schnellsten und bequemsten Weg nach dem Orient und nach Konstantinopel bilden. Der Handel des größten Theils von Deutschland nach diesen Gegenden würde sich der Linie Vercierova-Bukarest-Czernawoda bedienen, der der östlichen preußischen Provinzen dagegen die moldauische Linie Itzkani-Roman-Czernawoda benutzen können. Uebrigens aber wird der Bau der projectirten Donaubrücke (zwischen Fetesti und Czernawoda) voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nehmen.

Eine weitere Ausdehnung des rumänischen Staatsbahnnetzes um etwa 600 Kilometer ist durch Gesetz vom 15./27. Mai 1883 vorgesehen, durch welches der Regierung 39,145000 Frs. zum Bau von 11 Nebenbahnen bewilligt sind. Durch diese Bahnen sollen die entlegensten Theile des Landes mit dem Hauptbahnnetz verbunden werden. Es sind folgende Linien: 1) Ramnic-Valkea-Peatra-Corabia mit einer Zweigbahn nach den Salzwerken von Ocnele-Mare, 2) Titu-Tirgowist, 3) Piatra-Bacau, 4) Barlad-Vaslui, 5) Falticeni-Dolhasca, 6) Dacotina-Husi-Pruth, 7) Filiasi-Tirgu-Jui, 8) Golesti-Camzulung, 9) Vaslui-Jassy, 10) Lewerda-Dorohoi, 11) Turnu-Magureli-Rusi-de-Vede bis zu einer Station zwischen Stati und Pitesti. Von diesen Bahnen soll nur die von Barlad nach Vaslui (Nr. 4) mit normaler, die übrigen mit schmaler Spur gebaut werden.

Eine sehr rege Thätigkeit entfaltet die Regierung, um die Seehäfen am Schwarzen Meere, vornehmlich Küstendje, zu sichern und bequemen Ausgangspforten für Handel und Schiffahrt zu machen. Es wird mit Recht dabei der Erwägung Raum gegeben, daß nicht allein das Aegäische Meer und das Marmarameer den Verkehr mit dem Orient vermitteln, sondern daß das Schwarze Meer ebenso wichtige Handelswege bietet, um Südrußland, Armenien, Persien u. s. w. zu erreichen. Die Anlage eines großen Donauhafens bei Galatz ist bereits in das projectirte Eisenbahnnetz aufgenommen. Von den Hafenplätzen des Schwarzen

Digitized by Google

Meeres hat Küstendje die kürzeste Entfernung von Wien, dabei den Vorzug, daß nur die 178 Kilometer lange Strecke Bukarest-Czernawoda auf leichtem, keine größern Hindernisse bietendem Terrain gebaut werden muß, während von Czernawoda nach Varna, bezüglich Burgas, weit größere und schwierigere Strecken herzurichten wären. Nach Ausbau der letztvollendeten Strecken hat das Eisenbahnnetz Rumäniens circa 1500 Kilometer und dasjenige der Staatstelegraphen 5209 Kilometer Länge.

Rumänien hat ein nahe liegendes Interesse daran, für den Absatz seiner landwirthschaftlichen Producte nach Mitteleuropa die billige Wasserfracht auf der Donau zu erstreben. Es muß daher der Herstellung eines bequemen und zuverlässigen Fahrwassers alle Unterstützung leihen; denn durch Zugänglichmachung desselben wird ein billiger Bezug von fremden Fabrikaten erreicht, sei es durch die preisminderndе Concurrenz, welche die vom Meere her importirenden Häuser erfahren, sei es direct auf dem Donauwege. Die beiden neuen Schienenwege, welche die Walachei mit Ungarn-Siebenbürgen verbinden: Turn-Severin-Temesvar und Plojesti-Kronstadt, können den Vortheilen einer freien Donaupassage gegenüber keinen Ersatz bieten; denn für die Verfrachtung billiger und umfangreicher Rohproducte kann auch der niedrigste Bahntarif nicht die gleichen Vortheile gewähren wie die mit Dampfkraft betriebene Flußschiffahrt. Eine empfindliche Störung der Donauschiffahrt bietet wie bekannt noch immer das Eiserne Thor. Nur die privilegirte erste Donau-Dampfschiffahrtgesellschaft ist es, welche diese bedenkliche Strompassage in größerm Maßstab benutzt. Daneben betheiligen sich nur noch die privilegirte Staatsbahn mit einzelnen Schiffen; ausnahmsweise unternehmen die Fahrzeuge der Franco-Serbischen Dampfschiffahrt diese Fahrt, weil es nicht nur einer großen Vertrautheit der Schiffslenker mit dem Fahrwasser bedarf, sondern auch des Risicos einer bedeutenden Finanzkraft, um die Strandung und den Verlust eines Schiffes wagen zu können. Der Handel Rumäniens mit Oesterreich-Ungarn leidet in täglich empfundener Weise unter diesem Hemmniß. Im Fall der Beseitigung desselben würde sich mit Sicherheit eine Zunahme der Schiffahrt einstellen, welche bei der heutigen Entwickelung des Exports der untern Donauländer, durch die Zuwendung von bisher zu Lande gehenden Frachten, durch Aenderung der Richtung des Handels, durch Anregung der Production neuer Transportmassen sich wol von 150000 auf 400000 Tonnen steigern würde.

Bukarest verdankt hauptsächlich seiner Lage inmitten des fruchtbarsten und am besten angebauten Districts, sowie seiner leichten Zugänglichkeit von allen Seiten her, welche es zu einem Knotenpunkt der zehn großen Landstraßen machen, seine Bedeutung. Außer den Landwegen treffen hier auch die Zufahrtstraßen zu den hauptsächlichsten Pässen des Gebirges zusammen. Bei dieser Leichtigkeit des Verkehrs und dem Vorhandensein großer natürlicher Schätze des Bodens erlangte die Stadt schnell eine hohe Bevölkerung, die man heute auf etwa 270000 Seelen schätzen kann. Auch der Waarenverkehr fand hier einen Centralpunkt, ohne daß eine bemerkenswerthe Entwickelung der Industrie stattgefunden hätte. Die Nähe der Donau und der Dimbovitza, an welcher die Hauptstadt gelegen, gestattet eine

Digitized by Google

leichte und schnelle Durchfuhr und Verfrachtung der Waaren und Güter, die aus dem Innern des Landes kommen und die internationalen Handelswege aufsuchen.

Galatz und Braila, die beiden bedeutendsten rnmänischen Donaustädte, waren bis vor kurzer Zeit Freihäfen, die außerhalb des rumänischen Zollgebietes lagen.

Der Import nach diesen Städten wird durch Schiffe geliefert und besteht das consumirende Publikum dieser Städte meist nur aus Ausländern. Von den siebenbürgischen Waaren gelangen Decken, Tücher, Seilerwaaren, buntbemalte Truhen bis Braila und Galatz. In beiden Städten herrschen westeuropäische Gewohnheiten, Sitten und Kleidung, Bauart und Einrichtung.

Der Uebergang Bessarabiens an Rußland hat dem galatzer Import einen schweren Verlust zugefügt, indem er ihm ein kaufkräftiges Hinterland genommen, welches durch die spärlich bevölkerte und meist von Küstendje aus versorgte Dobrudscha nicht ersetzt wird. Um diesen Verlust im Laufe der Zeit auszugleichen, hat sich der Unternehmungsgeist der galatzer Kaufmannschaft dem bulgarischen Import, welcher vor dem Kriege kaum bestand, zugewendet und ihn so weit entwickelt, daß Bulgarien jetzt einen erheblichen Theil seines Bedarfs an Colonialwaaren, Manufacten und Eisen in Galatz deckt, wo die Verschiffung auf den Dampfschiffen der Oesterreich-Ungarischen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft erfolgt.

Die Gattung der importirten Waaren war eine sehr mannichfaltige. Die verschiedenartigen Industrieerzeugnisse Oesterreich-Ungarns, sowie jene aus Deutschland und theilweise auch aus Frankreich und Belgien werden fast ausschließlich während der Schiffahrtssaison mittels der Donaudampfer hierher gebracht; seitdem Galatz nicht mehr Freihafen ist (seit März 1883), ist der Eingangszoll auf dem Wasserwege, der bis dahin nur in der $^1/_2$ Proc. betragenden Gebühr für die Stadtcommune bestand, fortgefallen. Dafür ist jetzt nach Aufhebung der drei Freihäfen Galatz, Braila, Küstendje für den Bezug von fremden Waaren und Producten, gleichviel auf welchem Wege sie importirt werden, der Eingangszoll mit 7 Proc. zu entrichten.

Die Industrieerzeugnisse aus den andern Staaten des westlichen Europa, des Adriatischen und Mittelländischen Meeres werden mittels der österreichisch-ungarischen, englischen und französischen Dampfer per Transport nach Konstantinopel hierher zugeführt.

Unter den auf dem Seewege importirten Waaren treten die großen Quantitäten Colonialwaaren hervor, und zwar in erster Reihe Zucker, Kaffee, Reis, Oel und Thee, welche Artikel die wichtigsten Verzehrungsgegenstände der Bevölkernng bilden.

In dem Absatze von Zucker behauptet Frankreich noch immer das Feld und hat das englische Fabrikat ziemlich verdrängt. Oesterreichischer Zucker wird hier wol auch gekauft, jedoch in geringerer Menge, weil die Qualität des französischen Erzeugnisses für besser gehalten wird und weil auch die Fracht im Hinblick auf den großen Umfang der Lieferungen billiger zu stehen kommt.

Der Hafen von Galatz ist mit offenen Geschäften von obigen Artikeln überschwemmt; an die Stelle der vielen Engrossisten ist eine große Anzahl von Detailhändlern getreten, welche meistens griechischer Nationalität sind. Die gegenseitige Concurrenz ist bedeutend und dadurch die Auswahl für die Käufer eine erleichterte,

Digitized by Google

sowie auch die Preise sich dadurch mehr gleich hielten und nicht wie in frühern Jahren infolge der geringern Zahl von Verkäufern beliebig in die Höhe geschraubt wurden. Das Geschäft hielt sich in den Jahren 1880—82 fest und ist nur ein Falliment vorgekommen.

Außer den Colonialwaren ist der Bezug von Südfrüchten, als Limonien und Pomeranzen, und von Gemüse stark; der Verkauf liegt in den Händen der Griechen und Israeliten, welche auch per Bahn vieles von Limonien und Pomeranzen in das Innere der Moldau und selbst nach der Bukowina expediren.

Von diesen Detailhändlern in Colonialwaaren werden auch nicht geringe Quantitäten von Sardinen in Blechbüchsen und von andern Conserven aus Frankreich, sowie auch von Mehlwaaren aus Italien verkauft. In Galatz ist eine Maccaronifabrik einer griechischen Firma; die Waare steht zwar der ausländischen an Quantität nach, wird jedoch von der Landbevölkerung und der mittlern Klasse der Stadtbewohner wegen des billigern Preises gekauft.

In dritter Reihe steht der Kauf von confectionirten Waaren, fertigen Kleidern, Kurz- und Schnittwaaren, Wirk- und Weißwaaren, Tuch- und Modewaaren.

Die Zahl der Handeltreibenden mit diesen Industrieerzeugnissen ist groß; die Firmen sind zahlreich und theilen sich nach Nationalität in Oesterreicher (meist Israeliten), Romanen und Griechen.

Berlin ist die Hauptprovenienz für confectionirte Waaren, Wien für Kleider und Kurzwaaren, Böhmen für Wäsche (Leinwand) von feinster Sorte, sowie auch für Tischtücher; deutsche und österreichische Fabriken liefern Wirkwaaren und Schnittwaaren, letztere auch Paris.

Die Geschäftsleute mit fertigen Kleidern, Schnitt- und Kurzwaaren sind in letzter Zeit von der allgemeinen Geschäftsstockung am meisten betroffen worden und haben unter der Geldkrisis am stärksten gelitten. Mehrere Fallimente sind vorgekommen, viele Kaufleute versuchten durch ein annehmbares Angebot sich mit den Gläubigern auszugleichen; andere erlangten Prolongationen ihrer fälligen Rimessen; einige hingegen, die mit fast gar keinem Kapital angefangen hatten und dem Drucke der Concurrenz unterliegen mußten, suchten nach Zurücklassung von bedeutenden Schulden und Verschleppung der Waaren ihre persönliche Freiheit in der Flucht zu retten. England ist die Hauptprovenienz von Manufacturen. Französische Manufacturwaaren aus Roubaix, billige halbwollene Kleiderstoffe und Baumwollwaaren fanden gleichfalls einige Abnahme. Seidenstoffe liefert Lyon.

Unter den eingeführten Artikeln nimmt eine bedeutende Stelle das amerikanische Petroleum ein, von welchem für 400000 Frs. durchschnittlich in den letzten Jahren eingingen, obgleich Petroleum in großen Mengen in den Districten von Dimbovitza und Prahova zu Paunesci, Dragancasa und Colibassi und im District von Bakau zu Comanesci, Ocna und Tetscani gewonnen wird. Da das Reinigungsverfahren bei dem einheimischen Erzeugniß noch sehr mangelhaft ist, so wird der fremden Waare der Vorzug gegeben. Um das einheimische Product zu schützen, ist seit dem vorigen Jahre ausländisches Petroleum mit 30 Frs. per 100 Kilogramm besteuert, was einer Ausschließung desselben beinahe gleichkommt.

Ungeachtet des Ausfalls im Total des Importgeschäfts, welcher durch die

Digitized by Google

geringere Zahl von mit Ladung angekommenen Schiffen entstanden, war die Einfuhr von Galatz doch im ganzen befriedigend; dabei ist aber noch zu bemerken, daß die Importeure von vielen Artikeln nur geringe Quantitäten bezogen, weil noch große Partien davon aus dem Jahre 1879 auf Lager vorräthig waren.

Bezüglich der Einfuhr unter fremden Flaggen ist noch der gesteigerte Bezug von Kalk, Bausteinen, Ziegeln, Pflastersteinen, welche meistens mit Segelschiffen ankommen, erwähnenswerth. Das meiste von diesen Materialien wurde zum Bau von Privathäusern, die Steine auch zur Straßenpflasterung seitens der Stadt verwendet.

Ein wichtiger und stark begehrter Artikel, in welchem Oesterreich-Ungarn ungeachtet der fremden Concurrenz das Feld behauptet, sind Zündwaaren.

Den Hauptfactor im Export von Galatz bildet der Mais, von dem die Ernte in den letzten Jahren hier ebenso wie in der Moldau eine sehr ergiebige gewesen ist. Der Export hiervon wies allein die große Summe von circa 190 Mill. Kilo auf. Das meiste dieser bedeutenden Quantität wurde auf englischen Dampfern nach England transportirt, ein Theil auch nach Marseille und den Häfen des Adriatischen Meeres. In zweiter Reihe steht im Export die Gerste mit einer Masse von 193000 Kilo; der größere Theil wurde nach Marseille für Frankreich, ein Theil ferner nach Häfen des Adriatischen Meeres und jenen Griechenlands ausgeführt.

Die Ausfuhr von Roggen ist der von Gerste im Verhältniß gleich; die Bestimmungshäfen sind hauptsächlich Marseille, Bremen, Hamburg, Amsterdam, auch einige adriatische Häfen, vorzugsweise Triest und Ancona. Am schwächsten war in neuerer Zeit der Export von Weizen; Raps und Leinsamen werden von Galatz auf Ordre nach Marseille, Hülsenfrüchte und Schafkäse nach der Türkei und Griechenland expedirt.

Der Abnahme im Schiffsverkehr von Galatz seit dem letzten Kriege steht keine Zunahme gegenüber und erscheint denn auch das Gesammtergebniß der letztverflossenen Jahre, soweit die Seeschiffahrt in Betracht kommt, 543 Schiffe gegen 1054 im Jahre 1879, als ein geringeres.

Der Verkehr großer Schleppschiffe von 3—400 Tonnen von Galatz aufwärts, welcher noch vor wenigen Jahren fast ganz in den Händen der privilegirten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft lag, wird gegenwärtig von vielen concurrirenden Unternehmungen schwunghaft betrieben, und da diese letztern mit größerer Geschwindigkeit ihre Frachtpreise der momentanen Nachfrage anpassen können, als dies bei der nach einem bestimmten Tarif arbeitenden Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft möglich ist, so ziehen dieselben insbesondere die Getreideverfrachtung mehr und mehr an sich.

Vorläufig ist die Menge der vorhandenen Transportmittel noch eine dem Bedarf kaum genügende und trotz der vorhandenen Concurrenz hat die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft noch vollauf zu thun, um den während der Zeit der Cerealienverschiffung an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Der gute Gewinn jedoch, welcher bei relativ geringen Betriebskosten durch die Verfrachtung auf der Donau erzielt wird, dürfte ohne Zweifel die weitere Entstehung von concurrirenden

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Transportunternehmungen zur Folge haben, und die Zeit scheint nicht ferne, wo die österreichischen Donauschiffahrtsunternehmungen einen sehr ernsten Kampf mit der emporwachsenden Concurrenz zu bestehen haben werden.

Mehrere in Galatz seit Jahren etablirte, aber aus Kronstadt in Siebenbürgen gebürtige Kaufleute beziehen alljährlich nicht geringe Partien von Waaren aus Kronstadt, welche, von dortigen Industriellen gearbeitet, unter der Landbevölkerung und der mittlern Klasse der Stadt Absatz finden. Zu solchen Artikeln gehören verschiedene fertige Tuchstoffe, Sackleinwand, Holzflaschen für Wein und Branntwein, Riemen, Peitschen, Seilerwaaren, wollene Decken.

Im Transportverkehr mit Waaren ist für Galacz die Eisenbahnlinie Galatz-Roman die wichtigste. Nicht nur daß die bedeutenden Mengen von Cerealien, Hülsenfrüchten und Rohproducten aus den in der obern Moldau gelegenen Districten Berlad, Tekutsch, Bacau, Maracesti und von Vaslui über Berlad auf dieser Linie in Galatz eintreffen: es werden auch vice versa die großen Partien von Colonialwaaren, Südfrüchten und den verschiedenen Industrieerzeugnissen des Auslandes auf demselben Wege von hier in die oben angeführten Plätze exportirt.

Zwischen den genannten Städten und Galatz herrscht fortwährend eine rege Geschäftsverbindung, die jedoch im Vergleich zu den frühern Jahren durch die allgemeine Stockung und den Geldmangel schwächer wird.

Der Waarentransport von Galatz nach Braila und Bukarest wird, ausgenommen zur Winterszeit, der billigern Fracht wegen mehr auf der Donau (für Bukarest bis Giurgewo) effectuirt. Es gehen dahin große Partien Colonialwaaren, Eisen, englische Manufacte und diverse zur See hierher gebrachte Waaren.

Die Linie Galatz-Bukarest-Vercerioba-Predeal ist mehr für den Personenverkehr von Bedeutung, indem die von Galatz dahin oder nach Ungarn reisenden Passagiere dieselbe benutzen, während die Reisenden nach Wien die Route über Roman und Lemberg vorziehen.

Außer Getreide werden auch die großen Quantitäten Wein aus Odobesti und andern Gegenden Rumäniens, welche nach Galatz, Tultscha und Konstantinopel bestimmt sind, mittels Eisenbahn von Maracesti nach Galatz gebracht.

Die Linie Galatz-Bukarest-Vercerioba ist für diesen Hafen hinsichtlich des Waarentransports minder wichtig, indem die über See ankommenden Waarenartikel, welche nach Bukarest verkauft werden, der billigern Fracht halber den Wasserweg bis über Giurgewo wählen; nur nach Einstellung der Schiffahrt wird die Eisenbahn mit Bezug hierauf benutzt. Dies gilt auch für die kurze Strecke Galatz-Braila, da während der Schiffahrtssaison die Waaren mit Dampfern dahin geführt werden.

Die dritte Linie Galatz-Kronstadt ist für diesen Platz insofern von Belang, als nicht geringe Quantitäten von Transitwaaren, welche für Ungarn und Siebenbürgen bestimmt sind, auf diesem Wege an ihre Bestimmung expedirt werden und Reisende aus Ungarn diese Linie wählen.

Galatz hat auch Geschäftsverbindungen mit der Bukowina. Aus den Wäldern derselben werden enorme Quantitäten von Bauholz, meist Rundholz und Pfosten, nach Galatz in Flößen auf dem Serethfluß herabgeführt. Auch mit der Eisenbahn kommen Partien von bearbeitetem Holz aus Czernowitz. Viele der in Galatz

Digitized by Google

wohnenden deutschen Geschäftsleute senden an ihre Geschäftsvertreter mittels Eisenbahn große Quantitäten von Fisch- und Colonialwaaren, wovon dann wieder Partien weiter bis Lemberg expedirt werden. Der Hafen von Braila ist durch die Eisenbahn mit Bukarest und dem Innern der Walachei und der Moldau bequemer verbunden als Galatz, daher der Transit seit einigen Jahren sich in erhöhtem Maße nach Braila gezogen hat, wobei noch in Rechnung kommt, daß die Eisenbahnfrachtsätze zwischen Braila und Bukarest und andern Städten billiger sind, während die Seefracht von den europäischen Häfen nach den beiden Plätzen die gleiche ist.

Jassy hat drei Hauptzufuhrwege, einen, der aus dem Binnenlande kommt und durch die Eisenbahnlinie Lemberg-Czernowitz dargestellt wird, und zwei von der See her, die von Galatz, resp. Odessa, heranführen.

Den Waarenverkehr betreffend, läßt sich in erster Linie hervorheben, daß, abgesehen von Waaren, wie Asphalt, Taback, Reis, griechisches Leder und Colonialwaaren, welche naturgemäß auf dem Seeweg nach Jassy kommen, die Einfuhren über Suczawa mittels der Lemberg-Czernowitz-Jassyer Eisenbahn denen über Galatz nahezu die Wage halten.

Im Interesse der Hebung des Frachtverkehrs auf der Strecke Jassy-Galatz und namentlich zum Zwecke der Erhaltung des Antheils des galatzer Hafens an dem Verkehr der obern Moldau gegen die wachsende Concurrenz des Hafens von Odessa wurden auf Veranlassung der rumänischen Regierung für die Frachten Galatz-Jassy mit 10. Juli 1880 so weit ermäßigte Tarife eingeführt, daß die Parität mit den Tarifen Odessa-Jassy hergestellt erscheint.

Für Getreide ist nach dem neuen Tarif die Fracht von Jassy nach Galatz von 295 auf 156,30 Frs. ermäßigt und erscheint dies geeignet, einen Theil des Getreides aus der obern Moldau mit der Bestimmung für Süddeutschland (München, Stuttgart, Ulm) und die Schweiz von der Route via Lemberg ab und auf jene via Galatz zu lenken.

Bei Versendung nach dieser letztern Richtung kosten nämlich, rund gerechnet, 10000 Kilogramm Jassy-Galatz (oder Braila) 156 Frs., Galatz-(oder Braila-Venedig) bei ganzen Schiffsladungen 175 Frs., bei Theilladungen in Säcken 200 Frs., und Venedig-München 335 Frs., zusammen 691 Frs. oder 552,30 Mark, wogegen Jassy-Lemberg-München 664,50 Mark kostet.

Der Transitverkehr von Jassy wird in den letzten Jahren eine bedeutende Steigerung auch für Artikel wie Steinkohlen, Asphalt, Taback, landwirthschaftliche Maschinen, Bau- und Brennholz, Getreide, dagegen eine Abnahme bei Zucker, Colonialwaaren, Cement, Manufacten und Mahlproducten erfahren.

Die Zunahme des Verkehrs wird erklärt: in Getreide durch die günstigen Ergebnisse der letzten Ernte und dann namentlich durch den Bedarf Galiziens an Mais, sowie durch den stärkern Absatz von Getreide nach Norddeutschland; in Bauholz durch den bedeutenden Absatz nach Südrußland und dem Orient; in Taback und Asphalt durch den vermehrten Consum, was namentlich bei Asphalt zutrifft, welchen Bottuschan, das seine Straßen nun auch zu asphaltiren begonnen hat, in größeren Mengen bezog.

Digitized by Google

Die Verringerung des Verkehrs findet ihren Grund: bei Wein in dem Ausfall der 1880er Lese, bei Spiritus in dem vermehrten Absatz ungarischen Products nach Bulgarien, bei Manufacturwaaren und Colonialwaaren darin, daß Jassy diese Artikel vorwiegend über Odessa bezog.

Das Departement Küstendje umfaßt die Districte Küstendje, Hirsova, Medgidie, Mangalia und Neusilistria, zählt aber jetzt nicht mehr als 70000 Einwohner, während deren vor dem Kriege 160000 waren.

Die mehr im Innern des Landes gelegenen Städte, deren Einwohnerzahl ebenso wenig wieder zugenommen hat, haben für den Handel eine nur ganz geringe Bedeutung. Die Stadt Küstendje hat sich rascher wieder bevölkern können, gleichwol beläuft sich auch ihre Einwohnerzahl nicht auf mehr als 6000. Das hier vorwiegende Element ist das tatarische und griechische; andere Nationalitäten und so auch die Deutschen sind in sehr schwacher Minorität. Die Zukunft der Stadt Küstendje hängt hauptsächlich von der Vergrößerung ihres Hafens ab; dieser wurde seinerzeit in einer Größe ausgeführt, um etwa 50 Schiffe aufnehmen zu können, und besitzt eine Wassertiefe von nur 20 englischem Fuß, entspricht also durchaus nicht der derzeitigen Entwickelung des Wasserverkehrs, der ja Schiffe von großem Tonnengehalt bevorzugt. Die rumänische Regierung ist, wie schon gesagt, auch dem Gedanken an die Hafenvergrößerung näher getreten und hat zu diesem Behufe durch Sachverständige Sondirungsarbeiten vornehmen lassen.

Während des Jahres 1881 wurden aus Küstendje in größern Quantitäten exportirt: Gerste, Hafer, Hirse, Leinsamen, Raps, Mais, Zigaywolle, Schafkäse, Hammel und Lämmer u. s. w. Die von hier exportirten Sämereien und Getreidesorten wurden wie immer zum größten Theil nach England, Frankreich, Italien und Belgien verschickt. Die Wolle geht gewöhnlich nach Marseille, Roubaix und Tourcoing, der Käse nach Konstantinopel, wohin auch die Hammel und Lämmer gelangen; die Schaffelle finden wie früher einen großen Absatz nach Siebenbürgen.

Die Einfuhr in Küstendje, theils vom Meere her, theils von der obern Donau, erreichte 1881 den Werthbetrag von 4,581200 Mark; im Jahre 1880 hatte sie 2,800000 Mark und im Jahre 1876 5,280000 Mark.

Es ist schwer, den auf Deutschland entfallenden Antheil an den vorstehenden Summen anzugeben; denn weil directe Verkehrsmittel nicht vorhanden sind, nehmen die Waaren deutschen Ursprungs ihren Weg über London oder über Triest und Wien, und bei ihrer Ankunft hier werden sie dann als englische oder österreichische declarirt.

Die Haupteinfuhrartikel sind wie früher Tuche, Baumwollwaaren, Kurzwaaren, Scheibenglas, Kerzen, Packleinwand, präparirte Felle und Leder, Petroleum, Olivenöl, Reis, Taback, Seife, Colonialwaaren, Thee, Zucker, Cemente, Eisen, Zink, Nägel, Schreib- und Cigarettenpapier, Zündhölzer und Spirituosen.

Der Hafen von Küstendje wurde im Jahre 1881 von 542 Schiffen besucht, worunter 248 Dampfschiffe, mit einem Gesammtgehalt von 233380 Tonnen; die deutsche Flagge zeigte sich während des gedachten Jahres nicht.

Die Fracht für Weizen oder Mais nach England und nach dem Continent bis Hamburg schwankte zwischen 4—6 Sh. pro Quarter, diejenige für anderes Getreide nach Verhältniß der Korntarife der Baltique.

Digitized by Google

Der projectirte Anschluß der rumänischen Eisenbahnen an die deutsche könnte, was den Durchgang von Waaren betrifft, deren Bestimmungsort Bukarest und andere große Städte des Königreichs oberhalb Tschernawoda sind, Küstendje zu einer der wichtigsten Städte Rumäniens machen, und dies um so mehr, als es der einzige rumänische Hafen ist, welcher während der ganzen Dauer des Jahres der Schiffahrt offen steht.

Die mitteleuropäische Production und ihr Handel, und speciell Deutschland, hat in Rumänien einen unbequemen Concurrenten zu bekämpfen, der in unterm Donaugebiet bereits ziemlich festen Fuß gefaßt hat. Es ist dies die Uebermacht Englands, welche die für den Donauhandel zunächst durch Natur und Lage der Länder berufenen Kreise um die berechtigten Erfolge ihrer Gütererzeugung und ihres Waarenaustausches bringt. England arbeitet hier, wie an andern Stellen des Erdballs, mit der im voraus weit überlegenen Macht seines großen Kapitals, und hat es so in seiner Hand, die Waarenpreise und Frachtkosten durch sein Angebot resp. seine Abweisung so zu reguliren, daß sie demgemäß als Norm von den Concurrenten anerkannt werden müssen, wenn letztere überhaupt, dauernd wenigstens, in zweiter Linie sich behaupten wollen. Die Uebermacht der englischen Industrie kann man zur Zeit nicht durch ein Aufgebot aller geistigen und materiellen Kräfte, noch durch erhöhte Schutzzölle im Binnenhandel der obern Donau mit wirklichem Erfolg abwehren; mehr aber waltet naturgemäß der englische Import und britische Schiffahrtsverkehr in den Ländern der untern Donau vor. Ein Durchschnitt der Schiffahrtsthätigkeit im Mündungsgebiet der Donau in dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880 bezeugt ziffermäßig, daß hier bezüglich der in Verkehr gebrachten Tonnenlasten der britische Seeverkehr allein mehr leistet als sämmtliche andere seefahrende Nationen zusammen, ein Verhältniß, dem auf die Dauer ein wichtiger, die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands schädigender Einfluß gewiß nicht abgesprochen werden wird. Das Königreich Rumänien erfreut sich unter den Donaustaaten der bestgeordnetsten Verhältnisse. Es darf mit Befriedigung auf die in seiner wirthschaftlichen Prosperität erreichten Fortschritte zurückblicken. Trotzdem besitzt Rumänien noch insofern den handelspolitischen Charakter eines Coloniallandes, als es in industrieller Hinsicht noch fast ausschließlich auf ausländische Bezugsquellen angewiesen ist, und seine eigenen Handelsartikel nur in Rohproducten des Bodens oder der Viehzucht bestehen. Nur ein einziger, vorzugsweise dem internationalen Verkehr nach dem Osten dienender Schienenstrang durchzieht das Land. Die wichtigen Verkehrsarterien, welche in Culturstaaten durch ihr dichtes Netz auch die entferntesten Winkel des Landes erschließen und mit der übrigen Welt verbinden, fehlen in Rumänien noch.

Gerade aus diesen Gründen aber ist Rumänien für die Industrie der westeuropäischen Länder ein ebenso wichtiges als dankbares Absatzgebiet ihrer Producte.

Digitized by Google

Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart.

Von

Gustav Portig.

II.

Sowol um diese Hochschätzung der Renaissance durch Semper wie auch dessen schriftstellerische Bedeutung auf dem Gebiet der Architektur zu würdigen, müssen wir nunmehr die Hauptgesichtspunkte betrachten, unter welchen jener die wichtigsten Perioden seiner Kunst auffaßte. Je origineller und bestechender seine Ansichten von der vorgriechischen und der hellenischen, der römischen und mittelalterlichen Architektur sind, um so dringender und schwieriger zugleich wird eine Richtigstellung derselben werden.

Zunächst hat Semper Außerordentliches geleistet in der Darstellung der vorgriechischen Baukunst und des mit ihr zusammenhängenden Kunstgewerbes. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf diesen Theil seiner Schriften näher eingehen. Da aber Semper auf das der vorgriechischen Architektur eigenthümliche Princip der Wandverkleidung einen vor ihm nicht gekannten Werth gelegt hat, so müssen wir immerhin jener Periode eine flüchtige Betrachtung widmen.

Jenes Princip tritt erst in dem Bauwesen der semitischen Völker als herrschendes hervor: die indische Kunst hat keinen Zusammenhang mit derjenigen der verwandten Culturvölker, die persische aber ist nur ein Gemisch von semitischen, ägyptischen und griechischen Elementen. Immerhin erwecken auch sie dasselbe Gefühl wie die vorgriechische Baukunst überhaupt: der Mensch hat im Kampfe mit den andringenden Naturkräften noch nicht gesiegt; das Erhabene sucht er durch bloße Massenhaftigkeit zu erreichen, das eigentlich Schöne kennt er noch nicht.

Die Architektur der Semiten hatte ihr Schwergewicht in der Wandverkleidung (Incrustation). Das unedle, in riesigen Flächen auftretende Backsteinmaterial wollte sie verdecken durch einen Belag von Steinplatten, oder die Oede solcher Flächen beleben durch einen Ueberzug von Stuck, welcher mosaikartigen Schmuck empfing. Durch einen möglichst glänzenden Ueberzug von Gold, Silber oder Farbe wurde die Wand in eine malerisch selbständige Fläche verwandelt, sodaß von einem organischen Wechselverhältniß zwischen Construction und Decoration keine Rede

Digitized by Google

mehr war. Hier soll also eine überreiche, obendrein bloße Flächen-Decoration die innere Dürftigkeit des architektonischen Princips verbergen, oder, wie Semper will, die rohe Stofflichkeit des bloßen Baumaterials soll vor dem Schein eines höhern Lebens zurücktreten.

Das sprechendste Bild der vorgriechischen Architektur gewährt wol die ägyptische Bauweise. Hier erklären sich die Abwesenheit jedes Sockels und die glatten, schräg ansteigenden Wände aus dem Lehmbau, die wagerechte Deckung aber aus dem Fehlen alles Regens. Das in Oberägypten vorhandene und auf dem Nil weithin transportable Material von Haustein (Granit, Syenit, Sandstein, Kalkstein) ermöglichte eine künstlerisch höhere Leistungsfähigkeit, als der mittelasiatische Backsteinbau erreichen konnte; gleichwol sind die vielfach verworrenen ägyptischen Tempelanlagen nur eine verbesserte Auflage der indischen Grottenbauten, und gleichen viel eher den von einer Haut umschlossenen Eingeweiden, als dem Knochengerüst des menschlichen Körpers. Die ägyptischen Tempelanlagen verbinden eine relativ sehr mäßige Höhe mit einer fast unbegrenzten Ausdehnung in die Tiefe; die heiligen Bauten schließen sich gegen die profane Welt ab durch riesige, glatte, undurchbrochene Mauern, welche natürlich eine farbige oder plastische Bekleidung förmlich fordern. Den Hauptbestandtheil derselben bilden Figurengruppen, welche dem Thier- und Pflanzenreich entnommen sind; außer Vögeln, Fischen und Säugethieren sind auch Menschen in allen möglichen Stellungen und Beschäftigungen zu sehen. Zu dieser Malerei trat oftmals noch das Intaglio oder das Relief hinzu, beidemal aber empfing jede Figur ihre besondere Farbe. Hauptsächlich aber wurden die Pfeiler und Mauern von unten bis oben mit einer endlosen Freske überzogen, als wären alle Wände mit je einer bunten Tapete bedeckt. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß der farbige Ueberzug die Gliederung jener gewaltigen Steinkörper erkennen ließ. Ein innerlich nothwendiger Zusammenhang aber von Architektur und Farbe ist freilich nicht vorhanden, vielmehr wirkt dieser äußerlich aufgeklebte Behang ermüdend und verwirrend.

Noch viel schlimmer aber sieht es mit der architektonischen Construction selber aus. In den ägyptischen Hallen und Säulengängen ist von der streng gesetzmäßigen Wohlordnung der griechischen Bauten noch keine Rede. Stützen von verschiedener Gattung und ungleichem Durchmesser dürfen doch dieselbe Höhe haben und dieselbe Decke tragen; Säulen mit lotosförmigem Capitäl überragen solche mit glockenförmigem; die Zwischenräume, durch welche Stützen derselben Gattung getrennt sind, dürfen verschiedene Breite haben; das Gebälk, welches auf derartigen Stützen aufliegt, darf gleichfalls von verschiedener Höhe sein. Wahrlich, gegenüber solchen Vorstufen begreift man es, warum die griechische Baukunst den Eindruck einer Neuschöpfung machen muß; man versteht, warum ihr der Ehrenname der classischen gebührt. Dennoch muß wohl unterschieden werden zwischen der Bedeutung, welche die griechische Baukunst im Vergleich mit der vorgriechischen und mit sich selbst hat, und zwischen der Stellung, welche ihr zukommt, sobald man sie am Maßstab der mittelalterlichen und der Renaissance mißt. Erwägen wir darum zunächst ihre Vorzüge und Mängel, und fassen wir dann die Stellung der Neuzeit zu ihr, besonders aber diejenige Semper's, in das Auge.

Digitized by Google

Die Werke der griechischen Baukunst sind in den reifsten Erzeugnissen der dorischen und der ionischen Ordnung etwas Vollendetes. Ihre Formen sind die einfache und naturnothwendige Erscheinung von Gesetzen, welche im Wesen der Architektur selber begründet sind; ihre Sprache ist eingegeben von der Phantasie des Idealmenschen selbst in seiner Jugendzeit. Die griechische Säule in ihren drei Arten ist geradezu die schlechthin mustergültige Verkörperung eines tragenden und raumöffnenden Baugliedes, und darum in den Allgemeinbesitz übergegangen. Erst die griechische Architektur bringt es in ihrem Tempel zu einem Organismus, in welchem ein architektonisches Princip wirklich durchgeführt erscheint; die verhältnißmäßig wenig Ornamente tragenden Bauwerke der classischen Periode bekunden die feinste Abwägung aller Verhältnisse und heben die constructive Bedeutung der einzelnen Glieder musterhaft hervor. Alles Einzelne beruht nachweislich auf den sorgfältigsten Berechnungen, und dennoch athmet das Ganze den Hauch künstlerischer Freiheit. Alles ist Gesetz und doch Wohlordnung; die Steine erscheinen gleichsam beseelt als die Träger der verschiedenen Naturkräfte; die Wechselwirkung der Stoffe ist deutlich erkennbar, und jedem Baugliede ist eine höhere ästhetische Weihe aufgedrückt. Die Einfachheit des griechischen Tempels ermöglichte die genaueste Durchbildung jedes Theiles; die harmonische Vereinigung von Viereck (Grundriß), Kreis (Säule) und Dreieck (Giebeldach) ist überaus wohlthuend. Auf einem Unterbau von zwei bis drei Stufen, getrennt vom Erdboden, ruhte das eigentliche Säulenhaus als eine Art von Weihgeschenk für die Gottheit, und forderte geradezu in seinen beiden Giebelfeldern, in den Zwischenfeldern der dorischen und dem fortlaufenden Fries der ionischen Ordnung die Belebung durch die Plastik heraus. Man darf aber die Weltanschauung nicht vergessen, deren architektonischer Ausdruck der griechische Tempel ist. Wie Geist und Natur, so halten sich hier Kraft und Last das Gleichgewicht. Dem entsprechend herrscht die Längenrichtung, und nicht die Höhenrichtung im Bauwerk; der Hauptbalken wuchtet gleichmäßig auf den aufstrebenden Säulen, wie das Schicksal auf Göttern und Menschen: der griechische Tempel verkörpert nur die noch ganz naive Harmonie des jugendlichen, im Diesseits heimisch sich fühlenden Menschen.

Obwol nun Semper in seiner Werdezeit zur Antike geschworen, so machte er sich doch verhältnißmäßig früh von ihrer Oberherrschaft los. Er selbst äußerte sich in seinem „Stil" also: „Im griechischen Säulenhause hatte wol die Baukunst ein in sich Vollkommenes geschaffen, aber noch nicht ihr höchstes Ziel erreicht: der Zeustempel zu Olympia wies über sich hinaus auf eine höhere Tempelanlage." Früher aber hatte er sehr schön gesagt: „Die griechische Architektur wird in ihren Principien nicht sterben, weil sie auf die Natur begründet sind, eine allgemeine und absolute Wahrheit enthalten und zu uns in einer Sprache reden, welche jederzeit und überall durch sich selbst verständlich ist." (Vgl. „Architektonische Symbole".)

Die rückhaltlose Anerkennung der Vorzüge berechtigt uns nun aber auch, die Mängel der griechischen Architektur zu betonen. Die Construction der Decke ist gebunden an das zufällige Vorhandensein von großen tragfähigen Steinbalken. Der Gegensatz der tragenden Glieder und ihrer Belastung, von Lebenskraft und

Digitized by Google

Schwerkraft tritt noch schroff heraus. Selbst die Ornamente, welche in der Zone des Zusammenstoßes zwischen Säule und Gebälk vorkommen, stumpfen nicht den Widerstreit ab, sondern erhöhen ihn eigentlich, indem das Capitäl die Säule nicht als zufällig abgeschnitten, sondern als sich selbst der Last gegenüber begrenzend empfinden läßt. Auch vermag dieser Stil verhältnißmäßig nur sehr wenige architektonische Aufgaben zu lösen. Gebäude mit mehrern Stockwerken im griechischen Stil sind strenggenommen verwerflich; denn sinnlich überzeugend können Säulen wol aus dem Unterbau (speciell dem Stylobat) hervorwachsen, nicht aber aus einem relativ schwachen Gebälk, welches auf einer untern Säulenstellung aufliegt. Ferner kann der Grundriß nur ein Parallelogramm oder ein Kreis sein, denn blos auf dieser Unterlage lassen die sichtbar herrschenden Hauptbalken eine formenschöne Verbindung zu. Diese Einfachheit des Grundrisses aber schließt eine Mannichfaltigkeit von Vor- und Einsprüngen aus, und nur der Eindruck vollkommener Einheit und Ganzheit des Gebäudes ist erreichbar. Verknüpfung von verschieden hohen Bautheilen zu einem größern zusammenhängenden Ganzen ist kaum möglich, und das Erechtheion auf der Akropolis von Athen beweist schlagend, wie wenig den Griechen ein organischer Zusammenschluß von zwei verwandten Tempelanlagen zu einem Ganzen gelingen wollte. Ebenso wenig aber, wie der Grundriß der Tempel organisch durchgebildet wurde, empfing auch deren Inneres einen entsprechenden Ausbau: darin, daß der griechische Tempel nur Außenbau ist und auch seinem Wesen nach nichts anders sein konnte, darin liegt seine Hauptschwäche.

Der griechische Baustil wird von den Architekten aller Zeiten als Muster einer formal-harmonischen Durchbildung, als die Elementargrammatik ihrer Kunst studirt werden müssen; seine praktische Anwendbarkeit aber ist in viel engere Grenzen eingeschlossen, als eine oft übertriebene Begeisterung für die Antike anzunehmen beliebt hat. Semper kämpfte mit Recht an gegen die von Winckelmann und Lessing literarisch begründete Richtung, welche die bildende Kunst unter dem Gesichtswinkel einer unvollständig bekannten Sculptur gesehen habe. Wie oft aber hat man die griechische Säulenhalle nicht blos zu ganz fremdartigen Zwecken, sondern sogar eine ganze Tempelfaçade als bloßes Ornament verwendet, als Ornament sogar an unsern kasernenartigen Gasthöfen oder Wohnhäusern! Unsere heutigen Architekten können nur in ganz vereinzelten Fällen entweder Theile eines griechischen Bauwerkes oder ein solches selbst herübernehmen, letzteres aber fast immer nur als Glied eines größern Ganzen. Solch eine Anleihe bei der Antike sollten sie aber nur dann machen, wenn der Zweck, welchem ein monumentales Gebäude dient, nachweisbar und dem Volke verständlich einen culturgeschichtlichen Zusammenhang hat mit der Geisteswelt der Antike. Daher können wol Museen und Theater, Parlamentshäuser und Universitäten an ihrer Façade Elemente der griechischen Architektur enthalten; es wäre aber ein Unsinn, christliche Kirchen oder jüdische Synagogen, Polytechnika, Postgebäude, Bahnhöfe, Laboratorien u. dgl. im griechischen Stil zu bauen. Man mag die kunstgeschichtliche Bedeutung der Antike noch so hoch anschlagen: jeder Versuch, der antiken Kunst eine absolute Bedeutung beizulegen und eine Art von Weltherrschaft zu erringen, wird nur in solchen

Digitized by Google

Zeiten relativ gelingen, wo das eigene nationale Bewußtsein daniederliegt. Bauwerke im rein griechischen Stil sind unter uns nur Erzeugnisse einer ästhetischen Reflexion; sobald wir aus lebendigem Bedürfniß und ureigenem nationalen Drange heraus bauen, werden wir uns niemals zum antiken Stil selbst flüchten, obwol wir natürlich einzelne Ornamente der Antike maßvoll und am rechten Ort unsern Bauwerken organisch einverleiben dürfen.

Diese Regel hat auch Semper befolgt an dem Rathhause zu Winterthur, welches er 1865—66 erbaute. Wenn er dieses Gebäude im sogenannten griechischen Stil errichtete, so läßt sich für diese Wahl als rechtfertigender Gesichtspunkt geltend machen, daß ein kleiner Freistaat der Schweiz den griechischen Republiken geistig verwandt sein mag. Immerhin verändert sich der griechische Stil eines modernen, einem praktischen Zwecke dienenden Gebäudes doch ganz wesentlich gegen sein Urbild: der griechische Tempel ist ein säulengetragenes Haus ohne Fenster, während bei uns im Norden die letztern eine Hauptrolle spielen. So ist denn auch im Stadthause zu Winterthur eigentlich nichts weiter griechisch, als das auf vier korinthischen Säulen ruhende Giebeldreieck, welches dem überragenden und weit vorspringenden Mittelbau vorgestellt ist. Sodann sind noch die Stirnseiten der beiden niedrigern Seitenflügel mit je einem Fenster in der Mitte versehen, welches (im ersten Geschoß) durch je zwei dorische Pilaster flankirt ist. Darin besteht eigentlich die ganze Erinnerung an den griechischen Stil.

Es hat freilich lange gedauert, bis wir zu dem oben dargelegten Standpunkt uns emporgearbeitet haben; gerade uns Deutschen ist es auf allen Gebieten sehr schwer geworden, die Oberherrschaft der Antike in die ihr gebührenden Grenzen zurückzudrängen. Wenn bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts der sogenannte classische Stil wieder auftauchte, so konnte man damals dieses Erwachen nur freudig begrüßen; in einer Zeit der Entartung und der Geistesöde war das Studium der Antike die einzige Grundlage, auf welcher sich allmählich die neuzeitige Baukunst erheben konnte. Zunächst erweckten und förderten äußere Umstände diese Hinwendung zum Alten: Herculanum und Pompeji waren wieder entdeckt, Stuart und Revett hatten altgriechische Baudenkmäler vermessen, Piranesi veröffentlichte seine Ansichten römischer Baudenkmäler und Vitruv erlebte neue Ausgaben. Damals konnte allerdings der erste Schritt zum Bessern nur darin bestehen, zunächst rein äußerlich den classischen Stil nachzuahmen; naturgemäß legte man auf regelrechte Nachbildung und Zusammenstellung der hauptsächlichsten Bauglieder den alleinigen Nachdruck. Obwol nun J. G. Langhans, der Erbauer des Brandenburger Thores in Berlin, eine verhältnißmäßig gelungene Nachbildung der Propyläen auf der Akropolis zu Athen gab, so verband doch auch er frischweg toscanische Säulen mit ionischer Cannelirung, und thürmte auf den schwachen Architrav eine römische Attika. Damals erbaute man alles Mögliche im griechischen Stil, so z. B. H. Gentz (gest. 1811) die jetzige Münze in Berlin, von Thouret das weimaraner Theater, Zeiß die Brunnenhalle in Wiesbaden, F. Weinbrenner (gest. 1829) sogar die katholische Kirche in Karlsruhe nach dem Muster des Pantheon, mit einer ionischen Vorhalle. In Frankreich führte Chalgrin (gest. 1810) die Thorwachen und Hauptwachen in classicistischem Stil wieder ein, welche dann

Digitized by Google

in Deutschland fortwucherten; Ledoux (gest. 1806) erbaute den großartigen Arc de l'Etoile, dessen prachtvoll gelegener Durchfahrtsbogen sich bis zu einer Höhe von 120 Fuß erhob. Fontaine (gest. 1806) ahmte in seinem Triumphbogen des Carrouselplatzes den altrömischen Konstantinsbogen nach, und endlich brachte Vignon (gest. 1846) es fertig, die Magdalenenkirche in Paris als korinthischen Peripteros zu errichten.

Eine stilvollere Periode der classicistischen Richtung brach an in Deutschland unter Ludwig I. von Baiern. Da erbaute Leo von Klenze (gest. 1864) die Glyptothek in München, worin er eine ionische Vorhalle mit römischem Gewölbebau im Innern verband. Die reinste Nachbildung des Parthenon im dorischen Stil sollte die Walhalla bei Regensburg sein; aber auch hier setzte man sich schließlich über den Widerspruch hinweg, daß ein Heldensaal deutschen Geistes seine baulichen Formen dem hellenischen Genius entlehnte. Ebenso führte Leo von Klenze die bairische Ruhmeshalle bei München in dorischem Stil aus, und fügte als letzte Blätter in seinen Ruhmeskranz die Befreiungshalle bei Kehlheim sowie das Prachtthor der Propyläen am Königsplatz in München.

Der eigentliche Grieche unter den Baumeistern der Neuzeit war aber K. F. Schinkel (gest. 1841), weil er den classischen Stil wirklich mit eigener Kraft in seinem Geiste wieder erzeugte. Obwol er als jüngerer Mann für die Gothik geschwärmt und sich um den Ausbau des Kölner Doms sowie die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses Verdienste erworben, so vermochte er doch niemals der Gothik völlig Herr zu werden. Dafür sind Beweise seine Werdersche Kirche in Berlin und sein Entwurf zu einem gothischen Dome daselbst (1819), welchen letztern er mit einer Kuppel gekrönt hatte. Ein förmlich tragisches Geschick aber fügte es, daß Schinkel's herrlichste Pläne, diejenigen zum Schloß Orianda in der Krim und zum Königsschloß in Athen, unausgeführt blieben, die wirklich ausgeführten aber, Schauspielhaus und Museum in Berlin, durch Geldmangel und Unverstand beengt wurden.

Wenn freilich Schinkel die Königswache in Berlin gleichfalls im griechischen Stil erbaute, so versteht wol der Kunstgelehrte den Zusammenhang des preußischen Militarismus mit dem Geiste der dorischen Ordnung, nicht aber das Volk. Schinkel hat sich theoretisch und praktisch die größte Mühe gegeben, um der Antike zu einer Auferstehung unter uns zu verhelfen; aber weder seine Genialität, noch die Experimente Ludwig's I. vermochten, die Antike wahrhaft volksthümlich unter uns zu machen. Die Antike läßt sich eben nicht, wie Schinkel meinte, auf die Bedingungen der heutigen Weltperiode erweitern, weil sich eben nicht wieder die Weltanschauung der Griechen unserer ganzen Nation einimpfen läßt. Mögen übrigens Schinkel's köstlichste Schöpfungen für das Auge des Kenners noch so wohlthuend sein: es bleibt für uns moderne Menschen doch immer das Gefühl übrig, daß uns etwas wie Kälte aus jenen Gebilden anfröstelt. Die classische Durchsichtigkeit einer Goethe'schen Iphigenie läßt sich wol beleben durch den warmen Hauch der persönlichen Darstellung, nicht aber diejenige eines Gebäudes im rein griechischen Stil.

Wenn nun auch der Geist Semper's viel zu reich war, um sich mit der einfachen Formensprache der griechischen Architektur zu begnügen, so wurden doch

Digitized by Google

seine Forschungen auf dem Gebiete der letztern nach einer bis dahin fast ganz übersehenen Seite epochemachend. Er ist der Wiederentdecker der antiken Polychromie unter den deutschen Baumeistern. Während er noch in München unter Gärtner sich fortbildete, hatte er die mittelalterlichen Bauwerke studirt und sogar Aufnahmen von gothischen Domen herausgegeben. Bei dieser Arbeit war ihm zuerst klar geworden, welch eine große Rolle die Farbe im Innern jener Gebäude gespielt hatte. Auf einer mehrere Jahre umfassenden Reise über Paris durch Südfrankreich, Italien und Griechenland nahm er sodann Gelegenheit, die Reste der antiken Architektur geradezu von Grund aus mit vielen Mühen und Opfern zu studiren. So kam er denn zu der Ueberzeugung, daß die wirkliche Classicität farbig und nur die eingebildete der Napoleonischen Periode weiß gewesen sei. Bei seiner Rückkehr von dieser großartigen Studienreise legte er Schinkel in Berlin die Ergebnisse seiner Untersuchungen vor und erlebte die Freude, die Zustimmung dieses Meisters zu finden. Semper veröffentlichte nun zunächst eine Broschüre: „Bemerkungen über vielfarbige Architektur und Sculptur bei den Alten" (1833), wozu er 1836 eine Lieferung von sechs farbigen Tafeln herausgab. Man war ganz verblüfft über die kecke Schreibweise eines bis dahin unbekannten jungen Mannes. Eine Probe derselben möge hier Platz finden: „Der Kunstjünger durchläuft die Welt, stopft sein Herbarium voll mit wohl aufgeklebten Durchzeichnungen aller Art, und geht getrost nach Hause in der frohen Erwartung, daß die Bestellung einer Walhalla à la Parthenon, einer Basilika à la Monreale, eines Boudoir à la Pompeji, eines Palastes à la Pitti, einer byzantinischen Kirche oder gar eines Bazars in türkischem Geschmack nicht lange ausbleiben könne; denn er trägt ja Sorge, daß seine Probekarte an den rechten Kenner komme. Was für Wunder uns aus dieser Erfahrung erwachsen! Ihr verdanken wir's, daß unsere Hauptstädte als wahre Extraits de mille fleurs, als Quintessenzen aller Länder und Jahrhunderte emporblühen, sodaß wir in angenehmer Täuschung am Ende selber vergessen, welchem Jahrhundert wir angehören."

Semper fand einen einflußreichen Gegner an dem Kunsthistoriker Kugler. Während der Künstler für die durchgehende Bemälung der antiken Kunstwerke eintrat, wollte der Gelehrte nur eine theilweise gelten lassen. In der Schrift „Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen" (1835) erklärte Kugler: nur die obern Partien eines Tempels vertrügen eine Nachhülfe durch künstliche Färbung. Semper aber erwiderte darauf sehr pikant: ein oben mit schweren Farben bedeckter, unten aber weiß gelassener Tempel gleiche einem geschorenen Pudel oder einer Schönen, welche blos die obere Hälfte ihres Körpers verhülle. Dennoch ließ Semper einstweilen weiter gehende Veröffentlichungen fallen und äußerte sich sogar sehr bitter über seine falschen Freunde, welche sein neues Princip durch ihre Uebertreibungen der Lächerlichkeit anheimgäben. Die Traditionen der ältern Italiener seien ihm lieber als jene Nachahmung der antiken Decoration, welche bald ein verblasener Marzipanstil, bald ein blutrother Fleischerstil sei. Daran aber hielt er fest während seines ganzen Lebens, daß die Baukunst im Alterthum, im Mittelalter und in der Frührenaissance der Polychromie gehuldigt habe. Erst in der Hochrenaissance sei die jetzige Farblosig-

Digitized by Google

keit eingerissen; die Spätrenaissance, das Rococo und Barock hätten den Mangel an Farbe durch bewegte Formen und starke Contraste von Licht und Schatten ersetzen wollen.

Die Gedanken seiner Jugend hat Semper im „Stil" zu folgenden Sätzen abgeklärt: das die ganze vorgriechische Kunst beherrschende Princip der farbigen Wandverkleidung sei im griechischen Baustil nur im denkbar höchsten Grade vergeistigt worden; es lebe mehr im structiv-symbolischen als im structiv-technischen Sinne fort, der Schönheit und der Form allein dienend. Der griechische Tempel sei allerdings erbaut nach ägyptischem Princip, aber ausgestattet nach dem, in höherm structiv-symbolischen Sinne aufgefaßten asiatischen Princip der Incrustation, welche eben durch diese Combination von ihrem materiellen Dienst befreit werde und nur als Trägerin des formalen Gedankens auftrete. Für den Griechen handelte es sich darum, die mechanischen Bedürfnißformen der asiatischen Bekleidungsconstruction in dynamische, ja in organische Formen zu verwandeln, sie zu beseelen. In der Sichtung und Vergeistigung des Gegebenen, nicht in der Erfindung neuer Typen bestand die Arbeit des griechischen Geistes. Emancipation der Form von dem Stofflichen und dem nackten Bedürfniß ist die Tendenz des neuen Stils. Bei dieser Tendenz mußte das hellenische Bauprincip vornehmlich die Farbe als die feinste, körperloseste Bekleidung für sich in Anspruch nehmen und pflegen. Sie ist das vollkommenste Mittel, die Realität zu beseitigen, denn sie ist selbst, indem sie den Stoff bekleidet, unstofflich. Die griechische Polychromie trat an die Stelle der barbarischen Bekleidung, welche in der Incrustation mit edeln Metallen, mit eingelegten Edelsteinen, Getäfel u. s. w. bestand. Ein schöner weißer Stuckbewurf war den Alten die vornehmste Bedingung einer guten Ausführung, denn von ihm war der ganze Erfolg der so wichtigen Farbendecoration abhängig. Der Stuck diente aber keineswegs allein als glatter Hintergrund der Malerei; vielmehr war die plastische Behandlung der Stuckflächen, die eigentliche Stuccaturarbeit, eine von den Alten sehr ausgebildete Technik. (Semper versteht darunter das Verfahren, die gemalten Ornamente und die Gemälde auf Wandflächen durch Stuckcälaturen zu heben.)

Es ist nicht leicht, die Gesichtspunkte zu gewinnen, unter denen Semper's Lehre von der antiken Polychromie richtiggestellt werden kann. Er selbst gibt zu, daß die Farbe in den Innenräumen gothischer Kathedralen eine so große Rolle gespielt habe wie sonst nirgends, und daß ein farbiger Schmuck der Außenflächen bei uns um des Klimas willen fast nur in Sgraffitis bestehen dürfe. Er hat auch darin recht, daß die Natur in keinem ihrer Gebilde durchweg das reine Weiß herrschen läßt, sondern überall den Formen beziehungsvolle Farben verleiht. Nun ist wol an und für sich im lichtreichen Süden eine Dämpfung des hellen Weiß durch Farbe gefordert; aber da, wo die Kunst stilisirte Formen zum Range eines Selbstzweckes erhebt und ihnen das Gepräge bestimmter Thätigkeiten verleiht, darf die Farbe niemals die architektonische oder plastische Grundform auslöschen, sondern nur lebensvoller hervorheben. Das Ergebniß der neuesten Forschungen widerspricht nicht dieser unserer Forderung. Man nimmt jetzt an, daß große und ungegliederte Flächen des Marmors mit einem Pflanzensaft gebeizt wurden, welcher

Digitized by Google

aber die Structur nicht verdeckte; nur zum Ornament denkt man sich eine emailleartige stärkere Farbenkruste verwendet.

Wenn nun Semper in allen seinen Bauten die Obergeschosse architektonisch und plastisch am reichsten ausstattet und sie gewissermaßen aus deren massigem Unterbau hervorblühen läßt, so dürfte wol auch ihm der Gedanke nicht so fern liegen, daß die untere Hälfte eines griechischen Tempels wenig oder gar nicht bemalt gewesen sei, dagegen die obere wie eine Blume aus dem Stamm zu farbenprächtigerm Leben sich erhoben habe. Bei der großen Einfachheit der architektonischen Formen eines dorischen Tempels lag die Bemalung der obern Partien ungemein nahe. Eine völlige Färbung auch des edelsten Materials anzunehmen, wie dies Semper thut, können wir uns darum nicht entschließen, weil ohnehin schon die Lichtnatur des Marmors dem geistartigen Schein der Farbe am nächsten kommt, und weil die Alten bei ihren Bauten nachdunkelnde Marmorarten zu verwenden pflegten. Je weniger edel freilich der Baustoff ist, wie z. B. Tuff oder Kalkstein, um so mehr erscheint die Bemalung nicht blos als zulässig, sondern sogar als nöthig: der Stuck verträgt sie jedenfalls unendlich eher als der Marmor. War daher ein griechischer Tempel aus Gestein errichtet, welches einen Stucküberzug verlangte, so hatten allerdings nicht blos das Capitäl, die Triglyphen und Metopen, sondern auch der Hauptbalken und die Säulen solche zu beanspruchen. Der Gegensatz aber zwischen Semper und Kugler dürfte heutzutage wol viel geringer erscheinen, als einst zur Zeit, da der Streit ausbrach. Rein theoretisch betrachtet hat jedenfalls Semper die größere Folgerichtigkeit und geschichtliche Wahrheit für sich; in der Praxis aber wird nur ein durchgebildetes Stilgefühl im Stande sein, überall die passenden Farben, insbesondere das richtige Verhältniß der sattern zu den abgetönten Farben zu finden.

Da Semper die römischen Elemente der Renaissance vorzugsweise vertrat, so lag es für ihn sehr nahe, die Anfänge seiner weltumfassenden Richtung schon im Alterthum zu suchen. So betrachtete er denn die altrömische Baukunst unter folgenden Gesichtspunkten. Es war die architektonische Großthat der Römer, daß sie den Bogen und das aus aneinandergereihten Bogen bestehende Gewölbe von den Nutzbauten auf Hochbauten übertrugen. Da aber, wo der Bogen rein architektonisch auftrat, war er nichts weiter als die Durchbrechung eines Raumabschlusses, einer Wand; das erst in der Kaiserzeit erfundene Gewölbe ist nichts weiter als eine gebogene Decke.

Während nun bei den Griechen die Säulen das Dach aufzunehmen hatten und deshalb ihnen ein mehrgeschossiges Haus mit Bogenöffnungen ein architektonisches Unding war, so vermittelten die Römer die Aufnahme der Decke und des Dachwerkes durch die Verbindung der Bogenwand mit der Wandsäule. Zu des Augustus Zeiten ist, nach Semper, die antike indogermanische Baukunst in eine neue Phase ihrer Geschichte eingetreten. Die structive Richtung, verbunden mit der Massenhaftigkeit und Weiträumigkeit, welche der römische Baustil mit Hülfe des Bogens, des Kreuzgewölbes und der Kuppel erstrebte, machte jenen zum Ausdruck des großartig materiellen, weltbeherrschenden Kaiserthums. In der besten

Digitized by Google

Zeit bestand das Große an der römischen Architektur darin, daß jeder Theil nothwendig war, und sich durch den Dienst, welchen er dem Ganzen leistete, selbst erklärte. Obwol nun Semper den römischen Stil vom griechischen specifisch verschieden sein läßt, hält er doch beide für eins in dem Grundprincip, daß ein Bau die völlige Ruhe der Kräfte, die absolute Stabilität zu veranschaulichen habe. In den Thermen der Kaiserzeit erblickt Semper die höchste Leistung des römischen Stils. In jenen großartigen, mit Kreuzgewölben überspannten Hauptsälen seien die Widerlager und die senkrechten Stützen der Gewölbedecke sowol mechanisch wie ästhetisch befriedigend vertreten durch die vor die innern Wände gestellten Säulen, deren Gebälk in die Mauer eingriff und den Seitenschub aufnahm. Durch diese Säulenstützen, welche in dem Innern die Decke trugen, wurde zugleich dem alten indogermanischen Gesetz Genüge geleistet, daß die Mauer nicht tragen, sondern nur umschließen solle. Außerdem lasse das römische ungebrochene, halbkreisförmige Kreuzgewölbe den Eindruck des Seitwärtsschiebens kaum aufkommen, weil es vermöge seiner Lacunarienzierde gleichsam als eine modificirte Felderdecke auftrete.

Diese Ausführungen Semper's haben etwas sehr Bestechendes. Die von ihm versuchte Bevorzugung des römischen Stils auf Kosten der Gothik glauben wir aber ablehnen zu sollen, weil der Römerstil und die Renaissance der hier in Frage kommenden Bauten nur Profanbauten sind, deren Schwerpunkt in die Außenarchitektur fallen darf oder muß, während die Gothik wesentlich Kirchenbau, und demnach der christlichen Idee entsprechend Innenbau ist. Wol hat der an die römische Welteroberung erinnernde Charakter der römischen Baukunst eine gewisse Verwandtschaft mit dem weltfreudigen, internationalen Geist der Renaissance; die Welteroberung aber der Römer und deren architektonisches Gegenbild ist ein äußerliches Umspannen, während diejenige der Renaissance, noch mehr der heutigen als der einstigen, ein Ergreifen und Gestalten von innen heraus ist, oder doch wenigstens sein soll.

Semper verlangt von der Architektur, daß sie eine poesievolle Bewältigung des Raumes schaffe. Darin stimmen wir ihm zu; wir meinen aber, daß eine doppelte Vorstellung vom Raume dem Baumeister als Ideal vorschweben könne. Er kann sich einmal den Raum denken als einen allseitig geschlossenen und einheitlich übersehbaren, gewissermaßen einen Ausschnitt des irdischen, sichtbaren Weltraumes; dann aber auch als ein Sinnbild des perspectivisch unendlichen Himmelsraumes. Den erstern liebt die Renaissance und Semper, den zweiten die Gothik. Ueber die Verbindung der Säule mit dem Rundbogen kommt Semper auch principiell nicht hinaus, obwol sie zunächst für ihn nur die völlige ästhetische Verklärung der Mauer bewirkt. Er ist Schnaase gegenüber im Recht, welcher diese Verbindung verwirft; denn die Bogen üben ja nur einen senkrechten Druck auf die Capitäle der Säulen, und durch ihre Verbindung mit dem Bogen erreichen die Säulen erst ihre größte statische Leistungsfähigkeit. Sieht man nun im Pantheon die höchste Entwickelung der specifisch römischen Baukunst, so ist deren Werth ein viel geringerer als der von Semper angegebene. Das Pantheon ist nichts weiter als ein Cylinder, welcher mit einer Halbkugel überdeckt ist; letztere aber bedeutet einen Raumesabschluß der absoluten Beharrung, nicht aber Bewegung. Ein

Digitized by Google

Gewölbe, dessen einzelne selbständige Theile gleichsam das fortwährende Spiel der Kräfte veranschaulichen, ist doch etwas Höheres als eine umgekehrte monolithe Schale. Die Kuppeln christlicher Kirchen sind etwas anderes als jenes halbkugelförmige Gewölbe und überdecken stets nur den Hauptraum, niemals das ganze Gebäude.

Wol haben die Römer viel größere Räume bewältigt als die Griechen, und in der bloßen Ueberspannung von großen Räumen hat keine spätere Zeit so viel geleistet wie die Periode der römischen Kaiser. Im 4. Jahrhundert n. Chr. war das Kreuzgewölbe im Mittelschiff der Konstantinsbasilika zu Rom doppelt so weit wie dasjenige der größten Dome des Mittelalters. Dennoch ist von einer mehr als blos symbolischen Ueberwindung der Materie durch die Construction der Gewölbe in der rein römischen Baukunst keine Rede; denn wenn die Zwischenräume der einzelnen, eine Kuppel bildenden Bogen mit Beton (Mörtel) ausgefüllt wurden, so war eine solche massige Gewölbdecke im Grunde doch nichts weiter als ein Kunststück equilibristisch geübter Töpferei. Wol war ferner die Ueberspannung großer Räume durch Kreuzgewölbe ein Fortschritt; indeß ist die rechtwinkelige Durchschneidung von zwei Tonnengewölben doch eigentlich nichts weiter als eine etwas verwickeltere Anwendung des Rundbogensystems. Die gerühmten römischen Amphitheater erheben sich allerdings in mehrern Stockwerken, aber sind doch nichts weiter als eine möglichst durchbrochene, raumabschließende Mauer ohne Decke. Wenn Semper der römischen Architektur die Fähigkeit zuschreibt, die Gleichung gefunden zu haben zwischen den Rechten des Allgemeingeistes und denen des Individuums, so müssen wir das bestreiten: jene Baukunst ist nur der höchste architektonische Ausdruck des Allgemeingeistes. Sodann aber war die imponirende Großartigkeit der römischen Bauten erkauft durch allzu große Massen von Baumaterial: die Pfeiler, welche die Gurtenbogen trugen, überhaupt alle Gewölbestützen, waren stärker als nöthig. Endlich fallen die von Semper angeführten Instanzen mehr gegen als für ihn ins Gewicht. Jene von Semper so hochgeschätzte Verbindung der Säule mit dem Bogen hatten die alten Römer noch gar nicht durchzuführen gewagt; erst in den Thermen des Diocletian und dessen Palast zu Spalatro sowie in der neuen Residenz des Konstantin am Goldenen Horn erscheinen jene Kolossalgebäude, deren Vorbildlichkeit Semper uns lehrt. In jener Zeit aber strömten auf den höchsten Gebieten des Culturlebens so viele fremdländische Factoren zusammen, überwog die Macht des Neuplatonismus und des Christenthums so sehr, daß von einem Schaffen des specifisch römischen Genius gar nicht mehr die Rede sein kann. Ganz abgesehen davon aber steht auch die wirklich altchristliche Baukunst nach einer neuen und wichtigen Seite hin höher als die altrömische. Die christlichen Basiliken entwickelten ihre Haupttheile von innen heraus und ließen den Innenbau auch nach außen hin erkennbar werden; sodann aber schlossen sie die auf einem reicher gestalteten Grundriß erstandenen Haupttheile doch zur Einheit eines baulichen Organismus zusammen. Diese Leistung war nach Seiten der Composition eine viel höhere als die in den Thermen durchgeführte Ueberspannung großer Räume. Uebrigens hat Semper seine eigenen Theaterbauten nach demselben Princip errichtet, welches der altchristliche Basilikenstil zuerst einführte, d. h. nach

Digitized by Google

der auch am Außenbau erkennbaren charakteristischen Besonderung der Haupttheile je nach ihrer Bestimmung.

Ein ähnlich unsicheres Umhertasten wie in Bezug auf den griechischen Stil zeigte sich auch, als man den romanischen und den gothischen wieder entdeckt hatte. Als die Romantik die nationale Wiedergeburt des deutschen Volkes in Poesie und Sprachwissenschaft auf ihre Fahnen schrieb, da kamen die beiden letztgenannten Stile förmlich in die Mode. Lange Zeit aber blieb auch hier das Verständniß auf eine äußerliche Nachahmung und unklare Begeisterung beschränkt. Hierbei bekämpften sich die Fanatiker der einzelnen Stile oft in kleinlicher Weise. Vertreter des romanischen Stils, wie Eisenlohr und Hübsch, machten es dem gothischen zum Vorwurf, daß er um der Decke willen eine zu große Raumverschwendung begünstige. Geradezu naiv aber war es, den romanischen Stil als den universalen Stil der Neuzeit empfehlen zu wollen, weil derselbe die Durchdringung des antiken und des mittelalterlichen Geistes darstelle. Schon oben haben wir eine Scheidung gefordert zwischen dem viel weitern Begriff der Rundbogenarchitektur und dem geschichtlich ausgeprägten romanischen Stil, von welchem der Rundbogen nur ein einzelnes Element neben andern und obendrein wichtigern ist. Rein äußerlich angesehen bildete sich der romanische Stil seit dem Ende des 10. Jahrhunderts aus dem Basilikenstil heraus und verband zunächst alle tragenden Glieder durch Bogen. Da aber der Ursprung von zwei Bogen aus der ungetheilten dünnen Säule dem Auge nicht als wahrscheinlich vorkam, so gliederte man die Masse des Mauerwerks in aufwärts strebende Pfeiler. Die Möglichkeit, aus einem solchen Körper in jeder Höhe und nach jeder Richtung hin aufstrebende Bogen ausgehen zu lassen, erleichterte die Zusammensetzung von mehrern einzelnen baulichen Individualitäten zu einem größern Ganzen, und erlaubte eine größere Mannichfaltigkeit des Grundrisses, sowie der innern Räume und ihrer Perspective. Dieser Gewölbestil entwickelte sich nun zu zwei Arten, von denen die spätere als die consequente Durchführung eines in der ersten auftauchenden, aber nicht ganz verstandenen Princips erscheint. Man begnügte sich anfangs mit der Einwölbung einzelner Theile und bediente sich dazu des bereits in der spätrömischen Zeit ausgebildeten Kreuzgewölbes. Indem ein Kreuzgewölbe an das andere gereiht wird, werden die Schiffe von bald größern, bald kleinern Quadraten bedeckt. Der romanische Stil ließ zunächst die breitern Massen der füllenden Mauern noch stehen und die Pfeiler nach außen wenig hervortreten; im Innern aber unterstützte er die ungegliederten Wände durch einfache, breite Bogen, welche von Träger zu Träger fortliefen, während er äußerlich das Dachgesims klar und deutlich gliederte. Das Ganze theilte er in übersichtliche Hauptmassen und ließ nicht blos in den Rundbogen, sondern auch in der Form der Chorabschlüsse und der Thürme die Kreislinie vorherrschen: damit unwillkürlich das centralisirende Princip der Priesterkirche symbolisirend, deren Werk und Ausdruck er war. So nimmt er wol einen achtunggebietenden Anlauf, um das antike Gleichgewicht von Last und Kraft zu brechen; aber er bleibt in ebendiesem Anlauf auf halbem Wege stehen und überläßt den völligen Sieg der emporstrebenden Kraft über die Last der Gothik.

Digitized by Google

Man wird nun aber das Wesen des romanischen Stils und seine sehr beschränkte Zulässigkeit in der Neuzeit nicht verstehen, wenn man ihn nicht würdigt als das architektonische Gegenbild eines gewissen Christenthums. Es kann nämlich innerhalb der christlichen Weltanschauung das religiöse Verhältniß des Menschen zu Gott eine doppelte Form zulassen. Das eine mal wird dieses Verhältniß als ein lediglich durch den Priester zu vermittelndes gedacht, die Priester bilden eine höhere Welt für sich, und die Darbringung des Meßopfers steht hoch über der Predigt. Eben dieser Auffassung verhilft der romanische Stil zu einer entsprechenden architektonischen Verkörperung. Die andere mögliche Auffassung aber ist, daß Geistlichkeit und Gemeinde, Sakrament und Wort einander gleichstehen, oder höchstens graduell, nicht specifisch voneinander verschieden sind. Deren Ausdruck ist der gothische Stil, welcher darum auch am meisten von den Dominicanern zu Predigtzwecken verlangt und gefördert wurde. Der romanische Stil ist ein Erzeugniß der Geistlichkeit und blühte zur Zeit ihrer größten Herrschaft; der gothische aber wurzelt im deutschen Bürgerthum und athmet den Geist jenes Christenthums, welches Kaiser und Papst, Staat und Kirche, Sittlichkeit und Frömmigkeit, Wissen und Glauben als gleichberechtigte Factoren nebeneinanderstellte.

Da nun Semper's Größe in der Wiederherstellung, bezüglich Neuschöpfung der Renaissance lag, so entsprach dieser Bedeutung auch eine gewisse Einseitigkeit in der Beurtheilung der Gothik. Semper ist diesem Baustil nicht ganz gerecht geworden, obwol er gewisse Merkmale desselben sehr scharfsinnig erkennt. Während Wand- und Deckengewölbe, so sagt er, durch das ganze romanische Mittelalter hindurch die überkommene formale Bedeutung als Raumesabschluß und Decke beibehielten, so begann die eigentliche Revolution des Stils erst mit der Erfindung der Gurtbogengewölbe. Durch diese wird die Decke aus ihrer dynamischen Indifferenz herausgerissen und ihre Einheitlichkeit in ein Netzwerk von Gewölberippen aufgelöst, welche zugleich senkrecht und horizontal auf nur einzelne Punkte der Mauer wirken. Darum verlangt das Auge sowie die Statik sofort Gegenstützen. Da hat nun der gothische Baustil die eine Hälfte des Problems, die mechanische nämlich, gelöst durch die von außen gegen die Mauern gestützten Strebepfeiler und Schwibbogen; die Anwendung derselben ist aber als rücksichtslos und hausbacken zu bezeichnen. Dagegen ist er die Lösung der ästhetischen Hälfte desselben schuldig geblieben; er läßt nicht nur das Auge unbefriedigt dort, wo der Seitenschub der Gewölberippen wahrnehmbar wird, nämlich in dem Innern der überwölbten Räume, wo die äußern Gegenstreben nicht sichtbar sind und jedes unbefangene Auge sich durch deren Abwesenheit und das einseitige Wirken der Gewölberippen nach außen gegen einen Pfeiler, dessen Stärke innerlich ungesehen bleibt, der somit scheinbar zu schwach ist, geängstigt fühlen muß. Er verletzt aber auch das ästhetische Gefühl äußerlich durch übermächtiges, rein technisches Pfeiler- und Schwibbogenwerk, das gegen etwas wirkt, was äußerlich gar nicht gesehen wird. Die Zerlegung der Decke in dynamisch thätige Gurtbogen und Gewölberippen zog unausbleiblich dasjenige nach sich, was die modernen Gothiker die organische Gliederung und Belebung der Wand nennen, was aber weiter nichts ist als eine Vernichtung ihrer Existenz, eine sichtbare Kundgebung des Verlustes ihrer Bedeutung als Wand; sie ist nun-

Digitized by Google

mehr in den Dienst des Gewölbes übergetreten. Die letzte Consequenz dieses Systems war der völlige Wegfall jeder sichtbaren verticalen Raumumschließung, desjenigen Elements der Baukunst, auf welchem die beiden Schwesterkünste der Architektur ihr von alters her und naturgemäß dargebotenes Feld zu freiem, nicht unmittelbar von der Baukunst abhängigem Schalten hatten. Diesem Mangel wurde zwar in gewissem Sinne durch die Malerei des Glases abgeholfen, welches aber leider zugleich als Schutzmittel gegen die Witterung dienen muß.

Trotz dieser außerordentlich gesuchten Ausstellungen gibt Semper schließlich doch zu, daß die Polychromie niemals vollständiger und entschiedener angewendet wurde als in den gothischen Bauwerken des 13. und 14. Jahrhunderts. „Indem man die Gurtbogen und die Rippen der Gewölbe bemalte, erschienen sie als ein absolute Festigkeit besitzendes Rankengewebe und tragen bei zur Beruhigung des Auges. Nach meinem Dafürhalten darf polychrome Bekleidung nirgends weniger fehlen als in dem gothischen Baustil."

Im allgemeinen haben wir gegen diese Bemängelungen Semper's zunächst folgende Charakteristik der Gothik vorauszuschicken.

So wie die christliche Weltanschauung nicht das Gleichgewicht von Geist und Natur, sondern die Oberhoheit des erstern lehrt, den Schwerpunkt nicht in das Diesseits, sondern in das Jenseits des Menschenlebens legend, so prägt auch die Gothik die völlige Ueberwindung der Last durch die Kraft, die Freiheit des Menschen von der Materialität, seine wesentliche überirdische Richtung aus, wohlverstanden: des religiösen Menschen. Obwol nun die Gothik das Hauptgewicht in die Construction legt, so unterscheidet sie doch sehr scharf zwischen Haupt- und Nebengliedern. Der ganze Bau wird in ein System von verticalen Einzelgliedern aufgelöst und die raumabschließende Mauer als einheitliches Ganzes verschwindet; der Gegensatz von tragenden und getragenen Gliedern hört auf für das Auge; jeder momentane Absatz, jede möglichst kleine Horizontale wird nur der Sammel- und Ausgangspunkt für weiteres Emporstreben, für die zur Höhe dringende Thätigkeit. So besteht das Wesen des gothischen Stils nicht in der Herrschaft des Spitzbogens, sondern der senkrechten Linie; er verhilft dem Princip der Höhenrichtung zu einem Siege, wie solcher in der Geschichte der Architektur nicht zum zweiten mal vorkommt. Dabei bleibt jede Form abhängig von dem allbeherrschenden Constructionsprincip: losgelöst von demselben sind die einzelnen Theile nur todte Bruchstücke. Das gothische Gewölbe beruht auf der Voraussetzung, daß es nur zu decken, nicht aber zu tragen braucht; die aufsteigende Kraft der Pfeiler setzt sich in einer ganzen Reihe von Gewölbegurten fort in einer Weise, daß das ganze Dach frei zu schweben scheint. Das Dach wird aufgelöst in ein scheinbar sich selbsttragendes Rippengeflecht; die Decke wird zu einem Abbild des Sternengewölbes, welches gleichsam durch eigene Kraft sich hält. Die Einheit wird den Theilen nicht von außen aufgezwungen, sondern sie geben sich dieselbe durch ihr anscheinend freiwilliges Streben zueinander; die Wände sind wol unterschieden, aber nicht geschieden, denn zwischen ihnen findet eine Bewegung ohne Ende statt durch alle sich verzweigenden Pfeiler und sich kreuzenden Gurtbogen. Grundriß, Aufbau und Schmuckwerk müssen organisch auseinander hervorwachsen und zueinander im richtigen

Digitized by Google

Verhältniß stehen, die Idee des Ganzen muß fortwirken bis in die fernsten Theile. Soll überhaupt jedes Bauwerk zum Range eines Organismus erhoben werden, so ist ein reicherer, und doch zugleich streng architektonisch gegliederter Organismus als derjenige einer gothischen Kathedrale nicht denkbar; ja, noch mehr, sie stellt ein Gesammtleben dar, zu welchem sich viele gleichartige, aber in ihren Lebenskräften verschiedene Einzelorganismen verbunden haben. Wenn man nun zugibt, daß die emporsteigende Linie der angemessenste Ausdruck für den auf das Ideale gerichteten germanischen und specifisch christlichen Sinn ist; wenn man ferner daran denkt, daß der Zusammenschluß von einzelnen, relativ selbständigen Organismen zu einem großen Gesammtorganismus gleichfalls dem Wesen des germanischen wie des christlichen Geistes entspricht: so muß man auch zugestehen, daß eine Kathedrale der deutschen Hochgothik das Höchste ist, was die Baukunst rein als solche, mit ihren Mitteln und in ihrem Geiste arbeitend, erreichen kann und im Kölner Dom auch wirklich erreicht hat. Wol verlangt auch in der Gothik die Architektur nach der Sculptur und Malerei, aber sie wahrt hierbei die Herrschaft und Reinheit des architektonischen Princips und läßt nicht das ganze Gebäude zu einem malerischen Bilde werden. Wenn nun Semper der Frescomalerei der romanischen und der Mosaikmalerei der altchristlichen und byzantinischen Kirchen den Vorzug gibt vor der Glasmalerei der gothischen: wie in aller Welt will er denn zwingend beweisen, daß jene frühern Arten der Malerei die allein mustergültigen seien? Tritt nicht die Glasmalerei in ihren edelsten Typen relativ selbständiger und wirkungsvoller als Kunst der Malerei heraus, als mindestens diejenigen des Mosaik? Enthält nicht die von Semper selbst geforderte Vergeistigung aller bloßen Stofflichkeit durch die Farbe ein gothisches Glasgemälde ungleich mehr als das Mosaik und viele romanische Fresken? Wenn ferner Semper der gothischen Sculptur einen Vorwurf daraus macht, daß die Statuen „nicht einen mitthätigen Theil der Architektur bilden", wie die griechischen Karyatiden, oder auch umgekehrt nicht selbständig genug fungiren, so müssen wir die erstere Forderung als eine der Plastik unwürdige verwerfen und die zweite als eine in der Renaissance ganz ähnlich erfüllte bezeichnen wie in der Gothik.

Wenn Semper der Gothik aus der Anwendung von Strebepfeilern und Schwibbogen einen Vorwurf macht, so ist darauf zu erwidern, daß diese Strebepfeiler thunlichst unterdrückt, im übrigen aber als feste Punkte behandelt werden, zwischen welchen sich das blinde Mauerwerk einspannt. Außerdem erhalten die Strebepfeiler eine freie Endigung durch die bekrönenden Fialen, um sie als selbständig fungirende Theile erscheinen zu lassen; es wird also die Zweckform von der Kunstform umschlossen. Sodann aber übersieht Semper, daß eine gothische Kathedrale wesentlich Innenbau ist, der Außenbau demnach als Mittel zum Zweck dient. Dieser Innenbau aber, besonders die freischwebende Decke als Abbild des Himmelsgewölbes, diese ungeheuere Höhe des Hauptschiffes als eines einzigen Stockwerkes und eines völlig freien Raumes konnte nur um diesen Preis erkauft werden. Hat die Gothik „die Decke aus ihrer dynamischen Indifferenz herausgerissen und ihre Einheitlichkeit in ein Netzwerk von Gewölberippen aufgelöst, welche zugleich senkrecht und horizontal auf nur einzelne Punkte der Mauer

Digitized by Google

wirken", so charakterisirt Semper mit diesen Worten ohne seinen Willen die höchste Leistung der constructiven Baukunst. Daß aber das Auge im Innern Gegenstützen verlange, erscheint uns als eine subjective Ansicht; das Auge von Laien hat sich wol niemals in gothischen Kathedralen geängstigt gefühlt, ebenso wenig wie es fragt, wodurch denn der freischwebende geradlinige Plafond eines Theatersaales gehalten werde. Wenn endlich Semper beklagt, daß in der Gothik die Wand ihre Bedeutung als solche verliere und in den Dienst des Gewölbes übertrete, so ist das gerade ein Triumph der Baukunst; denn obwol wesentlich Innenbau, öffnet sich doch ein gothischer Dom der äußern Welt wie kein anderes Gebäude. Das Gewölbe aber muß dominiren, weil es ein Symbol des Himmelsgewölbes sein soll, weil die ganze Gothik mitten im Diesseits die ganze innere Unendlichkeit und Ueberweltlichkeit des christlichen Glaubens ausdrücken will. Selbst dann aber, wenn wir Semper's Einwurf dasselbe Gewicht beilegten wie er, müßten wir darauf hinweisen, daß in der Gothik eine Leistung vorliegt, welche die von Semper gemisbilligten Mittel nicht benutzt und dennoch das denkbar Höchste erreicht hat: das ist die Thurmfaçade des Kölner Domes. Wenn wir in Semper's Lebensrichtung eingehend die Renaissance von der denkbar höchsten Voraussetzung begriffen und mit ihrem eigenen Maßstab gemessen haben, so verlangen wir auch von ihm, daß er die Gothik aus dem Geiste heraus erklärt, dessen architektonische Verkörperung sie ist. Täuschen wir uns aber nicht, so urtheilt Semper nach Gesichtspunkten, welche wol für die Renaissance, nicht aber für die Gothik zutreffend sind, weil letztere einem ganz andern Zweck dient und demnach auch andere Mittel anwenden muß. Diese unsere ganze Auffassung der Gothik ist übrigens nur zutreffend für Kirchenbauten; gothische Profangebäude können nur durch den Abfall von der Reinheit des gothischen Princips erkauft werden. Denn wenn das gothische Gewölbe auf der Voraussetzung beruht, daß es nur zu decken, nicht aber zu tragen braucht, so sind mehrere Stockwerke in einem gothischen Gebäude eigentlich ein Widerspruch gegen das Wesen der Gothik. Hier nähert sich die Gothik schon dem, was wir Spitzbogenarchitektur nennen möchten. Wir sprechen dies aus bei aller Bewunderung, welche auch wir für gewisse gothische Profangebäude des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit hegen. Sodann aber schränken wir trotz unserer grundsätzlichen Hochstellung der Gothik deren Wiedereinführung gar sehr ein. Nur bei größern Stadtkirchen kann die Früh- und Hochgothik in Frage kommen, und zwar mit ziemlich unwesentlichen Modificationen ebenso für protestantische wie für katholische Gemeinden.

Auch zu Rathhäusern und Parlamentsgebäuden ist sie wohl geeignet, um dadurch auszudrücken, daß Kirchengemeinde und Volksgemeinde von demselben christlich-germanischen Geiste regiert werden, daß Staat und Kirche eine Art von Ehe bilden. Weisen doch die charakteristischen Thürme unserer Rathhäuser auf diese innere Beziehung von Staat und Kirche hin. Dagegen müssen wir die Anlage von ganzen Straßen und Vierteln im Stil der Gothik als einen künstlichen Restaurationsversuch verwerfen; was an den Städten des deutschen Mittelalters natürlich war, erscheint unter uns als ein Galvanisirungsversuch, welcher nur einen klosterartigen Geist fertig bringt. Die Erbauung von einzelnen Wohnhäusern

Digitized by Google

und selbst Villen ist dann gerechtfertigt, wenn der Architekt es versteht, seine Gothik von specifisch mittelalterlichen Zuthaten zu befreien und den Hauch der Neuzeit über sie auszugießen.

Endlich zur Renaissance übergehend, bemerken wir, daß Semper dieselbe mit verhältnißmäßig wenig Worten abthut. Die Renaissance sei nur vermeintlich eine Wiederherstellung der antiken Baukunst. Vielmehr hätten die damaligen Architekten nur einzelnes aus der Antike entlehnt und aus ihrem wunderbaren eigenen Schöpfungsgeiste Neues entnommen. Nur irrten die damaligen Architekten darin, daß die antike Sculptur und Architektur farblos gewesen sei; deshalb suchten sie durch bewegte Formen und starke Contraste von Licht und Schatten das Fehlende zu ersetzen. So verfielen sie in eine Richtung, welche endlich mit dem Risalit- und Schnörkelwesen und mit borromäischer Coloratur in den Formen endigte.

Wir fügen diesen Bemerkungen Semper's noch Folgendes hinzu. Vertritt die Gothik die religiöse Seite des christlichen Geistes, so entfaltet die Renaissance als die nothwendige Ergänzung hierzu den ganzen Reichthum der modernen Geisteswelt, soweit sich diese auf die Besitznahme der diesseitigen Welt bezieht. Hierin liegt ihre Berechtigung, den Schwerpunkt ebenso sehr in eine malerisch reiche Decoration des Aeußern zu verlegen, wie ihn die kirchliche Gothik in die Construction des Innern verlegen mußte. Die Renaissance kann nicht sein und will nicht sein ein neues architektonisches Princip; wohl aber stattet sie die antike Formenstrenge in Linien und Maßen mit dem ganzen malerischen Reichthum der modernen Gedanken- und Gefühlswelt aus. Sie legt die Schönheit in den Unterschied der Verhältnisse, welcher zugleich Einklang ist; in die wohlabgemessene Bewegung der verschiedenen Bautheile, welche unter sich wieder einen Rhythmus des Ganzen hervorbringen. Wol ist auch die vollendete Gothik eine durchgeführte Bewegung; aber es ist die streng gesetzmäßige Bewegung von Linien, welche sich naturgemäß nur in verhältnißmäßig wenigen und einander sehr ähnlichen Bauwerken erreichen läßt. Die Renaissance aber verkörpert die malerisch freiere Bewegung von einzelnen architektonischen Bildern innerhalb eines großen Gesammtbildes. Während früher die kirchliche Architektur die profane beeinflußt hatte, wurde es jetzt umgekehrt. Während Construction und Decoration in der Hochgothik im richtigen Verhältniß gestanden hatten, wurde jetzt die Decoration immer mehr Selbstzweck. Die Meister der Renaissance verwendeten nicht blos die Plastik und Malerei als ebenbürtige Künste, sondern sie dachten von vornherein ihre Bauwerke als malerische Compositionen. So ist diese Bauweise allerdings in Gefahr, nur der Lebensverschönerung zu dienen; ihr Ideal aber ist, daß sie die Eroberung der modernen Außenwelt durch die harmonische Vereinigung aller drei bildenden Künste darstelle — gewiß eine herrliche, großartige Aufgabe. Hierbei war es nicht blos berechtigt, sondern sogar nothwendig, daß sie die Elemente erst der römischen, dann der griechischen Baukunst herübernahm, ähnlich wie dies die Poesie und Philosophie an ihrem Theile auch gethan hatten. Allerdings erreichte sie dies ihr Ideal nur in den Meistern der italienischen Hochrenaissance, welche großartige Anlage und edle Würde, schwungvolle Pracht und charakteristische Harmonie

Digitized by Google

aller Bestandtheile zu vereinigen wußten, wie niemand außer ihnen. Man darf aber die Entartungen der Spätrenaissance, oder gar des Barock und Rococo nicht der Renaissance schuld geben, ebenso wenig wie diejenigen der Spätgothik der Hochgothik. Uebrigens ist das Rococo nicht blos ein Verfall der Renaissance, sondern geradezu eine neue Decorationsart, in welcher das Rahmenwerk alles andere aufzehrt. Auch darf die sogenannte deutsche Renaissance nicht direct als Vorbild benutzt werden; sie läßt oft den individuellen Ausdruck in den Formen allzu gemüthlich walten und klärt sich nicht ab zu jenem reinen Schönheitsgefühl, welches in Italien allerdings erreicht wurde.

Die Gründe aber, aus denen die Renaissance unter Semper's Führerschaft in unsern Tagen den Sieg davongetragen hat, liegen noch tiefer. Zunächst entspricht sie dem politischen Grundprincip der Neuzeit. In der antiken Welt und im Mittelalter hieß es, demgemäß auch im griechischen und gothischen Baustil: nur durch das Ganze und in dem Ganzen gilt der Einzelne etwas.

In der Neuzeit aber, und also auch in der Renaissance heißt es: nur durch die Einzelnen wird und besteht das Ganze. Weiter stimmt die Fülle malerischer Elemente in der Renaissance sehr wohl mit einem Hauptzuge unserer Zeit. So wie die Malerei die Hauptkunst unserer phantasiereichen und die freie Bewegung des Individuums entfesselnden Zeit ist: so auch ist in der Baukunst und Musik alles beliebt, was mehr malerisch als streng architektonisch wirkt. Endlich ist auch nicht zu unterschätzen, daß die Renaissance am meisten Gelegenheit gibt zu glänzen und zu imponiren. Trotz alledem spielt in geheimnißvoller Weise noch ein anderer Grund herein, welcher die Hochrenaissance so angesehen bei uns macht und Semper in deren Geiste wirken ließ. Die Meister derselben gingen nämlich zwar in die Schule der Alten hinein, aber auch als selbständige Künstler wieder daraus hervor und darüber hinaus. So schufen sie sich eine dem Wesen nach neue Bauweise. Wie nun die großen Cinquecentisten wirkten aus dem Geiste ihrer Zeit und für denselben, so müssen es auch die Architekten unserer Tage bei ihrer Wiederbelebung der Renaissance machen. Thun sie dies, wie es denn Semper wirklich gethan hat, so haben sie gerade genug zu vollführen.

Freilich werden unsere Architekten sich mit einer Idee befreunden müssen, welche auch auf dem Gebiete der Kunst Geltung beanspruchen darf, nämlich mit derjenigen der Stellvertretung. Nicht alle können alles leisten; nicht soll jedes Volk immer wieder von vorn anfangen, sondern die meisten müssen zehren von dem Kapital, welches andere Völker oder frühere Epochen für sie erworben haben.

Wie die Juden stellvertretend die Quelle der Menschheitsreligion waren und die Deutschen der Hort der Reformation, so sind es auch die Griechen in der Plastik, die Germanen in der mittelalterlichen Gothik, die Italiener in der Malerei, die Deutschen in der Musik gewesen, welche ein Höchstes in seiner Art erreicht und damit stellvertretend für alle andern Völkern gewirkt haben. Deshalb haben wir nicht blos ein Recht, sondern in gewissem Sinne geradezu die Pflicht, mit dem von unsern Vätern erworbenen kunstgeschichtlichen Kapital auch auf dem Gebiet der Baukunst zu schalten und zu walten.

Darum können sich unsere Architekten, wie wir oben bereits bemerkt, nicht

Digitized by Google

einen völlig neuen Stil abzwingen. Wohl aber können und sollen sie sich hüten vor der Misgeburt einer specifisch katholischen oder protestantischen Bauweise, vor einer principwidrigen Mischung der verschiedenen Stile, vor einer Anwendung der dagewesenen Stile und Bauweisen auf Gebäude, deren Charakter einen solchen Gebrauch nicht verträgt. Jenes tastende Ausprobiren und Herumdilettantiren, welches lange Zeit unter den Architekten geherrscht hat, muß einem klar bewußten Wollen und Können weichen. Ein neuer Stil ist nicht mehr möglich, wohl aber eine neue Bauweise. Man hat geträumt von einer Vereinigung des hellenischen und des gothischen Stils zu einem höhern dritten; derartige Kunststückchen bringt wol eine formalistische Philosophie, aber nicht das wirkliche Leben fertig. Wohl aber ist es möglich, die structive Organisation der mittelalterlichen Bauten zu verbinden mit griechischer Wohlordnung des Ganzen und poetischer Beseelung jedes einzelnen Gliedes, natürlich nicht in directer Nachahmung und Zusammenschweißung der beiderseitigen Elemente, sondern vermöge einer Wiedergeburt im schöpferischen Geiste des Künstlers. Freilich werden nur diejenigen Baumeister solch eine neue Bauweise erreichen können, welche sich emporgeschwungen haben zu jener einheitlichen Geistessphäre, die da über den Streit der Confessionen und der politischen Parteien hinausliegt. Der Geist unserer modernen Architektur ist ein internationaler, der einer Weltbeherrschung höherer Potenz, als er einst bei den Römern war; alle maßgebenden Factoren des modernen Culturlebens treten auch baulich in ihrer Selbständigkeit heraus; die Oeffentlichkeit des geistigen Lebens, die Gemeinsamkeit der nationalen und socialen Interessen, die Freiheit der Personen spiegeln sich auch unverkennbar in der modernen Architektur.

Wenn der Wahlspruch der Plastik und Malerei lautet: wir suchen die Freiheit und Schönheit im Gesetz, so muß umgekehrt derjenige der Architektur lauten: wir erweisen das Gesetz als den Kern der Freiheit und Schönheit. Solange die Vertreter aller drei Künste in dieser Weise sich ergänzen, werden sie sein und bleiben, wozu auch sie an ihrem Theile berufen sind: Führer in der gewaltigen Geistesbewegung unserer Tage. Wenn Gottfried Semper an seinem Theile ein solcher war, so berechtigten ihn zu dieser hohen Stellung nicht blos seine Schriften, sondern auch seine Bauten. Diese wollen wir in einem dritten Artikel noch besonders betrachten.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Der zweite Theil der Wintersaison ist ohne besonders erwähnenswerthe Ereignisse vorübergegangen. Das Repertoire beschränkt sich auf wenig Stücke, die in der Regel ihren Weg über die meisten Bühnen machen; selten experimentirt eine Direction mit einer Novität, die nicht bereits von den großen Hoftheatern oder maßgebenden Residenzbühnen plombirt worden ist. Indeß gewinnen nachweisbar neben Wildenbruch doch auch andere jüngere tragische Dichter Terrain auf den Bühnen: nur muß man freilich nicht bei ihnen Erfolge erwarten, wie sie die rasch über alle Bühnen dahinfegenden Saisonstücke davontragen. So hat sich jetzt Richard Voß, noch dazu mit einem seiner schwächern Stücke: „Der Mohr des Zaren", einige große Hofbühnen erobert. Wie in München ist das Stück nun auch am berliner Schauspielhause mit Erfolg in Scene gegangen. Die Kritik stellt sich im ganzen auf denselben Standpunkt, den wir bei Besprechung des Stückes in frühern „Revuen" vertreten haben. Es ist ein Lustspielstoff, der an einzelnen Stellen tragische Anschwellungen zeigt; die Handlung verläuft meistens in Genrebildern; daneben gehen die schwermüthigen Declamationen des Helden über die Rassenfrage, welche ja von dem brutalen Gewaltherrscher Peter im Sinne der modernen Humanität entschieden wird. Der originell dichterische Schwung einzelner Monologe und Scenen, die erheiternden Genrebilder aus dem Volks- und Hofleben haben in Berlin viel zum Erfolg des Stückes beigetragen. Dasselbe enthält auch eine theatralische Effectscene, die Sturm- und Gewitterscene am Schlusse des vierten Actes, die in Berlin von Deetz mit allen Hülfsmitteln der Maschinerie und Decoration zu glänzender Wirkung gebracht worden ist.

Ein anderes Schauspiel von Richard Voß: „Unehrlich Volk", ging in Weimar in Scene, wo der Leiter der Hofbühne, Baron von Loën, stets bereit ist, jüngern Talenten die theatralische Arena zu öffnen, auch wenn es sich um gewagtere Kampfspiele der dramatischen Muse handelt. „Unehrlich Volk" ist eine Bearbeitung des Schauspiels „Regula Brandt", das bereits im Buchhandel erschienen ist.*)

Aus den Berichten über die weimarische Aufführung ging nicht hervor, wieviel der Dichter für nöthig befunden, an seiner „Regula Brandt" zu bessern und umzugestalten. Der Stoff, der jedenfalls in den Hauptzügen unverändert geblieben, ist derjenige eines grellbeleuchteten Sensationsstückes: Regula Brandt, die Heldin, ist die Scharfrichterstochter, die Tochter eines geächteten Vaters. Sie geht auf Eroberungen aus, sie hat es auf den jungen Sohn des Bürgermeisters abgesehen, Diethelm von Ehingen. Ihre Mutter ist von dem Vater desselben wegen ihrer Liebe zu dem Scharfrichter gebannt und geächtet worden: sie will sich dafür rächen.

---

*) „Regula Brandt", Schauspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß (Leipzig 1883). In demselben Jahre erschien auch „Der Mohr des Zaren", Schauspiel in vier Acten von Richard Voß. Nach einem Fragment von Puschkin (Frankfurt a. M.).

Digitized by Google

Es gelingt ihr, blitzschnell das Herz des jungen Diethelm zu gewinnen: doch ob bei ihr selbst die Liebe oder die Rache Triumphe feiert: das ist aus den Hieroglyphen lakonischer Kraftsprache nicht zu entziffern. Hoffentlich hat Richard Voß gerade hier psychologische Klarheit und Vertiefung an die Stelle der Interjectionen der Kraftdramatik gesetzt. An der Pforte der Kirche tritt Regula Brandt dem Hochzeitszuge entgegen, in dessen Mitte Diethelm mit seiner Braut wandelt, und als er eingesteht, sie zu kennen, enthüllt sie sich ihm als des Henkers Tochter. Sie wird verhaftet: Diethelm sammelt das fahrende Volk der Heide, um sie zu befreien. Es kommt zum Kampfe: Diethelm schießt auf den eigenen Vater. Er soll gerichtet werden: da bekennt Regula, höllische Zauberei an ihm geübt zu haben; sie wird zum Tode verurtheilt; doch ein Gifttrank rettet sie vor dem Scheiterhaufen.

Ueber der Handlung schwebt eine grelle, flackernde Beleuchtung; die Diction ist reich an den Kraftstücken einer Phantasie, die bei den Klinger und Lenz, Hebbel und Grabbe in die Schule gegangen ist: doch ist der Aufbau weit dramatischer als im „Mohr des Zaren", einem Stücke, das mit ihm einen Zug geistiger Verwandtschaft hat, da der Held dort, wie hier die Heldin, unter dem Banne eines Vorurtheils schmachtet, das sich dort an die Rasse, hier an das Handwerk knüpft. Im „Mohr des Zaren" ist der dritte Act schwächlich und hat einen genrehaften Abschluß: in „Regula Brandt" liegt hier in der Begegnung zwischen der Heldin und dem Sohne des Bürgermeisters an der Kirchenpforte ein Höhepunkt der Handlung. Das fahrende Volk im vierten Acte macht sich etwas zu genrehaft breit: doch auch der vierte Actschluß bezeichnet eine wirksame Peripetie. Wenn es dem Dichter gelungen ist, durch dramatische Ausführung die Wendung und Wandlung der Heldin vom Haß zur Liebe glaubwürdig zu machen, so wird das Stück in seiner Art aus Einem Gusse sein ... immerhin ein vom Fieber der Leidenschaft durchzucktes Nachtstück mit den grellsten mittelalterlichen Motiven, aber doch mit spannender Steigerung und scharfen, an die rechte Stelle gelegten dramatischen Accenten.

Ganz im Stile der Kraftdramatiker dichtet auch der Verfasser der „Hexe", der bremer Maler Arthur Fitger, dessen neuestes Werk, das Trauerspiel „Von Gottes Gnaden", an den Stadttheatern zu Hamburg und Bremen gegeben wurde. Wie die „Hexe" von einem philosophischen Radicalismus durchdrungen ist, der sich in der einen großen, für die Bühne wol später gemilderten Hauptscene zu blasphemistischen Auslassungen steigert: so durchdringt das Stück „Von Gottes Gnaden" ein politischer Radicalismus, der außerhalb der hanseatischen Republiken seine Aufführung sehr erschweren dürfte. Eine eigenthümliche Wendung hat der Dichter dem Grundgedanken des Stückes gegeben, indem er nicht einen Helden, sondern eine Heldin, Anne Leonore, zur Vertreterin des Gottesgnadenthums macht und diese in Liebe zu einem glühenden Gegner dieses Princips entbrennen läßt; der tragische Abschluß des Stückes erscheint nicht durch die dramatische Nothwendigkeit geboten. Der erste Act, die Exposition, leidet an zu großer Weitschweifigkeit; in den mittlern Acten ist der Aufbau mehr gelungen. Die Sprache ist durchweg kraftgenialisch, reich an schlaghaften und hyperbolischen Wendungen, an Lakonismen der Leidenschaft — ganz ähnlich wie in „Regula Brandt" von Richard Voß.

Nicht in demselben Fahrwasser der Diction bewegt sich das Trauerspiel „Die Malteser", von Heinrich Bulthaupt, das an den Stadttheatern zu Hamburg und Bremen mit günstigem Erfolg gegeben wurde. Der Dichter hat in seinen „Dramatisirungen der deutschen Classiker" sich über die schöne Sprache im Drama so treffend ausgesprochen, daß man von Haus aus gewiß sein konnte, er werde die kraftgenialische Diction, der es nie an Extravaganzen und Verzerrungen fehlt, in seinem eigenen Werke nicht bevorzugen. Eher kann man den ersten Acten eine zu lyrische Färbung zum Vorwurf machen, während in den letzten die Diction

Digitized by Google

mehr gesammelte Kraft gewinnt. Bulthaupt hat den Entwurf Schiller's zu Grunde gelegt; aber er ist mehrfach davon abgewichen. Schon die Beseitigung des Chors gestattete eine freiere dramatische Bewegung, wie überhaupt das Schiller'sche Scenarium, das ja als solches nur unfertig sein konnte, nur eine Zusammenstellung von Federproben und willkürlichen dramatischen Bildern, wie sie beim Durchdenken des Stoffes zufällig vor der Phantasie des Dichters aufsteigen, von mancherlei Wiederholungen und mehr epischen Weitschweifigkeiten ist. Bulthaupt hat den Stoff dramatischer zu großen Conflicten zusammengerafft: am wirksamsten erwiesen sich die Scene im Kapitelsaal, die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn, und die Verurtheilung des Ritters Saint-Priest.

Noch weiter ab von den oft rauhen und labyrinthischen Pfaden der Kraftdramatik liegt die ganze Dichtweise des Grafen Adolf Friedrich von Schack, dessen Trauerspiel „Timandra" am münchener Hoftheater eine beifällige Aufnahme fand. Timandra ist die Mutter des Spartanerkönigs Pausanias, die nach der Ueberlieferung den ersten Stein herbeigetragen haben soll, um den Sohn, den Landesverräther, in dem Tempel, in den er sich geflüchtet hat, einzumauern. Pausanias erscheint als Reformator Spartas, wendet sich gegen die ausschweifende Härte seiner Gesetze, gegen das Helotenthum, die Kindermorde und ist begeistert für die edle Menschlichkeit Athens. In Byzanz ist er den Persern näher getreten und hat ein Verhältniß mit Mandane, des Perserkönigs Tochter, eingegangen. Diese folgt ihm nach Sparta: gegenüber der Feindschaft der Ephoren will er seine Pläne mit Hülfe des Perserkönigs durchführen. Die leidenschaftliche Mandane ersticht Diotima, die Verlobte des Pausanias, und verbrennt sich in ihrem Palast, als der Verrath des Sparterkönigs zu Tage gekommen und der zweite Bote an den persischen Herrscher aufgefangen wurde. Wie nun die Mutter, die früher den Sohn vertheidigt, sich von ihm abwendet und sich zuletzt, nachdem sie ihn vergeblich gemahnt, Spartas Boden zu verlassen, sich selbst zu verbannen, an dem furchtbaren Strafgericht über den Sohn betheiligt: das ist ein Conflict mit einem grausam heroischen Abschluß. Das Trauerspiel erinnert an Kruse's Drama „Das Mädchen von Byzanz" und fordert zu Parallelen heraus. Der Pausanias Kruse's ist kein Reformspartaner, sondern ein orientalischer Sybarit.

Am münchener Hoftheater kam auch ein Trauerspiel aus der Zeit der Bauernkriege: „Florian Geyer", von Jos. Schubert, mit Erfolg zur Aufführnng; ein Trauerspiel „Bothwell", von Julius Grosse, in Heidelberg. Das Drama hat trotz des gefeierten Dichternamens noch nicht den Weg auf größere Bühnen gefunden, und da es auch nicht im Buchhandel erschienen ist, so entzieht es sich zunächst kritischer Würdigung.

Ein gefeierter Novellist und ein gefeierter Romanschriftsteller haben ziemlich gleichzeitig Conversationsdramen zur Aufführung gebracht, deren Premières einen großen Erfolg hatten und den anwesenden Dichtern die Ehre des Hervorrufes verschafften: Paul Heyse und Friedrich Spielhagen.

Heyse's „Recht des Stärkern" erschien am hamburger Stadttheater und am berliner Hoftheater. Das Stück ist wesentlich novellistisch; die psychologischen Fäden sind für die Bühne zu fein, ja hin und wieder etwas verzwickt; es fehlen alle stark einsetzenden Motive. Solche Capriccios, wie sie die Liebe Candida's zum Doctor Lorensen in dem Hinundher von Zuneigung und Abneigung bietet, sind Zickzacklinien, die man sich in einer Novelle gefallen läßt, obschon auch hier einige Motivirungen wie die Eifersucht auf den Schatten des Vaters befremdlich sein müßten. „Das Recht des Stärkern" wird am Schlusse des zweiten Actes als ein dramatisches Problem aufgestellt; der Consul erklärt, er werde seine Tochter Liddy zur Ehe zwingen, „nach dem Recht des Stärkern", Candida dagegen, das Stärkste, das Unbezwinglichste sei das Herz. Doch dies Problem kommt gar nicht

Digitized by Google

zum Austrag: im letzten Act wird unsere Theilnahme einem ganz neuen Incidenzfall zugewendet: Liddy erfährt, daß ihre hindostanische Begleiterin Maya ihre Mutter ist. Diese Wendung machte auf der Bühne den meisten Eindruck: es kommt hinzu, daß der Charakter der Liddy, dieses im üppigsten Luxus aufgewachsenen Naturkindes von halb exotischer Herkunft mit seinem blasirten Anflug und seiner ganzen Siegesgewißheit jedenfalls von allen Gestalten des Stückes das Talent des Dichters am meisten bewährt. Eine fein humoristische Genremalerei des Seebadelebens mit einigen ergötzlichen Charakteren, wie Frau Toutlemonde und ihre mit dem Lieutenant durchgehende Tochter, gibt für jene Capriccios der Empfindung, denen nur die feinste psychologische Temperaturmessung gerecht werden kann, wenigstens einen dramatisch und theatralisch belebten Hintergrund.

Das Schauspiel „Gerettet", von Friedrich Spielhagen, ist am hamburger Stadttheater, am dresdener Hoftheater und in Petersburg, wo dem Dichter seitens der Deutschen und auch der Russen Ovationen jeder Art zutheil wurden, mit Beifall gegeben worden: es erinnert allerdings in bedenklicher Weise an neufranzösische Muster. Die Exposition ist etwas breit; im zweiten und dritten Act finden sich die großen Sensationsscenen der französischen Ehebruchsdramen. Die Heldin des Stückes ist eine junge Witwe, Eleonore von Gosek, die trotz ihrer Jugend eine sehr bewegte Vergangenheit hat. Mit dem Geliebten, dem sie in Leidenschaft sich zuwendete, ehe sie mit einem ältern Manne eine Ehe einging, hat sie auch als verheirathete Frau noch ein Verhältniß gehabt. Der Gatte, der es bemerkt hatte, zwang jenen Baron Oletzkow, Europa zu verlassen, nachdem er die gewechselten Briefe zurückgegeben. Daß der Baron aber unredlich genug war, einige noch für sich zu behalten: das ist das Werch, aus welchem für die letzten Acte die dramatischen Fäden gesponnen werden. Eleonore von Gosek ist Gesellschafterin im Hause eines Bankiers geworden, erzieht dessen Tochter Emeline und begünstigt die Neigung derselben zu einem jungen Hauslehrer. Da kehrt Oletzkow zurück, verfolgt Eleonore wieder mit seiner Liebe, und als sie sich von ihm abwendet, will er sie durch jene Briefe zwingen, ihm anzugehören; er droht ihr, sie zu compromittiren, indem er die Briefe bekannt macht: sie nimmt sich das Leben durch Gift, als sie keinen andern Ausweg sieht, Emeline's Glück zu sichern. Das ist ein herber Ausgang einer peinigenden Handlung, die in der Rüstkammer der französischen Martercomédies ihre Wirkungen sucht. Der Dialog des Stückes ist geistreich, wenn auch nicht ohne epische Breite; die satirischen Streiflichter, die auf unsere socialen Zustände, auf die Vertreter gewisser Gesellschaftskreise fallen, zeugen von der Gewandtheit des Romanschriftstellers, ein Bild unserer Gegenwart mit treffenden Zügen zu entrollen.

Auf dem Gebiete des Lustspiels haben wir zunächst einen Versuch von Ernst von Wildenbruch zu verzeichnen, einen ähnlichen Stoff, wie ihn Daudet in seinem Roman „Die Königin im Exil" behandelt hat, auf die Bühne zu bringen. „Der König von Candia", ein Stück, das in Frankfurt a. M. zur Aufführung kam, hat zum Helden den Sohn eines depossedirten Fürsten, der, von seiner Umgebung in dem Glauben bestärkt, daß die jetzigen Zustände des Reiches nicht von Dauer sein könnten und ihm die nach Erb- und Thronrecht gebührende Krone wieder zufallen werde, in trotziger Verstocktheit der Nation den Rücken kehrt und nur auf die bessere Zukunft harrt. Die Cousine des Prinzen wird von einem Grafen geliebt, der einen Plan ersinnt, um ihn von seinen thörichten Träumereien und vermessenen Hoffnungen zu heilen. Dem Prinzen wird vorgespiegelt, daß die Candioten sich von der Oberherrschaft der Pforte freigemacht und ihn zum Herzog erwählt hätten. Die Illusionen, in die er sich infolge dieser Mittheilung einwiegt, sollen ihn darüber belehren, wie unhaltbar sein Standpunkt ist. Ob nun dies candiotische Intermezzo so geeignet ist, den Helden von seiner Legitimi-

Digitized by Google

tätsmarotte zu curiren, erscheint zum mindesten fraglich. Es ist ein Verdienst des Dichters, einen Grundgedanken herausgegriffen zu haben, der in der Atmosphäre der Zeit liegt; die Erfindung hat indeß etwas Phantastisches, das mehr an altspanische und altbritische Phantasielustspiele erinnert, und die Handlung läßt Spannung vermissen.

Ernst von Wildenbruch hat inzwischen für sein Trauerspiel „Harold" den wiener Grillparzer-Preis von 1500 Fl. erhalten. „Harold" behauptet sich von dem ganzen Wildenbruch-Repertoire am nachhaltigsten auf den deutschen Bühnen.

Das Lustspiel von Hugo Lubliner (Hugo Bürger): „Die Mitbürger", hat am berliner Hoftheater einen nicht unbestrittenen Erfolg davongetragen. Wenn der Autor in seinen letzten Stücken sich auch einer einfachern Compositionsweise zugewendet und es vermieden hat, einen oft locker verbundenen Novellencyklus auf die Bühne zu bringen, so bewegt er sich doch auf dieser neuen Bahn nicht mit vollkommener Sicherheit. Das Gemälde eines kleinlichen und engherzigen Egoismus, das er vor uns entrollt, hat trotz einzelner aufgesetzter humoristischer Lichter doch nicht genügende komische Reflexe, um die heitere Stimmung des Publikums in Permanenz zu erklären. Dem Autor mögen Sardou's „Nos bons villageois" und ähnliche Stücke vorgeschwebt haben, in denen das egoistische Treiben ganzer socialer Schichten geschildert wird; doch finden sich auch Anklänge an „Die beiden Klingsberg".

Ein Lustspielschwank von Franz von Schönthan: „Roderich Heller", hat jetzt, nachdem er an verschiedenen Stadttheatern gegeben worden, auch den Weg auf die berliner Hofbühne gefunden, wo er bereits eine Reihe von Aufführungen erlebt hat. Das Stück hat eine gute Lustspielidee zur Grundlage: den Contrast zwischen den Schriften eines Autors und seinem persönlichen Wesen und Auftreten; doch die Behandlung ist plump und possenhaft, wenngleich die Mache einzelner Scenen geschickt ist und der Humor des Autors sich öfters in drolligen Einfällen bewährt. Die Frau des Strumpfwaarenfabrikanten Groller hat in ihrer Jugend einen gewissen Roderich Heller kennen lernen, der inzwischen ein vielgenannter Schriftsteller geworden ist: sie liest und bewundert seine Werke, befolgt seine Principien und Maximen und hat ihm in ihrem Hause einen Cultus geweiht, welcher dem Fabrikanten sehr unbequem wird. Da fügt es sich, daß Heller in Berlin als Candidat für den Reichstag aufgestellt wird; in der That, er kommt, sieht und siegt aber nicht; denn es ist ein unleidlicher grober Mensch, und sein bloßes Erscheinen genügt, um Frau Groller von allen Illusionen zu heilen, ohne indeß das Stück um die beiden letzten Acte zu erleichtern, die noch nach Heller's Verschwinden mit allerlei Possenwitzchen ein nothdürftiges Dasein fristen. Hier ist der Stoff zu einem feinen Lustspiel leichtsinnig verpufft; der Dichter zeigt mit dem Stock auf diesen Roderich Heller wie auf das Ungethüm einer Meßbude und läßt ihn verschwinden, nachdem Frau Groller das Gruseln gelernt hat. Einmal ist es höchst unwahrscheinlich, daß ein solches brutales Subject ein geistvoller Schriftsteller sein und das Vertrauen seiner Mitbürger in solchem Maße genießen könne, daß sie ihn in den Reichstag wählen wollen: dann aber mußte die Enttäuschung der Frau Groller allmählich durch eine Reihe feiner, nicht so aufdringlicher Charakterzüge des vergötterten Autors herbeigeführt werden; doch die Schwänkefabrikation mit ihren handgreiflichen Motivirungen schlägt vielen unserer Dramatiker immer in den Nacken, auch wenn sie von der alten Fahne desertiren, um zu derjenigen einer vornehmern Thalia zu schwören.

Weit besser als die erwähnten Stücke ist das Lustspiel „Der Probepfeil", von Oskar Blumenthal. Es freut uns, daß dieser Autor jetzt den Ton des Pasquills und das Programm der literarischen Ungezogenheiten aufgegeben hat, um seinen schlaghaften Witz in den Dienst der gestaltenden Muse zu geben. Und zwar ist der „Probepfeil" kein Lustspielschwank, wie man nach den frühern Leistungen

Digitized by Google

des Autors erwarten mußte, sondern ein echtes, in höherm Ton gehaltenes Lustspiel, welches die blöden Jugendeseleien der Liebe behandelt; denn das eben sind die Probepfeile des kleinen Cupido, jene nur aus einem allgemeinen Liebesbedürfniß hervorgegangenen ersten Neigungen, mit denen der kleine Gott meistens in empfindlicher Weise Bankrott macht. Blumenthal's junger Held verliebt sich in eine kokette Weltdame, welche den Funken dieser Liebe sorgsam anfacht und vor jedem von außen kommenden Windstoß eifersüchtig beschützt; die junge Heldin aber hat einen gefeierten Virtuosen zum Gegenstand ihres Cultus gemacht, der von der Salondame in ähnlicher Weise verherrlicht wird, wie der Professor in Pailleron's „Welt, in der man sich langweilt". Dieser Virtuos mit seinem Größenwahnsinn entpuppt sich zuletzt als ein Charakter, der sich geradezu schlechter Handlungen schuldig gemacht hat. Natürlich bedarf die Handlung einer Triebkraft, die sie in Bewegung setzt: und das ist ein welterfahrener Edelmann, der alles daran setzt, die Probepfeile unschädlich zu machen und aus Amor's Köcher dann den rechten Pfeil hervorholen zu helfen, der die auf Irrwegen befindlichen jungen Herzen zusammenführt. Das Lustspiel hat offenbar etwas von jener Dialektik, welche den spanischen Stücken eigen ist, und wäre ein geeigneter Stoff für die Jordan'sche Behandlungsweise mit ihren in Versen und Reimen pointirten Concetti; doch Blumenthal zog den Prosadialog vor, welcher mehr dramatische und theatralische Bewegung zuläßt und dem Ganzen einen modernen Charakter gibt. Das Lustspiel ist die erfolgreichste Saisonnovität des deutschen Theaters in Berlin gewesen und bereits an vielen Bühnen gegeben worden.

Ein Lustspiel: „Schulröschen", von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, ist in Leipzig zur Aufführung gekommen. Die Heldin ist die Tochter eines Gymnasialdirectors, welche in den alten Sprachen gut unterrichtet ist und mit ihren Freundinnen ein gelehrtes Kränzchen hat. Als Gesellschafterin einer benachbarten Baronin gelingt es ihr, mit Hülfe ihres Latein ein wichtiges Actenstück zu finden, durch welches ein späteres Testament, das ihre Hand bindet, ungültig gemacht wird. Die heitern Mädchenscenen bilden eine Art von humoristischem Chor, während die Haupthandlung sich um die Herzensneigungen und Herzensgeschichte Schulröschens und ihrer Freundin, der Freiin Mathilde, dreht. Der am meisten hervortretende Charakter des Stückes ist Graf Bergheim, ein Gentleman von Kopf bis zu Fuß, eine jener Aufgaben, wie sie Friedrich Haase zu Cabinetsstücken zu gestalten weiß.

Das neunte Jahrzehnt unsers Jahrhunderts brachte die Säcularfeste der ersten Aufführungen der Schiller'schen Jugenddramen; sie haben bei mehrern großen Stadttheatern Beachtung gefunden. Manheim, welches den ersten Säcularfeste der ersten Aufführung der „Räuber" nicht blos durch Darstellung des Schauspiels, sondern auch durch eine Preisausschreibung feierte, bei welcher der Preis Richard Voß für sein Schauspiel „Luigia Sanfelice" zufiel, hat auch den Gedenktag der ersten Aufführung des „Fiesco", den 11. Jan. 1884, nicht unbeachtet vorübergehen lassen. Auch andere Bühnen, wie das leipziger Stadttheater, gaben an diesem Tage den „Fiesco", und zwar in jener theatralischen Zwangsbearbeitung, welche dem Dichter durch den Freiherrn von Dalberg, durch die Aussicht auf eine Aufführung des Stückes in Manheim und eine Dramaturgenstelle an dem dortigen Theater aufgedrängt worden. Schiller's Freund Streicher bezeugt, mit welchem Widerwillen der Dichter an die Umarbeitung des Stückes ging; da ihm alles Handwerksmäßige des Theaters zuwider war und die verlangten Abänderungen dem Verstand und der Wahrheit zugleich den härtesten Schlag versetzten. In der That wird der Charakter des Fiesco wesentlich geschädigt, wenn er am Schluß als republikanischer Tugendheld erscheint, nicht weniger der Charakter des Verrina, der nach einem vergeblichen Versuch, den Helden zu tödten, ihm in die Arme

Digitized by Google

fällt. Im übrigen sind diese Schlußscenen mit großer theatralischer Technik und wirksamer Steigerung aufgebaut. Wie es indeß bei allen Umarbeitungen der Fall ist, bleiben oft einzelne Façaden stehen, wenn alles dahinter in Schutt und Trümmer liegt. So hat der Dichter die Schändung Bertha's als ein zu crasses Motiv beseitigt, während Verrina's hochpathetische Reden und Verfluchungen, die jetzt gar keinen Sinn mehr haben, nach wie vor ihre zündende Wirkung ausüben sollen. Einen entschiedenen Vorzug hat die Bearbeitung: die unnöthige gräßliche Scene, in welcher Fiesco seine Gattin ermordet, eine tragische Faschingsscene ist beseitigt worden. Im übrigen verdient der übliche Bühnentext des „Fiesco" trotz seiner crassen Motive den Vorzug vor der an lauter Halbheiten krankenden Bearbeitung. Auch der Gedenktag, 13. April 1884, der ersten Aufführung von „Cabale und Liebe" ist in Frankfurt und Hamburg beachtet worden. In Frankfurt wurde das Stück damals zwei Tage früher als in Manheim gegeben.

Am wiener Burgtheater ist unter Wilbrandt's Leitung endlich die ganze „Wallenstein-Trilogie" in Scene gegangen. Lange Zeit hindurch war Schiller's „Wallenstein" an der wiener Hofbühne ein geächtetes Stück: „Dank vom Haus Habsburg" und andere geflügelte Worte mußten dort misliebig sein. Diese kleinlichen Rücksichten sind allmählich geschwunden: Sonnenthal überraschte das Publikum als Wallenstein durch staatsmännisch bedeutendes Wesen und einen Charakterkopf à la van Dyck. Die Inscenirung des Lagers soll der meininger überlegen gewesen sein, dagegen die Banketscene der Piccolomini bei diesen eine größere Wirkung ausgeübt haben. Es ist jedenfalls Wilbrandt's Verdienst, die größten dramatischen Dichtungen unserer Classiker, Goethe's „Faust" und Schiller's „Wallenstein", in ihrer Ganzheit dem wiener Burgtheater erobert zu haben.

Die Todtenliste der Schauspielerwelt weist, so jung das Jahr noch ist, drei Namen von gewichtigem Klange auf. In Wien starb in hohem Alter am 11. März Karl La Roche, geboren in Berlin am 14. Oct. 1796. Auf Iffland's Anregung war La Roche schon 1811 zum Theater gegangen und wirkte in der Seconda'schen Truppe in Dresden mit. Seit 1822 war er Hofschauspieler in Weimar, wo des alternden Goethe Anregungen auf ihn förderlich wirkten. Von Weimar aus unternahm er mehrere Gastspielreisen, die erfolgreichste nach Wien 1832, wo er auf Lebenszeit am Burgtheater engagirt wurde. Hier war er, als Darsteller und Regisseur vielfach ausgezeichnet und in den Ritterstand erhoben, bis in späte Lebenszeit thätig, die seinem künstlerischen Wirken denn doch ein Ziel setzte. Heinrich Laube gibt in seiner Schrift über das wiener Burgtheater ein scharfgezeichnetes Charakterbild des Darstellers, bei dem auch die verdunkelnden Striche der Retouche nicht fehlen: Epikuräismus und Leichtlebigkeit auch gegenüber künstlerischen Aufgaben, Schattenseiten, welche Laube der Thatsache schuld gibt, daß sein Bildungsgang in die geistig lahme Restaurationsepoche von 1815 bis 1830 fällt. Zu seinen Vorzügen rechnet Laube eine schöne Wahrhaftigkeit, einen feinen Humor, wenn es noththat auch einen starken Humor, ein warmes Gefühl in bürgerlichen, eine noble Haltung in vornehmen Rollen, ein drastisches Darstellungstalent für chargirte Aufgaben, und für das alles die ausdrucksvolle Mimik eines schöngeschnittenen Kopfes und die Behendigkeit eines geschmeidigen Körpers. Seine eigentliche Domäne war das Lustspiel, obschon er auch in den Tragödien einzelne Scenen vortrefflich spielte.

Ein anderer Schauspieler, der zeitlebens der heitern Muse gehuldigt, ist am 21. April in Wien gestorben, wo er eine zweite Heimat gefunden: Anton Ascher. Obschon nicht in Berlin geboren, hatte Ascher doch die ganze Unerschrockenheit und Gewecktheit des echten Berliners sich angeeignet, und gerade diese Eigenschaften, die er an der blauen Donau mit einiger Gemüthlichkeit amalgamirte, machten ihn dort zu einer künstlerischen und gesellschaftlichen Specialität. Geboren am

Digitized by Google

UNIVERSITY CALIFORNIA

15. Juli 1820 zu Dresden, ging er früh zum Theater. Seine erste Glanzepoche war die Blütezeit des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin (1848—60), wo damals viele später auf die Hofbühnen übergegangene Novitäten, wie „Die Journalisten", „Pitt und Fox", zuerst zur Aufführung kamen. Er selbst spielte einen Bolz, einen Fox und andere historische und unhistorische Bonvivants im degagirten Ton, nicht ohne Schärfe, mit jener Sicherheit, wie sie die Lieblinge des Publikums bald zu gewinnen pflegen. Seine zweite Glanzepoche war die Leitung des wiener Carl-Theaters (1866—72), bei welcher er sich als gewandter und kundiger Director bewies und ein schönes Vermögen erwarb. Er war in Wien als Schauspieler und Gesellschafter überaus beliebt; sein Auftreten, sein Wesen, sein Ton hatten etwas Prickelndes, Champagnerartiges, was nie seine Wirkung verfehlte.

In Hamburg starb am 9. April plötzlich C. A. Görner an einem Schlagfluß, mitten in seiner künstlerischen Thätigkeit: es wurde gerade am Thaliatheater sein neuestes Stück: „Amerikanisch", gegeben. Görner war allerdings noch zehn Jahre jünger als La Roche, aber doch auch schon ein hoher Siebziger; denn er war am 29. Jan. 1806 in Berlin als der Sohn eines Beamten geboren, der viel mit Schauspielern verkehrte. So fand auch der junge Görner bald den Weg zur Bühne, indem er im Jahre 1822 heimlich aus dem Aelternhause entwich und in Stettin für komische Charakterrollen engagirt wurde. Später erhielt er ein Engagement in Strelitz, wo er 21 Jahre lang als Regisseur und Schauspieler thätig war; dann kam er an das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin und wurde 1858 von Maurice an das Thaliatheater nach Hamburg berufen, wo er bis zu seinem Tode als Darsteller und Regisseur wirkte. Görner, sehr begabt für komische Charakterrollen, war auch ausnehmend productiv als dramatischer Autor, selbst Benedix mußte mit Bezug auf die Zahl der Stücke hinter ihm zurückstehen. Im Jahre 1876 feierte er sein funfzigjähriges Jubiläum als dramatischer Schriftsteller. Einen höhern Werth nehmen seine Productionen nicht in Anspruch; aber sie sind geschickt gemacht, bühnenwirksam und meist ein schätzbarer Unterhaltungsstoff. Sein bestes Lustspiel ist: „Ein geadelter Kaufmann"; außerdem erwähnen wir: „Englisch", „Das Salz der Ehe", „Sperling und Sperber". In den letzten Jahrzehnten schuf er das Genre der plaudernden Weihnachtsmärchen; einzelne derselben: „Aschenbrödel", „Schneewittchen", „Dornröschen", hatten großen Erfolg: die kindliche Naivetät der Märchen war meist unverfälscht bewahrt: die Zuthat bestand in harmloser burlesker Komik, anspruchslosen Versen und glänzendem decorativen Aufputz, sodaß diese Stücke als Ausstattungsstücke sich bei vielen Theatern zugkräftig bewährten.

Politische Revue.

22. Mai 1884.

Die Sitzungen des Deutschen Reichstages, in denen der Kanzler selbst das Wort ergriff, gehören zu den rothen Kalendertagen seiner Chronik. In der Regel darf man annehmen, daß an diesen „Kanzlertagen" die wichtigsten Vorlagen debattirt werden. Diesmal galt es, am 8. und 9. Mai, der Verlängerung des Socialistengesetzes: einer Frage, welche schon vorher die Gemüther und die Presse lebhaft erregt hatte. Einmal war von der Regierung für den Fall einer Ablehnung der Vorlage die Auflösung des Reichstages bestimmt in Aussicht gestellt worden; dann aber waren die Parteien unter sich gespalten gegenüber dem Gesetz, und zwar kam hier ein Bruch innerhalb derselben zu Tage, wie er sich selten bei den Abstimmungen im Reichstage gezeigt. Einig waren nur die Conser-

Digitized by Google

vativen, die Deutsche Reichspartei und die Nationalliberalen, für die Annahme des Gesetzes zu stimmen. Am meisten auffallen mußte es, daß die Linksliberalen, eine Partei, die sich eben erst gebildet hatte, bei dieser Frage wieder auseinanderfiel. Das Centrum theilte sich in zwei Hälften, selbst die Diplomatie Windthorst's vermochte nicht, eine einheitliche Abstimmung durchzusetzen; er suchte den Riß der Partei dadurch zu erklären, daß in der Fraction nicht abgestimmt werde, daß das Centrum niemand binde und jeder nach seiner Ueberzeugung stimme; doch solche Parteien ohne innere Disciplin können keiner Regierung eine Stütze bieten: das parlamentarische Rechenexempel entbehrt ja überhaupt dann jeder Grundlage. Das Centrum galt unter Windthorst's Leitung lange Zeit hindurch für eine geschlossene starke Partei, von der keine Steine abzubröckeln pflegten; jetzt zeigt sich, daß es eine rechte und linke Seite hat, die einander gelegentlich feindlich gegenüberstehen. Am meisten mußte aber die Deutschfreisinnige Partei, die sich ja eben erst zusammengeschlossen hatte, der Welt das Schauspiel einer abermaligen Secession ersparen, mochte dieselbe immerhin nur Bezug auf eine einzige Abstimmung haben. Und es waren nicht blos die Fahnenflüchtlinge, die von ihren Führern desertirten; die Führer selbst standen in verschiedenen Lagern: Stauffenberg, Richter, Hänel, Rickert auf der einen Seite, auf der andern Forckenbeck, der Oberbürgermeister Berlins, der damals der erste war, welcher die große liberale Partei der Zukunft proclamirte. Schon bei der ersten Probe hielt die neue Vereinigung nicht Stich. Die Rechtfertigung des Zwiespalts durch die Ueberzeugungstreue der einzelnen Fractionsmitglieder konnte hier sowenig verfangen wie im Centrum: denn wenn die Ueberzeugungen in principiellen Fragen auseinandergehen, so wanken ja die Grundfesten einer Partei. Das Aufgebot der ins Feld geführten Scheingründe widerlegte am schlagendsten der Redner der Nationalliberalen, Marquardsen, indem er das einstimmige Votum seiner Partei für die Verlängerung des Gesetzes mit dem Spruch motivirte: In necessariis unitas.

Der eigentliche Kanzlertag war der 9. Mai. Am 8. eröffnete der Abgeordnete von Stauffenberg die parlamentarischen Parallelen zur Bekämpfung des Gesetzes, dessen Zweck nicht erreicht worden sei; die schädlichen Wirkungen des Gesetzes sucht der Redner darin, daß diejenigen, die in einen Ausnahmezustand gesetzt sind, immer mehr vom gesetzlichen Wege abweichen; die lange Dauer des Gesetzes trage die Schuld, daß eine Partei im Entstehen begriffen sei, welche vor Verbrechen nicht mehr zurückschrecke. Abgeordneter von Minnigerode erklärte sich im Namen der Deutschconservativen Partei für das Gesetz: es gelte, die Arbeiter vor dem Terrorismus der socialistischen Agitation zu schützen. Nun tritt Abgeordneter Windthorst, der diesmal nur das halbe Centrum hinter sich hat, in die Arena. Er und seine Parteigenossen könnten wenig Lust haben, für ein Ausnahmegesetz zu stimmen, da sie selbst unter schärfern Ausnahmegesetzen zu leiden hätten. Einig sei das Centrum darin, die Gefahren der Socialdemokratie anzuerkennen, aber auch darin, daß das Socialistengesetz eine dauernde Institution nicht werden dürfe. Seine Anträge hätten eine Uebergangszeit und damit die Annahme der Vorlage ermöglichen wollen. Das Gesetz, sagte er im Einklang mit Stauffenberg, habe nichts genützt, sondern geschadet; zweifellos sei, daß ein Gesetz von solcher Härte zu einer Explosion führen müsse. Gerade unter der Herrschaft des Gesetzes hätte sich eine anarchistische Partei gebildet; das Centrum habe stets in positiver Weise die Socialdemokratie bekämpft: durch den Culturkampf sei es nur darin gehindert worden. Im Namen der Nationalliberalen erklärte sich Marquardsen für eine Verlängerung des Gesetzes.

Ein frischer Fahrwind schwellte die Segel der parlamentarischen Debatte, als Fürst Bismarck am 9. das Wort ergriff. Seine Rede war eine Kriegserklärung gegen den Liberalismus der Linken: zugleich aber betonte er die Aufgaben des Staates gegenüber den Arbeitern in nachdrücklichster Weise. Etwas von der

Digitized by Google

scharfen Luft der Conflictszeit wehte in seiner Rede: da war von keinerlei Zugeständnissen die Rede. So geharnischt wie in der Socialistendebatte bei der ersten und zweiten Lesung ist der Kanzler schon lange nicht aufgetreten. „Wollen Sie die Socialistengefahr los sein, so wählen Sie keinen fortschrittlichen Abgeordneten.“ Er verlangte ein offenes „Nein“. „Wir werden Ihnen dann“, rief er aus, „schon Gelegenheit verschaffen, Ihren Wählern Rede zu stehen.“ Es machte den Eindruck, als wäre dem Reichskanzler eine Auflösung des Reichstages und deshalb eine Abstimmung, die sie zur Folge hatte, keineswegs unangenehm: er hoffte jedenfalls durch die Neuwahlen, die unter der Parole der versäumten Vorkehrungen gegen die Socialistengefahr stattfanden, einen minder unliebsamen Reichstag zu erhalten. Wußte er doch, daß gerade diese Abstimmung in die zwei größten Parteien des Reichstages einen sie auseinandersprengenden Keil schieben würde, und wenn sie so innerlich gebrochen in die Wahlen traten, so verloren sie natürlich ausnehmend viel von ihren Chancen. Erfreulicher als diese Polemik gegen den Liberalismus und den Fortschritt, in dessen Sündenfall er augenscheinlich die neue Deutschfreisinnige Partei mit verwickelte, die er für die Entwickelung der Socialdemokratie und für den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung verantwortlich zu machen suchte, war der positive Theil der Rede des Reichskanzlers. „Berücksichtigen Sie“, sagte er, „was in der kaiserlichen Botschaft und in den Reformvorschlägen niedergelegt ist: geben Sie dem Arbeiter Brot, d. h. Arbeit, solange er gesund ist, Unterstützung, wenn er krank ist, versorgen sie ihn, wenn er alt oder invalid geworden: und unsere Ausnahmegesetze werden unnöthig sein. Wenn der Staat und die gesetzgebenden Körperschaften etwas mehr für die arbeitenden Klassen thun, so wird der Arbeiter, wenn er eben sieht, daß es uns mit den Bemühungen um sein Wohl Ernst ist, sehr bald die socialdemokratischen Lehren verleugnen. Der Regierung ist das Ernst; aber die gesetzgebenden Körperschaften halten nicht Schritt.“ In Bezug auf den Unfallversicherungs-Gesetzentwurf fügte der Reichskanzler hinzu: „Die Regierung will eine Antwort haben; sie wird die Verhandlungen nicht abbrechen, und wenn wir bis zum August, beziehentlich bis zur Erledigung Ihres Mandats hier sitzen. Die Regierung wird am Platze sein. Sind diese unsere Aufgaben erfüllt, erst dann ist das Zurückziehen aller Ausnahmegesetze möglich.“

Die Polemik, welche Richter in gewohnter Weise gegen die Rede des Reichskanzlers richtete und bei der er die verschiedenartigsten Dinge, wie den Welfenfonds, die Bauernbriefe, mit in die Debatte zog, veranlaßte den Kanzler zu einer Erwiderung, in welcher er mit noch größerer Schärfe die Erklärungen seiner ersten Rede wiederholte. In der That wurde man an die jugendliche Sturm- und Drangperiode Bismarck's erinnert, wo der junge Deichgraf die große Mehrheit der preußischen Nationalversammlung in herausfordernder Weise gegen sich in die Schranken rief, wenn jetzt der greise Staatsmann erklärte, er glaube nicht an die Zukunft des Liberalismus und werde ihn bekämpfen bis zum letzten Athemzuge. Auch das Stichwort im Munde des Kanzlers: er erkenne „das Recht auf Arbeit“ an, war von einer Tragweite, welche sich alsbald in zahlreichen Leitartikeln der gesammten Presse zeigte. Mit Recht konnte sich der Kanzler später auf das Allgemeine Preußische Landrecht berufen, welches die Verpflichtung des Staates bereits hervorgehoben hatte, in Zeiten der Noth Arbeit zu schaffen. Daß sich dies Recht auf Arbeit nicht mit demjenigen deckt, welches in der französischen Republik von 1848 Louis Blanc proclamirte, als er die Nationalwerkstätten schuf, ist zweifellos; jedenfalls aber muß man es dem Reichskanzler hoch anrechnen, daß er jene Verpflichtung des Staates wieder hervorgehoben hat. Es ist eine Achillesferse unserer Gesellschaft, daß die Arbeitsfähigen und Arbeitslustigen oft nicht Arbeit finden können: dies erstreckt sich weiter als blos auf die Kreise der Handarbeiter; auch das geistige Proletariat, auch die kaufmännischen Kreise werden davon betroffen. Eine Omnipotenz, welche gegen die Folgen der maßlosen Concurrenz Hülfe schaffen

Digitized by Google

könnte, besitzt der Staat freilich nicht; aber die Anerkennung des Princips beweist, daß er nach Kräften eingreifen will, wo ihm ein allgemeiner Nothstand entgegentritt.

Die beiden Parteien, die in ihrer Mehrheit gegen die Verlängerung des Socialistengesetzes stimmten, wollten indeß nicht mit leeren Händen kommen und den Beweis liefern, daß auch sie die socialistische Gefahr erkannten und Vorbeugungsmaßregeln gegen dieselbe für wünschenswerth hielten. Die Anträge des Abgeordneten Windthorst, welche das Ausnahmegesetz auf den Boden des allgemeinen Rechtes hinüberführen wollten, kamen am 10. Mai zur Verhandlung. Windthorst war in der Vertheidigung seiner Amendements nicht besonders glücklich: bei der Eventualabstimmung erhielt zwar das Amendement, welches größere Versammlungsfreiheit beantragte, die Mehrheit: als aber Hänel erklärt hatte, diejenigen Freisinnigen, welche gegen das Ausnahmegesetz als solches stimmten, würden auch gegen die Anträge Windthorst stimmen, zog dieser dieselben zurück.

Die Deutschfreisinnige Partei hatte einen Gesetzesvorschlag gegen den gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen eingebracht; die Regierung hatte schleunig einen darauf bezüglichen Gesetzentwurf ausgearbeitet, der am 13. Mai zur Verhandlung kam und keinerlei Opposition fand: ein fraglicher Ausdruck, der „Besitz" von Sprengstoffen, wurde von Hasenclever und Windthorst angezweifelt; ein erläuternder Zusatz war die einzige Abänderung, welche die Vorlage erfuhr. So hatte auch die freisinnige Partei ihre Schlagfertigkeit an den Tag gelegt, wo es galt, gegen die Attentate der Anarchisten einzuschreiten; dennoch hielt ein beträchtlicher Bestandtheil derselben trotzdem eine Verlängerung des Socialistengesetzes nicht für ausgeschlossen. Diese wurde bei der zweiten Lesung am 9. Mai mit 189 gegen 157 Stimmen angenommen, und das Stimmenverhältniß blieb bei der dritten Lesung im wesentlichen unverändert. Das Dynamitgesetz wurde, nachdem die socialdemokratischen Abgeordneten den Saal verlassen, am 13. Mai einstimmig angenommen.

Der Beschluß der Wahlprüfungscommission, der in derselben Sitzung mitgetheilt wurde, den Reichskanzler zu ersuchen, dem Gensdarmeriewachtmeister Mudlack in Großbeeren eine Rüge zu ertheilen, gehörte offenbar zu denjenigen parlamentarischen Vorgängen, welche in einem schon am 8. Mai ergangenen Erlaß des Königs an das Staatsministerium als Eingriffe in die Rechte der Executive bezeichnet werden. Eine Aufforderung der Abgeordneten, das Staatsministerium solle die Beamten, die sich bei einer Wahl einer Ueberschreitung ihrer Amtsbefugnisse haben zu Schulden kommen lassen, zur Verantwortung ziehen, wird in diesem Erlaß, nach den Mittheilungen des „Reichs- und Staats-Anzeiger", als eine Verletzung der Rechte angesehen, welche der Art. 45 der Verfassung dem Könige vorbehält. Die Grenze, welche derselbe zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt vorzeichnet, soll geltend gemacht und gewahrt werden. Der Reichstag wird daher eine andere Form suchen müssen, um der bisher nicht beanstandeten Verurtheilung der Ausschreitungen der Beamten bei den Wahlen eine wirksame Folge zu geben.

Bei der einstimmig angenommenen Dotation für die zur Erforschung der Cholera entsandte Deputation hielt am 13. Mai Virchow dem Geh. Rath Dr. Koch eine wissenschaftliche Eloge, indem er zugleich vor Ueberschätzung der praktischen Resultate dieser von ihm hochgepriesenen wissenschaftlichen Entdeckung warnte.

Von andern Debatten im Reichstage erwähnen wir noch diejenige über den Antrag Büchtemann wegen einer Vorlage des Reichskanzlers betreffs einer Pension für die im Reichsdienst beschäftigten Civilpersonen vom 23. April, welche zu einem heftigen Rededuell zwischen den Abgeordneten Richter und von Köller führte, und zuletzt einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen wurde, und das Gesetz über eine Abänderung des Militärpensions- und des Reichsbeamten-Gesetzes vom 24. April. Bei diesem Gesetz drehte sich die Debatte um die Communalbesteuerung der Offiziere betreffs ihres Privatvermögens. Obschon Graf Moltke

Digitized by Google

selbst das Wort ergriff, um sich gegen dieselbe zu erklären und die Vortheile nachzuweisen, welche den Communen aus den militärischen Garnisonen erwachsen, obschon der Kriegsminister die ganze Frage ausscheiden wollte als nicht zu diesem Gesetzesvorschlag gehörig, so ist es doch keine Frage, daß die Mehrheit des Reichstages eine andere Ansicht hat als die hohen Offiziere. Richter kämpfte in gewohnter schneidiger Weise für die Aufhebung der Communalsteuerfreiheit der Offiziere: auch kam er auf das Verhältniß der bürgerlichen und adeligen Offiziere, die Bevorzugung der letztern, die Ausschließlichkeit der adeligen Offiziercorps in einzelnen Regimentern zu sprechen, fand aber im Kriegsminister einen redegewandten Gegner, der seinen Posten tapfer behauptete und die Kanonen, die er nicht retten konnte, wenigstens mit Geschick vernagelte.

Ueber die Novelle zum Hülfskassengesetz wurde in zweiter Berathung am 25. April verhandelt. Die Socialdemokraten ergriffen mehrfach das Wort. Der politische Paragraph des Gesetzes, der die Leiter der Generalversammlungen mit Strafe belegte, wenn sie Erörterungen über öffentliche Angelegenheiten zulassen, die unter die Landesgesetze über das Vereins- und Versammlungsrecht fallen, wurde nach dem Antrag der Commission beseitigt. An demselben Tage wurde das Relictengesetz einer Commission überwiesen. Am 15. Mai ist der Reichstag auf unbestimmte Zeit vertagt worden.

Das preußische Abgeordnetenhaus trat mit dem Reichstage gleichzeitig nach den Osterferien am 22. April wieder zusammen. Fragen von geringerm allgemeinen Interesse, wie die dritte Berathung über den Betrieb des Hufbeschlaggewerbes, Berichterstattungen über Bergwerks- und Eisenbahnverwaltung, Wahlprüfungen und andere, nahmen einen beträchtlichen Theil der Verhandlungen in Anspruch. Der Erwerb von neuen Privatbahnen durch den Staat fand wenig Widerspruch. Am längsten und lebhaftesten waren die Debatten bei der dritten Berathung der Jagdordnung, bei welcher Paragraph für Paragraph durchgekämpft und zahlreiche Amendements eingebracht wurden. Die Fragen über die Eingatterung des Wildes, Verhütung des Wildschadens, Bildung von Jagdbezirken, vor allem der Sonntagsparagraph gaben den verschiedenen Parteien Anlaß zu heftiger Polemik: namentlich war die Verbitterung des Centrums gegen die Nationalliberalen sehr bemerklich. Der Sonntagsparagraph gelangt in einer Fassung zur Annahme, nach welcher alles Hetz- und Treibjagen an Sonn- und Festtagen und jede Jagdausübung während des Gottesdienstes untersagt wird. Daß das Gesetz nicht zu Stande gekommen: daran trägt das Herrenhaus die Schuld.

Ohne einen kirchenpolitischen Antrag konnte natürlich die Session des Abgeordnetenhauses nicht vorübergehen: das Centrum sorgt dafür, daß in dieser Frage keine Stagnation stattfindet. Am 12. Mai kam der Antrag des Abgeordneten Windthorst auf Vorlegung eines Gesetzentwurfs über die organische Revision der kirchenpolitischen Gesetzgebung zur Berathung. Windthorst erklärte, auf den Nothruf des katholischen Volkes höre die Regierung nur in ganz ungenügender Weise, auch fordere sie Zugeständnisse, welche die Curie beim besten Willen nicht gewähren könne. Die zur Wiederherstellung der Seelsorge getroffenen Maßnahmen seien dankbar anzuerkennen, aber verkümmert worden durch Zurückweisung der Geistlichen, die ihre Studien in Rom und Innsbruck gemacht hätten. Noch schärfer kritisirte Schorlemer-Alst den Standpunkt der Regierung. Der Cultusminister erklärte, die Zeit sei noch nicht gekommen, um mit neuen Gesetzesvorlagen vor das Haus zu treten. Richter erklärte sich im Namen seiner Partei bereit zur Revision der Maigesetze, besonders zur Aufhebung des Expatriirungsgesetzes. Schulaufsichtsgesetz und Civilehe müßten aber aufrecht erhalten bleiben. Der Antrag Windthorst wurde mit 168 gegen 116 Stimmen abgelehnt; am 19. Mai wurden die Sitzungen des Abgeordnetenhauses geschlossen.

Digitized by Google

Der große Parteitag der Nationalliberalen fand am 18. Mai in Berlin statt: 500 Führer, Delegirte und Vertrauensmänner der Partei waren anwesend. Hobrecht eröffnete die Sitzung; die Hauptrede hielt von Bennigsen. Ein Widerspruch gegen die Heidelberger Erklärung und Miquel's neustadter Rede trat nicht zu Tage; mit Begeisterung sprach Bennigsen von Bismarck's Verdiensten, kritisirte die Centrumspartei aufs schärfste, und wenn er sich auch „vom Linken nicht umgarnen" ließ, so machte er doch den Linksliberalen Zugeständnisse, die in Miquel's Rede nicht zu finden waren. Er wurde mit Enthusiasmus als der Führer der Partei begrüßt, die von Benda vorgelesene, im ganzen sehr allgemein gehaltene Erklärung einstimmig angenommen. In derselben sind Sympathien für die Bismarck'sche Reformgesetzgebung ausgesprochen, welche sich durchaus nicht mit den Anschauungen der Deutschfreisinnigen Partei decken.

Während England infolge der schwankenden Politik Gladstone's in Gefahr steht, sein Ansehen in den fremden Welttheilen, besonders in Afrika, einzubüßen, hat Frankreichs consequentes Vorgehen in Tongking rasch zu unverhofften günstigen Erfolgen geführt. Unbekümmert um alle diplomatischen Drohungen, um die Staubwolke von kriegerischen Gerüchten, welche im Reiche der Mitte aufgewirbelt wurde, ging Frankreich vorsichtig, langsam, aber sicher seinen Weg in Tongking, eroberte Sontay und Bacninh, ohne daß der casus belli, den Marquis Tseng angekündigt hatte, eingetreten wäre: statt dessen hat China, welches die Ueberlegenheit der französischen Waffen über seine eigenen Streitkräfte, die Schwarzflaggen und Annamiten hinlänglich empfunden hatte, in aller Eile mit Frankreich Frieden geschlossen. Am 11. Mai ist in Tien-Tsin der Friedensvertrag von dem französischen Bevollmächtigten, Fregattenkapitän Fournier, und dem Vicekönig von Pe-tschi-Li, Li-Hang-Tscheng, abgeschlossen worden: ein Friedensvertrag, wie er nach einem großen Kriege mit China kaum günstiger hätte formulirt werden können. Frankreich selbst und die ganze europäische Diplomatie ist von diesem fait accompli überrascht worden, erkennt aber die schwerwiegende Bedeutung desselben an, trotz der oft hinterhaltigen und zweideutigen Politik Chinas, dessen Verträge oft nur ad hoc abgeschlossen wurden, keineswegs mit der Aussicht und Absicht, dauernde Grundlagen des Staats- und Völkerrechtes zu schaffen. Zunächst wenigstens ist der Krieg in Tongking in aller Form beendigt worden. Die Franzosen haben den Chinesen eine goldene Brücke zum Rückzug gebaut, indem sie auf Zahlung der Kriegsentschädigung verzichteten, deren imponirende Ziffer allerdings der gloire française ein goldenes Relief gab; doch ist der Gewinn, den Frankreich für Ostasien durch den Vertrag von Tien-Tsin einheimst, immerhin bedeutend genug, um einen solchen Verzicht zu rechtfertigen, und zwar um so mehr, als dadurch ein freundliches Verhältniß zum Reiche der Mitte angebahnt wird, und zwar auf Kosten des englischen Einflusses, der durch die geringe Bereitwilligkeit der britischen Diplomatie zur Vermittelung im französisch-chinesischen Conflict offenbar Schädigung erlitten hat. Auch ist die Erklärung, die Ferry einmal in der Deputirtenkammer abgab, Frankreich wolle Tongking und Südchina dem Handel aller europäischen Nationen öffnen, zunächst bei dem Abschluß des Vertrages unbeachtet geblieben. China verpflichtet sich, die drei an Tongking grenzenden Provinzen, Jün-Nan, Kuang-Si und Kuang-Tung, dem französischen Handel zu öffnen und binnen drei Monaten einen für Frankreich günstigen Handelsvertrag mit diesem Staate abzuschließen. So hat Frankreich, was man ihm kaum verargen kann, nur für sich selbst gesorgt, und die französische kaufmännische Speculation wird nicht müßig sein in Ausbeutung der günstigen Lage, welche der Friede für sie geschaffen hat. In staatsrechtlicher Hinsicht erkennt der Vertrag das französische Protectorat über Annam und Tongking an, worin ein Verzicht Chinas auf alle Ansprüche seiner bisherigen Suzeränetät liegt.

Digitized by Google

Der entscheidende Sieg Frankreichs wird nun den Christenverfolgungen in Annam und Tongking ein Ziel setzen. Das Märtyrerthum der Missionare und der Christen hatte Dimensionen angenommen, die an die schlimmsten Zeiten der Verfolgungen in andern Welttheilen erinnerten. Die chinesischen und annamitischen Mandarinen reichten sich dabei die Hand.

Der Ministerrath hat die Bilanz des Tongkingcredits auf 38 Mill. Frs. festgesetzt: Frankreich wird einen Theil seiner Truppen aus Hinterindien zurückziehen; man hofft dort, einheimische Regimenter, eine Art von französischen Sepoys, bilden zu können, die, in die Cadres der regulären Truppen eingefügt, zur Aufrechthaltung der Ordnung in den eroberten Landstrichen genügen würden. Eine Vertheidigung derselben erscheint bei Benutzung der zahlreichen Flüsse, Kanäle und Wasseradern nicht sehr schwierig; der französische Ministerrath verlangt außerdem für Madagascar einen Credit von $4^1/_2$ Mill. Frs. Die Hovas zeigen sich keineswegs geneigt, den Anforderungen Frankreichs zu entsprechen: sie sind bereit, eine Kriegskostenentschädigung zu zahlen und einige kleine Küsteninseln an Frankreich abzutreten, keineswegs aber einen Theil der Insel selbst.

Das Ministerium Ferry hat durch den Erfolg in Hinterasien jetzt die Hände frei, um an die angekündigte Verfassungsrevision zu gehen; die annamitischen Lorbern kommen seinem Prestige sehr zu statten. Inzwischen haben in Frankreich am 4. Mai die Neuwahlen für die Gemeinderäthe stattgefunden. Wenn auch die Hauptaufgabe der Gemeinden die municipale Verwaltung ist, so haben die Wahlen doch dadurch eine eminent politische Bedeutung, daß jeder Gemeinderath nach dem Gesetz vom 24. Febr. 1875 einen Delegirten in den Wahlkörper entsendet, der die Senatoren für das betreffende Departement zu wählen hat. In Paris ist der Ausfall der Wahlen nicht gerade günstig gewesen für die herrschende Partei: das Resultat ergab nur 10 Opportunisten, dagegen 29 Autonomisten, 1 Socialisten und 8 Conservative. Von den 32 Stichwahlen finden 16 zwischen Autonomisten und Opportunisten statt. In den Provinzen ist der Sieg der letztern ein ganz entschiedener: in 256 Städten wurden 230 opportunistische Gemeinderäthe gewählt, von denen 150 nur aus Opportunisten bestehen und 80 eine opportunistische Mehrheit besitzen. Von den andern ist die Mehrzahl reactionär, die Minderzahl radical. Auch auf dem Gebiet der innern Politik hat also das Ministerium Ferry Erfolge zu verzeichnen, auf welche der Schatten Gambetta's eifersüchtig werden könnte.

Ferry's College jenseit des Kanals in England, Gladstone, hat ebenfalls einen Erfolg errungen: die Abstimmung des Unterhauses über das von Hicks-Beach beantragte Mistrauensvotum, welches am 13. Mai mit 303 Stimmen gegen 275 abgelehnt wurde. Gladstone gebietet also noch immer über eine Majorität im Unterhause, doch diejenigen, die für ihn stimmten, sind durchaus nicht in der Mehrzahl Anhänger seiner sudanesischen Politik: sie stimmen für ihn, weil sie nicht wünschen, daß die Reformgesetzgebung durch den Sturz des liberalen Cabinets ins Stocken gerathe; mit der Unentschlossenheit und dem Wankelmuth der Gladstone'schen Politik in Aegypten sind gewiß die wenigsten einverstanden, und auch unter denen, die sich bei der Abstimmung als Anhänger Gladstone's zeigten, gibt es viele, welche die Anklagen unterschreiben, die der junge beredte Lord Churchill, der Führer einer demokratisch gefärbten Torypartei, gegen das Cabinet schleuderte.

Ordre, contre-ordre, dèsordre: anders läßt sich das Resultat der Gladstone'schen Politik nicht formuliren. Nachdem eben erst die Weisung von London aus ergangen war, es sollten keine ägyptischen Truppen Gordon zu Hülfe kommen, wird gleich darauf die Ordre erlassen, daß doch zwei ägyptische Bataillone unter Führung englischer Offiziere sich auf den Weg machen sollten, um Chartum zu entsetzen: es soll aber dabei durchaus der Anschein vermieden werden, als handle

Digitized by Google

es sich um eine Offensive gegen den Sudan; Gordon und seine Getreuen sollen nur aus der Klemme gerettet werden, in welche sie die Ueberschätzung ihres Einflusses auf die arabischen Scheikhs geführt hat, und die flüchtigen Christen sollen den nöthigen Schutz erhalten. Die Araber werden aber schwerlich diese zarten Grenzlinien respectiren und den brito-ägyptischen Rettungscompagnien vielleicht in einer Weise entgegentreten, welche für das Prestige Englands sehr wenig vortheilhaft ist und die Halbheit einer Politik, welcher die oft zwecklosen militärischen Vorstöße entsprechen, ins unerfreulichste Licht stellen dürfte. Der Mudir von Dongola bittet um Unterstützung; er erklärt, daß er dann bereit sei und die Macht besitze, die Sudanesen zu besiegen: doch das widerspricht ja dem Programm der englischen Politik. Osman-Digma ist um so rühriger; er bedroht Dongola und denkt Suakim wiederzuerobern. Nach der Ansicht eines Strategen in der „Times" müßte die Hülfsexpedition, welche nach Chartum ausgeschickt werden soll, von Massauah am Rothen Meere ausgehen und den Weg verfolgen, der zum großen Theil über ein hügeliges Land geht. Die Unterstützung der Abessinier wäre der Expedition gesichert und der Weg würde durch den reichsten Theil des Sudan, nicht durch wasserlose Wüsten führen. Doch scheint dieser Stratege nicht vom englischen Kriegsministerium inspirirt zu sein. Die ägyptischen Truppen sollen über Assuan dirigirt werden nach Wady Holfa.

Die von England beantragte Conferenz zur Berathung der ägyptischen Finanzfrage stößt auf Schwierigkeiten. Die Unterzeichner des Liquidationsgesetzes von 1880, welches die Verzinsung und Amortisation der ägyptischen Staatsschuld regelte, sind verschiedener Ansicht über die Grenzen der auf dieser Zusammenkunft zu besprechenden Fragen. England will eine Abänderung jenes Gesetzes, die Zustimmung seiner Unterzeichner zu einer von der ägyptischen Regierung aufzunehmenden Anleihe im Betrage von 8 Mill. Pfd. St.; die Conferenz soll sich nur auf Verhandlungen über diese eine Frage beschränken: solche Beschränkung ist auch die Bedingung, unter welcher die deutsche Reichsregierung sich an derselben betheiligen will. Frankreich dagegen verlangt die Ausdehnung der Berathungen auf die gesammte Lage Aegyptens, und die Türkei schließt sich diesem Verlangen an. Ueberhaupt will die französische Regierung die Conferenz dazu benutzen, um ihren Fuß wieder in den Steigbügel zu setzen, aus dem Englands kriegerische Action und die Schlacht bei Tel-el-Kebir Frankreich geworfen hat. Damit hängt es zusammen, daß sich das pariser Cabinet überhaupt gegen die Berechtigung der übrigen europäischen Großmächte erklärt, in dieser Frage mitzusprechen: die frühern Inhaber des Condominiums am Nil, Frankreich und England, sollten allein entscheiden und ihre Entscheidung dem übrigen Europa zur Bestätigung unterbreiten. In dieser diplomatischen Fassung läge schon die thatsächliche Reactivirung der finanziellen Herrschaft Frankreichs in Aegypten: und schon deshalb wird das Cabinet von Downing-Street sich entschieden gegen diese Forderung zur Wehr setzen.

Während England in Aegypten mit ganz unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, indem der mit Arabi niedergeworfene Panislamismus jetzt in den obern Nilländern unter der Prophetenfahne des Mahdi sich wieder siegreich erhebt, benutzt Rußland die Zeit, in welcher Gladstone, wie der alte Zeus der von ihm übersetzten Ilias, sein Haupt den Aethiopen zuwendet, um in aller Stille wieder eine Etappe auf seiner Route nach Indien zurückzulegen. Nachdem die Russen Merw in Besitz genommen, haben sie jetzt auch Sarachs sich bemächtigt, stehen dicht an der Grenze von Afghanistan und bedrohen Herat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Schiffbruch. Novelle von E. Bely. I.—IV. 1
Zwei Balladen. Von Rudolf von Gottschall. 1. Bei Langensalza. 2. Am Rhein. 20
Die Insel Ischia. Von Professor Karl Fuchs. 24
Die modernen Erlöser. Eine zeitgenössische Studie aus dem englischen Leben von Leopold Katscher. I. 40
Eine Reise durch Litauen nach Kurland und Riga. Von J. von Dorneth. I. 60
Ritt nach dem Todten Meer. Aus meinem Tagebuche. Von Ferdinand Gregorovius. 81
Oesterreichs auswärtige Politik seit Andrássy's Rücktritt. Von Walter Rogge. 100

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Neue Gedichte von Graf Adolf Schack, Wilhelm Jensen, Karl Kösting, Rudolf Baumbach, J. Herzfelder, Wolfgang Kirchbach, Konrad Ferdinand Meyer. — Romane von Ernst Eckstein, Felix Dahn, George Taylor, Robert Byr, Gregor Samarow, Wilhelm Jensen, Friedrich Spielhagen. — Neuere historische Werke. 129
Politische Revue: Die Debatten im preußischen Abgeordnetenhause. — Die Reise des Kronprinzen des Deutschen Reiches nach Spanien. — Die Ferry'sche Politik und die französische Deputirtenkammer. — Der Aufstand des Mahdi. 140

Schiffbruch. Novelle von E. Bely. V.—IX. (Fortsetzung.) 145
Die wiener Theater. Von Ferdinand Groß. 165
Sicilische Skizzen. Von August Schneegans. I. Ein verschüttetes Kloster. II. Enna und der sicilische Mythencyklus. 174
Léon Gambetta. Von H. Bartling. II. 189
Die neuesten römischen Ausgrabungen, insbesondere am Palatinus. Von Konstantin Winterberg in Rom. 208
Korea in Vergangenheit und Zukunft. Von Ernst Oppert. 230
Deutsche Dialekte und Dialektdichter. Plaudereien eines alten deutschen Touristen. Von Karl Braun-Wiesbaden. II. 241
Zur Charakteristik der Pflanzenwelt der Tropen. Von Moritz Willkomm. . 269

Digitized by Google

Seite

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Forschungsreisen in Asien von Russen, Engländern und Franzosen. 276

Politische Revue: Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses. — Die Unfallversicherung. — Der Kronprinz des Deutschen Reiches in Rom. — Frankreich in Tongking und England in Aegypten. — Die angekündigte Verfassungsrevision in Frankreich. — Die Krisis in Spanien. 281

Schiffbruch. Novelle von E. Bely. X.—XIII. (Fortsetzung.) 289

Die Nord-Pacificbahn. Von Professor H. W. Vogel. 308

Neue Sensationsschriften. Von Rudolf von Gottschall. 323

Cypern. Ein Culturbild aus dem Jahre 1883 von Max Ohnefalsch-Richter, I. 346

Die modernen Erlöser. Eine zeitgenössische Studie aus dem englischen Leben von Leopold Katscher. II. 367

Heilkunde für das Volk. Versuch zur Zeitgeschichte der Heilkunde. Von Dr. med. O. Basset. I. 389

Sicilische Skizzen. Von August Schneegans. III. Palermo und die westlichen Trümmerfelder Siciliens. 405

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Kunstausstellungen in München, Rom, Wien, Dresden und Berlin. — Neue Monumental- und Glasmalerei. — Aeltere Gemälde. — Leistungen der Denkmalsplastik. — Künstlerische Concurrenzen. — Nekrologe. 415

Politische Revue: Die kirchenpolitischen und Steuerdebatten im preußischen Abgeordnetenhause. — Die Ausnahmegesetze in Wien. — Die Lage in Tongking. — Die Arbeiterfrage in der pariser Kammer. — Das englische Parlament und der Aufstand im Sudan. 423

Der Sudanaufstand und die englische Politik. Von L. von Assenbuch. I. . . 433

Schiffbruch. Novelle von E. Bely. XIV.—XIX. (Schluß). 449

Jüngere französische Romanschriftsteller. Von Friedrich Carl Petersen. I. Emile Gaboriau. 472

Skizzen aus der Zeit des second empire. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). 493

Annam und Tonkin. Von Friedrich von Hellwald. I. 507

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Von Walter Rogge. 529

Brindisi. Eine historische Landschaft. Von Alexander von Warsberg. 553

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die Deutsche freisinnige Partei. — Der Reichstag. — Fürst Bismarck und Lasker. — Debatten über die Unfallversicherung. — Das preußische Abgeordnetenhaus. — England im Sudan und am Rothen Meere und Frankreich in Tongking. 570

Digitized by Google

Seite
Der rechte Platz. Charakterstudie von M. Corvus. I.—IV. 577
Emilio Castelar. Von Wilhelm Lauser. 601
Der Sudanaufstand und die englische Politik. Von L. von Assenbuch. II. . 615
Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart. Von Gustav Portig. I. 632
Annam und Tonkin. Von Friedrich von Hellwald. II. 651
Der Mord und seine Bestrafung. Ein criminalistischer Essay. 671
Die Begräbnißarten der Indianer Nordamerikas. Von Rudolf Doehn. I. . . 688

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Neue Spielopern und große Opern. — Instrumental- und Chorwerke. 706
Politische Revue: Fürst Bismarck und das preußische Ministerium. — Der Bundesrath und die verantwortlichen Reichsministerien. — Das Socialistengesetz im Deutschen Reichstage. — England im Sudan und Frankreich in Tongking und Madagascar. — Frankreichs Finanzen. — Die Donaustaaten. 712

Der rechte Platz. Charakterstudie von M. Corvus. V.—VIII. (Schluß.). . . . 721
Die norwegische Reichsgerichts-Action. Von Heinrich Martens. I. 745
Emanuel Geibel und die neue Lyrik. Von Rudolf von Gottschall. 759
Cypern. Ein Culturbild aus dem Jahre 1883 von Max Ohnefalsch-Richter. II. 778
Die wirthschaftliche Entwickelung der untern Donauländer. Von einem preußischen Stabsoffizier. I. 797
Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart. Von Gustav Portig. II. 823

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Trauerspiele von Richard Voß, Arthur Fitger, Heinrich Bulthaupt, Graf von Schack. — Schauspiele von Paul Heyse und Friedrich Spielhagen. — Lustspiele von Ernst von Wildenbruch, Hugo Lubliner, Franz von Schönthan, Oskar Blumenthal. — Säcularfeier Schiller'scher Dramen. — Nekrologe. 842
Politische Revue: Die Socialistendebatte im Deutschen Reichstage. — Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses. — Der nationalliberale Parteitag. — Der Vertrag von Tien-Tsin. — Das Cabinet Gladstone und die Sudanfrage. 849

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

SEP 6 1979

REC. CIR. MAR 6 1979

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6, 40m, 3/78

Digitized by Google

YD 07262

31185

AP
30
L58
1884:1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google